



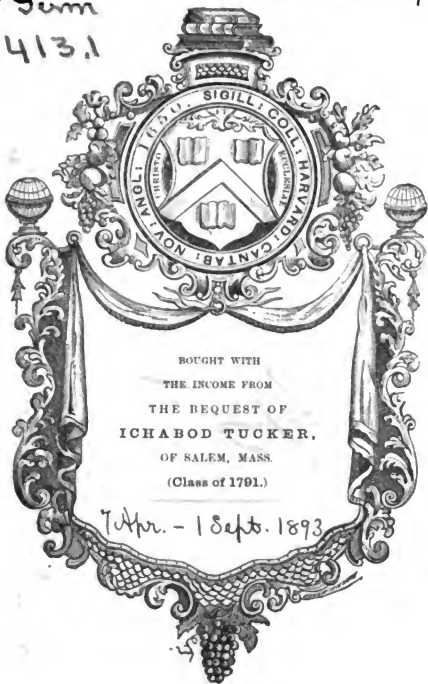
Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

sehen, indem der Herzog zu
morenen durch schändlichen B

P Sum
413.1

Bd. Oct. 1893.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundsiebzigster Band.

April 1893 bis September 1893.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1893.

Westermanns ^{63/40}
illustrierte deutsche
Monats-Hefte

für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenunddreissigster Jahrgang. Vierundsiebzigster Band.



~~IX 243~~
P 92m 413.1

1873, April - Sept. 1.

Taschenfund.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

vierundsiebzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 245. — Ambrohn, Leopold, in Göttingen, 257. — Bender, Hedwig, in Eisenach, 188. — Berdrow, W., in Charlottenburg, 548. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 215. — Bie, Oscar, in Charlottenburg, 1. — Böhlau, Helene, in München, 106. — Brawe, Hans Nagel von, in Berlin, 679. — Cunnmerow, Wilhelm, in Göttingen, 324. — Dahl, Friedrich, in Kiel, 534. — Dahms, Gustav, in Berlin, 79, 205. — Dejjau, Bernhard, in Vologna, 769. — Dänker, Heinrich, in Köln, 266. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 379, 702, 845. — Frobenius, Hermann, in Charlottenburg, 91. — Gotthilf, Otto, in Freiburg i. B., 65. — Gottschall, Rudolf von, in Leipzig, 650, 777. — Groller, Valduin, in Wien, 337. — Guballe, L., in Volkenroda bei Kdner i. Th., 707. — Heiberg, Hermann, in Schleswig, 433, 577, 721. — Heinemann, Hugo, in Berlin, 475. — Horn, Georg, in Potsdam, 406, 554. — Kalischer, Alfr. Chr., in Berlin, 822. — Meyer, Chr., in Breslau, 631. — Meyer, M. Wilh., in Berlin, 753. — Müng, Sigmund, in Wien, 740. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 454. — Reichenbach, Moriz, in Deschowitz, 70. — Richter, Wilh., in Haltingen, 399. — Riedel, Emil, in Chicago, 312. — Ring, Max, in Berlin, 41, 166. — Rittland, Klaus, in Waren, 17, 145, 289. — Rohlf's, Gerh., in Godesberg, 356. — Ruysen, Theodor, in Paris, 382. — Schaarschmidt, Friedrich, in Düsseldorf, 223. — Schmarfow, August, in Breslau, 810. — Schulttheiß, Albert, in München, 129. — Sonnenburg, Ferdinand, in Braunschweig, 511. — Steindorff, Georg, in Leipzig, 492. — Trinius, Aug., in Waltershausen, 602. — Ulfse, Marie, in Leipzig, 636.

Inhalt

des vierundsiebzigsten Bandes.

Hermann Heubrich und die mythologische Malerei. Von
Leflar Sic, 1.
Leopoldinerblut. Novelle von Klaus Rittland, 17, 145,
289.
Eisab-Votringen und die Bogesen. Von Max Ring,
41, 166.
Die Farbe der Tiere. Von Otto Gottbill, 65.
De Sonn in 't Hus. Novelle von Werrig von Reichenbach, 70.
Napoleon I. in Rußland. Historische Studie von Gustav
Dabms, 79, 305.
Wilhelm Junier. Von Hermann Frobenius, 91.
Eine hrische Geschichte. Von Helene Böllau, 104.
Tullia d'Aragona. Ein Fremdenvertrick aus der italieni-
schen Renaissance von Albert Schultzeiß, 129.
George Eliot. Eine Studie von Hedwig Deuber, 188.
Punte Reide. Novelle von Wilhelm Berger, 215.
Die Lampe im Altertum. Von Friedrich Schaarschmidt,
223.
Wilhelm Bunt. Von Thomas Achels, 245.
Über die eigene Bewegung der Fixsterne. Von Leopold
Androm, 257.
Des Dichters Jakob Benz Blut von Straßburg an den
Weinarter Hof. Von Heinrich Länger, 266.
Zur modernen deutschen Belletristik, 273.
Neues aus der Kunsthistorie, 277.
Der Vulte oder Agawwein. Kulturstudie von Emil
Niedel, 312.
Graf Cagliostro alias Joseph Balsamo aus Palermo.
Von Wilhelm Cumberow, 324.
Der Silberhämmer. Novelle von Valvian Gröller, 337.
Marcello. Von Oskar Kobitz, 356.
Die Infinitivform unierer Zeitwörter. Sprachwissen-
schaftliche Skizze von Ernst Geßlein, 379.
Ernst Renan. 1823 bis 1892. Von Theodor Ruffien,
382.
Die ältesten Verkehrswege und Wasserleitungen auf
flaßlichem Boden. Eine kulturgeschichtliche Skizze von
Wibelm Richter, 399.
Die Marauite von Crequy. Von Georg Horn, 406, 564.
Neuelle Kritiksliteratur, 419.
Einmal im Himmel. Novelle von Hermann Heiber,
433, 577, 721.
Gustav Spanenberg. Von Ludwig Vietzki, 454.
Dichtkunst und Strafrecht. Von Hugo Heinemann, 475.
Wanderungen durch den alten Orient. Von Georg
Steindorff, 492.
Madonna jurst. Novelle von Ferdinand Sonnenburg,
511.
Das Blanton und die Blanton-Expedition. Von Fried-
rich Dabl, 534.
Der Trechstrom als Kraftvermittler. Von W. Ver-
brugg, 548.
Das Brockhaußsche Konversations-Lexikon, 570.
Die Wartburg. Von August Trinius, 602.
Philirvine Weller. Von Christian Meyer, 631.
Ernst Wichert. Ein litterarisches Charakterbild von
Marie Wic, 636.
Eine Dichtersliebe. Erzählung von Rudolf von Gottschall,
650, 777.

Aus dem Leben des Widdauers Fritz Drake. Eine bio-
graphische Skizze von Hans Rigel von Brawe,
679.
Der unbestimmte Artikel. Von Ernst Geßlein, 702.
Vortrübbling. Novelle von E. Wubalte, 707.
Porph Bius IX. Eine biographische Skizze von Sig-
mund Wän, 740.
Die Beweiser auf hoher See. Von W. Wilhelm
Meyer, 753.
Der Staub im Hausballe der Natur. Von Bernhard
Lefau, 769.
Die Engel des Melozzo da Forli. Von August Schmar-
low, 810.
Aus Beddensens Frauenkreise. Von Alfred Chr. Ra-
sicher, 822.
Musikalisches in der Sprache. Von Ernst Geßlein, 845.
Litterarische Notizen: Schiller. Von J. Rinow,
140.
Schillers Dramen. Von Ludwig Bellermann. — For-
setlungen über Schillers Wallenstein. Von Karl Wer-
der. — Schiller in Jena. Von V. Vigmann. —
Dante Alighieris Göttliche Komödie. Von König
Johann von Sachsen-Weissenfels. — Das Roland-
lied. Von Ernst Müller. — Martin Luther. Von
Richard Reutbauer. — Bilder aus der älteren deutschen
Geschichte. Von Gotthold Kies, 141.
Das Buch von den preussischen Königen. Von Dr. Bern-
hard Rogge. — Schulstaud und Sennenschein. Von
Franz Dittmar. — Gmu Polsha. Von Paul Rei-
hard. — Geschichte Katharinas II. Von W. von Bil-
balloff, 142.
Vriechschel zwischen Petri Mendelssohn-Partboldy und
Julius Schubring. Von Dr. Jul. Schubring. — Zur
Musik. Von Hellwig Spitta, 143.
Ruffische Reife. Von Hermann Labr. — Das Wetter
und der Mond. Von Rudolf Halb. — Osterdingens
Vieder. Von Franz Christel, 144.
Frauenrecht von Karl Arenzel, 273.
Geschichte meines Lebens vom Kinde bis zum Manne.
Von Georg Eder. — Die Schachspieler. Von Wil-
helm Jenien. — Wer trifft das Rechte? Von Her-
mann Heiber, 274.
Ein Kind. Von Ida Pop-Ed. — Lichtunggrige Leute.
Von Marie Janitschel. — Die Verlobung. Von Wil-
helm von Polenz. — Die Basis der Pyramide. Von
Luise Westfahl. — Thalia in der Sommerfrische. Von
W. von Berlesch. — Kleinbürger von Groß-Wien.
Von Vincenz Schiavacci, 275.
Provenzalische Lage und Spanische Mächte. Von Sie-
fried Samold. — Von Kalau bis Soltingen. Von
Friedrich Hevel. — Italienischer Salat. Von Leflar
Jubius. — Im Jahrhundert Grillparzer's. Von Adam
Müller-Guttenbrunn, 276.
Der Widenkriegen-Jählung. Von Rob. Koltrausch.
Abrecht I Herers Aientenbalt in Vahel 1492—94, 277.
Michelangelo, eine Renaissancestudie. Von E. von Schef-
ler. — Technik und Geschichte der Intarsia. Von
Dr. Christian Scherer, 278.
Ernst von Handel, ein deutscher Mann und Künstler.
Von Dr. Hermann Schmidt, 280.

- Danteaband. Von Sartorius, 281.
- Der Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Von Arthur Eitel. — Schloß Ansbach. Von Otto Reising, 282.
- Das junge Deutschland. Von Johannes Pröll. — Ethik. Von Wilhelm Wundt, 283.
- Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Von Georg Sammel. — Materialismus oder Spiritualismus? Von Hans Knebel. — Aus künftigen Grunden. Von Dr. phil. Luanna Wabinski, 284.
- Clare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechens. Von Dr. F. Arella. — Die augustinische Lehre vom Kausalitätsverhältnis Gottes zur Welt. Von Dr. E. Meyer. — Grundriss der Volkspsychie. Von Johannes Ullrich. — Vorlesungen über Festings Nationalismus. Von Karl Werder, 285.
- Zur Psychologie des Individuums. Von Stanislaus Freydenberg. — Das wissen mit über die Unsterblichkeit der Seele? Von Dr. Ricmann. — Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner. — Die Freuden des Lebens. Von Sir John Lubbock, 286.
- Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. — Meyers kleiner Pandälos. — Dreißig Tierleben. — Straßburg, Metz und die Sogekn. Von Gb. Vernebeck, 287.
- Pötitik und Christentum. Von H. Slopnik. — Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie. Von Johannes Offshoff. — Christenleben. Von Chr. Kschel. — Die Offshoffung. Von Franz Kolb, 288.
- Geschichte des Krader-Auffstandes in Ostafrika. Von Rodus Schmidt, 419.
- Von Kamerun von Süd nach Nord. Von E. Morgen, 420.
- Der Norddeutsche Klopff. Von Dr. Merig Fiedemann. — Demis. Von Ernst Klein, 421.
- Der Gott des alten Testaments. Von R. E. Francoz. — Auf der Walze. Von Wolfgang Rüdow. — Hünenblut. Von W. Jenjen. — Koffant. Von Dr. Adels Kolat, 422.
- Wendelsohn-Bartholdy, sein Leben und seine Werke. Von August Reichmann. — Friedrich von Rotom's Leben. Von seiner Witwe, 423.
- Pötit. Von Dr. Ernst Klein, 424. — Studien zur neuen deutschen Literatur. Von H. von Gottschall. — Der Reim bei den Griechen und Römern. Von D. Dingeldein, 424.
- Berliner Neubunde. (Eudwig Kaim von Kraun.) Von Ludwig Geiger. — Unmokrane Ansichten über moderne Kultur. Von Dr. A. Cielberg. — Hamerling als Erzähler. Von Dr. Bruno Rudner, 425.
- Idealismus. Von Dr. Chr. Bluff. — Gedichte von Heinrich Kullmann, 426.
- Jahreshefte. Von Dr. E. delle Grazie. — Letzte Gedichte von Adolf Schallert. — Die Frau in der Kulturgeschichte. Von Otto Henne am Rijn. — Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. — Volantolena. Von Emil Pöbl, 427.
- Im Juliantischaal. Von Gottfried Döhler. — Aus den fibrilischen Heidebergwerken. Von Baszily Jassfalon, 428.
- Von Raufaus von Hindufals. Von Bernhard Stern. — Deutschlands Heiden in Krieg und Frieden. Von Otto Neumann-Etrel. — Kunstblätter. Von Hermann Wafus. — Vom Aral bis zum Ganga. Von Dr. Hermann Brunnhofer, 429.
- Aus grünen Bergen. Von August Trinius. — Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele? Von H. E. Wümpel. — Die innere Verwandtschaft buddhistischer und arifischer Lehren. Von Karl Eugen Keumann. — Das vierte Evangelium. Von Hugo Triff. — Physiologie der modernen Fische. Von Claude Vacher. — Die Tautent des Weites. Von F. Scholz. — Die Kant-Herdortische Ethik. Von H. W. D. Krause, 430.
- Die Plankton-Expedition und Häßels Darwinismus. Von K. Henfen. — Das Unveritätsstudium der Frauen. Von E. Onud-Rudne. — Die Befreiung des Verbrechens und die Betämpfung des Verbrechens in und außer dem Gefängnis. Von Viktor Jacob. — Die Grundzüge der Naturwissenschaften. Von E. Jacob. — Eritliche Pöferehen. Von Robert Schelms. — Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Von H. Schliemann. — Über Keltisneblschr-einrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Von R. Petzun. — Begriff, Form und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Von H. Dorus. — Das wirtschaftliche Leben für Schule und Haus. Von E. Moormeister, 431.
- Der Paganus nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung. Von G. W. Kambit. — Methoden der gesamten Naturwissenschaft für höhere Schulanstalten und Volksschulen mit Grundrissen zur Pöfetik dreier literarischen. Von Karl Kollbach. — Versuch einer ethischen Ästhetik. Von G. Zimmermann. — August Comte, der Begründer des Positivismus. Von H. Gruter, 432.
- Eifernde Liebe. Von Ernst von Wildenbrud, 571.
- Frau Jenny Treibel. Von Theodor Fontane. — Kur-ländische Geschichten. Von Th. V. Vantenius. — Junge Leiden. Von G. Reugs. — Frau Gräfin. Von Peter Büttgen. — Aus der Tiefe. Von Irma von Troll-Borschmann, 572.
- Im Kampf des Lebens. Von Anna Frein von Alken. — In meiner Zeit. Von Adolf Widler. — Anacht Jagenden. Von Carlet Gottfried Reuling. — Randsturm. Von Hans Hoffmann. — Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. — Ja, was wir nicht alles möchten. Von Paul Scheerbar, 573.
- Janocens. Von Ferd. von Saar. — In schwerer Pö. Von Hans Nagel von Braue. — Rechtsfragen. Von Hans Schumader. — Staatsromane aller Zeiten und Literaturen. Von Friedr. Kleinmüller. — Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Von Hellmuth Wiese. — Walter von der Vogelweide. Von Anton E. Schönbach. — Ludwig Angenruber. Von Anton Bettelein, 574.
- Gustav Kühne. Von Edgar Pierson. — Essay von Hermann Grimm. — Goethe als Kabbalist in der Hamlet-Tragödie. Von H. A. Kowier, 575.
- G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Von G. Henri Mauru. — Geschichte der Valerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Wutber, 576.
- Meyers Konversations-Lexikon. — Meyers Kleines Konversations-Lexikon, 713.
- Entartung. Von Max Nordau, 714.
- Einteilung in die Philosophie. Von Friedrich Paulsen. — Geschichte der neueren Philosophie. Von Richard Falkenberg. — Die großen Weltströme. Von Lil-mann Reich S. J., 715.
- Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Von H. Sabinger. — Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweiser Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Von Vincenz Krauer. — Moral-Philosophie des Morgenlandes. Von D. Freiherrn von Schlichte-Wilffred. — Biologische Studien. Von Dr. Rudolf Arndt, 716.
- Geschichte der deutschen Literatur. Von Otto von Leirner. — Das jüdische Weib. Von Sabina Remy. — Anna Amalia, Herzogin von Coburg-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Von H. Bornhof, 717.
- Kuzji Settembrini. Von Francesco de Sanctis. — Alfred Kretsch. Von Veit Volentin, 718.
- Der große Kaiser im deutschen Lied. Von Paul Grotenhoff. — In gerechter Fehde. Von Anton Obern. — Das Drama Richard Wagners. Von Gustav Steuwart Edambergel. — Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen in der Nibelungenbildung. Richard Wagner. Von Dr. Ernst Meint. — Illustrierte Kunst-Geschichte. Von Adalbert Evoboda. — Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius, 719.
- Leffing. Von Dr. Erich Schmidt, 851.
- Sonntagelied. Von Friedrich Spielhagen, 852.
- Narida. Von Marie Riffen. — Im Reich des Lichtes. Von Hermann Grün, 853.
- Neue Gedichte von Otto Ernst. — Aus allen Zonen. Von Richard Zoegmann. — Gedanken und Empfindungen. Von Karl Treibolt. — Wästen und Weiden. Von Karl Reutoung. — Einflüster und Wonne. Von H. Wille, 854.
- Johann Partita von Lapis. Von Dr. Joseph Wüßham. — Die Schule des Redners. Von Konrad Alberti. — Orientalische Skizzen. Von Theodor Wölke, 855.
- Zerbrochenes Spielzeug. Von Karl Pröll. — Das muntere Jahrhundert. Von Karl Pröll. — Rationales Jährbuch. — Fotsdam, ein deutscher Fürstentum. Von Otto Rau, 856.

Namen- und Sachregister zum vierundsiebzigsten Bande.

Artikel, Der unbestimmte. Von Ernst Eckstein, 702.
 Rechebens Frauenkreise, Aus. Von A. Chr. Rafischer, 822.
 Bunte Weibe. Von Wilhelm Berger, 215.
 Cagliostro, Graf. Von W. Gummerow, 324.
 Crequi, Die Marquisse von. Von G. Horn, 406, 564.
 Dichtertiefe, Eine. Von R. von Gottschall, 650, 777.
 Dichtart und Strafrecht. Von Hugo Heinemann, 475.
 Draf, Aus dem Leben von Frig. Von F. R. von Strawe, 679.
 Drechstrom, Der, als Kraftvermittler. Von W. Bertrow, 548.
 Einmal im Himmel. Von F. Heiberg, 433, 577, 721.
 Etiot, George. Von Hermann Bender, 188.
 Elfen-Kochungen und die Hagefen. Von Max Ring, 41, 166.
 Engel, Die, des Melozzo da Forlì. Von A. Schmarow, 810.
 Farbe, Die, der Tiere. Von Otto Gottschick, 66.
 Färberei, Bewegung der. Von Leop. Andronn, 257.
 Hendrich, Hermann. Von Oskar Die, 1.
 Junfer, Wlth. Von Herm. Probenius, 91.
 Kuriose Geschichte, Eine. Von Helene Böhlan, 106.
 Lampe, Die, im Altertum. Von Fried. Schaarschmidt, 223.
 Lenz, Des Dichters Jakob, Nacht. Von F. Tünker, 296.
 Leontinerblatt. Von Klaus Kristand, 17, 145, 289.
 Literarische Mitteilungen und Notizen:
 Küssel, Th.: Christustreden, 288.
 Alberti, Konrad: Die Schule des Redners, 855.
 Krudt, Rudolf: Biologische Studien, 718.
 Arnold, Hans: Materialismus oder Evidenzismus, 284.
 Dahr, Herm.: Russische Reise, 144.
 Bellermann, Ludwig: Schillers Dramen, 141.
 Berlepsch, G. von: Italia in der Sommerreise, 275.
 Bernboeck, Chr.: Straßburg, Mey und Pögefen, 287.
 Betschlein, Anton: Ludwig Angenruber, 674.
 Bilbassoff, H. von: Geschichte Katharinas II., 142.
 Blümer, Hugo: Der biblische Ausdruck in den Reden Bismarcks, 286.
 Blütgen, Viktor: Frau Gertrud, 572.
 Borndorf, F.: Anna Amalia, 717.
 Bou-Gd, Ida: Ein Kind, 275.
 Brane, Hans Nagel von: In schwerer Pß, 574.
 Drechs Lierleben, 287.
 Bruchschel zwischen Heilig Wendelsobn-Bartholdy und Sal. Schüring, 148.
 Brocksau's Konversations-Vergiften, 570.
 Brudner, Bruno: Amerclina als Erzähler, 425.
 Brunnhofer, Herm.: Dem Aral bis zum Ganga, 429.
 Chambrlain, J. St.: Das Drama N. Wagners, 719.
 Chianucci, Vincenz: Kleinbürger von Groß-Wien, 275.
 Christel, Franz: Dichtersagen Rieker, 141.
 Delf, Hugo: Das vierte Evangelium, 430.
 Dingeldein, Otto: Der Stein, 424.
 Dirmar, Franz: Kaufhaus und Sonnenschein, 142.
 Döber, Gottfried: Im Zukunftsaust, 428.
 Diers, Albrecht: Aufenthalt in Pafel, 277.
 Ecker, Georg: Geschichte meines Lebens, 274.
 Eckstein, Ernst: Demis, 421.
 Eitelberg, A.: Unmoderne Ansichten, 425.
 Eitel, Johannes: Grundriß der Philosophie, 285.
 Ernst, Otto: Neue Gedichte, 854.
 Faß, Rudolf: Das Wetter und der Mond, 144.
 Falkenberg, Richard: Geschichte der neueren Philosophie, 715.
 Fischer, Friedrich von, Leben, 423.
 Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel, 572.
 Fontane, R. G.: Der Gott des alten Vektors, 422.
 Freilich, Karl: Gedanken und Einfundungen, 854.
 Frenzel, Karl: Frauenrecht, 273.
 Geiger, Ludwig: Berliner Neudrucke, 425.
 Gnaud-Rühne, E.: Das Universitätsstudium der Frauen, 431.
 Gottschall, R. von: Studien zur neuen deutschen Literatur, 424.

Gottschick, Johannes: Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie, 288.
 Grazie, M. G. delle: Italienische Bignetten, 427.
 Gregorovius, Ferd.: Kleine Schriften, 427. — Römische Tageblätter, 719.
 Grimm, Herm.: Slang, 575.
 Grotowski, Paul: Der große Kaiser im deutschen Lied, 719.
 Gruber, S.: August Comte, 432.
 Grunfen, Herm.: Im Reich des Lichts, 853.
 Gungel, F. G.: Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele?, 430.
 Harms, F.: Begriff, Form und Grundlegung, 431.
 Heiberg, Herm.: Wer trifft das Rechte, 274.
 Hense am Rhein, Otto: Die Frau in der Kulturgeschichte, 427.
 Hensen, S.: Die Plankton-Erpedition, 431.
 Hensch, Ludwig: Von Kalau bis Saffingen, 276.
 Hillebrand, Karl: Zeiten, Wälder und Menschen, 287.
 Hoffmann, Hans: Landsturm, 573.
 Jacob, E.: Die Grundzüge der Naturwissenschaften, 431.
 Jacobs, Viktor: Die Besserung des Verbrechers, 431.
 Jaffigson, Kasjili: Aus den sibirischen Wintergärten, 428.
 Janitschel, Marie: Lichtbunlige Leute, 275.
 Jensen, Wlth.: Der Schapfischer, 274. — Gannentlat, 422.
 Justus, Oskar: Italienischer Salat, 277.
 Kambli, E. W.: Der Farn, 432.
 Kirchbach, Wolfgang: Auf der Walze, 422.
 Klee, Gottlieb: Bilder aus der älteren deutschen Geschichte, 141.
 Kleinmüller, Fried.: Gaaßromane, 574.
 Kleinpaul, Ernst: Poetik, 424.
 Knauer, Vincenz: Die Hauptprobleme der Philosophie, 716.
 Kohlfrausch, Robert: Der Widerpenstigen Zähmung, 277.
 Kolb, Adolf: Kossini, 422.
 Kolb, Franz: Die Eschubaltung, 288.
 Kolbach, Karl: Methodik der gei. Naturwissenschaft, 432.
 Köpfe, Johann von Saffen: Dantes göttliche Komödie, 141.
 Krause, F. W. D.: Die Sant-herbarische Ethik, 430.
 Kurella, Dr. G.: Cesare Lombroso, 285.
 Korchet, Claude: Physiologie der modernen Liebe, 430.
 Kreyer, Otto von: Geschichte der deutschen Literatur, 717.
 Lehling, Otto: Schloß Ruckbach, 282.
 Ellen, Anna von: Im Kampf des Lebens, 573.
 Lindenmann, Marie: Der norddeutsche Wind, 421.
 Lymann, B.: Schiller in Jena, 141.
 Luvier, F. M.: Goethe als Kabbalist, 575.
 Lyuboff, Sir Jobn: Die Freuden des Lebens, 286.
 Mafius, Herm.: Bunte Blätter, 429.
 Maury, G. Benet: G. A. Birger, 576.
 Meinf, Ernst: Die logenwissenschaftlichen Grundlagenten in der Riblungsgedichtung Richard Wagners, 719.
 Mejer, E.: Die angulimische Lehre vom Kaufmännischen Verhältnis, 285.
 Mengs, G.: Junge Reiden, 572.
 Meyer, Konversations-Vergiften, 713.
 Meyer's Kleiner Handatlas, 287.
 Mielte, Hellmut: Der deutsche Roman, 574.
 Minor, Jakob: Schüler, 140.
 Moormeister, E.: Das wirtschaftliche Leben, 431.
 Muff, Chr.: Idealismus, 426.
 Müller, Ernst: Das Rolandlied, 141.
 Müller-Guftenbrunn, Adam: Im Jahrhundert Grillparcers, 276.
 Müller: Geschichte der Malerei, 576.
 Rationales Jahrbuch, 856.
 Reubauer, Richard: Martin Luther, 141.
 Reumann-Strela: Deutschlands Helgen, 429.
 Reumann, Karl Eugen: Die innere Persönlichkeit buddhistischer Lehren, 430.
 Rifen, Marie: Karida, 853.
 Rölcke, Theodor: Orientalische Skizzen, 856.
 Rordau, Max: Entartung, 714.
 Ohorn, Anton: In gerechter Heide, 719.

- Vantenius, Th. H.: Kurzläufige Geschichte, 572.
 Vaulen, Friedr.: Einleitung in die Philosophie, 715.
 Vech, Titmann: Die großen Weltträler, 715.
 Velony, R.: Über Wohlthatereinrichtungen, 431.
 Vichler, Adolf: In meiner Zeit, 573.
 Verion, Edgar: Gustav Kühne, 575.
 Vohl, Emil: Polantaken, 427.
 Veien, Wih. von: Die Verückung, 275.
 Vrell, Karl: Jertrodenes Sueteng, 856. — Das
 muntere Adtdunder, 856.
 Vroß, Johannes: Das junge Deutschland, 283.
 Vrzvvezevsch, Stanislaus: Zur Psychologie des In-
 dividuums, 286.
 Rau, Otto: Potsdam, 858.
 Reichard, Paul: Emin Balcha, 142.
 Reiskmann, August: Wendisohn-Bartholdy, 423.
 Remy, Nadia: Das jüdische Weib, 717.
 Reulour, Karl: Raketen und Reiten, 854.
 Reuling, G. H.: Knecht Hagebuden, 573.
 Ricmann: Was wissen wir über die Unsterblichkeit?,
 286.
 Rogge, Bernhard: Das Buch von den preussischen K8-
 nigen, 142.
 Rubinsteiu, Juliana: Aus dunklem Grunde, 284.
 Rubinam, Jol.: Johann Baptista von Logis, 858.
 Saar, Ferd. von: Innocens, 574.
 Samosh, Siegfried: Brovencalische Tage, 276.
 Sanctis, Francesco de: Luigi Settembrini, 718.
 Sartozzini: Dantebandbuch, 281.
 Schafstein, Adolf: letzte Gebichte, 427.
 Scherbart, Paul: Ja, was wir nicht alles wüchten,
 573.
 Schesler, E. von: Michelangelo, 278.
 Schellwien, Robert: Optische Häreisen, 431.
 Scherer, Christ.: Technik und Geschichte der Intarsia,
 278.
 Schlichta-Wsched: Moralphilosophie des Morgenlan-
 des, 716.
 Schliemann, H.: Bericht über die Ausgrabungen, 431.
 Schmidt, Erich: Leising, 851.
 Schmidt, Herm.: Ernst von Bantel, 280.
 Scholz, H.: Däretik des Weites, 430.
 Schomader, Hanna: Liebeswirren, 574.
 Schombau, H. G.: Walter von der Vogelweide, 574.
 Schiel, Arth.: Hat Wagner eine Schule hinterlassen?,
 282.
 Simmel, Georg: Die Probleme der Geschichtsphilos-
 ophy, 284.
 Sturnik, A.: Politik und Christentum, 288.
 Svielbogen, Friedrich: Sonntagstünd, 852.
 Svitta, Ph.: Zur Kunst, 142.
 Etern, B.: Vom Kaufhaus zum Hindulisch, 429.
 Svotoda, Adelbert: Illustrierte Kunst Geschichte, 719.
 Trinius, August: Aus grünen Bergen, 430.
 Trost-Borokhyan, Irma von: Aus der Tiefe, 572.
 Waibinger, H.: Kommentar zu Kant's Kritik der rei-
 nen Vernunft, 716.
 Valentiu, Geir: Alfred Mebel, 718.
 Weller, Karl: Vorlesungen über Schillers Wallen-
 stein, 141. — Vorlesungen über Lessings Nathan,
 285.
 Westrich, Luise: Die Wäst der Pyramide, 275.
 Widenbruch, Ernst von: Eisenbe Liebe, 571.
 Wille, B.: Einsiedler und Genosse, 854.
 Wolf, Karl: Geschichten aus Tirol, 573.
 Wunet, Wih.: Ethik und Vorlesungen, 283.
 Zimmermann, G.: Versuch einer Schillerischen Ästhetik,
 432.
 Zoosmann, Richard: Was allen Jonen, 854.
 Rabonna führt. Von H. Sonnenburg, 511.
 Maroffo. Von Gerhard Rodfs, 356.
 Musikalisches in der Sprache. Von Ernst Edstein, 845.
 Napoleon I. in Rußland. Von G. Dahms, 79, 205.
 Paph Pius IX. Von Eigmund Hing, 740.
 Plankon, Das, und die Plankton Expedition. Von Fr.
 Dahl, 584.
 Pulte oder Agavenwein, Der. Von Emil Kiebel, 312.
 Renan, Ernst. Von Th. Kluyffen, 382.
 Silberhämied, Der. Von Balvain Großer, 337.
 Sonn, Te, in 't Pas. Von W. von Reichenbach, 70.
 Spangenberg, Gustav. Von E. Piersch, 454.
 Staub, Der, im Haushalle der Natur. Von H. Detsau,
 709.
 Tullia d'Aragona. Von Rib. Edultheiß, 129.
 Verkehrswege und Wasserleitungen, Die ältesten, auf
 Asiatischem Boden. Von W. Richter, 399.
 Verückung. Von E. Guballe, 707.
 Wanderungen durch den alten Orient. Von Georg
 Steinboff, 492.
 Worburg, Die. Von A. Trinius, 602.
 Wegweier, Die, auf hoher See. Von W. B. Meyer,
 753.
 Weller, Philippine. Von Chr. Meyer, 631.
 Wichter, Ernst. Von H. Uhe, 636.
 Wundt, Wih. Von Th. Aelch, 245.
 Zukunftsform, Die, unserer Zeitwörter. Von Ernst
 Edstein, 379.

Westermanns
illustrierte deutsche
Monatshefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Inhalt.

	Seite
César Vie: Hermann Hendrich und die mythologische Malerei	1
<i>Mit einem Porträt und acht Abbildungen: Hermann Hendrich — Vor im Kampf mit der Widgartischlange. — Korbige Pandigalt. (Lairs Töchter.) — Arib. — Sirgfrids Tod. — Christus auf dem Meer. — Atlantis. — Lebelmahnen.</i>	
Klaus Rittland: Levantinerblut. Novelle. I.	17
Max Ring: Elsaß-Lothringen und die Vogesen. I.	41
<i>Mit zwölf Abbildungen: Weg von der Esplanade gesehen. — Das Denkmal der Bayern bei Börtz. — Gerberstraße in Weh. — Die Kathedrale in Weh. — Inneres der Kathedrale in Weh. — Eingang zur Ruine Hobbart bei Zabern. — Partie an der M. bei der alten Wegig in Straßburg. — Das Münster in Straßburg. — Westfassade des Münsters in Straßburg. — Sübportal und Bierungsturm des Münsters in Straßburg. — Denkmal des Markschloßs North von Sachsen in der St. Thomaskirche zu Straßburg. — Der Kaiserpalast in Straßburg.</i>	
Otto Gotthilf: Die Farbe der Tiere	65
Moris von Reichenbach: De Sonn in 't Hus. Nouvellette	70
Gustav Dahms: Napoleon I. in Rußland. Historische Studie. I.	79
Hermann Frobenius: Wilhelm Junker	91
<i>Mit zwei Porträts und acht Abbildungen: Wilhelm Junker vor seiner Afrikareise. — Ein Soldat. — Ein Soldat. — Das Koto-Gebirge im Rimbaba-Lande. — Der Neffe: Nafua. — Geräte der K. Sandé. — Geräte der Mangbattu und K. Sandé. — Mangbattu-Krieger. — Junker bei Wambangá. — Wilhelm Junker nach seiner Rückkehr aus Afrika.</i>	
Helene Böhlen: Eine kuriose Geschichte	106
Albert Schultkeiß: Zulia d'Aragona. Ein Frauenporträt aus der italienischen Renaissance	129
<i>Mit einem Porträt: Zulia d'Aragona.</i>	
Litterarische Notizen	140
<i>Schiller. Von Jakob Minor. — Schillers Traumen. Von Ludwig Wellermann. — Vorlesungen über Schillers Wallenstein. Von Karl Werder. — Schiller in Tena. Von H. Wilmann. — Tante Maghiaria Götliche Komödie. Von König Johann von Sachsen-Filsalethes. — Das Rolandslied. Von Ernst Müller. — Martin Luther. Von Richard Neubauer. — Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Von Gotthold Klee. — Das Buch von den preukischen Königen. Von Dr. Bernhard Rogge. — Schusslaub und Sonnenschein. Von Franz Pittmar. — Emin Pascha. Von Paul Reichard. — Geschichte Katharinas II. Von H. von Wilbaltist. — Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Bartholdy und Julius Schubring. Von Dr. Jul. Schubring. — Zur Musik. Von Philipp Spitta. — Russische Metze. Von Hermann Vahr. — Das Wetter und der Mond. Von Rudolf Falb. — Osterdingens Nieder. Von Franz Christel.</i>	
Litterarische Neuigkeiten	1
Anzeigen	111

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unterlagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von:

A. G. Liebeskind in Leipzig, betr. Hans Hoffmanns „Vom Lebenswege“
und Angeli von Hörmanns „Neue Gedichte“.



30. D. Monatshefte.

Christus auf dem Meer. Nach dem
Verlag von Joh. B.



April 1893.

Bemalde von Hermann Hendrich,
(in Mänden.)



Hermann Hendrich. Nach dem Gemälde von Georg Meyer.

Hermann Hendrich und die mythologische Malerei.

Don
Oskar Sie.

Husere Zeit hat etwas Nivel-
lierendes. Über die ganze
Kultur legt es sich wie ein
horizontales, ausgleichendes
Band. Spitzen stumpfen sich ab, Gipfel
rücken herunter. Im Kampfe ums Da-
sein schließen sich die Einzelinteressen zu-
sammen zu mächtig anwachsenden Ge-
nossenschaften, die durch die Ausehullichkeit
ihres juristischen Korpus dem vereinzelt
Mitglieder Unterschupf und Schutz

gewähren. Die bildenden Künstler treten
nicht am wenigsten zu großen Vereinen,
zu fest geschlossenen Parteien zusammen,
in denen der einzelne mitmarschieren muß,
wenn er nicht untergehen will. Nur
wenige sind es, die mit den programm-
belasteten Richtungen nicht ihren Pakt
schließen wollen, die sich als freie Indi-
viduen ihren eigenen Platz suchen, die
parteilos, richtungslos, ohne Schablone,
ohne Vorbild, ohne Akademie nichts be-

sißen wie ihre unerschöpfliche Phantasie. Spaziert man durch eine moderne Kunstausstellung mit ihren zu Tausenden magazinierten Schätzen, ihren wahllos aufgetürmten Bildern, die, grausam aus dem traulichen Atelier hervorgegeschleppt, nun in dem großen socialistischen Bazar mit allen Mitteln einander zu übertrumpfen suchen, dann trifft man nur gar selten auf ein wirkliches Individuum, das seinen eigenen Weg geht und um den Beifall des Publikums nicht buhlt. Kleine Specialausstellungen, wie man sie in letzter Zeit zum großen Glück der Kunst wieder bevorzugt, sind besonders geeignet, dem Verständnis einer individuellen Künstlerkraft vorzuarbeiten. Ist man im Stande, das Wirken eines Böcklin, Klinger, Stud, Trübner oder Thoma durch eine Reihe zeitlich aufeinander folgender Schöpfungen in einem geschlossenen Kabinett, ungestört von andersartigen Eindrücken, behaglich und liebevoll zu verfolgen, dann sieht man der Künstlerseele ins Auge, dann geht man auf ihre individuelle Art, die Welt zu schauen, ein und beginnt den Menschen hinter dem Kunstwerk zu verstehen — die erste Bedingung für eine gerechte Kunstkritik.

Unter diesen individuellen Künstlern nimmt Hermann Hendrich insofern eine Ausnahmestellung ein, als seine Schöpfungen bei dem großen Publikum nicht, wie es naturgemäß bei anderen eigenartigen Künstlernaturen der Fall ist, auf allzu spröde Aufnahme, auf ein zu geringes Maß von Verständnis stoßen. Auch wer nicht ganz im Stande sein sollte, auf die Tiefen, aus denen der Künstler seine Stoffe schöpft, mit ihm herabzusteigen, wird in dem bloßen Formreiz und in der fatten Farbgebung seiner Bilder Grund genug finden, sich mit ihm näher zu befreunden. Auch bei nur mäßiger Ausbildung seines Stilgefühles wird er, sobald ihm eines seiner Werke begegnet, die Hand desselben Künstlers herausfühlen und sich sofort angezogen sehen von der eigentümlich reichen Stimmung, die ihm aus jedem dieser Werke entgegen-

strömt. Ein kleiner Vergleich zwischen unseren Abbildungen, die ja (was ich ausdrücklich bemerken möchte) durch die Weglassung der Farbe und durch die für den Druck notwendige, allzu bestimmte Präzisierung jeder verschwimmenden Kontur dem Beschauer nur die Hälfte des Inhaltes der Originale übermitteln können, wird ihn schnell über das Gemeinsame der Werke des Künstlers belehren und auch in dieser beschränkten Auswahl ihn überzeugen, daß er es hier mit einer Phantasie zu thun hat, die nicht die gewöhnlichen Wege wandelt und, wie man es nimmt, abseits oder zwischen den Richtungen steht, die zur Zeit die Köpfe der Künstler erhitzen. Von den modernen Experimenten mit Lichtreflexen, welche sich eine große Zahl unserer zeitgenössischen Maler als Lebensaufgabe gejezt haben, ist hier keine Spur zu finden — und doch spielt das Licht und sein mannigfaltiger Einfluß eine der bedeutendsten Rollen; von der Flucht in holländische Bauernhäuser oder andere stimmungsburchränkte Aufenthaltsorte, wie sie die neue Schule liebt, ist keine Rede — und doch liegt eine Stimmung über jedem einzelnen der Bilder, die fast etwas Musikalisch-Unergründliches an sich hat. Nicht in diese oder jene Kategorie fügt sich des Künstlers Phantasie ein, nicht einmal ausgesprochen modern oder traditionell läßt sie sich taufen, sie hat ihre eigenen Bahnen und Gesetze.

Schon die ganze kurze Laufbahn, die der Künstler bisher vollendete, läßt erkennen, wie naturwüchsig, wie unbewußt, wie selbständig sich sein Talent herausgebildet hat. Geboren 1856 zu Feringen am sagenumwobenen Kyffhäuser, Sohn eines Mühlenbesizers, zuerst bei Theodor Müller in Nordhausen in der Lithographie unterrichtet, immer sehnlicher aber allen pelumiären Schwierigkeiten und Verzögerungen zum Trotz der freien Malerei zustrebend, hatte er aus seiner Heimat Thüringen die besten landschaftlichen Eindrücke auf den Weg genommen, als er nach mancherlei nordischen Reizen — den

Süden hat er bezeichnenderweise noch nicht betreten —, auf denen er seine anregendsten Studien genacht, in Amerika es mit einer kleinen, ersten Ausstellung seiner Werke versuchte, die ihm wider alles Erwarten einen solchen Erfolg brachte, daß plötzlich eines Tages ein amerikanischer Räcen auf der Bildfläche erschien, der ihm den „ganzen Krempel“ für ein hübsches Sümchen abkaufte. Aber nicht die weiteren Studien bei Wenglein in München und nach seiner Übersiedelung nach Berlin bei Bracht (ermöglicht durch die Überweisung eines kleinen dreijährigen Stipendiums, welches ihm die gütige Vermittelung des Grafen Werthern beim preußischen Ministerium erwirkte) haben ihm seine Ideenwelt gegeben, sondern im Anschluß an die kräftigen Eindrücke des Nordens fand er teils in den Werken Richard Wagners, teils in den Wöcklin'schen Schöpfungen, welche die Schadsche Galerie zieren, den sympathischen Boden, auf dem er weiter fortbaute, zu immer größerer Selbständigkeit sich durchringend.

Sein Ausgangspunkt war dabei die Mythologie. Aber er trat derselben nicht nahe als Illustrator, sondern er stieg in ihre tiefsten Tiefen hinab — er erlebte sie. Er setzte sich gleich mit dem mythenbildenden Volke, welches seine Sagen dichtet, indem es die Naturvorgänge vermenschlicht. Der primitive Mensch, dessen Denkfähigkeit zu den letzten Abstraktionen noch nicht ausreicht, fühlt das notwendige Bedürfnis, die Erscheinungen der ihn umgebenden Natur sich zu erklären. Woher kann er allein den Grund zu ihrer Deutung nehmen? Er sieht in ihnen Abwechslung, Ordnung, Bewegung. Er kennt diese Begriffe nicht anders als von seinen eigenen Mitmenschen, von sich selbst. Statt der Deutthätigkeit arbeitet in seinem Kopfe die Phantasie. Deren Trugschlüsse kann er von richtigen Schlüssen noch nicht unterscheiden — ein Mangel übrigens, den wir noch bis in die historische Zeit hinein verfolgen können, wenn wir sehen, wie langsam sich der Begriff „Geschichte“, das Pflichtbewußtsein der

Wahrheit in der historischen Schilderung herausgebildet hat. Sieht der Mensch in der Natur Bewegung und kennt er die Gründe ähnlicher Vorgänge nur von sich selbst, so wird er jenen Erscheinungen menschlich geartete Urheber unterscheiden. Er wird die aufgehende Sonne als feuriges Gespann denken; den nieder sinkenden Mond als Göttin, welche den schlafenden Erdgott Endymion besucht; die dahinrasenden Wolken als göttliche Reiterinnen, welche die gefallenen Helben zur Walhall tragen; die Unfruchtbarkeit der winterlichen Erde als Abwesenheit der nahrungspendenden Göttin Proserpina; den Blitz als Waffe des zornigen Gottes; den Frühlingsregen als Hochzeit des höchsten Götterpaares; das Keuchen des feuer speienden Berges als bezähnten, himmelstürmenden Titanen; das lebenspendende Licht als Sieg des Sonnenhelden über den Drachen der Finsternis; den dunklen Lauf der irdischen Dinge als Geheimnis der finsternen Schicksalsgöttinnen; das Plätschern des Sees als Rosen der Nymphen; das Tosen des Oceans als Schritt des erderschütternden Wassergottes — und so fort, was ihn umgiebt, was sein Auge beschäftigt, als Wirken höher waltender, aber menschlich fühlender und handelnder Wesen. Was das Volk bei diesem Umwandeln der Naturkräfte in menschliche Thaten vollführt, ist die Handlung eines echten Künstlers. Denn zu allen Zeiten und in allen Gebieten besteht ein Hauptgeschäft der Kunst darin, Gegenständliches zu beleben, Lebloses zu vermenschlichen. Der Prozeß der Ideenverbindung, der Vereinigung heterogener Dinge, welcher sich dabei abspielt, ist die That der Phantasie, die sich über den wirklichen kausalen Zusammenhang der Welt köhn hinwegsetzt und in der Verknüpfung von Erscheinungen, welche an und für sich nichts miteinander zu thun haben, sich eine neue, eine zweite und der ersten an Unerchöpflichkeit gleiche Welt schafft. Wie das Wesen des Wipes darin besteht, daß er zwei völlig heterogene Begriffe wider alles Erwarten durch ein zweiseitig an-

gewendetes tertium comparationis verknüpft, so entdeckt die Phantasie, welche die Begriffe „Natur“ und „Mensch“ miteinander kombiniert, auf diesem Wege eine wunderbare, märchenreiche Welt, in der sowohl der Mensch über sein gewöhnliches Maß zu einem elementaren, überirdischen Wesen emporwächst, als die Natur durch Annahme menschlich konzentrierter, greifbarer und sinnlicher Formen zu einem verständlichen und faßbaren, lebendigen und selbst fühlenden Götterreiche wird.

In dieser Epoche ist das Volk nichts als Künstler. Die Phantasie herrscht unumschränkt, da der Begriff „Lüge“ noch nicht weit reicht. Die Göttin Juna fliegt mit noch ungezähmten, mächtigen Schwingen durchs Land. Ein Gedanke der Phantasie wächst zu einem Liede, zum Heldensange, der durch aller Munde geht, ewig veränderlich, ewig gesteigert, da die Kontrolle der schriftlichen Aufzeichnung fehlt. Kann haftet die Erfindung am einzelnen Dichter; ist das Wort seinem Munde entflohen, so ist es schon Allgemeingut, denn einer empfindet wie alle und alle wie der eine. Es ist ein unaufhörliches Hin und Her, ein stetes Sichkreuzen und Sichbeeinflussen der Sagen, das unmöglich feste Gestalt gewinnen kann. Es giebt keine Kluft zwischen Künstler und Laien, zwischen Kunst- und Volkspoesie, zwischen dieser und jener Kunstgattung. Es schlägt ein einziges, groß empfindendes Herz in all den tausend gleich gestimmten Seelen.

In diese schöne Zeit, welche jedes Volk je nach der Art seiner Phantasie einmal durchgemacht hat, führt uns mit glücklichem Griff unser Künstler. Er versteht den materiellen Wert abzuschätzen, welcher in diesem dämmerigen Uralter der Mythenbildung liegt, wo jedes Erlebnis zum Gedicht wird. Er weiß unsere Phantasie auf den Punkt hinzulenken, wo die Naturschauspiele zu menschlichen Vorgängen sich verdichten. Durch seine Hilfe sehen wir mit den Augen des mythenbildenden jungen Volkes. Wir sehen das wilde Tojen der Brandung, die sich an

den vereinzelt, tiefenden und moosbewachsenen Klippen bricht; bis weit in die Ferne verfolgen wir die aufsprühenden Wassermengen. Da, soeben schäumt im Vordergrunde eine mächtige Welle heran, sie schlägt sich an den kühn aufragenden Felsen, in hohem Bogen wüthet ihr Gischt empor, aber in demselben Augenblick bricht die Sonne durch das schwere, windgepeitschte Gewölk und zaubert aus den aufsprühenden Tropfen den schillernden Regenbogen, aus dessen zarten Farben sich die rosa-buhtige Gestalt der „Fris“ zusammenwebt, die in der Vermählung der freundlichen Sonne mit der wütenden Flut ihr Leben empfängt. Ober wir befinden uns auf stürmischem Meere im engen, schaukelnden Boote mit der ängstlichen Mannschaft, welche voller Schrecken die von der Ferne sich heranwühlende schwarze Wetterwolke schaut, die den alles begrabenden Wellenberg vor sich herrollt: und in unserer Todespein scheint die Wolke lebendig zu werden, die Formen eines Riesenschiffes anzunehmen, und das Gespensterboot des „Fliegenden Holländers“ wächst sichtbar aus ihr hervor. Oder die nächtliche Flut beginnt sich seltsam zu erleuchten, ein phosphoreszierender Schimmer breitet sich über die Fläche aus, mit Staunen gewahren wir das wunderbare Schauspiel, es umnebeln sich unsere Sinne und wir sehen sie klar und deutlich, die berückenden Meeremädchen mit ihren flammenden Haaren, wie sie sich naden und wie sie im Spiel sich verfolgen, schwimmend und tauchend, und sich das Wasser zuwerfend, das sich in glänzende, feurige Tropfenperlen auflöst, die raketenartig herüber und hinüber huschen, in ihrem Kreuzgefecht die geheimnisvolle Erscheinung des „Meerleuchters“ bewirkend. Oder wir befinden uns angesichts des in starren Winterschlaf versenkten, vereisten, trägen, grauschweren Eilandes, das der sommerlichen Erlösung harrt, die sich im fernen goldigen Morgendämmern ankündigt; und wie es da so liegt, das winterstarre Stück Erde, glauben wir den Pulsschlag des inneren Lebens hindurchzu-



Thor im Kampf mit der Midgardschlange. Nach dem Gemälde von Hermann Hendrich.

spüren, glauben wir ein in dämonischen Schlaf gebanntes Riesenweib zu sehen, dessen Gestalt sich immer deutlicher aus den zackigen Konturen des Felsgebirges zusammensetzt, bis wir sie sinnfällig wahrnehmen, die „Schlafende Brünhilde“, wie sie ihres Erlösers, des Sonnenhelden Siegfried, harret. Oder die Scenerie der Götterdämmerung steigt vor uns auf; aus den wallenden Fluten, die sich gegen den Himmel emporwälzen, steigt das Ungeheuer der Widgartischlange empor, die ganze Wut der götterstürmenden Erde verkörpernd; aus dem finsternen Gewölk aber, das der Himmel gegen die feindliche Macht heranschiebt, tritt in unbezähmbarer Kraft „Thor“ hervor, den Donnerhammer schwingend und im Kampfe mit dem Erddrachen die ganze, Elemente gegeneinander führende Katastrophe zusammenfassend, die Katastrophe eines Urgewitters. Oder endlich, wir bejucken die „Töchter Ögirs“, die nordischen Sirenen, die weit hinaus in das Meer ihre Lockrufe ertönen lassen, um thörichte Schiffer in ihre Netze zu verstricken; wie zieht diese die ruhige, stille Nacht zwischen den Felskolossen im Vordergrunde an; wie traulich muß sich's da leben mit den verführerischen Meerweibern, denen sie immer und immer wieder zuhören müssen — und sie kommen näher, durch eine unheimliche Gewalt getrieben, und sie sinken in die Arme der schönen Göttinnen, nur um im selbigen Augenblick den grausamsten Tod zu sterben und vorn an der nun so düstertraurigen Nacht durch die Jahre einsam und verlassen zu verwehen, den Schädeln und Gerippen gleich, die da auf dem Sande herumliegen, das Los all der unglückseligen Vethörten erzählend, deren Reihem in ewiger Folge die locksingenden Meeremädchen hinten auf hellem Eisand vermehren.

Wie man sieht, bewegen wir uns hier meist auf nordischem Gebiete. Und nicht ohne Grund. Denn der Künstler, welcher der Phantasie des mythenbildenden Volkes nachgehen will und jene eigenartigen, zwischen Natur und Vermensch-

lichung die Mitte haltenden Vorstellungen im Bilde festzuhalten beitrebt ist, wird den günstigsten Boden für seine Vorwürfe in der Sagenkunde finden, welche mit den Naturerscheinungen, den landschaftlichen Hintergründen noch den größten Zusammenhang bewahrt hat. Das ist aber zweifellos die nordische. Denn gehen wir zurück auf den ersten Anfang mythologischer Dichtung, auf die ersten Versuche, aus den Vorgängen in der Natur menschlich verständliche Thaten zu bilden, so erkennen wir, daß dieser Prozeß in der verschiedensten Weise seinen Verlauf nehmen konnte. Bei dem einen Volke waren die Phantasievorstellungen nicht bestimmt genug. Der Flug der Einbildungskraft ging gleich zu hoch; das künstlerische Maß war nicht vorhanden, welches den Gebilden der zwischen Natur und Menschum vermittelnden jungen Phantasie Form und Klarheit verlieh. So ist es bei den orientalischen und amerikanischen Völkerschaften gekommen. Das Bewußtsein, daß die Naturerscheinungen weit über die Grenze des den gewöhnlichen Sterblichen verständlichen Maßes hinausgingen, daß man hier mit Potenzen rechnen müsse, die sich nicht einfach durch Unterlegung menschlicher Motive erklären lassen, verführte zu ungeheuerlich phantastischen Bildungen, welche das menschliche Wesen um so viel entstellten und verzerrten, als der Unterschied zwischen Natur und Mensch zu betragen schien. Riesen mit hundert Beinen und tausend Köpfen, Tiere mit Menschenköpfen und Schlangenbeinen und wieder Menschen mit Tierköpfen und Tierchwänzen; zu solchen Bizarrerien bildeten sich die Götter aus, die, je mehr Symbole sie anhäuften, desto mehr dem elementaren Naturbegriff, den sie verkörpern sollten, nahe zu kommen glaubten. In diesem Wust von Phantasieauswüchsen ersticke schließlich die orientalische Mythologie, ohne kulturfähig und weltbedeutend geworden zu sein. Ganz anders faßten die Hellenen die Aufgabe an. Ihnen hatte ein gütiges Schicksal einen klaren,

plastischen Sinn, der in der Form und im Maße lebt, mit auf den Weg gegeben. Als sie daran gingen, die Naturvorgänge in menschliche Thaten umzusetzen, trat bei ihnen die geschlossene Figur des schönen Menschen gleich so in den Vordergrund, daß sie gar nichts anderes thaten, als ihre Götter zu höchsten Idealen menschlicher Vollkommenheit zu stempeln. Die landschaftliche Grundlage war bei ihnen eher als bei irgend einem anderen Volke vergessen, der Gott wurde einfach der schönste Mensch. So kam es, daß ihre Götterbilder sich nicht nur von allem orientalisierenden, phantastischen Answuchs sehr bald frei machten und um die Naturvorgänge, deren Vertreter sie waren, sich nicht im geringsten kümmernten, sondern auch durch die Harmonie ihrer Verhältnisse selbst phantastischer, aus dem Orient übernommene Gebilde, wie Kentauern und Satyrn, zu lebensfähigen Kunstvorstellungen ummodellten und endlich die Klassik erreichten, die ihnen die Weltgeschichte zugesprochen hat.

In den überladenen Gestalten des indischen oder amerikanischen Mythos war der bildenden Kunst kein sehr günstiges Material geboten worden. In den Göttern Griechenlands dagegen hatte die auf klare Formen und bestimmte Umrisse hinarbeitende Plastik ihren schönsten Stoff gefunden. Die nordischen Mythen aber waren die Mythen der Malerei. Denn sie sind es, welche die Mitte einhalten zwischen der wuchernden Phantastik des Orients und der maßvollen Bestimmtheit des Hellenentums. Sie haben ihren Ursprung, das Naturelement und die Landschaft, noch nicht vergessen, aber erreichen doch im einzelnen schon eine genügende Klarheit in der Gestaltung der mythologischen Figuren, um einen guten Vorwurf für die bildende Kunst abgeben zu können. Der nordische Boden war nicht geeignet, um so ausschweifende Phantasien emporspreizen zu lassen wie das Orientland, aber es wies in seinem Klima doch die Bewohner noch stärker auf das Wirken der Naturelemente, auf die Bedeutung

der Landschaft hin, als dies im immergrünen Süden der Fall war. In ihren schroffen Gegenständen, in ihren markigen Formen, in ihrer unendlichen Abwechslung trat die Natur in ein intimes Verhältnis zum Herzen des Nordländers; sie nahm in seinen mythischen Vorstellungen einen sehr breiten Raum ein. Er ordnete seine ganze Sagenwelt nach landschaftlichem Gesichtspunkte. Geriet er in die Gefahr, den landschaftlichen Hintergrund, wie bei der Weltesche oder dem Urriesen, etwas über die Grenzen klarer Anschauung hinauswachsen zu lassen, so schützte ihn die unbestimmte Dämmerigkeit, der die scharfen Konturen auflösende Nebel, welcher seine ganze Mythologie einhüllte, vor der Verlegenheit, das Einzelne zu genau ausmalen zu müssen. Das aber war gerade der Boden, auf dem die Kunst dieser Mythengattung einen Vorteil abgewinnen konnte. Die Malerei besitzt die Mittel, den duftigen Schein des nordischen Nebels, die Mischung der von der Landschaft zur Einzelfigur übergehenden Vorstellung in ihrem eigensten Wesen wiederzuspiegeln. Sie kommt darin dem Charakter der Ursage näher als etwa die Plastik, welche die Formen zu sehr klärt, oder die Bühnendichtung, welche die Gestalten zu sehr vermeenschlichen muß. Einzig der Landschaftler besitzt das Auge für den Charakter der nordischen Sage, und selbst der größte moderne Dichter nordischer Motive, Richard Wagner, konnte nicht umhin, das landschaftliche Element in seinen Bühnenwerken stärker heranzuziehen und bestimmter auszubilden, als man es bis zu ihm gewohnt war. Weder paßt der Plastiker zur nordischen, noch der Landschaftsmaler zur hellenischen Mythologie. Sowohl die Thorwaldenschüler, welche die nordischen Götter in die bekannten griechischen Typen herübermodellierten, als Böcklin, der den Prometheus als Riesengeist aus der Landschaft herauswachsen ließ, gehen um ihren Stoff herum. Der Griechengott ruft nach den abgemessenen Formen der Plastik, der nordische Ase verlangt nach dem

stimmungsvollen Hintergrund der Landschaft.

Von diesem Standpunkte aus hat Hendrich unter den wenigen Künstlern, die sich bisher an die leider so lange verbannte nordische Mythenvelt heranwagten, als erster die für sie allein richtige Darstellungsmethode gefunden. Er hält den engen Zusammenhang mit der Natur anrecht, er behandelt die figürlichen und die landschaftlichen Bestandteile als gleichwertige Parallelen. Wie die wenigen, oben beschriebenen Gemälde schon deutlich zeigen, zieht sich bei ihm der Charakter der Landschaft in den Personen zusammen und breitet sich gleichzeitig das Wesen dieser Personen in der Landschaftscenerie aus. Das eine bedingt und ergänzt das andere. Die Vorstellung der tobdringenden Gewitterwolke verdichtet sich zur Figur des Thor; die der Brandung, welche im Sonnenschein glitzert, zu der der Iris (oder Meerfei); die der lodenden, aber lebensgefährlichen Klippe zu derjenigen verführerischer Meerweiber. So weist der Künstler die hochmalerische Seite dieses in der Mythologie begründeten Menschwerdungs-Prozesses der Naturgewalten auf, und auch wo wir vom Reiche der Götter in das der Helden herabsteigen, setzt sich der Parallelismus von Natur und Mensch fort. Er vertieft und verinnerlicht auch die Darstellung von Siegfrieds Tod. Mit dem Helden, dessen Leiche wir da in lauem, traurigem Zuge davontragen sehen, sinkt auch der letzte Schimmer des Tages herab, und hinter dem finsternen, unheilbrütenden Hagen, der sich den Rheinigen zuwendet, senkt sich schweres Gewölk über das Thal, in dem Kontraste seiner dunklen Färbung mit dem roten Dämmerlicht und dem grünlich schimmernden Rhein, aus dem die blendend weißen Körper der Flußmädchen hervorragen, eine genau angepasste landschaftliche Folie abgebend für die Scene, die sich vor diesem Hintergrunde abspielt.

Wenn wir es genau bezeichnen wollen, worauf die Vertiefung beruht, welche die

ausgeführte Landschaft der figürlichen Handlung giebt, so ist es der Begriff: Stimmung — jener für die gesamte moderne Kunst so sehr wichtige Begriff, den ganze Richtungen sich zum Programm genommen haben. In dem gegenseitigen Verhältnis der Künste läßt sich oft die Beobachtung machen, daß die elementarere Gattung für die nächstfolgende, die mehr ins einzelne geht, den besten stimmungsvollen Hintergrund abgiebt. Ein Werk der Baukunst gewinnt an Stimmung, wenn es sich an die Natur anlehnt — wir lieben den Tempel auf dem Gipfel eines weitausschauenden Berges mehr wie denjenigen in der nüchternen Ebene. Ein Werk der Plastik gewinnt ebenso an Stimmung, wenn es sich an die Architektur anlehnt — wir ziehen das monumentale Reiterdenkmal mit großem baulichem Hintergrund der bloßen Statue vor. Ganz ähnlich verlangt die Bühnenhandlung nach einem ausführlichen decorativen Hintergrund und, ins Gebiet der Malerei überseht, die figürliche Scene nach dem entsprechenden Landschaftsbilde. Immer giebt die eine Kunst der anderen eine allgemeinere Folie, führt das in ihr liegende gefühlsmäßige Moment weiter aus und vertieft dadurch die Stimmung. Denn Stimmung-Geben ist nichts anderes als zu dem Besonderen etwas Unausgesprochenes fügen und ihm einen Rahmen geben, der auf seinem Zusammenhang mit dem Allgemein-Menschlichen hinweist. Diese Stimmung muß immer in etwas Undefinierbarem, Unklarem liegen, denn es widerspricht ihrem Wesen, dieselben deutlichen Formen anzunehmen wie der specielle Vorgang, den sie umspielt. Wie die neblig-dunstige Luft, die über einem holländischen Fischerdorfe lagert, durch die Gleichmäßigkeit des Tones und die Auflösung der festen Konturen die besondere Scenerie in eine allgemeine Stimmung taucht, so ist jede Stimmung eine Atmosphäre, welche die auseinander fallenden Einzelheiten auf eine gleiche Harmonie stimmt und all das Scharfe, Harte wegnimmt, das für die Gefühls-



Eitgrids Leb. Nach dem Gemälde von Hermann Hendrich.
(Verlag von Hue, Schuster in Berlin.)

welt zu klar ist. In dem Wagner'schen Musikdrama können wir diese eigentümliche, zugleich auflösende und doch wieder zusammenfassende Natur des Stimmungselementes am besten beobachten, weil gerade dieses Kunstwerk durch seinen höchsten Zweck, den Ausdruck des Dramas bis zum letzten Extrem zu steigern, darauf hingewiesen war, den stimmunggebenden Faktoren einen größeren Platz einzuräumen, als dies bisher sowohl im Drama als in der Oper der Fall sein konnte. In seinem Bestreben, das Menschliche, das von aller Konvention und historischen Bestimmtheit losgelöst als tiefsten Inhalt des Dramas herauszubilden, befolgt Wagner in seinen besten Werken die Methode, den äußeren Apparat der Handlung auf das Notwendigste einzuschränken, um alles fürs innere Leben frei zu haben. Er führt die Handlung schnell auf den Punkt hin, wo dieses innere Leben sich zu entfalten beginnt, und läßt dieses dann in voller Breite ausklingen. Er vertieft also die alte Opernschablone mit ihrer traditionellen Abwechslung von Recitativ und Arie, von Epil und Lyrik. Aber selbst diese lyrische Handlung wäre für die gewünschte Ausdrucksstärke des Musikdramas noch zu sehr Handlung. Es müssen stimmunggebende Elemente hinzukommen, die uns erst die ganze Tiefe enthüllen sollen. Dieselben bieten sich nun in doppelter Gestalt — einmal als Festlegung des stimmungsvollen Hintergrundes in der dekorativen Landschaft, die ja bei Wagner eine durchaus selbständige Stellung einnimmt, und dann als Fortführung des laufenden, entwickelnden Stimmungsgehaltes in der orchestralen Musik, die ebenfalls bei Wagner eine viel selbständigere ist als in der alten Oper. Wir sehen, wie Landschaft und Musik hier ihrer Aufgabe, die Stimmung zu vertiefen, nachkommen. Ihre Natur zwingt sie, alle Bestimmtheiten und Einzelheiten der von ihnen begleiteten Handlung wegzulassen und nur das Allgemeine zu betonen und intensiver zu gestalten. Wenn Brünhilde von Wotan

in den Schlaf versenkt wird, so ist es zwar für die Handlung diese bestimmte Brünhilde, die wegen des bestimmten Vergehens bestraft wird und unter ganz bestimmten Bedingungen sich diese Straftat angewirkt hat, aber die ganze Scenerie des feuerumstrahlten Felsberges mit der gepanzerten, lichten Frau unter mächtigem Baume oder das Wogen und Wallen des musikalischen Feuerzaubers können von diesen Einzelheiten so gut wie nichts verraten; sie nehmen sich nur das reiche Stimmungsmoment heraus, welches in der Situation liegt, und führen es ebenso verallgemeinernd wie vertiefend, jedes in seiner Weise aus, dort in der festgelegten Landschaft, hier im fortflutenden Feuermeer.

Der Tafelmaler hat vor dem Dekorationsmaler den Vorzug intimerer Wirkungen. Wenn er die Landschaft zu denselben Zwecken der Stimmungserweiterung heranzieht, so darf er seiner Aufgabe noch mit viel größerer Liebe und Sorgfalt und viel mehr künstlerischer Hingebung nahe treten, als es der nur aufs Große arbeitende Dekorationskünstler vermag. Besonders dem mythologischen Maler wird die Ausarbeitung des landschaftlichen Stimmungsgehaltes von der größten Wichtigkeit sein, da er eben auf diesem Wege an die Kraft der Ursagen herankommt, welche von der elementaren Bedeutung der Naturerscheinungen noch ganz durchdrungen sind. Er wird sich die Freiheit seiner Kunst hier recht sehr zu nütze machen, um so mehr, wenn er bestrebt ist, die Vorbilder paralleler Bühnenwerke zu überwinden und selbständig zu denken. Ein Wagnermaler, der einfach ein Bühnenbild auf die Fläche projiziert und die Landschaft der Dekoration auch zur Landschaft seines Gemäldes macht, ist nichts als ein Illustriator, der von den höchsten Zielen seiner Kunst keine Vorstellung besitzt. Es ist ein großer Vorzug der Hendrich'schen Entwicklung, daß sie sich immer mehr von den Einflüssen der Bühne emancipiert hat und daß er, statt nach Wagner zu malen, gelernt hat, so von sich aus zu

malen, wie Wagner von sich aus gedichtet hat. Dadurch, daß sein fliegender Holländer, seine schlafende Brünhilde, sein hammerchwingender Thor, sein Begräbnis Siegfrieds für die Bühne unmöglich werden und gerade die Eigenschaften hervorkehren, die dem Tafelbild im Gegensatz zur Bühnendekoration nahe liegen, hat der Künstler die Stimmungslandschaft noch zu einer viel höheren Potenz entwickeln können, als es der Hintergrund der Bühne vermag, hat er auch der Landschaft diejenige phantastische Form geben können, die sie dem Arminius näher bringt, den die Bühne für ihre Zwecke notwendig stark vermenslichen muß. Ja, er vermag nun auch aus einem dichterischen Geantbild einzelne Züge getrennt herauszunehmen und ganz für sich zu intensiver Stimmungswirkung zu steigern. Zu Anfang des dritten Aktes der Wagnerschen Tristanichtung liegt Tristan zum Tode verwundet am Boden, von unendlicher Sehnsucht nach der erlösenden Nacht erfüllt; Kurwenal beugt sich besorgt über ihn; ein Hirt bläst seine klagende, ergreifend wehmuthsvolle Weise über das weite Meer hinaus, das Haldes Schiff immer noch nicht erblicken läßt. Dies letztere Motiv: die traurige Weise und dazu das weite, weite Wasser, nimmt sich Hendrich als besonderes landschaftliches Stimmungsbild heraus und giebt ihm eine selbstständige Bedeutung, die sich vom Vorbild der Bühne frei macht. Vom linken Vordergrund erhebt sich steil aufsteigend eine nur von den melancholischen Herbstzeitlosen belebte Wiese bis zu einem felsigen Hochplateau, welches von einer alten Linde gekrönt wird; vor ihr sitzt der ausschauende Hirt, seine unendlich klagende Weise blasend, und vom fernsten Horizont bis ganz in den rechten Vordergrund eröffnet sich der Blick über das uferlose, grünblaue Meer, dessen Wogen in eintönigem Schlage nach vorn zu immer gewaltiger anwachsen, immer höher sich wölben, bis sie in gewaltigen Wasserbergen sich am steinigen Gestade schlagen. Die Stimmung der tiefen Sehnsucht,

welche in dem unendlichen Meereshorizont liegt und in solcher Steigerung auf Bühnendekorativen Wege doch nicht zu erreichen war, ist in diesem Bilde, das zu den glücklichsten Schöpfungen Hendrichs zählt, voll ausgekostet. Was Wagner in den eigenartig ansteigenden, verminderten Harmonien schildert, die zu dem motivischen Stoff dieser Scene gehören und in ihrer wehmütigen Leere, in ihrem ewig unaufgelösten Hinaufziehen so genial den gewünschten Ausdruck erreichen, daselbst thut hier der Künstler zu seiner Landschaft hinzu, und so kommt es, daß man in diesem Bilde wie in all den anderen, welche ähnlich die in der Landschaft gegebene Stimmung vertiefen, etwas Musikalisches finden wird. Bei der Bezeichnung der Hendrichschen Kunst als einer musikalischen Malerei spielt das richtige Gefühl mit, daß in seiner Behandlung der Landschaft nach der Stimmungsseite hin sich eine ähnliche Auffassung geltend macht, wie sie der Musiker besitzt, der aus seinem Stoffe den ganzen Gefühlsinhalt herausholen muß, um den einheitlichen, allgemeinen Grundton intensiv durchzuführen und sich über allzu klare gedankliche Einzelheiten hinwegheben zu können.

Ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel dieses Musikalischen in der Malerei ist die Farbe, die Farbe in ihrer unerschöpflichen Abwechslung durch die Skalen des Spektrums und in ihrer harmonischen Wirkung im fein gestimmten Nebeneinander. Denn die Farbe gehört nicht zuletzt zu jenen stimmungserregenden Mitteln, welche etwas Undefinierbares zu dem Besonderen hinzubringen. Die schwarze Zeichnung erwärmt sich und verinnerlicht sich, sobald sie farbig zu leuchten beginnt. Die weiße Statue gewinnt an Ausdruck, an Stimmung, sobald leichte Tönungen ihre Flächen beleben. Die Farbe ganz an und für sich ist eine Kunstgattung der Stimmung. In dem warmen Gemisch von Grün und Blau, in dem schimmernden Übergang von Violett und Rot liegt Musik. Ein jeder saugt die Farben der Frühlingsnatur oder der Herbstlandschaft

mit Behagen in sein Auge ein. Ein jeder vertieft sich gern in das leuchtende Farbeumeer schön gestimmter Malerei. Ja, ich könnte mich in die reine Farbe des lichtbrechenden Prisma ohne jede Linearfaktur, bloß in unererschöpflich tiefe, brennende Farbe vergraben, wie mein Ohr in die göttliche, so urreine Harmonie des Durdreiklauges, die bloße Harmonie, mit Wonne untertaucht. Die Farbe wie die Harmonie haben jenes Unjagbare, Unersehbliche, das wie aus einer anderen Welt zu stammen scheint und von unerreichbarer Stimmungskraft ist. Nicht ohne Grund lieben es unsere modernen Stimmungsmaler, mit Licht- und Nistreflexen, mit dem schillernden Schein unbestimmbarer Farbeispiele zu experimentieren. Freier noch kann die Phantasie des idealen Malers schalten. Wer sich seine eigene Phantasiewelt schafft, hat das Recht, auch die ganze Stufenfolge von Farbeindrücken sich zu nütze zu machen, die sonst in der die Wirklichkeit nachahmenden Malerei ihre beschränkten Grenzen hat. Erst seit kurzem, seit Böcklin ist die Idealmalerei sich dessen klar bewußt geworden. Als der gemüthvolle Schwind und seine Genossen sich an die Darstellung der romantischen Märchenwelt machten, lag auf der Farbe ein Bann, nur leicht getuschelt legte sie sich über die Zeichnung, die als Hauptsache galt. In Makarts Atelier stand die Farbe, deren Auge nun wieder zu leuchten begann, im Dienste nicht einer inhaltsreichen, ernst-idealen Kunst, sondern einer mehr dekorativen, rein auf den Effekt gehenden Malerei, die sich wie in den Formen auch in der Farbe an die pompösen Werke der späteren venetianischen Schule anlehnte. Hier hatte das Hauptwort die äußere, glanzvolle Erscheinung, die ja auch nur auf einige Jahre berechnet war; der sogenannte Inhalt war das Namensschild, unter dem das Kind in die Welt geschickt wurde, es war der leichte, verzerrte Text der italienischen Bravourarie. Böcklin hat zuerst in größerem Umfange die Farbe in den Dienst

wirklicher Poesie, wirklichen Inhaltes gestellt. Er hat an klassischen Beispielen, unter denen die Berliner Pietà nicht zu leht steht, die wunderbare Stimmungskraft, die musikalische Innerlichkeit der Farbe offenbart, die sich seinen phantasievollen Stoffen so unbeschränkt zur Verfügung stellt. Auf diesem Wege ist Hendrich fortgeschritten. Die glühende Innerlichkeit seiner Farben läßt sich in Worten schwer wiedergeben. Sein violett-dunstiges Abendrot, seine gelbbraunen Felsen, seine rotschimmernden Seemoose, seine grünblauen Wasser, seine weißen Mädchenleiber fügen sich zu immer neuen, blendenden Wirkungen zusammen, die für sich genossen allein eine Kunstbefriedigung gewähren. Einmal hat er dem freien Spiel der Farben ganz seinen Lauf gelassen. Seine Vineta, das Bild der versunkenen Stadt, die mit ihren schimmernden Palästen und strahlenden Schätzen — eine Beute der Seetiere und des gewaltigen, durch die Ruinen sich wälzenden glutängigen Drachen — von der grünlichen Flut umspült wird, welche der Sonne Antlitz verschleiert, sie ist eine Farbeudichtung von so berückendem Glauze, daß das Auge sich unersättlich in das Flimmern und Schimmern der bunten wogenden Welt hineinwühlt und davor ganz die Scheinhaftigkeit des Inhaltes vergißt.

Von besonderem Interesse ist es, daß sich Hendrich auch bemüht, aus dem Sagenstoffe der christlichen Welt Thematata für seine eigenartige Behandlung mythologischer Darstellungen zu gewinnen. Es gehört zu den wunderbarsten Thatfachen der Kunstgeschichte, daß sie den Erzählungen der Bibel immer wieder neue Auffassungen entgegenzubringen weiß. Die ersten symbolisierenden Versuche der altchristlichen Kunst, die naiven Schilderungen des Mittelalters, die Idealisierung in der Blütezeit Italiens, die Vermischung mit den kleinbürgerlichen Verhältnissen diesseit der Alpen, Michelangelo und Rembrandt, die Venetianer und die Rubensgenossen, der Naturalismus der modernen Historienmaler, Geb-



Zifantia. Nach dem Gemälde von Hermann Hendrich.
(Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

hardt's Rückgang auf die deutsche Renaissance, Uhdes' sozialistische Auffassung: welche Fülle von Individualitäten, von Anschauungsweisen bei ewig gleichem Thema zieht da in unserer Erinnerung vorüber! Und doch ist der Stoff noch immer nicht erschöpft. In dem Hendrich'schen Verfahren, vor allem das Stimmungsmoment aus der christlichen Legende herauszuheben, scheint mir eine große Zukunft zu liegen. Auf diese Weise wird der Inhalt der Erzählungen unserem modernen Empfinden mindestens ebenso nahe gebracht, wie durch die Uhdes'schen Versuche, das Milieu des Arbeiterlebens unterzulegen. Freilich dürften sich für diesen Zweck nur diejenigen Vorwürfe eignen, welche neben ihrem ethischen Gehalte noch besonders Gelegenheit geben zur Ausbreitung einer malerischen Stimmung und eines landschaftlichen Hintergrundes. Meer und Fels, die beiden seiner Hand vertrauesten Landschaftselemente, hat sich auch hier der Künstler zu Motiven gewählt. Da sehen wir Christus, wie er, allein durch die Macht des Glaubens getragen, über die Wogen dahinschreitet und um sich herum die eigenartige Stimmung der felsenksten, auf sich selbst gebauten, erhabenen Ruhe verbreitet. Und dann treffen wir ihn an, wie er allein durch die endlose steinige Wüste wandelt; ein einziger graublauer Ton liegt über dem Ganzen; der Mond wirft seinen Schatten über den Boden; da bildet eine breite Fuge mit ihm das Kreuz! Der geheimnisvolle Zauber der erhabenen Einsamkeit, der überirdischen Größe tönt uns wunderbar aus diesem Bilde entgegen.

Von dem Kreise der nordischen Götter- sache und den christlichen Stimmungsbildern geht Hendrich noch einen Schritt weiter in das Reich einer Art moderner Mythologie: das der Geistervisionen. Seine Natur wies ihm diesen Weg. Denn auch hier hat die dümmrige Unbestimmtheit, die ahnungsvolle Tiefe ihre Stelle, auch hier wächst das malerische Bild aus den Wahnvorstellungen einer, Natur und Menschlichkeit vermischenden Phantasie

hervor, auch hier legt die Kunst das zitternde Gewebe unserer Einbildungskraft im stimmungsfatten Werke fest. „Atlantis“, so nannte Graf Eulenburg in seiner Vallade das Zauberland, welches dem versinkenden Helden Sigil erscheint im Momente der Todesverzierung:

Sein Auge stammte, er saut hinab
Mit Mantel und Schwert in sein Heimgrab.

Der Künstler giebt dieser visionären Erscheinung feste Form. Schon sinkt der Knappe vom Bootesrande hinunter, da wächst vor dem aufrecht seines Schicksals harrenden Reden wie eine Fata Morgana die Walhallburg aus dem Wasser heraus, aus deren Pforten die ihn erwartenden Helden treten. Wie für ihn, so nehmen auch für uns die Gebilde des flackernden Nordlichts diejenige Form an, welche die überhitzte Phantasie ihnen verleiht. Es ist dasselbe Herauswachsen des Konkreten aus dem Landschaftlichen, wie wir es oben betrachteten. Das Bild ist noch von besonderem Interesse durch die Erinnerungen, die sich für den Künstler daran knüpfen. Es befindet sich in der Galerie unseres Kaisers, der es ankaupte, nachdem der Künstler auf seinen Wunsch an die Bearbeitung des Stoffes gegangen war. Dem Grafen Eulenburg, dessen bekannte Nordlandsdichtungen* sich ja mit der Vorstellungswelt unseres Künstlers eng berühren, hat derselbe nicht nur seine Beziehungen zum kaiserlichen Hause zu verdanken, sondern er besitz in ihm auch sonst einen überaus gütigen Protektor, der schon durch das hohe Interesse seines Vorgängers im Amte der preussischen Gesandtschaft in München, des um unseren Künstler gleich verdienten Grafen Werthern-Beichlingen, auf diesen aufmerksam gemacht, ihm jederzeit das freundlichste Wohlwollen entgegenbrachte und den Schritt in die Öffentlichkeit erleichterte.

Die Auffassung der Atlantis überseht sich in das Modern-Menschliche in dem stimmungsvollen Gemälde, welches wir

* Diese Dichtungen sind vor kurzem unter dem Titel: Philipp Graf zu Eulenburg, Etalensgejänge, bei George Wiermann in Braunschweig erschienen.

unter dem Titel „Todesmahnen“ abbilden. Die junge Witwe, eine stattliche, durch die leise melancholische Trauer und den „mit der Seele“ die Erinnerung an den geliebten Toten zuckenden Blick wunderbar sympathische Erscheinung, ist hinausgegangen ans weite Meer, dessen sehnsuchtsvoll ausgedehnter Spiegel ihre Thränen löst. Vor den aufgehenden Mond senkt sich ein leichter Nebel, und wie in den Gedanken der sinnenden Frau hier in der geheimnißvollen Einsamkeit das Bild ihres Geliebten immer festere Formen annimmt, bis es in voller Klarheit neben sie zu treten scheint, so wächst auch in unseren Augen der Nebel immer deutlicher zur visionären Gestalt des Mannes zusammen, er gewinnt Leben, er beugt sich leise wie tröstend zur Gattin herüber; sie scheint es zu fühlen, sie hält an, und in diesem Augenblick ist ihre Seele in trautem Verkehr mit der Seele des Verschiedenen.

In einem großen Nachtstücke „Nacht der Abgeschiedenen“ hat Hendrich denselben Versuch erweitert. Es ist die Nacht des Allerseelentages. Das zackige, felsige bretonische Gestade dehnt sich um eine Bucht herum, in der im Dunkel mehrere Bracks sichtbar werden. Die Anwohner nahen sich dem Straunde, der schon so zahlreiche Opfer aus ihren Familien in den unerfättlichen Schlund des klippenreichen Meerbusens hinabsinken sah. Sie besuchen heute die Seelen ihrer Verwandten. Sie glauben, daß sie in dieser Nacht dem Wasser entsteigen, ihre Gebete hören, ihre Seufzer teilen. Bis in den tiefsten Hintergrund sehen wir sie bei schwachem, flackerndem Laterneulicht auf den stoffelförmig vorspringenden Landzungen tunen und sich in die Erinnerung an die Toten versenken. Nebel streichen über die See. Da tritt mit seinem gespenstlich bleichen Scheine der Mond zwischen den dahinjagenden Wolken hervor. Er drückt die Nebelstreifen, sie teilen sich und winden sich empor. Es ist, als ob die Geister der Gestrandeten in ihnen sich verkörperten. Und wirklich: neigt sich hier nicht der

Gatte zu seiner ihn stehend herbeisehnen- den Frau? schleichen dort nicht Vater, Mutter und Kind in leisem Zuge ihren Verwandten entgegen? sind es nicht wirkliche Geister, bewegliche Schatten, die da in ganzen Reihen, da einzeln, da starr und träge, da erregt und lebhaft sich aus den Nebelstücken formen? Und je näher wir schreiten, desto deutlicher gewahren wir ausgeprägte Gesichter, unterschiedene Kleidfalten, schmerzliche Gesten, aus den durchsichtigen Lichtern der weißen Gewänder tritt glaublich und greifbar die lebende Gestalt hervor.

Eine eigentümliche Frucht haben hier die spiritistischen Anwendungen unserer Zeit getrieben. Von ihrer Thatsächlichkeit ganz absehend, hat der Künstler aus ihren Vorstellungen einen Stoff von größter malerischer Bedeutung, von reichstem Stimmungsgehalt gewonnen. Wenn man sonst meint, unsere Epoche, die im anwachsenden Materialismus den Geist verloren hat, citiere nun in der Reaktion des Spiritismus die Geister, die sie nicht wissen mag, so ist für den Maler in Wahrheit diese moderne visionäre Welt eine willkommene Wiederaufnahme alt-nordischer Mythenbildung, die in der unbestimmten Dämmerigkeit der Umriffe, dem nebelhaften Geisterjupf, der trüben Atmosphäre der Melancholie ihr Wesen wiederfindet. Und wie es nur die den Schein zur Wirklichkeit machende Malerei vermag, den Dämonen des nordischen Mythos, die zwischen Natur und Mensch, zwischen Begriff und Sinnlichkeit die Wage halten, eine in der Kunst lebensfähige Gestalt zu verleihen, so hat auch sie es nur in der Hand, den visionären Wahnvorstellungen des zweiten Gesichts, die zwischen Leben und Schatten, zwischen Durchsichtigkeit und Körperlichkeit schwanken, eine glaubliche und mögliche Form zu geben. Freilich steht der Künstler hier auf der schmalen Scheide zwischen Mystik und Vegetarbild, aber es ist ein alter Spruch, daß der kleinste Schritt vom Lächerlichen zurück sofort in das Gebiet des Erhabenen führt. Der Geschmack,

die Diskretion wird hier die annehmbare Grenzlinie ziehen. Und geschmackvoller, zarter, anheimelnder dürfte kein Künstler dies klippenreiche Thema behandeln, als es Hendrich gethan hat, dem auch hier wieder sein konsequentes Festhalten an den landschaftlichen Grundmotiven, sein Herausbilden der Figur aus der Natur, sein Betonen des allgemeinen Stimmungshintergrundes zu gute kommt.

Man kann den gemeinsamen Zug der Hendrich'schen Schöpfungen gut als ein Ausgehen vom Gedanklichen, Poetischen bezeichnen. Darin vor allem liegt sein Deutschtum begründet. Denn wie es die Form war, welche den klassischen Werken des Romantismus ihr Gepräge gegeben hat, so war es stets der Gedanke, der als Grundlage des künstlerischen Schaffens die klassischen Werke deutschen Empfindens geboren hat. Von Dürer bis zu Böcklin, von Beethoven bis zu Wagner hat stets ein gewisses Residuum von Reflexion, von Grübeleien dem deutschen Kunstwerke seinen Charakter, seinen Reiz, seine Bedeutung verliehen. Im Lande der Denker hat auch die Kunst in ihren besten Vertretern nicht „gespielt“, sondern „gedacht“. In Dürer war es der sinnende, dichtende Geist, der ihn zum Bahnbrecher der Kunst erhob. In Beethoven war es der Gedanke, welcher ihn die Tiefen der nicht mehr architektonisch formalen, sondern ausdrucksvoll darstellenden

Tonkunst entdecken ließ. In Schumann war es die Natur des phantastischen Romantikers nach Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, die ihm das Wunder des musikalischen Humors und der unmusikalischen Gemüthswelt enthüllte. In Cornelius war es der Schwung der poetischen Vorstellungskraft, der ihn auf die Höhen seiner grandiosen Phantastie führte. In Wagner war es die Reflexion, die innere Umwälzung, das dramatische Ideal, welches ihn seine wahre Kunst finden ließ. Es ist derselbe Gedanke, der auch den Italiener Michelangelo und den Franzosen Verlioz unserer Empfinden näher bringt. Beide waren Dichter, und die deutschen der Künstler haben fast alle zur Feder gegriffen. Im Deutschen lebt zuerst der Poet, der Denker, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren. Daß auch unser Hendrich im Malen ein Dichter ist, beweist er mit jedem Werke; neben seiner Staffelei steht der Dichter, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren. Daß auch unser Hendrich im Malen ein Dichter ist, beweist er mit jedem Werke; neben seiner Staffelei steht der Poet, der Denker, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren. Daß auch unser Hendrich im Malen ein Dichter ist, beweist er mit jedem Werke; neben seiner Staffelei steht der Poet, der Denker, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren. Daß auch unser Hendrich im Malen ein Dichter ist, beweist er mit jedem Werke; neben seiner Staffelei steht der Poet, der Denker, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren. Daß auch unser Hendrich im Malen ein Dichter ist, beweist er mit jedem Werke; neben seiner Staffelei steht der Poet, der Denker, und dieser sucht sich dann die bestehenden Kunstformen zu assimilieren.





34. D. Monatshefte.

Todesmahn. Nach dem Gemälde von Hermann Hendrich.
(Verlag von Jof. Albert in Wien.)

April 1893.



MILZENBACH GUPPARH'S C. P.

Jll. D. Monatshefte.

Jris. Nach dem Gemälde
(Verlag von Jof.)



April 1893.

von Hermann Hendrich.
(Blick in Richtung N.)



Levantine Blut.

Novelle

von

Klaus Rittland.

I.

Wir schlenderten langsam durch die schattigen Wege des Tiergartens, mein Freund Jobst von Brittlitz und ich. Unser Ziel war eigentlich eine stille Straße am äußersten Ende von Berlin W., aber es war gar zu schön im Tiergarten. Wir vermochten noch nicht, uns vom Busen der Mutter Natur loszureißen. Nach langer Regenzeit wieder der erste echte Frühlingstag! Ein hellgrüner Schimmer lag über Büschen und Bäumen, und ein angenehm frischer Erd- und Wasserduft stieg aus dem feuchten Boden empor.

Wir führten ein lebhaftes Gespräch. Sein Ausgangspunkt war eine Kritik der Familie meines Onkels gewesen, bei der wir den Abend zubringen sollten, und da diese Familie mit vier Töchtern gesegnet war, so hatte sich allmählich unsere Unterhaltung in dem beliebten und nie erschöpften Gesprächsstoff „Die Frauen“ verallgemeinert. Wir zählten damals beide sechszwanzig Jahre und hatten soeben

das medizinische Staatsexamen absolviert. Und wir glaubten die Frauen gründlich zu kennen, wenigstens was mich betraf. Jobst machte in diesem Punkte geringere Präntensionen. Er hatte wenig Glück bei den Frauen — vielleicht weil er sie zu ernst nahm. Ich dagegen hatte schon unzählige anmutige Abenteuer in meinem Erinnerungsbuche zu verzeichnen und that mir nicht wenig darauf zu gnt. Ich betrachtete überhaupt den etwas schwerfälligen Jobst mit wohlwollender Herablassung — und hatte doch gar keinen Grund dazu. Denn Jobst war nicht nur ein Mensch von klarem, tief angelegtem Geist, sondern — was noch mehr ist: er war auch ein Charakter. Als Sohn einer hochmütigen märkischen Adelsfamilie hatte es ihn schwere Kämpfe gekostet, bis er es durchgesetzt, statt, den Familientraditionen gemäß, Offizier zu werden, sich dem Studium der Medizin widmen zu dürfen, einer Wissenschaft, der er sich dann aber auch mit wahren Feueereifer hingab. Er

war einer von den Menschen, die ihr Ziel mit eiserner Festigkeit verfolgen und denen manche Bitterkeit und Widerwärtigkeit des Lebens erspart bleibt, weil sie stets genau wissen, was sie wollen.

„Sie mögen ja mit einem Übermaß von Vorzügen behaftet sein, meine Cousinen,“ erwiderte ich auf eine Lobrede, die Jobst soeben diesen jungen Damen gehalten hatte, „aber ich kann mir nicht helfen — für mich sind sie überhaupt keine weiblichen Wesen! Ob ich mit vier braven Kollegen zusammen bin oder mit ihnen, das ist für meine Gemütsruhe ganz egal!“

„Und doch haben sie etwas durchaus Mädchenhaftes,“ meinte Jobst, „höchstens die kleine Käthe liebt es, die Emancipierte zu spielen, und sie ist noch ein halbes Kind. Aber Gertrud zum Beispiel —“

„Ich weiß schon. Freilich, Gertrud ist das Muster einer Haushälterin. Alles geht unter ihrer Leitung wie am Schnürchen. Und dabei beschränkt sich ihre Thätigkeit nicht bloß auf das eigene Heim, sondern sie läßt dieselbe noch allen möglichen Vereinen und wohlthätigen Anstalten zu gute kommen. Es ist etwas Erhabenes um solch eine energische Berliner Wohlfahrtsdame!“

„Ich habe jedenfalls großen Respekt vor ihr,“ sagte mein Freund; „denn was sie antreibt, ist nicht die Sucht, sich hervorzudrängen, sondern der Wunsch, zu nützen. Ihre Schwester Hanna ist mir freilich auch sympathischer.“

„Ach Gott, Hanna, die altkluge, kleine Gouvernante,“ antwortete ich in wegwerfendem Tone.

Hanna hatte ihr Lehrerinnenezamen gemacht. Mein Onkel wünschte, daß jede seiner Töchter im Stande sein sollte, sich im Fall der Notwendigkeit selbständig ihre Existenz zu gründen.

„Ich kann das arme Kind nicht ohne Bedauern ansehen,“ fuhr ich fort; „sämtliche Daten, Namen und Jahreszahlen der alten und neueren Geschichte starren mich aus ihren klugen, ernsthaften, ermüdeten Augen an.“

Jobst senfte. „Wenn du nichts weiter

daraus liest, dann sind wieder einmal die Perlen vor die Säue geworfen.“

„Ebenso biblisch wie grob. Denn daß die ‚Säue‘ auf mich gehen, kann ich mir schon denken. Was meinst du aber mit den Perlen?“

„Ich meine, daß die süße, kleine Hanna dich liebt,“ stieß Jobst hervor, „und daß ich deine Blindheit nicht begreife. Bist doch sonst eitel genug.“

„Danke schön!“

Nein, ich hatte allerdings bis jetzt noch nichts Derartiges bemerkt, vielleicht weil mir Hanna zu unwichtig schien, um sie genauer zu beobachten.

„Weißt du, Jobst,“ bemerkte ich, nachdem ich einige Minuten lang über seine Worte nachgedacht hatte, „ich glaube, daß du dich irrst. Und wenn nicht — nun, dann kann ich dem guten Kinde leider auch nicht helfen. Sie muß sich schon entschließen, ihre zärtlichen Gefühle auf jemand anders zu übertragen, vielleicht —“

„Auf dich,“ hatte ich sagen wollen. Aber Jobst machte ein finstres Gesicht. Er war offenbar nicht in der Stimmung, sich necken zu lassen, und daß ihm Hanna nicht gleichgültig war, wußte ich längst.

„Ich könnte mich weder für eine meiner Cousinen erwärmen,“ fuhr ich fort, „noch für irgend eine andere unter den Damen, die ich letzten Winter hier so reichlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die moderne Dame an und für sich hat nach meinem Geschmack etwas Unnatürliches, Geschnaubtes. Und die tüchtige, energische, vielseitig gebildete — womöglich geistreiche — Dame, wie sie gerade in unseren Kreisen hier nicht selten vorkommt, die ist mir nicht um ein Haar lieber als die kokette Salon dame, und wenn du auch noch so mißbilligend den Kopf schüttelst! Diese vielen geistigen Interessen und mannigfachen Künste, die in unsere modernen jungen Mädchen hineingepropft werden — mit mehr oder weniger Erfolg —, erstickn das Beste in ihnen: das Weib!“

„Nun, so heirate doch die bayerische Schenkmanzell im Löwenbräu. Ich garan-

tiere dir, daß du da von keinem einzigen geistigen Interesse belästigt wirst!"

„Behalte doch deine freundlichen Rathschläge für dich, Alter. Ich vermisse in diesen Frauen das Natürliche, Elementare, unbesangene Sinnliche — das, was wir Männer doch vorwiegend in dem anderen Geschlecht suchen. Eine gewisse Beschränktheit gehört freilich dazu, aber die ist nach meiner Ansicht auch kein Fehler. Scharfer Verstand zerstört die einfache holbe Weiblichkeit. Die moderne Erziehung legt es so recht systematisch darauf an, die Gedanken des Weibes abzulenken von dem, was das Ziel ihres ganzen Sinnes und Trachtens sein sollte: geliebt zu werden, den Mann durch Liebe zu beglücken und einem kräftigen gesunden Geschlecht das Leben zu geben! Durch die Ausbildung und Pflege geistiger Fähigkeiten wird das natürliche — sagen wir: das tierische — Leben auf eine zu untergeordnete Stufe herabgedrückt, und das ist beim Weibe von Übel. Ich will aber, wenn ich mir eine Frau nehme, keinen Gehilfen für meine Berufsarbeit, auch keinen geistig gleichstehenden Freund, sondern ich will nichts als ein schönes, gesundes Weib, zu welchem ich gern in Ehrfurcht aufblicken werde, nicht weil mir seine Kenntnisse imponieren, sondern weil es der Natur näher steht als ich, und weil ihm ein wichtigerer Anteil an der Bildung der künftigen Generation zufällt!"

„Klingt recht hübsch, aber sieht sich in der Praxis anders an," meinte der Jost trocken. „Ich will nicht nur ein Weib haben, sondern eine Gattin und Lebensgefährtin. Und die muß das Beste begreifen können, was in mir ist!"

Die einbrechende Dämmerung mahnte uns an den gastlichen Theetisch, der unser harrete.

Wir wurden jedenfalls schon sehnlichst erwartet. Es war dies der letzte Abend, den ich in Berlin zu verleben gedachte. Am nächsten Morgen wollte ich abreisen, meiner Heimat entgegen, und die war weit entfernt. Mein Vater war Inhaber

einer der ältesten deutschen Importfirmen Kairo's; und ich selbst wollte mich nach beendigtem Studium in der Kalifenstadt als Arzt niederlassen.

Fünf Jahre hatte ich in Europa zugebracht, und ich freute mich wie ein Kind darauf, meine heiße, bunte, sonnige Heimat wiederzusehen. Als solche erschien mir Aegypten immer mehr, je länger ich davon entfernt lebte. Wenn schon ich mich als echten guten Deutschen betrachtete, so haften doch meine frühesten Erinnerungen an dem fremden Boden und machten mir denselben lieb und vertraut.

Ein rauschendes Tongewoge empfing uns beim Eintritt in den engen Vorjaal. „Alma wüthet in den Tassen," bemerkte ich, „gewiß eine Schöpfung des göttlichen Meisters' Liszt. Seit sie von Weimar zurück ist, spielt sie ja nichts anderes mehr."

Alma, die zweitälteste meiner Cousinen, besaß ein großes musikalisches Talent und hatte kürzlich einige Wochen in Weimar zugebracht, um bei Liszt zu studieren. Sie erhob sich nicht gleich bei unserem Eintritt, sondern that, als habe sie denselben überhört, was ich ihr nicht recht glaubte.

„Schön willkommen, ihr späten Gäste!" rief uns mein Onkel Fritz entgegen, ein freundlicher alter Herr, und ebenso herzlich wurden wir von den Cousinen begrüßt.

Jetzt unterbrach auch die junge Künstlerin ihre brausende „Rhapsodie" und streckte uns beide Hände entgegen.

„Das ist doch eine herrliche Musik, nicht wahr?" fragte sie mich funkelnden Auges. „Es ist eine dämonische Wucht der Leidenschaft darin."

Sie verschmähte die üblichen höflichen Gesprächseinsleitungen, sondern fiel immer gleich mit der Thür ins Haus, was sie für genial hielt.

„Ja, eine fürchterliche Leidenschaft," gab ich zu und machte ihr ein Kompliment über die Fortschritte in der Vortragungsweise, die ich seit jenem Aufenthalt in Weimar bei ihr bemerkt haben wollte.

„Ja, ich verdanke ihm viel, dem großen Meister!“ erwiderte Alma, und ihre Augen wandten sich in schwärmerischer Begeisterung nach dem kleinen nackten Stuhl-Engelchen, welches oberhalb des Kronleuchters an der Zimmerdecke klebte. „Ein Wort, ein Hauch von ihm zaubert neue Welten in der künstlerisch empfindenden Seele hervor —“

„Und es ist doch immer nur ein recht sparsamer, knapp zugemessener Hauch gewesen, in den sich die ganze Schülergesellschaft hat teilen müssen!“ fiel hier Käthe, ein nahewiejer Badjuch, ein. „Sie haben gar nicht jede besonderen Unterricht gehabt — damit plagt sich Lijst jetzt nicht mehr ab —, sondern sie haben ihm nur jeden Sonntag-Vormittag eine nach der anderen vorspielen dürfen. Das war der ganze Unterricht!“

„Aber es waren doch kostbare, herrliche Stunden!“ rief Alma feurig aus.

„Kommt jetzt zum Thee,“ mahnte Gertrud, die älteste, ein stattliches Mädchen, „bitte Ihren Arm, Herr von Krittlig!“

Und sie führte uns in das Speiezimmer. Ich sah zwischen Hanna und Käthe. Hanna sah heute noch bleicher aus als gewöhnlich. Ich musterte sie diesmal aufmerksamer. Jobits Behauptung hatte doch einigen Eindruck auf mich gemacht. Sie war eigentlich nicht ohne Anmut, die überschlanke Gestalt mit dem feinen, von aschblonden Scheiteln madonnenartig umrahmten Köpfchen. Aber so blaß, so mager und durchgeistigt sah sie aus! Sie schien ganz Gebante zu sein, wie ihre Schwester Alma ganz Nerven und Temperament war. Käthchen, meine andere Nachbarin, sah weniger ätherisch aus. Sie nahm mich gleich vollständig in Anspruch, denn sie betrachtete mich als eine Art Kollegen. Seit kurzem hatte sie nämlich den Plan gefaßt, Medizin zu studieren, und als Vorbereitung für diese Laufbahn hatte sie sich einstweilen irgend woher ein veraltetes Lehrbuch der Anatomie zu verschaffen gewußt. Seit sie sich im Besitz dieses heimlichen Schatzes befand, traktierte sie mich bei jedem Besuch, den

ich im Hause machte, mit ihrer medizinischen Weisheit.

„Ist es eigentlich wahr, Vetter,“ begann sie jetzt die Unterhaltung, „daß die Menschen am Abend kleiner sind als am Morgen?“

„Weshalb?“

„Nun, weil im Laufe des Tages die Zwischenwirbelscheibe zusammengebrückt wird, die sich dann erst während der Nachtruhe wieder auf ihr normales Maß ausdehnt. So steht's in meinem anatomischen Lehrbuch. Aber ich messe mich jetzt jeden Morgen und Abend mit einem Meisterricht an der Thür und der Strich kommt immer wieder auf dieselbe Stelle!“

„Du bist eben wohl ganz ungewöhnlich organisiert, Käthchen!“

„Und du machst dich immer nur über mich lustig, statt mir vernünftig zu antworten.“

„Du, Walter,“ redete sie mich nach kurzem Stillstchweigen wieder mit ihrer drollig tiefen Bassstimme an; „du sagst doch immer, ich würde nimmermehr eine Operation ausführen können; wir Frauenzimmer hätten viel zu schwache Nerven. Na, heute habe ich die Probe gemacht. Als ich mittags aus der Werkstatt kam, war gerade einer von der Pferdebahn überfahren worden, dicht bei der Potsdamer Brücke. Tot war er nicht, aber bewußtlos; ein Arm schien gebrochen, und der Kopf war ganz von Blut überströmt. Da habe ich ganz ruhig zugehoben, wie sie ihn aufnahmen und wegtrugen, und mir ist auch nicht ein bißchen übel geworden, obgleich es ein schrecklicher Anblick war!“

„Nun, nach dieser Feuerprobe kannst du gleich morgen eine Assistentenstelle an der chirurgischen Klinik annehmen,“ scherzte ich; „was meinst du, soll ich einmal mit Laugenbeck reden?“

Käthchen wandte beleidigt den Kopf ab. Hanna hatte bis jetzt wenig gesprochen. „Wie hast du dich denn vorgeisternt amüßert, Cousinchen?“ fragte ich sie. „Ich sah dich mit Dntel in das Schauspielhaus gehen.“

„Amüßert habe ich mich gar nicht,“ antwortete sie. „Die Darstellung des Kaufmanns von Venedig‘ hat mich durchaus nicht befriedigt. Besonders was die Rolle der Porzia betraf.“

Und sie setzte mir nun ausführlich ihre Ansicht über diesen interessanten Shakespeare'schen Frauencharakter auseinander. Was sie sagte, war feinsinnig und durchdacht.

„Du scheinst mir eine gründliche Shakespeare-Kennerin zu sein,“ bemerkte ich lobend.

„Ich bin kürzlich einem Shakespeare-Kränzchen beigetreten,“ erklärte sie; „wir kommen wöchentlich einmal zusammen und lesen die Dramen mit verteilten Rollen.“

„Ich sollte denken, du müßtest froh sein, jetzt, nachdem du das Lehrerinnenexamen glücklich bestanden hast, etwas geistig ausruhen zu können. Weshalb strengst du dich so an?“

„Aber eine derartige Lektüre ist doch keine Anstrengung, sondern ein Genuß!“ entgegnete sie erstaunt.

Und dabei wird sie immer blässer, durchschnittiger und elender, und studiert sich eifrig alles weg, was etwa noch an frischer Natürlichkeit in ihr steckt! dachte ich voll mißbilligenden Bedauerns.

Nach Beendigung der Abendmahlzeit begaben wir uns in das Studierzimmer des Onkels. Ein höchst gemütlicher Raum! Ich hatte manche heitere Stunde in demselben verlebt. Hier wurde mir zu Ehren eine Abschiedsbowle gebrant, gewürzt mit duftendem Waldmeister. Unjere Stimmung erheiterte sich mehr und mehr. Nur Hanna blieb still und gedrückt. Ich stieß mit ihr an: „Auf ein fröhliches Wiedersehen in Kairo,“ rief ich, indem ich sie daran erinnerte, daß sie meiner Mutter, deren Liebling sie war, ihren baldigen Besuch versprochen hatte.

„D wie gern würde ich kommen!“ antwortete sie erröthend. Ihre Augen leuchteten hell auf.

Beim Abschied hielt ich ihre schmale Hand lange und fest in der meinigen. Sie wandte das Gesicht ab, und ich bemerkte,

daß ihre Augen voll Thränen standen. Wurde es ihr so schwer, mich scheiden zu sehen? Und wir hatten doch nie ein innigeres Wort miteinander gewechselt.

Ich ward mit einemmal von lebhaftem Bedauern ergriffen, als hätte ich ein hohes Glück verjäumt. Aber bald schüttelte ich diese Empfindung wieder ab. Sie war doch nur eine ernste, mit Väucherweisheit überfütterte kleine Gouvernante, die Cousine Hanna, und so verschiedene wie möglich von dem kindlichen Naturweib, dem Ziele meiner Sehnsucht.

Acht Tage später empfing mich das ersehnte Pharaonenland nach langer Trennung wieder in seinen heißen Armen. Glühende Sonnenstrahlen, dicke Staubwolken, zudringliche Schwärme von Fliegen und Moskitos begrüßten mich, aber auch freundliche Landschaftsbilder: anmutige Palmengruppen und grüne Fruchtfelder, der altehrwürdige Vater Nil mit seinen buntbelebten Ufern und die gelben, schwarzen und braunen Menschengestalten, mit malerischen Lumpen behangen.

Ein unbeschreibliches Behagen umfieng mich, als ich, in Kairo angelangt, im offenen Wagen durch die wohlbekanntem Straßen meinem Vaterhause entgegenfuhr. Es war um die Mittagszeit. Heiß brannte die Sonne auf meinen Scheitel, und heißere Glut noch strahlten die Mauern der blendend weißen Häuser aus. Aber das war mir gerade recht. Ich hatte sie so lange nicht gefühlt, diese afrikanische Temperatur, sie durchströmte mich mit Wärme. Ich hatte den Eltern den Tag meiner Ankunft nicht gemeldet, da ich sie überraschen wollte.

Durch einen großen Teil der Stadt mußte ich fahren, bevor ich das im Geschäftsviertel gelegene Haus meines Vaters erreichte. Mein Herz klopfte in freudiger Erwartung, als der Wagen in die Mansur-Pascha-Straße einbog und vor dem Gebäude anhielt, welches der Schauplatz meiner glücklichen Kindheit gewesen war.

Schlafzig hockte ein arabischer Boab (Thürhüter) vor dem Eingangsthor. Er mußte noch nicht lange im Dienst sein, denn er war mir unbekannt. Aber jetzt erschien hinter ihm ein langer, schwarzbrauner Kerl im türkischen Anzuge. „Seid gegrüßt, Herr Walter!“ schrie er jubelnd und stürzte auf mich zu, meine Hände mit Küffen bedeckend. Wie er sich freute, mich wiederzusehen, der gute alte Achmet, unser langjähriger, treuer nubischer Diener!

Eilig durchschritt ich das Vorderhaus, in welchem nur der Eingang zu den Comptoirräumen war, während man zu der nach der Privatwohnung hinaufführenden Treppe durch den Hof gelangte. Große, in letzterem umherstehende Warenballen, Fässer und Kisten zeigten an, daß man sich in dem Bereiche eines Kaufmannshauses befand. Hier hatte sich's immer wundervoll Verstecken spielen lassen. Hier war auch der Schauplatz meiner ersten Kletterübungen, gefolgt von den obligaten blutigen Nasen und blauen Flecken gewesen. Dort oben an einem Fenster erschien jetzt ein rosiges Nulsiy — Klärchen, meine Schwester war es. „Walter!“ rief sie in freudigem Schreck, und jauchzend eilte sie mir die Treppe hinunter entgegen. Wie war sie hübsch und erwachsen geworden, seit ich sie zuletzt gesehen. Das war vor drei Jahren gewesen, als sie mit den Eltern den Sommer in Deutschland verlebt hatte. Damals noch ein ungeschickter Backfisch, hatte sich Klärchen seitdem zu einer reizenden, gewandten jungen Dame entwickelt. Nun kamen auch lärmend die beiden jüngsten Brüder herbeigestürzt, die sich noch in den angenehmen Flegeljahren befanden. Und dann lag ich am Herzen meiner Mutter und genoß einen jener glücklichen Lebensmomente, wo der Mann wieder zum Kinde wird und wo ein Strahl aus jenem längst entschwundenen Paradiese hell in seine Seele hinüberleuchtet! Mein Vater mußte erst aus dem Comptoir heraufgeholt werden. Ihn fand ich gänzlich unverändert, während mir die Mutter müde und gealtert schien. Er besaß ein

leichtes Gemüt und eine trotz mancher Mißerfolge und bitterer Erfahrungen ungekrübt erhaltene Lebensfrische und Unternehmungslust. Letztere hatte ihn einst in das fremde Land getrieben, in welchem er aber bis jetzt — und er lebte schon achtundzwanzig Jahre in Ägypten — trotz emsigen Fleißes, trotz uermüdblicher Thatkraft noch keine goldenen Berge entdeckt hatte. Doch er war Optimist und hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eines Tages als Krösus in das deutsche Vaterland heimkehren zu dürfen. Sein Importgeschäft gewährte ihm ein gutes, aber durchaus nicht glänzendes Einkommen. Nebenbei war er noch stets mit anderen Unternehmungen beschäftigt. Unendliche Pläne hatte er schon entworfen, zahlreiche davon auch ausgeführt, aber er hatte keine glückliche Hand, und nur dem vorsichtigen Rat meiner Mutter war es zu danken, wenn er bis jetzt wenigstens von schweren Verlusten verschont geblieben war. Meine Mutter war fränklich und sorgenvoll. Sie litt unter dem heißen Klima und strebte mit aller Sehnsucht ihres Herzens danach, ihren Lebensabend einst in Deutschland beschließen zu können, ein Wunsch, den ihr mein Vater gern erfüllt hätte. Aber er wollte doch vorher „sein Schäfchen im Trocknen haben“, und vorläufig bestand sein Hauptvermögen in Schuldforderungen an unsichere, schlecht zahlende arabische Kunden.

„Jetzt habe ich etwas ganz Besonderes vor,“ erzählte er mir vergnügt, als wir abends bei Tische saßen, „ein großartiges Projekt, welches ich mit Hilfe eines sehr intelligenten französischen Chemikers ausführen will. Der Mann hat nämlich ein System erfunden, in der Wüste Wasser zu schaffen.“

„Und wie will der moderne Moses das machen?“ fragte ich, ungläubig lächelnd.

„Ja, spotte nur,“ fuhr er fort, „die Sache ist ganz einfach und klar. Ich darf dir ja natürlich das Geheimnis nicht verraten, aber so viel kann ich dir doch sagen, daß es sich darum handelt, vermittelst eines Salzes die Feuchtigkeit aus der

Luft anzuziehen, dieselbe dann unter dem Einfluß der Sonnenwärme verdunsten zu lassen und die Nieder schläge durch ein Röhrensystem in Bassins zu sammeln. Ich halte die Sache für ausgezeichnet," schloß er enthusiastisch.

„Haßt du schon viel dafür verausgabt?“ fragte ich etwas mißtrauisch.

„Nur hundertfünfzig Pfund Sterling für Patentauslagen," antwortete er, „kaum der Rede wert. Jetzt haben wir gerade mit einem Versuch in größerem Maßstabe begonnen. Ich werde vorläufig nur noch ein paar Tausend Franken hineinzustrecken haben; wir fangen vorsichtig an, aber die Sache ist ja so sicher; — du sollst sehen, das Wüstenwasser wird eine Quelle des Gewinnes für mich, binnen weniger Jahre ist ein hübsches Vermögen verdient; gieb acht, ob ich nicht recht behalte! Und dann übernimmt Otto" (mein ältester Bruder, der Profurist in einem Alexandriner Baumwollguthause war) „das Geschäft, und wir ziehen mit den Jüngsten in ein hübsches Thüringer Städtchen, vielleicht Meiningen, nicht wahr, Mutter?“ Und er nickte der Angeredeten vergnügt zu. Sie lächelte wehmütig. Das Thüringer Städtchen mit gejunber Luft und billigen Preisen spielte schon seit zehn Jahren eine Hauptrolle in allen Zukunftsplänen. Aber sie glaubte nicht mehr daran. Und sie hat das bescheidene Glück auch nie erreicht.

Kurz vor Tiiche hatte ich noch die Bekanntschaft eines neuen Hausgenossen gemacht: des Herrn Kandidaten Stierwurm, dem die beneidenswerte Aufgabe oblag, meinen Brüdern ihre geistige Nahrung zu verzapfen. Schön war er nicht; ein langer, hagerer, spitzer junger Mann mit gebückter Haltung und kurzschichtigen, großen, herausgequollenen Augen, die unter einer Brille hervor erschruden in die Welt starrten. Er sprach sehr gewählt und schilderte mit großer Umständlichkeit seine bei einem Nachmittagspaziergange an das Nilufer empfangenen Eindrücke.

Klärchen schien alles komisch zu finden, was er sagte. Sie verzog jedesmal, wenn

er wieder zu sprechen begann, das Gesicht zu einem mokanten Lächeln und machte den Jungen heimliche Zeichen, was ich vom pädagogischen Gesichtspunkte aus sehr unpassend fand.

Die Erziehung meiner lieben Geschwister konnte überhaupt noch nicht als vollendet angesehen werden.

„Puh, Bidingan!“ riefen die Knaben und schüttelten sich entsezt, als Achmet mit einer dampfenden Schüssel ins Zimmer trat.

„Seit der Koch Ali im Hause ist, giebt's alle Tage arabisches Gemüse," erklärten sie mir, „schauerhaft!“

Ich teilte durchaus nicht ihren Widerwillen. Mir erschien das heimatliche Gericht köstlich. Die langen, schwärzlichen Scheiben der gurkenförmigen Frucht, die mit einer fleischscharfe zusammen in Öl geschmort waren, riefen so viele Erinnerungen in mir wach! Wirkt doch bisweilen ein ganz unbedeutendes Etwas, ein bestimmter Geschmack oder Geruch anregender, belebender, befruchtender auf die Phantasie als großartige Bilder und reiche Erlebnisse.

„Also ihr habt jetzt wieder einen arabischen Koch?“ fragte ich, um schnell durch ein neues Gesprächsthema eine Wiederaufnahme der ermüdenden Nilufer-Beschreibung zu verhindern, welche der Herr Kandidat für einen Moment unterbrochen hatte.

„Ja, ich habe nun nachgerade alle deutschen und österreichischen Köchinnen, die in Kairo zu haben sind, durchprobiert," erwiderte die Mutter, „und habe schließlich doch wieder meine Zuflucht zu einem Araber genommen.“

„Zulezt hatten wir eine Ungarin, die bide Josefa genannt," erzählte Friß, „die haben wir eines Mittags betrunken unter ihrem Bette gefunden, und neben sich hatte sie einen Nachschlüssel zum Weinschrank liegen.“

„Und vorher hatten wir eine Böhmin, die ist einmal mit einem Küchenuesser auf Mama losgegangen," berichtete Gustav, der Jüngste.

„Ja, man erlebt wunderbare Dinge hier!“ seufzte die Mutter.

Eine kleine Pause trat ein.

„Ich wollte noch von einer höchst interessanten Begegnung erzählen, die auf dem Rückwege meine Aufmerksamkeit fesselte,“ setzte jetzt der Herr Kandidat seinen vorher so schnöde unterbrochenen Bericht fort. „Ein Zug Kamele, von braunen Wüstenjöhnen geleitet —“

„Wollen Sie das nicht lieber in Ihr Tagebuch eintragen und uns nachher vorlesen, Herr Stierwurm?“ fiel ihm Klärchen malignös-freundlich ins Wort. „Beim Vorlesen hören sich die schönen Schilderungen doch noch viel besser an!“

Er schwieg etwas verlekt.

„Märchen,“ sagte ich nach Tisch zu ihr, „ich finde es nicht hübsch von dir, daß du dich immer über Herrn Stierwurm mokierst.“

„Aber ich bitte dich, der ist doch exprefz zu diesem Zweck in die Welt gesetzt,“ antwortete sie übermütig. „Das mußt du doch einsehen! Wenn man ihn nicht komisch nähme, wäre ja seine Langweiligkeit nicht zu ertragen. Er ist nun schon seit einem halben Jahr in Ägypten, aber er hat noch jeden Tag neue Eindrücke und hält es für seine Pflicht, uns dieselben gewissenhaft mitzuteilen. Eine schreckliche Würze, die er uns in jede Mahlzeit mischt! Er könnte sich doch an seinem Tagebuch genügen lassen, wozu er seit seiner Ankunft in Kairo schon mindestens einen halben Centner Papier verschrieben hat — und grauenhaft langweiliges Zeug, sage ich dir!“

„Hat er dir denn das Tagebuch gezeigt?“

„Nein, aber ich fand uenlich seinen Schreibtisch offen und da habe ich's durchblättert!“

„Aber Märchen, wie konntest du —“

„Malesch!“ erwiderte sie sorglos.

Malesch ist wohl das in Ägypten am meisten gebrauchte Wort aus dem ganzen arabischen Sprachschatz. Es bedeutet: „das schadet nichts!“ Aber der Araber gebraucht es auch im umgekehrten Sinn,

als Entschuldigung. Wenn man ihm auf den Fuß getreten hat, sagt er höflich „malesch!“ Hat er aber einen anderen getreten, dann sagt er zu diesem wieder „malesch“, diesmal in bittendem Tone. Ich konnte das Wort nie leiden, welches mir stets so recht als ein Kennzeichen der orientalischen Apathie erschien. Der Araber hat für so vieles nur ein gleichgültiges „Malesch!“ was uns Europäer in Empörung verjetzt.

„Malesch!“ sagte Klärchen also. „Ich wollte gar zu gern wissen, was er über mich schreibt. Er ist nämlich in mich verliebt.“ Sie kicherte schelmisch. „Aber selbst diesen Punkt versteht er langweilig zu behandeln. ‚Das teure Mädchen‘ n. s. w. Ich habe nicht lange gelesen. — Du, ich muß dir übrigens etwas sehr Wichtiges sagen, Walter,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause in ernsterem Tone fort, indem sie mich beiseite zog, auf ein gemütliches Ecksofa. „Sieh mich einmal an! Weist du, was ich bin?“

„Meine liebe, unartige Schwester bist du, und eine allerliebste junge Dame obendrein.“

„Nein, ich bin noch weit mehr,“ erwiderte sie flüsternd. „Ich bin Braut! Aber erst heimlich, seit vorgestern. Ich wagte es noch nicht den Eltern zu sagen, weil ich weiß, daß er ihnen nicht ganz sympathisch ist. Aber nun du da bist, ist alles gut. Nun stehst du mir bei, nicht wahr?“

„Wer ist es denn, Klärchen?“ fragte ich etwas beklommen.

„Jean Fouquier de Grotewier,“ antwortete sie.

Ich kann nicht sagen, daß ich entzückt war. Ich entsann mich Fouquiers wohl. Er war ein Belgier, beim ägyptischen Gouvernement als Ingenieur angestellt. Aber ich hatte den glatten, eiteln, kühlen, jungen Mann nie leiden können. Er gehörte zu denjenigen, die durch ihre Arroganz den Leuten eine Achtung abzugewinnen verstehen, die sie keineswegs verdienen, und die für bedeutende Köpfe gehalten werden, weil sie sich gern in Schweigen

hüllen und spöttisch mitleidige Mienen aufsetzen, wenn andere reden. Eine billige Art, sich Geltung zu verschaffen, aber wirksam!

„Liebst du ihn denn aber auch wirklich, Klärchen?“

Eine außerordentlich unnütze Frage, sagte ich mir gleich darauf. Denn natürlich versicherte sie mich, daß sie ohne Jean nicht leben könne. Und ebenso natürlicherweise hatte sie mich bald dazu überredet, daß ich ihr versprach, meinen Einfluß bei den Eltern zu gunsten ihres Geliebten in die Waagschale zu legen. Junge Mädchen können so reizend bitten — und ein nach langer Trennung heimgekehrter Bruder pflegt kein Barbar zu sein!

„Doch nun komm und sieh dir daszelt an, welches ich mit den Brüdern oben auf der Terrasse (so wird das flache Dach des Hauses in Ägypten genannt) errichtet habe,“ forderte mich die Schwester auf, nachdem sie mir ausführlich die Geschichte ihrer jungen Liebe erzählt hatte.

Sie führte mich hinauf. Ein sanfter kühlter Abendhauch umfing mich, als ich auf die Terrasse hinaustrat; wohligh und weich berührte er mich, wie die kosende Hand einer Geliebten. Und der klare Sternenhimmel des Südens strahlte mir milde entgegen. Über die Steinbrüstung gebeugt, schaute ich auf die freundlich vertraute Welt hinab, nach deren Anblick mich dort oben im bleichen Norden so oft sehnsüchtig verlangt hatte. Das war mein liebes altes Kairo. Die krummwinkligen arabischen Häuschen, die dicht zusammengedrängten Häuser mit den geheimnisvollen, vergitterten Haremsfenstern, die freien, platten Dächer, über welchen hier und dort eine menschliche Gestalt aufsuchte, und die rot und weiß gestreiften Moscheen mit ihren zierlich aufgebauten Minarets, den vornehmeren Brüdern der christlichen Glockentürme; denn nicht kaltes Erz ruft von ihnen herab zum Gebet, sondern ein kostbareres Metall: die lebendige Menschenstimme! Nach allen vier Himmelsgegenen läßt von der hohen Warte herab der Muveddin

(Moscheenwächter) seine Mahnung erschallen, wenn die Stunde naht, wo ein frommer Muselman seine Gedanken zu Allah wenden soll.

Tiefe Stille herrschte ringsumher. Nur der krächzende Schrei eines Geiers, der dicht über unseren Köpfen dahinstreifte, durchbrach für einen Augenblick das Schweigen.

Die Schwester schmiegte ihr Köpchen an meinen Arm. Mir war so wohl ums Herz. Es schien mir, als sei ich jetzt erst wieder in meine eigentliche Lebenssphäre zurückgekehrt — die in Deutschland verlebten Jahre lagen hinter mir in grauer, nebelhafter Ferne.

* * *

Am nächsten Morgen ging ich gleich in aller Frühe aus, die kühlen Stunden zu einer kleinen Promenade zu benutzen.

Nachdem ich mich durch die dichtbevölkerte Muski-Straße, die Hauptverkehrsader der Kairiner Geschäftsgegend, langsam hatte weiterschieben, drängen und -puffen lassen, wandte ich meine Schritte dem Esbetiehgarten zu, einem köstlichen, inmitten der Stadt gelegenen, von französischer Gartenkunst geschaffenen und mit seltenen tropischen Pflanzen gezierten Park.

Um diese Morgenstunde sah man hier viel ammutige Weiblichkeit der verschiedensten Stände und Nationalitäten umherwandeln, wie ich noch aus der Zeit her wußte, da ich in Compagnie mit meinem Freunde Pietro Canozzi mich in den Anstaltsgründen des Courschneidens übte. Jeder von uns mit einem billigen Monocle aus Fensterglas bewaffnet, waren wir lange Zeit gemeinschaftlich den Spuren einer niedlichen Griechin gefolgt. Die Rivalität hatte der Freundschaft keinen Abbruch gethan. Wußten wir übrigens doch nicht einmal, wen die Schöne bevorzugte, denn trotz des frechen Monocles hatten wir nie die Kühnheit so weit getrieben, die junge Dame anzureden. Zu Erinnerung an jene harmlos glücklichen Zeiten verjunkte, durchschritt

ich die wohlbekannten Pfade. Noch lag ein köstlicher Duft von Morgenfrische über dem Garten, aber schon kündigte sich ein heißer Tag an.

Ich ließ mich endlich am Rande des den Park durchfließenden Kanals nieder, lauschte dem schläfrigen Plätschern einer Fontäne und träumte in echt orientalischer Faulheit vor mich hin. Von Zeit zu Zeit schritten promenierende Menschen an mir vorüber, aber sie wurden immer seltener, je höher die Sonne an dem tiefblauen Himmel emporstieg.

Da tönte eine helle Stimme an mein Ohr. Ich blickte auf, angenehm von dem frischen Organ berührt. Ein junges Mädchen, Arm in Arm mit einer etwas älteren Begleiterin, ging vorüber, ein allerliebstes Geschöpfchen, offenbar noch ganz jung, aber von der frühreifen, üppig entwickelten Jugendlichkeit der Südländerinnen, prächtig glühend und berauschend, wie der heiße ägyptische Frühling, der mich mit seinem Glanz umstrahlte.

In meinem Blick mochte lebhaftes Bewunderung gelegen haben, denn sie wandte in anmutiger Kletterei das Köpfschen nach mir um, und ein lustiges Lächeln flog über ihr Antlig.

Als sie vorbeigegangen war, litt es mich nicht lange mehr auf meinem Ruheposten. Ich sehnte mich danach, dem reizenden Kinde noch einmal zu begegnen. Und das Schicksal zeigte sich mir günstig; denn kaum war ich in den nächsten Seitenweg eingebogen, als ich ihr helles Sommerkleid von weitem schimmern sah. Sie stand mit ihrer Begleiterin still und war in lebhafter Unterredung mit einem arabischen Gartenaufseher begriffen. Derselbe schalt heftig auf die Damen los, und als ich mich näherte, begriff ich, daß es sich um einige Blumen handelte, die das junge Mädchen abgepflückt hatte, obgleich das im Esbekiehgarten nicht gestattet war. Der Aufseher wurde immer gröber und wollte die Damen am Weitergehen verhindern. Meine kleine Schönheit schaute schon ganz ängstlich drein. „Siehst du, Giulia, ich sagte dir doch, daß es ver-

botten ist!“ schalt ihre Begleiterin auf Italienisch in vorwurfsvollem Ton. „Ach Gott, was sollen wir nur thun?“ klagte Giulia. „Nun haben wir beide nicht einmal Geld bei uns, ihn zu beschwichtigen.“

Der Araber redete immer heftiger und drohender, da er die Ängstlichkeit der Damen bemerkte.

Ich trat schnell heran, und indem ich den Kerl bedeutete, er möge gefälligst die Damen in Ruhe lassen, drückte ich ihm einige Piaster in die Hand. Sofort war die Gerechtheit zum Schweigen gebracht. „Sehr gütig, mein Herr!“ sagte erröthend die reizende Giulia, und ein dankbarer Blick traf mich aus den samtigen, nachtschwarzen Augen, bevor sie weiterging.

Ich blickte ihr noch lange nach. Wer mochte sie sein? Dem Anschein nach eine Italienerin, oder eher noch eine Levantinerin. Der mandelförmige Schnitt der Augen hatte etwas Orientalisches. Auch ihre Kleidung zeigte die auffallende und etwas grelle Farbenzusammenstellung, wie die im Orient aufgewachsenen Halb-Europäerinnen sie lieben. Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen wieder den Esbekiehgarten zu besuchen.

Den ganzen Tag über war ich zerstreut. Immer und immer wieder sah ich die prächtigen Augen und hörte ich die silberhelle Stimme der schönen Giulia.

Ich forderte meine Schwester den nächsten Morgen auf, an meinem Spaziergang teilzunehmen. Vielleicht war ihr das schöne Mädchen bekannt? — Aber Giulia war nicht zu erblicken, obgleich ich die Promenade möglichst lange ausdehnte, so lange, bis Klärchen meinte, sie sei halbtot vor Müdigkeit. Dieser beklagenswerte Zustand hinderte sie aber nicht, mich vor dem Heimweg noch mit vor die Schaulustigen eines großen, unweit des Esbekiehgartens gelegenen Modemagazins zu schleppen. Es gab da so „bezaubernde“ Pariser Hüte zu sehen! Während sie ganz versunken stand in den Anblick jener kostbaren, extravaganten und übermodernen Ausgeburten küßlicher französischer

Modistenphantasie, ließ ich meinen Blick gleichgültig die Straße entlang schweifen. Da plötzlich öffnete sich die Thür des Modeladens und meine Freundin von gestern trat heraus, gefolgt von einer mit Paketen beladenen, grundhäßlichen alten Negerin.

Giulia lächelte mich freundlich an und ich grüßte sie.

„Wer war denn das?“ fragte meine Schwester erstaunt.

Ich erzählte ihr mein Abenteuer und schloß mit der Frage:

„Also du hast auch keine Ahnung, wer die Dame sein mag?“

„Nun, eine Levantinerin natürlich, das sieht man doch auf den ersten Blick!“ antwortete Klärchen in wegwerfendem Ton. Das ärgerte mich. Alberner Rassenhochmut! urteilte ich im Inneren.

Früher hatte ich ähnlich über die Levantiner gesprochen, aber jetzt erschien es mir als eine herzlose und unberechtigte Überhebung.

Ich hatte in diesen ersten Tagen viel mit meiner Einrichtung zu thun. Man hatte mir in meinem Elternhause ein paar dicht am Ausgang gelegene Zimmer eingeräumt, das eine als Studierstube, das andere als Wartezimmer für die Patienten. Letzteres war von Klärchen mit billigen indischen Kattunstoffen, chinesischen Fächern und allerlei anderem Firlefanz wunderhübsch hergerichtet worden; denn sie meinte, ein anständiges Wartezimmer sei von großer Wichtigkeit für den Ruf eines Arztes.

Und nun machte ich feierliche Visiten bei den angesehensten der Herren Kollegen und traf alle Anstalten dazu, der leidenden Menschheit von Kairo meine hilfreiche Hand darzubieten. Es dauerte freilich einige Zeit, bis diese Menschheit in die dargebotene Hand einschlug.

Aber endlich kam doch der große Moment, wo mein erster Patient antrat. Ich war ganz empört über Achmet, der in großer Aufregung in mein Zimmer ge-

stürzt kam: „Herr, es ist ein Mann draußen mit verbundenem Kopf, ein Kranker!“

„Führe ihn ins Wartezimmer,“ befahl ich kühl.

Wohl zehn Minuten lang mußte sich das sehnlichst erwartete Opfer gedulden. Das glaubte ich meiner Würde schuldig zu sein. Dann durfte er eintreten in das Allerheiligste. Es war leider nur ein ganz gewöhnlicher Araber, und er hatte nur eine ganz gewöhnliche Nilbeule auf der Stirn, eine in Ägypten sehr häufige Art Geschwäre, die er sich durch einen Stoß verschlimmert hatte, so daß sie ein gefährliches Ansehen gewonnen. Aber immerhin, es war doch ein Patient. Ich schnitt die Beule auf und kratzte sie mit dem scharfen Löffel aus, wiewohl letzteren höllischen Schmerz der Araber mit der scheinbaren Unempfindlichkeit ertrug, die ich oft an den Orientalen zu bewundern Gelegenheit hatte. Als ich ihn verbunden und meine weiteren Anweisungen gegeben hatte, wollte er sich, ohne zu bezahlen, entfernen, mit dem Bemerten, er käme wieder, worauf ich mich jedoch aus guten Gründen nicht einließ.

Er hatte mir aber Glück gebracht, der Nilbeulenmann, denn nachdem er den Anfang gemacht, erschienen täglich neue Patienten.

Achmet gewöhnte sich bald an die Situation, Leute ins Wartezimmer einzulassen, die von seinem jungen Hawage (Herrn) Walter Rat und Hilfe heischten. Seine Ehrfurcht vor mir steigerte sich von Tag zu Tag, besonders wenn er Spuren meiner operativen Thätigkeit zu vertilgen hatte. Rot gefärbtes Karbolwasser und blutgetränkte Wundwatte imponierten ihm ungemein.

Noch vermifste ich schmerzlich die vornehmen Patienten. Bis jetzt schienen mehr nur die unteren Klassen zur Heilkunst des Haktim (Doktor) Friesberg Vertrauen zu fassen. Aber auch die Vertreter der oberen Behntausend sollten nicht ewig ausbleiben.

Es war ein glühend heißer Sirocco oder, wie er in Ägypten genannt wird,

Chamsin-Tag, als mich die russische Generalin Julia, Madame Daujchess, zu sich rufen ließ. Sie war als eine sehr nervöse, stets mehr oder minder leidende Dame bekannt, die schon alle Ärzte Kairo's durchprobiert hatte.

Ich mußte über eine Stunde lang in ihrem halbdunklen, mit Vorhängen, Teppichen und Kissen vollgestopften Boudoir sitzen und mir ihren komplizierten Krankheitszustand beschreiben lassen. Ich fand nicht Zeit, viel mehr zu sagen, als „in der That?“ „wirklich?“ oder „natürlich“, da sie selbst unaufhörlich redete. Aber ich mußte doch die richtigen Worte gefunden haben, denn sie entließ mich endlich mit dem verheißungsvollen Anspruchs, sie glaube sicher, in mir den Arzt entdeckt zu haben, welcher den Kern ihres Leidens finden werde, und sie schloß mit der Versicherung: „Nons serons grands amis, eher docteur, grands amis!“

Ich war in sehr gehobener Stimmung. Gener Chamsintag — es war ein Sonntag — sollte überhaupt ein wichtiges Datum für mich werden. Da die Luft sich gegen Abend etwas abkühlte und leichter wurde, schlug ich Klärchen vor, mit mir eine Spazierfahrt auf der Schubra-Allee zu machen, ein Vergnügen, welches ihr nur selten zu teil wurde. Denn am Sonntag und Freitag, wo sich hauptsächlich die elegante Welt auf der beliebten Promenade zu tummeln pflegte, nahmen die Kutscher doppelte Preise.

Sie ging also natürlich mit Entzücken auf meinen Vorschlag ein. Fritz und Gustav beanspruchten auch, mitgenommen zu werden, wogegen Klärchen zuerst protestierte. „Vollgepöppelte Wagen sind gar nicht chic,“ meinte sie, „das sieht so levantinermäßig aus. Diese Leute haben es an sich, ganze Familien in so einen unglücklichen Einspänner zu packen, damit das Fahrgeld recht ausgenutzt wird.“

Ich entschied mich aber trotz des verminderten Chics für Mitnahme der beiden Jungen.

Die genannte Promenade, eine schöne, schattige, aus Eukalypten und indischen

Mazien gebildete Niesenallee, welche nach dem vielköniglichen Schlosse Schubra führt, war ungeachtet des heißen Wetters dicht von Equipagen und Reitern bedekt. Europäer, Araber, Syrier und Türken bewegten sich hier in buntem Gemisch durcheinander, ein farbenprächtiger, lustiger Fastnachtstanz. Glänzende Toiletten gab es hier zu sehen, luxuriöser und auffallender, als sie auf irgend einem europäischen Corso zur Schau getragen werden; auch geschlossene Wagen rollten daher, hinter deren Vorhängen Haremsdamen heranschaute, in dicke Schleier gehüllt, die nur das funkelnde Augenpaar freiließen. Vornehme junge Türken kamen auf prächtigen Pferden angeritten; und dazwischen drängte sich auch wohl ein bescheidenes Fielchen, auf welchem ein Felsah in seinem zerkrumpten blauen Leinenfittel hockte.

Ich betrachtete mit Vergnügen das heitere Schauspiel, welches die Geschwister auch auf ihre Art gründlich genossen. Die Brüder lachten viel, pufften sich und nahmen sich gegenseitig hinterrücks den Hut vom Kopf, wenn gerade ein Wagen mit besonders auffälligen Insassen vorüberrollte.

Klärchen hingegen lag vornehm zurückgelehnt in der Wagenecke, machte aristokratisch müde Augen und ließ sich bewundern, sich selbst und das neue cremefarbene Spitzenkleid, welches sie sich zwar eigenhändig, mit Hilfe einer bescheidenen Kleinen Nähterin gearbeitet hatte, aber doch nach der neuesten Nummer des „Monde élégant“.

Die Belohnung für eine gute That bleibt selten aus; die zehn Franken, die ich, um den Geschwistern eine Freude zu machen, ausgeben hatte, sollten mir vom Schicksal reichlich vergütet werden, denn, siehe da, ein schwerfälliger, etwas schäbiger Laubauer wadelte uns entgegen, und unter den sonntäglich gepufften Insassen (es waren nicht weniger als sechs Personen) erkannte ich meine reizende Ginlia. Im ersten Moment war ich angenehm überrascht; aber dann berührte

es mich peinlich, daß die Gesellschaft, in welcher sie sich befand, so sehr orientalisir und ganz und gar nicht vornehm aussah. Giulia hatte mich nicht gesehen und ich war feige genug, mich darüber zu freuen. Ich hätte sie in jenem Moment nicht gern begrüßt. Klärchen würde sicher eine spöttische Bemerkung über meine „Levantiner-Freundin“ gemacht haben.

So stolperte der unelegante Wagen an uns vorüber, ohne von ihr beachtet zu werden. Er sollte aber schließlich doch noch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, und zwar als Opfer eines ganz unvorhergesehenen Zwischenfalles.

Dem als wir die Rückfahrt antraten und, dem Strome der übrigen gleichfalls heimkehrenden Equipagen folgend, uns der Stadt wieder näherten, wurden wir plötzlich Zeugen einer aufregenden Scene, die sich in geringer Entfernung von uns abspielte. Ein von einem jungen Franzosen gerittenes nervöses Pferd — ein russischer Heugst, wie es mir schien — hatte vor einem vorüberfahrenden Karren gescheut und war in große Aufregung geraten.

Dadurch war eine fürchterliche Verwirrung unter die sämmtlich in schnellem Tempo heimfahrenden Equipagen gekommen und ein Landauer war umgeworfen worden. Ich erkannte ihn sofort als denselben, in welchem Giulia gefessen hatte. Heftige Angst ergriff mich. Ich ließ halten und drängte mich durch die Menschenmasse, welche die Unglücksstelle umgab. Gott sei Dank, das schöne Mädchen schien unverletzt zu sein.

Schreckverwirrt stand die umgeworfene Familie neben dem Wrack des altersschwachen Landauers. Außer einigen Schrammen und Quetschungen war den meisten Personen nichts geschehen. Nur der Familienvater war bewußtlos und blutete aus einer Kopfwunde. Laut jammernd und schreiend hielt seine dicke, gepuderte, in lila Seide eingeschnürte Gattin den Oberkörper des Verwundeten in ihrem Schoß. Auch Giulia schlichzte kläglich.

Ich kniete neben dem Mann nieder, untersuchte seine Verletzung, verband die Wunde notdürftig mit Taschentüchern und brachte dann den Bewußtlosen mit Hilfe eines der Familie bekannten Levantiners in dessen Wagen, welchen derselbe bereitwillig zur Verfügung stellte. Auf Wunsch der jammernden Gattin stieg ich mit ein. Schon unterwegs erlangte der Mann das Bewußtsein wieder, klagte aber über heftige Schmerzen in der Brust. Ich vermutete, was sich auch nachher bestätigte, daß eine Rippe gebrochen sei. Bald war das Heim der Familie erreicht: ein stattliches, aber etwas vernachlässigtes Gebäude, von einem hübschen Garten umgeben. Üppige Bananen beschatteten die Fenster des Erdgeschosses. Die Räume, in welche man mich führte, waren hoch und lustig, trugen aber ein entschiedenes Gepräge des Unfertigen, Kahlen, Unwirklichen, als seien sie nur provisorisch eingerichtet und noch nicht ganz in Ordnung. Ich erkannte jedoch später, daß dies ihr natürlicher Zustand war. Nachdem ich den Patienten gründlich untersucht, meine Anordnungen getroffen und versprochen hatte, am nächsten Morgen wieder nach ihm zu sehen, verließ ich das Haus, von den Dankesbezeugungen der Familie begleitet. Giulia, die noch etwas bleich, aber sichtlich beruhigt war, drückte mir mit einem bestrickenden Lächeln die Hand und bat mich noch einmal herzlich, doch ja das Wiederkommen nicht zu vergessen.

Sie brauchte nichts zu fürchten. Ich kam nur allzu gern wieder.

Und nun ging mein Schicksal mit raschen Schritten vorwärts.

Während der nächstfolgenden Wochen besuchte ich Herrn Bajergbi-Bey — so hieß Giulias Vater — in meiner Eigenschaft als Arzt, und später, als es nichts mehr zu kurieren gab, setzte ich meine Besuche fort, weil das bananenumschattete Haus einen Magneten barg, dessen Anziehungskraft ich nicht mehr widerstehen konnte.

Ich gewann es täglich lieber, das süße, schwarzzüngige Kind. Giulia zählte erst

fünfzehn Jahre, aber die Mädchen des Orients erblihen schnell. Sie war ein voll entwickeltes, junges, reizendes Weib. Meine Schwester hatte gemeint, daß man ihr die Levantinerin ansähe. Nun ja, auch in ihrem Wesen verleugnete sie ihre Herkunft nicht. Sie war ein echtes Kind des üppigen, trägen, genußfordernden Orients. Und doch erschien sie mir so ganz verschieden von ihrer Umgebung. Was bei jener in gewöhnlicher, banaler, ja selbst abstoßender Form zu Tage trat, in ihr erschien es verklärt, verwandelt durch den Hauch von Schönheit, Anmut und Poesie, der über ihrem ganzen Sein lag.

Vasferghi-Bey war syrischer Abkunft. Ein Beamter in untergeordneter Stellung, aber nicht ohne Einfluß, stand er in dem Ruf, gegen einen goldenen Händedruck nicht unempfindlich zu sein. Im übrigen war er weder besser noch schlechter als seine meisten Landsleute und genoß unter denselben sogar eines gewissen Ansehens. Wenn er nicht auf seinem Bureau im Divan Melihé (Finanzministerium) beschäftigt war, hockte er zu Hause mit untergeschlagenen Beinen in einer Sofa-ecke und rauchte sein Kargileh (Wasserpfeife), oder er gab sich in einem seiner Wohnung gegenüberliegenden kleinen griechischen Café dem Genuß des Zeittotschlagens hin. Er roch immer nach Knoblauch, trug schmutzige Manschetten und war von außerordentlich apathischer Gemütsart, besaß jedoch uebenbei eine gute Portion Schlaueheit.

Seine Gattin war von italienischer Abstammung. Ihr Großvater war aber schon zu Mehemet Alis Zeiten in Ägypten eingewandert als Zuderbäcker. Er hatte den gräßlichen Mameluckenmord mit angesehen und überhaupt viele wunderbare Dinge erlebt, dieweil er für Mehemet Alis blutdürstigen Gaumen süße Kuchen buk. Denn er war lange Jahre in dem viceköniglichen Küchendepartement angestellt gewesen.

Dieser selbige Großvater war das Interessanteste an Madame Vasferghi-Bey. Er

schien der einzige in der Familie gewesen zu sein, der mit offenen Augen gelebt hatte. Denn nur von seinen Erlebnissen war zu berichten. Die jüngeren Generationen hatten sich wohl, wie Madame Vasferghi-Bey selbst, vorwiegend mit Essen, Trinken und Schlafen beschäftigt. Giulias Mutter war sehr corpulent, träge und — ich muß es leider gestehen — nicht gerade was man eine „Lady“ nennt. Sie trug sich auf der Promenade ungeheuerlich modern, im Hause dagegen sah man sie häufig nur mit einem hembartigen Morgenrod von unheimlicher Farbe bekleidet und mit ungemachten Haaren einhergehen. Ich vermute, daß sie schreiben konnte, bin aber meiner Sache nicht ganz gewiß. Die Kunst des Lesens war ihr jedenfalls nicht fremd, denn ich traf sie bisweilen mit dem „Bosphoro Egyptien“ in der Hand, einem vielgelesenen Blatte, welches stets den neuesten Kairiner Klatsch bringt.

Ihre Mutter und Schwester lebten mit im Hause, auch ein Bruder Vasferghi-Bey's mit seiner jungen, hübschen, aber einäugigen Frau (das andere Auge hatte sie durch eine der in Ägypten so häufigen Augenkrankheiten verloren), sowie deren Kinder, die mit ihren vielen kleinen Vettern und Vasen — Giulia hatte noch fünf Geschwister — in fröhlicher, lärmender Gemeinschaft aufwuchsen. Ein ganzes Nest voll Menschen war es, und es hat lange gedauert, bis ich die Familienglieder alle voneinander unterscheiden konnte. Es schien mir, als ob bei jedem meiner Besuche in dem Levantinerhause ein neues lebendes Wesen auftauchte.

Und in dieser Atmosphäre von Faulheit, Schmutz und Kinderlärm war Giulia aufgeblüht wie eine von garstigem Unkraut umwucherte, schöne und seltsame Blume. Ich konnte gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß dieses reizende Geschöpf einem so unschönen und gewöhnlichen Elternpaar, das Leben verdankte. Nur ein einziges Mal, als ich Madame Vasferghi im halbdunklen Zimmer und ausnahmsweise mit hübsch frisiertem Kopf

und in einem hellen, sauberen Gewande beobachtete, wie sie sich zärtlich über das zu ihren Füßen spielende Nestküken herniederbeugte, da fiel mir in ihrem gesenkten Profil eine entschiedene Ähnlichkeit mit demjenigen Giulias auf. Aber ich wies den unsympathischen Gedanken bald wieder zurück, daß diese Frau niemals so ausgelesen haben könnte wie ihre liebliche Tochter und daß andererseits die Jahre niemals im Staude sein würden, Giulia zu einer so vulgären Fleischmasse umzugestalten.

Über des geliebten Mädchens Reizung wurde ich mir sehr bald klar. Sie hielt es durchaus nicht für notwendig, mir zu verbergen, daß sie mich gern hatte. Da sie wußte, daß ich meine Besuche gewöhnlich gegen Abend zwischen sechs und sieben Uhr machte — die übrige Zeit des Tages war ich durch meine Praxis und durch meine Familie in Anspruch genommen —, so ging sie nie mehr um diese Zeit aus. Meistens trieb sich um die genannte Stunde eines oder das andere der kleinen schmutzigen, schwärzlichen Geschwister, Bettlern oder Bäckern meiner Angebeteten vor dem Hause umher — als Knudschafster ausgesandt, um, sobald ich mich in der Nähe blicken ließ, durch das Gartenthor zu verschwinden. Manchmal hörte ich dann auch noch den lauten, triumphierenden Ruf: „Giulia, Giulia!“ durch das Haus schallen. Letztere erschien aber gewöhnlich nicht gleich, sondern erst, nachdem ich mich in dem kühlen öden „salone“, der mit feinen hellgrünen Damastmöbeln und goldumrahmten Spiegeln in prahlhafter Feierlichkeit strahlte, häuslich niedergelassen und mich über das Befinden des Herrn Vasergbi-Bey und seiner strotzenden Gattin auf das eingehendste informiert hatte. Dann kam sie in das Zimmer geschwebt, ein glückliches Lächeln auf den Lippen, und man sah ihr an, daß sie sich noch schnell etwas „schön gemacht“ hatte. Fast immer trug sie eine frische, leuchtende Blume im Haar oder am Busen. Dann saßen wir lange zusammen, nippten aus zierlichen Puppentäßchen den

süßen, schwarzen Mokka — ein Getränk, welches als unerläßlicher Zoll der Gastfreundschaft jedem Besucher eines orientalischen Hauses gereicht wird — und führten recht einformige, schläfrige Konversationen, deren Langweiligkeit mir aber damals gar nicht zum Bewußtsein kam, sagten wir beide uns doch hundert interessante Dinge mit den Augen, Giulia und ich, von welchen die anderen nichts verstanden! Die dürre Konversation gab, wie das Orchester in einer italienischen Oper, nur die notwendige leere, mechanische Begleitung ab — Giulia und ich sangen heimlich die Arie dazu — stumm und doch für uns voll süßer Melodien.

Wenn man uns nur manchmal ein Stündchen allein gelassen hätte! Aber in Levantiner-Familien hat man wenig Vertrauen zu dem Hartgefühl und Anstand junger Männer — und die Tugend eines Mädchens darf nach ihrer Meinung auch nicht auf gar zu harte Proben gestellt werden.

Wohl fand ich bisweilen — wenn wir an kühlen Abenden im Garten umherwandelten — Gelegenheit, ihr unbelauscht einige Worte zu sagen, aber es währte nie lange, dann kam jemand und störte uns. Und doch schien ich kein unwillkommener Bewerber zu sein, besonders nachdem ich einmal die Ansicht ausgesprochen, ich fände es verächtlich von einem Mann, bei der Heirat auf die Mitgift zu sehen. Wer seine Frau nicht aus eigenen Mitteln ernähren könne, dürfe überhaupt nicht heiraten, wenn er sich nicht in eine unwürdige Lage bringen wolle. Vasergbi-Bey hatte bei meinen Worten seiner Frau verständnisinnig zugeblinzelt, wie ich bemerkte, ohne hinzusehen. Man freut sich immer, wenn man etwas sparen kann, besonders als Orientale. — Was nun die Meinigen betraf, so nahmen sie meine häufigen Besuche in dem Levantinerhause mit wachsender Besorgnis wahr. Mein Vater gab mir jedesmal, wenn davon die Rede war, den guten Rat, „uns Himmels willen keine Dummheiten zu machen“; die Mutter

nahm mich sogar oftmals ernstlich vor und suchte mich liebevoll zu überzeugen, wie thöricht es von mir sein würde, mich so bald zu binden, noch bevor ich eine wirklich gesicherte Existenz gefunden — denn meine Praxis war ja immer noch sehr bescheiden —, und wie ich entschieden unglücklich werden müßte mit einer Frau aus den Levantinerkreisen, die geistig und moralisch so tief unter uns stünden.

Klärchen endlich suchte mir meine Liebe zu verleiden, indem sie die Sache ins Lächerliche zog. Das empörte mich. Ich fand es um so herzloser, als sie selbst nun das Ziel ihrer Wünsche, hauptsächlich durch meine Unterstützung, erreicht hatte. In einigen Wochen sollte ihre Hochzeit mit Jean Fouquier stattfinden. Ich hielt ihr denn auch einmal tadelnd vor, wie unschön und unweiblich ihre Handlungsweise sei. „Denn ich weiß ja, daß deine Abneigung einzig und allein vom Hochmut diktiert ist,“ schloß ich meine Rede. „Nun ja doch, meinethalben,“ rief sie ärgerlich, „ich gebe zu, daß es mir ein unerträglicher Gedanke ist, eine Schwägerin zu haben, die sich die Nägel mit Henna färbt* und Inl** zum Frühstück isst!“

„Giulia hat so weiße Fingernägel wie du selbst, und ihr Frühstück geht dich gar nichts an!“ Es erfolgte nun ein ausföhrlicher geschwisterlicher Zank, dessen Endergebnis jedoch zu meinen gunsten ausfiel. Ich hatte in Klärchen, durch einen Appell an ihre eigenen bräutlichen Geföhle, eine freundlichere Anschauung der Sachlage hervorgerufen. Und das that mir wohl, denn ich hatte meine kleine graziose, mokante Schwester doch von Herzen lieb.

Einen letzten, wohlüberlegten Schachzug hatte sich mein Mütterchen noch aufgepart: sie teilte mir eines Tages mit, daß sie Cousine Hanna zu Klärchens Hochzeit eingeladen und nun telegraphische Zusage gebeten habe. Sie könne den Wei-

stand einer jungen Befährtin nicht gut im Hausstand entbehren bei ihrer jetzigen Kränklichkeit, und so hoffe sie, daß Hanna den ganzen Winter über bei uns bleiben werde.

Das zuzugende Telegramm traf pünktlich ein und ebenso pünktlich, vierzehn Tage später, die gute Hanna. Mir war die Aufgabe zu teil geworden, sie in Alexandrien abzuholen. Als sie mir an Bord des österreichischen Lloyd dampfers „Ercole“ entgegentrat in ihrem schlichtgrauen Reijemantel, das zarte, tieferrötende Antlitz von einem silbergrauen Schleier umgeben — da fand ich sie so anziehend, daß ich mich aufrichtig über die gute Idee meiner Mutter, Hanna zu uns einzuladen, zu freuen begann. Aber als die Cousine mir dann, auf der Eisenbahnfahrt nach Kairo, in einer fürchterlich gelehrten Erörterung ihre Ansicht über das Verhältniß der Ptolemäerfürsten zur Republik Rom auseinandersetzte, da verwandelte sich das anmütige Mädchen wieder in den kleinen gelehrten Blauschmuck, und ich dachte an Giulia und ihre dunkelglänzenden, verliebten Augen.

Nein, das letzte Mittel meiner besorgten Mutter blieb wirkungslos.

Für mich gab es keine Rettung mehr!

Eines Tages machte ich einen einsamen Spaziergang weit hinaus über die Nilbrücke hinüber nach einer herrlichen Grotte, die, am Ausgang des zu dem vierköninglichen Schloß Ghesireh gehörigen Parkes gelegen, dem Wanderer Schatten und Kühlung bietet. Ich trat in die weite, hochgewölbte Höhlung ein. Da plötzlich sah ich die Geliebte vor mir stehen; freudiger Schrecken malte sich auf ihrem Antlitz. Sie war in Begleitung der einäugigen Tante mit deren zwei ältesten Kindern spazieren gefahren und an der Grotte ausgestiegen, um dieselbe den Kleinen zu zeigen.

Wir wandelten nun miteinander durch die vielfach verschlungenen, dunklen Gänge umher und stiegen zu dem oberhalb der Höhle gelegenen Plateau hinauf. Wir waren etwas hinter der Tante und den

* Sitte der orientalischen Weiber.

** Dicke Bohnen, mit El angemacht. Hauptspise bei der gewöhnlichen Araber.

Kleinen zurückgeblieben, und schließlich kam es, daß wir beide uns ganz allein auf dem Aussichtspunkte befanden, welcher einen hübschen Blick über die dichten grünen Laubmassen des Ghesirehparkes und über die belebte Allee gewährt, die an demselben vorbeiführt.

Wir ließen uns nieder. Ein langer, breiter Felsstein diente uns als Bank. Leise strich der Abendwind über die schlanken Palmen des zu unseren Füßen ausgebreiteten exotischen Gartens, und jenseits, dort hinter den rötlichgelben, welligen Sandhügeln der libyischen Wüste, sank tiefer und tiefer die Sonne herab, uns ihren glühenden Scheidegruß zusendend.

„Quanto è bello! Wie schön!“ sagte Giulina mit ihrer weichen Stimme. „Ja, einzig schön!“ erwiderte ich und blickte leidenschafts erfüllt auf das geliebte, in der rosigem Beleuchtung doppelt schöne Antlitz.

Dann ergriß ich ihre Hand. Sie schaute mir glücklich ins Auge und senkte gleich darauf verlegen das Köpfchen. Ich zog sie voll inniger Zärtlichkeit ans Herz. Sie ließ es willig geschehen. Und ich drückte den ersten Kuß auf ihre süßen, schwellenden Lippen.

Noch an demselben Abend hielt ich bei Vajserghi-Bey um Giulinas Hand an. Sie wurde mir gewährt. Die praktischen Erörterungen, welche der Levantiner jogleich an meinen Antrag knüpfen wollte, berührten mich nicht ganz angenehm. Ich bat ihn, dieselben bis auf später zu verschieben. Auch die Glückwünsche und die wenig zarten Redereien der reichlichen Verwandtschaft meiner Braut hatten etwas Feinsliches für mein Gefühl. Aber die Geliebte selbst erschien mir nur desto schöner und wunderbarer.

Am nächsten Morgen führte ich sie meinen Eltern zu. Den Vater gewann sofort ihr seltener Liebreiz. Die Mutter seufzte, wischte sich ab und zu eine Thräne aus dem Auge, war aber gut und freundlich gegen das schüchterne Mädchen.

Klärchen behandelte daselbe mit wohlwollender Herablassung.

Hanna hatte sich am vorhergehenden Abend unwohl befunden und frühzeitig in ihr Zimmer zurückgezogen, ich hatte daher nicht selbst beobachten können, wie sie die große Neuigkeit aufgenommen, und das war mir im Grunde recht lieb gewesen.

Au jenem Morgen nun gratulierte sie mir mit einem sanften Lächeln. Aber sie war totenblaß und ihre Augen sahen müde und erloschen aus. Sie klagte, daß der Kopf ihr noch immer weh thäte. Meiner Braut reichte sie die Hand und sagte ihr einige Worte, die freundlich sein sollten, aber recht gezwungen klangen. Bald darauf verließ sie das Zimmer wieder unter dem Vorwande einer häuslichen Pflicht.

„Dein Vater scheint herzensgut zu sein,“ meinte Giulina später, als ich sie nach Hause geleitete, „und deine Mutter war auch sehr freundlich gegen mich. Sie muß eine schöne Frau gewesen sein; sie hat ganz dieselbe Nase und Stirn wie du! Deine Schwester ist reizend, nur habe ich etwas Angst vor ihr, sie scheint die Leute gern auszulachen. Aber weißt du, wer mir gar nicht gefällt? Deine große, blonde Cousine; sie ist so kalt, stolz und zurückhaltend. Sie hat kein gutes Herz, glaube ich!“

Kein gutes Herz! Ach, sie sollte dieses Herz noch erkennen lernen in seiner ganzen, großen, selbstlosen Güte, meine kleine Giulina, es sollte einst ihr Trost, ihr Halt und ihre Zuflucht werden!

Auf Klärchens Hochzeit wurde meine Verlobte unserem weiteren Bekanntenkreise vorgestellt. Die Herren fanden sie allerliebste, die Damen betrachteten sie mit neugierigen kritischen Blicken. Ich war stolz auf sie, denn sie sah ungemein lieblich aus in ihrem lustigen, weißen Kleidchen und sie benahm sich sittig-schüchtern, wie es einer jungen Braut zukommt. Die andere Braut, die Heldin des Tages, Klärchen, erschien mir im Vergleich zu Giulina viel zu gewandt und selbstbewußt.

„Weinst du nicht, daß du deine Schwiegertochter noch lieb gewinnen kannst?“

fragte ich meine Mutter, als die Hochzeitsgäste uns verlassen hatten.

„Wenn sie dich glücklich macht,“ antwortete sie in zweifelndem Ton, „soll sie mir lieb sein, als wäre sie mein eigenes Kind.“

„Keine andere würde mich je so glücklich machen können!“ behauptete ich in freudiger Überzeugung.

* * *

Wenige Monate später, es war am 15. Oktober, feierte ich meine Hochzeit mit Giulia Vajserghi. Da wir an eine längere Hochzeitsreise nicht denken konnten, führen wir nur auf einige Wochen nach Alexandrien. Giulia hatte das Meer bisher noch nie zu sehen bekommen, und ich war sehr neugierig auf den Eindruck gewesen, den der neue, großartige Anblick auf sie machen würde. Dieser Eindruck entsprach jedoch durchaus nicht meinen Erwartungen. Sie fand die schimmernde blaue Fläche zwar wunderschön, aber überwältigt war sie davon nicht, und sie wandte sehr bald den Kopf nach der anderen Seite hin, wo ein paar auffällig gekleidete griechische Damen auf ganz unnatürlich spitzen Haden — à la Louis XV. — vorübertrippelten.

„Sieh doch, diese entzückenden Schuhe — aber die sind gewiß enorm teuer!“ rief Giulia mit einem kleinen Seufzer aus. Das unangesehene Mittelstück des Saßes erratend, trat ich bereitwillig mit ihr in die Gondonnerie Pariffenne ein und ließ „Madame“ ein Paar ähnliche kleine Ungeheuer ausprobieren. Sie war strahlend vor Dankbarkeit.

Daß sie an der Hauptsehenswürdigkeit Alexandriens, der Pompejusssäule, großen Gefallen finden sollte, konnte ich natürlich nicht beanspruchen. Da sie merkte, daß ich wohl irgend eine Beifallsäußerung erwartete, erklärte sie die Säule für „magnifica“. (Wir unterhielten uns gewöhnlich auf Italienisch, welche Sprache ihr, vom Arabischen abgesehen, die geläufigste war, obgleich sie auch sehr nett

französisch zu plaudern verstand. Die Kinder im Orient wachsen als Polyglotten auf.) Dann meinte sie, dieses Denkmal sei gewiß noch viel älter als die Pyramiden, und als ich dies lächelnd verneinte und sie fragte, ob sie den Namen Pompejus nicht schon gehört habe, jagte sie, o ja, er sei ja wohl ein ehemaliger, sehr mächtiger Aethiobe gewesen. Entzückt über ihre reizende, naive Unwissenheit, nannte ich sie meine süße, dumme Bambina und küßte sie auf den knospenden Mund, unbekümmert um die uns umgebenden Zuschauer. „Shocking!“ stieß eine lange, vertrocknete Engländerin hervor, die in unserer Nähe gewissenhaft aus ihrem Vadebeler herausstudierte, was an der Säule pflichtschuldigst zu bewundern war, und die über das Buch hinweg empört nach uns hinschielte. Ich wußte ihre Mißbilligung mit stoischem Gleichmut zu ertragen.

Am besten gefiel Giulia das Café Paradis, ein am Meeresufer gelegenes, auf Pfählen in das Wasser hineingebautes Restaurant, wo wir allabendlich bei einem Glase Eis oder Mandelmilch der Musik lauschten und die jeunesse dorée Alexandriens musterten.

Ich lebte in einem Hauch von Sonne und Liebeseligkeit. Am glücklichsten aber war ich, als wir, nach Kairo zurückkehrt, unseren Einzug in das eigene Heim hielten. Wir hatten eine hübsche kleine Wohnung im Esbekiehviertel, so recht im Mittelpunkt der Stadt gemietet. Als Arzt hielt ich diese Gegend für die vorteilhafteste, und Giulia fand die belebte Straße sehr amüsant.

Es war zwar etwas heiß und unruhig dort. Im Erdgeschosß des Hauses befand sich ein italienisches Café, in welchem es sehr geräuschvoll zuging. Das Geschrei und Würfelgellapper hinderte uns nachts oft am Einschlafen. Auch war die Luft in dem eng verbaute Häuserkomplex nicht gerade erfrischend. Aber wir fanden die Wohnung sehr gemütlich und meinten, so schön und wohllich wie bei uns sei es nirgendwo in ganz Kairo. Wir hatten,

wie viele in Ägypten lebende Familien, keine weiblichen Diensthoten, sondern nur einen einfachen arabischen Koch und unseren braven, alten Achmet, den ich aus dem väterlichen Haushalt übernommen hatte. Achmet war Diener, Stubenmädchen und ärztlicher Handlanger in einer Person. Er besaß eine so sanfte, geschickte Hand, so viel Umsicht und praktischen Sinn, wie ich selten bei erprobten Heilgehilfen gefunden habe. Ich konnte ihn zu jeder Handreichung verwenden, und er war stolz darauf, mir nützlich zu sein.

Giulia war in jener ersten Ehezeit eine leidenschaftliche Wirtschaftlerin. Gleich am Morgen nach unserer Ankunft ging sie zu meiner Mutter, um sich zu erkundigen, „was die Deutschen gern essen“. Sie hatte sich vorgeonnenen, eine echte deutsche Hausfrau zu werden, und überraschte mich auch wirklich beim ersten Mittagsmahle mit einer wohlgelungenen heimatischen Lieblingsspeise. Aber dieses Feuer verglomm nur allzu schnell wieder, und sie gab sich bald mehr und mehr in die Gewalt des arabischen Kochs. Letzterer hielt es für ehrenrührig, nicht täglich mindestens drei Gerichte auf den Tisch zu bringen; außer Suppe und Braten mußte es immer noch ein „Entrrro-mets“, wie er es nannte, und eine süße Speise geben; aber da sein Repertoire nur klein war, reichte es nicht länger wie drei Tage aus, dann mußten wir wieder von vorn beginnen mit saules frites, filet garni und omelettes aux confitures. Die schönen französischen Namen, welche er uns mit selbstbewußter Emphase entgegen-schleuderte, waren leider das Beste an seiner Kochkunst.

Aber wer achtet denn auf eine geschmacklose und einförmige Küche, wenn er bei Tische ein so entzückendes Weib neben sich hat, an dem er sich gar nicht satt sehen kann!

Daß ich in der blutjungen, unerzogenen kleinen Levantinerin eine musterhafte Hausfrau und eine ernste, gediegene Lebensgefährtin finden würde, das hatte ich ja überhaupt nicht erwartet; ich liebte

sie gerade in ihrer Unvollkommenheit, und alles, was ihr fehlte, hoffte ich nach und nach durch meinen Einfluß in ihr zu wecken. Sie sollte — in geistigem Sinne — mein Geschöpf werden.

Manchmal hätte ich freilich etwas mehr Empfänglichkeit bei ihr zu finden gewünscht, etwas mehr Verständnis und Teilnahme für die Dinge, die mir selbst wichtig erschienen.

Schon in der ersten Woche unserer Ehe erlebte ich in dieser Hinsicht eine kleine Enttäuschung. Ich kam eines Abends in sehr gehobener Stimmung nach Hause, denn ich hatte an einem meiner Patienten eine höchst interessante Beobachtung gemacht, die eine schon längst von mir vertretene, bis jetzt aber noch nicht praktisch erwiesene Ansicht bestätigte.

„Du siehst ja so vergnügt aus,“ empfing mich meine Frau. „Ist dir etwas Angenehmes passiert?“

„Ja, etwas sehr Angenehmes; ich will es dir erklären.“ Und ich setzte ihr nun die Sache, soweit dieselbe im Bereiche ihrer Fassungskraft lag, auseinander.

„Und darüber freust du dich so?“ fragte sie erstaunt. „Ja, aber — kann dir diese Entdeckung viel Geld einbringen?“

„Geld? — Nein, das gerade nicht. Ich werde natürlich darüber schreiben, aber viel verdient man nicht durch wissenschaftliche Broschüren.“

„Oder glaubst du sonst etwas dadurch zu erreichen? Bekommt du vielleicht einen Orden dafür vom Khedive oder von deinem — von unserem Kaiser?“

Ich lachte. „Nein, mein Schatz, davon ist keine Rede.“

„Ja, aber weshalb bist du denn so vergnügt?“ fragte sie noch einmal in ungeduldigem Tone.

„Kannst du dir denn gar nicht denken, daß man sich über etwas freuen kann, was keinen persönlichen Vorteil bringt?“ fragte ich sie dagegen. „Begreiffst du nicht, daß es eine schöne, hohe Sache ist um die wissenschaftliche Forschung, um das Streben nach Erkenntnis? Die Na-

tur in ihrem geheimnißvollen Wirken zu belauschen, die Ursache der Erscheinungen zu ergründen, den Zusammenhang der Dinge zu erfassen, das ist ein Glück, gegen welches die äußeren Vortheile gering erscheinen; ein Fortschritt auf diesem Wege ist ein besserer Grund zur Freude als materieller Gewinn."

"Ach, das ist ja dummes Zeug; ich kann mich über nichts frenen, wovon ich nichts habe," erwiderte wegwerfend die kleine nächsterne Frau.

Das war ihr Standpunkt, und mit der zähen Konsequenz der Beschränktheit beharrte sie auf demselben.

"Alles braucht seine Zeit," sagte ich mir. "Meine Frau soll schon noch Respekt vor der wissenschaftlichen Arbeit bekommen und Verständnis für geistige Freuden."

Ich hatte damals noch sehr viele Illusionen!

Ein Umstand, der zuweilen einen leichten Schatten über mein Glück warf, war das Verhältnis zwischen Giulia und den Meinigen, welches sich gar nicht so recht innig gestalten wollte.

Es ist schwer, Menschen einander nahe zu bringen, die in so ganz verschiedener geistiger Lebensluft aufgewachsen sind. Wo die Wurzeln des Daseins — Abstammung, Erziehung, Gewohnheiten, sittliche, religiöse und gesellschaftliche Anschauungen — so himmelweit voneinander entfernt liegen, da braucht es eines starken Impulses, um Übereinstimmung zu erzielen.

Mir selbst war ja manches an Giulia besprechend, aber nichts unverständlich. Die Liebe gab mir den Kommentar für ihr Wesen. Von den Meinigen konnte ich nicht erwarten, daß sie so schnell das Ungewohnte überwinden sollten, was ihnen in meiner Frau entgegentrat. Letztere brachte während der ersten Wochen unserer Ehe täglich mehrere Stunden in meinem Elternhause zu, ihre eigenen Verwandten darüber beinahe vernachlässigend. Sie war eifrig bemüht, Deutsch zu lernen, und meine Mutter, die sie mit Hilfe einer

kleinen Grammatik unterrichtete, war ganz erstaunt über ihr seltenes Sprachtalent.

Ich war entzückt, wenn ich nach Beendigung meiner Krankenbesuche gegen Abend kam, Giulia abzuholen, und dieselbe mich dann mit einer neu erlernten deutschen Redensart empfing, die so anmutig-ungeschickt aus ihrem reizenden Mündchen hervorstolperte.

Ein Zeuzer der Erleichterung hob aber jedesmal ihre Brust, wenn ich kam. Sie fühlte sich offenbar ungemüthlich in dem neuen Verwandtenkreise. Am wenigsten konnte sie sich mit Hanna befreunden. Sie hegte eine förmliche Antipathie gegen das stille, ernste Mädchen. Und diese Antipathie sollte auch den Anlaß zur ersten Zwistigkeit in unserer bisher so friedlichen jungen Ehe geben.

Ich war nach Beendigung meiner Sprechstunden auf das Comptoir meines Vaters gegangen, dem ich etwas mitzutheilen hatte. Da ich ihn aber nicht zu Hause fand, ging ich in die Privatwohnung hinauf, meiner Mutter und Hanna guten Tag zu sagen.

"Gut, daß du kommst!" rief ernter, mich begrüßend. "Du könntest mir einen Gefallen thun. Hanna möchte so gern das Nachmal" (die berühmte Teppich-Ceremonie) "sehen. Ich fühle mich zu elend, um sie zu begleiten, möchte sie aber nicht allein gehen lassen. Willst du meine Stelle vertreten?"

Ich erklärte mich gern bereit und schritt bald darauf an Hannas Seite durch die Straßen, in welchen viel neugieriges, freudig erregtes Volk umherwogte. War doch heute ein wichtiger mohammedanischer Festtag! Der kostbare Teppich, welchen alljährlich die Stadt Kairo nach Mekka entsendet, und den mau, nachdem er ein Jahr lang das größte Heiligthum des mohammedanischen Kultus geschmückt, wieder nach Kairo zurückholt, wo er in einer der mannigfachen Moscheen aufbewahrt wird, während ein neuer Teppich nach Mekka wandert — er hielt heute seinen Wiedereinzug in die alte Kalifenstadt, gefolgt von gläubigen Pilgerscharen.

Wir suchten uns einen guten Beobachtungsposten aus, auf welchem wir die Ankunft des Festzuges erwarten wollten. Hanna stellte sich auf eine hohe Thürschwelle; ich hielt mich dicht an ihrer Seite, um sie vor der andrängenden Menschenmenge zu schützen.

Wir mußten uns lange gedulden. Endlich aber war der Moment gekommen. Langsam näherte sich die bunte, festliche Schar, voran der große Haufe lärmender Bummler und Gassenjungen, die im schönen Orient genau so wie überall den Vortrab jedes festlichen Aufzuges bilden, nur daß sie sich in Ägypten durch einfachere Kostüme auszeichnen, so einfach manchmal, daß sie der Mode des Paradieses recht nahekommen.

Ein schwüler Dunst von Weihrauch und anderen wohlriechenden Essenzen, gemischt mit weniger angenehmen Düften — aus Schweiß, Staub und schmutzigen Kleidern gebildet —, verbreitete sich in unserer Umgebung.

Jetzt nahen sich die heiligen Fahnen, in allen Farben prangend, mit Stern und Halbmond geziert. Von eintönigem Gesang und wirrer, fremdartiger Instrumentalmusik begleitet, bewegten sich die Ehrenzeichen der mohammedanischen Glaubensstreiter vorwärts.

Eine Anzahl Ulema (Geistlicher) im langen grünen Kaftan, das Haupt vom Turban gekrönt, schritt mit würdiger Miene hinterher.

Dann folgte das eigentliche Heiligtum. Ein Kamel trug auf seinem buckeligen Rücken die kostbare Last: den, unter einem hohen, funkelnden, goldgestickten Baldachin ruhenden heiligen Teppich. Mißmutig glockte das monströse Lasttier vor sich hin, mit einem Ausdruck äußerster Verdrossenheit und Lebensmüdigkeit, als ob es sagen wollte: Wozu der ganze Unsin?

Eine lebhafteste Bewegung ging durch die uns umgebende Volksmasse, als man den hochragenden Aufbau erblickte, welcher die Reliquie barg.

Mit geröteten Wangen und strahlenden Augen, ganz hingenommen von Aufmerk-

samkeit, blickte Hanna auf das fremdartige Schauspiel.

„Was kommt denn dort für eine seltsame Gestalt?“ fragte sie mich, auf einen Reiter deutend, welcher dem Kamel unmittelbar folgte. Er bot allerdings einen wunderlichen Anblick dar: ein großer, übermäßig fetter alter Mann mit langwallendem, grauem Bart und vollständig nacktem Oberkörper, so saß er auf seinem schwerfälligen Pferde, das Haupt nach hinten übergebogen, und bewegte sich, wie in Verzückungen, bald nach dieser, bald nach jener Seite.

„Das ist der Kaßenvater,“ erklärte ich ihr, „ein besonders verehrter heiliger Schekh, dem das Amt obliegt, auf der Pilgerfahrt nach Mekka die Kaßen zu füttern, welche mit nach dem Grabe des Propheten genommen werden — ein uralter mohammedanischer Brauch, wie ich gehört habe.“

Scharen singender und betender Pilger folgten; einige davon mit sehr gleichgültigen Miene, denen man es ansah, daß sie die Reise nach Mekka nur unternommen, weil dies als eine lobenswerte Handlung galt, durch welche man sich Respekt verschaffte, und weil eigentlich jeder rechtschaffene gläubige Muslim einmal in seinem Leben die Wallfahrt nach der heiligen Stadt gemacht haben muß; dazwischen aber tauchten auch düstere, bleiche, fanatisch erregte Gesichter auf, in denen ein Funke jenes wilden Feuers leuchtete, vor dessen verheerender Glut einst die Völker erzitterten, jenes unerbittlichen Glaubenseifers, der den Namen Mohammeds mit blutiger Schrift eingetragen hat in das Buch der Weltgeschichte.

Es währte lange, bis der Zug vorüber war und wir uns durch die dicke Volksmenge den Rückzug bahnen konnten. Nachdem ich die Conzine heimgeleitet, schritt ich eilends meiner Wohnung zu, denn die Frühstücksstunde war längst herangefommen (wir nahmen, nach Kairiner Sitte, um halb ein Uhr ein warmes Frühstück, während die Hauptmahlzeit abends statt-

sand), und meine kleine Frau hatte sich sicherlich schon um mich geängstigt.

Sie empfing mich mit freundlich besorgter Miene; als sie aber den Grund meiner Verspätung erfahren hatte, da war es auf einmal mit ihrer Freundlichkeit vorbei.

„So, also deiner hochmütigen Cousine zu Gefallen vernachlässigst du deine Frau! Um ihr ein Vergnügen zu machen, um ihre Gesellschaft recht ungestört zu genießen, läßt du mich hier stundenlang in Angst und Aufregung sitzen.“ (Es war, beiläufig bemerkt, noch nicht ganz ein Uhr.) „O, ich habe es ja längst gewünscht, daß sie dich mir nicht gönnt und daß du dich immer mehr von ihr umgarnen läßt!“

Und in einen Strom von Thränen ausbrechend, machte mir meine kleine, sonst so kindlich heitere Frau nun eine Scene, wie ich sie bei ihr nie für möglich gehalten hätte, eine regelrechte Eifersuchtszene der schlimmsten Art. Ein Sündenregister bekam ich zu hören, so lang und ausführlich, daß ich ihr Gedächtnis bewundern mußte. Jedes anerkennende Wort, das ich in letzter Zeit über Hanna gesagt, jeder Händedruck, den ich mit ihr gewechselt, wurde mir in bitteren Worten vorgeworfen, bis schließlich auch ich die Geduld verlor und ihr den Standpunkt klar machte.

Es war ein häßlicher Nachmittag.

Unglücklicherweise erschien noch an demselben Abend Hanna, meine Frau zu besuchen. Ich hatte mich allgemach wieder mit letzterer ausgeöhnt, ohne sie indes gänzlich von der Grundlosigkeit ihres Verdachtes überzeugen zu können. Mit rotgeweinten Augen saß sie neben mir auf dem Divan, als Hanna eintrat. Giulina empfing die Besucherin mit eisiger Kälte. Zuerst nahm sie sich aber doch etwas zusammen und es wurden einige höfliche Worte gewechselt. Als aber Hanna dann auf das Nachmäl zu sprechen kam und betonte, wie sehr sie sich für diese arabischen Festlichkeiten interessiere, da brach es mit Macht aus Giulias leidenschaftlicher, ungezügelter Seele hervor.

„Natürlich! Und er interessiert sich ja auch so sehr für das arabische Volksleben! Das paßt herrlich! Da könnt ihr so recht nach Herzenslust zusammen herumlaufen und Kairo studieren, während ich zu Hause sitze und mich gräme! So ist's recht! Ich will auch nicht mehr stören! Anzuhören brauche ich eure geistreichen Gespräche wenigstens nicht!“ Und laut schluchzend eilte sie aus dem Zimmer.

Hanna hatte kein Wort erwidert. „Geh und beruhige sie; ich fürchte, sie ist krank,“ mahnte sie mich und entfernte sich, während ich Giulina folgte. Diese hatte sich jedoch in das Schlafzimmer eingeschlossen und gab auf mein Klopfen keine Antwort. Ich vernahm nur von außen ihr durch heftig herausgestoßene Hornesworte unterbrochenes Schluchzen.

Entrüstet verließ ich das Haus und brachte den Abend mit einigen alten Freunden im Café Egyptien zu — das erste Mal seit meiner Verheiratung.

Als ich spät abends heimkehrte, war meine Frau schon zu Bett gegangen. Ich hörte ihre gesunden, regelmäßigen Atemzüge, als ich in das Schlafzimmer trat.

Vorsichtig näherte ich mich dem riesigen, mit goldblinkenden Messingkugeln verzierten Himmelbett und schlug die Muskettiere zurück (die das ganze Bett überspannende, zum Schuß gegen die Moskitos dienende Tüllgardine), nahm einen Leuchter in die Hand und betrachtete meine kleine schlummernde Kantippe. Da lag sie, sanft hingegossen, in den weißen Kissen, den linken Arm nach dem Gesicht erhoben, so daß es fast ausjah, als sei sie, wie die kleinen Kinder es lieben, mit dem Finger im Munde eingeschlafen.

Die schwarzen Loden waren heute nicht, wie gewöhnlich, eingeslochten, sondern überfluteten das Kopfkissen in üppiger Unordnung und bildeten einen breiten, dunklen Rahmen um das liebeliche Antlitz. Auf letzterem zeigten sich noch Thränenipuren; die geschlossenen Lider saßen rot und geschwollen an und ein schmerzlicher Zug lag um die vollen Lippen. Ich ichante entzückt auf das süße Bild und be-

wunderte die ungewöhnlich langen schwarzen Wimpern. Leise beugte ich mich über ihren Mund herab, um den warmen Atem zu fühlen. Das offene, duftige Nachtgewand war über der linken Schulter herabgezogen. Sie hatte es wohl im Schlafe gethan, belästigt von der im Zimmer herrschenden Schwüle. Die vollen, weichen Körperformen hoben sich reizend aus dem weißen Linnen hervor. Mir fiel Tizians köstliche Venus ein, jenes unvergleichliche Meisterwerk, dessen Hauptreiz in dem Kontrast zwischen dem lebendatmenden rosigen Weiß des Frauenkörpers zu dem kühlen Weiß der Leinentücher besteht, auf welchen die Schöne ruht. Nur daß mir Giulias tiefbrünette Schönheit weit anziehender und verführerischer erschien als die Reize der göttlichen Venetianerin.

Ich hätte sie gar zu gern wach geküßt, aber nein, ich wollte nicht schwach sein. Ich durfte das unartige Dornröschen nicht mit Härlichkeiten aus seinem Schlummer weden; es mußte gestraft werden. Da schlug es von selbst die Augen auf, nachdem etliche Male ein Zucken über das Antlitz gesflohen war, wohl durch den hellen Lichtschimmer veranlaßt.

„Walter,“ sagte sie mit sanfter, schläfriger Stimme, „bist du mir noch böse? Ich glaube ja eigentlich gar nichts Unrechtes von dir, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie dir vielleicht besser vorkommt wie ich, weil sie so klug und vernünftig ist und — eine Deutsche. Siehst du, ich bin doch nun einmal deine Frau; du hast mich geheiratet so, wie ich bin, und ich will dich ganz allein für mich besitzen! Ich habe dich doch so lieb, so lieb!“

Und sie umschlang mich leidenschaftlich mit den warmen, weichen Armen, die so ganz zum Lieblosen geschaffen waren. Ich sank an ihre Brust, und aller Groll war vergessen.

„Nicht wahr, Giulia, nun bist du aber auch so gerecht und vernünftig, daß du Hanna einige Worte des Bedauerns sagst? Du bist gestern wirklich recht ungezogen

gegen sie gewesen!“ bat ich meine Frau, als wir uns am folgenden Tage zu meinen Eltern begaben, deren Mittagsgäste wir sein sollten.

Von einer solchen „Demütigung“, wie sie es nannte, wollte aber Giulia nichts hören; dagegen bäumte sich ihr kindischer Trotz mit Macht auf. Eine erneute Auseinandersetzung folgte. Verstimmt langten wir im Hause meiner Eltern an. „Vielleicht besinnt sie sich noch eines Besseren,“ sagte ich mir im Inneren. Hanna empfing uns freundlich, wenn auch etwas befangen und steifer, als es sonst ihre Art war.

Nach dem Essen wurde musiziert. Klärchen, die mit ihrem Gatten auch zugegen war, spielte einen Walzer von Chopin, Hanna sang einige traurige Jensen'sche Lieder mit ihrer sanften verklärten Altstimme, und Herr Stierwurm holte seine Flöte hervor. Klärchen begleitete ihn auf dem Klavier. Es sah sehr komisch aus, wenn er den blassen Mund spitzte und bei sentimentalen Stellen die bebrillten Augen mit einem Ausdruck schmerzlichen Vorwurfs auf die hübsche Spielerin richtete. Er betete sie nach wie vor an, zum großen Ergötzen des jungen Ehemannes, der den unglücklichen Verehrer seines munteren Märchens „Monsieur Bradenburg“ getauft hatte.

Meine Frau verhielt sich den ganzen Abend über passiv, noch viel passiver als gewöhnlich. Sie war nicht selbst musikalisch, liebte es aber sonst, dem Gesang und Spiel zu lauschen, weil es sich so schön dabei träumen ließ und weil man während dieser Zeit keine vernünftigen Antworten auf langweilige, ernste Fragen von ihr erwartete.

Heute aber machte ihr offenbar nichts Vergnügen. Mit einem tod-unglücklichen Gesichtchen starrte sie vor sich hin, so daß es allen auffiel.

Endlich kam Jean Fouquier auf den guten Gedanken, mit einem alten Bande „Fliegender Blätter“ gegen Giulias Schwermut zu Felde zu ziehen. Und wirklich, während sie die drolligen Bilder betrach-

tete und sich von ihm die für sie verständlichen Witze ins Französische übersehen ließ, erheiterte sich ihre Stimmung zusehend.

Kärchen begann jetzt mit Herrn Stierwurm eine neue „Perceuse“ einzüben, und ich setzte mich mit meiner Mutter und Hanna in ein anderes Zimmer, wo ich ihnen einen Artikel aus der kölnischen Zeitung vorlas.

Als sich meine Mutter für eine kurze Weile entfernt hatte, um nachzusehen, ob die beiden Jüngsten auch fleißig bei ihren lateinischen Exercitien säßen und nicht etwa, während der Mentor im Salon flötete, die Zeit zu irgend einer Frevelthat benutzten, nahm ich die Gelegenheit wahr, mit Hanna über den gestrigen Vorfall zu sprechen.

„Hat dich Giulia wegen ihrer Unart um Verzeihung gebeten?“ fragte ich sie.

„Nein,“ war die zögernde Antwort.

„Und ich hatte sie doch so ernstlich darum ersucht! Der kleine Trosttopf! Aber sie muß es noch thun. Sie soll ihr Unrecht wieder gut machen!“

„Walter, ich bitte dich,“ entgegnete meine Cousine, „verlange nicht etwas von deiner Frau, was ihr so schwer fällt. Ich weiß ja, daß sie es so schlimm nicht gemeint hat. Sie ist eben eine Südländerin und läßt sich leicht fortreißen. Es will ihr nicht in den Kopf, daß zwischen einem jungen Mann und einem Mädchen ein freundschaftlicher Verkehr bestehen kann, ohne daß sich eine Spur von —“ — sie erröthete und suchte nach dem passenden Wort — „nun, von etwas anderem hineinmischen; daß man, ohne Geschwister zu sein, doch ganz wie gute Kameraden miteinander leben kann und sich in der einen Beziehung ganz gleichgültig sein, während man doch außerdem sehr viel voneinander hält.“

Sie sah mich bei diesen Worten nicht an, aber was sie sagte, klang so einfach und natürlich; ich kam mir in diesem Moment recht wie ein albernere Ged vor, daß ich mir eingebildet hatte, Hanna trüge eine stille Liebe zu mir im Herzen.

„Aber sie muß doch ihr Unrecht einsehen,“ behauptete ich.

„Sie wird es auch noch später von selber einsehen. Aber ich mag nicht, daß du sie zwingst, sich vor mir zu demüthigen, wenn sie es doch nun einmal so auffaßt. Du mußt bedenken, daß Giulia keinen leichten Stand hat. Sich in eine fremde, von der ibrigen grundverschiedene Familie einzuleben, muß schwer sein für ein so junges Geschöpf. Sie fühlt sich offenbar häufig verlassen unter uns. Wir besprechen oft recht ausführlich Dinge, an denen sie kein Interesse haben kann und die sie doch geduldig mit anhören muß. Die Mehrzahl ist immer egoistisch dem einzelnen gegenüber — unwillkürlich vielleicht, aber es thut doch weh, isoliert dazustehen. Und sie giebt sich wirklich rechtlich Mühe, es dir und den Deinen recht zu machen und ‚eine deutsche Fran zu werden‘, wie sie immer sagt. Du darfst ihr deshalb einen Irrtum nicht so schwer anrechnen, der doch nur aus ihrer leidenschaftlichen Liebe zu dir entspringt!“

Da trat eine Frauengestalt hinter der Portiere hervor, welche das Zimmer vom Vorjaal trennte — Giulia; ihr Antlitz glühte vor Beschämung. Sie hatte unser Gespräch belauscht. Jetzt trat sie auf Hanna zu und umarmte sie heftig erregt.

„Du bist gut,“ sagte sie in ihrem wunderlichen fremdartigen Deutsch. „Ich liebe dich sehr — und ich bin sehr dumm gewesen!“

Von dieser Stunde an hatte Giulia eine treue Freundin.

(Fortsetzung folgt.)





Weg von der Esplanade gesehen.*

Elsaß = Lothringen und die Vogesen.

Von

Max King.

1.



Lue Wanderung durch Elsaß-Lothringen und die Vogesen bietet dem Reisenden eine solche Fülle von landschaftlichen Schönheiten und bedeutenden historischen Erinnerungen, daß man sich mit Recht über den spärlichen Besuch unserer Reichslande besonders von seiten der norddeutschen Touristenwelt wundern muß. Dies ist um so mehr zu bedauern, als nach unserer Meinung nichts so viel dazu beitragen kann, das noch immer lockere Band mit den uns durch langjährige Trennung entfremdeten Stammesbrüdern fester zu

knüpfen und die noch vorhandenen Vorurteile zu beseitigen, als eine genauere Kenntnis und der häufige Besuch von Elsaß-Lothringen und den Vogesen, die in ihrem Inneren einen reichen Schatz der reizendsten Landschaftsbilder und der interessantesten Denkmäler deutschen Volkstums und deutscher Kunst bergen, welche sich dem danach suchenden Wanderer leicht und angenehm erschließen. Schon die Fahrt auf der Eisenbahn über Nordhausen, Marburg, Sießen, Ems, Koblenz, durch das liebliche Moseltal, über Trier nach Lothringen zu der mit deutschem

* Die Illustrationen zu diesen Schilderungen sind nach Abbildungen in dem soeben bei B. Heinrich in Straßburg vollständig erschienenen vortrefflichen Reisehandbuche „Straßburg, Metz und die Vogesen, hundert Bilder in Phototypie mit Unterstützung des Vogesen-Clubs nach der Natur aufgenommen und herausgegeben von G. Bernhoeft“ gezeichnet.

Mnte wieder erkaufen Festung Metz führt uns durch die schönsten Gegenden Deutschlands und gewährt den Reisenden einen hohen Genuß. Vor allem aber überrascht Metz selbst durch seine höchst malerische Lage an dem Zusammenfluß der Seille und Mosel, rings von ansehnlichen, mit Reben bepflanzten Hügeln und höheren Bergen wie von einem natürlichen Wall umschlossen und von den beiden mächtigen Flußarmen gegen jeden feindlichen Angriff geschützt.

Diesem günstigen Umstande verdankte wohl die Gegend ihre frühzeitige Ansiedelung durch keltische Stämme, welche hier in Kriegszeiten ein gesichertes Asyl gründeten, nichtsdestoweniger von den ihnen überlegenen Römern besiegt wurden. Diese benutzten das „Divoborum“ der Gallier, von ihnen „Mediomatricum“ genannt, als eine feste Militärlagerung gegen die anstürmenden Belgier und Germanen. Aus dem römischen Lagerplatz entwickelte sich, ähnlich wie Trier, Köln und Mainz, eine blühende volkreiche Stadt, die im fünften Jahrhundert n. Chr. durch den Einfall der Hunnen unter Attila zerstört wurde.

Nach und nach sich aus seinen Trümmern erhebend, wurde Metz unter der Herrschaft der Merowinger die Hauptstadt von Austrasien und durch Karl den Großen mit dem fränkischen Reich vereinigt. So gelangte es nach dem Tode des Weltherrschers und dem Zerfall seiner Weltmonarchie durch die Teilung seiner Hinterlassenschaft im Vertrage von Meerssen 870 zugleich mit dem ganzen Elsaß, Nieder-Lothringen und dem Moselherzogtum Trier und Metz an Deutschland. Die seitdem freie deutsche Reichsstadt Metz erfreute sich lange Zeit unter dem Schutze der kaiserlichen Herzöge und geistig hervorragender Bischöfe eines wachsenden Wohlstandes und nannte sich damals mit Stolz: l'écu, la porte et le propugnaele, den Schild, die Pforte und das Bollwerk des Reichs gegen Frankreich und Burgund.

Wie in den meisten deutschen Städten lehnte sich auch in Metz das mehr und mehr erstarkte Bürgertum gegen die

immer drückender gewordene Herrschaft der Herzöge und Bischöfe siegreich auf. Das neue Stadregiment gelangte in die Hände der reichen und mächtigen Patricierfamilien, der sogenannten „paraisges“, welche einen einträglichen Handel trieben und durch ihren Wucher und ihre Schätze den Haß und Neid der durch fortwährende Fehden verarmten und verschuldeten Dynasten in der Nachbarschaft herausforderten. Aus jenen Tagen stammt auch der alte sprichwörtliche Glückwunsch bei der Geburt eines Knaben: „Möge er Bürgermeister von Metz oder doch König von Frankreich werden.“

In andauernden Kämpfen gegen diese Feinde, die Herren von Lothringen, Luxemburg, Saar und Trier, blieb Metz zwar siegreich, erlitt aber große Verluste durch Schädigung seines Handels und Verwüstung seines Stadtgebietes, das noch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts 265 Dörfer umfaßte. Noch verhängnisvoller für die Stadt war das allmähliche Sinken der kaiserlichen Macht, die nicht mehr stark genug war, die Westgrenzen des Reichs gegen die beutegierigen Nachbarn, besonders gegen Frankreich zu sichern, obgleich noch Karl IV. 1356 mit großem Pomp in Metz die berühmte Goldene Bulle verkündigte. Diese Schwäche benutzend, lauerten fortwährend die Könige von Frankreich auf einen günstigen Augenblick, um sich der deutschen Stadt mit Gewalt oder List zu bemächtigen. Bereits 1464 forderte Ludwig XI. Metz auf, sich unter seinen Schutz zu begeben und seine Herrschaft anzuerkennen, was jedoch der patriotische Rat mit größter Entschiedenheit ablehnte. Durch die abschlägliche Antwort keineswegs abgeschreckt, unterstützte der schlane König heimlich die Herzöge von Lothringen in ihren feindlichen Unternehmungen. Mitten im Frieden verjuchte 1473 der Herzog Nikolaus die Stadt durch einen nächtlichen Überfall zu überraschen, woran er nur durch die Wachsamkeit und Geistesgegenwart eines mutigen Bürgers, des Bäckers Harelle, gehindert wurde.

Weit gefährlicher wurden die durch die Reformation hervorgerufenen religiösen Spaltungen, welche den inneren Frieden störten, die bereits vorhandene französische

ihres Glaubens geschlossenen Bündnis gegen Karl V. beitrug, wodurch der König Heinrich II. von Frankreich die längst gewünschte Veranlassung fand, Metz zu be-



Das Denkmal der Vogesen bei Wörth.

Partei ermittelten und auch folgenschwere Verwicklungen dadurch herbeiführten, daß die überwiegend reformierte Stadt dem von den protestantischen Fürsten und den deutschen Reichsständen zur Verteidigung

sehen, indem der Herzog von Montmorency durch schändlichen Verrat und Vertrauensbruch der preisgegebenen Stadt sich bemächtigte und die widerstrebenden, deutsch gesinnten Ratsherren hinrichten ließ. Vergebens beeilte sich darauf der deutsche Kaiser Karl V., mit den protestantischen Fürsten Frieden zu schließen und Metz wieder zu erobern. Obgleich er mit einem Heere von achtzig-

tausend Mann die Festung belagerte, wurde dieselbe von den Herzögen Franz von Guise und Lothringen so tapfer verteidigt, daß Karl sich gezwungen sah, die Belagerung aufzugeben, nachdem er einen großen Teil seiner Truppen durch Frost, Hunger und Krankheit verloren hatte. Da die französische Besatzung ein wahres Schreckensregiment ausübte, wanderte schon damals ein großer Teil der wohlhabenden Einwohner nach Deutschland aus. Die durch vielfache Mißhandlungen erbitterten Bürger konnten nur durch Anlegung der Citadelle von einem blutigen Aufstande abgehalten werden. Als aber in dem Frieden von Münster 1648 Metz von dem Deutschen Reiche förmlich an Frankreich abgetreten wurde, söhnten sich die Bürger allmählich mit ihrem Schicksal aus, obgleich die Auswanderung noch lange Zeit fort dauerte und unter Ludwig XIV. nach Aufhebung des Ediktes von Nantes wahrhaft riesige Verhältnisse annahm. Die wegen ihres Glaubens verfolgten Huguenotten fanden an dem Großen Kurfürsten einen edelmütigen Beschützer und vorzugsweise in Berlin und der Mark eine neue Heimat, der sie durch Verbreitung einer höheren Bildung, feinerer Sitten, nützlicher Kenntnisse und Künste ihren Dank abstatteten.

Später suchte allerdings die französische Regierung in anerkannter Weise durch Sorge für das materielle Wohl der Einwohner, Beförderung von Handel und Gewerbe, sowie durch andere zweckmäßige Einrichtungen das begangene Unrecht wieder gut zu machen, so daß sich die Bürger immer enger an Frankreich während der Revolution und unter Napoleon I. angeschlossen.

Zugleich ließ sich die Regierung die Befestigung von Metz angelegen sein. In ihrem Auftrage begann bereits 1674 der berühmte Vauban die vorhandenen Werke auszubauen und neue, unter ihnen das Moselfort, anzulegen. Unter Louis Philipp wurden die wieder in Verfall geratenen Befestigungen restauriert und durch Louis Napoleon nach dem preussisch-

österreichischen Kriege 1866 die detachierten Forts St. Quentin, Plappeville, St. Privat und St. Julien mit großem Kostenaufwande hinzugefügt, so daß Metz für eine Festung ersten Ranges galt und als Ausfallsthor und Waffenplatz gegen Deutschland eine große Bedeutung gewann.

Trotzdem war die Stadt beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 nicht genügend vorbereitet, da die französische Regierung an die Möglichkeit einer Belagerung nicht ernstlich dachte, sondern wie das ganze Volk den Kampf mit einem kurzen Feldzug über den Rhein siegreich zu beenden hoffte. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung, als Bazaine in fünf großen blutigen Schlachten durch die Tüchtigkeit und Umsicht der deutschen Führer, durch den Mut und die Tapferkeit der deutschen Heere besiegt und, in der Umgebung von Metz wie mit eisernen Klammern eingeschlossen, sich mit 173 000 Mann seiner Truppen am 22. Oktober 1870 dem Prinzen Friedrich Karl ergeben und die jungfräuliche Festung dem überlegenen Sieger ihre Thore öffnen mußte.

Gleich nach der Kapitulation wiederholte sich das frühere Schauspiel nur in umgekehrter Ordnung, indem eine massenhafte Auswanderung, aber diesmal nach Frankreich, stattfand, so daß die Bevölkerung von 48 000 Seelen auf 33 000 herab sank. Dieser erhebliche Ausfall wurde jedoch durch eine fast ebenso große Einwanderung aus Deutschland ersetzt. Augenblicklich zählt Metz wieder 45 000 Einwohner, zu denen noch eine Garnison von mehr als 20 000 Mann tritt, so daß die deutsche Bevölkerung die Mehrzahl bildet und auch in der städtischen Verwaltung die Majorität besitzt. Auch soll sich nach zuverlässigen Quellen der im Kriege zerrüttete Wohlstand der Stadt bedeutend gehoben und bald die frühere Höhe wieder erreicht haben.

Gegenwärtig bietet Metz das Bild einer schön gelegenen, aus den verschiedensten Elementen und Perioden zusammen-

gewachsenen und darum höchst interessanten merkwürdigen Stadt, halb altertümlich, halb modern, halb französisch, halb deutsch, halb kaufmännisch industriell, halb bürokratisch militärisch, mit vielen engen, winkligen, unebenen Gassen und großen schönen Plätzen, mit herrlichen Kirchen und langweiligen Kasernen, mit reizenden prächtigen Promenaden und furchtbaren, Tod und Verderben drohenden Wällen und Forts.

Von dem 1875 nach den Plänen des Professors Jacobsthal in Berlin erbauten und 1878 eingeweihten Hauptbahnhof gelangt man durch das Serpenoise- oder Bahnhofsthor zu dem großen, für militärische Zwecke benutzten Königsplatz, in dessen Nähe die überlebensgroße Statue des berühmten, zu Saarlouis 1769 geborenen Marschalls Michel Ney von dem Bildhauer Petre steht, eine echtfranzösische Arbeit, höchst effektiv, aber theatralisch in der Haltung, schwerfällig in der Drapierung und keineswegs dem Charakter des dargestellten Helden entsprechend.

An den Königsplatz grenzt die sogenannte Eiplanade, eine der schönsten Promenaden, mit herrlichen alten Bäumen,

wundervollen Blumenanlagen, prächtigen Springbrunnen und trefflichen Kunstwerken, unter denen die anmutige Rajade von Petre, das arabische Pferd von Fran-



Gerberstraße in Metz.

tin und andere Tiergruppen sehenswert sind; meist Geschenke der französischen Regierung, welche in nachahmenswerter Weise bemüht war, zugleich ihre Provinzialstädte zu schmücken und talentvolle Künstler durch lohnende Aufträge zu ermuntern.

Die Esplanade ist der Stolz und die Freude der Meßer und wird besonders an den Abenden, wenn die treffliche Militärmusik ihre Overturen und lustigen Tänze erklingen läßt, von einem zahlreichen eleganten Publikum stark und gern besucht, vorzugsweise jedoch von deutschen Offizieren und Beamten, da die französisch gesinnte Bevölkerung durch so manche schmerzliche Erinnerung an den letzten Krieg noch immer zurückgehalten wird.

Hier und auf dem benachbarten Königsplatz lagen nämlich während der Belagerung von Metz die Kranken und Verwundeten in Eisenbahnwagen oder unter lustigen Zelten, der Kälte und dem Regen preisgegeben. Wo jetzt heitere Melodien ertönen, hörte man damals nur das Stöhnen der Verstümmelten, das Röcheln der Sterbenden, und wo jetzt die Damen in eleganter Toilette lustwandeln, fröhliche Kinder spielen und die Deutschen bei einem Glase Bier oder einer Tasse Kaffee sich gemächlich unterhalten, schleppten sich die armen Krüppel siebernd, von Frostschanern geschüttelt, von Hunger gequält, unter dem alten, entlaubten Bäumen dahin, ihr trauriges Schicksal und das Unglück ihres Vaterlandes beklagend.

Von dem noch zur Esplanade gehörenden, gegen die Mosel vorspringenden Rondel, wo man eine treffliche Restauration findet, genießt man eine entzückende Aussicht; zu unseren Füßen breiten sich die Außenwerke der Festung aus, der majestätisch dahinschießende Strom, von Dampfschiffen und Rähnen belebt, die üppigen Wiesen von St. Simphorien, rechts die Weideninsel, mit dem fast ganz in Bäumen versteckten Pulvermagazin, links die Citadelle mit ihren grünen Wällen und Glacis, dahinter die freundliche Vorstadt Montigny an einer Biegung des Flusses, über den die lustige Eisenbahnbrücke führt, das ganze herrliche Bild durch die Kette der Seille-Verge begrenzt, deren mittelster Punkt mit der Ruine St. Blaise im Kriege als deutscher Observationsposten diente.

Auf der Seite von St. Simphorien sieht man weiterhin einen zweiten Moselarm, an dessen Ufern sich jetzt so friedlich die einst von den feindlichen Kugeln bedrohten Dörfer Moulin, St. Ruffien, Devant les Ponts hinziehen, überragt von den riesigen rauchenden Schornsteinen der bedeutenden Eisenwerke von Ars und den am fernen Horizont sichtbaren hohen Pappeln von Point du Jour, welche an das Schlachtfeld von Gravelotte mahnen. Darüber erhebt sich der breite Rücken des mächtigen St. Quentin mit seinen starken Werken, der Feste Friedrich Karl und daneben über Blappeville das ebenso starke Fort Alvensleben, an den Abhängen der Berge die reizenden, rings von Weingärten umgebenen Dörfer Scy und Chappelles, gegen Norden die in mehrere Arme sich teilende Mosel, mit ihren malerischen Quais und Brücken, über welche sich der schlanke gotische Turm der neuen evangelischen Garnisonkirche hoch in die blaue Luft erhebt; in der That ein wunderbarer Anblick, von dem man sich nur schwer losreißen kann.

Es bedarf jedoch nur einer kurzen Wanderung durch eine der zahlreichen Nebenstraßen, um uns aus der Gegenwart und der modernen Welt, deren Mittelpunkt die Esplanade bildet, in das Mittelalter, nach dem sogenannten Paradeplatz zu versetzen, auf dem sich die herrliche Kathedrale von Metz, eines der schönsten und bedeutendsten Bauwerke, auf dem höchsten Punkte der Stadt erhebt und an längst vergangene Zeiten erinnert. Von der Sage wird die Gründung der Kirche in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt verlegt, wogegen geschichtlich nur feststeht, daß dieselbe im dreizehnten Jahrhundert begonnen, von 1486 bis 1498 Querschiff und Chor erbaut, von 1503 bis 1519 das Vorder Schiff gegen Westen verlängert und erst 1740 die mit dem gotischen Stil in schreiendem Widerspruch stehende italienische Fassade hinzugefügt wurde, an deren Beseitigung man jetzt fleißig arbeitet.

Auch die beiden Türme sind unvollendet geblieben; die obere Partie des südlichen Mutter-Turmes rührt aus den Jahren 1477 bis 1483 von dem Architekten Rauconvaux her und bietet von seiner Plattform, zu der 293 Stufen führen, einen überaus lohnenden Rundblick auf die Stadt und ihre Umgebung. In demselben hängt die 260 Centner schwere Glocke la Mutte, deren Name bald von dem Worte Mutter, bald von motus oder emente abgeleitet wird. Sie zeigt die für die damaligen Verhältnisse charakteristische Inschrift:

Dame Mutte suis baptisée,
De par la Cité ci-posée,
Pour servir à la Cité
Aux jours de grands solemnités;
Et aussi pour créer justice,
Prender ban de bonne poller,
Les contredire quand bon me semble,
Et pour convoquer gens ensemble.

Obgleich die Kathedrale infolge ihrer verschiedenen Bauzeiten die wünschenswerte Einheit des Stils vermissen läßt, imponiert dieselbe durch ihre edle Einfachheit, großartige Erhabenheit und ihre hohe, freie Lage. Im Inneren macht das kühn anstrebende Schiff einen mächtigen Eindruck; die schlanken und doch so festen Pfeiler bilden gleichsam nur die Rahmen der riesigen Fensterscheiben, die den Bau wie mit einer durchsichtigen Wand umgeben und mit ihren prachtvollen Glasgemälden verklären. Im Längsschiff befindet sich eine antike Porphyrtür, die einst die Namachie der alten Seeschlachten-Arena schmückte und jetzt Zeugnis ablegt für die Blütezeit unter der Römerherrschaft.

In der Sakristei wird der Ring des heiligen Arnulf und das „Grauly“ des heiligen Klemens gezeigt, eine „grünliche“ Drachengestalt zur Erinnerung an das von dem ersten Bischof der Stadt besiegte Ungeheuer, das täglich zwei Jungfrauen verschlungen haben soll und von dem genannten Heiligen im Schlafe überfallen und getötet wurde. Die bereits von Nabelais erwähnte Sage, eine Allegorie des über das Heidentum siegenden Christen-

tums, gab die Veranlassung zu einem bis in die neuere Zeit gefeierten Volksfeste, wobei das Bild des Drachen durch die Strafen der Stadt von dem nach altem Herkommen dazu berechtigten Maire von Woippy hergetragen und der bewegliche Rachen des Ungeheuers von den ebenfalls dazu verpflichteten Bäcker und Konditoren mit Kuchen und Süßigkeiten angefüllt wurde, zur großen Freude der Menge, welche in dem Grauly gewissermaßen das Wahrzeichen ihrer Stadt erblickte.

Auf der Nordseite des großen, schönen Platzes steht das mit kriegerischen Emblemen geschmückte Denkmal des tapferen Verteidigers der Stadt, Abraham Fabert, mit der besannten, ihm in den Mund gelegten Inschrift: Si pour empêcher, qu'une place, que le roi m'a confiée, ne tombât au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brèche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerai un moment à le faire. Nach der Einnahme von Metz wurde die Statue des mutigen Marschalls ganz und gar in schwarzen Trauerflor gehüllt und zu patriotischen Demonstrationen benutzt, welche ebenso sehr gegen die deutschen Sieger, wie gegen den „Verräter“ Bazaine gerichtet waren.

Gerade der Kathedrale gegenüber liegt das stattliche, etwas schwerfällige Stadthaus, in dessen Räumen sich jetzt das Museum befindet. Dasselbe enthält eine Reihe weniger künstlerisch als kulturhistorisch interessanter Gemälde, meist Darstellungen aus der Lokalgeschichte von Metz: die Wahl des ersten Schöffenmeisters, die Prozession des Grauly, mittelalterliche Mysterienspiele, die Ermordung der Juden durch Kreuzfahrer, die Verkündigung der Goldenen Bulle durch Kaiser Karl IV. von Deutschland, und als Gegenstück den Einzug Heinrichs II. von Frankreich im Jahre 1552.

Einen höchst reizenden und malerischen Anblick gewähren die mehr oder minder großen, durch Brücken miteinander verbundenen Inseln der Mosel, so die Präsektur-Inseln mit ihren beiden schönen

Plätzen, auf denen die ehemalige Prä- stellungen gab; in der Nähe der Jardin
fektur, das jetzige Regierungsgebäude und d'amour, eine anmutige Baumgruppe.



Die Kathedrale in Reims.

das 1739 von Oger erbaute Theater die während unserer Anwesenheit mit
steht, worin 1872 zum erstenmal eine deutschen Flaggen und Wappenschildern
deutsche Schauspielergesellschaft ihre Vor- geschmückt, dem deutschen Kriegervereine

als Festplatz für eine patriotische Fahnen-
weibe diente.

Auf der größeren Chambiere-Insel

mann und des Garnison-Bauinspektors
Rettig im gotischen Stil und in Harmo-
nie mit der ganzen Umgebung erbaut.



Innere der Kathedrale in Metz.

liegt die am 23. Oktober 1881 eingeweihte neue evangelische Garnisonkirche, nach den Plänen des Architekten Busch,

Die aus dem Metall der eroberten Geschütze gegossenen Glocken tragen die sinnigen Inschriften:

Jur Ehre Gottes rufe ich,
 Geschossen durch dich, Deutsches Reich;
 Deutsche Gräber schaue ich,
 Deutscher Mann, höre mich,
 Schütze mich, Reich!

Friedlicher und versöhnlicher lautet ein
 zweiter Spruch:

Streitbar sonst suchst du vom Volle
 Dieselbe Gemeinde zu schrecken,
 Die ich mit friedlichem Schalle
 Jetzt sammle, die Herzen zu wecken.

Außerdem findet man in Metz eine Reihe alter Gebäude, gleichsam die steuereue Chronik der Stadt, neben dem römischen Aquädukt in der nächsten Umgebung den angeblichen austraßischen Königspalast in der Weisbergstraße, jetzt zum Proviantmagazin erniedrigt; das mittelalterliche Deutsche Thor mit Turm und Zinnen, eine Erinnerung an die reichsstädtischen Zeiten; ferner die St. Eucharist-Kirche, bereits 771 in einer Schenkungsurkunde des Bischofs Angilram erwähnt, ein interessanter frühgotischer Bau, mit alten Wandgemälden, darunter das Bild des heiligen Klemens, der seinen Drachen Grauly gemüthlich an einer Leine herumführt; das nach der Tradition von Karl dem Großen gestiftete Hospiz St. Nikolaus an dem gleichnamigen Platz, die Templer-Kapelle aus dem zwölften Jahrhundert im Umkreis der Citadelle und die Abtei St. Maria im Hofe der Schmiedewerkstätten.

Die Umwallung der Stadt rührt in der Hauptsache von Vauban und seinem Schüler Cermontaigne her und dürfte allein in Verbindung mit den inneren Befestigungen schon genügen, einen feindlichen Angriff abzuwehren. Dazu kommt noch der eiserne Gürtel der Außenforts, von denen das eine nicht belagert werden kann, ohne daß der Feind von den Geschützen zweier anderer bestrichen und bedroht wird. Im Nordosten wacht das Fort Manteuffel, vordem St. Julien, ein Außenwerk ersten Ranges, in seiner nächsten Nähe Fort Zastrow, welches die Verbindung zwischen Fort Manteuffel und Fort Göben, ehemals Queulen, herstellt, das die Hauptstraße nach Straß-

burg und das umliegende flache Land beherrscht. Nach Süden erhebt sich das Fort Prinz August von Württemberg, früher St. Privat, in dessen Bereich die Straße nach Nancy und die östliche Seite des Moseltales liegt. Im Norden thront auf dem breiten Bergrücken des St. Quentin die Feste Friedrich Karl und Manteuffel, die für sich allein eine vollständige Festung bilden und sich noch zu halten vermögen, selbst wenn alle die übrigen Forts genommen werden sollten. Nordwestlich liegt Fort Alvensleben, einst Plappeville, zum Schutze der westlichen Gegend und stark genug, einer belagernden Armee, die sich der umliegenden Höhen bemächtigen wollte, jede Annäherung zu verwehren. In der Mosel Ebene liegt noch das ungefähr dreiviertel Stunden von Metz entfernte Fort Kamelle zur Deckung der Straße nach Diebentzen, und das seiner Vollendung entgegengehende Fort Hindersin. Das ganze von den Außenforts umschlossene Terrain bildet das befestigte Lager und umfaßt zwölf größere Ortschaften und zahlreiche Höfe, Villen und Bauernhäuser.

Unmöglich kann man einige Zeit in Metz verweilen, ohne die berühmten Schlachtfelder in der Umgebung zu besuchen, wozu man einen ganzen Tag braucht. Gewöhnlich begnügt man sich mit den wichtigeren Punkten und benützt zu diesem Zweck eine eigene Gelegenheit, oder den Dombus bis Gorze und die Eisenbahn nach Novant. Der Weg zu dem westlichen Teil des Schlachtfeldes vom 16. August oder Mars la Tour führt zunächst nach Gorze, wo die Straße höher steigt und einen Blick durch den Wald auf vereinzelte Soldatengräber gestattet. Sobald man die wellige Hochebene erreicht hat, wächst die Zahl der Gräber, besonders am nördlichen Waldrande in der Nähe der alten Römerstraße, wo der historische Todesritt der Kavallerie endete und sich die Denkmäler der Brigade Bredow und der Ziethenhussaren erheben. Von hier sieht man rechts Grauelotte und links Rezonville, wo sich am

letzten Hause des Dorfes eine Gedenktafel befindet, welche daran erinnert, daß in diesem Hause König Wilhelm die Nacht vom 18. zum 19. August verbrachte.

In der Schlacht vom 18. August, die sich bis St. Privat und Ste. Marie aux Chênes ausdehnte, bildete Gravelotte den Schauplatz des furchtbaren Kampfes, der am schrecklichsten in der sogenannten Schlucht wütete.

Auf diesem denkwürdigen Punkt sind auch die meisten Denkmäler errichtet, links die Denkmäler des 29. und 33. Regimentes, gegenüber von St. Hubert die des 14. und 54. Regimentes. Dem Wirthshaus gegenüber wird die Stelle gezeigt, wo Moltke dem König Wilhelm die Siegesnachricht überbrachte. Von dem Pacht-hof Malmaison aus hat man eine gute Übersicht des ganzen Schlachtfeldes; in der Nähe das schöne Dentmal

der 18. Division. Über französische Gebiet gelangt man nach Ste. Marie aux Chênes, wo ein großes, mit Mauern umgebenes Massengrab die schweren Verluste des 12. Corps bei dem Sturm auf das Dorf anzeigt. Von hier erblickt man St. Privat und kann am besten die Schwierigkeiten ermessen, welche die Eroberung des hoch gelegenen, wie ein Fort durch seine Lage geschützten Ortes dem Angriff der Garben und des 12. sächsischen Corps entgegenstellte. Das Denkmal des Garde- und 12. sächsischen Corps,

sowie zahlreiche Massengräber auf der Straße nach St. Privat bezeugen, daß hier der Entscheidungskampf und das furchtbarste blutige Ringen der deutschen und französischen Heere stattgefunden, welches mit der Befestigung und Einschließung des Feindes endete.

Sämtliche Gräber und Denkmäler fauden wir von den dazu bestellten Wächtern sorgsam gepflegt und gut erhalten, einige von liebevollen Freundeshänden mit Blumen und mit Kränzen geschmückt, ein ergreifender Anblick, voll erhebender und zugleich trauriger Erinnerung an eine der größten Epochen in der Geschichte unseres Vaterlandes.

Von Metz führt uns die Eisenbahn aus Lothringen nach dem Elsaß und zuvörderst nach Straßburg. Schon unterwegs fiel uns die Verschiedenheit der beiden Landesteile, ab-

gesehen von der Sprache, in der Bauart der Dörfer und dem Charakter der Bewohner auf. Die Häuser der Lothringer Bauern sind meist plumpe kastenförmige Steinbauten, mit plattem Dach, kleinen Fenstern und niedrigen Thüren, durch hohe Düngerhaufen unreinigt, fast nie mit einem freundlichen Blumengärtchen geschmückt, meist eine lange, einförmige Straße bildend, wogegen im Elsaß auf dem Lande der deutsche Holzbau, das alemannische Baneruhans mit seinem Giebedach, seinen geschmittenen



Eingang zur Ruine Hohbarr bei Zabern.

Vallenlagen und Galerien, mit seinem gepflegten Blumengarten vorherrscht. Auch die Bewohner unterscheiden sich voneinander durch ihre Haltung, Kleidung, ihre ganze Erscheinung und können nicht ihren verschiedenen Ursprung verleugnen. Der romanische Lothringer ist meist klein, untersetzt, wenig kräftig, mit dunklen Augen und Haaren, die Frauen selten schön und blühend, ihre Kleidung städtisch, während die Männer die unvermeidliche blaue oder graue Bluse tragen. Der germanische Elsässer zeigt dagegen überwiegend blondes Haar und blaue Augen, einen schlanken Wuchs und ein kräftiges Aussehen. Die Frauen sind anmutig und kleiden sich ländlich, obgleich in der letzten Zeit die frühere so geschmackvolle Tracht leider zu verschwinden beginnt. Was den Charakter betrifft, so ist der Elsässer offener, ehrlicher, energischer, aber auch eigensinniger als der Lothringer, der sich mit einer gewissen Elasticität oder Indifferenz in die gegebenen Verhältnisse zu finden weiß und eine gewisse Unterwürfigkeit unter jede Autorität entweder von Natur besitzt, oder unter der Centralisierung der französischen Regierung angenommen hat.

Die Fahrt von Metz nach Straßburg berührt das alte Tres Tabernæ Casaris, das jetzige Zabern oder Saverue am Fuße der Nord-Vogesen, dessen berühmte und von Goethe bewunderte, von Frankreich nach Deutschland führende Straße, die sogenannte Zaberner Steige, eine große geschichtliche Bedeutung erlangt hat. Auf diesem Wege zog der römische Kaiser Julian Apostata den alemannischen Heerscharen unter ihrem König Chnodomar entgegen, fielen die gefürchteten Armagnaken 1444 in das Elsaß raubend, plündernd und mordend ein, wurden im Bauernkriege an einem Tage 18 000 Mann „armes Volk“ totgeschlagen; von der Höhe blickte Ludwig XIV. auf das von ihm geraubte Land und rief bei der herrlichen Aussicht auf das gesegnete Elsaß: „Quel beau jardin!“ und auf derselben Straße marschierten die Heere der Revolution nach Deutschland, das sie unter dem Bau-

ner der Freiheit verwüsteten und unterjochten.

In der Nähe von Zabern erhebt sich der ansehnliche Hohbarr mit den Trimmern seiner 1171 erbauten Burg, einst der Sitz der Straßburger Bischöfe, welche hier ein lustiges Leben führten, wie der von dem Bischof von Manderscheid gestiftete „Trinforden vom Horne“ bezeugt, von dessen großartigen Leistungen der bekannte Marschall Bassompierre in seinen Memoiren berichtet. Vom Hohbarr genießt man eine der schönsten Aussichten auf die elsassische Ebene, auf die nahen Vogesen und den Schwarzwald, und von Zabern aus kann man eine Reihe lohnender Ausflüge durch das Jorntal nach der Ruine Greifenstein, St. Veit und der kleinen Festung Pfalzburg machen, bekannt durch die Romane der beiden Schriftsteller Erdmann und Chatrian.

Straßburg selbst, die Hauptstadt von Elsaß-Lothringen, das Argenteratum der Römer, liegt am Zusammenfluß der Breusch und Ill, kaum eine Stunde vom Rhein entfernt, im Mittelpunkt der wichtigsten Straßenverbindung zwischen Frankreich, der Schweiz, Italien und Deutschland, woher sein Name Strataburgum, die „Burg der Straßen“. Dieser günstigen Lage verdankt die Stadt ebenso wie Metz ihre in das graue Altertum reichende Gründung durch die Gallier und ihre Besetzung durch die Römer. Zugleich lockte die fruchtbare Ebene die benachbarten Germanen, besonders den mächtigen Stamm der Alemannen, die Grenze zu überschreiten, bis Julian Apostata durch seinen Sieg bei den nahen Hausbergen die beutelustigen Scharen zurückschreckte, welche jedoch bald wieder zurückkehrten und sich 406 fest im Elsaß niederließen.

Während der Völkerwanderung wurde auch Straßburg so verwüstet, daß es erst 589 wieder in der Geschichte genannt wird, indem es durch den Sieg Chlodwigs über die Alemannen unter die Herrschaft der fränkischen Könige kam und durch den Vertrag von Meerjen ebenso

wie Metz 870 dem Deutschen Reich zugeteilt wurde. Unter fortwährenden Kämpfen mit seinen kriegerischen Bischöfen und dem benachbarten Adel wuchs und er-

der Weiße. Der Wohlstand nahm immer mehr zu, die herrlichsten Bauten, wie das berühmte Münster, stiegen empor, große Meister, wie Erwin von Steinbach, arbei-



Partie an der Ill, bei der alten Metz in Strassburg.

starke das Bürgertum, besonders die alten Zünfte zu einer solchen Macht, daß sie die adeligen Geschlechter und die beiden einander feindlich gegenüberstehenden Sippen der Zorn und Müllenheim zwingen, sich den Gesetzen der Stadt zu unterwerfen und die neue demokratische Verfassung, den sogenannten „Schwörbrief“, anzuerkennen.

Durch diese friedliche Reform gelangte die Stadt zu einer herrlichen Blüte; Handwerk, Künste und Wissenschaften entwickelten sich unter dem Schutze der Gesetze und einer weisen Verwaltung in überraschen-

teten an dem mächtigen Werke, Gottfried von Strassburg sang das hohe Lied der Minne: „Tristan und Isolde“, und der tief sinnige Predigermönch Johannes Tauber lehrte das neue mystische Christentum der sogenannten „Gottesfreunde“, welche die Religion nicht in äußerlichen Sakramenten, sondern im inneren Glauben suchten und die stillen Vorläufer der Reformation waren.

Groß war der Ruf der Stadt, welche damals die „wunderschöne“ hieß und deren militärische Wichtigkeit der alte Reim feierte:

Rürnberger Bisp.
Straßburger Geislich.
Rugsburger Stadt,
Benedigk Nachl
Den Teufel und seine Kunst verlacht.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam aber pries die Regierung der Stadt mit den begeisterten Worten: „Ich sah eine Monarchie ohne Tyrannei, eine Aristokratie ohne Parteiungen, eine Demokratie ohne Unordnung, Reichtum ohne Luxus, Glück ohne Übermut. Was kann man sich Glücklicheres denken als diese Harmonie. Daß dir doch, göttlicher Plato, das Glück zu teil geworden wäre, ein solches Gemeinwesen zu finden! Hier wahrlich, hier hättest du deinen wahrhaft glücklichen Staat einrichten können!“

Nur zu bald sollte diese schöne Blütezeit dahinwelken. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wütete die Pest, „der schwarze Tod oder Teufel“ genannt, in Straßburg, dem 16000 Menschen erlagen. Im Gefolge der schrecklichen Krankheit erschienen die fanatischen „Geißler“, welche durch öffentliche Unzüge unter Abingung frommer Lieder und Zerfleischung ihres Körpers den Zorn des Himmels zu versöhnen glaubten, und jene schändliche Judenverfolgung, der am 14. Februar 1349 mehr als zweitausend Juden zum Opfer fielen. Später brachen die sogenannten Armagnaken raubend und mordend in das Elsaß ein und brachten den sich ihnen entgegenstellenden Straßburgern eine empfindliche Niederlage bei. Ihnen folgte 1445 der französische König Karl VII., der heutigetierig mit 50000 Mann das ihn lodende, unbeschützte Land sengend und brennend durchzog, aber dem männlichen Widerstand der Deutschen weichen mußte.

Dazu gesellten sich noch die durch die Reformation hervorgegerufenen religiösen Streitigkeiten; die durch den Ablasshandel empörte Bürgerchaft bekannte sich zu der neuen Lehre, und der Schöfferrat sprach in feierlicher Sitzung 1529 die Abschaffung der Messe aus: „Bei Schöffen und Amman einer löblichen freien und Reichsstadt Straßburg, die Messe ist aberkannt.“

Durch diesen kühnen Schritt, an dem sich hauptsächlich der damalige Stättmeister Jakob Sturm von Sturmek, einer der größten Patrioten und Staatsmänner jener Zeit, beteiligte, wurde die Stadt zunächst in schwere Kämpfe mit dem neu gewählten Bischof, Kardinal von Lothringen, verwickelt, welche nicht zu ihrem Vorteil der Friede zu Hagenau beendete. Zugleich erschütterten die Spaltungen zwischen Lutheranern und Calvinisten den inneren Frieden.

Nichtsdestoweniger nahm Straßburg an den Fortschritten der Kultur, besonders an dem damals aufblühenden Humanismus den lebhaftesten Anteil. Gelehrte Schulen wurden gegründet, die besten Lehrer und Prediger, Männer wie Matthias Zell, Wolfgang Köpfel (Capito), Kaspar Hedio, Martin Buser berufen und angestellt. In jener Zeit lebten und wirkten der volkstümliche Satiriker Sebastian Brant, dessen „Narrenschiff“ unzählige Auflagen erlebte und in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt wurde, der geniale Fijchart, der größte Sprachkünstler und ebeubürtige Uebersetzer oder vielmehr Umdichter des „Pantagruel und Gargantua“ von Rabelais.

In dem verderblichen Dreißigjährigen Kriege beobachtete der Rat der Stadt eine schwächliche Neutralität, indem er zwischen Kaiserlichen, Schweden und Franzosen hin und her schwankte, wodurch er es mit allen Parteien verlor und die nachfolgende Katastrophe nur beschleunigte. Nachdem durch den westfälischen Frieden Frankreich in den Besitz des ganzen Elsaß mit Ausnahme von Straßburg gelangt war, konnte das Schicksal der Stadt nicht mehr zweifelhaft sein. Von dem elenden Deutschen Reich preisgegeben, durch die von Ludwig XIV. eingesetzten Reunionskammern für lebenspflichtig der Krone Frankreichs erklärt, von französischen Intriguen umspinnen und von der eigennütigen österreichischen Regierung im letzten Augenblick verlassen, sah sich Straßburg gezwungen, dem König Ludwig XIV. zu huldigen und am 30. Sep-

tember 1681 zu Altfirch seine Unterwerfung zu unterzeichnen, worauf Ludwig XIV. seinen Einzug hielt und beim Betreten des Münsters von dem deutschen Fürsten und Bischof Egon von Fürstenberg mit den Worten Simeons begrüßt wurde: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

Im Ryswicker Frieden 1697 wurde von Kaiser und Reich dem Ränder die Beute rechtmäßig zugesprochen. Das Münster mußte den Katholiken zurückgegeben werden; die sich bekehrenden Protestanten erhielten eine dreijährige Steuerfreiheit und andere Vergünstigungen. An allen Orten, wo sich sieben katholische Familien fanden, erhielten diese den Chor der protestantischen Kirche, und sämtliche unehelich geborenen Kinder gehörten der katholischen Religion an. Infolge dieser königlichen Verordnungen machte der Katholicismus die größten Fortschritte, während die Zahl der Protestanten immer mehr abnahm. Im Jahre 1697 lebten in Straßburg 26311 Einwohner, darunter 165 katholische Familien. Bereits im Jahre 1718 waren diese um das Fünffache und die Gesamtmenge der Katholiken auf 10480 Seelen gestiegen.

Gleich nach der Einnahme von Straßburg ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland, und die Bewohner des Elsaß verwünschten das welsche Regiment, aber man begnügte sich mit Worten und niemand dachte an einen ern-

sten Widerstand. Nur in einer anonymen, dem berühmten Leibniz zugeschriebenen Schrift „Räsonables Staatsprotokoll“ las man die prophetischen Worte: „Wiewohl ich hoffe, wann sechs Wochen



Das Münster in Straßburg.

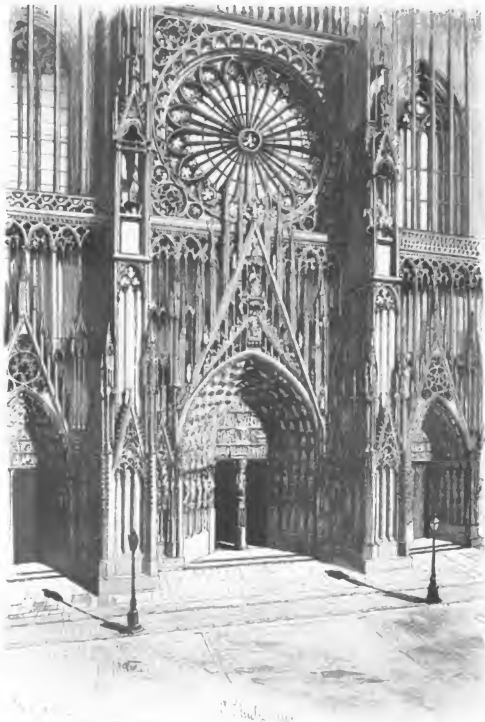
aufs längste hurbrandenburgische Bomben davor knallten, Straßburg dürfte sich zur Tradition ziemlich neigen, welches ich Gott und der Zeit hiermit anheimstelle.“

Im Verlauf der Zeit ergaben sich auch

die Straßburger in ihr unabänderliches Geschick und verschmolzen immer mehr mit Frankreich, wenn sie auch ihre deutsche Eigentümlichkeit und Sprache zu bewah-

auf Männer wie Jung-Stilling, Venz, Herder und Goethe eine große Anziehung ausübte.

Durch die Revolution des Jahres 1789



Westfassade des Münsters in Straßburg.

ren wußten, wozu hauptsächlich die im Jahre 1621 gestiftete Universität beitrug, die durch Lehrer wie Schöpflin, Oberlin, Schilter, Spielmann, Schweighäuser und Lobstein einen bedeutenden Ruf erlangte und auf die ersten Geister in Deutschland,

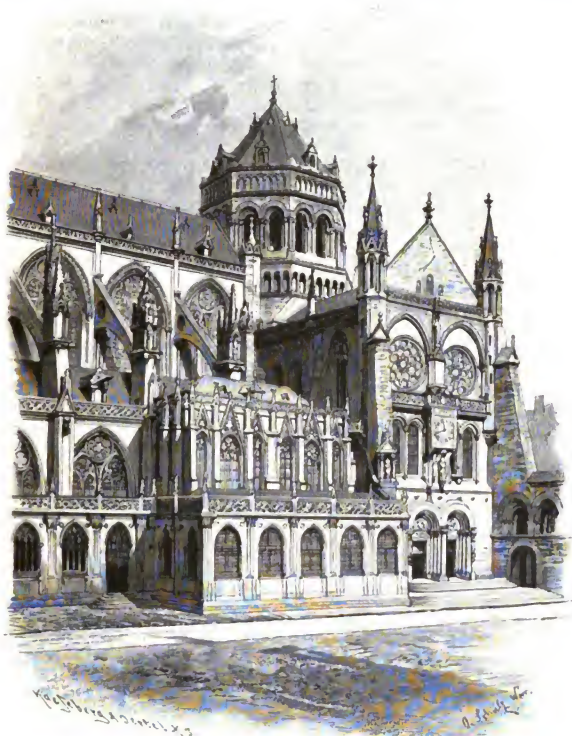
Paris nach, unterlag aber der französischen Partei, die ihn der deutschen Gesinnung verdächtige und selbst auf das Schafott schickte.

Unter Napoleon I. nahmen die Elsäßer teil an den Siegen des ersten Kaiserreichs,

wurde das Band zwischen dem Elsaß und Frankreich nur noch fester geknüpft und die bis dahin noch bestehende Sonderstellung der Stadt völlig beseitigt. Zum Maire wurde der unglückliche Dietrich gewählt, in dessen Hause Rouget de Lisle die berühmte Marseillaise sang, welche mit Begeisterung von den Zuhörern aufgenommen wurde. Bald jedoch wurde die Guillotine auf dem Kleberplatz errichtet, und der ehemalige Priester Fulgus Schneider ahmte die Schreckensherrschaft der Jakobiner in

und viele, wie die Generale Kleber, Rapp und Ney, gelangten durch ihre Tapferkeit zu hohen Ehren, was dazu beitrug, ihre

Förderung des materiellen Wohles, daß sie darüber alle sonstigen Beschwerden vergaßen und durchaus keine Sehnsucht



Südportal und Bierungsturm des Münsters in Straßburg.

Landesleute noch fester mit der französischen Regierung zu verbinden und sie mit ihrem Lose auszuöhnen. Wenn auch die Bourbonen und Louis Philipp geringere Sympathie fanden, so genossen die Bewohner unter ihrer Herrschaft eine solche

empfangen, sich wieder an Deutschland anzuschließen.

Der tollkühne Versuch Louis Napoleons, das Kaiserthum in Straßburg durch eine Militärverschwörung wiederherzustellen, ließ die Bevölkerung gleichgültig. Desto

empfänglicher war dieselbe für den großartigen Aufschwung des Handels und der Industrie unter dem zweiten Kaiserreich. Im Kriege 1870 wurde Straßburg von dem deutschen Generalleutnant von Werder belagert und von dem französischen General Ulrich tapfer verteidigt, bis derselbe durch ein erfolgreiches Bombardement sich genötigt sah, die Festung mit der ganzen Besatzung von 17 000 Mann und zahlreichem Kriegsmaterial am 27. September 1870 zu übergeben, so daß die Prophezeiung des alten Patrioten fast wörtlich in Erfüllung ging, „nachdem sechs Wochen längstens churbrandenburgische Bomben davor knallten“. Groß waren die Verluste, welche die Stadt durch die sechsundvierzig tägige Belagerung und Beschießung erlitten; 448 Häuser wurden völlig zerstört, so besonders die ganze Steinstraße, das Theater, die Präfectur, die Neue Kirche mit der in ihr aufbewahrten unerseßlichen Stadtbibliothek, die Aebette u. s. w. Auch das Münster wurde von einzelnen Kugeln getroffen, aber zum Glück nur leicht beschädigt, anßerdem manches Menschenleben vernichtet.

Daß unter so traurigen Verhältnissen die Bewohner dem Sieger grockten und ihre deutschen Brüder nichts weniger als freundschaftlich begrüßten, ließ sich wohl denken. Anfänglich stießen auch die deutschen Behörden überall auf einen mehr oder minder energischen Widerstand; später, als die Bevölkerung die Anpösigkeit ihrer feindlichen Haltung erkannte, suchte dieselbe eine möglichst unabhängige Stellung zu erringen und durch ohnmächtige Proteste die Vereinigung mit Deutschland zu verhindern.

Allmählich jedoch machte sich eine bessere Einsicht geltend, lernte sich die Stadt in ihre neue Lage finden und die ihr gebotenen Vorteile schätzen, wozu hauptsächlich die wiederholte Anwesenheit des Deutschen Kaisers Wilhelm I., die treffliche Verwaltung der deutschen Regierung, die verständlichen Maßregeln und die wahrhaft großartige Entschädigung

für die erlittenen Verluste, im ganzen gegen 40 000 000 Mark, beitrugen.

Seitdem hat sich Straßburg in kurzer Zeit so gehoben, daß es kaum wiederzuerkennen ist. Die zerstörten Häuser sind schöner und größer als früher aus ihren Trümmern erstanden, die enge Stadtumwallung nach Norden und Süden erweitert, die Universität und mit ihr eine Reihe wichtiger wissenschaftlicher Institute neu erbaut und glänzend ausgestattet, der herrliche Kaiserpalast errichtet, ein neuer Bahnhof geschaffen, eine vorzügliche Wasserleitung ausgeführt, bedeutende Summen zur Wiederherstellung der verbrannten Stadtbibliothek angewendet; mit einem Wort, alles gethan, um Straßburg zu vergrößern, zu verschönern und zu erhöhen.

Selbstverständlich gilt noch immer die erste Wanderung der Reisenden durch die Stadt dem berühmten Münster, diesem herrlichsten Werke der gotischen Baukunst, an dessen Vollendung Jahrhunderte gearbeitet haben, um ein solches Weltwunder zu schaffen. Nach der unverbürgten Tradition wurde bereits im vierten Jahrhundert an der Stelle eines heidnischen Tempels hier eine christliche Kirche errichtet, wogegen die Geschichte nur von einem Holzbau aus der karolingischen Zeit weiß, der vom Feuer zerstört, durch den Bischof Werinhar 1015 aus Stein wieder erneuert und im zwölften Jahrhundert im romanischen Stile weiter fortgeführt wurde. In diesen ältesten Theilen des Münsters zählt die sehenswerte Gruftkirche, das spätere Quer Schiff, die Apsis mit den beiden ihr zur Seite lagern den Kapellen.

Erst im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts wurde der Bau im gotischen Stile fortgesetzt und das Längschiff sowie die beiden Thürme nach dem Vorbilde der Abteikirche von St. Denis ausgeführt. Eine Urkunde aus dem Jahre 1284 nennt zuerst „Heinrich Wehelin den Lohnherrn und Meister Erwin“, den größten und genialsten Baumeister des Mittelalters. Damals schrieb der Bischof Konrad von

Lichtenberg in der Herzensfreude über den gelungenen Bau: „Das Werk steigt gleich den Blumen des Maies in die Höhe.“

Weiber war es dem Meister nicht vergönnt, das Münster nach seinen Plänen, die noch vorhanden, zu beenden, da er bereits 1318 starb. Erst im fünfzehnten Jahrhundert setzte Meister Johannes Hülz aus Köln wenigstens dem einen Turm die Spitze im spätgotischen Geschmack auf, „ein Werk von nicht gemeiner Kühnheit“. So steht noch jetzt das Münster da vor unseren Augen in unsterblicher Schönheit und Größe, die der jugendliche Goethe bewunderte. „Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davortrat; ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, denn, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Reizegeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelehrt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters.“

Von ähnlichen Gedanken und Empfindungen werden auch wir bewegt. Wenn auch das Straßburger Münster weder die harmonische Gliederung und innere Einheit des Kölner Doms, noch den südlichen Reichtum und die phantastische Fülle der Mailänder Kathedrale besitzt, so übertrifft es dafür beide an imposanter Größe und schwindelerregender Kühnheit, durch die riesenhafte Höhe seines Turmes und

durch die übermächtige Wirkung seiner wundervollen Rose. Gleich einem Riesenbaum steigt der Bau aus der Erde zum Himmel empor, von zartem Laub und duftigen Blüten umrankt. In den Zweigen singen und klingen die großen Glocken und rufen die Gemeinde zur Andacht. Das ist keine tote Masse, sondern ein lebendiger Organismus, von einem erhabenen Geiste beseelt, mit einem Herzen, das sich zum Höchsten mit frommen Gebeten emporjähwingt. Nur der innigste Glaube, verbunden mit dem Genie, vermochte ein solches Wunder zu schaffen, Berge zu versetzen und den Steinen eine Sprache zu verleihen.

Der Anblick der ganzen großen dreiteiligen Fassade ist von einer imposanten Schönheit und Poesie, ein christlicher Olymp, eine in Stein gemeißelte Offenbarung, die ganze Schöpfungsgeschichte und das Neue Testament verkörpernd. In der Thürlaibung des Hauptportals erblicken wir Moses, Abraham und die zwölf Apostel, im Giebelfelde die Passionsgeschichte Christi, in den Hohlkehlen die heilige Dreieinigkeit, zwischen den beiden Thüren des Mittelportals die heilige Jungfrau und im Giebel desselben den König David als den Ahnherrn des Heilandes. Im Giebel des Südportales, fast ausschließlich das Werk der fälschlich für eine Tochter Erwins gehaltenen Bildhauerin Sabina, findet man die Auferstehung der Toten und das jüngste Gericht, in den Laibungen die klugen und die thörichten Jungfrauen. In den Blendenden des ersten Stockwerkes stehen die Bilder der Könige Chlodwig, Karl Martel, Ludwig des Frommen, Lothar und Dagobert, Kaiser Rudolf von Habsburg und wie zum Hohn seit 1823 Ludwig XIV. von Frankreich, auf der Südseite Otto II., Otto III. und Heinrich II.; in den Galerieblenden des zweiten Stockwerkes über dem nördlichen Portal Pipin, Karl der Große, Karl der Kahle, Lothar II., Ludwig II., Otto I. und nach Süden Heinrich I., Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV.; alle außer Karl dem Kahlen und Hein-

rich IV. zu Pferde. Während der ersten Revolution wurden einige Hundert Statuen zertrümmert und die bedrohte Turnspitze nur dadurch vor der Zerstörungswut des Pöbels geschützt, daß man ihr eine blecherne Jakobinermütze aufsetzte, welche später, in der städtischen Bibliothek zum Andenken aufbewahrt, mit diefer verbrannte.

Von der Plattform des 430 Fuß hohen Turmes genießt man eine herrliche Ansicht auf die altertümliche Stadt bis zu den Vogesen und dem fernen Schwarzwald. Die Plattform selbst gleicht einem in Stein geschriebenen Album, indem ihre Wände mit vielen Tausenden von berühmten und unberühmten Namen bedeckt sind, darunter Klopstock, Lavater, Voltaire, die Grafen Stolberg, Herder, Lenz, Wagner, Schloffer und vor allen Goethe, der hier die tiefsten Eindrücke und Anregungen erhielt.

Weniger als das Äußere dürfte das Innere des Münsters imponieren, und es scheint fast, als ob weder das Längsschiff noch die Säulen den großartigen Verhältnissen der Hauptfassade und der Höhe des Turmes entsprechen; woran wohl die verschiedenen Baustile und Bauzeiten schuld haben mögen. Obgleich die Höhe der Wölbung im Mittelschiff 95 Fuß und die Breite 42 Fuß beträgt, vermißt man unwillkürlich die Erhabenheit des Kölner Domes, dagegen besitzt das Straßburger Münster den Zauber der magischen Beleuchtung durch seine herrlichen Glasfenster und die wundervolle Portalrose, welche 13,5 Meter im Durchmesser hat und wie das Auge Gottes die ganze Kirche erhellt und verklärt.

Bemerkenswert sind noch die für den ausgezeichneten Prediger Geiler von Kaisersberg 1486 besonders errichtete und mit reichem Stein-Schnitzwerk von Hammerer geschmückte Kanzel und die vorzügliche, von Andreas Silbermann 1714 erbaute Orgel, mit neunundvierzig Registern und 2242 Pfeifen, vor allem aber die berühmte astronomische Uhr, die, bereits 1385 von dem Bischof Berthold

von Buched gestiftet, nach mannigfachen Schicksalen durch den genialen Mechaniker Schwilgué, der von 1838 bis 1842 daran arbeitete, ihre jegige Vollendung erhalten hat. Das Werk nimmt fast die ganze Wand der großen Kapelle ein und besteht aus der Himmelkugel, welche die täglichen Bewegungen angiebt. Hinter derselben ist der ewige Kalender angebracht; auf der linken Seite der kirchliche Kalender mit den Festtagen, auf der rechten die Sonnen- und Mond-Aquationen, ferner das Planetarium, auf welchem die sieben sichtbaren Planeten nach ihren Stellungen sich um die Sonne drehen.

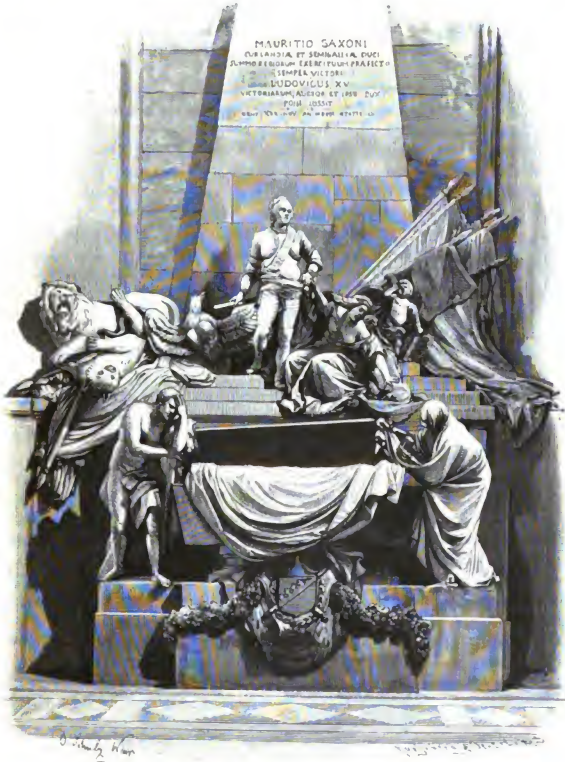
Wehr noch als diefer in der That ausgezeichnete Mechanismus wird von der jeden Mittag sich hier versammelnden Menge die automatische Spielerei bewundert, der die Uhr hauptsächlich ihren großen Ruf verdankt. Vier bewegliche Figuren, welche die verschiedenen Lebensalter darstellen, geben die Teile jeder Stunde an, die Kindheit das erste, die Jugend das zweite, das Mannesalter das dritte und das Greisenalter das letzte Viertel, während ein Gerippe, das Bild des Todes, die volle Stunde schlägt. Sobald die Mittagsglocke tönt, treten die zwölf Apostel aus einer Nische hervor und verneigen sich vor dem Heiland, der mit dem letzten Schlage seine Hände mit dem Zeichen des Kreuzes segnend erhebt; dazu kräht noch der Hahn des Petrus ganz laut zur großen Freude des entzückten Volkes, welches dieses Schauspiel mehr als das ganze Münster mit seinem großen Erbauer bewundert.

In der Nähe des Münsters liegt das Schloß, der Sitz des Bischofs, unter dem Kardinal Rohan 1731 bis 1741 von dem Architekten Naffol erbaut, 1790 von der Stadt angekauft und für Universitätszwecke benutzt, ferner das Kammerzellsche Haus, ein sehenswerter Holzbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und das Frauenhaus, *Euvre de Notre Dame* genannt, im spätgotischen und Renaissancestil, welches interessante Architektur- und

Skulpturreste des Münsters, alte Urkunden und Baupläne enthält.

Auf dem benachbarten Gutenbergplatz steht die Statue Gutenbergs, der 1436

Säkularfeier der Buchdruckerkunst eingeweiht. Auf den Platten des Sockels wird in ausprechenden Gruppen, meist Porträtfiguren von bedeutenden Gelehrten und



Denkmal des Markgrafen Moriz von Sachsen in der St. Thomaskirche zu Straßburg.

in Straßburg gelebt und daselbst auf dem „Grünen Berg“ seine erste Presse gehabt haben soll. Das Denkmal rührt von dem französischen Bildhauer David d'Angers her und wurde 1840 bei der vierten

Männern der Wissenschaft, der Segen der Erfindung dargestellt. Weniger befriedigt die Statue selbst, mit der pathetischen Inschrift: Et la lumière fut! Auf demselben Platz erhebt sich eines der schönsten

Gebäude der Stadt im Renaissancestil, das Hotel du Commerce, ursprünglich als Rathaus erbaut. Links vom Gutenbergplatz wohnte Goethe von 1770 bis 1771 auf dem alten Fischmarkt in dem Hause Nummer 36, das der Straßburger Verschönerungsverein 1880 mit dem Bronzemedailleon des Dichters schmücken ließ.

In der protestantischen St. Thomaskirche befindet sich das von Ludwig XV. errichtete Mausoleum des Marschalls Moritz von Sachsen, in schwarzem und weißem Marmor von dem berühmten Pigalle 1746 ausgeführt, eine großartige allegorische Komposition im Barockgeschmack jener Zeit. Der Held, im Begriff in den von dem Tode geöffneten Sarg zu steigen, wird von einer weiblichen Figur, welche Frankreich repräsentieren soll, zurückgehalten, während Herkules, auf seine Keule gelehnt, um den drohenden Verlust trauert. Die charakteristische Inschrift lautet: *Mauritio Saxoni, Curlandiæ et Semigalliæ Duci summo regiorum exercituum Praefecto semper victori Lud. XV. victoriae auctor et ipse dux poni iussit. Ob. 30 Nov. 1750, ætatis 55.* „Moritz von Sachsen, dem Herzog von Kurland und Semigallen, dem obersten Feldherrn der königlichen Heere, dem stets Siegreichen, ließ Ludwig XV., der Urheber der Siege und selber Feldherr, dies Denkmal setzen. Er starb am 30. November 1750, alt 55 Jahre.“

Zwei noch sehenswertere Denkmale findet man in der alten Wilhelmskirche, die Steinmonumente zweier Landgrafen des Elsaßes, Philipp und Ulrich von Werb, aus dem vierzehnten Jahrhundert, Meisterwerke der mittelalterlichen Plastik, von der Hand des Meisters Wölfelin von Ruzach, von dem auch das schöne Denkmal der Markgräfin Ermengard im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden herrührt. Auf dem schönen Kleberplatz, wo einst Enlogius Schneider die Guillotine errichten ließ, erhebt sich jetzt das Standbild des in Straßburg 1753 geborenen und in Ägypten 1800 ermordeten Gene-

ralis Kleber, der unter Napoleon I. sich durch seine Tapferkeit und Charakterstärke auszeichnete. Auf der Nordseite ist an die Stelle der bei der Belagerung zerstörten Nubette, der früheren Gemälde- und Skulpturensammlung, das geschmackvolle städtische Konservatorium für Musik mit seinem schönen Konzertsaal getreten. Ganz in der Nähe, auf dem Eisernen-Manns-Platz, erblickt man das alte Wahrzeichen der Stadt, den sogenannten „Hjern Wa“.

Der Brogkelpfatz, früher Hofmarkt, war und ist noch jetzt der Sitz der Behörden; auf ihm steht das Stadthaus, das Generalkommando, der alte Zweibrücker Hof, worin König Ludwig I. von Bayern 1786 geboren wurde, das neu wieder aufgebaute Theater und die ehemalige Präfektur, jetzt Residenz des Statthalters; in der Nähe das Standbild des Marquis de Legay Marnesia, der als Präfekt du Bas-Rhin von 1810 bis 1814 sich große Verdienste um das Elsaß erworben hatte. Jenseit der Brücke erhebt sich auf dem großen Kaiserplatz der von 1883 bis 1889 auf Kosten des Reiches unter der Leitung des Landbauinspektors Hermann Eggert erbaute Kaiserpalast im Stile der Florentiner Renaissance.

Der von dem anmutigen Schloßgarten umgebene Kustfabau zeigt die Form eines Rechtecks, mit einer Säulenhalle an der Vorderfront und an der hinteren Seite in Kreisform. Über dem Eingang befindet sich der durch zwei Geschosse reichende Audienzsaal mit großem Balkon, gekrönt von der mächtigen, 35 Meter hohen Kuppel, mit einer Fahnengruppe von getriebenem Kupfer. An der Giebelgruppe erblickt man das deutsche Reichswappen, umgeben von Recht und Macht, darüber eine freistehende Friedensgöttin mit vergoldeten Flügeln, während die unteren Säulenschäfte des Portikus von reizenden Kinderreliefs belebt werden. Im Inneren sind besonders bemerkenswert die monumentale Festtreppe mit ihrem Springbrunnen und anderen Wasserfontänen, sowie die Festfeste und die höchst

geschmackvollen, ohne allen Luxus eingerichteten Gemächer der hohen Herrschaften. Das Ganze trägt den Stempel einfacher Würde und Größe ohne Prunk,

über dem Hauptgesimse die hohe Attika mit der Giebelgruppe, Pallas Athene als Schirmherrin der Wissenschaft, umgeben von allegorischen Figuren, tragen. Unter



Der Kaiserpalast in Strassburg.

entsprechend dem Charakter der hohen Bewohner, und gereicht der Stadt zur Zierde.

Dem Kaiserpalast gegenüber steht auf dem großen schönen Universitätsplatz das neue, nach den Plänen des Professors Warth in Karlsruhe von 1878 bis 1884, samt den dazu gehörenden wissenschaftlichen Instituten mit einem Kostenaufwande von 12500000 Mark angeführte großartige Universitätsgebäude im Stile italienischer Frührenaissance. Die imponierende, 150 Meter lange Hauptfront besteht aus einem Mittelbau mit zwei Seitenflügeln, welche in hervortretende Pavillons enden. Zu den fünf Portalen des Mittelbaues führt eine riesige Freitreppe, während im Hauptgeschoss zwischen den Bogenfenstern schlanke korinthische Säulen hervortreten, welche

der Gruppe liest man die goldenen Worte: „Litteris et Patriae, der Wissenschaft und dem Vaterlande“ geweiht. Zwischen den korinthischen Säulen stehen in Nischen die idealen Vertreter der fünf Fakultäten: der Apostel Paulus in der Mitte, links Solon und Aristoteles, rechts Hippokrates und Archimedes. Die Mauern des Mittelbaues sind mit den Statuen der Germania und Argentina geschmückt, die ganze Front mit sechsunddreißig Standbildern berühmter Gelehrten verziert, von dem Bildhauer Schilling in Dresden modelliert, wogegen alle übrigen Figuren und Gruppen nach den Modellen von C. F. Wöest in Karlsruhe ausgeführt sind.

Zu Inneren imponiert vor allem der große, prachtvolle Lichthof, ferner die Treppen und die schöne stattliche Aula, sowie die sehenswerte archäologische Kunst-

Sammlung mit ihren bedeutenden Schätzen. An das Hauptgebäude schließen sich an die fünf, höchst zweckmäßig und reich ausgestatteten Institute für Physik, Botanik, mit dem botanischen Garten und Gewächshäusern, für Geologie und Mineralogie, sowie die Sternwarte, mit dem größten Refraktor in Deutschland, dessen Objektivöffnung 487 Millimeter beträgt. Rings von freundlichen Gartenanlagen umgeben, bildet die Universität mit den dazu gehörigen Instituten einen besonderen Stadtteil, wie ihn kaum eine zweite Stadt besitzt, eine feste Burg der deutschen Wissenschaft, welche von jeher die Reichslande mit dem gemeinsamen Vaterlande verband und dieselben gegen die vordringende Verwelschung schützte. Der Kaiserpalast und das Universitätsgebäude sind die beste Bürgschaft für die Zukunft, wie die Stelle aus der Stiftungsurkunde sagt: „Wir begründen die Hochschule, die aus dem Elsaß und Lothringen so viele

hochgelehrte Lehrer empfing und diesen Ländern, wie der Welt, Männer, tüchtig in allen Zweigen der Wissenschaft, zurückgegeben hat, von neuem, auf daß an ihr im Dienst der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahre Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen.“

Mit der Wissenschaft geht aber die Macht und Kraft Hand in Hand, zur Abwehr aller feindlichen Angriffe. Unter der Herrschaft des Deutschen Reiches ist Straßburg einer der stärksten Waffplätze geworden, geschützt durch den ehrenvollen Gürtel von elf auf der linken und drei auf der rechten Seite des Rheines liegenden Forts, welche, von deutscher Treue und Tapferkeit bewacht, jedem Gegner Troß bieten und die teuer erkaufte Stadt auch für alle Zeiten zu bewahren wissen werden.

(Schluß folgt.)





ARTS AND CRAFTS COMPANY

34. D. Monatshefte.

Golgotha. Nach dem G.
(Werk der „S“)

Digitized by Google



April 1893

von Hermann Hendrich.
(in Berlin.)



Die Farbe der Tiere.

Von
Otto Gottlieb.

Nicht man die Tiere in ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen an, nicht in Museen oder in einem Bilderwerke, so ist man überrascht, wie gar viele in der Färbung mit ihrer Umgebung übereinstimmen. Wir finden schlagende Beispiele, wenn wir uns in die von Schnee und Eis starrenden Polargegenden versetzen, wo die meisten Tiere ganz oder zum Teil weiß oder weißgran gefärbt sind, oder wenn wir die glühende Sahara betreten, deren Bewohner die isabellgelbe Farbe des Sandes tragen, oder wenn wir uns in den im üppigsten Grün prangenden Tropenwäldern ergehen, die von grünen Vögeln belebt sind, oder endlich wenn wir uns in einem Boote schaukeln lassen und die kristallhellen Tiere aus den Meeresfluten schöpfen. Aber auch bei uns in Wald und Flur brauchen wir nicht lange zu suchen, um diese Thatfache kennen zu lernen. Hier walten insbesondere die grauen und braunen Tiere vor, welche zur Farbe der Baumrinde, des Bodens, des Gesteines vortrefflich passen. Bei diesen Wanderungen werden wir freilich auch noch vielen Tieren begegnen, welche diese Harmonie nicht nur nicht zeigen, sondern im Gegenteile von dem Hintergrund grell abstechen, weil sie durch satte Farben und auffallende Zeichnungen herausgeputzt sind. Jene entziehen sich leicht den Augen des Beobachters, diese lenken die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist nun

kein Zweifel, daß ein Tier, dessen Kleidung mit der Färbung der Umgebung übereinstimmt, vor Nachstellungen besser geschützt ist oder seine Beute leichter beschleichen kann als ein anderes, das durch die Pracht seiner Farbe schon auf große Entfernungen bemerkbar wird. Ein solches unscheinbares Kleid ist also zweckmäßig. Die Darwin'sche Theorie nun, welche sich wie ein roter Faden durch die heutige Naturanschauung zieht, lehrt uns, daß das Zweckmäßige erst allmählich erreicht wurde. Zwischen den Lebewesen wüthet ein beständiger Kampf um das Dasein. Der Sieg wird auf der Seite jener stehen, welche am besten zum Widerstand vorbereitet sind. Die Schwächlinge, die unvorteilhaft Ausgerüsteten werden unterliegen. Es findet also im Gefolge des Kampfes um das Dasein ein Überleben des Zweckmäßigen, eine natürliche Auswahl statt. Nach dem Gejeße der Erblichkeit gehen aber die von den Eltern erworbenen Eigenschaften auf ihre Nachkommen über. Diese sind jedoch niemals untereinander völlig gleich, und immer wird bei jeder neuen Generation die natürliche Auswahl stattfinden. Nach und nach mehren sich auf diesem Wege die günstigen vorteilhaften Eigenschaften. Es ist dies die Lehre der natürlichen Züchtung (Selektionstheorie) zum Unterschied von der künstlichen Züchtung, bei welcher der Mensch das besorgt, was in der Natur unter dem Drucke des Kam-

pfes um das Dasein aus sich selbst vorgeht. Im Sinne dieser Theorie ist also die sympathische Färbung der Tiere (so nennt man die mit der Umgebung übereinstimmende) durch natürliche Züchtung erreicht worden und ist einfach die Ursache der Zweckmäßigkeit.

Wie steht es nun aber mit den auffallenden Färbungen und Zeichnungen mancher Tiere? Auch diese glänzenden, prächtigen, oft durch Kontrast wirkenden Farben haben sich allmählich entwickelt, sie sind gleichfalls ein Erzeugnis der natürlichen Züchtung. Bald dienen sie, so wenig überzeugend dies auch auf den ersten Blick scheinen mag, zum Schutze wie die unscheinbaren Farben, bald bilden sie wieder einen Geschlechtscharakter. So ist auch das grelle Rot und Gelb vieler Seetiere durch die eigentümlichen optischen Verhältnisse im Wasser bedingt. Das Wasser besitzt die Eigenschaft, von den verschieden gefärbten Strahlen des weißen Tageslichtes, welche von oben eindringen, die roten und gelben zuerst zu absorbieren, so daß in gewissen Tiefen nur ein grünblaues oder reinblaues Licht herrscht. Diese Farben sind nämlich die Ergänzungsfarben von Rot und Gelb. Wird nun aber ein Körper mit dem Lichte seiner Ergänzungsfarbe beleuchtet, so erscheint er dunkel. Daher sind auch jene in der Luft so lebhaften Farben im Wasser dunkel, sind also wirkliche Schutzfarben. Ebenso verhält es sich auch mit dem Purpur vieler Krebse und Seeesterne in großen Meerestiefen. Dorthin bringt zwar kein Sonnenstrahl mehr, allein die Finsternis wird durch das von zahlreichen leuchtenden Seetieren ausgehende grünlige Licht zerstreut, und dieses wirkt wie das Tageslicht im seichten Wasser. Ferner giebt es unter den Insekten (Käfern, Schmetterlingen, Wespen) viele Arten, die durch verschiedene unangenehme oder gefährliche Eigenschaften (harte Körperbedeckung, etelhaft riechende oder schmedende Absonderungsprodukte von Drüsen, Giftorgane) vor dem allgemeinen Lose, gefressen zu werden, geschützt sind. Aber wirk-

lich erfolgreich und richtig vervollkommen wird erst dieser Schutz durch eine grelle Färbung oder Zeichnung, indem sie die Insektenfresser schon von weitem auf die ungenießbare Kost aufmerksam macht und vor den Folgen einer Belästigung warnet. Allgemein bekannt ist auch die große Rolle, welche die Farben als Geschlechtscharakter spielen. Die Männchen vieler Tiere unterscheiden sich von den Weibchen nicht allein durch Größe und Stärke, sondern auch durch die Färbung. Am schönsten treten diese Unterschiede bei den Vögeln hervor. Entweder sind die Farbentöne bei den Männchen nur satter, kräftiger, oder es tauchen ganz neue auf in verschiedener Anordnung und in verschwenderischer Pracht, so z. B. bei dem Pfauhahne und dem Fasanhahne. Diese Unterschiede beruhen auf den Gegensätzen, welche in der Bestimmung und den Leistungen beider Geschlechter liegen. Den Weibchen wäre ein übertriebener Putz nachteilig, weil ihnen die Brutpflege obliegt. Bei den Männchen wiederum äußert sich die größere Lebensfähigkeit und Kraftentfaltung auch in der Färbung. Nur bei denjenigen Vögeln, bei denen das Männchen an der Brutpflege teilnimmt, also seinen rein männlichen Charakter aufgibt, nimmt es auch die einfache Tracht des Weibchens an. Man ist also nicht genötigt, die sogenannte geschlechtliche Zuchtwahl Darwins anzunehmen, welcher die schönere Färbung der Männchen für ein galantes Zugeständnis der Natur erklärte an den ausgebildeten Geschmack und den wählrischen Eigensinn der weiblichen Ehehälfte.

Vorant ist nun aber die Färbung der Tiere in ihren Körperbedeckungen, in den Federn, Haaren und Schuppen zurückzuführen? Der eigentliche Farbstoff ist bald in jenen Grundelementen des tierischen Körpers, welche wir Zellen nennen, abgelagert, bald in den Geweben ausgebreitet. Freilich wird uns die Suche nach den Farben oft ähnliche Enttäuschungen bereiten wie dem Kinde, das die Farben des Regenbogens sammeln wollte.

Hält man z. B. eine grüne oder blaue Papageienfeder gegen das Licht, so erscheint sie gelb oder bräunlichgrau, eine violette Feder schwarzbraun. Auch das Schillern und die Metallfarben eines Gefieders werden nur durch die Stellung der Federn gegen das Licht und zum Auge bedingt. Die Farbe selbst ist schwarzbraun. Der Farbenkasten der Vögel enthält nur Rot, Gelb, Braun, Schwarz und sehr selten Grün. Auch haben zahlreiche Versuche und Beobachtungen ergeben, daß äußere und innere Einflüsse die Färbung der Tiere gar vielfach verändern können. Jedoch dürfen wir dabei nicht außer acht lassen, daß die außerordentliche Verschiedenheit in der Organisation der Tiere der Verallgemeinerung einer gewonnenen Erfahrung Grenzen setzt. Eines taugt nicht für alle, alles nicht für einen.

Zunächst muß der Nahrung ein direkter Einfluß auf die Färbung eingeräumt werden. Von Schmetterlingen ist es festgestellt, daß bei einigen Arten ein Wechsel der Futterpflanzen der Raupen eine ganz beträchtliche Änderung der Färbung und Zeichnung hervorruft. In England macht man sich das Vergnügen, rötliche Kanarienvögel dadurch zu erzeugen, daß man ihnen Cayennepfeffer in die Nahrung mischt, und in Deutschland wurden diese Versuche auch auf weiße Hühner ausgedehnt. Hierbei ist wohl zu beachten, daß die Farbe niemals auf eine alte Feder, sondern nur auf die in Entwicklung begriffenen Federn wirken kann, also zur Zeit der Mauser. Freilich blieben einige Hühner der Versuchskreihe ganz unverändert. Dieje schienen die Fähigkeit, Farbstoff in ihre Federn aufzunehmen, gänzlich verloren zu haben. Ein Huhn erhielt eine rote Brust, das übrige Gefieder blieb aber weiß, ein zweites wieder wurde an der Brust und den Flügeldecken rot, die Federn des übrigen Körpers nahmen eine gelbrote Farbe an. Bei allen jedoch färbten sich die Füße gelbrot. Von besonderer Wichtigkeit ist das gleichzeitige Verabreichen von Fettstoffen. Hat man doch auch

die Erfahrung gemacht, daß das Gefieder von Lachtauben bei fortgesetztem Genuße von Butter eine glänzende, tiefbraune Farbe annahm, die wieder verschwand, sobald man mit dem Fettzusaß aufhörte.

Fälschlich glauben manche, daß das Licht zum eigentlichen Entstehen der Farbstoffe unbedingt nötig sei. Wohl sehen wir zwar die in Höhlen lebenden Tiere und die meisten Eingeweidewürmer farblos, aber viele innere Organe und Absonderungen enthalten doch Farbstoffe, auch die Jungen zahlreicher Tiere kommen bereits gefärbt auf die Welt, die Larven von Fröschen entwickeln ihren Farbstoff so gut im dunklen Raume wie im Lichte, und den in der dunklen Erde verborgenen Puppen entschlüpft ein schön gefärbter Falter. Dennoch ist das Licht von hoher Bedeutung für die Ausbildung der Färbung, für das Kolorit, für die Anordnung der Farben. Nachtiere haben stets eine düstere Farbe, Nachtschmetterlinge sind stets dunkler gefärbt als Tagsschmetterlinge.

Wisweilen tritt die Färbung eines Tieres mit derjenigen seiner Umgebung in Übereinstimmung, sie harmoniert mit ihr, oder, wie man zu sagen pflegt, sie nimmt die Farbe ihrer Umgebung an. Dies bedeutet aber nichts anderes, als daß die von den Gegenständen ausgehende Beschaffenheit des Lichtes, welche ja die Farbe derselben bedingt, sich mehr oder minder vollkommen auch an der Oberfläche des betreffenden Tieres findet. Und zwar malt dabei das Licht unter Zuhilfenahme des Nervensystems in der Haut dieser Tiere mit den vorrätigen Farben den Charakter der umgebenden Färbung nach. Bei allen solchen Tieren besitzen die den Farbstoff enthaltenden Zellen (Farbstoffträger) die Fähigkeit, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, Fortsätze auszustrecken und wieder einzuziehen. Wir finden sie in den Klassen der Fische, Amphibien und Krebsse. Nehmen wir als Beispiel den Steinbutt (*Rhombus maximus*), einen schollenartigen Fisch, dessen Eigenschaft, sich der Färbung der Unterlage anzupassen, seit langem bekannt ist.

Auf dunklem Grunde wird er dunkel, auf hellem hell. Wurde nun aber der Steinbunt mittels Durchschneidung der Sehnerven vollständig geblendet, so nahm seine Färbung einen mittleren Ton an und blieb fortan unverändert. Die Farbstoffträger hatten zwar die Fähigkeit der Gestaltsveränderung nicht verloren, aber die Färbung wurde nie mehr der Umgebung angepaßt. Damit ist bewiesen, daß nicht ein örtlicher Reiz an der Oberfläche die Farbstoffträger beeinflusst, sondern daß vielmehr das Auge der Eingang ist, durch welchen der Reiz erfolgt, und daß dieser Reiz von der Beschaffenheit des Lichtes abhängt, welches von den Körpern der Umgebung ausstrahlt. Befindet sich das Tier auf dunkler Grundlage, so bleiben die Farbstoffträger ausgedehnt und das Tier bleibt gleichfalls dunkel; befindet es sich auf heller Grundlage, so ziehen sie sich zusammen und das Tier wird hell. Man hat auch die Bahnen verfolgt, welche der Reiz des Lichtes von dem Eingange in das Auge bis zu den Farbstoffträgern einschlägt, und gefunden, daß es die unter der Wirbelsäule liegenden sympathischen Nerven sind und weiter die seitlich aus dem Rückenmark hervortretenden Nerven, mit denen sie in Verbindung stehen. Wurden die sympathischen Nerven durchschnitten, so trat dieselbe Folgeerscheinung auf wie bei der Blendung, und wurden nur die seitlichen Nerven durchschnitten, so beschränkte sich die Lähmung auf den Verbreitungsbezirk derselben, das heißt, der Fisch wurde geblendet.

Sehr schöne, erfolgreiche Versuche hat man ferner über den Einfluß der Temperatur auf die Farbstoffe der Tiere angestellt. Es giebt Schmetterlinge, welche in zwei der Färbung und Zeichnung nach so verschiedenen Formen, einer Winter- und Sommerform, auftreten, daß man sie bis vor nicht langer Zeit für eigene Arten hielt. Man nennt Winterform die im Frühlinge aus den überwinterten Puppen anschlüpfende Generation, Sommerform aber deren Nachkommen. In hohem Grade sind diese Unterschiede zwischen

beiden Formen bei *Araschnia levana* ausgeprägt. Früher unterschied man daher auch *A. levana* und *A. prorsa*. Die zweite ist aber nur die Sommerform der ersteren. Die Sommerform ist dunkler als die Winterform und in einer ganz anderen Weise gezeichnet. Das Experiment hat nun unzweifelhaft festgestellt, daß diese zwei verschiedenen Formen in der That nur die Folge der mit der Jahreszeit verbundenen Temperatur sind. Es wurden die Puppen der Winterform einer kühlen Temperatur von 0—1 Grad Reaumur ausgesetzt, und es erschien wirklich abermals die dunkle Winterform. Ferner wurden die Raupen der Sommergeneration in der Zeit, als sie sich zur Verpuppung anschickten, einer warmen Temperatur von 26 Grad Reaumur ausgesetzt und dann als Puppen der gewöhnlichen Zimmertemperatur überlassen. In kurzer Zeit flog wiederum die helle Sommerform aus, während unter natürlichen Verhältnissen erst nach sechs Monaten die dunkle Winterform zu erwarten gewesen wäre. Hierdurch wird also die Einwirkung der Temperatur auf die Färbung verschiedener Schmetterlinge deutlich bewiesen. Bei den Nachtschnecken hat man beobachtet, daß sich die schwarze Farbe besonders unter Einwirkung der Kälte entwickelt, daß dagegen Wärme diese Entwicklung beeinträchtigt und vielmehr die Entstehung von Rot begünstigt. Da nun Temperaturschwankungen diese Färbungen sehr beeinflussen, so ist es auch erklärlich, daß die im Frühlinge heranwachsenden Schnecken so außerordentlich variieren. Die durch Kälte erworbene Färbung ist für diese kaltblütigen Tiere auch noch deshalb sehr vorteilhaft, weil Schwarz mehr Wärme bindet als eine helle Farbe. Die dunkle Färbung dient also hier zugleich noch als Schutz gegen die Kälte.

Während wir durch alle diese Thatfachen einen interessanten Einblick in die Entwicklung der tierischen Färbung erhalten, tappten wir in betreff der Zeichnung noch bis vor nicht langer Zeit ganz im Dunklen herum. Endlich gelang es

Eimer in Tübingen, nachzuweisen, daß auch die Entstehung der Zeichnung von alters her keine zufällige, sondern eine ganz geordnete, gesetzmäßige gewesen ist. Als die älteste und erste Zeichnungsart der Tiere erscheint stets die Längsstreifung. Wenn man ein längsgestreiftes Tier vor sich hat, so mag man diese Zeichnung mit demselben Interesse betrachten wie die unbeholfenen Anfänge menschlicher Zeichnung und Malkunst. Sie findet sich nicht nur an dem Kleide der Jungen solcher Tiere, welche auch noch im späteren Lebensalter längsgestreift sind, sondern wir sehen sie auch bei den Jungen vieler anderer Tiere, die, wenn erwachsen, anders gezeichnet oder ganz ohne Zeichnung sind. Dieses Jugendkleid hat eben deshalb für uns so große Bedeutung, weil wir wissen, daß wir über die ganze Stammesgeschichte eines Individuums Aufschluß erhalten können, wenn wir seine Entwicklung von den ersten Anfängen aus verfolgen. Die kurze Geschichte seiner eigenen ersten Lebenszustände erzählt uns von den Wandlungen seiner Ahnen in langen Zeiträumen. So sehen wir die Längsstreifung bei den Jungen vieler Säugetiere (z. B. Wildschwein, Tapir) und Vögel, der meisten Reptilien und Amphibien, bei Raupen und jungen Nacktschnecken. Diese Grundform geht dann im späteren Lebensalter oft in eine andere Art der Zeichnung über, oder sie verschwindet ganz, das heißt, die Tiere werden einfarbig (z. B. Wildschwein). Welcher Art nun die auf die Längsstreifung folgenden Zeichnungen sind, kann man namentlich sehr gut in den einzelnen Stadien bei der Entwicklung der Mauereidechse beobachten. Bei ihr folgen auf die Längsstreifung nacheinander Fleckung und Querstreifung oder Tige rung. Dieselbe Stufenfolge tritt bei vielen Vögeln auf. Meist aber gleichen hierbei die Weibchen in Färbung und Zeichnung den Jungen viel mehr als die Männchen, so daß diese also in der Entwicklung rascher vorwärtsschreiten, wäh-

rend jene zurückbleiben. Auch bei den Säugetieren läßt sich nicht nur aus dem Verhalten des Kleides bei vielen Jungen der Nachweis liefern, daß Längsstreifung einst häufiger gewesen ist als jetzt, sondern auch die Umwandlung dieser in Fleckung, und der Fleckung in Querstreifung oder in Einfarbigkeit leicht verfolgen. Bei den Schmetterlingen ist diese Gesetzmäßigkeit der Zeichnung besonders auffallend an der über die ganze Erde verbreiteten Gruppe der Papilioniden, zu welcher auch unser Segelfalter gehört. Die Grund- und Stammform ist hier der in Nordchina einheimische *Papilio alebion*, der mit elf dunklen Längsstreifen auf den Vorderflügeln versehen ist. Von diesem Grundplane ausgehend, verkürzen sich bei den davon abstammenden Arten die Längsstreifen allmählich, fließen zusammen oder gehen ganz verloren, werden häufig zu Flecken, und indem sie sich mit den Queradern der Flügel verbinden, entsteht nach und nach als spätere Stufe die Querzeichnung. Besonders bemerkenswert und mit den gewöhnlichen Anschauungen in direktem Widerspruch ist hierbei auch das Ergebnis, daß diese Umwandlungen keineswegs zur Vervollkommnung und Verschönerung der Zeichnung, sondern im Gegenteil zu einer Vereinfachung beitragen.

Man pflegt im allgemeinen zu sagen: Kleider machen Leute. Aus dem Vorhergehenden aber haben wir gesehen, daß man mit noch viel größerem Rechte sagen könnte, Kleider machen Tiere. Die Färbung und Zeichnung der Tiere ist in der That stets der Ausdruck einer Individualität, Ausdruck von Mischungsverhältnissen bestimmter Art, und darum von höchstem Werte nicht nur zur Erkenntnis des Tieres selbst, sondern in vielen Fällen sogar seiner Ahnen, seines ganzen Stammbaumes. Und mehr kann man doch wahrlich nicht von einem Kleide verlangen, als daß es uns sofort aufklärt, mit wem man es zu thun hat und welcher Linie der Träger angehört.





De Sonn in 't Hus.

Novellette

VON

Moriz von Reichenbach.

Im, lieber Baron, alles in allem: Sie haben zuviel feine Diners eingenommen, zuviel Nächte vertaunt, zuviel Frühschoppen genossen und bei alledem vielleicht auch noch ziemlich angestrengt in Ihren Ministerialakten gearbeitet, denn ich taxiere Sie auf einigen Ehrgeiz — habe ich recht?"

„Ich glaube, Ihre Diagnose trifft den Nagel auf den Kopf, Herr Medizinalrat.“

Der alte Herr lächelte und nickte ein paar mal, als bestätige er vor sich selbst seine eigene Meinung. „Ich war mit Ihrem Großvater zusammen Borusse, ehe ich ihn ärztlich unter die Finger bekam. Ihren Vater kannte ich von seinem dritten Lebensjahre an — da werde ich Sie doch wohl beurteilen können. Das Studium der Vererbung und Anpassung ist ja eine der interessantesten Seiten unseres sonst manchmal recht unerfreulichen Berufes. Na, Sie haben den Ehrgeiz und die Intensivität Ihres Vaters, die finstliche Lebenslust und Genußfähigkeit

Ihres Großvaters und trotz alledem den weichen Mollacord im Gemüthsleben, den Ihnen Ihre Mutter vererbte! Schütteln Sie nicht den Kopf, ich weiß schon, das alles sitzt unter einer dicken Staubschicht von Blasiertheit, die das residenzliche Leben abzusetzen pflegt — vielleicht schlägt Ihnen auch mal ab und zu das kühl berechnende Wesen Ihrer Großmutter in den Nacken — aber das ist nur eine Nuance in der Farbenkala Ihres Wesens, denn die Frau ist wirklich zu kalt, um sich intensiv vererbt zu haben. Aber — vergehen Sie, wir schweifen ab — also, was ich sagen wollte: Sie sind im Grunde genommen ganz gesund, häufige Kopfschmerzen und so weiter kommen nur von unaltrierten Nerven her, und wenn Sie meinen Rat haben wollen, gehen Sie in ein Nordseebad; aber, wenn's möglich ist, weder nach Ostende, noch nach Nordsee, sondern in eines, wo Sie nicht in denselben Gesellschaftsstrudel geraten wie hier in Berlin. Einmal ausspannen, ausruhen, sich auf sich selbst besinnen und die

Natur auf sich einwirken lassen, ohne sie durch türkischen Tabak und Champagnerfrühstücke zu stören; das ist's, was Sie brauchen. Gehen Sie meinethwegen nach Vorkum."

"Aber, bester Medizinalrat, das soll sterbenslangweilig sein!"

"Schadet Ihnen nichts, ich war voriges Jahr dort, und es hat mir gefallen; im übrigen thun Sie, was Sie wollen; aber wenn Sie mir nach vier Wochen nicht mit besserer Gesichtsfarbe und normaleren Nerven zurückkommen, dann gehen Sie zu einem anderen Arzt, denn mein Rezept haben Sie dann nicht befolgt. Ich habe gesprochen!"

Damit war die Konjultation zu Ende, und Baron Ernst Stevenschütz verließ das Sprechzimmer des Medizinalrates. Ein verrücktes Original ist der Alte doch! dachte Baron Ernst, während er die Thür hinter sich schloß und beinahe Lust hatte, ärgerlich über die Originalität des Medizinalrates zu werden. Auf dem ersten Treppenabfuß überlegte er sich, daß „der Alte“ in betreff seiner Eltern recht gehabt habe. Ehrgeiz und Intensivität waren es gewesen, die seinen Vater rastlos vorwärtstrieben, die seinen frühzeitigen Tod durch Überanstrengung verschuldeten. Und der weiche Mollaccord im Gemüthsleben seiner Mutter? Ja, das war es gewesen, was ihren Augen den traurig verschleierten Ausdruck gab, und ihrer Stimme den berückenden Klang, der das Herz und Ohr des Kindes entzückte und der für den Vater doch so wenig Reiz zu haben schien. Blizartig zogen einzelne Scenen an Ernsts Erinnerung vorüber, Scenen, über die er früher nicht nachgedacht hatte und die ihm jetzt plötzlich mit grellen Schlaglichtern das eine klar machten, daß der weiche Mollaccord im Wesen seiner Mutter nicht zu dem heftigen, zu rascher Handlung treibenden Wesen des Vaters gepaßt habe. Sie konnte nicht mit ihm fliegen, er wollte nicht mit ihr träumen — das war es wohl, und doch wurde sie nicht mehr froh, seit er gestorben war, und schloß wenige

Jahre nach ihm ihre schönen, so oft thränenfeuchten Augen. Und der Großvater? Sein helles Lachen klang in Ernsts früheste Kindererinnerungen hinein. Er hatte ihn ebenso geliebt, wie er die ernste Großmutter gefürchtet hatte. „Kalt und berechnend“ hatte der Medizinalrat sie genannt und hatte damit dieselben Eigenschaften bezeichnet, die Ernst sich gewöhnt hatte, „Klug und sehr verständig“ zu nennen. Sie allein lebte noch. Dem Großvater hatte ein Jagdunfall einen schnellen, schmerzlosen Tod bereitet, kurz nachdem er in voller Frische und Rüstigkeit das sechzigste Jahr erreicht hatte, und das letzte, was Ernst von ihm gehört, waren die Worte gewesen: „Kinder, wenn ich mal sterbe, braucht ihr nicht um mich zu trauern, ich habe dem Leben so viel gute Seiten abgewonnen, als ich konnte; jezt wüßte ich nichts, wovon der Abschied mir schwer werden würde.“

Klang nicht eine grelle Dissonanz durch diesen Abschluß der Lebensrechnung? Hätte er so sprechen können, wenn ihn eine tiefe, durch die Zeit veredelte Neigung an seine Frau geknüpft hätte? So stimmte also auch hier der Lebensaccord der beiden Menschen, die einander die nächsten sein sollten, nicht harmonisch zusammen.

„Dumme Gedanken,“ brummte Ernst in sich hinein, „ich neige jezt entschieden dazu, mich in unfruchtbare Grubeleien zu verlieren und die Dinge tragisch zu nehmen.“ Er hatte das Haus erreicht, in dem seine Großmutter lebte, die ihn heute zu Tisch erwartete.

Sie war eine stattliche alte Frau, die sich kergengerade hielt und deren weiße Scheitellöckchen so tadellos saßen wie ihr schwarzes Seidenkleid. Sie reichte ihm die Fingerspitzen zum Kuß, warf einen prüfenden Blick auf seine Toilette, schien mit ihrer Mustering zufrieden und sagte: „Es ist gut, daß du pünktlich bist, ich erwarte Helmscheids zu Tische; es wäre mir unangenehm gewesen, wenn du später als sie gekommen wärst.“

„Der Helmscheids wegen wäre es mir

gleichgültig, Großmutter, aber dich lasse ich niemals warten, wie du weißt.“

„Und wie ich dankend anerkenne; aber warum betonst du deine Gleichgültigkeit Helmscheids gegenüber?“

„Ich betone sie nicht, Großmutter, ich empfinde sie.“

„Das bedaure ich!“

„Weshalb?“

„Es sind ausgezeichnete Menschen, die Mutter aus alter Familie, der Vater zwar neu geadelt, aber von tadellosem Ruf, trotzdem er Millionär ist, und Ada hübsch, sehr wohlgezogen und eine unserer besten Partien.“

„Warum sagst du mir das alles?“

„Damit du nicht achtlos an einer Gelegenheit, dein Glück zu machen, vorbeigehst. Ada ist sehr eingenommen von dir, ihre Eltern sind dir durchaus wohlgeneigt —“

Ernst lachte kurz auf.

„Sehr gütig von allen dreien — ich habe auch heute wieder Kopfschmerzen, Großmutter, die ganze Welt scheint mir nicht sehr anziehend, Ada mit einbegriffen.“

Die alte Frau sah ihn prüfend an; dann schüttelte sie den Kopf.

„Das ist nicht der Weg, vorwärts in der Welt zu kommen,“ sagte sie; „ich weiß, du bist nicht ohne Ehrgeiz und du legst Wert auf die guten Dinge dieser Welt. Wenn du Glück hast, kannst du vielleicht in zehn oder fünfzehn Jahren eine leidlich gute und angesehene Stellung durch eigene Kraft erringen — das heißt, du kannst Oberregierungsrat in irgend einer größeren Provinzialstadt sein, mit einem Einkommen, das gerade ausreicht, um anständig zu leben, jede Extravaganz aber ausschließt, ja, dir nicht einmal erlaubt, Equipage zu halten. Als Schwiegersohn eines Mannes wie Helmscheid wäre es eine Kleinigkeit, dich in die Diplomatie zu bringen, du hättest Gelegenheit, dich aus der Masse herauszuheben, dich auszuzeichnen —“

Draußen wurde die Thürglode gezogen. „Das sind meine Gäste,“ sagte

die alte Dame, „ich bin weit entfernt davon, dich beeinflussen zu wollen, ich mache dich nur aufmerksam — jedermann ist seines Glückes Schmied!“

Gleich darauf traten die Gäste ein. Baron Ernst beobachtete sie scharf, obgleich er sie längst kannte. Er hätte gern eine kleine Lächerlichkeit an ihnen entdeckt, irgend etwas, das seinen Spott oder seine Mißbilligung hätte erregen können — nichts von alledem! Ada war wirklich hübsch und distinguiert, trotz seines innerlichen Widerspruches mußte er es zugeben. Die Eltern erschienen durchaus würdig und annehmbar, und das Essen verlief korrekt und mäßig animiert, wie jede Geselligkeit bei der Großmutter sich zu gestalten pflegte. Ada sagte weder etwas besonders Interessantes, noch etwas Thörichtes, sie war weder auffallend gesprächig noch auffallend stumm, aber wenn sie in ihrer gemäßigten Weise lachte, war es Ernst, als ob seine Nerven darunter litten und seine Kopfschmerzen sich steigerten. Plötzlich schoß es durch seine Gedanken: „Rein Gott, sie kann doch nichts dafür, daß sie in allen Stücken anders ist als Adele Dollmen, und ich bin ungerecht gegen sie. Sie ist doch eigentlich wirklich ein nettes Mädchen.“

Und als fürchte er, daß das Bild Adele Dollmens zu lebhaft vor seiner Erinnerung erstehen könne, und daß mit diesem Bilde all die Kämpfe, die er im vorigen Winter durchlitten hatte, wiederkehren würden, begann er sich lebhafter an der Unterhaltung zu beteiligen.

Da sagte plötzlich Papa Helmscheid zur Großmutter: „Denken Sie, Fräulein von Dollmen soll den jungen Amsberg ausge schlagen haben.“

„Das scheint mir sehr thöricht, denn ein armes vornehmes Mädchen darf nach meiner Ansicht nicht zu wählerisch sein — wohlverstanden, wenn es sich um einen Ehrenmann handelt, wie Herr von Amsberg es ist. Was will sie denn anfangen?“

„Sie ist mit ihrer Mutter nach Dresden gezogen und will sich zur Malerin ausbilden.“

„Ebenfalls recht thöricht,“ lautete das Urtheil der alten Dame.

Ernst verlor kein Wort von der Unterhaltung, während er immer lebhafter mit Ada sprach und ihr Lachen ihm immer heftigere Kopfschmerzen verursachte.

„Ich glaube, ganz ohne Vermögen sind die Dollmens doch aber nicht,“ bemerkte Frau von Helmscheid, worauf erklärt wurde, daß fünfzehnhundert Thaler jährlich doch eigentlich so gut wie kein Vermögen seien, besonders da Mutter und Tochter davon leben müßten.

Eine Stunde nach dem Kaffee empfahlen sich die Helmscheids.

„Nun?“ fragte die Großmutter, als sie wieder allein mit Ernst war.

Er suchte die Achseln.

Die alte Dame setzte sich in einen Lehnstuhl und griff nach einer Handarbeit.

„Denkst du noch an Fräulein von Dollmen?“ fragte sie mit ihrer ruhigen Stimme.

Er fuhr auf. „Wer sagt, daß ich je an sie gedacht habe?“

„Es schien mir einmal so, und da sie eine schöne Person ist, wäre ja nichts Überraschendes dabei, wenn du ein Interesse für sie gehabt hättest. Wärest du ein unbedeutender Alltagsmensch, fände ich auch nichts dagegen zu sagen, wenn du sie heiratetest. Denn so gerade knapp durchkommen könntet ihr ja. Aber du, mit deinen Ansprüchen an das Leben, mit deinen Ideen von der Zukunft, du in einer mittleren Mietwohnung mit zwei Dienstmädchen, mit Mühe herauszurechnend, wie du deinen gefelligen Verpflichtungen nachkommen und die Schneiderrechnung deiner Frau bezahlen sollst.“ Sie lachte leise. „Das ist ja eine alberne Vorstellung,“ fügte sie wieder in völlig ruhigem Tone hinzu.

„Ja,“ sagte er trocken und blickte in die Dämmerung hinaus.

Die alte Frau sah zu ihm auf. „Wie du jetzt deiner Mutter gleichst,“ bemerkte sie, „ganz ihre Augen.“

Er erschraf.

Ja, das war der Mollaccord, der in

ihm vibrierte, seine Entschlossenheit und sein klares Denken lähmend.

„Ich will verreisen, an die See gehen, meiner Kopfschmerzen wegen,“ sagte er plötzlich.

„Das ist recht; und unterwegs überlege dir, was ich dir gesagt habe.“

„Eine Mittelwohnung, zwei Dienstmädchen, sein Leben lang in der Masse verschwinden, nie aus den Kleinlichkeiten der Alltäglichkeit herauskommen,“ schwirrte es durch Ernsts Kopf. „und das alles um eines Mädchens willen, das man sich einbildet zu lieben; pah, meine Eltern und Großeltern haben wahrscheinlich dieselbe Einbildung gehabt, als sie sich heirateten, und dann wurde doch ein falscher Accord daraus.“ Er war sehr schlechter Laune, als er nach Hause kam, und als er am anderen Morgen erwachte, erschien die Welt ihm grau in grau und der dumpfe Druck lastete wieder auf seinem Kopfe.

Nacht Tage später begegnete er Herrn von Helmscheid auf der Straße.

„Wir sind im Begriff, auf mein Gut in Sachsen hinauszugehen,“ sagte derselbe, „wollen Sie es sich einmal ansehen? Die Leute behaupten ja, die Parkanlagen wären mir einigermaßen gelungen.“

„Ich habe meinen Badeurlaub in der Tasche und reise morgen ab.“

„Nun, dann auf der Rückfahrt. Wohin gehen Sie?“

„An die Nordsee.“

„So, so! Nun, viel Vergnügen, und also auf Wiedersehen nach beendeter Kur.“

„Sie sind sehr gütig —“ ein kurzes Zögern, und dann, fast gegen seinen Willen, wie von einem Dämon getrieben, setzt er hinzu: „Ich werde nicht vergessen, mich Ihrer freundlichen Aufforderung zu erinnern.“

Sie trennen sich mit einem Händedruck.

„Mein Schicksal!“ murmelt Baron Ernst im Weitergehen, „es scheint wirklich so . . . es ist mein Schicksal: Adas Lachen, an dem nichts anzusetzen ist und das mir doch Kopfschmerzen verursacht!“

Seit acht Tagen war Varou Ernst in Vorkum. Er hatte weite Segelfahrten unternommen, hatte die holländische Küste, deren Baumreihen an hellen Tagen am Horizont aufstanden, besucht, und das Torpedoboot, das in einiger Entfernung von der Insel vor Anker lag, besichtigt. Er hatte dabei Freundschaft mit den Schiffern geschlossen und fand einen stets neuen Reiz darin, diese einfachen Menschen mit ihren wetterbraunen Gesichtern und arbeitsiharten Händen von fernem Ländern und Sitten erzählen zu hören, über welche im Binnenlande nur die Gebildeten orientiert sind. Da war der braune Michel viermal drüben in Amerika gewesen und schien Valparaiso und New-York wie seine Kokotischen zu kennen, und der Erstert Zanffen hatte drei Jahre in Japan zugebracht und schien seine blauen Augen dort ebenjogut aufgemacht zu haben wie auf seinem „helen Eiland“, wie er Vorkum nannte. Und während Ernst mit den Leuten plauderte, wehte der frische Seewind um seine Stirn, und er blickte hinaus auf die unabsehbare Wasserfläche, die bald silberglänzend, von blauem und rötlichem Farbenpiel überhaucht, vor ihm lag, bald dunkel junaragdgürn mit aufbrausenden weißen Schaumkämmen das Boot umspielte. Wenn er dann zurückkehrte und den bunten Schwarm der Badegäste durchschritt, der in dem Wigwam von Straußkörben und Zelten schwahte, lachte und — gähnte, da flog manchmal ein Gedanke hinüber zu dem alten Medizinalrat in der Wilhelmstraße, und der Gedanke lautete etwa: Danke! oder: Du hattest recht.

Da die Strandhotels dicht besetzt waren, hatte Ernst in einer etwas zurückliegenden Villa Wohnung genommen. Beim ersten Blick aus seinen Fenstern, vor denen sich die weite Dünenlandschaft ausbreitete, war ihm dieselbe „einförmig langweilig“ erschienen. Dann begann er sehen zu lernen.

Die vielgliederigen Dünenketten, über welche die vorüberziehenden Wolken wechselnde Schatten warfen, erschienen ihm

wie Gebirge. Weit hinter denselben sah er das Meer in stets neuem Farbenpiel heraufglänzen, und von dem schüchernen Dünenwall umgeben, breiteten sich weite, saftig grüne Wiesenflächen aus, welche zahlreiche Viehherden belebten. Anfangs war es nur das Meer, das Ernst anzog. Dann begann er die stillen Dünenpfade zu durchstreifen und im wehenden Dünengras auszuruhen, dort, wo vor dem Sturme geschützt, die rosa Widen und die zierlichen, maiblumenartigen Pirolas in reicher Menge blühten. Über ihm zogen die Möwen mit weißen Flügeln, sich langsam wiegend, dahin, und das Brausen der Brandung klang zu ihm herüber durch die tiefe Stille, die ihn umgab. Wenn er in dieser Umgebung an sein Berliner Leben dachte, war es, als wirbele der Wind Spreu vor ihm auf: ein staubiges, wirres Durcheinander, das die Luft verdunkelte und dann spurlos verwehte. Spurlos? Nein! da waren doch einzelne Bilder, die blieben. Da war — pah, fort damit, Ernst wollte nicht daran denken, weder Frauenangen noch Männerworte sollten ihn in seinem dolce far niente stören, er fühlte erst jetzt ganz, wie not es ihm that, einmal auszuruhen, und während er wohligh empfand, daß frisches Leben in seinen Adern zu pulfieren begann, sagte er sich: „Ich glaube, ich war wirklich im Begriff, krank zu werden.“

Wieder verging eine Woche.

„Liegt noch Land hinter den Dünen?“ fragte er eines Tages auf einer seiner Wanderungen einen ihm entgegenkommenden Alten, der die Tracht der Inselbauer trug.

„Ja, das ist das Ostland,“ antwortete der Alte, ohne die kurze Stummelpfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Das Ostland? Was ist das?“

„Ja, das sind drei Bauerhöf und die Möwen-Kolonie.“

„Ist's weit dahin?“

„Ja, id hebbe dar enen Webber besöcht; wiet ist't jüst noit, man — wenn Se willen, söhr id Sei da woll heu.“

„Habt Ihr einen Wagen?“

„Ja, den hebbe id.“

Ernst war bald mit dem Alten einig, am Nachmittag sollte die Fahrt vor sich gehen.

Der hochrädiger, sechsfüßige Wagen, auf den eine förmliche Leiter hinaufführte und den ein Paar winzig kleine Pferdchen in einem meist aus Stricken bestehenden Geschirr zogen, sah nicht gerade verlockend aus.

„Fahrt Ihr hier immer in solchen Wagen?“ fragte Ernst.

„Ja,“ lautete die Antwort, „wegen dem tiefen Sand, und manchmal muß man auch durchs Wasser.“

Und tief war der Sand allerdings, durch den der Wagen sich zuerst ganz langsam bewegte, bis der festere, auf der Innenseite der Dünen hinführende Weg erreicht war.

„Ihr fahrt wohl nicht oft einen Bade-gast allein in diesem großen Wagen?“ fragte Ernst nach einer Weile.

Der Alte setzte sich schräg auf seinem Bod zurecht und sah seinen Fahrgast mit seinen grauen, scharfblickenden Augen beifällig zustimmend an: „Ja, oft nicht,“ jagte er, „aber 's ist recht so, der Herr verliert nichts dabei.“

„So? Seid Ihr denn ein Menschen-feind?“

„Ja — dat jüst noit, man id meen, immer mit annere Minschen, dat's nicht gut, et sünd to väle Swindler dabi.“

„Habt Ihr so schlechte Erfahrungen gemacht?“

„Ja? Nee — aber, lief, id bün all tweiundsjöbentig Jahr old, id bün of buten“ (außen) „west, und dor hew id allerlei sehn. Hier up det Eiland sünd de Minschen eernst und jüttlid, man — de Butenkerle“ (Außenmenschen), „dat's wat anners!“

„Meint Ihr? Nun, aber ich bin doch auch so ein ‚Butenkerle‘!“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Nee, lief, Se sünd nicht so, id hew dat all an Ehre Dogen sehn, und denn, wie Se mit mir protet“ (gesprochen)

„hebbet. Na, und denn, Se verstehn of eens en plattbütsch Wort; id hebbe ja hochbütsch lert, man bei'n Snacken kommt mi doch af und an en plattbütsch Wort. Wat en rechten Butenkerl is, de kiek mi dann dumm an und versteiht rein gar nig.“

„Aber Ihr sprecht doch ein ganz gutes Deutsch.“

„Ja, id bün ja of lange genug buten west.“

„Seid Ihr Seemann gewesen?“

„Ja bün up een Hamburger Schiff jahn; lief, dat wör, als id jung was. Se hätten mich of all girn behollen, man — nee — id meint immer: besser ein kleiner Herr als ein großer Knecht.“

„Da habt Ihr sehr recht!“

„Ja, dat hätt id of und dat seggt of min Fru.“

„Lebt Eure Frau noch?“

„Ja, jeter, je is all vierundsjöbentig, aber je is noch all krägel; ja, min Fru, dat is ne Fru! — He, ho!“ unterbrach er sich, seine Pferde, die in langsamen Schritt verfallen waren, antreibend, „weil wir snaken“ (plaudern), „süren“ (horchen) „de oll Bird up uns und vergeten das Lau-fen!“ Er lächelte über seine eigene Bemerkung, und Ernst blickte mit erhöhtem Interesse den Alten an, der trotz seiner zweiundsiebzig Jahre in so ungebeugter Haltung auf seinem Kutschbod saß, seinen guten Humor in seinem gewiß arbeits-harten Leben nicht verloren hatte und dessen Augen noch so jugendlich aufleuchten konnten, während er von „sine Fru“ sprach, die doch ein verschrumpftes Mütterchen sein mußte. Er schwieg einige Augenblicke nachdentlich. Auch der Alte schwieg.

Plötzlich sagte jener vor sich hin:

„'t is doch all Unsinn!“

„Was ist Unsinn?“ fragte Ernst.

„Ach, id mein man so — stolz sein, dat is Unsinn.“

„Wie kommt Ihr darauf?“

„Ja, id bün tweiundsjöbentig, und wenn id jetzt zurücdenk auf all die Johren, so ist's doch all nichts. Und Se sünd ein

junger Herr so in die neunundzwintig" (in den neunundzwanzigen), „und wenn id mir was wollt einbilden auf die Johren, die id mehr hab, das wär doch dumm, kiel. Und Se sünd ein feiner Herr, mögen ja auch von Adel sien, und id bün ein einfachen Mensch. Und wir suaken miteinander, und wenn wir das nicht thäten, säß ich hier und sünd de Tid" (Zeit) „lang, und Se säßen dor und fänden of de Tid lang. Und nun sünden wir, dat wir heid ganz verständige Menschen sünd — nee — stolz sein is Unsinn!“

Ernst lachte und reichte dem Alten die Hand herüber, die dieser herzlich drückte: „Recht habt Ihr auch darin, Klaas Zuiß — so nanntet Ihr Euch ja wohl heute früh?“

„Ja, dat is mien Nam.“

„Und wie heißt Eure Frau?“

„Die heißt Vina, se ist Jakobina getauft.“

„Habt Ihr Kinder?“

„Ja, Herr, Kinder und Enkel, denn min beiden Söhn und min Tochter waren all verheiratet. De ein Sohn is tot, verunglückt mit'n Schipp, man sonst hat er mir nie Kummer gemacht. De Kinder waren alle nach min Frau slagen, und dat hebben se gut gemacht.“

„Habt Ihr jung geheiratet?“

„Ja war dreißig Jahr alt.“

„Da war Eure Frau aber nicht mehr jung, da sie zwei Jahr älter ist als Ihr.“

„Ja, min Frau — dat was all eins — se was doch dat mojest" (schönste) „Mädchen up dat Eiland.“

„Erzählt mir, wie kam das, daß Ihr so spät heiratetet, da Ihr beide Insulaner seid und Euch doch wohl früher gekannt habt?“

„Ja, dat hebben wi! Und dat was so: Min Eltern wollten, dat id ein Bauers-tochter vom Ostland heiraten sollt — tief, da is der Bauerhof, das Haus mit den breiten roten Dach — ja, da sollt ich wohl jeßt als Bauer siken, wenn ich die Antje genommen hätt. Aber nee — und wenn id heut noch wählen sollt, de

Vina und min lüttje Hus, und den Bauerhof mit de Antje — id nähm all wieder de Vina! Aber heiraten und sik in de Not setten — nee, dat wollt id of nicht, und kein rechtschaffener Mann darf das thun, wenn er ein Mädchen gern hat. Da ging id fort und nahm Dienste an und habe gearbeitet Tag und Nacht, bis id so veel hatte, daß id vor die Vina hintreten konnte, ohne mich zu schämen. Einundzwintig war id, als id fort ging, und dreißig, als ich wiederkam, und die Vina hat auf mich gewartet und hat keinen anderen angesehen und war doch dat mojest" Mädchen auf Borkum!“

„Wißt Ihr auch, Klaas Zuiß, daß Euch das nicht viele nachmachen würden?“

„Dat weet id nich, da frag id auch nich nach. Man eins — dat is gewiß: wat de Sonn am Himmel, dat is de Frau int Hus, se macht's Wetter, und bei schlechtem Wetter kommt keine Ernt herein. Wir haben ein Sprüchwort hier, dat heißt: de Morgen und de Abend maht de liebe Gott — de Middag maht de Frau. Man, Heer, se teilt sich nicht bloß mit'n leiven Gott in de Tagestiden, wenn se will, verdirbt se ihm auch noch den Morgen und den Abend. Min Frau aber, nee, dat is nich so eine, die dem leiven Gott seine Sachen verdirbt!“

„Da habt Ihr aber auch Glüd gehabt, denn seht mal, in neun Jahren hätte sie sich doch verändern können — kein Mensch kann sagen, wie eine zwanzigjährige Frau mit dreißig Jahren sein wird!“

„Nicht?“ fragte Klaas Zuiß in einem Tone, der halb belustigt, halb spöttisch klang, und seine Augen blickten dabei so gerade und so sicher in Ernsts Gesicht, als gäbe es keinen Widerspruch gegen das, was er zu sagen hatte. „Ich meine, Heer, wenn ein rechter Kerl von ganzem, aber auch wirklich von ganzem Herzen fühlt: dat Mädchen is dat rechte, dat hat unser Herrgott für dich und für keinen anderen geschaffen — kiel, Heer, wenn hei se denn nicht nimmt, denn is hei een Dummen! Dat hebbe id gemeint

mit twintig Fohren, und nu id oft bün, jegge id: recht is's so! Und nu, Heer, da sünd wir all bi de Möwen-Kolonie, nu möt Se utstiegen und ein Karten nehmen."

"Schade," sagte Ernst, aber er folgte der Weisung. Er nahm die Karte im Wärterhaus und durchwanderte die Dünenreihen, auf welchen die Brunnstatten der Möwen liegen. Über ihm und um ihn war die Luft von Vogelgeschrei erfüllt, das bald ängstlich, bald lodernd, bald geradezu lachend erklang. Unbeholfene junge Vögel flatterten vor seinen Füßen auf, lange Reihen der weißen und grauen Möwen hatten die Dünenkämme vor ihm besetzt. "Ich weiß eigentlich nicht, warum ich euch ängstige," sagte Ernst, plötzlich stehen bleibend. "Ich will umkehren und will Frau Bina besuchen! Was sagte der alte Zuißt? Die Frau ist die Sonne im Hans! Ein sonderbarer Kauz, der Klaas Zuißt."

Er versuchte in Gedanken seinen kritisch skeptischen Maßstab auch an den alten Inselaner und seine Lebensweisheit zu legen, und während er im Wärterhaus, das zugleich eine Art Restauration war, ein Glas Bier trank, war es ihm fast gelungen, sich selbst das Bild Klaas Zuißts zu verzerren. Aber sobald er wieder im Wagen saß, kam es doch in die alten, festen Striche zurück, und Ernst ließ sich weiter von ihm erzählen und wurde nicht müde zu hören, wie durch des Alten arbeits- und mühevolltes Leben die Liebe zu seinem Weibe und das Glück seines häuslichen Herdes einen verhönenden und verklärenden Goldschein gebreitet hatte. Er nahm Abschied von Klaas Zuißt wie von einem alten Bekannten, und nachdem er am nächsten Tage noch ein paar skeptische Rücksälle an sich erlebt hatte, wanderte er gegen Abend doch durch das Dorf, bis er das saubere kleine Haus mit der frischgestrichenen, leuchtend grünen Thür und den breiten blanken Fenstern erreicht hatte, vor dessen Schwelle ein auf der Insel höchst seltener Kirschbaum stand, den Klaas ihm als Wahr-

zeichen seines Heims genannt hatte. In dem mit tadellos sauberen Matten belegten Hausflur traf er Frau Bina.

"Ihr Mann hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß ich Sie kennen lernen wollte," sagte er, der Frau, die ihn freundlich und ohne Verlegenheit empfing, die Hand reichend.

"Ja, Klaas hew of van Zu vertelt, as hei binnen quam; man van mi — dar is doch rein gar nig to vertellen; man, id weet woll, de Klaas snaket geern."

Ernst blickte mit Interesse in das noch merkwürdig glatt und frisch gebliebene Gesicht der alten Frau, dessen Züge noch jetzt verrieten, daß Klaas nicht zuviel gejagt hatte, als er von dem schönsten Mädchen im Dorf sprach.

"Man sieht Ihnen Ihre vierundsiebzig Jahre nicht an," sagte er unwillkürlich.

Ein wehmütiges Lächeln huschte um Frau Binns Mund: "Ach, Herr, ich hebbe of min Deel beleevet; wenn eene Fru ör Kind hergeven mut, een utgewassen, gud geraen Kind, dat givt Bien! Man 't is wahr, de Klaas hat mi drägen holpen, mit so eenen, as de negen sid, word noit nig to swar."

In diesem Augenblick trat Klaas Zuißt, der noch bei den Pferden gewesen war, in das Zimmer.

"Se, da is ja de Heer all," sagte er mit einem behaglichen leisen Lachen, und der Blick, mit dem er seine Frau und Ernst betrachtete, verriet, daß er sich bewußt war, er habe von keinem von beiden zuviel gesagt.

"Philemon und Vaucis," ging es durch Ernsts Kopf, während er das alte Paar betrachtete, „und so etwas kommt noch vor und ist keine Sage.“

Und die große, altertümliche Standuhr mit ihrem regelmässigen Tictack, das blinkende Gefchirr an den Wänden und die sauberen, einfachen Möbel — das alles, was das alte Paar umgab, schien eine besondere Sprache zu reden, eine Sprache, die zu den zufriedenen Gesichtern und den jung gebliebenen Augen von Klaas und Bina paßte, und die Ernst

verlündete, daß echtes, wahres Menschenglück kein Rechenexempel ist. —

Vierzehn Tage später trat er wieder in das Zimmer seiner Großmutter.

„Da bin ich, und ich denke, ich bin gesund geworden unterm Hauch des Seewindes,“ sagte er.

Sie betrachtete ihn aufmerksam.

„Du siehst allerdings bedeutend besser aus als vor vier Wochen,“ erklärte sie. „Helmscheids sind auf dem Lande und sie erwarten dich, wie mir die kleine Ada schrieb.“

Er lächelte.

„Sage mir, Großmama — es ist eine sonderbare Frage, die ich stellen will, aber bitte, beantworte sie mir ehrlich — sage mir: war deine Ehe eine sogenannte Neigungsheirat, und — heirateten auch meine Eltern sich aus Liebe?“

Die alte Frau schwieg einen Augenblick überlegend, dann sagte sie: „Ich kann mir deine Frage gerade jetzt erklären, da du die hübsche Ada nicht himmelstürmend zu lieben scheinst — unbegreiflicherweise! Nun, ich kann dir zu deiner Beruhigung sagen, weder meine Ehe noch die deiner Eltern war eine richtige Neigungsheirat, wenigstens nicht von beiden Seiten; trotzdem sind beide doch ganz gut ausgefallen, wie du weißt.“

„Und wie kam es, daß ihr beide keine Verbindungen aus Neigung schloßet?“

„Thörichte Frage! Im Leben entscheiden eben meist andere Faktoren als die sogenannte Liebe. Ich war ein reiches bürgerliches Mädchen, dein Großvater war von alter Familie und arm. So war es für uns beide vorteilhaft, uns zu verbinden, und da wir einander volle Anerkennung und Achtung entgegenbrachten, wäre kein vernünftiger Grund vorhanden gewesen, uns nicht zu heiraten. Was deinen Vater betrifft, so wollte er Karriere machen, und deine Mutter, die übrigens, glaube ich, sehr verliebt in ihn war, war die Tochter seines höchsten Vor-

gejekten. Auch hier haben also vernünftige Erwägungen eine Rolle gespielt.“

„Richtig; und dann, Großmutter, dann ging der größte Teil deines Vermögens bei dem Banktrach der Gebrüder Müller verloren und Papa starb, ehe er Karriere gemacht hatte. Nicht wahr, so war es doch?“

Sie sah ihn sehr erstaunt an und sagte dann mit der ihr eigenen Würde: „Unverschuldete Unglücksfälle muß man mit Fassung tragen.“

Er nickte.

„Ja, aber verschulden soll man das Unglück seines Lebens nicht, indem man mit vollem Bewußtsein die Augen vor der Sonne verschließt.“

Die alte Frau sah ihm kopfschüttelnd nach, als er ging — sie wußte nichts von Klaas Zuiß und „der Sonne im Haus“ — wie sollte sie ihn verstehen?

Baron Ernst aber fuhr zum nächsten Telegraphenbureau und gab eine Depesche auf an Fräulein Adele von Dollmen in Dresden. Und der Inhalt lautete: „Darf ich morgen nach Dresden kommen?“

Hinter den Fenstern des Medizinalrats brannte Licht, als Ernst auf dem Heimwege dort vorüberging. Er blickte lächelnd hinaus.

„Wenn es nun einmal meine Aufgabe ist, so verschiedene Naturanlagen, wie sie mir von Eltern und Großeltern vererbt wurden, in mir harmonisch zu vereinigen und auszugestalten, wäre ich da nicht ein Narr, wenn ich mir nicht die rechte Sonne ins Haus holte, unter deren warmem Schein Glück und Harmonie von selbst gedeihen werden? Arme Eltern und Großeltern! Die Disharmonien, welche von eurem Leben bis in das meine herüberklingen, soll nun endlich ein voller, reiner Accord beschließen.“

Und ein leises Dankeswort flog hinauf zum alten Medizinalrat und hinüber nach der stillen Nordseeinsel zum alten Klaas Zuiß und seiner Bina.



Napoleon I. in Rußland.

Historische Studie

von

Gustav Dahms.

I.

Der Feldzug des Jahres 1812 und das Schicksal der großen Armee haben schon wiederholt zu historischen und militärwissenschaftlichen Forschungen Anlaß gegeben. Gelehrte und Krieger haben es gleicherweise als bedeutende Aufgabe erkannt, jene in der Geschichte fast einzig dastehende ungeheuerliche Katastrophe auf ihre Ursachen zurückzuführen und damit der Nachwelt eine große Lehre zu gewinnen. Indes scheint der Kausalnexuſ der Ereignisse auch von jenen Forschern in der wahren Bedeutung für den Untergang des napoleonischen Heeres nicht ausreichend gewürdigt zu sein. Noch immer harret jene furchtbare Episode in der Geschichte der Menschheit ihrer vollen zwingenden Aufklärung; noch immer erheben sich dem Geschichtsfreunde, der dem großen Meister des Krieges auf seinem Zuge gegen Osten forschenden Blickes folgt, Frage auf Frage und locken unwiderstehlich, von neuem an die Lösung jenes furchtbaren Geheimnisses Kraft und Zeit zu wenden.

Trugen lediglich oder vorzugsweise äußere Umstände, unglückliche Verkettungen von Zufällen, unberechenbare Zwischenfälle die Schuld? Oder war das entsetzliche Verderben, durch eine innere Notwendigkeit bedingt, nur die äußere Bestätigung eines solchen zwingenden Grundes?

Auf diese Fragen vermag nur die umfassende Kenntnis aller einschlagenden Momente, vor allem eine tief eingehende Untersuchung der Lebensbedingungen Napoleons und seines Heeres die rechte Antwort zu geben. Wer sich dieser Aufgabe unterzieht, wird erkennen müssen, daß der Kaiser, dessen Geist nur in gigantischen Plänen und Entwürfen Sättigung fand, auch diesen kolossalen Kriegszug zwar selbständig und willenskräftig beschloß, daß aber gerade seine eigenste Natur, geistig wie körperlich, der Vorbedingungen entbehrte, die vom Gelingen seiner riesigen Aufgabe in diesem unbekanntem Lande gefordert wurde. Ein ergreifendes Bild wird sich zeigen: der geniale Feldherr erfolglos ringend mit der Macht der heraufbeschworenen Ereignisse, schließlich fast dem Wahnsinn verfallend, ein pathologischer Zustand, als dessen charakteristisches Merkmal Napoleon selber auf St. Helena das „Mißverhältnis zwischen Absichten und Mitteln“ bezeichnet.¹ Zur Erkenntnis wird kommen, welches die Fesseln seines Geistes, die Hemmnisse seiner Entschlüsse und die Schranken ihrer Ausführung waren, kurz wie sein Genius, gleichsam von Bleigewichten niedergehalten, gezwungen wurde, auf den Erfolg seiner Mühe zu verzichten.

¹ Mémorial de St. Hél. II, 372.

Viel ist in alter und neuer Zeit von Napoleons „Fehlern“ gesprochen. Aber gewisse mit Tadel belegte Maßnahmen lassen sich eben nur deswegen als solche ansehen, weil seinem Vorgehen der Erfolg fehlte. Der Krieg ist für das echte Kriegsgenie eine Leidenschaft, wie das Spiel für den Spieler, der schließlich sein Alles daraufsetzt, um alles zu gewinnen. Kein Wunder daher, daß Napoleons sogenannte Fehler in den Augen oberflächlicher Beurtheiler ihm zum Vorwurf gereichen, während ein sorgfältig prüfender Richter erkennen muß, daß Napoleon in den meisten Fällen mit scharfer klarer Einsicht in die ihn umgebenden Verhältnisse nach allgemein gültigem Grundsatze von zwei Übeln das kleinere wählte. Das Nachspiel des Krieges, das dann die grauenvollsten Scenen des Elends und der Verwüthung entrollte, ist nur die notwendige unabwendbare Folge des großen Eroberungszuges, der mit dem ersten Schritt zur Rückkehr sein Ende erreichte und viel früher schon entschieden war.

Napoleons Größe hatte in der unbesiegbaren Macht seines Heeres ihre Wurzeln. Beide waren ein Produkt des Revolutionszeitalters. In unserer modernen Gesellschaft ist als der charakteristischste Zug der Gegensatz zwischen den konservativen und den demokratischen Elementen anzusehen, zwischen den Besizenden und den Besizlosen, zwischen denen, die ihr Glück gemacht haben, und den Jungen und Armen, die es noch zu machen haben. Die ersteren sind Feinde jeder Aenderung und halten mit allen Fasern fest am gewonnenen Besiz, der durch die Zeit sanktioniert wird; die letzteren sind voll Eifer und Feuer für Unternehmungen, begierig nach Reichtum und Wohlleben, energisch und hochstrebend, voll von Zielen und Projekten, mit denen sie die Welt verbessern wollen; sie gewinnen stündlich durch den Nachwuchs und machen sich breit in der Welt; denn ihnen, die am meisten Ansprüche machen, gehört sie! Napoleon ist ihr Vertreter: der erste große Demokrat auf dem Throne von fast ganz Europa!

Er besaß die Tugenden und die Fehler dieser letzteren, er war die Verkörperung des Geistes, der seine Heere beherrschte, und er besaß den Zauberstab, mit dem er sie zu Tausenden um sich scharte. „Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront en votre pouvoir, vous y trouverez honneur, gloire et richesse,“ so lauteten die Worte, die Napoleon 1796 in seiner Proklamation an die Armee von Italien richtete. Er verstand es, die Leidenschaften, welche die Revolution beherrschten, neu anzufachen. Wie er selber durch die Wogen der Revolution in die Höhe gehoben, so war auch ein Teil seiner Waffengefährten zu hohen Führerstellen in der Armee gelangt und von ihm später zu Marschällen, Herzögen, Fürsten und Königen ernannt worden. „Die treibenden Kräfte, welche die Heere Napoleons beseelten, waren nicht Pflichtgefühl und Selbstverleugnung, sondern überwiegend der persönliche Ehrgeiz, die Sucht vorwärts, in bessere Stellen zu kommen, zu herrschen, gut zu leben und sich zu bereichern.“¹

Mit diesen Faktoren beherrschte Napoleon seine Heere, und vom General bis zum gemeinen Soldaten verehrte jeder in ihm den Mann des von allen so heißersehnten Erfolges. Es braucht kaum besonders gesagt zu werden, daß diese Waffe in der Hand Napoleons eine zweischneidige war. Blieb der Erfolg aus, so erlitt er die tiefste Wunde, und gelähmt mußte er das stolze Gebäude seiner Macht und seines Ruhmes zusammenbrechen sehen. Denn eine Armee, die, infolge der fehlerhaften Grundlage ihrer Disciplin ohne höhere sittliche Grundlagen, nur der Gloire und dem Gewinn nachstrebte, vermochte die Feuerprobe des Unglücks nicht mit Ehren zu bestehen.

Der russische Feldzug unterscheidet sich von den früheren Unternehmungen Napoleons im wesentlichen durch die Eigenartig-

¹ Bezieht zum Militär-Wochenblatt 1889: Zur Geschichte des militärischen Lebens in den Armeen Napoleons I., S. 293.

keit des Kriegsschauplatzes. Dieser wird aber unter allen Umständen durch seine klimatischen Eigentümlichkeiten, seine Bevölkerungs- und Raumverhältnisse, durch die mehr oder weniger entwickelte Kultur, die Kommunikationsmittel, die hydro- und orographischen Verhältnisse den Erfolg eines Feldzuges bestimmen. Die Aufgabe des Feldherrn ist es also, den Anforderungen in dieser Richtung Rechnung zu tragen, um die Wahrscheinlichkeit auf Erfolg desto größer zu gestalten.

Es ist selbstverständlich, daß ein Feldherr wie Napoleon die Wechselwirkung zwischen Kriegsschauplatz und Operationsarmee sehr wohl kannte und sie für den Feldzug 1812 ganz besonders in Erwägung zog. Er schreibt daher unter dem 19. Dezember 1811 an seinen Bibliothekar, dieser möge ihm einige gute Werke schicken, geeignet, über die Topographie Rußlands, besonders Litauens, hinsichtlich der Sümpfe, Wälder, Wege zu orientieren. Desgleichen verlangt er, was in Frankreich an eingehenden Beschreibungen des Feldzugs Karls XII. in Polen und Rußland vorhanden sei, und einige Werke über militärische Operationen in diesen Gegenden.¹ Unter dem 7. Januar 1812 verlangt er eine Geschichte Kurlands und alles, was man an historischem, geographischem und topographischem Material über Riga und Livonien ausfindig machen könne.

Auf diese Weise mußte Napoleon eine genaue Kenntnis des östlichen Kriegsschauplatzes gewinnen, den er schon bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt hatte: im Jahre 1807, wo er die Entdeckung gemacht, in Polen gebe es noch ein fünftes Element: „c'est la boue.“

Aus diesen Briefen geht hervor, daß Napoleon besonders den Kriegsschauplatz von Polen und Litauen im Auge hatte und seine Operationen wohl nur für diese anlegte. Die klimatischen Verhältnisse dieser Gegenden lassen sich am besten charakterisieren, wenn man sie unter dem

Begriff des kontinentalen Klimas auffaßt.

„Die kalten, oft schneidenden, immer aber trockenen östlichen Winde sind die Regulatoren der Temperatur. Sie erzeugen den kalten Winter, den kurzen heißen Sommer, viel Schnee und Regen ueben großer Dürre.“¹ Im Juli und August steigt die Wärme bis auf +27 Grad, im Januar und Februar die Kälte bis auf —26 Grad. „Der erste Sommermonat ist der Juni; die zweite Hälfte bringt beständig warmes Wetter. Infolge der vorherrschenden West- und Südwestwinde beginnt aber wieder eine Regenperiode, welche zwar die Tageshitze mildert, die Nächte aber empfindlich kalt macht.“¹ Der Herbst beginnt mit Morgenfrösten und dichten Nebeln im September und bringt den ersten Frost im Oktober. Infolge des eintretenden schlechten Wetters werden die Wege unpassierbar. „Der Winter tritt nicht gleichmäßig und anhaltend auf. Gewöhnlich setzt er im November mit Frost ein, die Gewässer frieren zu, gehen aber im Dezember wieder auf. Erst Januar und Februar bringen andauernden Frost mit festem Eis auf Fluß und Sumpf mit Schneemassen überall.“²

Ferner kommt für die Ausführung der geplanten Operationen die Bodenbeschaffenheit des Landes in Betracht. Auch in diesem Punkte zeigt sich die Eigenartigkeit des russischen Schauplatzes. Die Niederungen des Bug, Rarew, Pripet und die litauische Seenplatte, die für das erste Stadium des Krieges von 1812 das Kriegstheater bildeten, sind in jeder Beziehung den Operationen mit größeren Truppenkörpern ungünstig. Charakteristisch für die Pripet-Landschaften sind die großen Streden, welche mit stagnierendem Wasser ohne genügenden Abfluß bedeckt sind und welche auf Anbau und Kultur, auf Straßenführung und Wegebau und damit auf die Bewegungsfreiheit im Kriege von erheblichem Einflusse sind.

¹ Feibelt zum Militär-Wochenblatt 1885, S. 127.

² Sarmaticus: Von der Weichsel bis zum Dniepr. S. 4.

¹ Napoléon I, Correspondance, Pb. 23. Monatshefte, LXXIV. 439. — April 1893.

Hier finden sich der Bialowiczer Sumpfwald, der Bobr- und Pulw-Bruch, der Netta- und Lyl-Bruch, die zusammen viele Quadratmeilen einnehmen und einen Landschaftstypus darstellen, wie er zur Zeit der Völkerwanderung in den Flußniederungen Nordeuropas anzunehmen ist: „sumpfig und feucht.“ Der Bialowiczer Wald (Bjelowjeskaja Buschtscha), der sich zwischen den Quellgebieten des Njemen und Narew, also quer vor der Eintrittsstelle in Rußland ausdehnt, hat vorföndflüchtigen Charakter und ist heute noch nicht ganz bekannt. Die durch die Wälder führenden engen Straßen verhindern die Bewegungsfreiheit der Truppen. Für die litauische Seenplatte, die sich westlich der Düna bis zum Njemen erstreckt, ist ebenfalls der Walddreichtum charakteristisch, und dieser verursacht im Verein mit zahlreichen untereinander in Verbindung stehenden Seen wiederum eine Menge von Bewegungshemmnissen durch Bildung von Wald-, Seen- und Sumpfwaldseilen. Wie wenig für einen bequemen Verkehr in diesem Lande gethan ist, beweist der Umstand, daß im Gouvernemeut Wilna, von wo aus Napoleon den Vormarsch antrat, noch heute keine Chaussee vorhanden ist (vergl. Sarmaticus, S. 153). Von Kowno und Grodno nach Wilna und von Wilna in das Innere Rußlands führen nur sandige Straßen, die derart unter dem Einflusse der jeweiligen Temperaturverhältnisse stehen, daß sie bei großer Hitze in weichen Sand sich auflösen, in welchem Wagen und Pferde versinken, und andererseits bei Regengüssen in Morast und Schlamm sich verwandeln, so daß alles, was passieren will, stecken bleibt. Da die beiden das altpolnische Land durchziehenden Höhenrücken den Abfluß nach Süden und Norden stauen und die Flüsse zu einer eigentümlichen Parallelität und außergewöhnlichen Annäherung untereinander zwingen, so treten die Flüsse im Frühjahr oder bei anhaltenden Niederschlägen mit Leichtigkeit über die sumpfigen Ufer und führen ein Aufweichen des Bodens herbei, so daß gerade das Früh-

jahr und der Herbst für die Bewegungen der Truppen am gefährlichsten sind.

Inwiefern mußte nun die Landesbeschaffenheit die Verpflegungsmassnahmen bestimmen? Durfte der Feldherr hier mit dem Grundsatz rechnen: „Der Krieg muß den Krieg ernähren“ oder nicht? Es kommt hierbei auf zweierlei an: 1) ist die Gegend fruchtbar und 2) ist sie von betriebsamer Bevölkerung bewohnt? Friedr. von Smitt, der als Augenzeuge die russischen Operationen gegen die aufständischen Polen im Jahre 1831 begleitete, nennt das Land zwischen Bug und Narew trotz der Ausdehnung der Wälder und Moräste äußerst fruchtbar. Auf dem linken Ufer des Njemen in seinem Oberlaufe breiten sich die fruchtbaren Kornfelder der Kreise Stupk und Nowogrodut aus. Für die Ertragsfähigkeit des Bodens im allgemeinen ist die Antwort jenes preussischen Staatsbeamten¹ auf die Frage Napoleons betreffs der Verpflegung maßgebend: es sei mit dem bloßen Requisitionssystem dort nicht auszukommen; denn falls die Russen die angedrohte Verheerung des Landes auch nicht ausführten, so würde man zwar genug Körner, aber nicht Mühlen genug finden, weil der russische Bauer seinen Brotmehlbedarf auf Handmühlen mache.

Die Requisition konnte nur spärliche Ausbeute liefern, denn das Land ist zu wenig bevölkert und daher nur stellenweise bebaut. Nach heutigen Zuständen, die wohl nicht schlechter sind als die zu Anfang des Jahrhunderts, läßt sich für das Gouvernemeut Wilna eine Bevölkerungszahl von 27, in den Gouvernemeuts Minsk, Witebsk, Mohilew und Smolensk von nur 20 Bewohnern auf den Quadratkilometer feststellen, während z. B. die schwächste Bevölkerung Deutschlands (Pommern) 51 Bewohner auf den Quadratkilometer zählt. Demzufolge war es übel bestellt mit den Requisitionen, wie

¹ Citirt in den Beihften zum Militär-Wochenblatt 1885, S. 138: „Der russische Kriegszug i. J. 1812.“ Von Kraemer, Major im Generalstab.

das Tagebuch des zweiten preußischen kombinierten Infanterieregiments angeht: „Der ganze Anbau des Landes, verbunden mit der Dürftigkeit seiner Bewohner, verursachte, daß die in das Lager rückenden Truppenmassen, wenn sie auch auf zehn Meilen in der Runde alles ausbeuteten — wozu ihnen nicht einmal die Zeit übrigblieb —, nur teilweise ihre Existenz fristen konnten.“

Dieser Umstand wird noch für eine andere Frage von Wichtigkeit: die Unter- kunftsverhältnisse, die für die Zeit des Krieges eine große Rolle spielen und denen bei der Ausrüstung Rechnung zu tragen ist, gestalten sich infolge der geringen Bevölkerung äußerst ungünstig. Im Gouvernement Wilna kommen auf 85 Quadratmeilen eine Stadt; auf 1 Quadratmeile 1 Kirchdorf, 15 Dörfer ohne Kirchen, 132 Höfe. Da nun die Städte so selten sind und die Bauernhöfe in der Regel aus einer Hütte, welche die Familie bewohnt, dem Speicher, meist ohne Dach, einer Getreidebarre und einem sehr niedrigen Stalle bestehen, so daß weder für Mannschaften noch für Pferde Platz vorhanden ist, so wird man es begreiflich finden, daß es der französischen Armee ganz unmöglich war zu kantonieren, daß also die Soldaten für das Bivak mit den nötigen Erfordernissen ausgerüstet sein mußten. Vaudoucourt (*Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de Russie en 1812*) bezeichnet die Dörfer als „Vereinigung einer kleinen Anzahl von Hütten“. Sie liegen meilenweit voneinander entfernt, durch unpassierbare Wälder getrennt, außerdem über einen großen Flächenraum verstreut, im Falle des Kantonnierens für die Zusammenhaltung der Truppen sehr ungünstig.

Das für den Vormarsch in Betracht kommende Gebiet zerfällt in einen mehr und in einen minder fruchtbaren Teil. Die Weichselgegend ist nach heutigen statistischen Angaben¹ ein sehr fruchtbarer

Boden, der, wenn auch jetzt durch die fortschreitende Kultur ertragfähiger geworden, doch schon zu Anfang des Jahrhunderts so viel lieferte, daß eine Ausfuhr von Getreide möglich war. Diese Fruchtbarkeit des Bodens reicht in betreff der räumlichen Ausdehnung, mit alleiniger Unterbrechung durch das Gouvernement von Lomza, bis an die Njemenlinie einschließlich des Gouvernements Kowno.

Dagegen ist östlich von der Njemenlinie, also im Gouvernement Wilna, und südlich davon im Gouvernement Grodno das Land nicht fruchtbar, wenig bevölkert und wenig bebaut. Abgesehen davon, daß dort fruchtbarer Boden mit ganzen Strecken abwechself, die fast gar nichts hervorbringen, ist der Ausfall der Ernte noch von den ungünstigen und unbeständigen Witterungsverhältnissen abhängig.

Napoleon war mit allen diesen Verhältnissen, soweit wir dies aus gewissen Angaben¹ kennen, vertraut. Er verfügte über einen vortrefflich organisierten Nachrichten dienst landeskundiger Polen (unter Graf Soltky und General Sokoluidi) und hatte sich auch durch Bücher wohl informiert. Seiner Kenntnis entsprachen denn auch die Maßnahmen für die Verpflegung des Heeres, als deren wichtigste und im Einklang mit der Beschaffenheit des Landes stehende folgende anzusehen ist: „Das Heer soll bis zum Njemen vom Lande leben und die mitgeführten Artikel erst jenseit des Njemen in Verbrauch nehmen . . . mit vierundzwanzigtägiger Verpflegung den Njemen überschreiten.“² Napoleon rechnete also mit dem Lande diesseit des Njemen, um das Land jenseit des Njemen zu überwinden.

Aus dieser Grundidee heraus befahl er die Aufspeicherung ungeheurer Vorräte in den am Njemen gelegenen Städten Kowno, Olita, Wretsch, Grodno teils durch Requisitionen aus Polen und Litauen diesseit des Njemen, teils durch Nachschub aus den reich versorgten Magazinen

¹ *Earnaticus*, für Gouvernement Plock S. 96, Kalisch S. 92, Warschau S. 93, Siebeck S. 101, Lublin S. 102, Kowno S. 106.

¹ *Bergl. Napoleon I., Corresp. 18403, 18734.*

² *Napoleon I., Corresp. 18819 (S. 508).*

an der Weichsel (Danzig, Thorn, Warschau) und in Königsberg. Denn, wie er selber sagte: „Le résultat de tous mes mouvements réunira 400 000 hommes sur un seul point. Il n'y aura rien alors à espérer du pays, et il faut tout avoir.“ Wie groß seine Sorge für die Verpflegung des Heeres mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des eigentlichen Kriegstheaters jenseit des Njemen war, ersehen wir daraus, daß er in dem Hauptmagazin zu Danzig schon im Januar eine Verpflegung für 400 000 Mann auf 50 Tage und 50 000 Pferde auf gleiche Zeit aufspeichern ließ, wozu im April noch 400 000 Centner Getreide durch Requisition hinzukamen. Das Großherzogtum Warschau hatte für die Verpflegung für 100 000 Mann auf zwanzig Tage Sorge zu tragen. In Thorn erzeugten die Bäckereien täglich 60 000 Portionen Brot.

Um die Fortschaffung dieser Vorräte von der alten Weichselbasis zu der des Njemen und den jeweilig zu errichtenden Basispunkten, entsprechend der Bodenbeschaffenheit, d. h. dem von Napoleon entdeckten „cinquième élément“, zu ermöglichen, schuf er zu den achtzig vorhandenen Trainbataillonen vier neue à la comtoise, d. h. mit leichten Wagen zu je 12 Centnern Tragkraft. „La guerre de Pologne ne ressemble en rien à la guerre d'Autriche, sans moyens de transport tout y est inutile“, heißt es in seiner Korrespondenz (1840).

Zerner kam Napoleon auf den Gedanken, die Ochsenkraft, die er in Polen wie in keinem anderen Lande ausgenutzt sah, für den Transport zu verwenden. Dies gab Veranlassung zur Bildung von fünf „Ochsenbataillonen“. Kurz, der ganze Train war so organisiert, daß er für eine Armee von 200 000 Mann Verpflegung auf 60 Tage wohl beschaffen konnte. Die Fourage für diese Masse von Zugvieh und für die Artillerie sollte das Land liefern.

Der Feldzug wurde eröffnet zur Zeit des Grünfutters. Keine ernste Operation vor dem Juni unternehmen, um für die

Verpflegung der Pferde auf Grünfutter greifen zu können, war ein Grundsatz des Verpflegungsplanes.¹

Auf diese Weise hatten Polen und die benachbarten preussischen Provinzen ungeheure Leistungen für die Armee zu übernehmen: sie lieferten für die Magazine, sie sollten die durchziehende große Armee erhalten, und dies kurz vor der Ernte, wo in der Regel die vorjährigen Vorräte aufgebraucht sind. Doch die Verpflegung mußte dem Plane und Befehle Napoleons gemäß aufgebracht werden, wenn der Soldat nicht verhungern sollte. Das Vorgehen der Verwaltungsbehörden, denen die Einteilung des nötigen Proviantes oblag, äußerte sich daher als ein furchtbarer Druck auf die aller Mittel entblöhte Bevölkerung; das ausgejagte und in dieser Zeit an und für sich ressourcenlose Land leistete das möglichste, denn die Hoffnung der Polen auf Napoleon als den Befreier von fremdem Joch hatte den Enthusiasmus der polnischen Schlachta hervorgerufen und die Opferwilligkeit auf das höchste gesteigert. Aber besonnengeachtet konnte das Land den Anforderungen Napoleons bezüglich der Verpflegung so großer Massen nicht entsprechen. „Die Truppen hatten schon auf dem Marsche nach Lublin Mangel an Lebensmitteln, und in Sieblece erklärte der Präfect kurzweg, er sei nicht im stande, irgend etwas zu liefern.“² Was man noch aufstreifen konnte, das kam wegen der mangelhaften Kommunikationsmittel den Truppen nicht zu flatten.

In dieser Not hätte Napoleon, um das Äußerste zu verhindern, seinen Verpflegungsplan ändern und zur Magazinverpflegung auch schon diesseit des Njemen greifen müssen. Aber auch diese Maßnahme war nicht möglich, da der von Napoleon mit so großer Sorgfalt hergestellte Train versagte. Die Ochsen, von

¹ Corresp. de Napol., 2b. 23, S. 434. „Je ne vous parle point de la cavalerie; elle pourra subsister. Dans ce moment on trouve de nouveaux fourages.“

² Mitteilung des R. R. Archib. 1884, S. 45.

deren Zugkraft sich der Kaiser so viel versprochen hatte, leisteten nichts. Sehr bezeichnend hierfür ist die Bemerkung: „Die Ochsen gingen an Seuchen unter, bevor sie noch die Weichsel passierten.“¹ Die Wagen versanken in Moräften, und die Lebensmittel gingen zu Grunde.

Nach Weißle wurden nach dem ersten mißlungenen Versuche weitere 22 700 Ochsen in Ostpreußen requiriert, doch auch diese scheinen sich nicht bewährt zu haben, da Napoleon von Wilna aus eine Ochsen-Requisition ausschrieb.² Auch die Proviantfuhrwerke der Trainbataillone, jene der Bataillone à la comtoise ausgenommen, erwiesen sich schon diesseit der Weichsel im sandigen oder nassen Boden und auf den schlechten Wegen als zu schwer. Ein bedeutender Teil derselben kam nicht über die Weichsel hinaus.³ „Viele Wagen waren zurückgeblieben und versperrten die Wege, vor Erschöpfung geforderte Pferde lagen überall umher.“ Der Verlust an Pferden war so groß, daß Jerome schon am 3. Juli aus Grodno schreibt: „Nous perdons énormément des chevaux, nous manquons de moyens de transport.“⁴

Somit war an eine Benutzung der vorhandenen großen Vorräte nicht zu denken, und jeder war auf sich selbst angewiesen. Der Soldat in Napoleons Heer war aber schon von jeher gewöhnt, in Feindesland für seinen Unterhalt zu sorgen. Diesem System der Ernährung der Armee auf Kosten des feindlichen Landes hatte Napoleon anderswo seine großen Erfolge zu verdanken, aber hier in Polen unter den ungünstigen Verhältnissen gestaltete sich jeder Requisitionsversuch zu einem Plünderungs- und Raubzug. In der eigenen Not kannte der Soldat, der sich als den Herrn des Landes betrachtete, kein Erbarmen. Die Veteranen des Heeres,

welche das Handwerk des Marodierens mit großer Fertigkeit handhabten, bildeten auf eigene Faust abgeforderte, wohlorganisierte Kolonnen, die plündernd und raubend im Lande umherzogen, weder Freund noch Feind schonen, um den allerdringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Am 4. Juni schrieb Napoleon an Ney: „Schreden und Verzweiflung herrschen in Polen zufolge des Verhaltens unserer Truppen. Der Marschall hat diesem Verfahren unbedingt Einhalt zu thun; das Mißfallen des Kaisers ist im Tagesbefehl den Truppen auszudrücken. Das Land darf nicht verwüstet werden, sonst werden wir uns wie in Portugal befinden.“¹ Viele Truppenabteilungen lösten sich ganz in Nachzügler auf, welche dann die ganze Umgegend so unsicher machten, daß — wie Graf Soltzky in seinen Memoiren schreibt² — polnische Magnaten, die nach Wilna reisten, um dem Kaiser die Beschlüsse des polnischen Reichstags zu überbringen, wiederholt von Marodeuren angegriffen wurden und nur unter großen Gefahren in Wilna eintreffen konnten. Überhaupt finden sich in diesen Memoiren des Grafen Soltzky viele drastische Beispiele für die brutale Art, in der diese Wegelagerer in Polen und Litauen gehaust haben. Und dies Unwesen nahm schon im Mai und Juni so überhand, daß Napoleon sich wiederholt veranlaßt sah, die strengsten Maßregeln zu ergreifen. Am 22. Juni hat er standrechtliche Kommissionen im Rücken der Armee eingesetzt („avec le droit de condamner à mort“), denen fliegende Kolonnen beigelegt wurden, je zweihundert- und fünfzig bis dreihundert Mann stark, welche die Bezirke von Marodeuren und Plünderern zu säubern hatten, da die letzteren innerhalb vierundzwanzig Stunden erschossen werden sollten.³

¹ Vergl. Beisetzle zum Militärwochenblatt 1888, S. 372.

² Napoléon I, Correspond. 18915.

³ Organ für militärwissenschaftliche Vereine, Band 40, S. 145 u. 146.

⁴ Mémoires et correspondances du roi Jérôme. Tome V, p. 504.

¹ Napoléon I, Correspond. 18760.

² Napoléon en 1812. Mémoires historiques et militaires sur la campagne de Russie, par le comte Roman Soltzky. (Eitiert im Organ für militärwissenschaftliche Vereine, Band 40, S. 163.)

³ Napoléon I, Corresp. 18856, ordre pour l'armée

Von einer Wirkung dieser strengen Erlasse auf das Heer war jedoch nichts zu spüren.

Napoleons Plan, mit seinem Gros den Feind bei Wilna zu überraschen, zwang ihn, möglichst schnell an die Grenze zu gelangen, und legte den Soldaten Märsche auf von täglich durchschnittlich zehn Stunden bei sandigen Landwegen, erdrückender Hitze und einem Gepäc von 28 Kilogramm für den einzelnen Soldaten.¹ Die Strecke von Wiskowijcki bis Wilna (110 Kilometer) wurde in drei Tagen zurückgelegt.² Offenbar wollte Napoleon „mit entscheidenden Schlägen anfangen und die dadurch erhaltenen Vorteile zu neuen entscheidenden Schlägen benutzen; so den Gewinn auf eine Karte setzen, bis die Bank gesprengt war — das war seine Art.“³

Der erste Zug in dem großen Kriegsspiel schien Napoleon gelungen zu sein. Denn die Russen hatten ohne Ahnung der ihnen drohenden Gefahr bis zum Tage der Ankunft Napoleons in Wilna sich Festlichkeiten hingegeben (il semblaît que le bal n'avait été interrompu que depuis quelques instants⁴) und geglaubt, der Kaiser Napoleon werde vor Eröffnung der Feindseligkeit den Krieg erklären. So groß war die Schnelligkeit der Franzosen und die Überraschung der Russen in Wilna, daß diese erst im letzten Augenblick Staatsarchiv und Kriegskasse in Sicherheit brachten.

Zudem wie sehr Napoleon die Russen mit seiner jähen Offensive auch überraschte, den gewünschten entscheidenden Schlag konnte er nicht führen. Die Russen hatten sich gemäß dem Plan des Generals Phull in das fünfundsiebzig Meilen von der Grenze entfernte Lager von Drissa zurückgezogen. Dieser Phull hatte nämlich, ohne alle Kenntnis der neueren

tastischen Errungenschaften, nur aus dem Studium des Siebenjährigen Krieges sich einen Plan zusammengestellt, wonach die russische Armee in der Weise getrennt werden sollte, daß die Hauptarmee unter Barclay sich in das wohlverchanzte Drissa — das Bunsłowiß des Siebenjährigen Krieges — zurückziehen, der andere Teil unter Bagration im Rücken des Feindes „Diversionen“ ausführen sollte. Alexander pflichtete diesem Plane bei, da es zufällig dem Lord Wellington in Spanien gelungen war, die Franzosen unter dem unfähigen Massena vor den verchanzten Linien von Torres Vedras aufzuhalten. Demgemäß zog sich die Hauptmacht der Russen kurz vor der Ankunft Napoleons in Wilna nach Drissa zurück, während Bagration bei Slonin dem rechten Flügel der Franzosen gegenüberstand. Napoleon ließ, nach Mißlingen des gehofften entscheidenden Schlages bei Wilna, durch Observationscorps, denen er aus Rücksicht auf die ermüdeten Truppen nichts Ernstes zu unternehmen befahl,¹ den Feind in Schach halten, während er mit der Garde in Wilna zurückblieb.

Auf Grund des neuen Planes wollte Napoleon sich wie ein Keil zwischen die beiden russischen Armeen mit der Keilspitze in der Richtung auf Witebsk schieben, um mit der rechten Flanke Bagration zu umschließen und ihn getrennt von der Hauptmacht zu vernichten: „Je ne veux point me porter sur Dunabourg, voulant opérer par mon extrême droite, nous sommes loin d'être en mesure; il faut pouvoir se régler sur les événements arrivés à Bagration. Si l'on peut avoir une affaire avec lui, l'entamer, le jeter dans les marais de Pinsk ou l'obliger à se retirer sur Mohilew, on pourra arriver avant lui sur Witebsk.“² Napoleon, der von diesem neuen Plane die Entscheidung des Feldzuges erwartete, entwickelte eine erstaunliche Thätigkeit während seines Aufent-

¹ Nichtosen: Der Haushalt der Königsöhre, 1839. (Citiert im Organ der militärwiss. Vereine, Bb. 40, S. 147.) Vgl. auch Losberg S. 59.

² Chambray I. 181.

³ Clausewitz (citiert im Organ der militärwiss. Vereine, Bb. 40, S. 166).

⁴ Chambray, S. 367, Anmerl. 11.

¹ Napoléon I, Corresp. 18910 (Wilna, 6. Juli).

haltes in Wilna, den man ihm von seiten kompetentester Beurteiler als „einen unverzeihlichen strategischen Fehler“ auslegt und höchstens mit einer Erschlaffung der sonst so bewunderten Energie zu entschuldigen weiß.¹

Die Notwendigkeit der Rast in Wilna und die rechte Würdigung der Leistungen Napoleons ergibt sich aber von selbst, wenn man bedenkt, in welchem zerrütteten Zustande die Armee sich befand.

Der Marsch nach Wilna vollzog sich in der zweiten Hälfte des Juni, wo für gewöhnlich in dem kontinentalen Klima Rußlands der Sommer sich mit drückender Hitze einstellt. In der That bestätigen die Berichte von Teilnehmern des Feldzuges² eine unerträgliche Hitze in diesen Tagen. Ganz in Übereinstimmung mit den Witterungsverhältnissen Rußlands brach auf die erste Hitze des Juni am 28. ein fürchtbares Gewitter aus. Vom 29. regnete es ununterbrochen fünf Tage hindurch. Die Folge war ein jäher Wechsel der Temperatur, der auf die Gesundheit von Menschen und Vieh äußerst schädlich einwirkte. Und diese Wirkung steigerte sich noch, als unmittelbar darauf wieder eine Gluthitze eintrat, wie eine ähnliche selbst die Italiener in ihren heißen Gegenden nicht zu kennen behaupteten.³ „Bei dieser Glut sanken Tausende verschmachtet hin.“ Am meisten hatte die Armee zu leiden, welche mit Davoust von Wilna nach Minsk aufbrach; von ihr war die Hälfte in Nachzügler aufgelöst.³

Kein Wunder, daß bei diesen Witterungsverhältnissen die Wege völlig impraktikabel wurden, der Regen verwandelte sie in grundlose Moräste, die Hitze in bodenlose Sandstreden. Der Train, der bei den forcierten Marschen an und für sich den Anschluß an die Armee nicht behalten konnte, ging spurlos auf diesen Wegen verloren. Die Pferde waren den

ganz ungewöhnlichen Anstrengungen nicht gewachsen; überdies mußten sie ausschließlich von Grünfutter leben, was im Verein mit der wechselnden Temperatur doppelt nachteilig war. „Nous avons perdu beaucoup de chevaux d'artillerie par le défaut d'avoine,“ schreibt Napoleon am 9. Juli.¹

Alle Berichte stimmen darin überein, daß bereits Ende Juni unter den Soldaten geradezu Hunger herrschte. Und die jetzt schon beginnende Auflösung der Armee durch Unwetter, Hunger, Marschstrapazen, Krankheiten, durch das Nachzügler- und Marodeurumwesen in das rechte Licht zu stellen, genügt es übrigens, auf die klassische Stelle² in Chambrays Werk hinzuweisen, wo besonders die verderbliche Einwirkung der Marodeure hervorgehoben wird, die als große Banden unter eigenen Führern plünderten, die Magazine und Proviantzüge überfielen und so die Zucht und Disciplin des Heeres in hohem Grade gefährdeten. Napoleon, dessen machtvolle Persönlichkeit sich hier vervielfacht, erließ die strengsten Befehle, um dieser Auflösung Einhalt zu thun. Er entsandte ganze Kavallerie-Abteilungen, um die Traineurs, welche Verbrechen begingen, einzuholen. Die Truppen des Prinzen von Eckmühl (Davoust), die unter dem Vorwande, das 1. Corps zu suchen, nach Minsk gegangen waren, nahmen die Gelegenheit wahr, die schöne Gegend von Vida zu plündern; der Kaiser ließ sie durch Gendarmen und starke Patrouillen auffuchen und nach Minsk eskortieren.³ Doch ungeachtet aller dieser Befehle, und trotzdem im Gouvernement Wilna⁴ standrechtliche Kommissionen mit der Befugnis der Todesstrafe⁵ eingerichtet wurden, vermehrte sich die Zahl der Marodeure von Tag zu Tag, weil die Soldaten getrennt vom Gros die

¹ Graf York von Bartenburg: Napoleon als Feldherr, S. 113. — Bogdanowitsch, S. 400. — Segur.

² Lohberg, S. 58.

³ Repte, S. 91.

¹ Napoléon I, Corresp. 18935.

² Chambray I, S. 187 u. ff.

³ Napoléon I, Corresp. 18942.

⁴ Ordre du jour 3 juillet (Chambray, 374, Anmerf. 14).

⁵ Napoléon I, Corresp. 18939.

Lebensmittel im Lande eher zu finden hoffen, die ihnen von der Verwaltung nicht geliefert wurden.

Die Verwaltung ließ überhaupt viel zu wünschen übrig. Die Verwaltungsbeamten bestanden meist aus ganz jungen Offizieren,¹ die eben die Schule verlassen hatten und die nun, teils durch den Generalrang übermütig geworden, die Verantwortlichkeit ihrer Stellung nicht zu erfassen vermochten, teils bei dem unausgesehenen persönlichen Eingreifen Napoleons in alle Einzelheiten des Verwaltungsdienstes ihre Selbständigkeit schnell einbüßten. Und je weiter sich der Kaiser von der Operationsbasis Wilna entfernte, um so schlimmer gestalteten sich die Folgen dieses Mangels. Am 3. September schreibt Napoleon voll Unwillen über die schlechte Verwaltung an den Kriegsminister: „Depuis vingt ans que je commande les armées françaises je n'ai jamais vu l'administration militaire plus nulle, il n'y a personne: ce qui a été envoyé ici est sans aptitude et sans connaissance.“²

So kam es, daß die Armee selbst angeht, der Magazine dem Hunger ausgeht war, da die Auslieferung von Lebensmitteln entweder gar nicht oder nicht zur rechten Zeit erfolgte. Die Regimenter schafften sich daher einen eigenen Bestand an Lebensmitteln, indem sie Herden von Kühen und Schafen mit sich führten. Trotzdem litten sogar die Polen, die doch in ihrem Lande die Wege zu den Hilfsquellen am besten kannten und mit dem System der eigenen Verjorgung am sichersten fuhren, bitteren Mangel. Der Kaiser schreibt auf ihr Gesuch um Lebensmittel („Depuis notre passage de Niemen nous n'avons reçu ni solde ni distribution régulière“³) am 9. Juli: „Sa majesté a été très-mécontente de voir qu'il (Boniatowski) parle de solde, de pain, lorsqu'il s'agit de poursuivre l'ennemi.“⁴ Seinen Unwillen begründet

der Kaiser damit, daß ja auch die Gardes, welche schon von Paris aus forcierte Märsche gemacht hätten, kein Brot bekämen und nur von Fleisch lebten. Der Mangel an Brot hatte namentlich darin seinen Grund, daß die Verwaltung die Vermahlung des Getreides nicht mit der gehörigen Energie betrieben hatte. „Nicht das Getreide,“ so schrieb Napoleon in weiser Voraussicht, „sondern das Mehl könnte uns fehlen,“¹ und „wenn nicht alles Getreide der Magazine im voraus vermahlen wird, so werden die Mühlen keiner Gegend mit dem Mahlen zurecht kommen.“ Wiederholt bringt er daher auf die Erfüllung dieser notwendigen Maßnahme, ein Zeichen dafür, daß seinem Willen nicht entsprochen war.

Auch die dringend nötigen Bäckereien wurden trotz der Befehle Napoleons nicht errichtet, da sich der état major nicht dazu entschließen konnte, zum Heranschaffen der Ziegel die Artilleriepferde zu benutzen.²

Obwohl Napoleon selber ein sah, daß die halben Rationen, die insofgedessen nötig wurden, den Soldaten „weder ernähren noch befriedigen“³ konnten, so mußte er sich doch zu dieser Maßnahme verstehen, und die Garde, die eigentlich auf zwanzig Tage mit Lebensmitteln versehen werden sollte, mußte schließlich mit halben Rationen auf sieben Tage von Wilna ausbrechen. Um den Weitermarsch zu beschleunigen, schrieb der Kaiser fast täglich in den Tagesbefehlen⁴ Requisitionen aus: „Sammeln Sie Mehl und Fourage an!“ . . . „Treiben Sie Lebensmittel ein!“ . . . „Ich hoffe, daß Sie Lebensmittel und Magazine finden werden,“ u. s. w. Alles vergeblich. Napoleon mußte auf den Nachschub warten! Aber auch hier blieben seine Hoffnungen zumeist unerfüllt. Der Train war zur Hälfte

¹ Napoléon I, Corresp. Fb. 23.

² Napoléon I, Corresp. 18884. „Depuis vingt jours que nous sommes à Wilna, les fours devaient déjà être construits et cependant ils ne sont pas encore commencés.“

³ Napoléon I, Corresp. 18951.

⁴ Napoléon I, Corresp. 18913, 18945, 18947, 18960, 18899.

¹ Ghambray, S. 249 u. 250.

² Napoléon I, Corresp. 19178.

³ Rössler, S. 195.

⁴ Napoléon I, Corresp. 18932.

unterwegs spurlos verschwunden, mußte zur andern Hälfte wegen seiner Schwere in Wilna außer Verwendung gesetzt werden, und als man endlich leichte Fuhrwerke requirierte, fehlten wieder die Pferde. Der Versuch, die Wilia¹ für Transportzwecke auszunutzen, scheiterte bald an ihrem niedrigen Wasserstande.

Vergeblich rang der Kaiser mit diesen elementaren Naturgewalten. Den Krankheiten, die infolge der schlechten Ernährung und der ungünstigen Witterung große Verheerung anrichteten, da schon im Juli zwei Drittel der ganzen Armee an der Ruhr² erkrankt waren, konnte um so weniger gesteuert werden, als die Befehle des Kaisers, Hospitäler zu errichten, von Anfang an zu lässig betrieben waren. Der Dienst in den vorhandenen Lazaretten war unzulänglich, die Mannschaften konnten nur mit Gewalt zum Ambulanzdienst gezwungen werden,³ und die Chirurgen, von denen man in jenen Zeiten wahrlich nicht viel verlangte, genügte nicht einmal den allergeringsten Anforderungen und richteten fast noch mehr Unheil an als die feindlichen Kugeln und die Not an Lebensmitteln. Die Kadaver lagen umher und verpesteten die Luft — ein Beweis für die Unthätigkeit der Polizei, an deren Organisation der Kaiser doch viel Zeit und Mühe verschwendete. Befehle, die der einfachste Kriegsgebrauch vorschreibt, mußte er bei der Schlassheit aller Beamten wiederholt erlassen, ehe sie ausgeführt wurden.⁴

Unter diesen Umständen hätte der Kaiser, wollte er den Feind sofort von Wilna aus verfolgen, sein ganzes Heer aufs Spiel gesetzt. Er mußte also, ehe er von neuem angreifend vorging, zunächst wieder Herr über das eigene Heer werden.

Die Operation gegen den russischen

General Bagration, die Napoleon von Wilna aus betrieben hatte, war nach des Kaisers Behauptung an der Unthätigkeit Jeromes gescheitert. Man darf aber nicht vergessen, daß es in Jeromes Heere wohl keineswegs besser ausjah als in der Hauptarmee.¹ Und die Entschuldigung Jeromes,² durch heftige Regengüsse und daraus folgende Übelstände zurückgehalten zu sein, ist daher nicht ohne weiteres zu verwerfen.

Um Bagration von der russischen Hauptarmee abzuschneiden, schob Napoleon jetzt seine ganze Macht in gerader Linie vorwärts zwischen die beiden russischen Heere. Bagration aber bot alle Kräfte auf, um Barclay zu erreichen, und so mußte besonders die Armee unter Davoust, die dem Heere Bagrations die Spitze abgewinnen sollte, furchtbare Marsche machen. Daß die Verluste an Menschen und Vieh sich unter solchen Strapazen ins Ungeheure steigerten, begreift sich leicht. Unter dem 11. Juli schreibt z. B. Loßberg:³ „Bei uns giebt es Corps, die auf zwei Drittel reduziert sind.“

Angesichts dieser Verluste wünschte der Kaiser den Feldzug so schnell wie möglich zu beendigen. Durch eine entscheidende Schlacht hoffte er dies Ziel zu erreichen. Er beschloß daher, möglichst rasch auf Moskau vorzugehen, den Feind, der auf der Linie zwischen Petersburg und Moskau sich befand, dadurch in der Flanke zu fassen, ihn womöglich vollständig zu umgehen und zu erdrücken.

Zu dem Zwecke brach er von Wilna am 16. Juli abends auf und war am 18., nach Zurücklegung von 160 Werst, in Glubokoje, wo er am 19. die bestimmte Nachricht vom Abmarsch der Russen aus Drissa erhielt. Bis zum 22. Juli blieb er in Glubokoje, und die einzelnen Corps wurden auf einem Punkt bei Bjeschenkowitschi an der Düna zusammengezogen. Am 24. Juli wollte er bei Bjeschenko-

¹ Nebenfluß des Njemen, an dem Wilna liegt.

² Vgl. Loßberg.

³ Denkwürdigkeiten des Oberstleutnants Thomas Legler von Dopphaus, S. 23.

⁴ Napoléon I, Corresp. 19177. „Je suis obligé de répéter de pareils ordres si naturellement indiqués par les usages de la guerre et si intimement liés à la sûreté de l'armée.“

¹ Loßberg, S. 78 und 79.

² Mémoires et correspondances du roi Jérôme, Paris 1840, I. Vol. C. 504 u. 520.

³ Loßberg, S. 78.

wilschi den Fluß überschreiten, um sich der wichtigen Stadt Witebsk zu bemächtigen.¹ In der Zwischenzeit aber war Barclay bereits in Witebsk eingetroffen, das er am 23. erreichte. Das Gelingen dieses Planes war also eine Frage der Zeit gewesen, und erstaunt fragt man nach dem Grunde, weshalb Napoleon sich so lange — vom 18. bis 22. — in Glubokoje aufhielt, obwohl er schon am 19. über den Abmarsch Barclays genau unterrichtet war. War es möglich, daß er gerade jetzt, wo die ganze Entscheidung des Feldzuges von dem Gewinn eines Tages oder noch kürzerer Zeit abhing, ohne zwingenden Grund so lange in Glubokoje verweilte? Nun wissen wir, daß die Gegend von Wilna bis Swenzhany unfruchtbar, dagegen in Glubokoje äußerst ertragreich war, daß ferner der Kaiser mit der Garde, die am 15. von Wilna aufbrach und am 18. in Glubokoje eintraf, den größten Mangel litt.² In den drei Tagen vom 16. bis 18. war, wie gesagt, eine Strecke von 160 Werst zurückgelegt worden, und diese ganz erstaunliche Leistung läßt es wohl erklärlich erscheinen, daß das Bedürfnis nach Erholung und neuer Verproviantierung einen sofortigen Weitermarsch geradezu unmöglich machte. Überdies kehrten die alten Übelstände in verstärktem Maße wieder: das Nachzügler- und Marodeurwesen nahm bereits so schreckliche Dimensionen an, daß der Kaiser jetzt schon ganze Kolonnen aussenden mußte, um den Plünderern das Handwerk zu legen und die Anreißer einzufangen.³ Es galt bereits

die völlige Auflösung des Heeres zu verhindern. Dazu kam, daß General Saint Cyr und Prinz Eugen (Vizekönig von Italien) mit ihren Corps noch weit zurück waren. Es hieß also warten, so verhängnisvoll auch jetzt jede Verzögerung werden mußte!

Es ist immer dasselbe Lied, das in zwei dumpfen Tonarten seine traurige Melodie variiert: Mangel an Verpflegung und die weiten Strecken! Um nur die Armee zu erhalten, die bereits anfang, an sich selbst zu Grunde zu gehen, mußte Napoleon auf den Erfolg seiner schönsten Kombinationen verzichten.

Noch einmal freilich schien ihm das Glück zu lächeln: am 25. erhielt er in Bjeschenkowitschi die Nachricht, daß der Feind bei Witebsk stehen geblieben sei und die erwünschte entscheidende Schlacht annehmen wolle. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte der Kaiser bei seiner numerischen Übermacht über den Gegner hier den Sieg davongetragen. Am nächsten Tage, den 26., bot sich wirklich die Gelegenheit zur Schlacht: beide Heere standen einander, nur durch den Fluß getrennt, gegenüber, die Russen unter Barclay auf dem rechten, die Franzosen auf dem linken Ufer. Aber Napoleon konnte an diesem Tage nicht schlagen: es waren noch immer nicht alle Heeresabteilungen rechtzeitig zur Stelle. Am folgenden Tage aber war Barclay verschwunden und mit ihm die Entscheidung auf ungewisse Zeit hinausgeschoben, in nebelhafte Ferne gerückt. Napoleon war also abermals gezwungen, weiter in das unwirtliche Land vorzudringen, weitere Schritte auf dem Wege zu thun, der ihn unabwendbar ins Verderben führen mußte.

¹ Napoléon I, Corresp. 18971.

² Napoléon I, Corresp 18988.

³ Napoléon I, Corresp. 18985.

(Schluß folgt.)





Wilhelm Junker vor seiner Afrikareise.

Wilhelm Junker.

Von

Herman Grobenius.

Aum vier Jahre nach seiner Rückkehr aus Afrika ist Dr. Junker am 14. Febr. 1892 in Petersburg gestorben, nachdem er sich durch seine elf Jahre beinahe ununterbrochen ausgeführten Forschungsreisen in jenem Erdteil einen Platz unter den bedeutendsten Afrikaforschern erworben und soeben das epochemachende dreibändige Reiseswerk beendet hatte, in dem er die überaus reiche Ausbeute seiner mit äußerster Energie und Aufopferung ins Werk gesetzten Reisen niedergelegt und zur Kenntnis des großen Publikums gebracht hatte. Nicht den mannigfachen Gefahren, Strapazen und Entbehrungen in den unwirtschaftlichsten Ländern inmitten kriegsführender barbarischer Völkerschaften ist

er zum Opfer gefallen, sondern einer heimtückischen Krankheit mußte er erliegen, als er sich längst von jenen erholt zu haben schien und im Schoße seiner Familie eines ihm gewissermaßen neu geschenkten, wunderbar erhaltenen Lebens zu erfreuen im Begriff war. An dem erkrankten Körper kamen aber die in Afrika überwundenen und längst vergessenen Krankheiten wieder zum Vorschein — die vernarbten Wunden seiner Feldzüge — und rafften ihn dahin, einen Mann in der Blüte seiner Jahre (er ist 1840 in Mostau geboren), auf der Höhe seines Strebens und seiner Leistungen, für welche ihm die ganze civilisierte Welt ein dauerndes dankbares Andenken schuldet. Denn nicht um des Ruhmes willen einer gefahrvollen Afrikadurch-

querung, und sei es mit Aufopferung Hundertter von Menschenleben, nicht um Länder zu erobern und für die Ausbeutung durch seine Landsleute auf Kosten der inwohnenden Völker zu öffnen, sondern als



Ein Schull.

ein rechter Apostel der Civilisation und pflichtdurchdrungener Diener der Wissenschaft betrat er die Länder, in denen er, wohin er kam, Frieden zu stiften, Rechte zu schützen, Unbilden zu wahren, mit Aufopferung seiner selbst und häufig mit bestem Erfolge bemüht war, aus denen aber er uns Resultate heimbrachte, welche für die Erweiterung unserer Kenntnis des dunklen Erdteils und seiner Bewohner von unschätzbarem Werte sind und ein Zeugnis ablegen von wissenschaftlicher Vorbereitung, praktischem Sinn, gewissenhafter gründlicher Forschung, wie sie wenig Afrikareisenden eigen sind.

Das Gebiet der Zunker'schen Reisen ist in der Hauptsache der ägyptische Sudan, welchen er vom achten bis zweiten nördlichen Breitengrad und vom dreiuudzwan-

zigsten bis zum zweiunddreißigsten östlichen Längengrad in allen Richtungen durchstreifte. Er selbst giebt die Summe der in den vier Reisejahren von Januar 1880 bis Januar 1884 zurückgelegten Strecken auf 6039 Kilometer an, das giebt die Länge von 55 Äquatorgraden und kommt einer zweimaligen Durchquerung des Erdteils auf dem Parallel der Kongomündung und Sansibars gleich.

Allerdings hatte er bei Antritt seiner ersten afrikanischen Reise im Oktober 1875 durchaus andere Absichten. Nach Absolvierung seiner Studien in Göttingen, Berlin und Prag, welche den Naturwissenschaften und der Medizin gewidmet waren, hatte er bei einem längeren Aufenthalt auf der Insel Island (1869) dem Wunsch, Forschungsreisen zu unternehmen, mehr und mehr Raum gegeben. Die Jahre 1873 und 1874 brachten auf Rundreisen in der Regenttschaft Tunis die ersten nötigen Erfahrungen für die Reisen in arabischen Ländern; anschlaggebend aber wirkte der persönliche Verkehr mit den drei großen deutschen Afrikaforschern, Nachtigal, Kohlfs und Schweinfurth, bei Gelegenheit des geographischen Kongresses in Paris vom 1. bis 11. August 1875.

Auf Dar Fur, den durch eine fanatisch mohammedanische Bevölkerung gegen alle Europäer abgeperrten Negerstaat zwischen der großen Wüste und dem Vahr-el-Ghasal, zwischen dem Sultanat Wadai und dem ägyptischen Kordofan, ward seine Aufmerksamkeit gelenkt. Nur dem Reisenden Browne war es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelungen und in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts dem Dr. Cuny, welcher aber daselbst starb, vor Nachtigal dies geheimnisvolle Land zu betreten. Nach des letzteren Aufenthalt beim Sultan Ibrahim in den ersten Monaten des Jahres 1874 hatten sich aber die Ver-

hältnisse wesentlich geändert. Die ägyptische Regierung hatte, zum Teil gedrängt durch die aus Bakers und Spekes Enthüllungen resultierende philanthropische Entrüstung ganz Europas gegen die am Bahr-el-Djebel und Bahr-el-Ghazal in den letzten Jahrzehnten immer zahlreicher auftretenden Elfenbein- und Sklavenhändler, zum Teil von der Begierde getrieben, unbegrenzte reiche Gebiete ihrem Staate einverleiben zu können, sich zu einem weiteren Ausdehnen ihrer Reichthümer nach Süden und Südwesten entschlossen. Sir Samuel Bakers Expedition (1869) auf dem oberen Nil hatte mit Flinten und Kanonen die Reichthümer bis zum Somers-Nil erweitert, ohne jedoch wesentlich den philanthropischen Bestrebungen Geltung zu verschaffen. Am Bahr-el-Ghazal stießen die Absichten der Regierung, die seit Beginn der fünfziger Jahre hier ansässig gewordenen Kaufleute aus ihrer Position zu verdrängen, auf den Widerstand des mächtigsten und energischsten derselben, Sibir Rahama, welcher im Begriff stand, von seinem wohlfundierten Besitz in Dar Fertit aus seine Macht nach Norden, also gegen Dar Fur, zu erweitern. Die im Süden gelegenen Negerländer der Wandjia und A-Sandé waren sein Jagdrevier; die im Osten im Bahr-el-Ghazalgebiet wohnenden Kaufleute fürchtete er nicht, sie waren im Notfall seine Verbündeten, weil Mitinteressierten. Auch die Regierung gelüstete nach Dar Fur, und sie hoffte, aus dem Kampfe Sibirs mit diesem Sultanat so oder so ihren Gewinn einzuheimsen. Zener schlug den Sultan, und der Gouverneur des Sudan Ismael Ejub Pascha war schnell

bei der Hand, um ihm seinen Gewinn abzulassen, ihn selbst aber in eine Falle nach Kairo zu locken. Schlimme Früchte sollte das freilich der Regierung eintragen. Dar Fur war nun ägyptische Provinz, und Junker glaubte, diesen Moment wahrnehmen zu können, um mit Autorisation der ägyptischen Regierung in dieses geheimnißvolle Land einzudringen.

Es kam ganz anders. Die Ausrüstung ward schnell beschafft, und im Oktober 1875 konnte Junker bereits seine Reise antreten. Einem durch Rohls ausgesprochenen Wunsche entsprechend, machte er zuerst eine kleine Tour durch die Libyische Wüste und das Natronthal, dessen Depression man damals plante durch Verbindung



Ein Sandé.

mit dem Mittelmeer unter Wasser zu setzen, und sammelte sehr bemerkenswerte Notizen. In Kairo traf er mit Theodor von Heuglin zusammen und ließ sich bestimmen, nach Sanakin zu fahren, um von

hier aus durch das Baralathal über Kajsala und Abu Haras nach Chartum, der Gouvernementsstadt des Sudan, zu reisen, da die Erforschung jenes Thales eine bisher ungelöste Aufgabe blieb. In Chartum fand Junker Gelegenheit, den Festen beizuwohnen, welche zu Ehren des aus Dar Fur „siegreich“ heimgekehrten Gouverneurs Ejub Pascha gefeiert wurden, seiner Reise nach jener Provinz wurden aber unüberwindliche Hindernisse entgegen gestellt, so daß er sich entschloß, nach Lado am oberen Nil zu reisen, um von hier aus womöglich in die äquatorialen Regergebiete weiter einzubringen. Hatte doch auch der ägyptische Generalktab die neue Provinz bereits hinlänglich durchsucht, so daß für einen europäischen Reisenden unter der fanatischen Bevölkerung kaum viel fruchtbare Arbeit mehr zu erhoffen war.

Mit Romolo Gessi, dem nachherigen Gouverneur der Bahr-el-Ghazal-Provinz, unternahm er einen Ausflug auf dem blauen Nil nach Sennar und benutzte die Gelegenheit, mit einem Regierungsdampfer eine Strecke des Sobat zu befahren; am 22. Okt. 1876 brach er endlich auf nach Lado, der an Stelle von Gondóforo von Gordon erbauten Hauptstation der Äquatorialprovinz. In Colonel Charles Edward Gordon, der 1873 als Nachfolger Vaters zum Gouverneur der Provinz ernannt worden war, personifizierte sich gewissermaßen der englische Einfluß auf die Verwaltung des Sudan, andererseits aber ist er der hauptsächlichste Repräsentant der Opfer, welcher infolge unseflicher Übereilungen, Mißgriffe und des Mißverhältnisses zwischen Wollen und Können den tragischen Abschluß der Occupation des Sudan durch Ägypten begleiteten. Junker trat in wichtigen Momenten mit ihm zusammen, 1876, als er im Begriff war, nach Norden zu reisen und sein Gouvernement niederzulegen, 1878 in Chartum, wo er seit 1877 als Generalgouverneur weilte und, in große Verlegenheit gebracht durch Solimans, des Sohnes des Sibir, Aufstand, durch

unseren Reisenden die wirksamste Unterstützung fand, da dieser Gessi zur Übernahme des Befehls gegen Soliman überredete. Wie gut Junker hier geraten hatte, zeigte der glänzende Erfolg Gessis, und nicht minder gut erwies sich der zur selben Zeit gemachte Vorschlag, Emin zum Verwalter der Äquatorialprovinz zu ernennen. Das richtige Urteil, den klaren Blick in die Verhältnisse, die thatkräftige Hilfe, welche Junker hier den Europäern gegenüber zeigt, dokumentiert er aber nicht weniger unter den Eingeborenen, die er fast unter allen Umständen durch eine würdige, aber verständnisvolle Stellungnahme, durch ein äußerst geschicktes Anpassen an ihr Begriffs- und Vorstellungsvermögen, durch die handgreiflichsten Beweise seines Interesses zu gewinnen und zu ihrem Besten zu beeinflussen versteht. Es ist gewiß eine seltene Begabung, diesen meist mißtränischen und von Vorurteilen beherrschten, sinnlich einfühligen und doch schlauen, in ihren Gewohnheiten leicht verkehrlichen und erregbaren Menschen gegenüber Geduld, Gleichmut und Klugheit zu bewahren. Aber deshalb sind auch Junkers Urteile und Ratschläge betreffs der Schwarzen so beherzigenswert und kompetent, wie kaum die eines zweiten Forschers, und bei der Inangriffnahme der Civilisationsarbeit in Afrika sollte man nicht verkümmern, immer und immer wieder Junker zu Rate zu ziehen.

Auch Emin, welcher damals als Gouvernementsarzt in der Äquatorialprovinz stationiert war und sich Gordons Vertrauen durch mehrere Inspektionsreisen und geschickt erlebte Missionen nach Uganda zu König Mteja erworben hatte, lernte Junker in diesem Jahre kennen, ahnungslos, welche schwere Zeit sie zusammen durchmachen sollten.

Von Lado gewann er Gelegenheit, nach Nakaraká zu gelangen, jenem gelegenen Bezirk auf der Wasserscheide Nil-Kongo, wo auf einer Strecke von fünfzig bis sechzig Kilometern die Quellflüsse von vier zum Nil und von einem zum Uelle

strömenden größeren Flüsse ihren Ursprung nehmen. Untereinander gewürfelt in Folge der vor wenigen Jahrzehnten in diesem Teil Afrikas stattgefundenen mächtigen Völkerverchiebung (A. Sandé und Wandjia), wohnen hier Bruchstücke der verschiedensten sudanischen Regerstämme, der Rangbattu und A. Sandé nicht weniger als der Bari, Wabi und Mittu. Seit Jahren schon der Herrschaft der Chartumer Händler und der Verwalter ihrer Seriben (Niederlassungen) unterworfen, seit einigen Jahren im Fronddienste der Regierung, stellten diese einerseits den Forschungsreisen Junkers keine ernstlichen Hindernisse in den Weg, während sie andererseits doch ihre Stammeseigentümlichkeiten und Gewohnheiten noch so weit gewahrt hatten, daß sie einen klaren Einblick in die Kulturverhältnisse jener großen Volksstämme gewährten, deren Bruchteile sie bildeten. Und auch in die Wirtschaft der ägyptischen Beamten gewann der Forscher einen vollständigen Einblick, er sah den häufigen Mißbrauch ihrer Gewalt, den unter der Hand weiterblühenden Sklavenhandel, die Greuel der Requisitions-Expeditionen, und lernte doch manchem dieser Leute achtbare und sympathische Seiten abgewinnen, da er sie von dem Standpunkte der Verhältnisse beurteilte, unter denen sie ihre Anschauungen gebildet und ihre Bedürfnisse entwickelt hatten. Am reichlichsten waren zwei große Expeditionen, welchen er beizuwohnen die Gelegenheit fand.

Soliman, der Sohn des Seribenkönigs Sibir, hatte dessen Erbschaft mit dem vollen Bewußtsein angetreten, daß die Verhältnisse im Sudan einer Krise entgegengetrieben, in welcher es galt, die Unzufriedenheit der sudanischen Völkerschaften mit der ägyptischen Regierung auszunutzen und einen Sturm heraufzubeschwören, welcher die noch wenig gefestigte, viel zu weit verzettelte Macht derselben über den Haufen würfe, um sich selbst zum Herrn des Sudan zu machen. Als im Beginn des Jahres 1877 in Dar Fur eine Revolte ausbrach, glaubte er den

richtigen Moment gekommen und zog seine wohlvorbereiteten Truppen (Wasinger) in Schelka (Sklavenmarkt im Süden von Dar Fur) zusammen, bereit, gegen die Regierung loszuschlagen. Fauzi, Gordons unfähiger Verwalter im Bahrel-Ghasalgebiet, rief in der Not alle in den Heidenländern stationierten Truppen herbei und requirierte möglichst Hilfstruppen der Schwarzen. Mit einer Kolonne von zweitausend Menschen, Reguläre, Irreguläre, Regerjoldaten, Träger und Weiber, machte sich auch der Mudir von Makaraká, Bahit Agha, am 16. Juli auf, um den 450 Kilometer weiten Weg bis zur Station Bau zurückzulegen. Da gab's keine Straßen und Brücken, keine Verpflegungsstationen und Lazarette; und als die Kolonne, halb verhungert, glücklich angekommen war, hatte Gordon bereits mit dem Mut und der Energie, welche ihn kennzeichneten, den Aufbruch in Dar Fur niedergeschlagen und mit beispielloser Kühnheit Soliman zum Niederlegen der Waffen gezwungen. Die Truppen aus Makaraká konnten heimziehen und zwar so schnell als möglich, denn die Magazine im Bahrel-Ghasal enthielten keine Lebensmittel, keine Vorräte. Mit leerem Magen und leerem Beutel hieß man sie ihre 450 Kilometer zurückgehen, und schon beim ersten Tagesmarsch fand Junker, welcher hinter der Kolonne marschierte, am Wege die Leichen der Verhungerten; er bekam einen vollen Einblick in die Frivolität dieser nubischen Beamten- und Offiziergesellschaft, die einen unüberlegt begonnenen Feldzug nicht anders zu beenden wußte als mit Aufopferung ihrer Truppen.

War das eine Hungerexpedition, so sollte nun eine lohnendere folgen, nämlich in das südlich Makaraká gelegene Gebiet von Kalifa, um bei dem friedlichen, aber noch nicht der Oberhoheit der Regierung formell unterworfenen Volke (Wabi-Stamm) eine Kazzia zu halten. Eine Kolonne von tausend Menschen raubte, brannte, mordete einen Monat lang nach Herzenslust, und als sie mit ihrem Raub

— darunter an viertausend Kühe — und den gewonnenen Sklaven heimkehrten, brachten sie auch die echten Blattern mit; das ganze Gebiet, das sie durchzogen, durchseuchten sie mit der heillosen Krankheit, und weit nach Norden griff dieselbe um sich, verheerend, entvölkernd.

Als Kunler im Jahre 1878 nach Chartum zurückkam, hatte er hinreichend Stoff und Erfahrungen gesammelt, um dem Generalgouverneur Gordon Pascha eine Schilderung von den unseligen Zuständen in den südlichen Provinzen zu machen, und in Emin bezeichnet er den Mann, welcher, von edler Humanität und herzlichem Mitgefühl mit den schwarzen Brüdern getrieben, seine ganze Lebensaufgabe darin suchte, ihnen zu helfen; während Gessi den wieder auf dem Kampfplatz erschienenen Soliman in schwerem Ringen

wußtsein, seine Kräfte in jeder Richtung voll ausgenutzt zu haben zu gunsten der Wissenschaft, der Humanität, der Civilisation. Eine reichhaltige Sammlung von Fellen, Tierbälgen, Gehörnen, Schädeln und Industrieerzeugnissen sandte er wohlverpackt nach Petersburg. Aber durch einen nie ganz aufgeklärten Unfall wurden sie in Verber völlig durchnäßt, die zoologische Sammlung kam gänzlich verdorben, die Töpferwaren zerbrachen in Petersburg an; die glücklicherweise größtenteils erhaltene ethnologische Sammlung ward der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, im geringeren Teil dem Museum für Völkertunde in Berlin überwiesen. Die in der Heimat bearbeiteten Specialarten erschienen mit kurzen Reiseberichten in Petermanns „Geographischen Mitteilungen“ in den



Das Keta-Gebirge im Kiambara-Lande.

endlich überwand, vernichtete und auch für die Vahr-el-Ghassal-Provinz ganz veränderte Verhältnisse herbeiführte.

So konnte Kunler 1878 (Juli) nach seiner Heimat zurückkehren mit dem Be-

zahren 1879 bis 1881. Zu einer geplanten Verarbeitung und Herausgabe der Tagebücher gewann der Forscher aber keine Zeit, da er bereits im folgenden Jahre sich wieder auf dem Wege nach Afrika befand.



Der Nelle-Nafua.

Als Dr. Junker am 16. Okt. 1879 in Alexandrien abermals afrikanischen Boden betrat, geschah es mit der Absicht, dort wieder seine Arbeiten aufzunehmen, wo er im vorigen Jahre sie abgebrochen hatte, und die Mangbattu-Länder südlich vom Nelle zu bereisen. Als er aber am 4. Januar 1880 (über Sauakin-Verber) Chartum erreichte, fand er den Bahr-el-Djebel oberhalb der Vereinigung mit dem Bahr-el-Ghasal durch mächtige schwimmende Grasinseln, die sogenannten Sedd, verstopft. Emin war im November 1878 an seiner beabsichtigten Dampferfahrt von Labo nach Chartum durch diese Grasbarren verhindert worden, welche in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern ein unüberwindliches Hindernis bildeten. Um dies zu beseitigen, war Ernst Marno mit vier Dampfern bereits seit Monaten beschäftigt, aber erst im April 1880 gelang es ihm nach siebenmonatlicher anstrengtester Arbeit, nach Labo durchzudringen. Die Beendigung dieser Arbeit war im Januar noch gar nicht abzusehen, und Junker sah sich gezwungen, den Weg durch den Bahr-el-Ghasal zu nehmen,

welcher allerdings auch voller Seddbarren lag, aber immerhin nicht ganz unpassierbar durch dieselben war. So begann er seine Forschungsreise am Unterlauf des Djur und Bau (Tributär des Bahr-el-Ghasal), wohin ihn ja auch schon der Kriegszug von 1877 geführt hatte; aber nicht auf dem damals begangenen Wege über Mafarakä, auch nicht auf dem Wege Schweinfurths (1869) durch das Gebiet der Bongo und östlichen A-Sandé, sondern weiter westlich, der Wasserscheide des Nil-Nelle folgend, gedachte er nach Süden vorzudringen, um die Kenntnis neuer Gebiete zu erschließen.

Nach mühsamer Fahrt erreichte er im März Geffi Pajcha, den Gouverneur der Bahr-el-Ghasalprovinz, welcher noch im selben Jahre (25. Sept.) seine unselige Reise auf dem Ghasalfluß antrat, wo er, hundert Tage durch Seddbarren eingeschlossen, nach Überstehung unsäglichlicher Leiden und Entbehrungen durch Marno zwar errettet wurde, aber doch mit demmaßen erschütterter Lebenskraft, daß er am 1. Mai 1882 in Suez starb, ohne seinen heißesten Wunsch erfüllt zu sehen, zu den Seinen zurückzukehren.

Die Provinz fand Junker in wesentlich veränderten Verhältnissen. Gessi hatte vom ersten Momente an seine Aufgabe darin gesucht, die Kuboaber nach Möglichkeit zu entfernen und die Neger zu einer selbstthätigen staatlichen Entwicklung zu erziehen. Die Ueberlegung, mit der er vorging, der Mangel an gleichgesinnten, ehrlichen Beamten, die Leidenschaften der ihrer Existenzmittel beraubten unboarabischen Söldner, die Ueberhebung der für unbedingte Freiheit unreise Neger bereitete den Boden seiner Provinz vor für die verderbliche Saat des Mahdismus. Glücklicher war sein Vorgehen in den südlichen Ländern, welche von den A-Sandé als der herrschenden Negerkasse occupiert waren. Die großen einheitlichen Staaten derselben zerfielen infolge der Herrschsucht der ins Unendliche anwachsenden Zahl der Prinzen von Jahr zu Jahr mehr in kleinere Häuptlingsbezirke. Gessi griff mit glücklicher Hand einige der hervorragenden und mächtigeren Fürsten heraus und verpflichtete sie als Statthalter großer, ausgedehnter Gebiete zur Zuführung von Eisenbein und anderer Landesprodukte. Mit diesen, Sassa, Semio und Adornua, trat Junker in Verbindung, auf ihre Unterstützung basierte er seinen Plan der Erforschung der südlichen Länder, und in dem Mbanga (Residenzdorf) des leztgenannten, auf einem wichtigen Knotenpunkt der Hauptwasserseide Nil-Kongo und mehrerer Sekundärwasserseiden, legte er seine erste Station Lacrima an, während er seinen Begleiter Bohnsdorf beauftragte, eine zweite Station bei Semio weiter westlich im A-Sandé-Lande vorzubereiten.

Die Reisen in den Negerlandern des ägyptischen Sudan erfordern neben der Ausrüstung mit Gegenständen des eigenen Bedarfs die Mitführung einer Masse von Dingen, welche, dem Geschmack der Neger angepaßt, als Gastgeschenke und Gegenleistung für Trägerdienste und Beköstigung dienen können. Da diese Volksstämme für eine bezahlte Dienstleistung kein Verständnis haben, Träger

mithin immer schwierig zu erhalten sind, kam Junker auf den glücklichen Gedanken, in einer Station sich ein Depot anzulegen, welches ihm gestattete, auf seinen Einzelreisen mit geringerem Gepäck sich zu begnügen, da er jederzeit auf sein Depot zurückgreifen konnte. In dieser Disposition, die sich durchaus bewährte, denn die Sudanneger sind bis auf seltene Ausnahmen durchweg ehrlich, zeigt sich die außerordentlich praktische Beanlagung des Reisenden ebenso, wie in der Zusammenstellung der Tauschobjekte und der musterhaften Art der Verpackung. Neben Kleidern, Wäsche und Schuhwerk nahm er emailliertes Koch- und Eßgeschirr an Zahl weit über das persönliche Bedürfnis mit sich, um davon auch zu Geschenken verwerthen zu können, feruer zehn Gewehre und zahllose Artikel von Nadel und Nähfaden bis zum Bügeleisen und der schweren Fleischhackmaschine, große Mengen Sämereien, Konserven, Thee, Salz (welches bekanntlich im Sudan gänzlich fehlt) und sonstige Lebensmittel. Ganz originell und bezeichnend für Junkers richtige Beurteilung der Negercharaktere und ihrer Liebhabereien ist die Zusammenstellung der zu Tauschobjekten und Geschenken bestimmten Gegenstände. Nicht schlechte Waren, wie sonst gebräuchlich, sondern Nützliches, Belehrendes und Unterhaltendes vom Kinderspielzeug an bis zu den besten Erzeugnissen der Industrie führte er mit sich, um einen richtigen Begriff von dem Können und Schaffen der europäischen Industrie beizubringen und das Interesse der Eingeborenen anzuregen; neben Gebrauchs- und Schmuckgegenständen aller Art auch Kinderbilderbücher, kleine Modelle von Schiffen, Häuschen, Soldaten, Quallbonbons, Tiermasken und sonstige Scherze, mit gutem Vorbedacht aber auch alle unsere kleinen Tonwerkzeuge, von der Mantroumel und Harmonika an bis zu den großen, wertvollen Spieldosen und zur metergroßen volltönenden Drehorgel. Die Vorliebe der Neger für Musik war ihm wohlbekannt, und seinen Musikinstrumenten

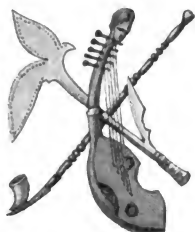
verbankte er in der Folge gar manchen seiner großartigen Erfolge. Vor allem machten die Spielbojen, welche aus ihrem geheimnisvoll verschlossenen Innern selbstthätig die Töne hervorquellen ließen, stets eine packende Wirkung und wurden auch noch nach der Vorzeigung und Erklärung des Mechanismus mit heiliger Ehen betrachtet, und der Leierkasten ward zum Talisman: das Geräth von seinen absonderlichen Tönen fand unter den Negern schnell Verbreitung, und der Wunsch, sie zu hören, ward dem Reisenden oft überlästigt entgegengebracht. Von der Wirkung dieser Töne giebt aber nichts eine so gute Vorstellung als ihre Benutzung behufs Verjöhnung eines

Sandé-Häuptlings mit seinem abtrünnigen Sohne, der mit den Nuboarabern sich verbündet hatte zum Verderben seines Vaters und seines Bruders. Zuerst versuchte Junker die Brüder in einer persönlichen Zusammenkunft zur Verjöhnung zu stimmen, dann geleitete er den Verräter zum tief grossenden Vater. Mit den beiden stumm und finster einander gegenüberstehenden Männern war aber nichts anzufangen; da ließ der Forscher die Drehorgel ertönen, und siehe, die Gemüther wurden weich und nachgiebig; wenn er auch keine wirkliche Verjöhnung zu stande brachte, so beseitigte er doch die drohende Gefahr, daß jener Volksstamm sich im Bruderkriege an den Rand des Verderbens brachte.

Seine erste Rundreise im Jahre 1880 führte Junker zum Uelle-Makna, dem mächtigen Seitenstrom des Kongo, welchen man nach Schweinfurths Entdeckung (19. März 1870) damals noch für einen

Tributär des Tschadsees ansah; er hatte die Quellen des Flusses als erster und bisher einziger Europäer in Kalita kennen gelernt, jetzt überschritt er ihn zweimal unweit Schweinfurths Übergangspunkt (zwischen dem 27. und 28. Längengrad); in den folgenden Jahren gelang es ihm erst, den Strom beim 25. und 23. Längengrad zu erreichen und festzustellen, daß derselbe nicht zum Tschadsee, sondern nur zum Kongo fließen könne. Die Identität des Uelle mit dem Mobangi ward bekanntlich durch Kapitän van Geles Dampferfahrt auf letzterem Flusse im Jahre 1887 zu großer Wahrscheinlichkeit, durch die von Roget und Weder getrennt ausgeführten Rei-

sen vom Kongo in nördlicher Richtung bis zum Uelle aber zur Gewißheit. Unsere Kenntnis des Uellelaufes, sowie der südlicheren Zuflüsse, verdanken wir aber fast durchweg Junkers Forschungen. Auch Sassa und Semio lernte er auf dieser Reise kennen und kam zum erstenmal mit Mambanga in Berührung, jenem unglücklichen



Geräte der A. Sandé.



Geräte der Mangbattu und A. Sandé.

Mangbattu-Fürsten, welcher als letzter Verteidiger der fürstlichen Rechte seines Geschlechtes ein so tragisches Ende nehmen sollte. Auf der zweiten Reise von der Station Lacrima, welche Junker im Jahre 1881/82 bis zur Südgrenze des Mangbattugbietes und zu den im Süden des Uelle sitzenden A. Sandé-Gruppen unternahm, suchte er Mambanga aber-

mals auf und war, freilich vergebens, auf das eifrigste bemüht, den unselig Verblendeten zu Schritten zu bewegen, welche sein voraussehendes trauriges Schicksal abwenden konnten.

Mambangá war ein Neffe Munsás, des mächtigen Mangbattu-Fürsten, von dessen Hofhaltung Schweinfurth (Im Herzen Afrikas) so lehrreich und interessant berichtet. Mit Benutzung eines Familienzwistes hatten die nuboarabischen Händler es ermöglicht, letzteren 1872 zu überfallen, zu töten und seinen Staat zu zertrümmern. Gegen die vereinzelt Erben, Brüder und Söhne Munsás, gewannen sie mit jedem Jahre mehr Boden, und als sie den Regierungsbeamten ihre Hoheitsrechte abtreten mußten, setzten diese das begonnene Werk fort; einer nach dem anderen der unglücklichen Fürsten fiel oder fügte sich dem Vasallendienste. Nur Mambangá mit einem Häuflein Getreuer hielt fest an seiner Selbständigkeit: im dichten Urwald hielt er sich verschauzt und führte eine Zeit lang nicht ohne Glücken den Kampf mit den Regierungstruppen. Aber jedem Angriff stärkerer Kräfte mußte er ja voraussichtlich erliegen, deshalb suchte ihn Junker zu überreden, seine Selbständigkeit aufzugeben. Er that es nicht und mußte der Truppenmacht Bahid-Beyás, welcher aus Makaraka entsendet wurde, weichen. Freilich rettete er sein Leben durch die Flucht, aber in unseliger Verblendung reichte er im Jahre 1882 seine Hand von Verrat an seinem Oheim und Wohlthäter Sjangá. Emin glaubte in ihm eine dauernde Gefahr für das Land zu erblicken und ließ ihn, als er 1883 Mangbattu besuchte, eines schimpflichen Todes sterben.

Auf dieser Reise im Jahre 1881/82 erreichte Junker seinen südlichsten Punkt, am Vomokandi (am 29. Längengrad), und nahe dem 28. Längengrad seinen südlichsten Punkt am Ufer des Nepoko, eines Zulaufes des Aruwimi. Wenn man bedenkt, daß Junker im Jahre 1887 in Kairo eine Kopie seiner Karte Stanley einhändigte, und vergleicht, wie außer-

ordentlich nahe letzterer auf seinem Weg zu Emin Pascha an die südlichsten Punkte Junkers gelangte, so ist es schier unbegreiflich, daß er nicht die Route des letzteren, die ihm so nahe lag und weder Gefahren noch besondere Schwierigkeiten bot, zu erreichen strebte, sondern seinen entsetzlichen Marsch durch den Urwald direkt zum Albert Njansa fortsetzte, der so viele Menschenleben kostete.

Auch mit einem Stamm des durch seine zwerghafte Gestalt, seine nomadisierende Lebensweise und seine Rasseigentümlichkeiten von allen anderen Regervölkern Centralafrikas abweichenden Volkes der Wotschua oder Watua (Alta Schweinfurths) kam Junker auf dieser Reise in Berührung und kann durch seine Mitteilungen das Bild vervollständigen, das wir durch Schweinfurths, Wismanns, Wolfs, Stanleys und François' Schilderungen bekommen; denn alle die von den einzelnen Reisenden angetroffenen Kolonien scheinen, wie Junker darlegt, demselben Volksstamme anzugehören.

Eine ganze Reihe der Mangbattu- und der südlichen A-Sandé-Fürsten lernte Junker kennen, bis er im September 1882 seine neue Station bei Semio erreichte. Nachdem er von hier aus Vohudorff mit seinen Sammlungen zum Vahr-el-Ghajal entsendet, einen Teil seiner Vorräte aber durch ein Brandunglück eingebüßt hatte, trat er im Dezember eine dritte Rundreise an, welche ihn bis zum 23. Längengrad führte und der Erforschung der westlichen A-Sandé- und Bandjia-Länder gewidmet war. Als er im Mai 1883 zu Semio zurückkehrte, konnte er ein reichhaltiges Material ordnen und zusammenstellen, unter anderem auch eine umfangreiche Stammtafel der A-Sandé- und Bandjia-Fürstenfamilien. Die politischen Verhältnisse hatten sich aber in der Zwischenzeit trübe gestaltet.

Mohammed Ahmet, der Mahdi, welcher bislang auf seiner Nilinsel als Fatir gehaßt und durch Brandreden die Revolte vorbereitet hatte, proklamierte sich im Juli 1881 als Prophet, gewann unter

den von Bashi-Bosfn's ausgefogenen Nubiern Anhang, in den Bagara-Arabern, dem fernigen Nomadenvolk im Norden des Bahr-el-Ghazal, infolge der durch Gordon gehinderten Sklavenausfuhr thatkräftige Verbündete und nistete sich in den Bergen von Takale ein, von wo er die denationalisierte, demoralisierte und abergläubische Bevölkerung Kordofans insurrektionierte. Gordon war Ende 1879 von seinem Posten zurückgetreten, lauter unsertige Verhältnisse zurücklassend, die Organe der ägyptischen Regierung ließen es durchaus an Energie und Umsicht fehlen. So fiel, nachdem eine Armee unter Jusuf-Woled-el-Schellafi am 7. Juni überfallen und vernichtet worden war, ein Garnisonort Kordofans nach dem anderen, zuletzt nach tapferer Gegenwehr auch die Hauptstadt El-Obeid am 16. Januar 1883. Gleichzeitig ward aber gegen Dar Fur vorgegangen, wo Slatin-Bey seit 1882 erst das Gouvernement führte, und mit allen Mitteln die nubischen Provinzen östlich des Nil bearbeitet.

Noch kamen im Anfang des Jahres 1883 die heidnischen Negerprovinzen nicht direkt in Gefahr, aber Lupton Bey, der Gouverneur von Bahr-el-Ghazal, sollte ein Kontingent Rekruten nach dem anderen nach Chartum senden, wo man einen Kriegszug zur Kaiseroberrung Kordofans plante, und hatte aller Orten Revolten unter den Dinkaegeren zu bekämpfen. Eine Rückkehr nach Chartum erschien deshalb für den Reisenden ganz unthunlich, lagen doch schon seine Sammlungen in Seriba Bau und konnten nicht weiter befördert werden. So entschloß er sich im November 1883, den direkten Weg in öst-

licher Richtung einzuschlagen und nach Labé zu Emin Bey zu gehen (circa 720 Kilometer in der Luftlinie). Am 21. Januar 1884 langte er dort an; aber die wichtigsten Ereignisse folgten sich in dieser Zeit Schlag auf Schlag. Am 5. November 1883 ward die letzte Regierungsarmee bei Kaschgil vernichtet, und unmittelbar darauf ging ganz Dar Fur



Wangbattu - Krieger.

verloren. Die Mahdisten wandten sich unter dem Emir Karam Allah gegen Lupton Bey. Auch in Nubien hatten die Mahdisten fortschreitend Erfolge, Sauakin, die wichtige Hafenstadt, konnte nur durch eine englische Hilfsexpedition gehalten werden (1. Februar 1884), und Chartum, von den südlichen Provinzen ganz abgeschnitten, war auf das ernste bedroht. Gordon traf hier am 10. Februar ein, mit dem Auftrage, den Suban zu evakuieren, mit unbeschränkter Voll-

macht der englischen Regierung, er das Opfer der englischen Politik, der Held, der auf dem Hauptplatze seiner Thätigkeit mit hohem Mut seinem tragischen Geschick entgegentrat.

Auch in der Provinz Emin, Hat-el-Etiva, hatten sich im Jahre 1883 die ersten Unruhen bemerkbar gemacht: die Station Kumbel war durch Dinkaneger überfallen und zerstört, die Übeltäter freilich hart bestraft worden. Aber kurz nach Funfers Eintreffen brach eine neue Revolte aus: Schambe, die nördlichste Station, ward von den Negern genommen; bald lauteten auch die Nachrichten von Lupton trüber: seine Beamten laufen zum Mahdi über, die Soldaten verweigern den Gehorsam, von allen schwächlich verlassen, muß er Karam Allah sich unterwerfen und am 21. April zum Islam übertreten. Am 27. Mai traf diese Botschaft gleichzeitig mit Karam Allahs Aufforderung, die Provinz zu übergeben, bei Emin ein, und nun begannen jene Jahre der Angst und Sorge, nicht nur wegen der anhöheren offenen Feinde, welche sich allmählich in der Provinz mehrten, zusammenrotteten und, durch Mahdistenzüge aus dem Vahr-el-Ghazal verstärkt, die Stationen bedrohten, sondern nicht weniger wegen der Unzuverlässigkeit und Mißgunst der eigenen Beamten und Offiziere, deren begünstigster, Ibrahim Gurgurn, zuerst zum Verräter ward und im Mai 1883 zum Mahdi überging; nun begannen jene Jahre der Entbehrungen, da alle Zufuhr abgeschnitten, die eigene Industrie noch in den ersten Anfängen, die Munition mit jedem Kampftage knapper und selbst die Beschaffung der Lebensmittel den unzuverlässigen Bari-Negern gegenüber immer fraglicher wurde. Zwei dieser Jahre hielt Funker treu mit aus und widmete seine ganze Kraft dem Wohle Emins und seiner Provinz; verbrachte er doch fast das ganze Jahr 1885 am Sommerjet-Nil, um hier für die Öffnung einer Rückzugsstraße durch Unioro und Uganda im Falle der Not Sorge zu tragen, und vergeblich bemüht, eine Verbindung zu

gewinnen, welche gestattete, sichere Botschaft zu erhalten von der Außenwelt über die Verhältnisse im nördlichen Sudan, und welche dazu dienen könne, Briefe und Berichte, die Resultate seiner langjährigen Mähen, nach Europa zu bringen. Um seine Karten und Tagebücher zu retten, mußte er sich endlich entschließen, mit dem Beginn des Jahres 1886 Emins Provinz zu verlassen. Zwar war Karam Allah, nachdem er die mit allen verfügbaren Mitteln verteidigte Station Amadi genommen, insolge einer in Dar Fur ausgebrochenen Gegenevolte dorthin abgezogen und hierdurch die Provinz gerettet; aber die Nachricht vom Fall Charturns ließ nicht hoffen, daß ein neuer Vorstoß der Mahdisten unterbleiben werde, und die Neger, welche in Massen gegen die nördlichen Stationen Labo und Medjas sich erhoben, erschwerten die Situation; endlich waren die Verhältnisse zwischen Unioro und Uganda auch derart gespannte, daß es für Funker dringend wünschenswert war, beide Länder möglichst bald hinter sich zu haben.

Und nachdem er am 2. Januar 1886 schweren Herzens von Emin in Wabelai Abschied genommen, erforderte es mehr als sechs Monate, um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche aus der Gewinnsucht und Eiferjucht der beiden Fürsten Nabrega von Unioro und Kuanga von Uganda, aus den hinterlistigen Intrigen eines arabischen Händlers und den Kriegswirralen in jenen Gebieten ihm erwuchsen. Erst im September gelangte Funker nach Tabora und gewann in Tippo Tipp einen zuverlässigen Reisegefährten nach Bagamoyo. Aber hier sollte er auch das fürchterliche Attentat miterleben, welchem der unglückliche Giesede, der erste Deutsche, den er nach Emin wiederjah, zur Beute fiel, ein Opfer der Handels-eiferjucht der arabischen Kaufleute, unter welche er durch die Firma A. Meyer gehandelt war, um einen direkten Elfenbeinhandel ins Werk zu setzen; ein Vorläufer der Opfer, welche der Araberaufstand in Ostafrika forderte.

Am 29. November in Bagamoyo eingetroffen, gelangte Junker im Januar 1887 nach Kairo, traf hier mit Stanley und Schweinfurth zusammen, welcher ihm behilflich war, eine Karte der durchforschten Gebiete zusammenzustellen,

die Hände der Mahdisten gefallen; diejenigen der letzten Jahre hatte er bei Emin zurücklassen müssen; aber doch war er weit glücklicher als Schweinfurth, dem, nach Rückkehr aus Bangbattu, mit seiner ganzen Habe auch Tagebücher und Kar-



Junker bei Wambangä.

während Stanley seine Emin-Pascha-Expedition vorbereitete. Mitte März reiste er nach Europa ab und traf im April in Petersburg ein, beinahe acht Jahre, nachdem er es verlassen. Wenig sichtbare Zeichen seiner Arbeit brachte er nach Hause, denn seine Sammlungen waren zum größten Teil mit Station Wan in

ten verbrannt waren. Diese hatte Junker gerettet aus allen Gefahren, Entbehrungen und Mühsalen, als das unschätzbare Gut, welches der civilisirten Welt und der Wissenschaft anzuliefern er die heilige Pflicht und — Genugthuung fühlte.

Von solchen Tagebüchern macht sich der Laie leicht eine falsche Vorstellung;

sie sind ja auch von verschiedenen Reisenden sehr verschieden geführt worden und deshalb ihr Wert ein außerordentlich differirender. Zunker war mit einer Sorgfalt, einer Gewissenhaftigkeit bemüht, seine Beobachtungen, Messungen und Erkundigungen niederzuschreiben und zusammenzustellen, daß nach Dr. Bruno Hassensteins, des Petermannschen Kartographen, maßgebendem Urtheil seit Dr. Heinrich Barth kein Forscher wieder ein so sorgfältiges, vom Eintritt bis zum Schluß seiner Wanderungen so lückenloses Material der Petrosichschen kartographischen Anstalt übergeben hat wie Dr. Wilhelm Zunker. Das ist ja die außerordentlich schwierige Aufgabe des Reisenden, welcher im Interesse der Wissenschaft und nicht als Abenteurer und Feuilletonist jene unererschlossenen Länder aufsucht, daß er dort, wo oft auf Hunderte von Kilometern ringsum kein geographisch bestimmter, auf seiner Karte markierter Punkt sich findet, den eingeschlagenen Weg so genau wie möglich festlege und notiere, führe derselbe nun durch unermessliche, jeden Umblick verbietende Grassteppen oder durch den zu fortwährendem Richtungswechsel zwingenden Urwald, sei er erschwert durch ausgebehnte Papyrusbümpfe oder durch steile Felsen und wilde Schluchten, sei es, daß er denselben frisch und kräftig zurücklege oder krank und fiebermatt sich hinschleppe, vielleicht durch tausend Sorgen gequält, wo er Nahrung, wo Wasser für seine Träger hernehme, wie er den drohenden Angriffen der Eingeborenen begegne, wie er den Nachstellungen eines habgierigen Häuptlings sich entziehen könne. Es ist nicht anders möglich, als stetig, die Uhr in der Hand, das Auge nach Richtungsobjekten suchend und doch fortwährend auf die Magnetnadel gerichtet, jede Wegrichtung, jede Wegstrecke mit peinlicher Sorgfalt notierend, während des Marsches eine Routenaufnahme zu machen. Zunker hatte sich hierauf höchst praktisch vorbereitet: seine ärmellosen Röcke enthielten zahlreiche Taschen, die Unterbringung und Handhabung der

Zuinstrumente und Notizhefte zu erleichtern, an Schnüren hingen die Stifte verschiedener Farbe, ein Notizbuch diente zur Notierung der Route. Nach Erreichung des Lagerplatzes geschah die Übertragung der Route und aller Messungen ins Reineheft mittels Feder und Tinte, die Zusammenstellung der Entfernungen und Kompaßrichtungen in besonderen Tabellen, die Eintragung von Notizen geographischen und ethnographischen Inhalts. Wie viele Stunden der erschöpfte, notwendigsten Ruhe mußten täglich diesen wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet werden! Bei längeren Aufhalten an einem Orte ging der Reisende ungesäumt an die Zusammenstellung der Routenaufnahmen und Herstellung einer Übersichtskarte. Natürlich durften neben diesen Routenaufnahmen Höhenbestimmungen mittels des Barometers und trigonometrische Festlegung weit sichtbarer Punkte, wo diese Messungen irgend möglich waren, nicht versäumt werden.

Die Resultate der Zunkerschen Aufnahmen sind überraschend. Überall, wo er nach ausgedehnter Rundreise nach seinem Ausgangspunkt zurückkehrte, wo also eine Kontrolle der Aufnahmen sich von selbst ergab, finden sich erstaunlich kleine Messungsfehler, und selbst die Bestimmung des westlichsten Punktes am Uelle (Seriba Abdallah), welcher am Ende einer langen nach Südwesten gerichteten Route liegt, scheint nach den Ergebnissen der van Geleischen und Kogetschen Expeditionen eine über Erwarten richtige gewesen zu sein.

Petermanns „Geographische Mitteilungen“ brachten im Ergänzungsheft 92 und 93 (1888 und 1889) ein Memoire Dr. Wilhelm Zunkers über Hydrographie, Orographie und Ethnographie des Uelle-Makua-Gebietes, ein Memoire von Dr. Adolf Schmidt über Höhenbestimmungen und meteorologische Beobachtungen von Dr. Zunker und Dr. Emin Pascha, sowie eine Vierblattkarte des ganzen Gebietes von Zunkers Reisen nebst einem Memoire von Dr. Bruno Hassenstein. Unser Forscher hatte aber selbst alsbald die Heraus-

gabe des großen dreibändigen Reiseswerkes in Angriff genommen, dessen erster Band, die erste Reise behandelnd, im Jahre 1889, der zweite und dritte, seine zweite Reise enthaltend, 1890 und 1891 bei Eduard Hölzel erschien. Aus der großen Zahl der afrikanischen Reiseswerke ragt dieses Buch weit hervor und stellt

Nachlässigkeit der Neger hart zu leiden hatte; er sucht bei ihrer Beurteilung ebenso wie bei der Kritik der unboarabischen Beamten und ihrer Greuelthaten stets nach dem vollen Verständnis ihrer Lebensbedingungen und der sie beeinflussenden Umstände; deshalb sind seine Urteile stets ebenso milde und objektiv, wie seine Schil-



Wilhelm Junker nach seiner Rückkehr aus Afrika.

sich in die Reihe der Werke von Barth, Nachtigal und Schweinfurth. Des Autors edles Denken, warmherziges Fühlen, gewissenhaftes und unentwegtes Streben tritt uns aus jeder Zeile dieses Buches entgegen; da sind keine Phrasen und selbstzufriedene Schilderungen, keine schroffen oder gar mißgünstigen Urteile.

Das Streben nach Objektivität, nach ungehämter Wahrheit besetzt ihn auch dort, wo er unter dem Argwohn und der

derungen, frei von allen Übertreibungen und effektmachenden Aufbauschungen, durch Klarheit, Einfachheit und jenes Davondurchdrungensein wirken, dessen Echtheit durch den glänzendsten Stil und den abenteuerlichsten Auspuß nie ersetzt werden kann.

Wie sagt Emin von ihm? „Junker ist ein Prachtmensch — so einer, wie sie der liebe Gott in einer Feiertagskanne schafft.“

Ja! er war ein Prachtmensch.



Eine furiose Geschichte.

Von

Helene Böhlau.*

(Frau al Ratshid-Ver.)

Iur Zeit, als die Kummerfelden schon bedenklich zu altern begann, wäre sie um ein Haar um ihren guten Ruf gekommen, den sie ihr Lebtag wie einen Augapfel zu hüten verstanden hatte; und das ist folgendermaßen zugegangen:

„Herrjes!“ sagte Röse Kirsten, die Tochter des Herrn Rat Kirsten (das eine „Ratsmädchen“, zu ihrer Schwester Marie, dem anderen „Ratsmädchen“ aus der Wünschengasse), „was ist denn da einmal wieder bei den Franzosen los!“

Sie saßen alle miteinander in der Nählschule der alten Schauspielerin, der Kummerfelden, in dem kleinen Haus am Entenfang, zur Zeit, als die Pogwischs, die Adels Schopenhauer in den „Entenfang“ gingen, um, statt Nähen zu lernen, was ihnen allen recht not gethan hätte, die gute Kummerfelden zu beobachten, weil die Originale schon dazu-

mal im Aussterben begriffen waren, wie es hieß.

„Im Entenfang“ wurde die Schule der Kummerfelden kurzweg genannt, eben weil sie am Entenfang lag. Der Entenfang war aber eine Schlenze, bis zu der die Enten von der Lottenmühle den Lottenbach hinabschwimmen konnten und an der sie sich schnatternd und plandernd unterhielten, wie es gewisse Leute in der Nählschule der Kummerfelden genau so zu thun liebten.

Unsere Geschichte beginnt, wie das junge Nähvolk in der großen Stube der Kummerfelden sitzt. Die Mädchen im unteren Raum und die Kummerfelden im Allerheiligsten, zu dem breite Stufen aus der eigentlichen Nählschule hinaufführen, im Allerheiligsten, in dem ihr Bett steht, über welchem der Ventel hängt, in dem allerhand Nachproviand steckt: ein paar Äpfel, ein Fläschchen mit sogenanntem

* Im Anschluß an die bei Gebrüder Paetel erschienenen „Ratsmädchengeschichten“ der Verfasserin.

Lebenselixir und das Gesangbuch, in dem eine dicke Schuur bei den Sterbeliedern liegt, denn die Kummerfelden wollte in ihrer Einsamkeit, bei bösem, schnellem Tod den letzten Trost der Religion bequem bei der Hand haben. Und wie die Vorbeerkränze aus den Ehrentagen, als die Kummerfelden noch Schauspielerin war, wie Erntekränze von der Decke herabhängen und die geblühten Kleider an den Wänden paradieren, und daß die Kummerfelden eine große Haube trägt, wie ihregleichen in Weimar nie wieder zu finden ist, das alles will ich hier nur beiläufig erwähnen.

Aber sie selbst spielt in dieser Geschichte dennoch eine Hauptrolle, sie, die alte Frau, auch ihr Haus am Entenfang, auch ihre Nähstule, ihre geblühten Kleider, ihre Vorbeerkränze und ihre guten, alten Freundinnen, die große, lustige Fabianen und die kleine Musikulsen mit der Perücke.

Als das Ratsmädchen, die Röje, rief: „Herrjes! was ist denn da einmal wieder bei den Frauosen los!“ saßen sie eben alle miteinander in hergebrachter Ordnung; die Kummerfelden auf ihrer Stufe thronend, die sie sich an einer Seite etwas hatte verbreitern und mit einem Ledertissen belegen lassen.

„Na,“ sagte Madame Kummerfelden, „das möchte ich doch wissen, was du nun wieder gehört hast.“

„Was ist denn aber das?“ flüsterte Adele Schopenhauer den Pogwischs zu, „ich denke, sie ist halb taub? und da hört sie ganz vortrefflich!“

Das passierte der Kummerfelden selten, daß sie sich verschnappte. Sie hatte ihre Schülerinnen an ihre Schwerhörigkeit glauben machen wollen, damit diese alles, was sie unter sich zu bereben hatten, laut beredeten, ohne sich zu genieren, und damit sie selbst mit ihren scharfen Nachsöhren alles hören konnte. Aber diesmal hatte sie sich wirklich verschnappt und ließ deshalb die Sache auf sich beruhen, damit es desto eher in Vergessenheit käme.

Die Ratsmädchen, Röje und Marie,

aber hatten die List der Kummerfelden längst durchschaut und lachten jetzt mit-einander, als sie bemerkten, wie die Kummerfelden sich ärgerte, und sie ärgerte sich nicht nur darüber, daß sie sich verschnappt hatte, sondern über noch etwas anderes, das war ihnen vollkommen klar, den beiden Krabaten. Und jetzt gab es wieder Lärm im Haus. Es trappte jemand die kleine, schmale Treppe, die zu den zwei Hinterzimmern im Entenfang führte, hinab, und die Hausthür donnerte zu, daß die ganze Nähstule wackelte und auch die Haube der Kummerfelden; aber die bemerkte jetzt gar nichts mehr und hörte wieder gar nichts.

„Da hat es eben doch etwas gegeben, das war der Colonel, der hinausgetappt ist,“ sagte jetzt Röje wieder leise. „Ich weiß nicht, daß die Kummerfelden durchaus nicht zugeben will, daß ihre Mietsleute Spektakel machen, das ist wirklich närrisch. Wenn Beutlerich bei uns oben so wären, da möchte ich den Vater sehen; aber die Kummerfelden hat doch an dem verrückten Tier, dem Colonel, einen Narren gefressen.“

„Na natürlich,“ meinte Marie.

Dieser Colonel war vor ungefähr einem Jahr mit seiner Frau, einer Dresdenerin, in Weimar aufgetaucht.

Wo er eigentlich herkam, das wußte man nicht; ob er Colonel war oder sich nur selbst so bezeichnete, war auch nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Er erzählte, daß er lange in Deutschland gefangen gewesen, daß er da und dort hingekommen sei und daß er auch damals in Weimar bei der Plünderung mit gewesen. Und damals wußte es ihm in Weimar ganz besonders behagt haben, denn er war jetzt zum zweitenmal wiedergekehrt, um sich mit seiner deutschen Frau daselbst niederzulassen.

Daß es damals mit der Plünderung wirklich seine Wichtigkeit haben mochte, darauf schwuren Marie und Röje, denn wie sie den Colonel zum erstenmal zu Gesicht bekommen und gehört hatten, unter welchen Umständen er vor acht Jahren

schon in Weimar gewesen war, da stand es bei beiden fest, daß niemand anderes als gerade er damals die Schinken an den blausideinen Schärpenbändern aus ihrer Mutter Speisekammer fortgetragen hatte. Das Gesicht, sagten sie, hätten sie beide nicht vergessen. Und so waren sie auf den Schinkendieb bis heute nicht gut zu sprechen und hatten die Kummerfelden auf das inständigste und freundschaftlichste gebeten, doch den Colonel nicht als Mörder in den Eutensfang hineinzulassen.

Die Kummerfelden aber hatte über ihre dumme Schinkengeschichte gelacht und gejagt, sie sollten sich nicht solches Zeug einbilden, und dann hatte sie noch hinzugesetzt, um den Einwand der Ratsmädchen vollständig zu entkräften: „Und wenn er auch wirklich zu jener hochbeinigen Zeit die Schinken und die Schärpenbänder fortgetragen hätte, so wäre das seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, da ein Soldat eben zu plündern hat, ob er will oder nicht.“

Diese Weisheit der Kummerfelden aber leuchtete diesmal den Ratsmädchen durchaus nicht ein, und als sie den Colonel zum erstenmal umten bei der Nähmeisterin trafen, konnten sie den Gedanken an die Schinken und die Schärpenbänder keinen Augenblick los werden.

Der Colonel sagte, daß er gekommen sei, weil in Weimar so viel bons gens wären und er mit des bons gens leben wollte. Da fuhr es dem jungen, lustigen Ding, der Rösje, wie ein Blitz durch den Kopf, wie eine Erleuchtung, die sie der Ramezell Lojette, ihrer guten französischen Lehrerin in der Cassenmühle, zu verdanken hatte.

„Ja,“ sagte sie bedeutungsvoll, „es giebt viel gens bons in Weimar, viel jambon.“

Der Colonel mochte schwerlich erraten, was das hübsche Mädchen mit dieser scharf betonten Umdrehung eigentlich wollte, und der Leser wird das auch nicht recht wissen. So einem guten weimarschen Gemüthe ist das nämlich völlig gleichbedeutend: gens bons (gute Leute), oder

jambon (Schinken). Rösje aber hielt es für einen gar nicht mißzuverstehenden Witz, begriff sich selbst nicht, wie ihr so etwas Geistreiches und Gelehrtes hatte einfallen können, stieß ihre Schwester Marie an, um sie darauf aufmerksam zu machen, fand aber auch da kein Verständnis, denn Marie hatte keine Ahnung mehr, wie Schinken auf französisch hieß. Keine Menschenseele hatte etwas von der Herrlichkeit verstanden, aber das schadete nichts, Rösje hatte doch empfunden, daß im Menschen ungeahnte geistige Kräfte schlummern. Auf dem Heimweg erklärte sie Marie auch noch ausführlich ihren vortrefflichen Einfall, und beide wunderten sich noch gehörig darüber, daß sie auch auf französisch Witze machen könnten.

„Und das sag ich dir,“ meinte Rösje, „er hat's doch verstanden, merktest du nicht, wie er so sonderbar auf die Seite schielte, als traute er sich nicht, mir in die Augen zu sehen?“

„Natürlich,“ meinte Marie, „da er ein Franzos ist, wird er's ja wohl verstanden haben. Übrigens, er soll ja ein Elsfässer sein, Gott weiß, die sprechen's vielleicht wieder anders aus als wir.“

Die Schinkengeschichte blieb in der Phantasie der Ratsmädchen an dem Colonel haften. Es ist sogar anzunehmen, daß, wenn sie sich ihn vorstellten, sie ihn beide immer mit den Schinken über der Schulter sahen. Und doch war er ein so charmanter Mann, wie die Kummerfelden sagte.

Die Ratsmädchen wußten auch, daß sich die Kummerfelden schon längst einen Mann ins Haus gewünscht hatte — und nun steckte sogar ein Colonel im Eutensfang. Das mochte ihr sehr recht sein. Sie sagte in der Nähstube auch, als der Colonel richtig eingezogen war: „Seht ihr, Mädchen, mein Lebtag hab ich von den Mannsbildern nicht besonders viel gehalten, wenn auch einmal alle Zubeltausendjahre so einer mit darmuter durchläuft wie der Geheimrat Goethe und jeinerzeit unser Schiller und der alte Biederland und was sich so in Weimar zusam-

mengefunden hat. Ihr müßt wissen, Mädchen, daß es jezt hier in Weimar eine außerordentliche Parität ist und daß an die tausend Jahr vergehen können, ehe wieder so etwas vorkommt, und vielleicht kommt's nie wieder vor, solang die Welt steht. Mannsbilder," sagte die Kummerfelden, „wird es natürlich immer geben, und sie werden auch immer glauben, daß sie Gottes Wunder was sind, werden von Jugend auf alle Weisheit, die es giebt, eingetrichtert bekommen, daß auch ein Eiel daran zum Plagen gelehrt werden könnte, wenn man sich mit ihm die Mühe geben wollte, wie man sie sich mit den Mannsleuten giebt, um ihnen etwas beizubringen; aber etwas Vernünftiges, wie jezt hier, werden sie ihr Lebtag nicht wieder zu stande bringen, und darauf leg ich die Hand ins Feuer: Die haben sich für ein hübsches Weilchen ausgegeben," sagte die Kummerfelden mit Pathos. „Dichthun und aufgeblasen sein, das natürlich, das werden sie immer und ewig können. Sie werden aber auch, solang die Welt steht, nicht verstehen, sich einen Hemdenknopf anzunähen. Eine Schleife, das lernen sie auch nie zu binden, ihr Mädchen, und wenn sie im Zimmer was suchen, so werden sie immer und ewig wie die Blinden herumrennen und nichts sehen, wenn's ihnen vor der Nase liegt; und wenn gestritten wird, so werden sie ewig recht behalten; und wo's was zu saufen giebt, werden sie ewig dabei sein; und wenn sie den Schnupfen haben, werden sie sich entseztlich gebärden; und wenn man auf Reinlichkeit hält, da werden sie immer und ewig ein Geschrei machen, daß man glauben sollte, man wollte sie berauben; und weil man ihnen mit Mühe und Qual durch lange Jahre etwas Lateinisch beigebracht hat, werden sie immer der Meinung sein, daß, weil schließlich etwas davon hängen geblieben ist, kein anderes Geschöpf außer ihnen so etwas lernen kann, und wenn ein Frauenzimmer einmal ein paar lateinische Proden aufgeschnappt hat, werden ihnen die Haare stets zu Berge stehen, wie bei einem un-

gehören Naturwunder; wenn dasselbe Frauenzimmer aber wie Wasser französisch und englisch und italienisch und meinetwegen türkisch spricht, da werden sie gar nie dabei finden, jezt und in Ewigkeit nicht. Und wenn es heißt, ein schon bis zum äußersten unterjochtes Frauenzimmer noch ein bißchen mehr zu bucken, das werden sie unter allen Umständen für ein moralisches und vortreffliches Werk halten jezt und in aller Ewigkeit; und wenn ein solch armes Frauenzimmer sich irgend etwas hat zu schulden kommen lassen, da werden jezt und in aller Ewigkeit die ärgsten Sündenhunde über ihr zu Gericht sitzen; und wenn einer, was Gott verhüte, ein Mädchen versührt hat, wird er, ich meine schon solang die Welt noch lebt, ganz engelrein dastehen. Und wenn einer aus Eitelkeit plagt, wird er zu jeder Zeit den Mut haben, wie ein Schulmeister von der Eitelkeit der Weiber zu reden. Mein Gott," sagte die Kummerfelden, „da könnte man fortreden von jezt bis in alle Ewigkeit in einer Tour — Männer sind einfach lächerlich — aber eines, das muß ich ihnen lassen, bei Gewitter sind sie gut im Haus zu haben. Seht ihr, Mädchen, das ist mir im Entenfang immer abgegangen, und jezt hab ich gottlob einen drin; für nächsten Sommer. Jezt ist mein Haus versorgt. So ein Haus ganz ohne Mann ist eben nichts Fertiges. Damit will ich aber nicht etwa gesagt haben, ohne Ehemann', durchaus nicht. Im Gegenteil," sagte die Kummerfelden eifrig, „wenn es nach mir ging und ich die Geseze als Frauenzimmer machen dürfte, da sollte ein Mann überhaupt einem Frauenzimmer nicht enger angekettet sein als zum Beispiel der Colonel mir. Ein jedes Frauenzimmer sollte das Recht haben, ihm kündigen zu können, wie ich als Hansherrin dem Colonel kündigen kann; dann würde die Geschichte ein anderes Gesicht bekommen, ihr Mädchen," sagte die Kummerfelden listig.

Für unsere vortreffliche Zeit wären die Ansichten der Kummerfelden sonder-

bar genug, und so eine Nähsschule, wo dergleichen verhandelt würde, könnte sich gefaßt machen, von Polizei wegen geschlossen zu werden.

Dafür aber sind wir auch ganz gehörig zurückgegangen in vielen Dingen. Unser Blut ist dick geworden, die lustigen, harmlosen Blutvesen, die damals durch die Adern der verstorbenen Weimaraner wie ununter Quellen rieselten, sind eingetrocknet.

Die Leute von damals ließen sich nicht so ohne weiteres verblüffen wie wir, hatten nicht so gewaltige Scheuleber wie wir vor den Augen, waren weniger gebildet und weniger verschroben und sprachen, wie der Schnabel ihnen gewachsen war, ohne viel Bedenken. Es war eine lustige, freie Zeit damals, eine bessere Luft.

Und die Kummerfelden, die hatte noch etwas ganz besonders vorans. Sie stand bei aller Welt so unantastbar in Achtung, daß sie sagen konnte, was sie wollte, es wurde von der guten Seite genommen. Sie war durch Wasser und Feuer gegangen, das heißt, durch ein langes, vielbewegtes Leben, und dazu noch ein gehöriges Stück dieses Lebens über die Bretter, welche die Welt und zu jener Zeit noch dazu ein tüchtiges Stück Leichtfertigkeit bedeuteten, ohne daß man ihr irgend etwas Unrechtes hätte nachsagen können — und das war ihr Stolz.

Die Kummerfelden sprach gern von ihrem Colonel, und die Mädchen in der Nähsschule stellten Betrachtungen darüber an, daß es komisch von der Kummerfelden wäre, die Frau Colonel so vollständig totzuschweigen, wie die Kummerfelden in der Freude ihres Herzens, einen Mann im Hause zu haben, es in der That sich zu schulden kommen ließ, und sie erkundigten sich daher auf das ausführlichste stets nach Madame und nie nach Monsieur.

„Ja, mein Gott,“ sagte einmal die Kummerfelden, „wäre Madame auch Französin, dann sähe die Geschichte freilich anders aus, aber zwei so feindliche Völker unter einem Dach, das thut nicht gut, und all der Spektakel, der daraus

natürlicherweise entstehen muß, den soll man aus christlicher Liebe gar nicht bemerken.“

Deshalb sprach die Kummerfelden von Madame so wenig wie möglich.

Hätte sie von Madame gesprochen, so hätte sie sagen müssen, daß Madame in einem ununterbrochenen Entsetzen über das, was Monsieur that, sprach oder nicht that, sich befand, und daß es im Entengang nicht immer so ruhig herging, wie es die Kummerfelden hätte vorgeben mögen.

In jenem schneereichen Winter waren die Colonel's bei der Kummerfelden eingezogen, gerade um Weihnachten. Es war ein ganz unglaublicher Winter, und der Leser wird sich das kleine Weimar in seinem hohen, weichen Schneebett schwer vorstellen können. Die große Schneeeinsamkeit rings umher!

Jetzt giebt es die gar nicht mehr. Die Eisenbahn läßt solche Weltabgeschlossenheit nicht aufkommen.

Damals aber lag das warme kleine Nest wie mitten in einer Schneewüste, die Landstraßen hoch verschneit, weilenweit bis zur nächsten Stadt. Das Leben bekam so etwas Heimliches, Verhuitetes, Verborgenes wie in einem alten Märchen. Da war ein Fürstenhof mitten im hohen Schnee, und schöne Damen und Feste, und weiße, hochberühmte Männer und lustige Straßenbuben, alles verschneit, alles im Schneeneß, und warme, heimliche Stübchen und helle Feuerchen im Ofen, und alte Weiber am Spinnrade, und lustiges Volk und Komödie und Whistpartien, und alles mitten im weiten hohen Schnee, vom Schneehimmel überwölbt, und ringsum nichts als Einsamkeit und Stille, Rabenflüge, ferne verschneite Dörfer, Weltabgeschlossenheit und weicher Flockenfall, weiche Schneeluft, die den Schall seit Wochen schon gedämpft hielt.

Und in diesem Winter sind viel sonderbare Dinge im Schneeneß geschehen. Der große Winter hat den Leuten lange, lange noch nachdem vorgehweht. Gar manche

haben ihn ihr Lebtag nicht vergessen. Die Liebhaften in jenem weichen, eingehüllten Winter waren so zart, so frisch, so glücklich, so westverborgen und wie auf weichen Sohlen, die Träume mit wachen Augen in jenem Winter waren so ungestört, das Wandeln zwischen den hohen Schneewällen so köstlich, so versteckt, und wie gut ließ es sich grübeln — Gott weiß, was alles da geschah.

Ein jeder hatte den Trieb nach Geselligkeit, nicht nach rauschender, glänzender Gesellschaft, nach heimlichem Beieinanderhocken, wenn draußen der Schnee fiel.

So war es auch der Kummerfelden ergangen; die Abende mit der Fabianen und der Mansell Muskulus und den Ratsmädchen, als sie das Damengärtchen bauten, hatten ihr so wohl behagt, daß sie meinte, es wäre hübsch, wenn ihre beiden alten Kameradinnen, die Fabianen und die Muskulusen, manchmal angetappt kämen und mit ihr zusammensäßen, und auch die beiden Radersmädchen Röse und Marie sollten ihr willkommen sein, und daß sie allerlei anstiften wollte, das war selbstverständlich. Schüttchen hatte sie bei Ortheis einen Vorrat backen lassen, der gut den ganzen Winter durch reichen mußte, und Kaffee und für die Ratsmädchel Rüsse und Schnurpsäpfel, an all dem sollte es nicht fehlen.

Der weiche, weiße Winter, der tiefhängende Schneehimmel, der gleichmäßige, wie ewig andauernde Mollton in der Natur, der über Stadt und Land lag, hatte es auch der Kummerfelden angethan. Wenn sie so allein im Entensfang saß, da kamen die Erinnerungen wie große, lautlose Vögel angeflogen, durch die Schneelust hindurch, und sanken weich auf die alte Frau nieder, daß es ihr bang und weh um ihr lebensfrohes Herz wurde.

Die Erinnerungen bei stillem Schneewetter im einsamen Stübchen bei Dämmerlicht, das will durchgemacht sein. Da fragt einmal bei den alten Leuten an, die werden es euch sagen.

Wenn die längst verstorbenen Gestal-

ten zur Thür hereinkommen, ohne sie erst öffnen zu müssen und ohne anzuklopfen, und die längst vergangenen Freuden im armen stillen Herzen erwachen und die liebe gute Jugend aufersteht, und von allem, was einst war, nur das verzerrte Menschenkind noch da ist — ganz allein — alles andere wehmütige Schatten.

Die Stunde in der Schneedämmerung, wenn draußen die Flocken fallen und kein Ton ins Stübchen dringt, die brauchen die, welche jung sterben, nicht zu durchleben — wohl ihnen.

„Siehste,“ sagte die Kummerfelden mit einer etwas wackeligen Altweiberstimme zur Fabianen und der Muskulusen, „laßt uns hübsch zusammenhalten. Wenn meine Räststunde zu Ende ist, da kommt ihr eben die Woche ein paarmal herüber zu mir.“

Und sie kamen durch den Schnee angetappt, die Muskulus im Beilchenhut und die Fabian im unzerreißbaren Christophorusmantel und im Vori und den riesenhafteu Filzschuhföhnen.

Und wie die drei da beieinander saßen, war es, wie zu jeder Zeit, ganz behaglich im Entensfang. Was die Kummerfelden versprochen, das hielt sie redlich. Der Kaffee duftete im Ofenrohr und das Schüttchen lag, so lang und breit es war, auf dem Tisch zum allgemeinen Gebrauch, und die Schnurpsäpfel für die Ratsmädchen waren oben im Allerheiligsten in der Kommode, die als vierten Fuß einen Blumentopf hatte und an der eine Gabel an einer Schnur hing. Mit der Gabel verstand die Kummerfelden auf eine außerordentlich geschickte Weise die Fächer zu öffnen, die durch dieses Verfahren Sticksflächen aufzuweisen hatten, wie sie der Zeigefinger einer fleißigen Näherin an sich trägt; wenn die beiden Mädchen kommen sollten, brauchten sie sich nur zu holen, wonach ihr Herz begehrte.

Aber so wohlgeordnet und vortrefflich auch alles war, die rechte Stimmung, wie am Abend, als sie das Damengärtchen miteinander bauten, wollte sich nicht einstellen. Nicht ein einziges Mal hatte die Rabenmutter gelacht, daß die Stube schütterte, und die Muskulusen war, wenn sie nicht durch andere ein wenig aus ihrer Demut gerissen wurde, so außerordentlich bescheiden, daß nie etwas Rechtes von ihr zu erwarten war.

Über der allzeit wohlgelaunten Kummerfelden lag es wie ein wehmütiger Schatten. Sie schenkte ihren beiden Kameradinnen mit so einer gewissen tragischen Geste, wie sich die Fabianen ausdrückte, den Kaffee ein und schnitt vom Schütchen Feßen herunter, wahrhaft vorsündstulliche, auf so eine Manier, als wollte sie damit sagen: „Mir ist nun schon alles ein.“

„Ei, ei, ei, Kummerfelden,“ sagte die Fabianen, „was machst du denn? Was ist mer denn mit dir?“

Und die Fabianen, das Riesenweib, stützte ihren Kopf auf die großen Arme auf und schaute sich so ihre alte Kummerfelden in aller Gemüthlichkeit an.

„Na, du bist auch wirklich, Fabianen, wenn du siehst, daß es einem nicht so ganz recht ist, da legt mer sich doch nicht so her und gloßt einen an wie ein Totenbeschauer.“

„Herr Gott, nu hört sich aber alles auf!“ rief die Fabianen, „wenn mer einem seine Teilnahme und Freundschaft bezeigt, da braucht er doch nicht gleich eklig zu werden. Nee, Muskulusen, siehste, wie die Kummerfelden jetzt is, das is schon arg!“

Damit wendete sich die Fabianen brummend an die Mamell, die sich durch eine direkte Anrede der großen Frau immer geschmeichelt fühlte und beistimmend nickte.

„Na, so ohne weiteres abgemacht ist das aber auch noch nich, daß man nur dazu zu nicken braucht,“ fuhr die Fabianen die kleine Person mit der großen Perücke an. „Es giebt gewisse Dinge, an die trotz aller Freundschaft ein lediges

Frauenzimmer nicht so ohne weiteres herandarf. Zum Beispiel, eine verehelichte Frau ist ewig himmelweit von ihr verschieden, so daß sie überhaupt kein Urtheil hat über das, was nur eine verehelichte Frau angeht. Ich meine,“ fuhr die Fabianen heftig fort, „mit der Kummerfelden hat es etwas ganz Extraes auf sich, denn so ohne weiteres benimmt sie sich nicht wie eine Diva.“

Da lachte die kleine Muskulusen, weil ihr das komisch vorkam.

„Da is gar nichts zu lachen!“ fuhr die Fabianen sie von neuem an. „Siehste, Kummerfelden, wenn ich sagte, wie eine Diva, da wußte ich sehr wohl, was ich meinte, dir zur Ehre sei's wieder ausgesprochen, von der Komödiantin merkt mer dir wenig an; aber heite und die ganze Zeit, da muß ich immer denken, daß du eine Diva warst, Kummerfelden.“

„Herr Jezes nee!“ lachte die Kummerfelden leise, wie kommt du denn auf so was? un gerade Diva? Wie denn nur?“

„Siehste, die Kränze oben über deinem Bette un so manches noch, was um dich und an dir ist, das macht mir dir so manchmal den Einbruch, als läge über dir und deinen Sachen eine Moderdecke.“

„Pfui Teufel!“ sagte die Kummerfelden.

„Nee, Kummerfelden,“ fuhr die Fabianen auf, „ich meine ja nur so poetisch ausgedrückt. Siehste, du thust mer manchmal eben leid! Da weiß ich gar nich, wie mer is, alt muß unsereiner doch allemal werden un is auch alt; aber für so ne Schauspielerin muß es doch extra eklig sein, mit einemmal so der Vergessenheit anheimzufallen, so zu sagen bei lebendigem Leibe.“

„Na, Fabianen.“ Die Kummerfelden reichte der großen Frau über den Tisch herüber ihr bewegliches altes Händchen und schaute ihr so eigen in die Augen. „Wie du das so aussprichst, Fabianen.“

Eine große Rührung trat in die Züge der Kummerfelden, und das alte kleine Weib in dem geklumpten Kleide und mit der hohen Haube saß vor der braven

Fabianen, die mit ihren runden Augen den Leuten bis ins Herz sehen konnte, wie vor ihrem Reichtvater.

Und es machte gar nichts, daß der Reichtvater ein gewaltiges Stück Schüttchen ganz unbeirrt in den Kaffee stippete und sich dann in den Mund schob und wohlgefällig laute. Es war doch eine vertrauensvolle Stunde im Entensfang.

Auf dem armen Herzen der Kummerfelden lagen die Erinnerungen nicht mehr so schwer und weich, die ihr der tiefhängende Schneehimmel auf die Seele gedrückt hatte, aber sie war in großer Bewegung und sprach, wie sie es noch zu keiner Menschenseele gethan hatte.

„Ja, Fabianen, da hast du ganz recht,“ sagte sie, und die alten Augen glänzten feucht. „Eine junge Seele und ein alter Leib, das ist des Teufels, Fabianen. Und hätte ich mir nicht sogleich, wie ich vom Theater gegangen war, die große Altweiberhaube angewöhnt!“ — sie legte beide Hände mit einer flinken Bewegung auf ihre Haube — „so hätte ich gewiß Gott weiß was für Streiche angerichtet, denn das muß ich sagen bis auf heutigen Tag: alt mich fühlen, das thue ich nun einmal noch ganz und gar nicht. Das aber habe ich mir damals gleich gesagt: Kummerfelden, Kummerfelden! wenn du es nur anständig zu Wege bringst, das Altwerden! Du mein Gott, man urtheilt so hart über die armen Frauenzimmer, die nicht alt werden können, als ob das eine so leichte Sache wäre. Na, ich meine, ich hab mir nichts zu schulden kommen lassen. Auch noch verschiedene Mal hätte ich ganz gute Engagements annehmen können, aber nee, nee! Wahrhaftig, das sag ich: So was, Gott sei mir gnädig, kann sich nur ein Teufel ausgedacht haben, innen jung und außen verhuzelt.“

„Das fühlt unsereins nu nich so gefährlich,“ sagte die Fabianen. „Hat unsereins acht Kinder gehabt, da macht mer keinerlei Ansprüche mehr, und in was for 'ner Art Saß das Herze steckt, das is schon alles eins. Mer is doch nur so'n Popanz mehr, gar wann's an die

Schwiegermutter geht, no da schon gar! Da hilft unsereins keine Schönheit mehr. Und das Herze ist mit den Kindern auch so abgeradert, daß es weiß Gott an Schnurrpfeifereien nicht mehr groß denkt. Freilich bei kinderlosen Weibern un gar bei einer Künstlerin, da ist das anders, nadirlich — nadirlich!“ Die Fabianen nickte heftig mit dem Kopfe. „Nee, Kummerfelden, ich versteh dich ganz gut. Hast auch dein Teil durchmachen müssen, un brav, das muß dir dein Feind lassen, ehrenwert. Siehste, es muß dir gerade gehen, Kummerfelden, wie dem alten Regimentsgaul am Ackerflug. Du mein Gott, wenn der mal die Trommel hören thät, das möcht ihm nicht schlecht in die alten Knochen fahren, der armen Schindermähre!“

„Fabianen, deine Bildnisse und Gleichnisse, das ist aber etwas Miserables!“ rief die Kummerfelden.

„Na ja, natürlich, das Kind beim rechten Namen nennen! das willst de nich, da soll immer so drum rum geredt werden.“ Die Fabianen goß sich von nemem Kaffee ein und schnitt sich ein gehöriges Stück Schüttchen ab, schob auch der Ramsell Mustkulusen eins hin, ein ganz kleines und einige Krümel. „Da, da haste was, Grünchnabel,“ und tippte ihr auf die wollige Perücke mit einem ihrer großen, harten Finger. „Warm un weich, Mustkulusen,“ sagte sie dazu. „Geh nier weg, wie kann mer nur Sommers un Winters un in der Stube so 'nen Fußsack tragen! Es glaubt dir's ja doch lei Mensch. Da lob ich mir die Kummerfelden.“

So saßen sie noch eine gute Weile bei ihrem Kaffee und dem Schüttchen, das vor der Fabianen ihrem Appetit dahinschmolz wie Butter in der Sonne, die grobe, gute Fabianen, „die stille vor sich hine“ Ramsell Mustkulus, wie sie in Weimar sagen, und die Kummerfelden. Und alle drei hatten keine Geheimnisse voreinander.

Die Fabian, der das Wohl ihrer lieben Nächsten im Menschen- und Tierreich gar

sehr am Herzen lag, sagte immer wieder: „Paß auf, Kummerfelden, wenn du's jezt mit der Sehnsucht nach einer scheenen Vergangenheit zu thun hast — das laß mir nur gut sein, das krieg mer schon; nur sachtchen!“ und die Fabianen rückte schließlich mit dem, was sie meinte, heraus.

Die Kummerfelden sollte ihnen ihre schönsten Rollen vorspielen, sie wären doch auch so zu sagen Menschen, und wenn die Kummerfelden wünschte, da wollten sie auch mitspielen, und etwa Colonels und die Ratismädchen könnten zuschauen. Ganz wie die Kummerfelden es bestimmen würde.

Und dieser Vorschlag gefiel der Kummerfelden. „Ja,“ meinte sie, „das wär nicht übel.“ Und der Fabianen reichte sie die Hand und sagte: „Du treue Seele. Siehste, die Julia, die spielte ich gar zu gern noch einmal.“

Die Julia hatte es der Kummerfelden angethan. Stücke darans hatte sie ihren Nähschülerinnen hin und wieder vordramatisiert, und Julias Schuhe, welche die Kummerfelden zum letztenmal als Julia im Sarg angehakt hatte, die waren noch immer der höchste Preis für eine vortreffliche Nähleistung, und das Mädchen, das diese Schuhe zur Belohnung eine Stunde lang im Entengang an den Füßen tragen durfte, war eine vielbeneidete Person. Die Schuhe der Julia waren der Orden, den die Kummerfelden für ihre Schule gestiftet hatte.

Und ihr altes liebes Gesicht leuchtete wahrhaft, als sie den Plan, die Julia noch einmal zu spielen, weiter mit der Fabianen beiprach.

Ehe die Freundinnen an diesem Abend sich verabschiedeten, hatten sie noch ein längeres Ständchen mit dem Colonel und dessen Fran. Das Ehepaar kam, um sich nach dem Befinden ihrer Hausherrin zu erkundigen, und wurde sehr artig von der Kummerfelden bewillkommet.

„Na, das is ja scheen,“ sagte die Fabianen, „daß Sie bei der Kummerfelden

wohnen. Und Sie sind ja auch nicht zum erstenmal hier, mein Herr, Sie sollen ja schon damals mit geplündert haben, wie ich von verschiedenen Seiten gehört habe. Ja, sehen Sie, unrecht Gut gebeih nicht. Jezt ist's gottlob anders.“

„D, wie gottlob?“ unterbrach sie der Colonel eifrig. „Das sein nicht recht von Ihn su sagen. Deitschland wäre sehr glücklich unter die Franzosen. Schlimm, sehr schlimm für Deitschland! Sie werden sehen, wie es wird werden! Sie werden nich Freid haben daran, non, non, madame!“

„Ach, aber Pips, red doch nich so, was sollen denn die Leute von dir denken,“ sagte Madame, eine kleine, runde Dresdenerin.

„Monstre!“ rief er und bligte sie von der Seite an.

„Ach nee, wirklich, lassen Sie ihn nich davon reden, wenn er auf den Krieg kommt, schläft er die ganze Nacht nich unträumt so schreckliches Zeug, un dann brüllt er wie eine Kanone un zischt un wirft sich umeinander, daß man Hilfe schreien möchte.“

„Monstre!“ rief er wieder in erhöhtem Ton und sah außerordentlich erregt aus. „Ja, der Krieg, id habe alles mit erlebt, Mesdames, und dieses Monstre da kann nicht hören davon. Ah, die Marjeillaise! wollen Mesdames die Marjeillaise hören?“ Der Colonel rief das und schwenkte mit den Armen und hieb mit seinem großen roten Regenschirm, der einen gepreßten messingenen Griff hatte, wie wütend in der Luft umher, so daß die Kummerfelden und die Musikulsen und die Fabianen sich auf die Stufen zum Allerheiligsten lachend retirierten.

„Ach Herrjes!“ rief Madame, die am Thürpfosten stand, „nu ist er schon mitten im Krieg! Hab ich's nich gesagt, daß es so kommen wird? Nu hat er heut nacht das Fieber un dann geht's so fort. Ach, hören sie doch gar nicht auf ihn, wenn er seine dumme Marjeillaise singt.“

„Monstre!“ rief er wütend, „das sag noch einmal, Frauenmich!“ und er stand

mit erhobenem rotem Regenschirm vor ihr. Und jetzt ging es los mit der Marjeillaise. Dabei stach er wie ein Wütender mit seinem roten Regenschirm um sich, schrie wie ein Besessener, verfolgte die drei ehrwürdigen Frauen, stürzte immerfort in den höchsten Tönen die Marjeillaise singend zum Allerheiligsten hinauf und wieder hinunter. Manchmal schoß und brüllte er wirklich wie eine Kanone, dann zischte er wie ein Säbel, dann brüllte und schrie er wieder und ging wieder an die Marjeillaise. „Ah mon Dieu! mon Dieu! mon Dieu! c'est la guerre, Mesdames!“ und wieder die Marjeillaise, und jetzt sang die Kummerfelden gar selber mit, die war von jeher eine so versteckte Franzosenfreundin, und die Marjeillaise, das war ihr Leibstück. Und wie das der Franzose hörte, daß die Kummerfelden mitsang, da schrie er ganz außer sich: „Vive l'empereur!“ und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, als hätte er damit ganz Deutschland erobert. „Ach, so ein Franzos, das ist ein unsinniges Tier,“ sagte die Fabianen vor sich hin. „Jetzt steht mir alles wieder auf, was wir bei der Plünderung ausgestanden haben.“

Die Kummerfelden aber sang unentwegt die Marjeillaise, als hätte sie Gott weiß was im Schilde, und als wäre aus der Kummerfelden mit einemmal so ein miserabel berückichtigtes Strickstrumpfweiß geworden.

In der Kummerfelden steckte eben ein ganz verdamntes Feuer, und ich glaub schon, daß sie ihre liebe Not hatte, es mit der großen Haube niederzuhalten. Sie war auch wie des Kuckucks, als stände sie wieder auf der Bühne. Und man wußte zuletzt nicht, wer in seiner Art schlimmer war, der Franzose, der die Marjeillaise unten im Zimmer sang und mit dem roten Schirm herumstach, oder die Kummerfelden, die oben im Allerheiligsten stand und sang und gestikulirte, bis ihr die Fabianen mit einem Gewaltgriff den Mund zuhielt, denn was zu toll war, das war zu toll.

An dem Thürpfosten stand Madame immer noch und sagte mit einer verzweifelten Miene: „Ach Gottegottegottegotte, was is das fir'n Mann!“

„Ja, das glaub ich Ihnen, meine Beste,“ und die Fabianen nickte ihr einverständlich zu. „Kummerfelden,“ sagte sie, „ei du mein Gott, Kummerfelden, es ist ewig gut, daß dich niemand gesehen hat.“

„I was,“ sagte die Kummerfelden noch außer Atem. „Ich möchte wissen, ob es die Bestimmung des Menschen ist, immer wie ein Klotz dazuzufehn!“

Der Franzose aber hatte sich inzwischen noch nicht beruhigt. Der Teufel schien in ihn gefahren zu sein.

„Und sie kommen doch noch drunter, die Deutschen, o gewiß, Mesdames, gewiß, chérie,“ wendete er sich an Madame, „die Deutschen kommen noch drunter. O, sie werde unglücklich werden ohne die Franzos. Sie brauche die Franzos, ohne die Franzos sind sie nur halbe Leit! Alles mache sie nach, alles — was weiß ich. Die Natur sagt selbst, es ist Bestimmung.“

„Na, na, na!“ sagte die Fabianen, „so 'nen Unsinn.“

Die Kummerfelden aber meinte ernst: „Fabianen, das verstehst du nicht; was Gott mit den Völkern vorhat, das ist seine Sache, da hast du nicht dreinzureden.“

„Nur allein die Sach zum Essen!“ rief der Franzose. „Wo giebt es in Deutschlang so ein eivet de lièvre! so ein décaisse au salmi! so laitue! un so ein vol au vent! so choufleur! wie bei uns zu Hans? Madame versteht es nicht ju lochen.“ Er blickte erbittert auf Madame. „Aber wenn sie wäre Franzos, sie würde wissen. Sie würde gut leben. Ach, un die Gemüse, die legumes. Man weiß nig, was ist Gemüse hier.“ Er machte einen ungemein langen zugespitzten Rüssel und schmalzte mit den Fingern der linken Hand, mit denen er den Rüssel berührte; in der Rechten hielt er noch immer den roten Regenschirm fest an sich gepreßt, den Kopf weit hinten über gebeugt, so

stand er und ließ im Geiste alle Gemüse Frankreichs an sich vorüberziehen.

„Ach, was für ein Schledermaul du bist, Pips, schäm dich!“ rief die Frau und trat auf ihn zu, um ihn aus seiner irdischen Verzückung herauszureißen.

„Schledermaul! Schledermaul, jawohl, o, hören Sie, Madame, wenn ich mich an einem Kartoffel begeistern, an eine Kartoffel mit ein wenig Butter, was ich es immer zu Diner, das nennt Madame Schledermaul!“

„Jawohl, Schledermaul Pips; wenn er die Kartoffel isst, dann sollten Sie ihn nur sehen, da verdreht er die Augen gerade wie jetzt und thut, als wenn er glücklich wäre. Als wenn der Mensch nur zum Essen da wäre.“

„Jawohl, wenn sie geplagt sind und wenn die Rauch so herauskommt, dann freu ich mir! Aber wenn sind sie denn geplagt, wann denn? Sag doch, wann denn? Nie!“

So politisierten sie im Entenfang noch eine gute Weile fort.

Den drei alten Freundinnen ging die Franzosenzeit an der Seele vorüber, die sie alle in Weimar durchgemacht hatten.

„Ja, es ist doch gerade wieder so ein unsinniges Tier,“ wiederholte die Fabianen, als das Franzosenpaar sich verabschiedet hatte, „wie unferneins sie immer in Einquartierung hatte. Immer halb verrückt, um alles ein Geschrei und ein Getoll wie beim Weltuntergang. Na, ich danke, die arme Frau!“

„Ah, er ist oft recht lieb mit ihr,“ meinte die Kummerfelden, „damit hat's keine Not, und wenn so fremde Völker einander heiraten, giebt's natürlich viel Skandal.“

„Seht ihr's,“ sagte die Kummerfelden, als sie ein paar Tage darauf wieder im Entenfang beisammen saßen, „nun müßt ihr aber auch auf mich hören.“

„Nadürlich,“ meinte die Fabian.

Und die erste Leseprobe begann.

Die Kummerfelden hatte ihre Julia,

die Fabian Romeo, und die Ramsell Muskulus die Amme und was sonst gerade für eine Person mit der Julia zusammen auftrat.

Die Kummerfelden hatte ihr allerneuestes geblümtes Kleid angelegt, ein wahres Prachtstück von Kleid, mit seidenen Blumen eingewebt, und auf der hohen Haube steckte eine mattsrosa Schleife.

Sie für ihre Person brauchte natürlich eine Leseprobe nicht, die Rolle der Julia war mit silbernen Buchstaben ihr ins Herz geschrieben, wie sie sagte; aber die Fabianen und die Muskulusen, damit sah's böß aus. Das bemerkte die Kummerfelden sogleich, als Romeo den Mund aufthat.

„Ja, um Gottes willen!“ rief die Kummerfelden, „das lies aber gleich noch einmal.“

Und die Fabian, geduldig und demütig, setzte mit ganzer Force noch einmal ein, und heulte und stöhnte erschrecklich, und legte so ein ungeheures Empfinden in jede Silbe, daß einem eine Gänsehaut über den Rücken laufen konnte, und dabei fuhr sie wie eine Windmühle mit ihren großen Armen umher, daß die kleine Ramsell Muskulusen ganz zusammentauchte, damit das Ungewitter über sie hinweggehen konnte.

Und Julia sah verblüfft auf Romeo, was der für Geschichten machte.

Daß die vernünftige, gescheite Fabianen sich so entseßlich gebärden würde, das hätte die Kummerfelden doch nicht gedacht.

„Nee, nee, Fabianen!“ rief sie, „so geht's nicht! Paß auf!“

Die große Frau hielt ganz erschreckt inne. „Na, was denn nu noch?“

„Es ist ja doch nicht nötig, so arg zu schreien; und was meinst du denn, wenn einer die ersten Worte mit einem Mädchen spricht, da heult er doch nicht gleich so und stöhnt und winselt und wirft die Arme doch nicht so umeinander, Fabianen, denk doch! Du müßt eben an die Natürlichkeit denken.“

„J was,“ sagte die Fabianen. „Du

meinst wohl, ich soll mir dabei an der Nase zupfen! Ne, ne, Kummerfelden, so nonchalant mach ich's nicht. Das mag ich nicht leiden."

"Ja, wer sagt dir denn auch, daß du dabei an der Nase zupfen sollst, da giebt's doch noch ein Mittel Ding. So anstellen sollst du dich nicht, wie eine toll gewordene Blutwurst. Paß auf!" Das sagte die Kummerfelden ernst und würdig; und noch einmal las sie ihr die Worte vor, in welche die Fabianen ihre ganze Kraft wie in eine Kanone geladen hatte.

"Mir auch recht," meinte die große Fran, "so simpel meinestwegen. Wie du aber auf diesen Romeo reinfallen konntest — mir rätselhaft."

"Also jetzt sang an."

Die Fabianen las wieder und schundeste nun das Ganze so miserabel hin, als sagte sie's dem Lehrer auf.

"Pui, Fabianen, du bist aber boshaft!" rief die Kummerfelden. "So kommen wir ja in Ewigkeit nicht weiter. Jetzt laß ich's der Muskulusen probieren."

Das war erst recht danach, mein Gott, so ein Gezirp, und kein Wort richtig gelesen, und gestokert und gepiept, daß die Fabianen ganz entrüstet guckte, sich aber doch nichts recht zu sagen traute.

Arme Kummerfelden! Und deswegen dein schönes Kleid mit den seidenen Blumen, und deswegen die blaßrosa Schleife auf der Haube — und die ganze Feierlichkeit, denn es gab wieder Schüttchen und Kaffee, und für Romeo zur Stärkung war ein Fläschchen aufgeföhren, und Schnupstafel stand zum beliebigen Gebrauch auf einem stark vergoldeten Untertäschchen.

Die beiden vortrefflichen Leser sahen auch mit ziemlich unerfreulichem Gewissen schließlich bei ihrem Kaffee, denn die Kummerfelden hatte die Bücher ein für allemal zugeklappt. Sie war ganz bekümmert und niedergeschlagen und sagte: "Seht ihr's, nun bekommt ihr auch von der ganzen Geschichte nichts weiter zu hören." Sie trank ihren Kaffee wehmütig und konnte sich nicht ermannen, mit

den beiden traurigen Gestalten, die ihre Sache so miserabel gemacht hatten, zu schwägen, und so wahrte es nicht lange, da wickelte die Fabianen sich in ihr Lori, troch in den unzerreißbaren Christophornsmantel, und die Muskulusen stülpte sich den Weichenhut auf die Perücke, und die arme Kummerfelden saß allein mit ihren Gedanken. Draußen fiel der Schnee, und eine tiefe, tiefe Stille war im Stübchen, und die Erinnerungen kamen wieder angeschlichen und legten sich dem kleinen Weibe schwer und weich aufs Herz.

* *

Und während da oben im Stübchen eine saß und ihr Lebensglück, auch das allerletzte Restchen, mit wehmütigem Herzen begrub, da grub zur selben Stunde noch einer im Hause. Unten im Keller hockte der Colonel bei einem Laternchen und grub nach Trüffeln. Das mag man mir nun glauben oder nicht. Es war aber so. Er hatte Champignons und, wie er versicherte, Trüffelbrut unten im Keller gesät, schon Tage vorher, ehe er einzog, in Kästen die Champignons und die Trüffeln in lockere Kellererde, und er hatte den Keller im Entensfang gar nicht genug loben können. Jetzt steckte er also unten beim Scheine seines Laternchens und wirtschaftete. Er grub mit einem großen alten Blechlöffel im Schweiß seines Angesichtes.

"Attention, attention," murmelte er hin und wieder vor sich hin, jedenfalls weil er fürchtete, seine Trüffeln mit dem Blechlöffel zu verletzen. Er war in ungeheurem Eifer und leuchte und pufete.

Mit einemmal schien er endlich etwas gefunden zu haben, holte es sachte mit dem Blechlöffel aus dem Grübchen, langte mit der anderen Hand in die Tasche, praktizierte seine Brille heraus und stülpte sie sich, so gut es mit einer Hand gehen wollte, auf die lange, dünne Nase, und danach beschaute er sich das Ding im Löffel mit großer Befriedigung, steckte es in ein altes leeres Dütchen, das neben

der Laterne lag, und machte sich zufrieden auf den Weg.

Vor der Thür der Kummerfelden blieb er einen Augenblick unentschlossen stehen, aber schließlich pochte er.

Die Kummerfelden fuhr aus ihrem wehmütigen Brüten auf, und der hagere Colonel mit der brennenden Laterne hielt ihr schon auf der Schwelle die Dütte mit dem Trüffelchen entgegen.

„Madame, Madame, wir haben — wir haben! Sie sind schon gereift!“

„Na, da weisen Sie's mal her; ei, ei, wie ist denn das nur möglich um diese Jahreszeit?“ sagte die Kummerfelden und setzte sich ebenfalls ihre große Brille auf die Nase.

„Macht nix, macht nix,“ sagte der Colonel, „im warmen Keller da macht's nix.“

Und jetzt beschauten sie's miteinander, und die Kummerfelden langte in die Dütte und holte das Trüffelchen heraus, schob sich die Brille bis auf die Nasenspitze und schaute über die Brille hinweg, wie die Kummerfelden das immer that, wenn sie besonders scharf sehen wollte.

„Attention! Attention!“ rief der Colonel, der um das Trüffelchen besorgt schien.

„Ei du meine Güte, das ist mir aber sehr unangenehm, wie kommt denn das in meinen Keller, davon weiß ich ja gar nichts, das ist ja wohl der Mauerchwamm.“ Die Kummerfelden drückte das verschrumpelte Ding zwischen ihren kleinen Fingern und roch daran; „oder ein vertrocknetes Kartöffelchen.“

„Attention! Attention!“ rief der Colonel und nahm es ihr weg und steckte es wieder in das Dütchen. „Ah, Mauerchwamm!“ sagte er wegwerfend, „Madame kennt keine Trüffel. Sie noël brauch ich Trüffel, Madame wird sehen.“

„Na, um Gottes willen, das Ding soll doch nicht etwa gefocht werden?“

„Ah bah!“ sagte der Franzose.

„Ja nich etwa,“ meinte die Kummerfelden.

„Glauben Madame, daß ich etwas

anderes kochen werde als ein Trüffel? Ich bin sehr geschick im Kochen, ich weiß so etwas. Ich kochte viel, sehr oft. Madame oben,“ er wies zur Decke hinauf, „liebt nicht zu kochen — kann auch nur schlecht. Ein civet de lièvre kann sie nicht.“ Der Colonel machte wieder einen Rüssel und spitzte die Finger und schnalzte und warf den Kopf zurück. Die Laterne stand zwischen seinen langen Beinen und er selbst saß der Kummerfelden, wie es schien, zu einem längeren Schwäzchen gegenüber.

Er erzählte ihr, daß seine Madame sehr zart sei, daß er sie über alles, mehr als sein Leben liebe — dabei traten ihm die Thränen in die Augen —, daß sie manchmal miteinander zankten, aber immer sehr bald Verjöhnung hätten, daß er ein kleines Kind sich wünsche, daß er gut fände, wenn man „su civet de lièvre kein lièvre“ habe, „Kaz sie nehmen in der braunen Sauce sei das eben so gut.“ Er erzählte weiter, wie er „den Kaz fange, ganz ohne alles Geräusch — Madame wird sehen.“ Er erzählte auch, wie man immer frischen Salat im Keller haben könnte, ein wunderbares Rezept dazu, dann kam er wieder auf Madame „oben“ zu sprechen, schüttete der Kummerfelden sein Herz ganz gehörig aus. Dann kam er auf die Gesundheit von Madame zu sprechen, für was er alles Tisane „zu kochen“ verstehe — für alles. Das erzählte er mit außerordentlich wichtiger Miene, mit hochgehobenen Augenbrauen. Daß kein Tag verging, an dem er ihr nicht wenigstens eine Tisane kochte, und daß er hoffe, daß Madame mit der Zeit immer besser würde, daß sie aber die Tisane sehr ungerne tränke und daß er ihr immer „sureden“ müßte.

„Madame sind sehr still heute,“ sagte er, als es ihm auffiel, daß die Kummerfelden seinen Redestrom nur äußerst selten und geringfügig unterbrach. „Madame haben ein etwas lauges Gesicht. Ich gehe hinauf und bringe Madame eine von mein Tisane.“

„I gar,“ sagte die Kummerfelden.

„Wenn ich sage, dann sag ich!“ Der Colonel zog die Augenbrauen wieder hoch. „Madame oben sagt gerade so, aber da ist nichts, wenn ein Tisane getrunken sein muß, dann muß sein!“ Jetzt bemerkte er auf dem Tisch noch der Fabianen und der Ruskulusen ihre Rollen liegen und zwei Bände Shakespeare. „Madame haben studiert?“ rief er, „darf ich sehen?“ Und er nahm die Rolle des Romeo. „Ach, Komödie, Madame studieren noch immer.“ Er verbeugte sich achtungsvoll. „Man hat mir gesagt, daß Madame eine große, sehr berühmte Actrice war.“

Das that der Kummerfelden wohl und sie zog freundlichere Saiten auf.

Der Colonel gudte immer noch mit hochgehobenen Augenbrauen in die Rolle. „Sähr scheen, sähr scheen!“ sagte er höflich.

Da fuhr der Kummerfelden eine Idee durch den Kopf, eine glückliche oder unglückliche, wie man will. Und es währte gar nicht übermäßig lange, da saßen die beiden, der Colonel und die Kummerfelden, beieinander, und der Colonel hörte gespannt und außerordentlich erregt zu.

Er hatte sich eben vollkommen bereit erklärt, die Rolle des Romeo zu übernehmen.

„Das war ein vorzüglicher Gedanke!“ rief er ein übers andere Mal. „Ich werde studieren, o ich werde studieren, da verlassen sich Madame darauf. Es wird scheen gehen, sähr scheen.“ Jetzt stand er auf und lief im Zimmer auf und nieder, während die Kummerfelden in Begeisterung ihm den Gang der Tragödie auf das ausführlichste mittheilte und die Scenen, die er mit ihr zu spielen hatte, besonders markierte. „Zawohl, jawohl,“ sagte er, „das ist alles gut, aber Madame müssen zuerst oben stehen,“ er zeigte zum Allerheiligsten hinauf, „und ich unten. Sehen Madame, das würde sähr gut gehen, dann markieren wir Balkon mit ein Vettuch, wo ich übersteige. Madame sollen sehen!“

Das leuchtete der Kummerfelden ein.

Sie gab dem Colonel die Rolle mit, band sie ihm ganz besonders auf die Seele, weil die Rolle ein werthes Angebenken sei, und erklärte sich nun auch bereit, um dem guten Colonel auch einen Gefallen zu thun, die Tisane, die er ihr noch heute bringen würde, zu trinken.

Und er brachte die Tisane und seine Frau kam mit ihm und lachte in einem fort. „Gott, ach Gott,“ sagte sie, „jetzt fängt er auch mit Madame Kummerfelden an!“

Und sie blieben beide so lange, bis die Kummerfelden den letzten Tropfen getrunken hatte und sich schüttelte, denn der Colonel hatte ihr etwas sehr Bitteres gebracht.

„Ja, du meine Güte, was war denn das?“ frug sie.

Da machte der Colonel ein ganz besonders wichtiges Gesicht und schwieg, und die Frau lachte wieder und sagte: „Ach Gott, da kennen Sie ihn aber schlecht, das sagt er nie.“

Und so war es auch. Er sagte es nicht.

Der Kummerfelden bekam es aber ganz gut. Von jetzt an aber war es bei den Mietern der braven Kummerfelden wirklich immer großer Spektakel. Der Colonel schien völlig des Auckuds zu sein, lief treppan, treppab, vom Boden, wo er auch fortwährend etwas zu thun hatte, hinunter in den Keller zu seinen Trüffeln, und sprach unausgesetzt mit tiefem Gefühl vor sich hin. Niemand wußte, was, nur die Kummerfelden wußte es ganz genau. Das war eben zu jener Zeit, als Käse, das Katsmädel, in der Nählschule Betrachtungen über die unruhigen Mieter ihrer Nähmeisterin anstellte.

Was er auf dem Boden trieb, wußte die Kummerfelden ebenfalls auch ganz genau. Es war ihr durchaus nicht unbekannt, daß er dort den Kraben nachging und Fallen gestellt hatte und ewig auf der Lauer lag.

Der Colonel war ein eifriger Mann, machte auch Anstalten, sich in Weimar als Tanzmeister aufzuthun; er hatte immer

etwas im Treiben. Und mit Befriedigung bemerkte die Kummerfelden, wie eifrig er es auch mit seiner Rolle nahm. Eins war ihr nicht recht, daß er bei jeder Gelegenheit zu ihr in die Stube „gequitscht“ kam, auch während der Nähstunde. Immer war im Hause etwas los, was die Kummerfelden durchaus wissen mußte.

Bald hatte er etwas von der Frau zu Ratschen und kam wegen einer ehelichen Streitfache um Rat zu fragen, bald wollte er ein Endchen Bindfaden, bald eine Schere, bald brauchte er ein Ei oder einen Apfel zu einer Sauce, bald kam er, um die Kummerfelden an eine köstliche Tisane riechen zu lassen, die seine Frau nicht zu sich nehmen wollte und die er deshalb in wütender Erregung zum Kosten herumtrug.

Einmal kam er auch mit blutriesenden Händen hereingestürzt in die Nähstunde und trug ein Geschöpf, das große Ähnlichkeit mit einem abgezogenen Hasen hatte, und hielt es triumphierend der Kummerfelden vor die Nase, die aber einen solchen Entsetzensschrei that und so von Ekel geschüttelt wurde, wie es sich kaum mit dem Anblick eines strammen Hasenbratens vertrug. Das mit dem Hasenbraten wird man mir nun wieder nicht glauben wollen und meinen, ich oder die Kummerfelden haben gelogen. Aber, Gott bewahre, es hat sich alles so zugetragen und die Kummerfelden hat es ihrerzeit oftmal erzählt.

Die Mädchen in der Nähstunde hatten viel zu sichern, und das war der Kummerfelden durchaus nicht recht.

„Wissen Madame, es wird jetzt gehen,“ meinte eines schönen Tages der Colonel, und so verabredeten sie beide, die erste Probe, nachdem die Nähstunde zu Ende war und der Entengang einsam im Schnee lag, miteinander abzuhalten.

„Aber bei Licht,“ sagte die Kummerfelden.

„Na—atirlich,“ stimmte der elsässische Franzose bei.

Nun hatte es die Kummerfelden also doch erreicht. Wieder schlüpfte sie, sobald die Mädchen fort waren, in das Kleid mit den großen seidenen Blumen und setzte sich die weiße große Haube mit der blaßroten Schleife wieder auf und wusch sich das Gesicht mit ihrem berühmten Kummerfeldschen Waschwasser ab, das noch immer jetzt in den Weimarschen Apotheken für Frauenzimmer, die etwas für ihre Schönheit thun wollen, zu haben ist. Sie hatte sich auch zwei Wachskerzen gekauft, damit Julia oder Romeo der Mühe enthoben waren, das Unschlittlicht alle Nasenlang zu schneuzen.

So erwartete Julia ihren Romeo.

Statt diesem schellte es aber ganz gewaltig an der Hausthür und die Fabianen kam hereingetappt und wollte sich häuslich niederlassen.

Das aber kam der Kummerfelden sehr in die Quere. Und die Fabianen fand, daß sie äußerst kühl empfangen wurde.

„Na, was hast du denn?“ frug sie.

„Z, zu Tiburtstufen muß ich gehen,“ log die Kummerfelden.

„Na nu, das muß ich aber sagen, Kummerfelden, Wachslichter brennst du wie bei Hofe, du mußt doch gar nicht mehr wissen, wo du vor Hochmut 'naus sollst, um zwei gar auf einmal — was is mir denn mit dir? — un gepußt wie'n Pfau! — Kummerfelden, Kummerfelden!“

„Du bist wohl vom Magistrat als Polizeier angestellt, scheint mir. Mit deinen großen Augen — was sährst du denn überall herum — lern lieber lesen — du,“ sagte die Kummerfelden ganz wütend.

„Eine hübsche Laune, böshafte's Dingen! Was hast du denn nur? Geh, mach dich fertig, ich bring dich zu Tiburtstufen.“

Das fuhr der Kummerfelden wie ein Schreck durch die Glieder. Die Fabianen abzuschütteln, das war ja die reine Unmöglichkeit. Und um keinen Preis hätte sie der Fabianen gesagt, wen sie erwartete und als was sie ihn erwartete. So wurde sie schließlich ganz grob und unverblümt und sagte, daß sie gar niemanden brauchte,

daß sie schon den Weg zu Tiburtiusfussens allein finden könnte, und so einen Polizeier wollte sie schon gar nicht.

Die arme Fabianen wußte nicht, was sie von ihrer guten Kummerfelsen denken sollte, und in ihrer Gutnützigkeit frug sie die kleine ungezogene alte Frau, ob sie vielleicht gar Fieber hätte, und griff ihr sachverständig nach dem Puls.

Aber schließlich ging sie und zwar ziemlich aufgebracht, soweit das bei ihrer großen schwerfälligen Person möglich war.

Wie sie ein gutes Stück schon den Entensfang hinter sich hatte und die hellen Fenster noch immer in den Schnee hinausleuchteten — die Fabianen war gehörig langsam gegangen, um die Kummerfelsen wirklich aus dem Hause treten zu sehen, denn es war ihr die Einladung zu Tiburtiusfussens gar nicht geheuer vorgekommen —, da machte sie plötzlich Kehrt und trottete dem Entensfang wieder zu. „Wart, du alte Lügenhanne,“ dachte sie, „die Tiburtiusfussens ist ja heute zu dem großen Traß bei der Schopenhauern geladen.“ Das hatte sie zufällig erfahren und es war ihr plötzlich eingefallen. „So eine Verkommenheit, so zu lügen! und das konnte sie also wirklich, die Alte, ihre beste Freundin so miserabel anlügen!“

Die Fabianen schob jetzt ganz energisch vorwärts durch ein dichtes Flockengewimmel, und vor dem hellen, zugefrorenen Fensterchen des Entensfanges machte sie Halt. Wie die Scheiben glitzerten!

Die große Frau fuhr mit ihrem Gesicht an den gefrorenen Scheiben hin, um etwa doch ein Löchlein zu entdecken, das ihr gestattete, in den fürstlich erleuchteten Entensfang hineinzublicken, und da hatte sie auch schon eins; aber sie mußte so krumm stehen wie ein Flißbogen, und das war beschwerlich. Der Schnee fiel auf ihren breiten, runden Buckel wie auf einen silberüberzogenen Hügel, und im Nu war der Buckel schneebüthenweiß, besonders da die Fabianen sich nicht mit einem einzigen Ruck rührte. Sie stand wie gefroren, und in die Schneedecke auf ihrem großen runden Rücken kam auch nicht ein

einziges Rißchen. Ein Seufzer, eine Art Stöhnen rang sich aus der gepreßten Brust des großen Weibes, und der Schnee fiel immer dichter und dichter.

Das war ja wirklich, um den eigenen Augen nicht zu trauen, eine Vorspiegelung der Hölle! Die Kummerfelsen oben im Allerheiligsten und der zehnmal verdamnte Colonel unten gestikulierend und schwadronierend — Gott weiß was —, und mit den Händen alle Nasenlang aufs Herz gefahren, als wenn es ihm davonrennen wollte und er es festhalten mußte, und das Maul so spitz und leder, als wäre er dabei, daß er Sirup lecken sollte, und dann setzte er sich auf die Knie — aber das verdamnte Löchlein im gefrorenen Fenster! da mußte es natürlich ganz unten sein! und außerdem war es auch durchaus nicht so klar, wie die Fabianen jetzt gewünscht hätte, um einen vollen Einblick in die ganze Schändlichkeit zu thun.

Von der Kummerfelsen sah sie nur, daß die sich vom Allerheiligsten zum Colonel herabzog, aber sie konnte eigentlich nur die Haube mit der blaßrosa Schleife sehen. Aber wie sie sprach, die Kummerfelsen, das ging der Fabianen doch durch Mark und Bein — so niederträchtig verliebt! diese alte, einst so brave Frau. Und jetzt, allmächtiger Gott! jetzt stieg der Colonel zum Allerheiligsten hinauf; aber wie stieg er denn? das waren ja doch ganz bequeme Stufen. Und die Fabianen sah jetzt gerade nur die Beine des Colonels, und die machten die wunderbarsten Anstalten. Er hob sie ungeheuer hoch in die Höhe und trat auf einige Stufen mehrereremal, und jetzt sah auch die Fabianen, daß er einen Strich hatte, der oben im Allerheiligsten irgendwo angebunden sein mußte und an dem er sich hinaufzog. „Was war denn das! um Himmels willen!“

Hätte die Fabianen eine Ahnung von der Balkonscene gehabt, wäre ihr vielleicht ein Licht aufgegangen, aber in dergleichen Dingen war sie völlig unschuldig, und die paar Worte, die sie selbst als

Romeo gelesen, waren spurlos an ihr vorübergegangen und hatten sie auf nichts weiter schließen lassen.

Jetzt war der Colonel aber oben, und, wie die Fabianen deutlich sehen konnte, in den Armen der Kummerfelden. Er hockte vor ihr und sie war über ihn gebeugt und hielt ihn umschlungen, und ohne die einzelnen Worte verstehen zu können, hörte die Fabianen, wie sie wie die Verrückten miteinander sprachen, mit einem Feuer — großer Gott, daß so eine alte Frau noch so viel Feuer haben konnte, das war ja schauerhaft, und auch der niederträchtige, abgelebte Franzose; aber die Mannsleute, das ist was anderes, die können nie ein Ende finden, und dürres Holz fängt leicht Feuer. Aber die Kummerfelden! ihre alte Kummerfelden, die ausgezeichnete Frau, die Lehrmeisterin so vieler unschuldiger Mädchen! Und wie hatte sie immer zu der Kummerfelden aufgeblüht! Und wie war es immer gemüthlich bei der Kummerfelden gewesen! Und jetzt — diese Verworfenheit, diese miserable Geschichte! Die Fabianen war außer sich: „Da glaub einer noch an die Menschen.“

Sie konnte nicht mehr durch das Löchelchen schauen — „um die Welt nicht.“ Mit einem Krach richtete sie sich aus ihrer langen Erstarrung auf, worauf auf ihrem Rücken ein wahres Schneegeschiebe entstand.

Wie vernichtet blieb sie stehen. Solche Schledtigkeit in ihrer allernächsten Nähe, ausgeübt von einer Person, die ihr so hoch und heilig gestanden hatte, wie die Kummerfelden!

Ganz gebrochen und langsam stapfte das große Weib heimwärts wie ein wandelnder Schneemann. Auf ihrer Pelzhaube hatte der Schnee sich zu einer sonderbaren Spitze angehäuft, und zwischen den Voriumschlingungen waren ganze Schneefelder. Von diesem Tag an wollte sie mit keinem Schritt wieder über die Schwelle des Entensfangs treten. Und es schien ihr, als hätte sie eine tranliche Heimat verloren.

Die Kummerfelden und der Colonel aber trieben mit viel Glück das Spiel weiter. Und der Kummerfelden war es, als atmete sie nach langem, hartem Winter endlich wieder Frühlingluft.

* * *

Der Weihnachtsabend war herangebrochen. In dem in Schnee gehüllten Städtchen war ein eifriges Treiben, zwischen den hohen Schneewällen drängten sich die Leute. Die Pfefferfuchsbuden auf dem Markte wurden gewaltig in Anspruch genommen, und wie Ameisen zogen die in Pelz und Mäntel eingewickelten Weimaraner mit Pfefferfuchsherzen und -reitern und Pfefferschneiben heim, und aus allen Häusern roch es nach Schüttchen. Warme, duftende Luftströme beglücketen den eilenden Leuten mitten in der Kälte und ließen sie wohlgefällig aufatmen. Kleine Moospyramiden, um die her Wollschäfchen standen, wurden zum Verkauf ausgeboten, und Krippen und Gärthchen mit Hirten und Herde, denn damals vertrat bei den meisten Leuten noch das Moospyramidchen mit Lichtern bestückt den Tannenbaum. Und es war auch hübsch, so eine kleine Pyramide, sie sprach auch zum Herzen.

Da gab es ganz winzige kleine für ein einziges Lichtchen und wieder große für zwanzig, dreißig. Und kleine Zuckerringel hingen die Leute auch daran. Der Weihnachtsengel stand auf ganz großen Pyramiden oben auf der Spitze, und um den Fuß dieser grünen Pyramiden sah man die heilige Familie mit Ochs und Esel.

In jedem Haus gab's Karpfen und vorher Heringalat.

Weihnachtsabend ist immer und zu jeder Zeit im alten Weimar ein Herzensfest gewesen, bei dem es den Leuten im harten Winter fröhlich zu Mute wurde.

Und wenn sie das Weihnachtslied vom Turme bliesen, das hat noch jedem Weimaraner tief in der Seele geklungen, freudig, hoffnungsvoll, glücklich oder weh-

mütig zum Hinsterben, wenn es in Einsamkeit und schmerzliches Erinnern hineinklang.

Als diesmal die Töne des Weihnachtsliedes wieder über die beschneiten Dächer kamen, trafen sie wie schon gar oft im Entensfang das einsame Herz eines guten kleinen Weibes, die brav und voller Güte und Liebenswürdigkeit mit den Dingen fertig geworden war, die das harte Leben uns Sterblichen auferlegt, und nun einsam saß mit dem schwarzen Buch in der Hand, das seinen Platz in dem seidenen Ventel über ihrem Bette hatte.

Und das meiste, was in diesem abgegriffenen Buche stand, ging sie blutwenig mehr an, Lob- und Danklieder, Hochzeitslieder und -gebete, Gebete bei und nach der Geburt eines Kindleins, Erntegebete und Gebete gegen Teufelsanfechtung für Jungfrauen und Jünglinge, Tauflieder und -gebete, Konfirmationsgebete — all diese Dinge gingen sie nichts mehr an. Nur zwischen den Seiten, in denen die Sterbelieder und Gebete wider bösen schnellen Tod standen, lag noch eine dicke Schnur. Und gar vieles war in dem schwarzen Buch gar nicht benannt worden, mit dem sie überdies noch hatte fertig werden müssen. Da standen keine Gebete, beim Herannahen des bösen Alters zu beten, keine Trostgebete für das Entschwinden der lieben guten Jugend, keine Gebete und Lieder für eine arme vergessene Schauspielerin, keine Gebete für die Not, wenn das Herz noch jung und freudig ist und der Leib weß und alt, keine Gebete für die Dämmerstunde, wenn die lieben versunkenen Gestalten uns heimrücken und das Herz vor Sehnsucht nach ihnen brechen möchte. Deshalb ließ die Kummerfelben auch das Buch zugeklappt und hielt es nur in der Hand, und neben ihr lagen in einem Kästchen vergilbte Briefe — Liebesbriefe ihres früh verstorbenen Mannes, die las sie immer am Weihnachtsheiligen-Abend. Und auf den Briefen zuoberst ringelte sich ein blondes Lödchen mit einem rosafarbenen Faden umbunden — Kinderhärchen — das kleine Weib

hatte auch ihr Söbuchen, ihr einziges, verlieren müssen.

Und so lagen in dem Kasten die traurigen, armeligen Schätze, die das Leben ihr eingebracht hatte, beisammen, und sie selbst saß als demütige Dienerin ihres Herrgottes und hatte keine Klage auf den Lippen, keine Bitternis im Herzen. Ihre Hand fuhr wie lieblosend über die gelben Briefe hin — und draußen klang das Weihnachtslied vom Turme.

Oben bei dem Franzosen sah es zu dieser Stunde weniger friedlich aus. Der Colonel hatte zur würdigen Feier ein wirkliches und wahrhaftiges civet de lièvre zusammengebraut aus einem wirklichen und wahrhaftigen Hasen mit langen Ohren und einem kurzen Schwanz, im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Hasen mit kurzen Ohren und langem Schwanz, der im Entensfang erjagt wurde. Er war ganz Eifer und hatte alle Hände voll zu thun. Dazu kam noch, daß seine Frau seit Tagen schon stark verschuupft war und sich auch bei ihr ein Schnupfenfieberschen eingestellt hatte, was bei dem harten kalten Winter nicht zu verwundern war. Das gab aber dem guten Colonel seit Tagen schon Veranlassung, eine Tijane nach der anderen zu brauen.

Die Frau mußte zu Bette liegen und trinken und schlucken ohne alles Erbarmen, sie mochte nun wollen oder nicht; und er braute unglaubliche Sachen, um ihr, wie er sagte, möglich zu machen, daß sie mit Genuß das civet de lièvre zu sich nehmen könnte.

Alle Stunden kam er mit etwas anderem, und im Entensfang roch es wie in einer Apotheke zur Zeit einer Epidemie.

Die kleine Frau hatte ihren Gemahl schon unter Thränen gebeten, sie zu verschonen. Aber er sagte immer dasselbe: „Wenn getrunken sein muß, muß getrunken sein. Da ist nichts zu sagen. Was willst du? Leben oder sterben? Willst du sterben um mich armen Pips allein lassen, du?“

Daraufhin trank sie immer wieder und sagte dann: „Nu is aber genug, Pips, weißt de, ich kann wirklich nich mehr, mei Magen thut mir weh.“

„Der Magen, sagst du? wo denn? wie denn? Der Magen muß nich weh thun, chérie, der muß nich.“ Und der Colonel, den seine Frau „Pips“ nannte, ging, um eine Tisane für den Magen zusammenzubrauen.

So trieb er's schon seit Tagen, und die arme Frau litt wirklich, eine Tisane hatte ihr auch schon übel mitgespielt, was den Colonel in außerordentliche Aufregung versetzte und ihm die Idee zu einer ganz neuen Art Tisane einbrachte, nun ihr zu helfen.

„Mein Gott, in deine Hände, Pips, das halte ich nich mehr aus!“ hatte sie schluchzend gerufen, als ihr Herr und Meister schon wieder mit etwas Neuem dastand. Aber was half das, Pips dokterte nun einmal dämonisch gern und hatte so wie so nach Gottes Anordnung die Oberherrschaft über sein eheliches Gemahl.

Und so wiederholte sich noch ein paar-mal die Tisanekocherei, bis die gute Frau sich wieder einmal nach einer Tisane, mit Erlaubnis zu sagen, erbrechen mußte, da drehte sie das Gesicht endlich zur Wand und sagte mit matter Stimme: „Pips, wenn's so fort geht, da muß ich eben sterben.“ Und von diesem Augenblick an sprach sie keine Silbe mehr. Als Pips an ihrem Bette stand und sie anredete, gab sie keine Antwort, und als er flehte und jammerte und sie an der Schulter rüttelte, gab sie nur so eine Art schnappenden, quakenden Ton von sich, der den armen Colonel außerordentlich erschreckte.

Er lief wie besessen im Zimmer umher und wußte gar nicht, was beginnen vor Aufregung. Das civet de lièvre, das immer noch schmorte, wollte er doch auch nicht anbrennen lassen, und eine Tisane wollte er doch auch in Vorrat brauen, wenn chérie wieder zu sich kommen würde, und nach chérie, die immer noch mit dem Gesicht der Wand zugekehrt lag,

mußte er doch jeden Augenblick sehen. „Was soll ich nur machen, chérie, was soll ich nur machen?“ frug er in verzweifelten Tönen, wenn er am Fußende des Bettes stand, aber chérie antwortete nicht. Da zischte gerade der Hase oder eine Tisane, und er stürzte wie ein Bessener zum Ofen und wirtschafte und raffelte und wütete und kam mit eingeschierten schwarzen Fingern wieder au das Bett seiner Frau und jammerte und rüttelte sie.

Wäre die Fabianen dabei gewesen, würde sie gewiß gesagt haben: „Ein unsinniges Tier so'n Franzos!“

Und mit einemmal fing er an, seiner Madame Liebesbezeichnungen zu geben, nannte sie mit lauter französischen Gemüsen und Obstn, das Vedermaul. Chérie hatte ganz recht gehabt. Unter Thränen rief er laut und verzweifelt: „O mon chouffleur! mon laitue, ma petite poulette!“ dazwischen: „O mein Reinette à côte.“ Das ist eine Reinette mit sehr schmalen Wangen. Ein Schmeichelname, den er wahrscheinlich für eine Halbtote passend hielt. Dann kamen verschiedene Gemüse daran und seine Liebingsspeisen. Dann stürzte er wieder wie verzweifelt, in Thränen gebadet, über das Bett hin und rüttelte und schüttelte sie: „Nicht sterb, nicht sterb,“ rief er flehentlich, „o — o — o, mon laitue!“

Das civet de lièvre machte sich bemerkbar, und der arme Colonel stürzte wieder an den Ofen zurück und raffelte und rührte und schleckte. Dazwischen murmelte er immer allerlei.

Wie hingeschossen lag er dann vor dem Bette seiner Frau, so ging es unausgesetzt — und chérie rührte sich nicht.

Da kniete er vor ihr nieder und preßte ihre Hände: „Da bett doch wenigstens, du Monstre, wie willst du denn zur Sätigkeit kommen. Was denkst du denn, daß le bon Dieu is zufrieden, wenn du stirbst un wig sagst. Das sprichst du eben mit mir. Das muß sein, chérie.“ Und nun faltete er die Hände und sprach ein Sterbegerbet. „Ich habe es selbst zusammenge-

steht, es ist gut," sagte er. „O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici; désormais je veux appartenir à vous, pour le temps et pour l'éternité. Das ist gut, chérie, bitt nur, sag nur was!" rief er verzweifelt. „Wenn du mir sagst, chérie, wozu willst du in die Hölle gehen? bitt nur, bitt nur, chérie.“ Gerade wie seine Tisane vordem, bot er ihr jetzt seine Gebete an, aber sie sagte kein Sterbenswörtchen.

„O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici —“ Dabei wirtschaftete er irgend etwas wieder am Ofen und schielte zu seiner Frau, rückte das civet de lièvre aus der Glut und benagte ein Knöchelchen. „O c'est bon, chérie," rief er unter Thränen, und dann mit vollem Munde ging es wieder zum Sterbegebet über: „désormais je veux appartenir à Vous pour le temps et pour l'éternité.“

Jetzt rückte er das civet de lièvre ganz vom Ofen weg, denn es war vollständig gar.

„Ich werde ganz schwarz, ich muß mich ein bißchen niederlegen.“ Und er legte sich. „Chérie," sagte er und rüttelte sie, „chérie, du hast doch nicht kalt — nicht wahr, chérie?“

Da stieß chérie einen ganz merkwürdigen Ton aus, der wie ein Röcheln oder ein ersticktes Lachen klang, so etwas ähneliches.

„Schauerhaft," sagte der Colonel, und streckte sich vollends nieder.

Für eine kurze Weile war jetzt vollkommene Stille im Zimmer, das Taglicht braunte trüb, denn der Colonel hatte es den ganzen Abend nicht gekneuzt, und im Ofen brodelte wehmütig eine Tisane.

Da mit einemmal sprang der Colonel mit beiden Weinen zugleich aus dem Bett und stöhnte und fuhr sich in die Haare.

„Chérie, mais, chérie! Gottes willen sterb nicht! Sie werden sagen, daß ich dich vergiftet habe, chérie! les monstres!“ Er fuhr sich in Verzweiflung in die weichen, dünnen Haare. „Was sollst du thun? O les monstres, les monstres!“

Mit großen Schritten lief er im Zimmer auf und ab und froh an seinen langen nackten Weinen.

„Chérie, Fraumensch! sterb doch nicht!" rief er schluchzend und warf sich am Bett nieder und rüttelte sie, wobei sie wieder einen so eigentümlichen Ton ausstieß.

„Schauerhaft, chérie! Schauerhaft! Thun das nicht, laß dein armes Biß nicht einspinnen! Man wird dich aufneiden, chérie, um sehen, was du en dedans hast, wenn du jetzt sterbst.“

Das sagte er ihr, um sie wahrscheinlich vom Sterben abzuschrecken. „Siehst du, und dann wird der Biß eingespinnt, denn wer kann wissen, wie die Tisane all miteinander in dein Leib zusammengekommen sind, um wie sie miteinander darin aussehen. Sterb nicht, Fraumensch!" jammerte er.

Die Angst vor dem Eingesperrtwerden überstieg offenbar bei dem armen Colonel alles andere, denn mit einemmal sprang er auf, raffte vom Tisch und von der Kommode und vom Fensterbrett einen ganzen Arm voll Däten und Büchsen und Gläsern zusammen und rannte im Hemd, wie er war, und in nackten langen Weinen zur Thür hinaus, wie der Biß.

Und als er in ein paar Sähen unten angekommen war, riß er der Kummerfelden ihre Thür auf und stand dem ganz in Erinnerungen versunkenen kleinen Weibe, das eine stille, gottergebene Weihnachtsfeier hielt, in seiner Skandalösen hemden Gestalt mit langen nackten Weinen gegenüber. Und die Kummerfelden schaute auf ihn so erstarrt wie auf einen bösen Geist. Sie war ganz bewegungslos vor Entsetzen und konnte kein Wort hervorbringen, aber die Augen traten ihr fast aus den Höhlen.

„In Jesu Namen!" sagte sie endlich mit wackeliger Stimme.

Der Colonel aber hatte, ohne auf sie zu achten, in seinen Däten gewirtschaftet und hielt ihr jetzt, ohne im geringsten seine höchst zweifelhafte Erscheinung in Rechnung zu ziehen, zwei Tisaneadäten vor die Nase.

„Niesen! riechen, Madame!“ rief er außer sich, „lauter gute Sach! lauter gute Tisane, so gesund —“ Und wieder nahm er zwei andere Düten und hielt sie der Kummerfelden vor die Nase: „So gute Sach, aber Madame oben is daran gestorben! Man wird mir einspinnen, mit arme Pips!“ rief er schluchzend.

Jetzt hatte die Kummerfelden ihre Beweglichkeit wieder. „Ja, du großer allmächtiger Gott!“ rief sie. „Was sagen Sie denn da! Jesus, Jesus!“ Die Kummerfelden war aufgestanden und hielt sich mit zitternden Händen an der Tischplatte.

„Daß chérie tot is!“ schrie der Colonel und wirtschafete in seinen Düten und roch selbst daran.

„Tot!“ rief die Kummerfelden ganz verwirrt.

„Ja,“ bestätigte schluchzend der Colonel, „beinah tot!“ Das fiel ihm eben erst wieder ein, daß sie ja noch nicht ganz tot sei.

„Ja, was reden Sie denn da?“ rief die Kummerfelden, „tot ist doch was anderes wie beinahe tot. Und wie sehen Sie denn aus?“ — die Kummerfelden vermied es, ihn anzusehen — „das ist ja ein Skandal!“

„Jawohl, ein Skandal!“ rief der Colonel wütend, „wenn die Frau tot is, da denkt man nicht an so was. Sie — Sie haben ja auch ein Hemd an unter Ihre gebläumte Kleid — Sie, das is menschlich — da is gar niz su ach — ach — ach — un su o — o — o! Und die Monstres, die Leut, werden sagen: chérie is gestorben an Tisane. Sie werden chérie aufschneiden — un ich werd eingespirt, ich!“ Das sagte er mit großer Bestimmtheit.

In diesem Augenblick schellte es an der Hausthürklingel so fürchterlich, so wütend, so herzerreißend.

Draußen stand die Fabianen ganz desperat, wutschwanabend und verzweifelt. Sie hatte doch nicht umhin gekonnt, den Weihnachts-Heiligen-Abend nach ihrer alten Kameradin, der verkommenen Seele,

einmal zu schauen, wenn auch nur wieder durch ein Löchelchen im gefrorenen Fenster, denn so bald konnte sie es nicht über das Herz bringen trotz aller Sehnsucht, die Schwelle der Kummerfelden wieder zu überschreiten.

Nein, nach dem, was sie gesehen, war ihr das Bild der alten Frau ganz gewaltig getrübt, und sie vermochte nur mit tiefstem Schmerz an sie zu denken, und bewahrte in ihrem Herzen das Geheimnis, was die Kummerfelden nach der Nähstunde hinter den gefrorenen Fenstern im Entensfang trieb. Und als sie diesmal wieder im tiefen Schnee ein Löchelchen in der Eiskruste am Fenster gefunden hatte, war sie zu einer schönen Bescherung gekommen, da mußte sie draußen in der Kälte vor dem gefrorenen Fenster erröten wie ein Wadofen. Es trieb ihr ordentlich den Schweiß. So ein Schamgefühl hatte sie ihr Lebtag noch nicht gehabt, und sie stürzte zur Klingel und läutete in ihrer sittlichen schmerzlichen Empörung Feuer in ihrer großen Scham über die Entartung der Kummerfelden, um zu retten, was noch zu retten war. Und die Kummerfelden, die mit einemmal von allen Seiten bedrängt wurde, trippelte zitternd hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und ließ den Hendenmaß mit seinen Düten ganz bestürzt im Zimmer zurück und stand im Augenblick darauf der Fabianen gegenüber, von der sie wie von einer großen Riesenfäule angepustet wurde und die sie beim Hereinkommen mit Millionen Eiskrytallen überstäubte.

„Wo ist er denn? Wo ist er denn?“ rief die Fabianen mit der Stimme eines strafenden Propheten und überrannte die Kummerfelden fast, die gar nicht wußte, was um Himmels willen sie denken sollte.

Die Fabianen stürzte ins Zimmer wie eine Lokomotive, die es freilich damals noch nicht gab, und pustete und brauste und zischte, und kein Mensch konnte bei diesem Rieselärm, den sie machte, zu Worte kommen. Niemand verstand einander, so donnerte die Fabianen in ihrem

unwiderstehlichen Lauf der Gefühle, und so schnatterte Pipa, der Colonel, und sprang im Hemde wie ein Narr umher und wollte mitten im Weltuntergang die beiden Weiber durchaus an den Tisänen riechen lassen.

Und um das unverständliche Durcheinander im Entensfang voll zu machen, da kamen noch zwei durch den Schnee dem Entensfang zu angetappt, zwei glückselige Kreaturen in voller Weihnachtsfreude, und dufteten nach Pfefferkuchen, und den Karpfen hatten sie daheim in der Wünschengasse schon längst gegessen und Wein hatten sie getrunken, und mit den drei Freunden Bundang, Ernst Schiller und Franz Horni waren sie in den Straßen herumgelaufen unter Weihnachtsgeflut und hatten den Leuten in die Fenster geschaut und gesehen, wie die Pyramiden, die großen und die winzigen, gebrannt haben, und eine Bescherung hatten sie bekommen, grüne Schuh und diesmal rosa Schürzenbänder dazu und Gangan zu ein paar Hauskleidern und Pfefferkuchen und Nüsse und ein klein winziges Bäumchen mit einem goldenen Engel auf der Spitze, und Köje war auch noch bei Kesselfrings oben auf dem Turm gewesen und hatte auch da oben alle Weihnachtsherrlichkeit ausgekostet und vom Turm geblasen, in den Schnee hinaus über die beschneiten Dächer hin, und jetzt kamen sie zu guter Letzt, um der Kummerfelden ihren Weihnachten zu bringen, ein kleines Pyramidenchen mit fünf Wachlichtern und ein selbstgebackenes Schüttchen. Sie hatten dies Jahr zum allererstenmal die Schüttchen selbst gebacken, hatten mit Wonne bis an die Ellenbogen im Teig gesteckt und die Rosinen und den Citronat sich über die Arme schütten lassen. Die Schüttchen waren übrigens excellent geraten. Und so brachten sie eins im vollen Stolz mit samt dem Pyramidenchen angetragen.

Wie sie vor dem Entensfang standen, hörten sie ein großes Gelärm und fanden die Thür offen.

„Ja du meine Güte, was ist denn da los! da hat ja wohl der Franzos das

ganze Haus auf den Kopf gestellt,“ meinte Köje.

„Ach du, wenn er nur der Kummerfelden nichts zuleide gethan hat,“ sagte Marie, die das Schüttchen trug und sich ängstlich an Köje andrängte.

Verzagt traten sie vollends ein und standen mitten im Weltuntergang, der sich im Entensfang abspielte.

Die Fabianen schrie wild auf, als sie die unschuldigen Mädchen sah, und stellte sich wie eine spanische Wand vor den Colonel mit ausgebreiteten Röden.

„Da steht ja der Franzose ganz ausgezogen!“ sagte Köje betreten zu Marie, die mit offenem Munde da stand.

Und jetzt zum erstenmal, bei der augenblicklichen Unterbrechung des Riefenlärms, den der Colonel und die Fabianen zusammen machten, hörte man das Altweiberstimmen der Kummerfelden:

„Über uns liegt eine todtranke Fran, da nehm doch Vernunft an!“

„Jawohl, jawohl,“ rief der Franzose, „chérie ist nun tot!“ und dabei schluchzte er wieder. „Un Sie verrücktes Frauenmensch“ — er blickte giftig auf die Fabianen — „Sie mit Ihre wütendes Geschrei — Sie — Sie — Sie werde nun eingespirt — eingestocht!“ rief er triumphierend. „Das hat chérie vollends tot gemacht — nicht die Tisänen — Madam Kummerfelden hat daran gerochen, sie sind gut, die Tisänen, hat sie gesagt, darauf stirbt kei Menschenseele, die sin gesund; auch wenn eins viele Tisane zusammen trinkt, hat sie gesagt.“

Daran war freilich kein Wort wahr, aber was schadete das in dem großen Wirrwarr, in dem so wie so längst niemand mehr etwas verstand.

„Oben liegt eine Todtranke auch noch! das ist ja allersiebt!“ tobte die Fabianen. „Kummerfelden, du verdorbene Seele —“

„Ja, was hast du denn nur, Fabianen, da nimm doch endlich Vernunft an. Der Mann da“ — „Colonel!“ konnte die Kummerfelden den miserablen Heidenmaß unmöglich titulieren — „ist gekommen, um

mich zu seiner todtkranken Frau zu holen, und du hältst ihn da auf und lärmst — mein Gott ja, er ist ja im Hemd, aber so in der Todesangst, da denkt der Mensch eben an nichts. Jetzt kommt 'nauf, damit wir sehen, was mit der armen Frau ist.“ Die Kummerfelden trippelte links jetzt zur Thür hinaus, und als sie auf der Treppe war und der Franzose hinter ihr und dann in einem Zug die Fabianen und die Ratsmädels, beorderte sie den Colonel, rasch hinaufzuspringen und sich irgend was umzuhängen, etwa ein Bettuch, oder was er am schnellsten zur Hand hätte.

Sie wendeten sich alle um und der Franzose sprang die Treppe hinauf.

Dieser Anordnung der Kummerfelden konnte die Fabianen ihre Bewunderung nicht versagen. Und sie meinte, daß in der Kummerfelden doch noch nicht alles weibliche Anstandsgefühl untergegangen wäre.

Als oben aber die Thür geöffnet war, da ertönte ein Schrei, den der Franzose ausgestoßen hatte, ein ganz entsetzlicher Schrei, der allen das Blut erstarren ließ,

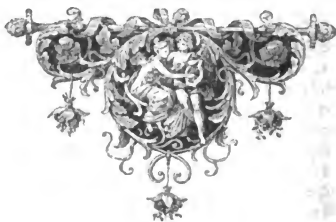
so daß sie sich nicht vor- und nicht rückwärts getrauten.

Aber schließlich faßte die Kummerfelden Mut und tappte die Treppe hinauf. Und jetzt standen sie alle vor der offenen Thür, das Talglicht brannte hell im Zimmer, denn es war geschneuzt.

Und nun schauten sie alle miteinander hinein. Da sahen sie chérie auf dem Bettrand sitzen, vollkommen angezogen, nur in einen Strumpf schlüpfte sie noch eben, und lachte in sich hinein, daß die ganze Person zitterte, und lachte jetzt ganz laut, als wollte sie sich vor Lachen ausschütten, und der Colonel stand wie eine Bildsäule, immer noch mit den Fisanendüten im Arm, und hatte nichts umgehängt und starrte auf chérie.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott, was der geglaubt hat!“ lachte chérie. „Ach Pip!“ und war nun auch vollends im Strumpfe.

„Monstre!“ schrie der Colonel, „Monstre!“ Und die beiden Ratsmädchen, die für alle Art toller Streiche ein ahnungsvolles Verständnis hatten, fingen zuerst an zu lachen.





1887/1888/1889/1890/1891/1892/1893/1894/1895/1896/1897/1898/1899/1900/1901/1902/1903/1904/1905/1906/1907/1908/1909/1910/1911/1912/1913/1914/1915/1916/1917/1918/1919/1920/1921/1922/1923/1924/1925/1926/1927/1928/1929/1930/1931/1932/1933/1934/1935/1936/1937/1938/1939/1940/1941/1942/1943/1944/1945/1946/1947/1948/1949/1950/1951/1952/1953/1954/1955/1956/1957/1958/1959/1960/1961/1962/1963/1964/1965/1966/1967/1968/1969/1970/1971/1972/1973/1974/1975/1976/1977/1978/1979/1980/1981/1982/1983/1984/1985/1986/1987/1988/1989/1990/1991/1992/1993/1994/1995/1996/1997/1998/1999/2000/2001/2002/2003/2004/2005/2006/2007/2008/2009/2010/2011/2012/2013/2014/2015/2016/2017/2018/2019/2020/2021/2022/2023/2024/2025

M. D. Monatsseite

Nordische Landschaft. (Ögirs Jökull)

Ögirs Jökull



2 April 1893.



Tullia d'Aragona.

Ein Frauenporträt aus der italienischen Renaissance

von

Albert Schultzeiß.



nachdem mit dem ausgehenden Mittelalter die feudalistische Gliederung der Stände ganz erheblich gelockert, wo nicht ganz zerstört war, konnte in dem socialen Organismus auch der Frau eine Stellung eingeräumt werden, denn in dem Maße, als eine unduldsame mönchische Theologie, die in dem Weibe immer nur die dienende Magd, ja oft geradezu das berufene Werkzeug des Teufels gesehen, an Geltung und Ansehen verlor, mußte sich unter den freieren Geistern die entgegengesetzte Meinung Bahn brechen, die Notwendigkeit sich erweisen, die Frau in die vollen unverkürzten Rechte des Menschen einzufügen. Eine solche „Losprechung“ — also Emancipation im besten Sinne des Wortes — herbeigeführt zu haben, bleibt das Verdienst der Renaissance. Aber keinen Augenblick darf geleugnet werden, daß den Frauen beschieden war, ein reichliches Teil beizutragen zu der Ausgestaltung der modernen Gesellschaft, wie sie zum erstenmal eben in der italienischen Renaissance uns entgegentritt. Als eine Gleichberechtigte neben dem Manne erscheinend, gewann die Frau, wo sie ihre Begabung und glänzende Bildung ganz in den Dienst der Weiblichkeit stellte, einen Einfluß auf das gesamte Kulturleben von damals, wie in keiner anderen Periode mehr. In einer Zeit, wo der Erfolg

persönlichen Talentes alles bedeutete, wo legitime Geburt aufgehört hatte ein Requisit des Thrones zu sein, wo es dem nächstbesten kühnen Abenteurer, dem Condottiere, oft mit leichter Mühe gelang, alte Dynastien über Nacht zu stürzen, um seine eigene Herrschaft an die Stelle des Vernichteten zu setzen, zu jener Zeit wird der Frau das Hauptverdienst zugeschrieben werden müssen, daß zum mindesten auf dem Gebiete der Sitte der oft ins Ungemessene ausströmenden Kraft wohlthätige Schranken gesteckt waren, die Gesetze der ewigen Schönheit noch geachtet wurden. Wie die Renaissance überhaupt eine Periode der Widersprüche bedeutet, auf dem Boden einer völlig zertretenen Moral die herrlichsten Blüten der Kunst sprießen, so läßt sich das merkwürdige Nebeneinander von politischer Desorganisation und Gewaltthätigkeit im öffentlichen, mit feiner Sitte und wohlgeläutertem Geschmack im privaten Leben nur einigermaßen erklären durch das Vorherrschen echter Weiblichkeit in den damaligen Gesellschaftskreisen.

Im Jahre 1497 ist zu Ferrara in lateinischer Sprache ein Buch erschienen: Über die berühmten Frauen; Verfasser war ein Augustiner: Jakob Philipp aus Bergamo, der sein Werk der Beatrice von Aragonien, Königin von Ungarn, Gemahlin des Matthias Corvinus, widmete. Sei-

ner ganzen Anlage nach bedeutet das Buch eins der schönsten Denkmäler der italienischen Frührenaissance, und wenn uns hier auf jeder Seite die Erlesenen des Geschlechtes vorgeführt werden in den Gestalten hochgebildeter Fürstinnen und Damen, so tritt nirgends in der Frauenwelt jener Zeit die verstimmende Neigung zu Tage, um jeden Preis sich hervorzutun, denn Auszeichnungen wurden nur jenen zu teil, in deren Persönlichkeit sich Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit zu einem harmonischen Ganzen fügten. Nie verfehlt Jakob de Bergamo, wenn er von dieser oder jener Frau spricht, hervorzuhellen, daß, so oft sie als Rednerin oder Dichterin sich öffentlich vernehmen ließ, die Zuhörer jedesmal just durch die „unglaubliche Schamhaftigkeit und Züchtigkeit“ bezaubert wurden. Freilich war — und dies muß des öfteren unser lebhaftes Befremden wecken — im Zeitalter der Renaissance Prüderie ein völlig unbekannter Begriff. Lustspiele mehr als bedeutlichen Inhalts werden aufgeführt, Novellen der ausgelassensten Art werden verlesen in Gegenwart von Damen aus den besten Gesellschaftskreisen, denen freilich der Flor junger Mädchen fehlte. Aber es wäre töricht und grundfalsch, wollte man aus solcher Indecenz ohne weiteres schließen, daß in den Zirkeln der besseren und besten Klassen ein frivol-lasciver, ja banal-roher Ton vorherrschend gewesen. Vor solch schlimmen Verirrungen bewahrte die Gesellschaft der Renaissance einmal die bekannte Grazie des romanischen Wesens überhaupt, sodann aber auch der wichtige Umstand, daß in der Zeit selbst eine geradezu uner schöpflische Fülle von Bildungselementen sich dem menschlichen Geiste erschlossen hatte.

So war es damals, als für Kunst und Wissenschaft eine neue Ära anbrach, auch den Frauen ermöglicht, auf ferner liegenden Gebieten sich rühmlichst hervorzutun. Wir erfahren, daß die Venetianerin Cassandra Fedeli am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Philo-

sophie und Theologie einem gelehrten Manne gleich bewandert gewesen, und die Historiker jener Tage, auch Gregorovius in seiner Geschichte der Lucrezia Borgia, erzählen uns viel von dem Ruhme der schönen Gemahlin Alessandro Sforzas von Pesaro, von der Dichterin Constanze Verona, von der Isotta Rugarola von Verona, von der Elisabetta von Urbino, der Gemahlin Guidobaldos. Mit der alle überstrahlenden Dichterin Vittoria Colonna beschäftigt sich eine ganze Litteratur. Auch einer anderen sei noch gedacht, die unsere Landsmännin geworden, im Jahre 1555 als Gattin des Heidelberger Professors Grundler gestorben: Olympia Fulvia Morata, die schöne und geistreiche Tochter eines Ferrareser Arztes. (Vergl. den Aufsatz: Die Frau in der ital. Renaissance von A. Sch. Bazar 1891, Nr. 30.)

Die hochentwickelte Kultur des fünfzehnten Jahrhunderts zengte in Verbindung mit jüggelos raffinierter Genußsucht die freilich nicht völlig moderne Erscheinung der Kurtisane, zuerst am römischen Hofe auftauchend und wohl von dort her den Namen führend. Wer hätte nicht schon gehört von den schwelgerischen Bacchanalen im Vatikan unter dem sechsten Alexander, von denen der Geheimschreiber Burckhardt uns so eingehende Schilderungen hinterlassen? Gleich den Hetären des griechischen Altertums wußten die Kurtisanen der Renaissance sich eine glänzende, oft auch tiefer gehende Bildung anzueignen, in welcher sie ein Mittel sahen, als Gleichberechtigte in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Möglicherweise schon damals die précieux ridicules nicht fehlten, aber es gab auch welche, die mit Geschick die Laute zu handhaben wußten, Dichter gelesen hatten, mit Eleganz zu reden und auch zu schreiben verstanden; haben sich doch Korrespondenzen der Kurtisanen erhalten, in tabelloser Prosa verfaßt, welcher an passenden Stellen oft sogar klassische Citate nicht fehlen. In Baruch's Komödie „Die Schwiegermutter“ sagt in der ersten Scene des fünften Aktes

der alte Simone von ihnen: „Man muß sich vorsehen, wie man vor ihnen redet, denn sie haben immer den Petrarca und den Boccaccio in Händen.“ — Genau so äußert sich über sie ein anderer jedenfalls klaffischer Zeuge, der viel berufene Pietro Aretino, welcher bekanntlich in dieser niederen Welt sich völlig zu Hause fühlte. In den mehr citierten als gekannten Dialogen, den Ragionamenti, heißt es einmal von einer gewissen Matroma non vuol (meine Mutter will mich nicht): „Sie scheint mir ein Tullius oder weiß den ganzen Petrarca und Boccaccio auswendig und zahllose schöne Verse von Virgil, Horaz, Ovid und tausend anderen Autoren. Ich kenne fünf und zwanzig Edelleute, welche schöne Redner zu sein meinen und nicht zu sprechen wissen wie sie.“

Die in leinen Anfängen bereits beginnende Hispanisierung des Landes brachte in den höchsten Kreisen das Titelwesen zu hohem Aufschwung, und hiervon wußten die Kurtisanen zu profitieren; die „Weltbame“ ließ sich erst Madonna, dann Signora nennen, und über solchen Mißbrauch spottete Ariosto in seiner ersten Satire auf das bitterste. Die Beziehungen zur Männerwelt sollten als Liebesverhältnisse aufgefaßt werden, als edler Freundschaftskult, und es läßt sich in der That nachweisen, daß da und dort auch bessere Gefühle zum Ausdruck gekommen.

Unter den vielen, deren Namen uns erhalten geblieben, verdient neben einer Camilla Pisana, einer Imperia, la gloriosa Imperia, die den Straszino da Siena zum Lehrer in der Vulgärpoesie hatte, genannt zu werden eine einzige, die, alle überragend, in der Gesellschaft der Renaissance annähernd das bedeutete, was Aspasia im Athen des Perikles gewesen. Tullia d'Aragona war die Tochter der Kurtisane Ginlia von Ferrara, welche behauptete, daß ihr Vater der Kardinal Lodovico d'Aragona, Neffe Alfonsos II., des Königs beider Sicilien, war und dem Kinde nach solcher Herkunft den hochtönenden Namen gab. Die verschiedenen Biogra-

phen weichen bezüglich der Genealogie in etwas voneinander ab, in einem neuerdings aufgefundenen Heiratskontrakt wird sie angeführt als die Tochter eines gewissen Constantin de Palmieri de Aragona: gewiß ist, daß der Ruf ihrer vornehmen Abkunft für sie selber von hoher Bedeutung ward, denn viele sind ihr nachgelaufen, „um sich zu adeln.“ Im dritten Ragionamento Aretinos, wo Frate Zoppino sich mit Lodovico über das Leben und die Genealogie der Kurtisanen Roms unterhält, heißt es, daß Ginlia, also die Mutter, Rom verlassen habe, um einem Liebhaber nachzusehen, welcher sie beraubt habe, sie sei mit der Tochter nach Siena gekommen, wo das Mädchen seine erste Bildung erhalte (a parlar sanese). Dann aber wäre sie nach Rom zurückgekehrt, weil sie bedachte, daß diese Stadt terra da donna gewesen. Aus dieser Zeit ihres Lebens berichtet uns der Ferrarese Giovanbattista Giralbi, mit dem Zunamen Ciutio, in seiner Novellenammlung Gli Hekatommiti, aus denen bekanntermaßen Shakespeare so viel geschöpft. In der siebenten Novelle der Einleitung wird uns ein Liebespaar vorgeführt: Saulo und Rana, welche letztere, von ihrer Mutter dazu angestiftet, die Treue bricht und sich aus Geldgier einem widerwärtig schmutzigen Deutschen, Namens Giani, hingiebt. Wieder zurückgekehrt, verschmäht Saulo, der Jüngling aus edlem Hause, die einst so heiß Geliebte, auch die anderen jungen Leute wollen nichts mehr von ihr wissen, und sie sieht sich, aller Freunde beraubt, genötigt, Rom zu verlassen. — Sie gab vor, von dem Hause Aragona abzustammen, läßt Giralbi sich vernehmen, obgleich ich höre, daß sie, demselben schlechten Leben wie ihre Mutter ergeben, in Gott weiß welchem Sumpfe geboren, nicht zu sagen wußte, wer ihr Vater gewesen. — Ihr Äußeres beschreibt er als wenig verlockend. Sie sei mit Antiphrase wegen ihrer unverhältnismäßigen Größe Zwergin (nana) genannt worden; sie habe einen breiten Mund, dünne Lippen und eine lange Nase gehabt, nur den klauenden Augen wird

nachgerühmt, daß man ihnen nicht widerstehen konnte. Die behagliche Breite, mit welcher Giraldi die Begegnungen Ranas mit dem abstoßenden unreinlichen Deutschen schildert, muß ihm den ungetheilten Beifall der heutigen Veristen, der Realisten strengster Observanz sichern.

Daß Giraldi in seiner herben Beurteilung von gehässigen Voraussetzungen ausgegangen, daß er übertrieben und entstellt hat, muß ohne weiteres zugegeben werden, denn nach ihm haben andere in ganz entgegengezettem Sinne rein anerkennend sich geäußert.

In der städtischen Gemäldegalerie, dem Museo Civico zu Brescia befindet sich ein wohlerhaltenes Porträt der Tullia als Herodias, von Alessandro Buonvicino, genannt Moretto, dem begabten und fruchtbareren Schüler Tizians, herrührend. Der Stifter der Galerie, Graf Tosio, hat das Bild im Jahre 1829 aus dem Kirchenschatze eines säkularisierten Klosters erworben und mit vielen anderen der Stadt zum Geschenke gemacht. Bezüglich der Echtheit kann nach neueren Untersuchungen kaum mehr ein Zweifel bestehen. Wir haben, trotz der biblischen Bezeichnung in einer Ecke des Bildes, die Dichterin aus der italienischen Renaissance vor uns. In diesen mehr angenehmen als eigentlich schönen Zügen eines frisch jugendlichen Frauenkopfes mit reichen blonden Haarflechten sind es vornehmlich die Augen, welche jeden Beschauer geradezu fesseln, und diese leuchtenden Sterne haben denn auch die Bewunderer aus jenen Tagen fort und fort dichterisch begeistert.

Unter den vielen Verehrern, die Tullia zu Lebzeiten gehabt, ist Girolamo Muzio, auch Giustonapolitano geheißten, am längsten, über zwanzig Jahre, ihr treu geblieben. Unwandelbar liebte er sie im Wechsel der Zeiten und vergötterte sie in seinen Poesien, den Amoren, sieben Eklogen umfassend, die erst kürzlich in einem Neudruck herausgegeben wurden, zugleich mit den Gedichten Tullias selber, zweiundfünfzig Sonette, an verschiedene gerichtet, während siebenundsechzig andere,

von Zeitgenossen herrührend, ihr Lob in begeistertsten Tönen singen.*

In ihren warmen Anbetern zählten ferner: Barchi, Ippolito de' Medici, Tolomei, Fracastoro, Laasca, Mannelli, Filippino Strozzi, Bernardo Tasso, der Vater Torquatos, also Männer, deren Namen zum Teil besten Klang in den litterarischen Kreisen des damaligen Italiens besaßen. In seinem Dialog über die Liebe führte der bekannte Kritiker Sperone Speroni den Bernardo Tasso und die Tullia als ein edles Liebespaar ein, das sich in warmen Beteuerungen ihrer Gefühle, in Klagen über die bevorstehende Trennung ergeht; Niccolo Grazia feiert die Poetessa, vergleicht sie mit einer Sappho, Corinna, Diotima und sucht sie mit Gründen der platonischen Philosophie entnommen über ihre Trennung von ihrem Dichter zu trösten. — In einem Sonette, das Ercola Ventivoglio bei ihrem Weggang aus Rom an sie gerichtet, heißt es: „Seitdem du, die sieben Hügel und den Tiber in Trauer lassend, die Ufer des Po mit deiner Gegenwart beglückt hast, ist in uns jeder niedere Gedanke erloschen, eine süße himmlische Liebe in unseren Herzen entstanden.“

Es hat sich ein merkwürdiges Schriftstück erhalten, versehen mit der Unterschrift von sechs Edelheuten, der damaligen jeunesse dorée Italiens angehörig, worin mit den überschwenglichsten Ausdrücken die unendlichen Tugenden (virtù, besser Talente) gepriesen werden, durch welche Tullia alle Franen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überstrahlt, und dieser ihrer Dame geloben sie nach echter Ritterart ihren Dienst zu weihen.

Der ehrwürdige Jacopo Nardi, Historiker und Humanist, sandte ihr 1536 seine Übersetzung der Rede Ciceros für Marcellus und nannte sie in dem Begleiterschreiben „die einzige und wahre Erbin, nicht

* Le Rime di T. d'Aragoua Cortigiana del secolo XVI, edite a cura e studio di Enrico Celani. Bologna presso Romagnoli, 1891. Scelta di cur. lett.

nur des Namens, sondern auch der ganzen Tullianischen Verebbarkeit“.

Ihre Sonette, wenn schon fast slavisch im Geiste Petrarcas gedichtet, haben immerhin poetischen Wert anzusprechen, ihr Hauptwerk, neben anderem weniger Bedeutendem, ist der Dialog über die Unendlichkeit der Liebe, im Jahre 1547 erschienen.

Im Zeitalter der Renaissance erfreuten sich neben Novellen und Komödien besonders Dialoge und Traktate einer eingehenderen Pflege, und sind es aus dieser Litteraturgattung besonders zwei Werke, welche uns hier interessieren müssen, da sie die Gesellschaft des sechzehnten Jahrhunderts in einem wesentlich anderen und zwar besseren Lichte zeigen, als sie uns im Spiegel der Prosaerzählung des Lustspiels erscheinen.

Das erste der Bücher, welches uns den Codex der damaligen feinen Welt überliefert, hat den berühmten Kardinal Bembo zum Verfasser, der seine drei „Molanischen Dialoge“ 1503 der Madonna Lucrezia Esteñse Borgia widmete. Nachdem Catarina Cornaro der Republik Venedig ihr Königtum Cypern geschenkt, zog sie sich auf ihre am Fuße der Alpen gelegene Besitzung Asola zurück, wo sie einen erlesenen Kreis von Dichtern, Gelehrten und anmutigen Frauen um sich sammelte, mit denen ihr Vetter Bembo uns bekannt macht. Drei Jünglinge aus Venedig, Gismondo, Perottino und Lavinello, treffen sich mit drei Damen aus dem Gefolge der Königin nach dem Mittagsmahle in dem herrlichen Garten des Palastes und lassen sich in der Kühle an einer Quelle unter Lorbeerbäumen nieder, dort über die Frage zu verhandeln, ob die Liebe ein Gut oder ein Übel sei, daß es eine Schönheit des Leibes und eine Schönheit der Seele gebe, daß aber die wahre Liebe sich immer auf das Göttliche und Ewige richten müsse, von dem alle irdische Schönheit nur Schatten und schwacher Abglanz sei. Die „Molanischen Gespräche“ werden immer im Schrifttum der Italiener eine ehrenvolle Stelle be-

haupten, denn wenn schon Bembos Ausdrucksweise mitunter weißschweißig, dunkel und schwerfällig ist nach Boccaccios Art, den er sich bekanntermaßen in der Prosa als Vorbild genommen, so hat man doch zu allen Zeiten gefunden, daß Vernice, Lisa, Sabietta nach dem Leben gezeichnete Frauengestalten sind: schön, feiter, witzig, gleich gewandt in leichter Pflaudelei wie im philosophischen Wortstreit.

Ein anderes viel genanntes Buch ist des Diplomaten Castiglione „Cortegiano“, erschienen 1528, worin die Kreise am herzoglichen Hofe zu Urbino geschildert werden. Der Conte Baldassare Castiglione, im Jahre 1529 als päpstlicher Nuntius zu Toledo im kaiserlichen Lager gestorben, stand in regem Verkehr mit den bedeutendsten Schriftstellern und Künstlern seiner Zeit; er schrieb elegante Verse in italienischer und lateinischer Sprache, ward oft und vielfach als Gesandter im Ausland verwendet und weilte verschiedene Male in Urbino, bei Herzog Guidobaldo, den uns die Historiker übereinstimmend als einen in jeder Hinsicht trefflichen Fürsten und Menschen schildern. — Der Herzog, so erzählt der Autor des Cortegiano zu Anfang, pflegte sich, da er seit seiner Jugend leidend war, nach dem Abendessen zeitig zurückzuziehen, aber dann blieb eine Gesellschaft von Herren und Damen des Hofes, geladene Gäste und zufällig Hinzugekommene, um die Herzogin und die Madonna Amilia geschart, noch lange vereinigt in fröhlichen Gesprächen, Scherzen und Spielen, und aus diesen Unterhaltungen an vier aufeinander folgenden Abenden ist denn das Buch über den Hofmann entstanden. Es handelt sich hier um mehr als um Fiktion der Geseße äußerlicher Wohlstandigkeit, denn in diesem Meisterwerke eleganter und musterhafter Prosa sind die Normen einer leiblichen und geistigen Erziehung gegeben, wodurch dem Menschen zu einem heiteren, vertieften und schönen Dasein verholfen werde, und mit allem Rechte läßt sich behaupten, daß solch hohe Aufgabe in so vollständiger Lösung den „Cor-

tegiانو“ zum klassischen Kulturdenkmal jener Zeiten gemacht. Wie in den Napolitanischen Gesprächen, so bilden auch im Cortegiano edle Frauengestalten, die Herzogin Elisabetha und deren Vertraute, Amilia Pia, die gefeierten Mittelpunkte der Gesellschaft. Der Graf Lodovico da Canossa wird aufgefordert, die Eigenschaften des vollendeten Hofmannes aufzuzählen — di former con parole un perfetto cortegiano, und er weiß sich mit vielem Geschick dieser Aufgabe zu entledigen, indem er betont, daß der vollendete Kavalier vertraut sein müsse mit allen ritterlichen Fertigkeiten, aber auch in Künsten und Wissenschaften bewandert, und die Summe solcher notwendigen Qualitäten ergänzen dann die Brüder Federigo und Cesare Fregosa noch durch die Forderung, daß der Hofmann all sein Können und Wissen in den Dienst des Fürsten, dem er angehört, zu stellen habe. Dann wird das Porträt der vollendeten Hofdame (donna di palazzo) gegeben. Die Erläuterung der Eigenschaften, welche die Frau von Stand zieren sollen, legt der Verfasser dem Giuliano de' Medici (später Papst Klemens VII.) in den Mund, der da fordert, daß die Bildung der vornehmen Frau in keinem Punkte der des ihr gleichstehenden Mannes dürfe nachgesehen werden. Sie soll von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Kunst Kenntnis besitzen, um befähigt zu sein, darüber zu sprechen, auch wenn sie nicht praktisch darin erfahren ist. In der Litteratur soll sie bewandert sein, auf das Tanzen sich verstehen, in der Kunst des Anzugs Ungeheimnis sowohl als Leichtfertigkeit zu vermeiden wissen. Ihre Unterhaltung, ernst oder heiter, muß sie nach den Umständen bemessen, niemals soll sie laut und ausgelassen reden, noch böshast und verkehrend, ihrer Stellung durch Bescheidenheit und Verbindlichkeit entsprechen, denn solches Entgegenkommen schuldet sie denen, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bilden. In ihrem Auftreten und in ihrer Haltung sei sie grazios ohne Affectation. Ihre sittlichen Eigenschaften, Ehrbarkeit

und häusliche Tugenden müssen mit den geistigen übereinstimmen. Die Frau soll in ihrer ganzen Erscheinung, in der Bewegung, im Gehen und Stehen, im Reden Weiblichkeit und Anmut zeigen und nicht dem Manne gleichen. Eine Hauptangelegenheit des Hoflebens ist die Liebe von jeher gewesen, über sie und ihre Gebräuche durften daher Vorschriften nicht fehlen. Jedoch muß es uns mit gerichtetem Staunen und aufrichtiger Bewunderung erfüllen, zu sehen, daß Castiglione in seinem viel verbreiteten Buche sich auf den Standpunkt strenger Moralität stellt, einen Standpunkt übrigens, der in der damaligen Welt nicht just allzuhäufig maßgebend war. Nur unvermählte Damen, so behauptet er, sollen lieben und dann nur in der Endabsicht, eine Ehe mit dem Gegenstande ihrer Neigung einzugehen. Die Theorie der platonischen Liebe wird auch im Cortegiano von Bembo entwickelt. Allerlei Schnidschnack vornehmlich über die Geistlichkeit erzählt am zweiten Abend Bernardo Dovizio, der Kardinal Bibbiena, Verfasser des ausgelassenen Lustspiels Calandria. So harmlos und decent im allgemeinen die dort vorgebrachten Anekdoten sind, haben sie doch dazu gebietet, das Buch, freilich mit allem Unrecht, vorübergehend in Mißkredit zu bringen: es war für einige Zeit wenigstens, uns ganz unverständlich, auf den Indez gesetzt. Jetzt dagegen ist der hohe Wert des Cortegiano längst wiederum anerkannt, es existiert in zahlreichen Neuauflagen und hat, mit einigen Kürzungen und Ergänzungen, sogar als bewährtes und beliebtes Unterrichtsmittel Eingang gefunden in italienischen Gymnasien.

Nach diesen berühmten Mustern nun, den Napolitanischen Gesprächen und dem Cortegiano, scheint der Dialog „von der Unendlichkeit der Liebe“ gebildet worden zu sein, denn warum soll die Dame der Halbwelt nicht ebensogut wie die Dame comme il faut philosophieren dürfen, wenn sie wie letztere auch den Mittelpunkt eines geistreichen und gelehrten Zirkels bildet?

Das Schriftchen ward von Girolamo Muzio herausgegeben, der eine kurze Vorrede „an die ganz vortreffliche Signora Tullia d'Aragona“ dazu geschrieben. Er beteuert, daß er Tullia so liebe wie nur jemals, sie seien beide älter geworden; aber die Schönheit, die geistige, welche ihn an sie fessle, habe nur zugenommen. Die Verfasserin, indem sie lobend sich bezieht auf des Kardinals Bembo citiertes Werk, behandelt gleichfalls die hohe, geistige Liebe, im Gegensatz zu der vulgären. Die hohe Liebe ist die unendliche, denn sie erreicht ihr Ziel nie wirklich, die völlige Vereinigung des Liebenden mit dem geliebten Gegenstande bleibt so gut wie ausgeschlossen, denn in dem allgewaltigen Sehnen besteht das größte Glück. An dem Gespräche beteiligen sich außer Tullia Benedetto Varchi und gegen den Schluß noch Lattanzio Deuucci, es wird lebendig und unterhaltend geführt; Tullia selbst erntet von ihrem Unterredner die größten Lobsprüche ob ihrer Belesenheit und Gelehrsamkeit, und in der That scheint die Dame, auch die Mitarbeiterschaft Varchis an dem Werke vorausgesetzt, über ein gut geschultes philosophisches Wissen und Können verfügt zu haben; wie aus den verschiedensten Citaten hervorgeht, hat sie außer den Italienern (Dante, Petrarca und anderen) auch Plato und Aristoteles gekannt.

So gilt der Dialog noch immer als eines der besseren Werke aus dem sechzehnten Jahrhundert; gerühmt wird vor allem die echt florentinische Frische der Diction, und der Kritiker Salvatore Bongi, der in der Rivista Critica della Letteratura Italiana 1886 eine sehr geistreiche Studie über die Tullia veröffentlichte, sagt, daß durch die beiden Bücher: die Reime (Sonette) und den Dialog, in denen sich Liebe von der Sinnlichkeit getrennt zeigt, Tullias Name wie gereinigt erschienen mußte, und vielleicht zu diesem Zwecke rieten ihr die besten Freunde zur Veröffentlichung.

Welche Stellung hat nun eine so hochbegabte, kenntnisreiche und feingebildete

Frau in der Gesellschaft eingenommen? Die Frage beantwortet uns zur Genüge die Fülle biographischer Details, die sich erhalten aus jener Zeit bis auf unsere Tage. In Rom geboren, wahrscheinlich um das Jahr 1505, verlebte Tullia an der Seite einer Mutter, die freilich ohne weiteres als ihr schlimmer Dämon betrachtet werden muß, ihre erste Jugend in jenem behaglichen Wohlstand, der Entbehrung und Sorge fern zu halten weiß. Sie hatte ohne Zweifel tüchtige und kenntnisreiche Männer zu Lehrern, unter deren Leitung sie rasche und glänzende Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten gemacht, rühmt doch sogar der oben citierte Giraldi ihre Fertigkeiten im Lautenspiel und im Tanze. Als ihr bereits erwähntes Abenteuer mit dem reichen Deutschen Giani ihr den Aufenthalt in Rom verleidet hatte, zog sie mit der Mutter nach Venedig, wo ihr eine Schwester, Penelope d'Aragona geheiß, geboren ward. Dieselbe ist, vierzehn Jahre später, in Rom gestorben und in der Kirche San Agostino begraben worden. In Venedig waren, wie schon erwähnt, Bernardo Tasso und Sperone Speroni ihre begeisterten Anbeter. Im Jahre 1537 verweilt Tullia in Ferrara gleichzeitig mit Vittoria Colonna, Witve des Markese von Pescara, Generalkapitän der kaiserlichen Armee, gestorben 1525, wohl der edelsten Frauengestalten eine aus der italienischen Renaissance. Daß Tullia ihr, die das Leben einer wahren Heiligen geführt, den Vorrang streitig gemacht, daß der Kurtisane in weit höherem Grade noch als der legitimen Enkelin eines Herzogs, der Beifall und die Bewunderung des Publikums zu teil geworden, ist mehr als bezeichnend für die damals herrschenden Begriffe von Moral.

Wir besitzen aus jener Zeit einen Brief, den ein Novellist Apollo (ebenfalls fingierter Name) unter dem Datum 13. Juli 1537 an die Marchesana Isabella d'Este Gonzaga gerichtet hat.

Eure Excellenz, heißt es, wird vernehmen, daß die Signora Tullia hierher-

gekommen ist, um, wie man hört, einige Monate in dieser Stadt zu verbringen. Sie ist sehr artig, bescheiden, klug, besitzt die besten Formen, kann jede Motette und Kanzone vom Blatt singen, ist einzig in der Planderei und weiß sich so fein zu benehmen, daß niemand in dieser Stadt, sei es Herr oder Dame, ihr gleichkommt, obgleich die Frau Marchese von Pescara, wie Eure Excellenz wissen, so ausgezeichnet ist. Sie besitzt Kenntniß von allem und weiß über alles zu sprechen. Ihr Haus ist der Sammelort der Virtuosen, man kann sie jederzeit besuchen, sie ist im Besitz von Geld, Juwelen, Halsbändern, Ringen und anderen Kostbarkeiten, kurz mit allem wohl versehen. — Dann erzählt der Brieffschreiber des weiteren einen höchst seltsamen Auftritt, der in Tullias Hause stattgefunden. Ein junger Mann, aus sehr guter Familie, deren Name verschwiegen bleiben sollte, war sterblich in die „Dame“ verliebt und gab vor, daß seine Schwester und eine Anverwandte, beide verheiratet, begierig seien, die Bekanntschaft Tullias zu machen. Er lud sich also selbst zu Gast und ließ durch einen bestellten Koch ein reichliches Mahl für vier Personen herrichten, kam aber abends allein, nur in Begleitung eines Freundes, und sagte, daß, da seine Schwester und deren Anverwandte durch ihre Ehemänner am Erscheinen verhindert seien, sie nun zu dreien soupiieren wollten. Die Mahlzeit wurde unter fröhlichem Geklapper eingenommen, dann bat die Dame, es war zu vorgerückter Stunde, daß die beiden jungen Männer sie verlassen sollten. Aber nur der eine machte Anstalt zu gehen, der andere, Tullias Anbeter, wollte bleiben. Er machte Miene aufzubrechen, brachte ein Perlenhalsband, über hundert Scudi wert, sowie zwei Ringe zum Vorschein, die er seiner schönen Wirtin überreichte. Er gab vor, daß die Furcht, jetzt allein durch die leeren Straßen der Stadt nach seiner Wohnung gehen zu müssen, ihn zurückhalte, und ersuchte sich Gastfreundschaft für diese Nacht. Zugleich machte er der Dame seines Her-

zens eine feurige Liebeserklärung und bat in aller Form Rechtsens um ihre Hand, da er fest entschlossen sei, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Aber Tullia wies mit der Miene einer beleidigten Königin die Geschenke von sich und weigerte sich entschieden, den Heiratsantrag anzunehmen, zugleich forderte sie energisch zum Verlassen des Hauses auf. Nun ging des jungen Edelmannes Gefährte, aber dieser selbst blieb und wiederholte seine glühenden Liebesbeteuerungen, die aber Tullia durchaus nicht zu rühren vermochten. „Ich will von Euch nichts annehmen, noch will ich Euer Weib werden. Ich bin von königlichem Geblüte und nicht nach Ferrara gekommen, um zu heiraten,“ sagte sie. Bitten, Beschwörungen, Drohungen, alles blieb fruchtlos, dem Jüngling sollte es nicht gelingen, den starren Sinn der Schönen zu brechen. Da stieß der Unglückliche vor den Augen der Angebeteten sich den Dolch in die Brust und sank blutüberströmt wie leblos zu Boden. Nun rief die erschrockene Dame um Hilfe, einige zum Hause gehörige Frauen stürzten in das Zimmer, man eilte, einen Arzt zu holen, der den Verletzten verbinden sollte. Der junge Mann kam wieder zu sich, die Wunde war schwer, aber nicht tödlich, und nun verlangte er von neuem mit Ungestüm, daß Tullia die Seine werde. Es war vergebens, ihn zur Vernunft zu bringen, bis endlich die herbeigerufene Wache, ein Offizier mit zwei Soldaten, sich des Rasenden bemächtigte und ihn in ein Zimmer schleppte, wo er vorerst bleiben mußte und bald in tiefen Schlaf verfiel. Am anderen Morgen fand man den Jüngling auf den Tod erschöpft vor, die Aufregung, der Blutverlust hatten ihn dermaßen erschöpft, daß er nicht aufrecht stehen konnte, und mußten ihn einige Männer nach Hause geleiten. Aber in der ganzen Stadt verbreitete sich der Ruf von Tullias Standhaftigkeit.

Nicht lange nach diesem Abenteuer verließ die Dame Ferrara und wandte sich nach Siena. Dort ging sie eine Ehe mit

einem Ferraresen Silvester ein; das be- | ordnung. Doch wurde ihr gestattet, sich
treffende Dokument hat sich kürzlich wie- | zu tragen wie die unbescholtenen Frauen,



Tullia d'Aragona.

der vorgefunden. In derselben Stadt | da ihr Lebenswandel, wie es ausdrücklich
hatte sie sich auch einstmals zu verant- | heißt, sich als „ehrbar und gesittet“ er-
worten wegen Übertretung der Kleider- | wiesen. In den Wirren, welche Pandolfo

Petrucchi's Gewalt Herrschaft über die Stadt Siena gebracht, scheint vorübergehend Tullia persönlich gefährdet gewesen, denn sie flüchtete nach Florenz, wo sie ein großes Haus machte, in welchem vornehme Herren und Litteraten zwanglos verkehrten. Dort entstand denn auch, unter Mitwirkung des Dichters und Historikers Benedetto Varchi, wie wir annehmen wollen, der berühmte gewordene Dialog von der Unendlichkeit der Liebe, dessen wir schon oben gedacht.

Zu diese gefühlseelige Schöngeisterei sollte sich nun, sehr prosaisch, eine hohe Obrigkeit mischen, die schwärmende Dichterin in ganz unsanfter Weise an ihre bürgerlich-gesellschaftliche Lebensstellung zu erinnern, denn ach! Tullia war, trotz aller Verhimmelung, eine Weltkame — *donna di mondo*, und für solche existierte eine streng geregelte Kleiderordnung. Damit jedmänniglich auf den ersten Blick erkenne, welchem Stand sie angehöre, war ihnen untersagt, von Rechts wegen, wie es heißt, Kleider aus Tuch und Seide zu tragen, dagegen durften sie sich nach Belieben mit Juwelen und Geschmeide von Gold und Silber behängen, waren aber gehalten, an sichtbarer Stelle einen Schleier, ein Hals- oder Kopftuch, in entsprechender Breite von Seide oder Gold gefertigt, aber von gelber Farbe zu tragen, damit sie alsbald zu unterscheiden seien von den „anständigen Frauen“. Dem Gebote Zuwiderhandeln sollte jedesmal mit einer Strafe von zehn Scudi bedacht werden.

Diesen echt mittelalterlichen Verordnungen hatte für Florenz Herzog Cosimo I. durch Edikt vom 19. Oktober 1546 neuerdings Gesetzeskraft verliehen, und Tullia, die sich ihrer ganzen Stellung nach über dergleichen erhaben glaubte, ward von dem Magistrat der Stadt geladen, wo man ihr bedeutete, daß sie etwas „Gelb“ anzulegen hätte, damit sie sich vor den ehrbaren Damen, den *oneste gentildonne* unterscheide. Vergebens waren alle Vorstellungen ihrerseits und die Betuerung, daß sie sich nur sehr selten auf der Straße

zeige, die hochzuverehrende (*spettabile*) Sittenbehörde blieb unerbittlich. Da entschloß sich denn Tullia, an den Herzog ein Gnadeersuchen einzureichen, daß das Anlegen des beschimpfenden Abzeichens ihr erlassen werde. Sie wandte sich an den Pietro di Toledo, den Kassen der Herzogin Eleonora, damit dieser der hohen Dame ihre Bittschrift zu gnädiger Befürwortung bei dem Herzog selbst überreiche. Zu diesem nicht sehr langen Schreiben berief sich Tullia auf ihre dichterischen Verdienste, erwähnte, daß sie aus Siena, wo man sie sonst geehrt und geachtet, nach Florenz ihrer eigenen persönlichen Sicherheit halber (damals verfolgte bekanntlich Cosimo den Plan, die Stadt Siena seinem Gebiete einzuverleiben) sich geflüchtet habe, und bat um gnädigsten Schuß. Dem Gesuche lagen verschiedene Sonette bei, die angesehenen Litteraten an sie gerichtet.

Noch ist im Florentiner Staatsarchiv diese Bittschrift Tullias aufbewahrt, an dem Raude findet sich der eigenhändige Vermerk Cosimos: *Begnadigt sie, weil sie Dichterin ist — fasselli gratia per poetessa*. Einige Wochen später, unter Datum des 1. Mai 1547, wurde ihr durch Edikt, vom Minister Velio Torelli unterzeichnet, angekündigt, daß ihr fortan gestattet sei, Kleider und Schmuck zu tragen, wie es ihr passe und gefalle.

Der Tod des Principino Pietro (am 10. Juni 1547) und die Geburt des Don Gracia gaben der Dichterin Anlaß zur Abfassung zweier Sonette, die sie mit noch anderen Poemen und einem Briefe der Herzogin Eleonora übersandte. Derselben Fürstin ist ja auch bekanntlich der Dialog von der Unendlichkeit der Liebe gewidmet.

Aber trotz alledem mochte Tullia auf das lebhafteste fühlen, daß sie im Grunde nur einen Pyrrhussteg davongetragen, denn sie verließ Florenz im Oktober 1548 und wandte sich wiederum nach Rom, wo sie im Campo Marzio den stattlichen Palazzo Carpi bezog. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß ihre vorneh-

men Anbeter sich allgemach von ihr zurückgezogen hatten, und sie mag, getrieben von der Not, vielleicht auch bestimmt durch ihre Mutter, die man mit vollem Rechte den schlimmen Genius ihres Lebens genannt, tief gesunken sein. Ihr Name wird in dem kulturhistorisch merkwürdigen Buche der *tassa delle corteziane* genannt und sie selber dort angeführt als eine der Höchstbesteuerten; für Herstellung der Brücke hat sie den Betrag von vierzig Scudi zu entrichten. Dann verließ sie Rom aufs neue, lebte in ziemlicher Dunkelheit in verschiedenen Städten Italiens und tauchte schließlich wiederum in der ewigen Stadt — der *terra delle donne* — auf.

Aber die Tage des Glanzes waren für sie längst vorüber: wir finden zuletzt die einst so gefeierte Schöne, gealtert, müde und gebrochen, in einer armseligen Bodenkammer unter dem Dache des Gastwirthes Matteo Moretti aus Parma in Trastevere. Wo sind alle die feinen Cavalieri, die geistreichen Litteraten hingekommen, die sich einst um sie geschart, ihr um die Wette zu dienen? Sie sind verschwunden auf Nimmerwiederkehr, wie die Grazien und Mufen sie verlassen, die sich schmerzgekrümmt auf dem ärmlichen Lager wälzt, nach dem Priester, nach dem Notar verlangt, ein Bekenntnis ihrer Sünden abzulegen, ihren letzten Willen kund zu geben.

Am 2. März 1556 hat sie denn auch in Gegenwart der Wirtskleute ihr Testament gemacht, und dieses nicht uninteressante Schriftstück ist im römischen Staatsarchiv uns erhalten geblieben. Der Wirtin, ihrer treuen Pflegerin, hat sie das Bett, auf dem sie gelegen, samt Wäsche, ein schwarzes Friesgewand und noch andere Kleider vermacht, sowie zehn Scudi in Gold für genossenen Wein, der treuen Magd Christofora ebenfalls ein schwarzes Kleid und zehn Scudi, der Kirche San Agostino, wo sie an der Seite ihrer Mutter und ihrer Schwester beigesetzt werden will, je einen halben Scudo für Kerzen und für eine Seelenmesse. Aber Unversalerbe ist ihr junger Sohn Celio, dessen Vater uns nicht genannt wird, den aber ein gewisser Messer Pietro Chiocca und Drazio Marchiani erziehen sollen. In Testamentsvollstreckern waren ernannt worden der Bischof von Tolone, Antonio Trivulzio, und der Auditore der apostolischen Kammer: Mario Frangipane. Zehn Tage später hatte die Ärmste ausgelitten, aber ein kleines, ein winzig kleines Geleite war es, welches der schlichten Wahre folgte von dem Gasthaus zu dem Friedhof zu San Agostino, denn in Dunkel und Vergessenheit hatte Tullia d'Aragona geendet, die man einst genannt in einem Atem mit den Besten ihrer Zeit, die man gleichgestellt einer Vittoria Colonna!





Litterarische Notizen.

Nachdem Klopstock, Herder, Lessing ihre wissenschaftlichen Biographien gefunden haben — der letztere sogar schon den zweiten oder dritten —, kommt nun auch die Reihe an die beiden krönenden Dioskuren unserer Litteratur. Goethe freilich auch nur vorläufig abschließend zu bewältigen, dürfte bereits die Kraft eines einzelnen Menschen übersteigen; aber Schiller loht und lohnt: seine Persönlichkeit ist begreiflicher, seine Entwicklung stetiger, man möchte sagen programmmäßiger, sein Wirken bei aller Intensität begrenzt und geschlossener. Und obwohl er zumal in den letzten Jahrzehnten bei weitem nicht in dem Maße wie Goethe Gegenstand der philologischen und ästhetischen Einzelforschung gewesen ist, so liegt doch das Material in ausreichender Fülle vor und auch an sichten und zusammenfassenden Vorarbeiten nach den verschiedensten Richtungen hin fehlt es nicht. So konnte Jakob Minor, Freund unserer Litteraturgeschichte längst durch manche tüchtige Leistung bekannt, den Plan zu einer monumentalen Schillerbiographie entwerfen, deren erste Hälfte, zwei Bände von über zwölfhundert Seiten, nach zehnjähriger Vorbereitung in Jahresfrist fertig gestellt ist: Schiller, sein Leben und seine Werke. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Der Verfasser errichtet sein litterarisches Denkmal auf breiter Grundlage: Zeiten, Orte und Menschen, zu denen sein Held in Beziehung tritt, werden bis ins einzelne charakterisiert; aber eine feste und glücklich durchgeführte Disposition, die das Ganze als einen wohlgewachsenen Organismus erscheinen läßt, bewahrt den Leser davor, jemals in dieser Fülle der Gesichte den Augenpunkt zu verlieren, nach welchem der vielerzählungene Pfad führt. Überall haben wir das Gefühl, daß eindringendste gelehrte Forschung diesen Pfad gebahnt und geebnet hat; aber nirgends tritt uns die Gelehrsamkeit in unarbeiteten Nesten störend entgegen. Stil und Ton bleibt durchgehends der einer schlichten, doch, wo es am Platze ist,

von starker Empfindung getragenen Erzählung oder Erörterung. Alles gelehrte Beiwerk ist in geschlossener Masse an den Schluß der Bände verwiesen, wo es gleichsam ein Repertorium der gesamten Schillerlitteratur bildet. Der erste Band umfaßt in drei Abschnitten die schwäbischen Heimatsjahre, der zweite, entsprechend gegliedert, die wälschischen und sächsischen Wanderjahre. Von hervorragendem Interesse, weil bisher nicht annähernd in dieser eingehenden Weise dargestellt, sind im ersten Bande die Abschnitte über Schillers wissenschaftliche Studien auf der Karlschule und die Analyse der Anthropologie, die Minor in weit größerem Umfange, als man gewohnt ist, Schiller zu persönlichem Eigentum vindiziert und zwar zumeist durch so überzeugende Parallelen aus seiner gleichzeitigen wissenschaftlichen Prosa, daß an der Richtigkeit dieser Aufstellungen kaum ein Zweifel bleibt. Im zweiten Bande tritt neben der lebendigen Schilderung zumal der Mannheimer und Leipziger Verhältnisse die Charakteristik der Dramenreihe von Fiesco bis Don Carlos in den Vordergrund des Interesses. Überall sucht Minor unbefangene und gerecht, aus dem Zusammenhang der Anregungen und Vorbilder heraus, Schillers Verdienst und Eigenart zu würdigen, und wenn dabei doch gelegentlich, wie in der mir etwas zu abschätzigen Beurteilung von Wagners Kindermörderin, Schiller ein wenig günstiger beleuchtet wird, so wird man verständigerweise das dem Biographen nicht abel nehmen, der seinen Helden schließlich auch, wie dieser den Carlos, „statt seines Wädchens auf dem Busen tragen“ soll. — Mit lebhaftester Freude und Dankbarkeit haben wir dies Werk redlichen Gelehrtenfleißes und reifen Kunstgeschmacks als eine der schwerwiegendsten Gaben entgegenzunehmen, die in den letzten Jahren den Freunden deutscher Dichtung und ihrer Geschichte geboten wurden. Möchte dem Verfasser Kraft und Freudigkeit bleiben, es im Geiste dieser ersten Hälfte zu vollenden, seinem hohen

Helden und Meister und ihm selber zu lebendem Ehrendenkmal!

Von Ludwig Vellermanns Werke über *Schillers Dramen* (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) ist der zweite abschließende Band erschienen. Er behandelt die Schöpfungen der reiferen Jahre vom Wallenstein bis zum Tell. Der Verfasser bewährt sich auch hier, wie im ersten Teil, als liebe- und verständnisvoller Interpret, der die Wege des Dichters nachzugehen, nicht kritisch zu kreuzen für seine erste Aufgabe ansieht. Vielfach wird er so der Verteidiger seines Meisters, im Wallenstein zumal Karl Werdner gegenüber, dessen Vorlesungen über *Schillers Wallenstein* (Berlin, Wihl. Herz), so reich an treffenden Bemerkungen im einzelnen sie sind, doch in der Grundanfassung der Hauptgestalt, wie in der Beurteilung von Mag und Thesla überaus subjektiv des Dichters Absichten schwerlich gerecht werden. Mag Vellermanns apologetische Meinung hier und da, z. B. in der Verteidigung der Jungfrau gegen den freilich sehr summarisch verfahrenen Bettner, zu weit gehen — das Problem des schwarzen Ritters bleibt unöstlich —, immer hören wir diese Stimme des warm und feinsinnig nachfühlenden Auslegers lieber als die so mancher überklugen Kritik einer dramatisch impotenten Zeit, die sich der Fährung der alten Meister entwachsen glaubt.

Einen hübschen Beitrag zur Schillerliteratur bietet das Jenaer deutsche Seminar in der von H. Lischmann herausgegebenen Festschrift *Schiller in Jena* (Jena, Friedr. Maukes Verlag [A. Schen]). Schillers Leben in der Rufensstadt, seine Beziehungen zu Einheimischen und Fremden, sein amtliches Wirken, wie sein poetisches Schaffen — alles das zieht in knapper, aber gleichmässiger Zusammenstellung aus den Quellen vor unseren Augen vorüber. Abbildungen der Schiller-Häuser schmücken das sehr empfehlenswerte Büchlein.

Dante Alighieris *Göttliche Komödie* hat gerade in den letzten Jahren, obwohl die Zeitströmung dem mittelalterlichen Weltgedicht vielleicht feindlicher ist als je, wieder manchen gelockt, sich Überlegereien zu erwerben. Aber trotz aller zum Teil sehr achtbaren Konkurrenz scheint die altberühmte Verdeutschung König Johanns von Sachsen-Philadelphes die einmal erworbene Gunst des Publikums dauernd zu behalten. Das beweist die uns vorliegende neue Ausgabe, die sich als sechster unveränderter Abdruck der Ausgabe von 1866 bezeichnet. (Drei Bände. Mit Porträts und Karten. Leipzig, V. G. Teubner.) Sie verdient diesen Erfolg durch die

Treue und Schönheit der Wiedergabe, vor allem aber durch den trefflichen, ungemein eingehenden Kommentar, der jedes Rätsel der dunklen und beziehungsreichen Dichtung zu lösen sich redlich bemüht. Auch der schlicht vornehmen Ausstattung gebührt alles Lob; sie ist des Meisters und seines königlichen Interpreten würdig.

Ein mackeres Stück literarischer Arbeit ist Ernst Müllers Übersetzung des altfranzösischen *Holandsliedes*. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Die Tiradenform des Originals ist beibehalten, die Assonanz durch den vollen Reim ersetzt, ohne daß dieser größere Zwang sich als solcher in den leichtfließenden Versen empfindlich bemerkbar machte. Daß der Übersetzer mit den Romanisten und den Franzosen selber den rein poetischen Wert der fränkischen *Ilias* überschätzt, wird ihm niemand verübeln: eines der bedeutendsten Nationalepen bleibt sie ohne Frage, und wer uns das fremdartige Gedicht, das in Geist und Form den Eposromanen erheblich näher steht als unserem *Nibelungenliede*, so munter gerecht deutsch vorlegt, wie es hier geschehen ist, dem sind wir zu lebhaftem Dank verpflichtet.

Die Sammlung „Denkmäler der älteren deutschen Literatur“ für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten herausgegeben von Gotth. Vöttcher und Karl Kinzel (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses), die jetzt nach den neuen Lehrplänen mehr als je einen wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, schreitet rüstig vorwärts. In den beiden uns vorliegenden Heften (III, 2, 3) giebt Richard Neubauer von Martin Luther als deutschem Klassiker ein übersichtliches Bild durch ausgewählte Lehr- und Streitschriften, Fabeln, Dichtungen, Tischreden und Briefe. Die Anmerkungen unter dem Text sind knapp gefaßt, aber zum Verständnis in jeder Richtung ausreichend, besonders dankenswerth aber die kleine Grammatik des Lutherdeutsch am Schluß des zweiten Bändchens. Wir haben einen Überfluß an modernen Klassikerausgaben für die Schule: zweckmäßiger angelegte und sorgfamer ausgeführte als diese lenne ich nicht.

An die Jugend wenden sich ferner Walthold Klees *Bilder aus der älteren deutschen Geschichte* (Gütersloh, E. Bertelsmann), deren dritte Reihe Sagen und Geschichten der Longobarden und des merovingischen Frankenreiches bieten. Der merkwürdige Stoff, den namentlich Paulus Diaconus und Gregor von Tours an die Hand geben, ist nach erziehlischen Gesichtspunkten ausgewählt und nach den besten neueren Geschichtsdarstellungen in angemessene

Belichtung gerückt. Doch will mir scheinen, als hätte namentlich in der zweiten Hälfte noch ein gut Teil Grenel und Widerwärtigkeit über Bord gehen können, wie denn überhaupt, Gregors herodotischem Erzählerwert unbeschadet, die Frontengeschichte bis auf Karl den Großen vielleicht von allen Gebieten der Weltgeschichte am wenigsten geeignet ist, das zu thun, was Goethe als die höchste Aufgabe des Geschichtsunterrichtes hinstellt, den Enthusiasmus zu wecken.

Einen zeitgemäßen und darum oft behandelten Stoff hat der als Volkschriftsteller wohlverdiente Hofprediger Dr. Bernhard Rogge, angeregt durch die Kaiserworte vom Werte der neueren deutschen Geschichte für die Volksbildung, neugefaltet in seinem Buch von den preussischen Königen, das in vornehmer Ausstattung bei Carl Meyer (Gustav Bräuer) in Hannover erschienen ist. Die Darstellung verdient als frisch und warmherzig alle Anerkennung, mehr noch die ungeschminkte Wahrhaftigkeit, die sich z. B. in Friedrichs II. Jugendgeschichte und der Regierung Friedrich Wilhelms II. nicht scheut, bei allem Bestreben zu entschuldigen, was entschuldigbar ist, doch auch böse Dinge mit ihren Namen zu nennen.

Es ist gewiß ein glücklicher Einfall, dem das Buch *Schulraub und Sonnenschein*, Erzählungen aus dem Schülerleben deutscher Vergangenheit von Franz Dittmar, sein Tafein verbannt (Leipzig, Otto Spamer), aber die Ausführung ist zum Teil wenigstens hinter der Absicht zurückgeblieben. Fesselnd und anmutend geschrieben sind die drei ersten Erzählungen, aber Albrecht von Wallensteins Studentenstreiche, mit Astrologie und Prophezeiungen ex post durchwoben, gehören nicht in den Rahmen des Buches, und das dürftige Kulturbildchen von Anno 13 ist kaum der Anlaß zu einer Erzählung, das achtzehnte Jahrhundert ist nicht vertreten. Die Illustrationen von Ebersberger sind künstlerischer, als man sie sonst in Jugendchriften zu finden gewohnt ist.

Nicht für die Jugend bestimmt und durch manche ethnographische Einzelheiten auch nicht für sie geeignet, bietet das im gleichen Verlage erschienene Buch des bekannten Afrikareisenden Paul Reichard über Emin Pascha Freunden einer gebiegenen Lektüre dieser Art eine ebenso anziehende als sachkundige Darstellung der Schicksale Emin's in Aequatorien bis zu seiner Abholung durch Stanley. Erfahrungen anderer Forscher sind mannigfach benutzt, das Bild von Land und Leuten zu vervollständigen; hier und da wünschte man etwas weniger Detail jener Art, die für die Wissenschaft von Interesse, für den Laien, an den das Buch sich wendet, gleichgültig ist. Die Zeichnungen Hellgraves sind mehr als ein außer-

licher Schmud: sie unterstützen die Schilderung zumal der Ürtlichkeiten auf das glücklichste.

Dr.

Geschichte Katharinas II. Von Prof. A. von Bilbassoff. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von M. v. Bezold. Band I: Katharina bis zu ihrer Thronbesteigung 1729 bis 1762. Band II: Forschungen, Briefe und Dokumente. Berlin, (Norddeutsches Verlagsinstitut [Verend u. Zolowicz].) — Die „Semiramis des Nordens“, deren Regententugend auch heute noch wie von ihren Zeitgenossen anerkannt wird, pflegt bei uns nicht im besten Rufe zu stehen; daß sie deutscher Abkunft war, pflegt man dabei leicht zu vergessen. Man kann dem großen russischen Gelehrten für diese Arbeit nur äußerst dankbar sein; ohne irgend welche politische Voreingenommenheit geht er an seine Aufgabe; die überreichlich vorhandenen Quellen macht er sich zu nutze in der Weise, wie sie vom modernen Historiker verlangt wird; er lobt nicht, er entschuldigt nicht, er tadelt nicht; er sucht allein ein wahrheitsgetreues Gesichtsbild dieser gewaltigen Frau zu bieten. Es ist selbstverständlich, daß es bei einer solchen umfangreichen Arbeit nicht an einer Fülle fesselnder Episoden fehlt. Einer bisher in der Geschichte meist falsch dargestellten Persönlichkeit wird man in Folge der hier gegebenen psychologischen Analyse Mitleid nicht versagen können: es ist der Gemahl Katharinas, der unglückliche Peter III. Gewiß, manche seiner an Wahnsinn streifenden Thoreien und Kinderereien sind wohl als Folge erblicher Belastung anzusehen; indessen liegt vielleicht doch die Hauptschuld an der wahrhaft barbarischen Erziehungsweise, die dem Kinde zu teil wurde. Man höre nur, was sich der Erzieher, ein rohes Individuum Namens Brämmer, gegen ein schwaches, kränkliches Kind allerhöchster Herkunft erlauben durfte auf Grund damaliger bewährter, gleichsam approbierter Erziehungsmethode: „Kurz vor seiner Abreise nach Rußland mußte der junge Herzog mit der Zeichnung eines Fels und den Hals und Kuten in der Hand, während die Postwalicere zu Mittag aßen, aus seinem Schlafzimmer, dessen Thüren offen standen, den Speisenden zusehen. Auch die anderen Strafen waren nicht besser und hatten einen äblen Einfluß auf die physische Entwicklung des Kindes, z. B. das Knien auf Erben, so daß ihm die nackten Knie rot wurden und anschwellen, das Anbinden an den Tisch, Schläge mit der Rutte und mit der Reitgerte!“ Es sei nochmals betont, daß das Buch von jeder anti-deutschen Tendenz, zu welcher der Stoff in mancher Beziehung hätte verleiten können,

durchaus freigehalten ist. Sehr interessant ist, was der Verfasser von der damaligen russischen öffentlichen Meinung sagt, welche trotz der absoluten Regierungsform wie heute auch damals schon bestand, und deren Wille schließlich wie eine Elementargewalt doch immer zum Ausbruch kommt. Jedenfalls bietet das Werk gerade bei der gegenwärtigen politischen Lage für uns Deutsche ein besonderes Interesse, und vielleicht vergessen es auch die Russen nicht, daß es eine philosophisch und historisch gebildete Deutsche gewesen ist, welche Rußland zu einer europäischen Großmacht erhoben hat. — Der zweite Band bringt keine Fortsetzung, auf die wohl überhaupt nach dem Willen des russischen Kaisers verzichtet werden muß. Das Leben der eigentlichen Kaiserin Katharina ist ja auch bekannt genug, und ihr Regierungstalent als wahrer Landesmutter wird heute selbst von den Gegnern ohne Rückhalt anerkannt. Dieser zweite Band enthält nur Komplemente zum ersten; drei Aufsätze: „Wahl der Braut“, „Die Frage des Religionswechsels“ — dieser ist besonders fesselnd — und „Untergehobene Briefe“. Die acht Beilagen enthalten hierher bezügliche Dokumente aus jener Zeit; Depeschen, Briefe, ministerielle Noten zc. sind immer im Original, meistens französisch, mitgeteilt. Eine „Liste der benutzten Werke“ sowie ein Namensverzeichnis beschließt diese umfangreiche, gediegene Geschichtsarbeit, von der man nur bedauern kann, wenn sie Torso bleiben, wenn uns das Beste, der noch interessantere Teil derselben vorenthalten werden sollte.

Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Herausgegeben von Prof. Dr. Jul. Schubring. (Leipzig, Funder u. Humblot.) — Der Löwenanteil der hier mitgetheilten Briefe kommt auf Rechnung Schubrings; das Porträt Mendelssohns ist das bekannte; wesentlich neuezüge bringen uns seine Briefe nicht, während uns in seinem Freunde seit Jugendtagen bis zum Tode eine liebenswürdige, kunstverständige Erscheinung entgegentritt, eine jener deutschen Mannesnaturen, die immer seltener werden. Jüdisch ist das Bild, das wir von dem arbeitsreichen Leben des Dessauer Predigers erhalten; sehr interessant ist, wie die edel angelegte Natur Mendelssohns über Theater und wahrhaftige Frömmigkeit denkt. Der Untertitel dieses Briefwechsels verspricht eigentlich mehr, als er hält: es handelt sich nämlich hauptsächlich in den Briefen um das Entstehen der Texte zu den beiden Mendelssohnschen Oratorien „Paulus“ und „Elias“, bei deren Abfassung Schubring dem Komponisten

wesentliche Dienste geleistet hat — doch nur insofern, als von den klassischen Mustern auf diesem Gebiete nur geringe Abweichungen gestattet werden sollten. Ob Mendelssohn bei anderer Führung nicht die alte Form durchbrochen und etwas wirklich Neues geboten hätte, ist eine andere Frage; jedenfalls sind trotz alledem sein „Paulus“ und sein „Elias“ Meisterwerke geworden, die man nicht mit Vorbildern vergangener Zeit vergleichen soll, die aber den geistigen Gehalt ihrer Zeit vollständig erschöpfen.

Ein hochbedeutungsvolles Werk auf musikwissenschaftlichem Gebiete sind die zehn Aufsätze, welche der bekannte Musikphilologe Philipp Spitta unter dem Titel *Zur Musik* zu einem stattlichen Bande vereinigt hat. (Berlin, Gebroder Paetel.) Interessieren Aufsätze wie „Paris und Helena“, „Mariane von Ziegler“ und „Joh. Sebastian Bach“ mehr den eigentlichen Musikphilologen, so sind für die Allgemeinheit der Musikfreunde um so wertvoller Abhandlungen wie: „Kunstwissenschaft und Kunst“, „Vom Mittelraume der Poesie“, „Händel“, „Bach und Schütz“. In den „Beethoveniana“, auf Grundlage der bekannten Rottebohm'schen Veröffentlichungen, führt uns in höchst anschaulich überzeugender Weise der Verfasser vor, wie Beethoven zu produzierten pflegte. Spitta selbst zeigt sich hier als ein sehr empfindender Psychologe, eine Eigenschaft, die sonst gerade bei der Mehrzahl unserer Literatur- und Kunstphilologen nur in sehr schwächlicher Weise angetroffen wird. Manchen Widerspruch dürften die Schlußfolgerungen finden, welche der Verfasser in seinem Aufsätze „Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage“ macht: die geschichtliche Grundlage, da gerade liegt es: ein Luther steht einem Augustinus und sämtlichen Kirchenvätern geistig immer noch tausendmal näher als jenem ein Goethe, Humboldt, von jenen Größen zu schweigen, welche einen Darwin erlebt haben. Hervorgehoben seien noch die Abhandlungen „Spontini in Berlin“ — hier widerspricht einem Verkannten Gerechtigkeit — „Karl Maria von Weber“, der Typus des deutschen Spielmanns in idealer Verklärung, „Niels W. Gade“ und besonders „Johannes Brahms“. So viel in letzter Zeit auch über diesen ersten Komponisten der deutschen Gegenwart gesagt worden ist, so dürften doch die vierundvierzig Seiten in diesem Buche das Beste und Gediegenste enthalten, was man bisher zum Ruhme dieses neuen Beethoven gesagt hat. Freunde der Musik werden in Spittas Buche die mannigfachen Anregungen und Belehrungen finden; die klare Schreibweise ist ebenso fern von populärer Effekthaserei mit feuilletonistisch gehaltenen Tiraden wie von jenem trockenen

Docententone, dessen viele unserer Gelehrten noch immer nicht satt geworden sind.

Russische Reise. Von Hermann Bahr. (Dresden, E. Pierjons Verlag.) — Man erwarte nicht, daß der Verfasser, ein echtes *fin de siècle*-Kind, aus Oesterreich stammend, in diesen Tagebuchblättern ein objektives Bild russischer Verhältnisse gebe; er schildert eigentlich nur seine Petersburger Erlebnisse, die ihm in jeder Hauptstadt blähen können, und dazu seinen Sensationshunger: für ihn ist alles Sensation; und die Kunst, gleich gewissen französischen Vorbildern, nur — er sagt es selber — eine „stilistische Akrobatik“. Einmal meint er ganz lähn: „Wir sind jetzt sehr stolz, wir jungen Dichter von heute, daß wir den Deutschen wieder eine Litteratur gegeben haben“, fügt aber sogleich bescheiden-objektiv hinzu: „Aber es ist eine Litteratur, mit der sie nichts anzufangen wissen. Und man kann ihnen das nicht verargen: denn nichts als technische Experimente machen wir einstweilen noch immer.“

Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie von Rudolf Falb. Zweite, vermehrte Auflage. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Der Name des Verfassers ist wohl keinem Zeitungsleser mehr fremd, er ist in letzter Zeit gleichsam ein wissenschaftlicher Wetterprophet geworden, dessen Voraussagen freilich meist immer — eingetroffen sind! Falb will im vorliegenden, auch für weitere Kreise zum größten Teile empfehlenswerten

Büchlein keineswegs die uralte Volkmeinung vom Einflusse des Mondes auf das Wetter wissenschaftlich begründen; für ihn handelt es sich hier nur zunächst um „die ihm vollständig eigentümliche, zunächst aus Beobachtungen abgeleitete, dann auch theoretisch begründete Charakterisierung dieses Einflusses“. Jedemfalls mehrten sich die Stimmen, welche dem unermüdblichen Verehrer dieser Idee beipflichteten. „Der auffallenden Beziehungen zwischen Lustdruck und Mondumlauf“ gedenkt, nach Falb, der Bericht der Deutschen Seewarte in Hamburg; und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man auch eine sicher begründete Wetterprognose besipen wird. Unter allen Umständen darf man Herrn Falb die größte Achtung vor seinen Arbeiten nicht versagen, die durchaus ein ernst wissenschaftliches Gepräge haben; darüber sich mit leichtem Achselzucken hinwegzusetzen, ist ebenso leichtfertig, als hätte man seinerzeit die Vorgänger Edisons belächeln wollen.

Osterdingens Lieder. Gedichte von Franz Christel. Der Gedichte dritte Lesung. (Leipzig, Litterarische Anstalt [M. Schulze].) — Der Verfasser zeigt ein ansprechendes Talent, das Sinn für Form besitzt und uns vielleicht noch eines Tages durch geistig bedeutende Schöpfungen erfreut. Aber weshalb der irreführende Titel: Osterdingens Lieder? Der mythische Sängler des Nibelungenliedes, dem Scheffel in seiner „Frau Aventure“ gerechter geworden ist, dürfte, wenn er aus seiner Welt in die unsrige zurückkehren könnte, dem modernen Poeten ob dieser Angabe sicherlich gehörig den Kopf waschen. U.





Skaldengesänge.

Dichtungen

von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

Prof. Otto Seif.

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge“ sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemühtiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seif in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

Inhalt.

Klaus Rittland: Levantinerblut. Novelle. II. (Fortst.)	145
Max Ring: Esch-Lothringen und die Vogesen. II. (Schluß)	166
Mit fünfzehn Abbildungen: Schwarzer See. — Neuer Turm in Schlettstadt. — Ruine Hoh-Königsburg. — Inneres der Ruine Hoh-Königsburg. — Die Heidenmauer auf dem Obillenberg. — Sägemühle im Hohnwald. — Reibberg und Reiser See. — Abfluß des Weissen Sees. — Ziehbrunnen in Oberehnheim. — Parkplatz und Regenturm in Kappoldsweiler. — Ruine St. Ulrichsburg bei Kappoldsweiler. — Das Kränster in Kolmar. — Altes Rathaus in Kolmar. — Pfister-Haus in Kolmar. — Tunnel auf der Schluchtstraße.	
Hedwig Bender: George Eliot. Eine Studie	188
Mit einem Porträt: George Eliot.	
Gustav Dahms: Napoleon I. in Rußland. Historische Studie. II. (Schluß)	205
Wilhelm Berger: Bunte Reihe. Novelle	215
Friedrich Schaarshmidt: Die Lampe im Altertum	223
Mit dreizehn Abbildungen: Römische Thonlampe. — Römische Kreuzlampe aus Thon. — Römische Thonlampe. — Bronzelampen aus Pompeji. (Drei Abbild.) — Epitaphische Bronzelampe. — Pompejanische Bronzelampe mit Deckelring und Unterlag. — Prachtandelaber aus der Casa di Diomedes in Pompeji. — Pompejanischer Randelaber mit angehängten Bronzelampen. — Bronzelandelaber mit angehängten Lampen. — Einfache Bronzelandelaber aus Pompeji zum Aufstellen der Lampen. — Christliche Bronzelampe.	
Thomas Achelis: Wilhelm Wundt	245
Mit einem Porträt: Wilhelm Wundt.	
Leopold Ambross: Über die eigene Bewegung der Fixsterne	257
Heinrich Dührer: Des Dichters Jakob Leuz Flucht von Straßburg an den Weimarer Hof	266
Litterarische Mitteilungen:	
Zur modernen deutschen Belletristik	273
Frauenrecht von Carl Kreuzer. — Geschichte meines Lebens vom Kinde bis zum Manne. Von Georg Ober. — Die Schachspieler. Von Wilhelm Zenten. — Wer triffst das Rechte? Von Hermann Heiberg. — Ein Kind. Von Ivo von Ed. — Richtungsfrage Reute. Von Marie Janitschek. — Die Verführung. Von Wilhelm von Polenz. — Die Höhe der Pyramide. Von Luise Wehlfeld. — Tbalta in der Sommerfrische. Von W. von Berlesch. — Kleinbürger von Groß-Wien. Von Vincenz Schwarz. — Provenzalische Lage und Spanische Nächte. Von Siegfried Samojsh. — Von Kalau bis Säckingen. Von Ludwig Hesse. — Italienischer Salat. Von Oscar Justinus. — Im Jahrhundert Grillparzer's. Von Adam Müller-Guttenbrunn. — Der Widerpenfigen Jähmung. Von Robert Rohrausch.	
Neues aus der Kunstkritik	277
Albrecht Dürers Kufentheil in Basel 1492-94. — Michelangelo, eine Renaissancestudie. Von L. von Scheffer. — Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Christian Scherer. (Mit fünf Abbild.) — Ernst von Babel, ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. Hermann Schmidt. — Dantebandnach. Von Cortazzi. — Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Von Arthur Seidl. — Schloß Ansbach. Von Otto Vossing.	
Litterarische Notizen	283
Das junge Deutschland. Von Johannes Präuß. — Ethik. Von Wilhelm Wundt. — Verlesungen über die Menschens- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. — Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Von Georg Simmel. — Materialismus oder Spiritualismus? Von Hans Arnold. — Aus dunklem Grunde. Von Dr. phil. Susanna Rubinstein. — Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. Von Dr. S. Aurella. — Die augustiniische Lehre vom Kausalitätsverhältnis Gottes zur Welt. Von Dr. E. Meyer. — Grundriß der Völkerverbie. Von Johannes Ullle. — Verlesungen über Lessings Nathan. Von Carl Berber. — Zur Psychologie des Individualismus. Von Stanislaus Freyherrn. — Was wissen wir über die Unerschlichkeit der Seele? Von Dr. Hermann. — Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner. — Die Fremden des Lebens. Von Sir John Lubbock. — Zeiten, Völker und Menschen. Von Carl Hillebrand. — Meyers kleiner Handatlas. — Die drei Tierleben. — Straßburg, Metz und die Vogesen. Von Ch. Verdoest. — Politik und Christentum. Von A. Elopni. — Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie. Von Johannes Gottschick. — Christpreden. Von Chr. Achelis. — Die Offenbarung. Von Franz Kolb.	
Litterarische Neuigkeiten	1
Anzeigen	111

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unterlagt.
 Übersehungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:
 E. Hirzel in Leipzig, betr. „Aus dem Leben Theodor von Bernhardt's“
 der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, betr. Gnhl und Koners „Leben der
 Griechen und Römer“.



Sevantienerblut.

Novelle

von

Klaus Rittland.

II.



illst du etwas Neues wissen, Giulietta? Wir haben Aussicht, Onkel und Tante zu werden. Jean Fouquier hat es mir heute verkündet!"

„O, sprichst du im Ernst? Deine Schwester Klara —?“

Ich nickte vergnügt. Giulia aber teilte meine Freude nicht, sondern ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

„Und ich — ach, ich wünsche mir so sehnlich ein Bambino und bekomme keins!“ Sie fing bitterlich an zu weinen.

„Aber Giulia, Giulietta, du närrisches Frauchen! Das Bambino kann doch noch kommen. Jetzt ist's doch wahrlich noch nicht Zeit, zu verzagen. Wir sind ja noch so blutjunge Eheleute!“

„Und sehnst du dich denn nicht selbst danach?“ schluchzte sie. „Hast du nicht vorgestern noch gesagt, mit einem Kindchen würde unser Glück erst vollkommen werden?“

„Nun ja, ich gebe die Hoffnung, Papa

zu werden, auch noch lange nicht auf — aber es braucht doch nicht gleich zu sein! — Weine nicht mehr, ich bitte dich, mein Liebchen.“

Ihre Thränen versiegten allmählich; aber das neuerweckte heiße Verlangen nahm fortan all ihre Gedanken in Anspruch. Klärchens bevorstehende Mutterfreuden ließen meiner kleinen Frau keine Ruhe.

Der lebhafteste Verkehr zwischen ihr und meiner Mutter nahm jetzt mehr und mehr ab und sie schloß sich wieder enger an ihre eigene Familie an.

Ich weiß nicht, lag der Grund in den zwischen meiner Mutter und Schwester jetzt so häufig gepflogenen Widelbettchen- und Windelgesprächen, die Giulia immer traurig stimmten — oder lag es einfach daran, daß der Eifer meiner kleinen Frau in keiner Sache lange anhielt und so auch jetzt ihr Streben nach deutscher Hausfrauenvollkommenheit nachzulassen begann?

Jedenfalls fand sie es offenbar bequemer, in Gesellschaft ihrer Mutter und anderer Levantinerinnen die Stunden hinzutödeln, zu klatschen und Süßigkeiten zu naschen, als im Hause meiner Eltern die brave, fleißige, wißbegierige Schwiegertochter zu spielen, der man allerlei gute, nützliche Dinge beibringt und von der man verlangt, daß sie Ansichten aussprechen und Grundsätze haben soll.

Für mich selbst verlor jetzt das bananenumschattete Levantinerhaus immer mehr an Reiz. Gleich einer Nuß erschien es mir, aus der man den süßen Kern herausgeessen hat — die Schale hat keinen Wert mehr. Ich erkannte nun erst recht, wie fern ich diesen Menschen im Inneren stand und wie schwer es überhaupt für einen gebildeten Mann war, mit ihnen Verührungspunkte zu finden. Kaum begriff ich mehr, wie ich es vermocht hatte, so viele lange Stunden in dem öden salone hinzubringen. Wenn ich jetzt das Rajergihiche Hans betrat, war es selten zu längerem Aufenthalt, sondern nur, um mir meine Giulina wiederzuholen, die jetzt den größten Teil des Tages dort verlebte. Wenn ich sie einmal ausnahmsweise im eigenen Heim antraf, dann konnte ich sicher sein, irgend eine moschusduftende aufgeputzte levantinische Dame bei ihr zu finden. Diese Damen stößten mir immer ein unbehagliches Gefühl ein; meine stille, friedliche Häuslichkeit kam mir durch sie entweicht vor. Geradezu mit Widerwillen erfüllte mich aber der Anblick einer gewissen kleinen buckeligen Araberin mit stehenden Augen, der ich in letzter Zeit häufig auf der Treppe oder im Hansflur begegnet war und die immer eilig davonhüschte, wenn sie mich gewahrte. Als ich Giulina gefragt hatte, was diese Person bei ihr wollte, war sie errötet und hatte mir eine ausweichende Antwort gegeben.

Eines Tages durchschritt ich die enggewundenen Gassen des Inlmidenviertels, eines der ältesten Stadtteile von Kairo, um einen meiner Patienten, einen persischen Kaufmann, aufzusuchen, der in

dieser von Europäern wenig betretenen Gegend hauste.

Da erregten zwei vor mir hertrippelnde Araberinnen meine Aufmerksamkeit. Nach den sie umhüllenden ordinären blaugestreiften Baumwolltüchern zu urteilen, mußten es Frauen der ärmeren Klasse sein; desto mehr war ich von der zierlichen, eleganten Fußbekleidung der schlankeren — und offenbar jüngeren — überrascht; an derselben kam mir irgend etwas bekannt vor. Richtig, das waren ja gerade solche schwarz und goldgelb gemusterten Strümpfe, wie Giulina sich neulich gekauft, und diese weißgesteppten, hochhackigen Halbstiefeln erinnerten mich lebhaft an diejenigen, mit welchen ich meine junge Fran damals in Alexandrien so sehr erfreut hatte. Jetzt bogen die beiden Frauen in eine Seitenstraße ein; ich bemerkte nun erst, daß die eine derselben verwachsen war; die jüngere wandte sich um und stieß, als sie mich gewahrte, einen leisen Schrei aus. Sonderbar, die über dem schwarzen Haremschleier hervorstrahlenden Augen hatten so herrliche, lange Wimpern, wie ich sie bis jetzt nur bei Giulina gesehen hatte; über keinem anderen Frauenauge hatte ich noch solche Wimpern bemerkt.

Die Araberinnen beschleunigten jetzt ihre Schritte. Ich folgte ihnen, denn ich wollte ihnen gern noch einmal ins Antlitz sehen. Da traten sie in die Eingangsthür einer kleinen halbverfallenen Moschee. Ich überlegte, ob ich ebenfalls eintreten sollte. Doch ich beschloß, meinen Weg fortzusetzen. Was gingen mich denn die Araberinnen an?

Die Augen sehen sich in den außerdem so dicht verschleierten Gesichtern alle mehr oder minder ähnlich, und schwarz und gelb gemusterte Strümpfe gab es in Fajchals Modemagazin für jeden zu kaufen. Ich hatte Wichtigeres zu thun; mein sieberkranker Perser harrete meines Beistandes mit einundvierzig Grad Blutwärme! Ich konnte aber doch nicht umhin, Giulina meine Beobachtung mitzutheilen.

„Denke dir, Giulietta, ich habe dich heute leibhaftig — als Araberin verkleidet, in Begleitung einer anderen; es schien deine bucklige Freundin zu sein — in eine Woschee treten sehen,“ redete ich sie in scherzendem Tone an.

Hektiger Schreck walte sich auf ihren Zügen. Aber sie sagte sich schnell.

„Das kann ja nicht sein,“ antwortete sie lächelnd, „ich habe den ganzen Nachmittag bei meiner Mutter zugebracht!“

„Ich weiß, Kleine; ich machte ja nur Spaß.“

Weshalb mochte sie nur so erschrocken sein? Sie kam mir überhaupt seit einiger Zeit so sonderbar vor. Einmal schien es mir, da ich unerwartet ins Zimmer trat, als wenn sie schnell etwas versteckte. Ein anderes Mal fand ich abends unter den Kopfsissen kleine in Leinen gewickelte Päckchen, die sie schleunigst wegwarf, als ich fragte, was sie enthielten. Dann kochte sie oft für sich selbst ganz besondere mysteriöse Gerichte, von denen sie mich nicht kosten lassen wollte. Und am Morgen nach jener Begegnung mit den beiden Araberinnen kam ich dazu, wie Giulia aus einem kleinen Fläschchen eine dunkle Flüssigkeit in ihre Kaffeetasse schüttete, und als ich mich erkundigte, was es sei, wurde sie dunkelrot und meinte: „Eine Essenz, die mir Mutter gegeben hat, um den Kaffee wohlgeschmeckender zu machen.“ Aber ich merkte, daß sie die Unwahrheit sagte.

Als ich mittags von meiner Praxis heimkehrte, fand ich meine Frau auf dem Sofa liegend und sich in heftigen Schmerzen krümmend. Mir fiel sogleich die Essenz ein und ich bat in erstem Tone um Aufklärung. Sie wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, aber endlich entschloß sie sich, mir die Wahrheit zu sagen. Unter Thränen und Schluchzen gestand sie mir, sie habe sich kürzlich auf den Vorschlag ihrer Mutter mit ihrem Kummer wegen des Bambinos, welcher sich so hartnäckig zu existieren weigerte, an die „buckelige Zefiße“ gewandt, eine alte, um ihrer zauberkundigen Weisheit willen in allen

Harems und auch in den Levantinerfamilien hochgeschätzte Araberin. Die wisse für alles Rat und Hilfe. Besonders wirksam seien die von ihr gebrauten Liebestränke und die Mittel, durch welche sie kinderlosen Frauen zu Nachkommenschaft verhilfe. Da sie — Giulia — aber gehaut habe, daß ich nicht mit Zefißes Rat schlägen einverstanden sein würde, habe sie mir nichts davon sagen wollen.

Und nun kamen die wunderlichsten Dinge zum Vorschein. Tränkchen, Salben, Pulver, Amulette, Zaubersprüche — alles hatte die thörichte kleine Frau schon durchprobiert. „Gestern endlich habe ich etwas gethan, was mir recht schwer geworden ist, aber was ganz sicher helfen soll,“ schloß sie die Reihe ihrer Geständnisse; „die Araberin, der du begegnet bist — ich war's!“

„Also wirklich!“

„Ja; ich hoffte durch die Verkleidung unerkannt zu bleiben; ich genierte mich so. Zefiße hatte mich beredet, mit ihr in die Woschee zu gehen, in welcher der heilige Schem Mustafa begraben liegt. Über seinem Grabe steht eine wunderkräftige Säule; wenn eine kinderlose Frau an dem Schaft dieser Säule eine Citrone zerreibt und nachher den Saft ansaugt, dann bekommt sie ganz sicher ein Bambino; ja, wirklich“ — und sie nickte eifrig — „du kannst mir's glauben! Zefiße hat mir hundert Beispiele erzählt. Paß auf, ob sie nicht recht behält! Der dumme Trank, von dem ich heute so elend geworden bin, war eigentlich ganz überflüssig, aber Zefiße hat gemeint, schaden könne er nicht.“

„Die alte Heze kommt mir nicht wieder ins Haus!“ brauste ich auf; und dann gab ich mir reblische Mühe, Giulia die Sinnlosigkeit ihrer Handlungsweise und die damit verbundenen Gefahren klar zu machen. Sie schwieg, aber ich fühlte wohl, daß ich sie keineswegs überzeugt hatte. Die Macht des Aberglaubens durch Vermunstgründe brechen zu wollen, ist ein schwieriges Unterfangen. Nur als ich ihr vorwarf, daß es doch einer guten Katholikin unwürdig sei, sich an den Bei-

stand eines mohammedanischen Heiligen zu wenden, da wurde sie ernst und nachdenklich.

„Ich werde morgen zur Beichte gehen,“ sagte sie reuig. „Pater Franziskus soll alles erfahren, und dann bringe ich der Mutter Gottes eine schöne, dicke Wachskerze mit goldenen Sternchen drauf.“ Ich ließ sie gewähren, nahm ihr aber zugleich das feierliche Versprechen ab, künftig keine Geheimnisse mehr vor mir zu haben, und bat sie auch freundlich, aber bestimmt, von jetzt ab mehr ihr Genügen in der eigenen Häuslichkeit zu suchen, statt sich von früh bis Abend bei ihrer Familie aufzuhalten.

Giulia war ein gehorames Frauchen. Sie befolgte meine Anordnungen, aber es schien ihr schwer zu fallen. Sie war nicht mehr der heitere Sonnenstrahl, der im Anfang unserer Ehe mein Herz und Heim durchleuchtet und mein Dasein mit Bonne erfüllt hatte.

Schläfrig und verstimmt lag sie auf der Chaiselongue, wenn ich von meiner ärztlichen Visitentour nach Hause kam. Ihre Augen waren oft verweint. Ihr bestrickendes Lächeln hatte sie ganz verlernt; und ihre früher so leidenschaftlich gespendeten Färtlichkeitsbeweise wurden mir jetzt nur sehr sparsam zugemessen. Und doch war sie körperlich ganz gesund. Ebenjowenig hatte sie Grund, sich etwa über Vernachlässigung meinerseits zu beklagen. Sie machte mir auch keine Vorwürfe, und wenn ich sie fragte, was ihr fehle, war die Antwort stets: „Gar nichts, ich bin ja ganz munter!“

Es fehlte ihr aber doch etwas, wogegen es freilich in keiner Apotheke ein Mittel giebt: mein junges Weib langweilte sich!

Ich klagte mein Leid der Mutter und Hanna: „Ich weiß gar nicht, wie ich dem abhelfen soll. Meine Zeit ist in Anspruch genommen, ich kann Giulia nicht den Tag über unterhalten. Bei euch fühlt sie sich nicht recht behaglich, ihr habt ja auch genug mit euch selbst zu thun und mit dem kleinen Fouquier in spe. Von dem Einflusse ihrer Familie und ihrer Levantinerfreundinnen will ich die Kleine

aber möglichst fern halten. Wenn sie sich nur mehr um die Wirtschaft kümmern wollte —“

„Ja, leider ist sie in dieser Beziehung entsehrlich indolent,“ stimmte meine Mutter ein. „Wie es jetzt immer in eurer Küche aussieht; ich mag gar nicht mehr hineinblicken. Der unsaubere Koch thut, was er will. Wie kann Giulia zugeben, daß er die unappetitliche Landbutter genau so zum Kochen benützt, wie sie die Beduinen ins Haus bringen, voller Büffelhaare und Schmutz, statt sie gründlich durchzuwaschen, wie sich's gehört! Das ist doch —“

„Ich weiß ja, Mutter,“ unterbrach ich sie etwas gereizt. Ich konnte meine Frau nicht tabeln hören, auch wenn ich selbst unzufrieden mit ihr war. „Seit du Giulia darauf aufmerksam gemacht hast, ist das wirklich nicht wieder vorgekommen. Sie achtet jetzt sehr darauf.“

Die Mutter schüttelte zweifelnd den Kopf. Die ungewaschene Büffelbutter konnte sie nicht so rasch verwinden, der Thermometer ihrer Neigung für die Schwiegertochter war seit der Entdeckung um einen Grad gesunken.

Hanna hatte sich still verhalten. Ihr Gesicht zeigte einen nachdenklichen Ausdruck.

„Weißt du, Walter,“ sagte sie dann ernst, in ihrer etwas altflugen Manier, „was du da erzählst, gefällt mir gar nicht; Langeweile darf Giulia nicht haben. Das ist Gift für so ein junges Geschöpf. Dagegen muß etwas gethan werden. Ich habe eine Idee,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „ich werde Giulia Malunterricht geben. Sie hat immer so große Freude an meinen kleinen Skizzen, und ich habe recht hübsche, leichte Vorlagen für Blumenmalerei. Das wird eine angenehme Beschäftigung für sie werden.“

Hanna zeichnete und malte mit großem Geschick; sie wanderte oft stundenlang mit Skizzenbuch und Feldstuhl umher, von einem meiner Brüder oder Herrn Stierwurm begleitet. Anmutige malerische Motive giebt es ja die Fülle in und um Kairo.

Ich danke ihr und lobte den Mann.

Als ich heimkam, fand ich Giulia wieder in trostloser Stimmung. Diesmal gestand sie mir auch offen, sie wisse gar nicht, was sie so allein anfangen solle.

„Aber, Kind, wie hast du denn nur früher zu Hause die Tage hingebacht?“

„O, da — nun da saßen wir eben zusammen und plauderten. Und dann dachten wir uns neue Haartouren aus und frisierten uns gegenseitig. Oder wir spielten Domino, oder pußten die Kinder an, oder wir schlugen Fliegen und Moskito tot. Wer in einer Viertelstunde die meisten getödtet hatte, der bekam ein Stück *Harrach-le-kum*“ (auf deutsch: Gaumenfreude, ein türkisches Konfekt). „Und dann besuchte uns die alte Miriam fast jeden Tag; sie ist Hebamme und hat viel in den Harems zu thun; sie kennt alle interessanten Geschichten, die da passieren, und sie erzählt gar so spaßhaft. Ach, was haben wir da manchmal gelacht!“

Wir graute, wenn ich mir meine geliebte Giulia, dieses süße, lenzfrische Kind, bei der Hebammenkonversation vorstellte. Und doch, war es denn gar so unnatürlich, daß sie daran Gefallen fand? Mit etwas wollen die Gedanken doch beschäftigt sein, und wo feinere geistige Nahrung fehlt, da sind eben derartige grobe Speisen willkommen.

Wir fiel in jenem Moment meine Theorie von dem beglückenden, sinnlich-naiven Elementarweib ein, und ich fragte mich, ob es nicht doch vielleicht besser gewesen wäre, wenn man Giulias Kinderhirn mit einigen grammatikalischen Regeln angefüllt hätte, statt mit Miriams Haremsgeschichten.

Hanna kam schon den nächsten Tag mit ihrem Skizzenbuch, um Giulia ein kurzlich gemachtes Aquarellbildchen der Citadelle von Kairo zu zeigen, und machte ihr den Vorschlag, es doch auch einmal mit der Kunst zu versuchen. Giulia war entzückt von dem Gedanken.

Und während der nächsten Wochen sah ich sie selten betrübt.

Unzählige Vergißmeinnicht mit frechen,

übermäßig blauen Augen, unzählige blendende Feuerkilien, steißbeinige Tulpen und verschrobene Weilchen lachten mir bald von den Wänden meiner Studierstube entgegen; die junge selbstzufriedene Malerin liebte es, jedes aus ihrer Hand hervorgegangene Blatt mit kleinen Drahtstiften anzunageln, mir zur Freude und Überraschung.

So sehr sich auch mein lebhaft entwickelter Schönheits Sinn gegen diese künstlerische Ausstattung meines Zimmers sträubte, ich gewann es nicht übers Herz, die fürchterlichen kleinen Meisterwerke wieder herunterzureißen. Eine andere, angenehmere Art Überraschung ward mir jedoch durch Hannas Freundschaft mit meiner Frau zu teil, als letztere eines Abends ans Klavier trat und, von Hanna begleitet, mit dieser zusammen ein allersüßstes Duett sang. Ich konnte aus aufrichtiger Seele Beifall spenden; Giulias Sopranstimme klang hell und rein wie Perchengefang.

„Wie hätte ich solch ein Talent in dir vermutet!“ rief ich aus, die vor Freude Erglühende in meine Arme schließend.

„Hanna meinte, ich hätte eine sehr gute Stimme und viel Gehör,“ erwiderte sie stolz. „Es würde dir Vergnügen machen, wenn ich dir zuweilen ein Liedchen vorsingen könnte. Seit drei Wochen giebt sie mir fast täglich Unterricht. Aber du dürftest nichts davon merken; erst müsse ich einige Sachen ganz perfekt und ohne Fehler singen lernen, hat die Cousine gemeint. O, was hab ich mich auf die Überraschung für dich gefreut!“ Wie war sie reizend in dem stolzen Bewußtsein, mir ein Vergnügen bereitet zu haben!

Hanna saß noch am Klavier und schaute lächelnd auf unser Glück; aber ein trübes Lächeln wollte es mich dünken.

*
*
*

Gänzlich zu befriedigen vermochten nun freilich derartige harmlose Freuden das Gemüt meiner lebenslustigen jungen Frau nicht. Sie war heiterer als sonst, aber sie fand doch, daß sie vieles entbehren

müsse, besonders so oft sie mit Klärchen zusammenkam.

In meiner Schwester konzentrierte sich alles, was Giulia beneidenswert erschien.

Das Kairiner Gesellschaftsleben war jetzt — Ende Februar — auf seinem Höhepunkt, und Herr und Frau Fouquier de Grotewier schwammen so recht mitten in der wogenden Flut. Klärchen wollte die Freuden der Saison genießen, solange ihr Zustand es noch erlaubte, und ihr Gatte brauchte das bunte Treiben zu seinem Wohlbefinden, so gern er auch den Blasierten spielte.

Das junge Ehepaar verstand in hohem Grade die Kunst, *comme il faut* zu leben, ohne übermäßige pekuniäre Anstrengungen deswegen zu machen. In dem kleinen Haushalt trug alles den Stempel geselliger, anmutender Eleganz.

Jeden Sonnabend-Nachmittag empfing Klärchen; und man traf in ihrem behaglichen Salon immer die beste Gesellschaft. Obgleich Fouquier keine hervorragende Stellung bekleidete, seine Vermögensverhältnisse bescheiden waren und weder er noch meine Schwester — das sah ich trotz meiner Bruderverliebe ein — glänzende persönliche Vorzüge besaßen, sie gehörten nun einmal zu den Leuten, mit denen „man“ verkehrte. Ja sogar in den Zeitungsberichten über die letzten großen Bälle oder Routs war nicht selten Madame Fouquier speciell angeführt unter den Persönlichkeiten, die das Fest geziert hatten!

Und meine kleine Giulia beneidete die Schwägerin mit aller Kraft ihrer jungen, haltlosen, schwachen Seele. Eine lockende Fata morgana umgaukelte jetzt beständig ihre Sinne: die große Welt! Oder vielmehr die kleine, nichtsagende, wertlose Welt, in der Klärchen zu den Menschen zählte, während sie selbst noch draußen stand, überhaupt nicht existierte. Denn meine Eltern verkehrten nur mit einigen deutschen Familien, denen ich auch Giulia zugeführt hatte, die aber alle kein großes Haus machten, und ich selbst verspürte ebensowenig Neigung dazu; abgesehen davon, daß meine Mittel es mir gar nicht

erlaubt hätten, brauchte ich auch meine ganze Kraft und Zeit, um mir eine sichere Existenz zu gründen und meine Verurpflichten gewissenhaft zu erfüllen.

Und doch — Giulias sehnsüchtige Augen, wenn Klärchen von irgend einer genossenen oder bevorstehenden Festlichkeit erzählte, ließen mir keine Ruhe.

Es bedurfte nur eines schwachen Anstoßes, um mich wandend zu machen.

Als ich eines Tages der russischen Generalkonjulin meine Visite — als Hausarzt — abstattete, erkundigte sich die Dame mit großem Interesse nach meiner Frau, der sie kürzlich mit mir zusammen begegnet war und in deren Schönheit sie sich, wie sie mir versicherte, geradezu verliebt hatte. „Sie müssen mir die kleine Frau einmal bringen,“ beorderte sie. „Weshalb führen Sie sie eigentlich nirgends hin?“

Ich setzte ihr meine Gründe auseinander, aber sie fand dieselben nicht stichhaltig.

„Ah bah, so junge Leute müssen sich nicht wie die Maulwürfe verkriechen! Von Thuen verlangt man noch nicht, daß Sie selbst große Feten geben. Sie können — als ganz junges Ehepaar — noch ruhig ausgehen, ohne die Einladungen zu erwidern! Auch was die Toilette betrifft, braucht sich ein so bildhübsches Geschöpfchen wie Madame Friesberg nicht in große Unkosten zu stürzen. Haben Sie schon Karten für den großen Wohlthätigkeitsball im Opernhause? Nein? Nun, so nehmen Sie schleunigst diese beiden, es sind die letzten, die ich zu verkaufen übernommen habe; und auf dem Ball stellen Sie mir Ihre Frau vor!“

Ihr befehlender Weltamenton mißfiel mir in hohem Grade, und doch mochte ich die Karten nicht zurückweihen. Ich fühlte mich dieser Frau verpflichtet; fast alle meine vornehmeren Patienten verdankte ich ihrer enthusiastischen Empfehlung.

Und außerdem — ich brauchte mir nur Giulias glänzende Augen vorzustellen, wenn ich ihr die Billets überreichen würde,

um nicht länger zu schwanken. Ich zog zwei Zwanzigfrankstücke aus der Tasche und steckte dafür die beiden kostbaren, schnell mit meinem Namen ausgefüllten Papierblättchen ein.

Giulia jubelte hell auf, als sie beim Mittagsmahl die Karten entdeckte, welche ich unter ihrer Serviette verborgen hatte. Sie konnte kaum etwas genießen vor freudiger Aufregung, ein Zustand, der auch bis zu dem festlichen Tage ziemlich unverändert anhielt.

Vor allem wurde die große Toilettenfrage auf die Tagesordnung gesetzt. Drei Tage lang durchstöberte Giulia alle Modeläden Kairo's, drei Tage lang bestand mein Morgen- und Abendgruß in der Frage: Was meinst du zu weißem Satin merveilleux? Oder findest du rosa Krepp hübscher?

Aber wie sah sie auch aus, als sie sich an dem wichtigen Abend in voller Toilette — ihrer ersten Balltoilette — vor mir präsentierte! Strahlend in köstlicher Jugendfrische hob sich die volle Büste aus dem rosa Seidenstoff hervor, und stolz warf Giulia das reizende, dunkle, blumengeschmückte Köpfchen zurück, da sie meine Bewunderung gewahrte. Nur eins machte ihr Kummer: daß ich die häßlichen, leichenfahlen Pudermassen, die sie sich, nach Art der Südländerinnen, über Gesicht und Hals gestreut, unbarmherzig wegwischte.

Wir traten in den als Ballsaal dienenden Parquetraum des vicelöniglichen Opernhauses. In blendender Pracht umwogte uns die elegante Welt der orientalischen Metropole.

An der Ausschmückung der Logen, die schon sämtlich mit dekollierten, diamantstrahlenden Damen und ordenübersäten Großwürdenträgerin gefüllt waren, konnte man Geographie studieren; dieselben repräsentierten alle Staaten Europas, denn sie waren für das diplomatische und Konsularcorps bestimmt, und jede Loge war mit einem Wappen und kleinen Fahnen in den Landesfarben des betreffenden Inlassen ausgeputzt.

Wir schritten langsam an der rechten

Seite des Saales entlang, um zu der in einen feenhaften Wintergarten verwandelten Bühne zu gelangen, als plötzlich aus einer Loge, welche durch die russische Flagge gekennzeichnet war, mein Name gerufen wurde.

Ich blickte auf. Da saß meine Gönnerin und Patientin, sehr verweilt und vornehm, mit ungeheurer wertvollen sogenannten schwarzen Perlen geschmückt. „Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile, lieber Doktor, und warte darauf, daß Sie in meine Loge kommen, mir einige schöne Dinge zu sagen!“ schrie sie mir mit ihrer schrillen Stimme über die Köpfe der Nächststehenden hinweg zu. Dann wandte sie sich, noch bevor ich antworten konnte, wieder ab, um einen Better des Khehive, den Prinzen Ibrahim-Pascha, welcher soeben in ihre Loge trat, zu begrüßen.

Als ich sah, daß der Prinz sich wieder entfernt hatte, führte ich meine Gattin zu Madame Danischew, die mit einer gewissen unverjähmten Liebenswürdigkeit ein Sturzbad von Schmeicheleien über Giulia ausschüttete und die sie umgebenden Menschen an die Schönheit der jungen Frau aufmerksam machte, als sei dieselbe ein kleines Kind oder ein Schoßhündchen. Es fehlte eigentlich nur noch, daß sie Giulia aufgefordert hätte, den Mund aufzusperrn, um „die schönen Zähne zu zeigen“.

Mich berührte diese Art Freundlichkeit sehr peinlich, aber Giulia fand offenbar nichts Verletzendes darin, denn sie sprach sich, nachdem wir die Loge verlassen hatten, höchst befriedigt über das Entgegenkommen der Generalkonsulin aus. Wir mischten uns von neuem unter das Menschengewühl. Das Tanzen hatte begonnen. Ich konnte es gar nicht begreifen, daß meine reizende Frau so lange unbeachtet neben mir stand. Sie war ja freilich noch gänzlich unbekannt, und indem ich meine Blicke umherzuweisen ließ, mußte ich mich überzeugen, daß hier manches glänzende weibliche Gestirn leuchtete, welches wohl im Stande war, Giulias Liebreiz zu verdunkeln; und doch, ihre

frische, jugendliche Anmut mußte, meiner Meinung nach, jedes Auge entzücken. Sie hatte offenbar ähnliche Empfindungen wie ich selbst. Ihr Gesichtchen nahm einen immer enttäuschteren Ausdruck an; da nahte sich langsam gemessenen Schrittes ein Ketter: Jean Fouquier, der sie um die soeben beginnende Française bat. Sofort war aller Trübsein ans Giulia's Antlitz verschwunden und vergnügt legte sie ihren Arm in den seinen.

„Ist Klara auch hier?“ fragte ich meinen Schwager.

„Ja, aber wo sie ist, kann ich dir nicht sagen. Ich bekomme meine Frau auf diesen Monstrebällen immer nur im Vorübergehen zu sehen. Zuletzt begegnete ich ihr am Arme des Baron Lafournière — dort hinten, die grünblaue Wolke, das muß sie sein!“

Und er trat mit Giulia in das Carré ein, während ich der grünblauen Wolke nacheilte. Klärchen sah in dem dultigen, weisfaltigen Gewande sehr vorteilhaft aus und schien sich durch lustiges Geplauder mit dem jungen Franzosen reichlich für den — neuerdings unterfragten — Tanzgenuß zu entschädigen.

„Ah, also Jean tanzt mit deiner Frau!“ meinte sie lächelnd; „das ist gut. Er soll sie nur ein wenig lancieren, die arme Kleine.“

„Ich wüßte nicht, daß an Giulia irgend etwas Bedauerndwertes wäre!“ antwortete ich ein wenig verleßt.

Für meine Frau schien das Vergnügen jetzt in der That zu beginnen. Nach Beendigung der Française ließ sich ihr der italienische Konsul vorstellen, und bald darauf schwebte sie mit ihm nach den Klängen eines Wiener Walzers durch den Saal.

Ich freute mich, als sie mir in einer Pause strahlenden Auges zunickte, und da sie meiner nicht mehr zu bedürfen schien, folgte ich einer Aufforderung der Madame Danischew, sie durch das Foyer einer Treppe hinauf zu geleiten, die nach der Haremsloge führte, in welcher die Vicetönigin mit ihren Damen der Festlichkeit ungeheßen beivoßnte. Das diese

Voge umgebende freie Drahtgitter gewährte den Anfassern derselben einen deutlichen Ausblick auf Zuschauerraum und Bühne, während sie selbst doch jedem profanen Auge verhüllt blieben. Die Khebinvin liebte es, europäische Damen in ihrer Voge zu empfangen und mit denselben über die von ihrem verborgenen Posten aus gemachten Beobachtungen zu plaudern. Ein paar reizende tscherkessische Sklavinnen lehnten in der Eingangsthür und verschwanden unter schelmischem Kichern, da sie mich gewahrten.

„So, nun dürfen Sie nicht weiter! Sie erwarten mich doch hier?“ bat meine Freundin; „ich bleibe nicht lange.“

Die Zeitbegriffe sind dehnbar. Wohl eine halbe Stunde lang mußte ich auf meinem ungemütlichen Plage ausharren, und ich sehnte mich doch so sehr danach, Giulia wieder aufzusuchen.

Endlich trat die Russin wieder aus dem geweihten Vogenraum heraus.

„Die Zeit ist Ihnen lang geworden?“ fragte sie. „Sie sehnen sich gewiß nach Ihrer Frau? Um ihre Unterhaltung brauchen Sie nicht zu sorgen. Ich sah sie soeben in guter Begleitung vorbeiwandern: am Arme Lelediau-Paschas.“

Lelediau-Pascha war ein vielgenannter vornehmer Armenier, ehemaliger Minister, von dem man behauptete, daß ihm auch demnächst wieder ein Portefeuille in Aussicht stünde.

„Ich habe der Vicetönigin von Ihnen erzählt,“ plauderte Madame Danischew, während wir die Treppe hinabstiegen, „und ich habe ihr auch Madame Friesberg gezeigt, die sie pleins de charme fand. Nun werden wir uns öfter in den Ballsälen begegnen, lieber Doktor, Madame wird Ihnen schon keine Ruhe lassen; sie scheint ja Ersolge zu haben. Und es ist gut, wenn Sie in der Gesellschaft bekannt werden, glauben Sie mir, auch für Ihre Praxis, besonders aber für Ihre Freunde,“ fügte sie mit einem vielgesagenden Lächeln hinzu.

Ich begann, mich an ihrer Seite unbehaglich zu fühlen.

„Jetzt führen Sie mich an das Büffett!“ kommandierte sie darauf, wieder in ihren gewöhnlichen hochmütigen Ton zurückfallend.

Ich gehorchte. Am Büffett angelangt, nahm ich aber gern die Gelegenheit wahr, meine anspruchsvolle Gönnerin einem anderen Cavalier zu überlassen. In dem geistreich süßlauten russischen Fürsten Tischerbikty fand sie bald einen glänzenden Ersatz für meine bescheidene Gesellschaft.

Ich konnte mich nun nach Gefallen in dem Wintergarten umschauen, an dessen Ausgang das Büffett errichtet war.

Jean Fouquiers glattes Gesicht tauchte wieder vor mir auf.

„Frau Giulia feiert Triumphe!“ rief er mir in scherzendem Tone zu, „Leledian-Pascha macht ihr schon seit einer halben Stunde angelegentlichst den Hof — dort —“

Ich wandte den Blick nach der bezeichneten Richtung.

Meine Frau saß auf einem niedrigen Divan, hinter welchem eine üppige Palmengruppe ihre langgefiederten, dunkelgrünen Riesenblätter ausbreitete, ein malerisches Dach über der Sitzenden bildend.

Vor ihr stand in vornehm nachlässiger Haltung Leledian-Pascha, ein hochgewachsener Mann, gleich den meisten Orientalen etwas zur Korpulenz neigend; seine Züge, die ich zum erstenmal so in der Nähe erblickte, waren nicht unbedeutend, aber erschlaft, müde und sinnlich — die Züge eines Menschen, der zu viel genossen hat und doch nimmer satt wird. Er trug einen Fes auf dem Kopf und den langen Leibrock der orientalischen Herren, Stambulina genannt. Um den Hals hatte er an einem breiten Bande das Kommandeurkreuz des Osmanihordens hängen.

Mehrere junge türkische Beps starrten aus einiger Entfernung ehrfurchtsvoll nach ihm hin.

Zuerst war es mir angenehm, daß eine so angesehene Persönlichkeit meiner Frau Aufmerksamkeit erwies, aber dann beschlich mich ein leises Unbehagen. Es war

nicht gerade Eifersucht; ich hatte Giulia bis jetzt im Verkehr mit Herren stets zurückhaltend und sitzjam gefunden und ich war überzeugt, daß ich mich auf sie verlassen konnte. Aber sie erschien mir in jenem Moment ganz anders als sonst — so sicher und selbstbewußt. Die Art und Weise, wie sie den Oberkörper zurückbog, wie sie den Fuß vorstreckte und dessen zierliche Spitze bewegte und wie sie übermütig lachend zu dem Armenier aufblickte, hatte etwas mir Ungewohntes, Pikantes, so daß ich mich fragte: Woher hat sie das? Sie schien mir so innerlich erregt, wie ich sie lange nicht gesehen; jene erhöhte Lebenshätigkeit sprach aus ihren blizenden Augen, aus ihren glühenden Wangen, wie sie das Weib durchströmt, welches sich bewundert fühlt.

Ich näherte mich den beiden, ohne daß sie mich bemerkten. Der Pascha sprach ruhig, mit leicht verschleierter Stimme; sein Gesicht trug einen aufmerksam prüfenden Ausdruck, nicht unerbietig oder herausfordernd, und doch — die Gründlichkeit, mit welcher er meine Frau musterte, verdroß mich. Sie hatte an der linken Schulter eine kleine Narbe, und es kam mir vor, als ob er immer gerade auf diese Stelle blickte. Das ärgerte mich ganz besonders, ich konnte mir selbst nicht erklären, weshalb. Es schien mir in diesem Blick etwas besonders Intimes und dabei Lauerndes, Spähendes zu liegen, als wollte er an ihrem Körper eine verwundbare Stelle entdecken.

Ich trat näher. Der Pascha verbeugte sich artig. Wir wechselten einige höfliche Worte. Dann entfernte er sich, auf eine andere Dame zuschreitend.

„Hast du dich gut unterhalten?“ fragte ich Giulia.

„Höflich!“ erwiderte sie. „Als du kamst, hatte mich der Pascha gerade gefragt, ob er mich aus Büffett führen dürfe. Er schien es jetzt vergessen zu haben.“

Eine Stunde nach Mitternacht entfernte sich der vornehmere Teil der Gesellschaft. Auch Giulia erklärte, nun müde

zu sein. „Walter,“ begann sie auf dem Nachhauseweg, „ist es dir recht, wenn ich deine Eltern, Hanna, Fouquier's und noch einige andere Menschen bitte, mich jeden Sonnabend-Nachmittag zu besuchen?“

„Wie kommst du darauf?“

„Weil ich auch meinen jour haben möchte. Lekedian-Bajcha fragte mich, wann ich meinen jour hätte, und da sagte ich schnell Sonnabend. Ich genierte mich, ihm zu gestehen, daß ich keinen Empfangstag habe, das ist nun einmal so Sitte. Aber nun muß ich auch wirklich jemanden an dem Tage zu empfangen haben!“

„Wenn dir das Spaß macht, ich gönne es dir!“

Zärtlich schmiegte sie sich an meinen Arm.

*
*
*

Die Empfangstage wurden eingerichtet, aber sie verliefen ziemlich ruhig und farblos. Außer den Verwandten und einigen näheren Freunden erschien niemand.

Giulia hob sie nach kurzer Zeit wieder auf.

Bald trat überhaupt jedes flüchtige Eitelkeitsinteresse vollständig in den Hintergrund. Ein neues reines Glück sollte uns erblühen.

„Nun beneide ich niemanden mehr auf der ganzen Welt!“ rief Giulia glückstrahlend aus, als wir uns darüber klar geworden waren.

„Und ich fühle mich so, als ob das Leben erst jetzt einen wirklichen Zweck für mich hätte!“ entgegnete ich stolz. „Nun gilt es tüchtig zu arbeiten und vorwärts zu streben, damit der kleine Giovanni dereinst ein sorgenfreies Leben führen und vor seinem Vater Respekt haben kann!“

Giovanni hieß unser Baby schon lange, bevor nur an seine Existenz zu denken war; daß es auch ein Mädchen werden könnte, fiel uns kaum ein.

Der Sommer kam, ein glühender, trockener, nervenlähmender ägyptischer Sommer. Die Stadt Kairo glich einem kolossalen Brütöfen. Alle, die nicht durch

zwingende Gründe an die Scholle gefesselt waren — der große Freundenschwarm und die besser situierten unter den in Kairo lebenden Europäern —, entflohen den heißen Mauern, um frischere, nördlichere Regionen aufzusuchen.

Wir mußten natürlich aushalten. Ich selbst litt weit mehr unter der Hitze als Giulia, trotz ihres Zustandes. Sie führte jetzt mehr das Leben einer Pflanze als das eines menschlichen Wesens. Im halbdunklen Zimmer lag sie den ganzen Tag sanft hingegossen und verträumte die Stunden. Sie pflegte ihren Körper, aß und trank alles, worauf sie Appetit hatte (das waren manchmal kuriose Dinge), und fühlte sich bei diejem Vegetieren ganz wohl, während ich häufig recht erschöpft von meiner Praxis heimkehrte; es war keine leichte Sache, bei dieser erstickenden Temperatur stundenlang unterwegs sein zu müssen; denn einen Wagen benutzte ich aus Sparankheitsgründen nur selten, und die wohlthätige Einrichtung der Pferdebahnen existierte in Kairo nicht.

Unsere Wohnung bot auch gerade keinen erfrischenden Aufenthalt. Sie litt an einer gewissen Ähnlichkeit mit jener Höllewohnung, welche man die „Weidacher Benedigs“ nennt. Da sich kein Stockwerk mehr über uns befand, so brannte die Sonne den ganzen Tag lang direkt über unseren Köpfen auf das flache Dach, und außerdem war auch noch durch ein großes, dem Hauseflur Oberlicht gewährendes Glasfenster der goldstrahlenden Quälerin vollends offener Eingang ver schafft.

Nach Sonnenuntergang veranlaßte ich Giulia regelmäßig zu einem kleinen Spaziergange. Voll sehnsüchtigen Verlangens betrachteten wir allabendlich die freundlichen Villen der Ismailia, des kairiner Tiergartenviertels, mit ihren schönen Gärten und köstlich kühlenden Springbrunnen.

„So ein Gärtchen, das wäre meine Wonne!“ äußerte ich einst, als wir, an einem besonders heißen Julitage, die gewohnte Richtung einschlugen; „etwas grüne, frische Natur um sich herum zu

haben, das regt die Nerven an und giebt neue Lebenskraft!“

„Hier ist gerade ein hübsches kleines Haus zu vermieten, hättest du nicht Lust?“ Und Giulia machte mich auf das große Palat „à louer“ aufmerksam, welches an einer inmitten eines Gartens gelegenen Miniaturvilla prangte.

„Ein allerliebtestes Häuschen!“ rief ich aus, „aber für unsereins natürlich unerschwinglich, wie alle Wohnungen in dieser Gegend. Doch wir könnten ja einmal anfragen!“

Ein brummiger Araber lauerte an der Gartenpforte. Er bekaunte sich als Thürhüter und ging, um den Schlüssel für das unbewohnte Häuschen herbeizuholen.

Wir wanderten in leicherm umher und freuten uns an den zweckmäßig angelegten, hohen, lustigen Räumen.

„Dies als Studierstube!“ senfte ich, in ein freundliches Eckzimmer tretend, dessen Fenster nach zwei Seiten hin einen herrlichen Blick ins Grüne gewährten. „Wie gut mühte es sich hier arbeiten lassen! Sieh nur, was für schöne Feigen, Bananen und Draugensäume im Garten stehen! Und wie hübsch muß es sich abends auf der grünumrankten Veranda sitzen!“

Ich fragte nach dem Mietpreise.

„Dreitausend Franken,“ brummte der Araber.

„Siehst du wohl,“ sagte ich niedergedrückt zu Giulia, „ich dachte es mir; beinahe das Doppelte unserer jetzigen Miete! Schade, das Häuschen hat mir's förmlich angethan.“

„Und eine kühlere Wohnung würde dir so gut thun, du siehst jetzt immer so elend aus,“ meinte sie traurig.

Wir entfernten uns, den kühnen Plan aufgebend. Aber von jetzt an betrachteten wir das Gartenhaus, so oft uns unser Weg vorbeiführte, mit den Blicken nachlustiger Kinder, die an einem Konditorladen vorübergehen.

Ende August kam im Hause Fouquier ein Töchterlein zur Welt. Klärchen war

sehr krank; sie schwebte mehrere Tage in Lebensgefahr, und meine Mutter wich Tag und Nacht nicht von dem Wochenbett. Hanna stand unterdessen mit großer Umsicht und Pflichttreue dem Haushalte vor. Sie wurde jetzt von meinen Eltern ganz als Tochter betrachtet, denn ein schwerer Schicksalschlag hatte das arme Kind getroffen: vor einigen Wochen hatte sie die Nachricht vom Tode ihres Vaters erhalten. Es war ein Bliß aus heiterem Himmel gewesen, denn gerade in letzter Zeit hatten die Briefe, die sie aus der Heimat erhalten, fröhlicher denn je gelautet. Klärchen, die jüngste, hatte es vorgezogen, ihr Leben nicht, wie sie einst gedroht, der medizinischen Wissenschaft, sondern vielmehr einem liebenswürdigen Gerichtsassessor in Hingebung zu widmen. Schon im Herbst sollte die Hochzeit stattfinden.

Nun war aus dem Freudenhaus ein Trauerhaus geworden. Gertrud und Alma hatten den Entschluß gefaßt, mit einer älteren Verwandten zusammen zu ziehen, Klärchens Hochzeit sollte ganz im stillen gefeiert werden, und Hanna gab den Witten der Meinigen nach, vorläufig ihr Haus ganz als Heimat zu betrachten. Sie fühlte, daß sie meiner tränklichen Mutter eine Stütze war, während die Schwestern daheim ihrer nicht bedurften. Und so war sie geblieben.

Eines Tages, als ich gegen Mittag von meiner Praxis heimkehrte, meldete mir Achmet, es sei ein Herr dagewesen. Er habe sich aber nicht mit ihm verständigen können, da der Herr kein Wort Arabisch gesprochen habe. Er überreichte mir die Karte, und ich brach in einen Ruf freudiger Überraschung aus. „Nobis von Brittlitz, Dr. med.“ stand darauf und unten in der Ecke mit Bleistift: Hôtel du Nil.

Nachdem ich meiner Frau die erfreuliche Nachricht mitgeteilt, eilte ich unverzüglich nach dem Hotel, den guten alten Kameraden zu begrüßen. Da stand er vor mir, ganz wie sonst, in seiner kräftigen, urwächtigen Männlichkeit; und daß

er auch innerlich der Alte geblieben, bewies mir jedes seiner Worte.

Er hatte, um ein Stück von der Welt zu sehen, die Vertretung eines erkrankten Schiffsarztes auf einem großen englischen Passagierdampfer übernommen und war soeben auf einer Reise nach China und Hinterindien begriffen. Er konnte nur bis zum folgenden Tage in Kairo bleiben. Dann sollte das Schiff von Suez aus weitergehen.

Ich nahm ihn gleich mit nach Hanse, denn ich konnte es kaum erwarten, ihm meine Frau zu zeigen. Sie trat uns lächelnd entgegen in einer weißdustigen Spitzenmatinee, die ihre Gestalt geschickt verhüllte und ihre brünette Schönheit vortheilhaft zur Geltung brachte. Sichlich wünschte sie meinem Freunde zu gefallen — ein Zweck, den sie nicht in dem Maße zu erreichen schien, wie ich es erwartete; denn das bewundernde Entzücken, welches ich auf Jobsts Antlitz suchte, blieb zu meinem Erstaunen aus.

„Er hat von jeher einen schlechten Geschmack gehabt!“ tröstete ich mich.

Nach Beendigung unseres einfachen Mahles hielten wir im Salon bei Wokan und Cigaretten genuss ein gemütliches Plauderstündchen.

Was hatten wir nicht alles miteinander zu besprechen! Von den gemeinsamen Berliner Freunden ging es zu den neuesten Entdeckungen auf medizinischem Gebiete über; dann kamen die letzten politischen Ereignisse und die modernsten Erscheinungen auf dem Felde der Litteratur und Kunst an die Reihe: Bismarcks Wirtschaftspolitik und das Socialistengesetz, die Festspiele zu Bayreuth und Wildenbruchs neuestes Drama, Wereschagins Kriegsgemälde und der letzte große Berliner Skandalprozeß — alles wurde nach und nach verhandelt.

Unser Gesprächsstoff war schier unerschöpflich. Mit heißhungriger Begierde genoß ich diese Stunde.

Es wurde mir mit einemmal klar, daß ich schon seit langer Zeit etwas entbehrt, was sonst zu meinen Lebensbedürfnissen

gehört hatte: den Verkehr mit geistig arbeitenden, strebenden, denkenden Menschen! Und was noch mehr war: daß ich diese Entbehrung schon fast verlernt hatte, als solche zu empfinden.

Die geistige und moralische Schlafheit, jenes Gift des Südens, welches das gesamte orientalische Leben durchdringt, hatte sich auch in meine Seele hineingeschlichen. Das lebhafteste wissenschaftliche Interesse, welches mich noch vor einem Jahre erfüllt, hatte allmählich einer praktischeren, egoistischeren Auffassung meines Berufes Platz gemacht. Selbst die früher so eifrig betriebene Lektüre wissenschaftlicher Zeitschriften hatte ich in den letzten Monaten ganz vernachlässigt, und Jobst war förmlich verblüfft, als er bemerkte, daß ich von einer neuen, epochemachenden Broschüre über Lungentuberkulose noch kein Sterbenswörtchen vernommen hatte.

Er gestand mir offen ein, daß er mich etwas verjimpelt fände — eine Aufrichtigkeit, die ich ihm durchaus nicht übel nahm, welche mir aber zu denken gab. Meine Frau begann bald, sich bei unserem Gespräch zu langweilen. Jobst wiederholte Versuche, sie hineinzuziehen, waren wirkungslos geblieben. Wir behandelten ja lauter Gegenstände, die ihr fremd waren. Ebenjogut hätte sie uns verstanden, wenn wir Sanskrit oder Chinesisch gesprochen hätten. Ihre Augen wurden immer kleiner, ihre Züge schlaffer, und endlich verließ sie uns, um, wie sie sagte, ihre Mutter zu besuchen.

Als wir beide allein waren, brachte Jobst auch eine Frage hervor, die ihm offenbar schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nämlich: wie ich jetzt mit Hanna stünde? und ich mußte ihm ausführlich erzählen; alles und jedes interesselte ihn, was ich von ihr zu berichten mußte.

„Ist es dir recht, so machen wir jetzt einen Besuch in meinem Elternhause,“ schlug ich ihm vor. „Wie überrascht wird Hanna sein!“

Er war natürlich sofort bereit, und

an der tiefen Erregung, welche sich auf seinem Antlitz malte, als er meine Coufine begrüßte, erkannte ich, wie sehr er das bleiche, zarte Mädchen liebte.

Sie kam auf meine Bitte für den Abend mit zu uns, und am nächsten Morgen unternahm sie mit Jobst, meinen Brüdern, Herrn Stierwurm und mir einen Ritt nach den Pyramiden.

Aufopferungsvoll ritt ich den größten Teil des Weges an des „würdigen Mentors“ Seite, und während er mir seine hochtrabenden, in langen wohlgefügt Perioden kristallisierten Gefühle „beim Anblick der unendlichen Wüste“ auseinandersetzte, stellte ich meine stillen Betrachtungen darüber an, ob Jobst nicht vielleicht noch als glücklicher Bräutigam nach Hinterindien abdampfen würde. Da hatte ich ihm nun freilich zu viel Courage zugetraut, meinem alten gewissenhaften, schwerfälligen Jobst; er nahm noch ebenso cereemoniell von der Angebeteten Abschied, wie er sie gestern begrüßt hatte; und doch schien er von seinem kurzen Besuch sehr befriedigt zu sein. Ein Zug ruhiger Heiterkeit lag über seinem ganzen Wesen, als ich ihn nach dem Bahnhof geleitete und er versicherte, auf der Rückreise unzweifelhaft wieder bei uns vorprechen zu wollen.

„Nun sage mir noch eins,“ fragte ich ihn, bevor er abreiste, „wie hat dir meine Frau gefallen?“

„Sie ist eine sehr hübsche Frau,“ erwiderte er ungeschickt. Dann schwieg er, offenbar nach weiteren Worten suchend.

„Begreifst du nicht, daß ich sehr, sehr glücklich bin?“

„O gewiß!“ antwortete er zögernd.

„Sie ist das Weib, welches ich mir stets geträumt, in ihrer kindlich natürlichen Weiblichkeit,“ fuhr ich fort.

„Nun, wenn du gefunden, was du suchtest, dann bist du ja zu beneiden,“ meinte er trocken.

Ich fühlte, daß er nicht an mein Glück glaubte.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben.

Fast zürnte ich, als der Zug davonbrauste und Jobsts breiter, blonder Kopf mir noch einmal freundlich aus dem Coupéfenster heraus zunickte.

Warum war er gekommen, mich aufzurütteln aus meiner zufriedenen Dumpsheit?

Sein Erscheinen hatte mich mächtig angeregt. Neue Lebenskraft, eine Flut mannigfacher Gedanken und Empfindungen durchströmte mich, aber ein unbehagliches Gefühl war damit verbunden; mir war zu Mute wie einem, der zu lange geschlafen hat. Voll Eifers stürzte ich mich jetzt wieder auf meine Wissenschaft. Bis tief in die Nacht hinein saß ich oft hinter meinen Büchern und stand mit der Sonne auf, um die frühen Morgenstunden tüchtig anzunutzen. Ich las, schrieb und mikroskopierte, und ich suchte in nähere Beziehungen zu den andern Kairiner Ärzten zu treten, um mit ihnen Beobachtungen austauschen und medizinische Fragen erörtern zu können.

Meine Frau kam dabei freilich etwas zu kurz. Ich widmete mich ihr weniger als bisher, aber sie brauchte meine Gesellschaft jetzt auch nicht mehr so notwendig. Die kleine Ausstattung für Giovanni und die Vorbereitungen für seine Ankunft füllten ihre Zeit genügend aus.

Und dann kam der Tag, an welchem ich nach langem Sorgen und Bangen, nach schweren, heißen, angst erfüllten Stunden das winzige Wesen auf meinen Händen hielt, dessen Dasein mir eine neue, beglückende, heilige Pflichten auferlegende Würde verlieh — die Vaterwürde! Es war wirklich ein kleiner Giovanni geworden, ein kräftiges Bärtschken; mit gejunten Lungen und einem heißblütigen Temperament ausgestattet, schwang er sich sofort zum Tyrannen des ganzen Haushalts auf. Die geringste Widersehllichkeit gegen seinen kleinen eisernen Willen bestrafte er sofort mit einem trommelfellsprenghenden Zetergeschrei; auf nichts nahm er Rücksicht, weder auf den leidenden Zustand der Mama Giulia, noch auf meine wissenschaftlichen Arbeiten. Er dul-

dete keinen Widerspruch und keinen Aufschub, wenn es sich um Befriedigung seiner Bedürfnisse handelte. Die Ruhe unserer kleinen Händlichkeit war dahin, aber ein süßes holdseliges Glück war dafür eingezogen, trotz aller Sorgen und Unbequemlichkeiten, das reinste Glück, welches dem Menschen beschieden ist.

Sechs Wochen waren vergangen. Giulia war vollständig genesen. Giovanni gebieth und war natürlich, wie alle Erstgeborenen, ein ganz außergewöhnlich kluges, schönes und liebenswürdiges Kind; wenigstens versicherten das alle Tanten und Freundinnen Giulias, welche jetzt tagtäglich in Scharen kamen, die junge Mutter zu besuchen und das Bambino zu bewundern.

Aber auch andere Wochenbesucherinnen als die üblichen Levantierdamen stellten sich ein.

„Nat einmal, wer heute hier war?“ rief mir Giulia eines Abends entgegen.

„Nun, der kleine Pascha hat natürlich wieder einen ganzen Harem lieblosender Weiblichkeit um sich gehabt!“

„Aber heute waren es nicht nur seine gewöhnlichen Sklavinnen. Heute hat ihm eine geistreiche und vornehme Dame die Cour gemacht — Madame Danischeff!“

„Ah, das ist ja sehr liebenswürdig!“

Ich hatte der Russin nach dem Opernball auf ihren besondern Wunsch mit meiner Frau einen Besuch gemacht. Da Madame Danischeff aber bald darauf nach Europa abgereist war, hatten wir uns lange Zeit nicht gesehen.

„Sie meinte, Giovanni jähle dir frapant ähnlich,“ fuhr Giulia fort, „sie fand ihn bildhübsch. Aber der Kleine mochte sie nicht leiden. Wenn sie in seine Nähe kam, schrie er jedesmal, daß er ganz blau im Gesichtchen wurde. Jetzt hat er sich wieder beruhigt.“

Der kleine Schelm hatte augenblicklich aber auch allen Grund zur Zufriedenheit, den ein gesundes Wickelkind haben kann — er nahm seine Abendmahlzeit ein. Giulia hielt ihn an der Brust.

So schön wie jetzt war mir die Ge-

liebe noch nie erschienen. In der Mütterlichkeit erreicht das Weib erst seine Vollendung. Die Natur hat die letzte Hand an ihr Werk gelegt. Ein Fertiges, Ganzes hat sie geschaffen. Ihr Zweck ist erfüllt.

Die Mütterlichkeit adelt das niedrigste Weib, und das stolze mahnt sie zur Demut; sie ist das ausgleichende, verbindende, versöhnende Moment im Leben der Frauen, die sie alle zu Berufsgenossinnen macht.

Und die Weihe der Mutterchaft verklärte in meinen Augen die schwache, kindische, thörichte, kleine Giulia und machte sie für mich zu einem Gegenstande der Verehrung.

Ein neuer, ernster Reiz lag auf dem jungen Antlitz, da es sich liebevoll über das Kindchen beugte, welches mit ungeteilter Hingabe, die geballten Fäustchen gegen die Brust seiner Mutter gestemmt, die Augen geschlossen, die rofigen Zehen leise bewegend, sein wichtiges Geschäft besorgte.

„Sieht er mir wirklich ähnlich?“ fragte ich zärtlich. „Er hat doch dunkle Haare und Augen.“

„Die Farbe macht es nicht allein,“ erwiderte Giulia ernsthaft, „den Ausdruck hat er ganz und gar von dir.“

Ich blickte in den mir gegenüber hängenden Spiegel und suchte begierig nach einer Übereinstimmung zwischen meinen scharf ausgeprägten Zügen und dem kleinen, weichen, saugenden Fleischklümpchen in Giulias Schoß; ich mußte mir aber gestehen, daß ich nicht genügend lebhaftes Phantasie besaß, um ihr recht geben zu können.

Jetzt war Giovanni satt.

„Achmet,“ rief die junge Mutter, „trag ihn umher, bis er einschläft! Rinetta“ (die Kinderfrau) „ist ausgegangen, und bei Achmet schläft er überhaupt am besten ein,“ bemerkte sie dann zu mir gewandt.

Das braune Faktotum kam herbei, und ein zärtliches Lächeln flog über sein wulstlippiges Antlitz, da er den Kleinen auf den Arm nahm.

Ahmet liebte das *Munu* (der arabische Ausdruck für Baby) leidenschaftlich und legte so vorzügliche Kindeswärtinnen-Eigenschaften an den Tag, daß sich die leichtfüßige Ninetta ein Beispiel an ihn nehmen konnte.

„Madame Danisheff hat mich gebeten, sie recht bald zu besuchen,“ erzählte Giulia, „und als sie wegging, hat sie mich umarmt.“

„Wie rührend jätlich!“

„Du scheinst dir nicht viel aus der Generalkonsulin zu machen?“

„Sie ist eine kapriziöse Weltkame. Die spasmodische Art, mit welcher sie sich auf die Menschen stürzt, ist mir wenig vertrauerweckend. Ich fürchte, ihre Neigungen verfliegen so schnell, wie sie kommen; und sie wirft ihre Freunde ebenso leicht beiseite, wie sie sie in die Arme schließt.“

Hannas Erscheinen unterbrach unser Gespräch.

Sie teilte uns mit, daß sie einen Brief von Jobst aus Siam erhalten habe, und Giulia begann eine kleine, recht weibliche Rederei; sie hatte Jobsts Neigung für Hanna bemerkt. Letztere wies ihre Vermutungen jedoch mit ruhiger Unbefangenheit zurück.

Ich benutzte die Gelegenheit, ein wenig den Sachwalter meines Freundes zu machen, und sprach von dessen Charakter in einer Weise, welche denselben nicht gerade in ungünstigem Lichte erscheinen ließ.

Hanna merkte offenbar meine Absicht, aber ich schien nicht den rechten Ton getroffen zu haben, denn sie wurde immer einsilbiger, und in ihren Augen lag es wie ein schmerzlicher Vorwurf.

Ein Bote rief mich für einige Minuten hinaus, und bei meinem Wiedereintritt fand ich das Zimmer leer. Ich ging in das Schlafgemach, wo ich Giulia vermutete, fand aber statt ihrer nur Hanna, die, über die Wiege gebeugt, heiße Küsse auf Giovannis Bäckchen drückte.

Als sie mich erblickte, schreckte sie auf, als habe sie ein Unrecht begangen, und

wurde dunkelrot. Thränen schimmerten in ihren Augen.

„Nun, weshalb fährst du so zurück, Hanna?“ fragte ich sie erstaunt. „Ich bin dir nicht böse, wenn du mein Eöhnchen lieb hast.“

Der Ausdruck von Scham und Schmerz, welcher auf ihrem Antlitze lag, als sie jetzt, ohne zu antworten, das Zimmer verließ, machte mich betroffen. Ich begann sie zu verstehen. Er war ja mein Fleisch und Blut, der kleine liebliche Schlüfer. Sah es noch so in ihrem Inneren aus? Armer Jobst! Wie verstand sich Hanna dann aber zu beherrschen!

Acht Tage später erwiderte Giulia den Besuch der Russin. Sie blieb lange aus.

„Ich habe mich sehr gut unterhalten,“ erzählte sie, als sie heimgekehrt war. „Bei Madame Danisheff geht es zu wie in einem Taubenschlag. Ein Besuch folgt dem anderen. Einen alten Bekannten vom Wohlthätigkeitsball habe ich auch wieder getroffen, den neuen Minister des Inneren“ (Selebian-Pascha hatte vor kurzem dieses Portefeuille erhalten); „er scheint sehr intim mit der Danisheff zu sein.“

Von jetzt an wanderte meine Frau fast jede Woche einmal nach der lausichig behaglichen, vornehmen Villa, über deren Eingangstür das Wappenschild des Czarenreiches prangte. Die Nachmittags-Theestunden auf dem russischen Generalkonsulate waren die Guckfenster, durch welche sie in das Getriebe der großen Welt hineinblickte, die Vindglieder zwischen ihr und jener glänzenden, leichtfertigen Gesellschaft, die so viel Verlockendes für sie hatte.

Auf ihr Benehmen und ihre Geschmacksrichtung übte dieser Verkehr einen heilsamen Einfluß aus. Sie kleidete sich jetzt weniger auffallend, fand weniger Gefallen an dem Verkehr mit ihren ungebildeten Levantinerfreundinnen und wurde mit einem Worte mehr Dame.

Anfangs hatte sie mich bisweilen gebeten, sie zu begleiten, aber ich zog es vor, diesen Empfangstagen fern zu bleiben. Hatte ich doch oft genug Gelegenheit, die Liebenswürdigkeit der Madame Danischew zu erproben, denn sie ließ mich öfter, als es mir lieb war, holen, um meinen ärztlichen Rat zu erbitten und nebenbei einen Tribut der Galanterie zu fordern, den ich ihr nur in sehr homöopathischen Dosen zu reichen vermochte, obschon ich fühlte, daß sie eigentlich mehr davon beanspruchte.

Und meine Zeit war mir jetzt so kostbar! Ich fühlte ein um so größeres Arbeitsbedürfnis, als meine finanzielle Lage durchaus keine glänzende war. Meine Patienten waren zum großen Teil Araber, für welche das Bezahlen des Honorars gleichbedeutend zu sein pflegt mit einer schmerzhaften Operation, die sie gern so lange als möglich hinauschieben; und ich hatte keine Ader vom Geschäftsmanne in mir, die im Orient für jeden Beruf, welcher es auch sei, unerlässlich ist. Der Zuschuß, welchen mir mein Vater bisher für den Haushalt gegeben, fiel neuerdings auch weg. Der Arme war selbst in sehr gedrückter Lage, denn das vorzügliche Wasserprojekt, auf welches er so große Hoffnungen gesetzt, hatte sich als durchaus unpraktisch erwiesen, und der Herr Ingenieur hatte nach wiederholten kostspieligen Versuchen erklärt, daß das System an sich zwar unbestreitbar vorzüglich sei, aber zur praktischen Verwertung doch noch nicht ganz reif; er riete meinem Vater selbst, vorläufig lieber kein Kapital mehr hineinzustecken. Leider kam dieser freundliche Rat etwas spät, die verausgabten Summen waren für meines Vaters Verhältnisse nicht unbedeutend gewesen.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich Sorgen, und ich begann mit ersten Augen in die Zukunft zu blicken; es galt, all meine Kraft zusammenzunehmen, um für Weib und Kind eine gesicherte Existenz zu schaffen.

Auf unseren gemeinschaftlichen Abend-

spaziergängen sprach ich häufig mit Giulia über meine Familienver Sorgen, und wir überlegten miteinander, wie unsere Lage zu bessern sei. Die Ratschläge, welche sie mir gab, setzten mich manchmal etwas in Erstaunen, dieselben stimmten nicht immer ganz mit meinen Begriffen von dem, was eines Gentleman würdig ist, überein. Sie war eben ein Kind des Orients, aber sie ließ sich auch immer bald von meiner besseren Einsicht belehren.

Oft begleitete uns Ninetta mit Giovanni. Ich hielt darauf, daß der Kleine viel an die Luft kam. Auf unserer heißen zweiten Etage konnte er nicht recht gedeihen.

„Hättest du dir nur einen reichen Papa ausgesucht, mein Bübchen,“ seufzte ich eines Tages, seine bleichen Wangen streichelnd, „einen Papa, der ein schönes freigelegenes Haus besitzt mit einem großen frischen grünen Garten davor, wo du den ganzen Tag im Freien herumtrabbeln könntest; da würdest du bald rund und dick werden!“

„Das kleine Haus in der Ismailia ist noch immer leer,“ bemerkte Giulia.

„Hab ich wohl gesehen; das kann uns ja aber nichts nützen!“ antwortete ich resigniert.

„Weißt du, daß S.-Bey demnächst nach Europa übersiedeln wird?“ fragte ich sie nach einer kleinen Pause.

„So,“ sagte sie gleichgültig.

„Wer jetzt etwas Glück hätte!“ fuhr ich nachdenklich fort. „Du weißt doch, daß Doktor S.-Bey an der Sanitätsbehörde angestellt ist, die seit kurzem hier besteht? Eine angenehme Stellung mit einem hübschen festen Gehalt. Und nicht allzuviel Arbeit. Man kann nebenbei ruhig seine Praxis weiterführen. Das wäre etwas nach meinem Sinn. Aber freilich, einem so jungen Arzt wie ich wird man einen derartigen Posten nicht geben!“

„Du müßtest Protektion haben!“ meinte meine kleine Levantinerin — und sie war den ganzen Tag über sehr nachdenklich.

„Wollen wir uns vielleicht noch einmal nach dem Mietpreise des Häuschens erkundigen?“ fragte sie mich, als wir etliche Tage später am Ziele unserer Sehnsucht vorübergingen. „Da es schon so lange leer steht, vermieten sie es vielleicht jetzt billiger.“

„Wenn es dir Spaß macht; aber du kannst mir glauben, es hat keinen Zweck.“

Der Thürhüter wandte sich auf unsere Frage einem nebenliegenden Gebäude zu mit dem Bemerkten, er wolle den Herrn holen.

Nach kurzer Zeit kehrte er in Begleitung eines wohlgenährten, gut gekleideten Effendi (arabischer Herr) zurück, der uns höflich begrüßte und uns versicherte, es würde ihn außerordentlich freuen, wenn wir uns entschließen, die Villa zu mieten. Auf meine Bemerkung, daß uns das Haus gefiele, der vom Boab genannte Mietpreis uns aber viel zu hoch sei, erwiderte der Effendi, der Boab wisse nicht genau Bescheid, wir würden uns schon einigen. Da das Haus schon längere Zeit leer stünde, würde er uns daselbe für 2500 Franken pro Jahr überlassen.

„Das ist mir noch immer viel zu teuer,“ sagte ich, „und ich will Sie lieber gar nicht weiter bemühen. Ich könnte über den Mietzins meiner jetzigen Wohnung nicht hinausgehen.“

„Und der beträgt, wenn ich fragen darf?“

„1850 Franken.“

Einige Sekunden schwieg der Effendi. Dann sagte er, gleichsam sich zu einem schwereren Entschlusse aufrassend: „Nun wohl, da der Sommer vor der Thür ist, wo es sich so schlecht vermietet — Sie sollen das Logis für 1850 Franken haben!“

Giulia war dem Gespräche mit gespannter Aufmerksamkeit und einem gewissen schlauen Lächeln gefolgt.

„Habe ich nicht recht gehobt?“ flüsterte sie mir zu.

Wir verabredeten für den folgenden Tag eine Zusammenkunft zum Abschluß des Mietkontrakts.

„Wir sind also einig,“ bestätigte der Effendi noch einmal, bevor wir gingen. „Ich werde sogleich dem Pascha Mitteilung machen.“

„Sie sind also nicht selbst der Hauseigentümer?“

„Nein, das Haus gehört Lekedian-Pascha. Ich bin sein Bekkil. Fast die Hälfte dieser ganzen Straße gehört dem Pascha. Hier nebenan ist, wie Sie wohl wissen, das Palais, welches er selbst bewohnt.“

Mit einemmal bereute ich fast den eingegangenen Handel. Des Armeniers Blick, wie er damals auf Giulias Schulter geruht, tauchte wieder in meiner Erinnerung auf — und das Hänschen wollte mir nicht mehr gefallen. Aber bald verschuchte ich die häßlichen Empfindungen und ließ mich durch Giulias Freude über das neue Heim mit fortreißen.

Die Vorbereitungen für unseren Umzug nahmen ihren Gang. Den Pascha selbst bekam ich während der ganzen Zeit nie zu sehen. Wenn ich etwas wünschte, so stand der Bekkil zu meiner Verfügung, der mir in jeder Beziehung entgegenkam. Er besaß unbeschränkte Vollmacht von seinem Gebieter. Eine bequeme, echt orientalische Einrichtung, so ein Bekkil oder Majordomus, eine Art zweites geringeres Selbst, welchem derjenige Teil der Existenz zufällt, den sich jeder am liebsten vom Halbe schafft, welches in allen unbequemen, kleintlichen, alltäglichen, geschäftlichen Angelegenheiten für den vornehmen Herrn denkt und handelt, damit selbiger unbelästigt in seiner höheren Lebenssphäre thronen kann.

Der beginnende Sommer fand uns schon in dem Gartenhause installiert. Ich fühlte mich wie neugeboren, als ich am ersten Morgen aus dem Fenster schaute und mein Auge die grüne Herrlichkeit in sich sog, statt, wie bisher, das blendende, zudringliche, schmerzende Weiß der gegenüberliegenden Mietskasernen. Die Arbeit machte mir jetzt noch einmal so viel Freude. Und Giovanni's Wädschen hatten schon nach drei Tagen eine frischere Farbe

angenommen. Zur Einweihung der neuen Wohnung hatten wir, auf Giulias besonderen Wunsch, eine kleine Gesellschaft gebeten. Giulias und meine Eltern, Fouquier's, Hanna und einige uns befreundete deutsche Familien sollten kommen. Auch Madame Danisheff nebst Gemahl waren eingeladen.

Die Vorbereitungen wurden mit großer, umständlicher Feierlichkeit betrieben. Meine Eltern liehen uns zur Herstellung des Diners ihren Koch; Klärchen stellte ihren sehr geschulten Diener als Hilfe für Achmet zur Verfügung und überhäufte außerdem meine gesellschaftungsgewohnte kleine Frau mit einer Fülle nützlicher Ratschläge. Hanna aber entwickelte ein geradezu staunerregendes Dekorations-talent bei Ausschmückung der Tafel und der Gesellschaftsräume. Giulia konnte ihre Geschicklichkeit nicht genug bewundern. Besonderen Effekt hofften die beiden mit der grünumrankten Veranda zu erzielen, die, von bunten Lampions erhellt, als Aufenthaltsort nach Beendigung des Diners dienen sollte.

Der Abend kam heran, und die ersten Gäste erschienen. Natürlich war es die Familie Baserghi. Die Schwiegermutter sah in ihrem neuen Atlasgewande — gottlob war es ein schwarzes! — recht stattlich aus. Wenn sie nur nicht gar so stark nach Rosenöl geduftet und etwas weniger Armbänder an den fleischigen gepuderten Armen gehabt hätte! Auch die kohlschwarze Bemalung der Augenbrauen, die dadurch unnatürlich dicht zusammengedrängt erschienen, genierte mich.

Giulia machte mit freudigem Stolz die Honneurs. Sie besaß jetzt weit mehr Selbstbewußtsein als früher. Ich bemerkte sogar oft einen Ausdruck triumphierender Siegesgewißheit auf ihrem Antlitz. Es ist wohl das Gefühl der Mutterwürde, welches sie in ihren eigenen Augen hebt, sagte ich mir.

Die Freunde und Verwandten ließen es natürlich nicht an Bewunderung unserer reizend geschmückten Häuslichkeit fehlen. Alles wurde gründlich in Augen-

schein genommen. Am gründlichsten aber verfuhr Baserghi-Bey in seiner Aufseherung. Ich kam dazu, wie er im Esszimmer vor dem Büffet stand und die silbernen Löffel einen nach dem anderen in der Hand wog. Mit dem ziemlich verspäteten Eintritt des Ehepaares Danisheff gewann unser kleines Fest einen anderen Charakter. Das ungeniert Familienhafte verschwand, und die Göttin der Gesellschaft, die liebe Eitelkeit, nahm den ihr gebührenden Platz ein.

Jean Fouquier und Klärchen waren die einzigen unter unseren Gästen, die mit Danisheffs in Verkehr standen. Sie bildeten sofort mit dem Generalkonsul eine kleine Clique. Er war ein schweigsamer, verdrießlich dreinschauender alter Herr, den man in seinem eigenen Hause selten zu sehen bekam; nur ab und zu huschte er wie ein bleicher, finsterner Schatten durch die glänzenden Salons seiner Gattin. Ob die diplomatische Vertretung des Czars aller Rußen seine ganze Zeit in Anspruch nahm, oder ob ihm die Rolle, welche er neben seiner lebhaften, kapriziösen Gattin spielte, nicht ganz behaglich war, ist mir nie klar geworden. Madame Danisheff legte es heute offenbar darauf ab, alle Welt zu bezaubern. Sie schwebte vom einen zum anderen und wußte den verschiedensten Ansprüchen gerecht zu werden. Meine Eltern sowohl als die anfangs etwas verlegene, aber später mehr und mehr auftauende Schwiegermutter erklärten die Russin für eine bestrickende Frau. Etwas fiel mir auf: Als Madame Danisheff einen Augenblick allein mit Giulia stand, flüsterte sie derselben einige Worte zu, die meine Frau in augenscheinliche Erregung versetzten. Ihre Augen glänzten seltsam, als ich näher trat, aber sie wollte mir nicht sagen, um was es sich handelte.

Während des Diners sprudelte sie von Lustigkeit und riß sogar den wortfargen Generalkonsul an ihrer Seite zu einem gewissen Aufwand von Lebendigkeit hin. Die Unterhaltung war überhaupt so angeregt, wie ich es mir in meiner Eigen-

schaft als Gastgeber nur wünschen konnte. Wenn Basergbi-Vey nicht gar zu oft im Eifer des Gesprächs seine Hand auf den Arm der neben ihm sitzenden General-Konjulin gelegt und wenn er nicht am Schlusse der Mahlzeit den fürchterlichen Zahnstocher, welchen er immer bei sich trug, mit unangenehmer Ausführlichkeit benützt hätte, dann wäre alles gut gewesen.

Nach Tisch begaben wir uns auf die Veranda.

„Ein unvergleichliches Plätzchen!“ rief Madame Danisheff entzückt.

„Eine so schöne, große Veranda besitzen wenige Kairiner Häuser,“ bemerkte mein Vater.

„Diese ganze kleine Villa ist überhaupt ein Muster an Komfort,“ meinte einer der anwesenden Freunde; „es ist mir unverständlich, daß man Ihnen dieselbe so billig vermietet hat.“

„Ja, Sie haben Chance gehabt,“ sagte die Russin, und dabei flog ein vielsagendes Lächeln zu meiner Frau hinüber, welches diese ebenso erwiderte. Was sollte das nur bedeuten?

Madame Danisheff hatte sich auf einem langen, niedrigen Gartenstuhl ausgestreckt und hielt eine Cigarette zwischen den mageren Fingern.

„Kommen Sie, lieber Doktor, und fühlen Sie einmal meinen Puls; er geht so fieberisch erregt!“ rief sie mir zu, mir die linke Hand entgegenstreckend.

Ich konnte nichts Bedenkliches finden. Ihre Erregung war eine natürliche Folge des reichlich genossenen Sektes.

„Ganz normal, behaupten Sie? — Mag sein. Meine Aufregung können Sie mir aber doch nicht wegleugnen. Erzählen Sie mir ein paar amüsante Neuigkeiten — un peu de scandale — das übt merkwürdigerweise stets einen beruhigenden Einfluß auf meine Nerven aus. Mit einem Worte: Ich verlange jetzt, daß Sie sich mir ausschließlich widmen. Lassen Sie die übrigen Gäste sich nach Belieben unterhalten.“

Ich suchte in meiner Erinnerung nach;

aber es wollte mir absolut nichts Voshaf-tes oder Pikantes einfallen.

Jean Fouquier kam mir zu Hilfe. „Wissen Sie das Neueste, Madame?“ begann er, an der anderen Seite des laugen Gartensitzuhles Platz nehmend. „Der würdige K.-Vey ist wieder als thätiges Glied in das Getriebe der ägyptischen Staatsmaschine eingefügt worden. Er hat einen Posten in Alexandrien bekommen.“

„Was? Ich dachte, es ist erwiesen, daß er Unterschlagungen gemacht hat?“ fragte ich erstaunt.

„Erwiesen? Qui sait? Jedenfalls sind vor einem Jahre — damals, als die Geschichte passierte — die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe stark genug gewesen, um seine Verabschiedung zu rechtfertigen. Aber es scheint, man hat plötzlich eingesehen, daß dem Ehrennaume unrecht geschehen ist — seit Bekedjan-Pascha wieder mitrudert am ägyptischen Staatsschiff.“

„Ah, jetzt verstehe ich,“ rief Madame Danisheff lachend aus, „die schöne Aglaja! Sie haben doch von Madame K. gehört?“ wandte sie sich an mich. „Die schönste Griechin, welche momentan in Ägypten Männerherzen entflammt!“

„Ich habe sie öfters gesehen,“ antwortete ich.

Die junge Frau mit dem edlen klassischen Profil und der vornehmen Haltung hatte schon manches Mal, wenn sie mir auf der Straße begegnet war, meine Bewunderung erregt.

„Ich verstehe nur nicht, daß er sie nach Alexandrien schickt,“ fuhr die Russin, zu Fouquier gewandt, fort.

„Er wird schon seine Rechnung gefunden haben,“ erwiderte mein Schwager mit cynischem Lächeln.

„Das glaube ich kaum,“ meinte die Danisheff zweifelnd, „Madame Aglaja soll fabelhaft raffiniert sein. Die belohnt nicht im voraus.“

Das Gespräch war mir widerwärtig. Ich besaße nicht das geringste Talent zur Medisance, hatte mir Madame Danisheff bisweilen vorgeworfen. Wenn eine Schlech-

tigkeit noch nicht vor Gericht zu Protokoll genommen sei, wollte ich nicht daran glauben. Darin hatte sie recht. Nein, ich besaß das angenehme Talent nicht, zu meinen eigenen und lieber Fremde Ergößen die zarte Blume vorzunehmen, die man den guten Ruf eines Menschen nennt, und in leichtem graziosem Spiel einen Stanbfaden, ein Blättchen nach dem anderen abzurupsen, wegzublansen, zu zerdrücken, bis nichts mehr übrig bleibt als ein häßlicher, kahler Stengel. Mir war dieses Zerstörungsspiel verhaßt.

Aber heute war ich der Wirt und mußte liebenswürdig sein. Geduldig hörte ich alle Schandthaten an, die meine Freundin von der schönen Griechin zu erzählen wußte.

„Würde es euren Gästen nicht Freude machen, etwas Musik zu hören?“ fragte mich endlich meine Mutter, die pikante Konversation unterbrechend. Natürlich war Madame Danischewff von dem Vorschlage entzückt. Ebenso die übrigen.

„Unsere liebenswürdige Wirtin soll ja eine vorzügliche Stimme haben,“ bemerkte der Generalkonful. „Wird sie uns nicht etwas vortragen?“

„Ja, Giulia muß das neue italienische Liedchen singen, welches sie kürzlich einstudiert hat, „Felice notte, Teresina!“ Wo ist sie nur hin?“

Ja, wo war meine Frau? Ich hatte sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr bemerkt.

„Sie ist wohl hineingegangen, Getränke zu bestellen,“ sagte ich. „Ich werde einmal nachsehen.“

Als ich das Eßzimmer durchschritt, trat mir Giulia entgegen.

„Ich bin oben bei Giovanni gewesen,“ erklärte sie mir.

Das Musikzieren begann. Giulia sang besser als je. Sie hatte sich in letzter Zeit recht vervollkommenet. „Felice notte, Teresina“ wurde mit stürmischem Applaus belohnt, und eine Flut von Schmeicheleien ergoß sich über die anmutige Sängerin.

„Sie ist eine kleine Künstlerin und

verdient den Lorbeer!“ rief Madame Danischewff scherzend. „Dort in der Blumen-schale sehe ich einen Zweig, damit werde ich sie krönen. Kommen Sie her, ma petite!“ Und sie schickte sich an, das grüne Reis in Giulias Haar zu befestigen. Aber sie benahm sich etwas ungeschickt dabei.

„Nehmen Sie die lange Nadel mit der Filigranrose und stecken Sie den Zweig damit fest,“ schlug Giulia vor, den Kopf tiefer hinabbeugend.

„Eine Filigranrose sehe ich nicht,“ entgegnete die Russin.

„O, in der That, Giulia, du hast deine hübsche Nadel verloren!“ klagte Hanna. „Wo mag sie nur sein? Noch vor einer halben Stunde trugst du sie im Haar!“

„So hast du sie jedenfalls in der Kinderstube verloren,“ sagte ich. „Gleich werde ich nachsehen, bevor sie etwa zertreten wird.“

„O, nicht doch!“ rief Giulia lebhaft.

„Bleib hier, ich werde selber gehen.“

Aber so ungalant wollte ich nicht sein, und ehe sie mir zuvorkommen konnte, eilte ich die Treppe hinauf. Giovanni lag süß schlummernd in seinem Bettchen, neben ihm saß Ninetta mit schläfrigem Gesicht über eine Arbeit gebeugt.

„Helfen Sie mir suchen,“ redete ich sie an. „Meine Frau hat vor einer halben Stunde hier oben ihre Filigrannadel verloren.“

„Die Signora? Aber die Signora ist ja gar nicht oben gewesen,“ bemerkte Ninetta.

„Sie hat es mir selber gesagt,“ beharrte ich. „Sie werden wahrscheinlich geschlafen haben!“

„Nicht eine Minute habe ich geschlafen!“ rief die Italienerin heftig.

Ich riet ihr, nicht unverschämt zu werden und keine Unwahrheit zu sagen. Aber sie blieb bei ihrer Behauptung und that sehr beleidigt. Die Nadel fand sich nicht. Unverrichteter Sache begab ich mich in den Salon zurück.

Hanna saß soeben vor dem Klavier und spielte eine Schumannsche Novellette, die sehr schön, aber für den musikalischen Ge-

schmack unserer Gäste offenbar etwas zu feines Gewürz war. Eine gewisse schläfrige Stimmung hatte sich der Zuhörer bemächtigt, und nach kurzer Zeit wurde aufgebrosen.

„Wie viel hat dir die Geschichte wohl ungefähr gekostet?“ fragte mich mein Schwiegervater leise, indem er sich verabschiedete.

„Es war ein charmanter Abend!“ sagte Madame Danijschew, mir huldvoll die Hand drückend.

„Giulia war eine reizende Wirtin,“ versicherte mich Hanna in ihrer freundlichen Weise.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit etwas Kopfweh, welches einen leisen Groll gegen den wohlschmeckenden Sekt hervorrief, den mir mein Schwiegervater besorgt hatte, „aus einer sehr billigen Quelle, ein Gelegenheitskauf,“ wie er behauptete. Ich erhob mich frühzeitig und suchte mich durch einen Gang in den Garten zu erfrischen.

Da plötzlich, als ich die Mauer entlang schritt, welche unser Grundstück von dem Garten des Paschas trennte, gewahrte ich am Boden unter einer Blattpflanze einen glänzenden Gegenstand. Ich bückte mich und — hielt Giulias Filigrannadel in der Hand.

„Wie mag die Nadel nur in den Garten gekommen sein?“ fragte ich meine Frau, ihr den wiedergefundenen Schmuckgegenstand beim Frühstück überreichend. „Du bist doch gestern abend nicht mehr hinausgegangen?“

Sie blickte sehr aufmerksam in ihre Kaffeetasse und sah bleich und verstört aus.

„Es ist mir unbegreiflich —“ antwor-

tete sie mit unsicherer Stimme. „Sollte etwa —“ fuhr sie nach einer Pause nachdenklich fort, „sollte etwa Ninetta die Nadel gefunden und im Garten versteckt haben, um sie erst später zu sich zu nehmen, damit man sie heute bei einer etwaigen Hansscheidung nicht bei ihr entdecken konnte?“

„Das wäre nicht unmöglich,“ gab ich ihr zu.

„Dahinter werden wir natürlich nie kommen. Aber ich wäre dafür, Ninetta wegzuschicken. Ich habe überhaupt kein recht's Vertrauen zu dem Mädchen.“

Und Ninetta erhielt ihre Entlassung.

Eine große Freude wurde mir einige Tage später zu teil: ich erhielt die gewünschte Anstellung an der Sanitätsbehörde.

Glückstrahlend teilte ich Giulia die Neuigkeit mit. Sie schien nicht überrascht. Ein schlaues Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Das hab ich schon vor mehreren Tagen gewußt,“ bemerkte sie ruhig.

„Du? Wie ist das möglich?“

„Durch Madame Danijschew. Du weißt, sie kennt alle einflußreichen Persönlichkeiten.“

„Aber weshalb,“ fragte ich nachdenklich, „hast du mir denn gar nichts davon gesagt?“

„Nun, ich wußte ja noch nicht, ob es ganz gewiß wäre; und wenn dann doch nichts daraus geworden wäre, hättest du eine Enttäuschung gehabt.“

„Ich hätte dir nicht so große Verschwiegenheit zugetraut!“ versetzte ich kopfschüttelnd.

Giulia war mir nicht ganz verständlich.

(Schluß folgt.)





Schwarzer See.

Elfaß = Lothringen und die Vogesen.

Don

Max Ring.

II.

Wenn man das Elfaß mit seinen landschaftlichen Schönheiten, seinen interessanten geschichtlichen und künstlerischen Denkmälern und seiner jetzt zu uns gehörenden Bevölkerung näher kennen lernen will, dann darf man nicht die gerade Eisenbahnlinie von Straßburg nach Basel ausschließlich verfolgen, sondern muß öfters auch Seitenwege einschlagen, die verschiedenen Sekundärbahnen, Omnibusverbindungen und Mietswagen benutzen und selbst eine mehr oder minder anstrengende Fußwanderung nicht scheuen. Für diese Mühe wird aber der Reisende sich reichlich belohnt finden durch den Anblick der reiz-

den Thäler, der gesegneten Fluren, der freundlichen Nebenhügel, der prächtigen grünen Wälder, der blühenden Dörfer und Städte, mit ihren alten Burgen und Domen, und der zum Himmel ragenden Bergklippen der blauen Vogesen. Auch muß man mitunter eine längere Raft machen, um die sich darbietenden Schönheiten der Natur mit guter Muße zu genießen, die zahlreichen Kunstwerke zu bewundern und sich mit der uns jetzt verbrüdeten Bevölkerung inniger zu befreunden. Eine Reise durch das Elfaß soll daher dem Besuche bei nahen Verwandten gleichen, die man nach langer Trennung wiederersieht.

Darum üben auch die alten Reichsstädte auf uns einen eigentümlichen Reiz aus und heimeln uns so sehr an, da wir in ihnen noch immer den früheren deutschen Kern unter der französischen Schale entbeden. Deutsch sind in der That die krummen Straßen und die hohen Häuser, mit ihren spitzen Giebeln, traulichen Erkern, geschmückten Holzgalerien, kunstvoll geschmiedeten Eisengittern, eichenen, mit Nägeln beschlagenen Thüren und kleinen, in Blei gefaßten Fenstern. Deutsch sind auch die Sitten und Gebräuche, die Sagen und Lieder, das ganze Aussehen und Wesen der Einwohner, die mit ihren meist blonden Haaren, blauen treuen Augen, mit ihrem Denken und Empfinden ihren alemannischen Ursprung nicht verleugnen können und noch heute die größte Ähnlichkeit mit ihren badischen, württembergischen und schweizerischen Stammesbrüdern zeigen. Vor allem aber ist die Sprache noch immer deutsch, in welcher die Mutter mit ihrem Kinde, der Liebende mit der Geliebten und der fromme Väter mit seinem Gotte redet, wenn auch im Verkehre des Marktes, im Handel und Wandel und im Umgang mit Fremden häufig ein verdorbenes Französisch gebraucht oder vielmehr gemißbraucht wird.

Einen solchen Eindruck macht auf den ersten Blick auch die alte Reichsstadt Schlettstadt, wo einst Karl der Große das heilige Weihnachtöfest 775 feierte und die Hohenstaufen gern verweilten. Dafür waren auch die Bürger allzeit treu und ergeben dem Kaiser und Reich und die Stadt der Vorort der zehn deutschen Reichsstädte im Elsaß, zugleich die Pflanzstätte des deutschen Humanismus. Hier gründete der berühmte Agricola im fünfzehnten Jahrhundert jene bewährte, zeit-

weise von neunhundert Schülern besuchte Gelehrtenöschule, aus der Männer wie der große Gelehrte Veatus Rhenanus, der die nebelhaften Anfänge der deutschen Geschichte aufklärte, der geist- und funtensprühende Germanist Jakob Wimpfeling, der Straßburger Reformator Martin Bucer, ein ebenso praktischer als auch energischer Geist, und der kluge, gewandte kaiserliche Sekretär Spiegel hervorgingen. Das leuchtende Beispiel solcher Männer wurde bahnbrechend für das Erziehungsöwesen und brachte auch in anderen Elsaßer Städten Trieb und Lust des Lernens hervor.



Rueur Turm in Schlettstadt.

Die Reformation und die Bauernkriege riefen in Schlettstadt schwere Kämpfe hervor, und in der Nähe spielte sich eine der blutigsten Epifoden jener Bewegung ab. Vor den Thoren der Stadt wurde

am 25. Mai 1525 das Heer des Bundesraths von dem Herzog Anton von Lothringen geschlagen und 6000 Bauern auf der Flucht mitleidlos niedergemetzelt, wie der alte naive Chronist berichtet: „Also sind ihr uff 6000 Bauern erschlagen worden. Ihr Fähnlein, Geschütz und ihr geraubt Kirchengut das alles ist bey ihnen funden worden. Also sind etliche geflohen in das Kestenholtz; die aber haben Niemand's wöllen einlassen, sind ihrer viel daselbst erstochen worden, und etliche uff Nußbaum gestiegen, die haben sie Morgens alle heraus geschossen mit Büxen; ist erbärmlich zu sehen gewesen.“

Auch nach der französischen Annexion hingen die Schlettstädter so fest noch an Deutschland, daß Ludwig XIV. ihren Gesandten nicht empfing und sie durch Schleifung ihrer Befestigungen bestrafte, welche erst später von dem berühmten Baubau neu aufgebaut wurden. Während der napoleonischen Kriege wurde die Festung zweimal belagert und endlich 1870 nach kurzer Beschießung durch Kapitulation wieder zurückgewonnen. An die alten Zeiten mahnen auch die beiden Kirchen St. Fides, von Hildegard, der Stammutter der Hohenstaufen, im elften Jahr-

hundert gestiftet, und St. Georg, einer der bedeutendsten Dome im Elsaß, neuerdings von Ringeisen glücklich restauriert, mit schönen Glasfenstern, kunstvollen Chorstützen und der von Simson getragenen Kanzel; gegenüber die alte Lateinschule, in der Agricola und Sapidius lehrten, das Zunfthaus der Küfer und Schiffer und die Bibliothek, welche sehenswerte fränkische Altertümer, Miniaturen und Handschriften enthält, unter ihnen sämtliche Werke des Beatus Rhenanus.

Von Schlettstadt aus bietet die Zweigbahn lohnende Ausflüge nach dem nahen Kestenholtz oder Badbronn, einer schön gelegenen, mit reizenden Anlagen und zweckmäßigen Einrichtungen versehenen Heilquelle für Blutarmer, Bleichsüchtige und krophulöse Kinder, die viel bejuchrt wird, ferner durch das anmutige Leberthal nach Mariakirch, französisch



Ruine Hoh-Königsburg.

Ste. Marie-aux-Mines, einst berühmt durch seine einträgliehen Silbergruben, die aber nach und nach eingingen und deshalb aufgegeben wurden. Nach einer von August Stöber mitgetheilten Sage verkehrte der Berggeist, der in den Silberwerken von Mariakirch waltete, einst mit den Menschen und that ihnen Liebes und Gutes, erntete aber dafür nichts als Umdank. Als er eines Tages die schöne Tochter

eines Bergmanns gesehen hatte, bat er sie um ihre Liebe; allein sie verschmähte ihn, und seit jenem Tage verschloß er sich ins Innere des Berges und verschüttete alle Gruben, so daß die Bergwerke stillstanden. Noch oft höre man den Geist im Berge hämmern, und einst werde er wieder die reichen Silberadern öffnen. Für die verlorenen Schätze fanden die Bewohner einen mehr als zweifelhaften Ersatz in den von ihnen hergestellten und von Johann Georg Reber aus Rülhausen ausgeführten Baumwollenwaren, welche als Articles de Ste. Marie einen Weltruf erlangten und vor dem letzten Kriege 25 000 Arbeiter beschäftigten.

Ebenso interessant wie diese Ausflüge ist ein Besuch der auf einem spitzen Bergfegeln gelegenen Ruine Hohenkönigsburg, zu der eine bequeme, von der Gemeinde Schlettstadt gebaute Straße führt. Die Burg selbst stammt wahrscheinlich aus der Zeit der Hohenstaufen und war im Lehnbesitz der Herren von Werb, der alten Landgrafen des Elsaß. Im Jahre 1450 hauste darin eine Bande von räuberischen Abenteurern, welche die nach Frankfurt a. M. oder nach Basel zur Messe ziehenden Kaufleute überfielen und plünderten, bis das gefährliche Raubnest von dem Bischof von Straßburg, dem Herrn von Rappoltstein und dem Erzherzog Sigismund von Osterreich 1462 erobert und „zerprochen“ wurde. Später wieder

hergestellt und an verschiedene edle Familien als Lehen verliehen, kam das Schloß an die Fugger und Sidingen. Im Jahre 1633 von den Schweden belagert, wurde die Burg von den Umstürzmännern der französischen Revolution 1789 zerstört, dann 1830



Innere der Ruine Hohenkönigsburg.

von der Kommune Schlettstadt erworben und unter dem Beistand des verdienstvollen Vereins zur Erhaltung geschichtlicher Denkmäler des Elsaß so gut als möglich restauriert.

Noch heute imponiert die mächtige Ruine durch ihre Größe und Höheit,

wenn sich auch der oft wiederholte Vergleich mit dem Heidelberger Schlosse nicht wohl rechtfertigen läßt. Rings von einer starken Umfassungsmauer umgeben, von deren Zinnen statt der Banner und Fahnen schlanke Tannen und flatternder Ephen wehen, erhebt sich in der Mitte der starke Palas oder das Wohnhaus, nach Westen und Osten durch zwei vorgeschobene Werke mit festen Tünnen geschützt. An dem steilen Südbahng gelangt man durch das sogenannte Löwenthor in das Innere, in dem der riesige, durch zwei Stockwerke reichende Saal, der Turm, mit unbehaglicher, aber gangbarer Stiege, die Kapelle und die noch festen Gewölbe sehr sehenswert sind. Aus den Fenstern genießt man eine wundervolle Ansicht auf das Weilerthal mit den Ruinen Ortenberg und Ramstein, auf den spitzen Ungersberg und das romantische Leberthal mit seinen schönen Dörfern, auf den majestätischen Elmont und das Hochfeld, dahinter der Hohnack und der große Welchen, selbst auf die Schweizer Alpen, wenn der Himmel ganz rein und klar ist.

Von Schlettstadt fährt man mit der Rundbahn nach dem altertümlichen, von Reben umkränzten Städtchen Barr am Fuße des Männelsteins und des Kirchenges. Ein seltsames Sprichwort läßt den Teufel bei seiner Versuchung zu Christus jagen: „Das Städtlein Barr ist mein Erbe von meiner Großmutter her.“ Durch seine schöne und günstige Lage eignet sich der Ort zu nahen und weiteren Ausflügen in die Vogesen, besonders nach dem berühmten Kloster St. Odilien, einer beliebten Luftkuranstalt und hoch verehrtem Wallfahrtsort. Die bequeme und gut erhaltene Landstraße steigt allmählich über Heiligenstein, wo ein trefflicher Wein, der sogenannte Cleverer, wächst, über Ottrott, die Heimat des famosen Roten, durch das romantische Klingenthal, eine grüne Waldidylle am rauschenden Bach gelegen, zu dem 753 Meter hohen Odilienberg, einem nach allen Seiten abfallenden Felsgrat eupor. Auf dem ganzen Wege genießt man die herrlichste Aussicht auf die ge-

segneten Ebenen des Elsaß, auf die Höhenzüge der Vogesen und des Schwarzwaldes.

Das Kloster selbst steht auf kassisch geschichtlichem Boden, der schon früher und noch heute im Volksmund die Hohenburg genannt wird. Nach mittelalterlichen Überlieferungen hatte auf der Höhe der römische Kaiser und Mitregent Diokletians, Maximianus Herculens, bereits im dritten Jahrhundert n. Chr. hier ein festes Kastell errichten lassen, an dessen Stelle Karl der Große ein der Jungfrau Maria und dem heiligen Petrus geweihtes Frauenkloster gründete, dem Ludwig der Fromme auf Wunsch seiner Gemahlin 837 einen noch heute im bischöflichen Archiv zu Straßburg aufbewahrten Schutzbrief erteilte. Auch wird die „Hoinborg“ noch ausdrücklich in dem Vertrag von Meerssen 870 erwähnt.

In den Jahren 870 bis 1050 wurde das Kloster durch zahlreiche kriegerische Einfälle nach und nach gänzlich zerstört, dann aber durch den Papst Leo IX., einen geborenen Elsässer, wieder hergestellt und 1049 der damals zuerst auftauchenden St. Odilien geweiht. Ost weiltien die Hohenstaufen in seinen heiligen Mauern und ließen es nicht an einträglichem Gaben und anderen Gunstbezeugungen fehlen. Friedrich Barbarossa berief seine Waise Helindis aus dem Kloster Neuenburg an der Donau als Äbtissin; ihr folgte die gelehrte Herrad von Landsberg, welche den berühmten, bei der Beschießung von Straßburg 1870 leider mit der Bibliothek verbrannten Hortus deliciarum, eine *Art Orbis pictus*, schrieb und mit vielen interessanten Abbildungen schmückte. Später verfiel das Kloster, und als 1547 ein Brand dasselbe zerstörte, zerstreuten sich die Nonnen, nachdem sich die letzte Oberin, Agnes von Oberkirch, zur Reformation bekannt hatte. Nach mannigfachen Schicksalen kaufte 1853 der verstorbene Bischof Raes von Straßburg das wiederhergestellte Kloster und übergab es den frommen Schwestern von Rheinader bei Zabern, die er zur Bewirtung der zahlreichen Pilger und Reisenden herberief.

Nach der keineswegs beglaubigten und erst später gedichteten Legende war die heilige Obilia eine Tochter des Herzogs Attich oder Eticho, blind geboren und so schwach und elend, daß der grausame Vater sie töten lassen wollte, damit sie nicht sein edles Geschlecht verschändete. Durch die Dazwischenkunft ihrer Mutter dem Tode entriſſen, wurde sie von dem Bischof Ehrhard von Regensburg gekauft, wodurch sie wieder sehend wurde. Als ihr älterer Bruder Hugo erfuhr, daß er noch eine Schwester habe, wollte er sie auffuchen und in das Elternhaus zurückführen; weshalb sein Vater so sehr ergrimmt, daß er ihn tötete. Später von Neue ergriffen, suchte Eticho selbst die Tochter auf und nahm sie wieder zu sich. Ihre große Schönheit zog viele und mächtige Freier an; sie aber erklärte, nur die reine Braut des Himmels bleiben zu wollen. Um dem Drängen des Vaters und des ihr von ihm bestimmten Bräutigams zu entgehen, floh sie über den Rhein. Schon waren ihr die Verfolger nahe, als sich auf ihr Gebet eine Felsenwand öffnete und sie den Blicken der Nachfolgenden entzog.

Endlich ging ihr Vater in sich und übergab ihr die Hohenburg, die sie in ein Kloster verwandelte; sie selbst that viele Wunder und machte besonders zahlreiche Blinde sehend. Ihr Ruf wuchs immer mehr und so wurde sie mit der Zeit die beliebteste Heilige im Elſaß, wie das von Karl Simrod mitgeteilte Volkslied „Die blinde Obilia“ bezeugt:

Obilia, die war blind geboren,
Ihr Vater war ein gar gorniger Mann:
Er ließ ein Häßchen binden, ja binden.
Er schlug dem Häßchen einen Boden ein
Und legte die heilige Obilia drein;
Er setzte sie auf das Wasser, ja Wasser etc.

Gegenwärtig wird das Hauptgebäude des Klosters von den zwölf Nonnen und ihrem geistlichen Direktor bewohnt, während die meist überfüllten Nebengebäude die zahlreichen Pilger, Reisenden und Sommergäste beherbergen. Die Fremdenzimmer sind einfach, aber sauber und mit allem Nötigen selbst für einen

längeren Aufenthalt versehen. In dem mit den Bildern des Bischofs Raes und anderer hohen Geistlichen geschmückten Speisesaal werden die drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittagbrot und Abendessen, gemeinschaftlich eingenommen, wobei die Schwestern die Bedienung machen. Bei Tisch fehlt es nicht an Unterhaltung, wenn auch die Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes jede allzu laute oder gar lärmende Heiterkeit dämpft. Das Benehmen der aufwartenden Nonnen ist freundlich und zuvorkommend, mit einem Anflug klösterlicher Würde. Die Gäste, sonst vorzugsweise Franzosen, bestehen jetzt aus zahlreichen Elſässern, Süddeutschen und Rheinländern, meist guten Katholiken, welche hier unter dem Schuß der heiligen Obilia Stärkung der Seele und des Körpers finden. Doch werden auch Andersgläubige ohne Unterscheidung der Religion mit derselben Freundlichkeit und Sorgsamkeit aufgenommen und bewirtet, so daß alle Gäste in dieser eigentümlichen christlichen Herberge, die halb Kloster, halb Hotel ist, sich wohl fühlen. Von den Einheimischen werden zu gewissen Zeiten große Wallfahrten nach dem Kloster unternommen und das von dem Priester geweihte Wasser der Obilienquelle als Heilmittel gegen Augenleiden gebraucht.

Unter den sehenswerten Heiligthümern besucht man die 1687 erbaute Konventskirche, mit der Kreuzkapelle neben dem Chor, deren Gewölbe nur auf einer einzigen, 5 $\frac{1}{2}$ Fuß hohen Säule ruht. In der Kapelle erblickt man einen steinernen Sarg, der die Überreste des Herzogs Atticus und seiner Gemahlin Vereswinde, der Eltern der heiligen Obilia, enthalten soll. Sie selbst ruht daneben in der Obilien- oder St. Johanniskapelle, wie die an dem Sarkophag angebrachte lateinische Inschrift besagt, „der heiligen Jungfrau Gebeine, 1793 während der bürgerlichen Unruhen freventlich angetastet und 1799 wiederum hierher zurückgebracht, wie öffentlich beurkundet.“ Ein Teil des rechten Armes fehlt, da der Kaiser Karl IV. diese Reliquie mit nach Prag nahm.

Rings an den Wänden erblickt man neuere Fresken, Darstellungen

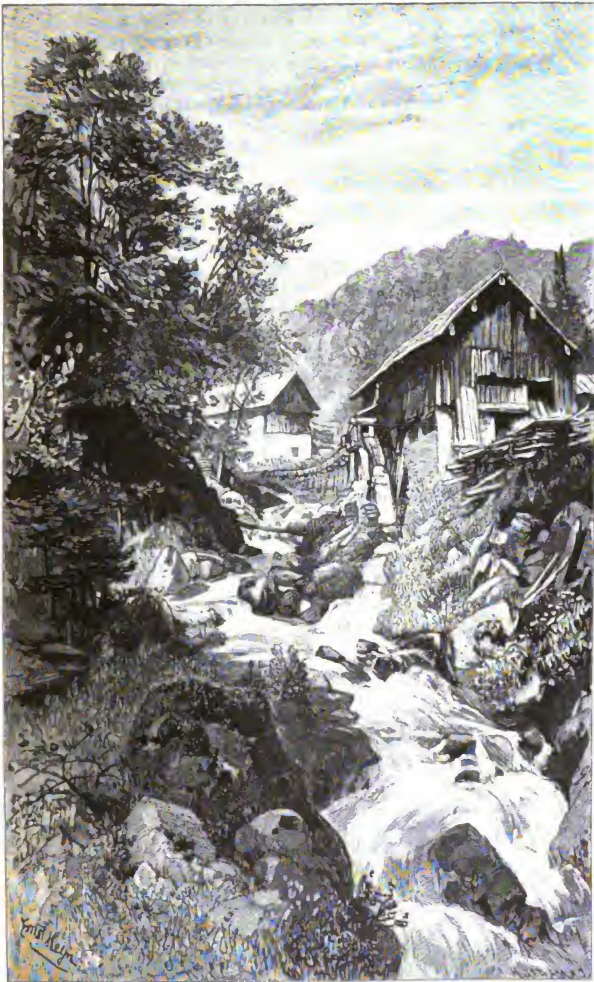
den Qualen der Hölle zu erlösen, wie die alte Chronik



aus dem Leben der Heiligen. Die in dem jetzigen Konventsgarten befindliche Thränenkapelle zeigt vor dem Altar eine Vertiefung, rings mit einem beweglichen eisernen Gitter bedeckt. Dies ist der Ort, auf dem nach der Legende Obilia gekniet und gebetet haben soll, um ihren Vater aus

Die Heidenmauer auf dem Obilienberg.

schreibt: „Dazu sie so lang umb zu geweinet, daß von den threnen so aus ihren



Sägemühle im Hochwald.

Augen uff den Felsen getroffen ein tieff Loch is geworden.“ Außerhalb der Gartenmauer steht auf der Spitze des Berges die Engelskapelle, um die sich ein schmaler, nicht ganz gefahrloser Pfad zieht. An diesen knüpft sich eine halb weltliche, halb fromme Tradition, nach der ein Mädchen, welches einmal die Kunde um die Kapelle macht, sicher ist, noch in demselben Jahr einen Mann zu bekommen, während die Pilger, die dasselbe thun, in vollkommenster Weise die Früchte ihrer Wallfahrt erwerben.

Sehenswert ist auch die über der Kreuzkapelle gelegene Bibliothek mit ihren altertümlichen Funden und seltenen Drucken, sowie der Kreuzgang des Klosters, in dem an der Ecke zweier Gänge ein höchst interessantes Vasrelief aus dem zwölften Jahrhundert mit historischen Inschriften angebracht ist. Aber mehr noch als diese ehrwürdigen Reliquien erfreut uns die wundervolle Aussicht, welche Goethe in Dichtung und Wahrheit folgendermaßen schildert: „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt dent ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Rinnen und Steinrißen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Ufern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name zwängten sich tief bei mir ein. Weide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde. (Ottilie in Goethes Wahlverwandtschaften.) Auch auf dieser Höhe wiederholte sich dem Auge das herrliche Eliaß, immer dasselbe und immer neu; ebenso wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn am deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügel, Wäldern,

Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nähe, in der Ferne. Am Horizont wollte man uns sogar Basel zeigen; daß wir es gesehen, will ich nicht beschwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte, und da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefühl zurückließ.“

Wenn aber auch die hohen Alpen durch ihre fähnen, schroffen und malerischen Formen, durch ihre Gletscher und Seen die bescheidenen Vogesen in den Augen Goethes überragen, so besitzen diese dafür einen eigentümlichen Reiz, den Noë in seinen „Naturansichten und Lebensbildern aus Eliaß-Lothringen“ ebenso schön als richtig malt: „Ein Gewimmel von Farben und Umriffen liegt vor dem Auge, welches in uns eine Ahnung der Tage entstehen läßt, in welchen die Kräfte scheinbar sinnlos wütend, den festen Zustand vorbereiteten, der uns, die wir damals noch als Schemen in Fluten und Feuer umhertrieben, heute das empfindliche Auge entzückt. Die Berner Alpen, die im fernsten Süden glitzern und funkeln, haben hehre Firnen und unermeßliche Abgründe, aber das Gewoge des Wasgaus, das Überstürzen seiner endlosen Bergwellen haben sie nicht.“ Gleich den Riesenwagen eines versteinerten Weltmeeres steigen die zahllosen Kuppen und Berggrüden amphitheatralisch aus der Ebene empor und umschließen die bald lieblichen, bald romantischen Thäler wie die hohen Wellen des Oceans die reizenden Inseln, mit ihren klaren, klingenden Bächen, ihren malerischen braunen Hütten, weißen Schlössern und altersgrauen Ruinen auf den von Reben umschlungenen Felsen; ein entzückender Anblick! Wer aber vermag die Wunder der stundenlangen, meilenweiten Wälder zu beschreiben, in deren geheimnisvollen Schatten Kelten und Germanen ihre Götter verehrten, die Helden der Sage, Siegfried und der wilde Hagen das Elfen und den Eber jagten, und die Liebenden, Walter und Hildegard, sich vor den sie verfolgenden Feinden verbar-

gen. Ein solcher Waldweg führt den Wanderer in wenigen Stunden von dem Kloster St. Odilien nach dem nicht minder schönen und beliebten Lustort Hohwald. Von einem solchen Vogesenwalde schreibt Noé: „Wer da hindurchgeht, den mag, ist er ein gewöhnliches Menschenkind, die Lust anwandeln, einige Sommerwochen in diesen duftigen Gewölben zu rasten, ist er ein Poet, so regt sich's in ihm, als ob er den Zauber, der ringsum vor Augen liegt, in Worten zusammenfassen und eine Schöpfung in die Welt hinauscheiden sollte, in welcher die spielenden Lichter und schattigen Geheimnisse ihr einladendes Widerspiel gefunden hätten. Manchmal gleicht der Weg einem Tunnel, so fest wölben sich über ihm die Äste des Forstes. Am Ende des Tunnels schimmert es grün und aus dem Inneren des Waldes tönen die Schellen weidender Rinder.“

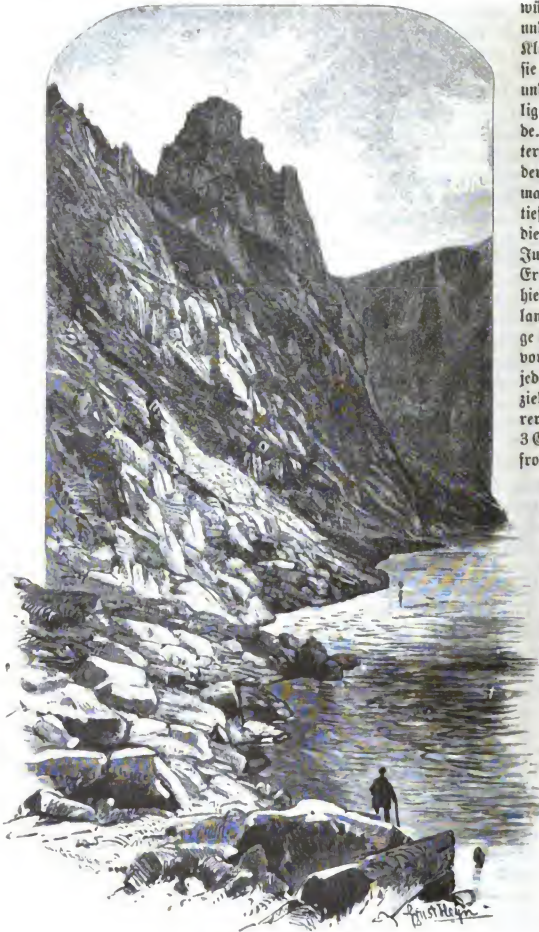
Im weiteren Verlauf einer so genußreichen Wanderung stößt man auf die Überreste der sogenannten Heidenmauer, eines der interessantesten und großartigsten Denkmäler einer prähistorischen Zeit. Dieselbe umzieht in einer Dide von 1,70 und in einer Länge von 10 500 Metern den Rand der Berge vom Männelstein bis zum Hagelschloß. Diese ganze Riesenmauer, welche wie ein Werk der Titanen erscheint, ist aus mächtigen Steinblöcken zusammengesetzt, zwischen denen kleinere Steine eingefügt sind, ganz ohne Mörtel und nur durch zwanzig bis fünf- undzwanzig Centimeter lange Eichenlöcher in Form von Schwalbenschwänzen, ähnlich unseren heutigen Wäjäschlammern, miteinander verbunden.

Über den Ursprung und Nutzen der Heidenmauer herrschen die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten. Während besonders französische Archäologen sie für ein Werk ihrer Urväter, der alten Kelten, zur Abwehr fremder Überfälle oder zum Schutz ihrer heiligen Opferstätten gegen profane Eindringlinge halten, schreiben andere Altertumsforscher wie Jakob Schneider dieselbe den Römern

zu, um ihre Kolonien und Kastelle vor dem Andrang der Germanen zu bewahren. Zwischen den beiden entgegengesetzten Meinungen sucht eine dritte zu vermitteln, welche die Mauer zwar von den Kelten erbauen, aber von Römern und Deutschen ausbessern, verstärken und als einen festen Wall von den verschiedensten Völkern benutzen läßt.

Den größten Gegensatz zu dieser cyclopischen Heidenmauer bildet eine durch den Wald führende moderne Schienenbahn zur leichteren Beförderung der gefällten Holzstämme, welche auf diesem Wege leicht und schnell in das Thal gelangen. Am Ende derselben liegt das reizende Hohwald, mit seinem trefflichen Hotel Kunz, wo man ein komfortables Unterkommen findet. Der Ort selbst breitet sich malerisch zwischen frischen grünen Matten und einem über 600 Meter hohen Thal aus, rings von bewaldeten Hügeln und hohen Bergen umgeben, im Mittelpunkt der herrlichsten Umgebung, welche eine Fülle der lohnendsten Ausflüge auf das Hochfeld, in das durch den menschenfreundlichen Pastor Oberlin berühmt gewordene Steintal, auf die Rothlach und das interessante Feuerfeld bietet, weshalb sich Hohwald ganz besonders zum längeren Aufenthalt eignet und von Sommerfrischlern und Luftkurgästen viel besucht wird.

Von Hohwald fährt täglich zweimal der Omnibus nach Barr zurück über Amlau, ein freundliches Städtchen mit einer alten interessanten Kirche. Auf dem Markte steht die Bildsäule der heiligen Richardis mit ihrem Bären. Nach der Sage zeigte der fromme Vär der Gemahlin Karls des Diden die Stelle, auf der sie ein Kloster erbauen sollte. Später beschuldigte sie der beschränkte König der ehelichen Untreue, worauf, wie die Königs-hofer Chronik berichtet: „Das sie noch eine reine Maget wäre, das bewarte sie domitte, daß sie ein gewisses Hemede“ (ein mit Wachs bestrichenes Hemd) „aenet und domitt in ein für ging und bleibt unversehrt von dem für.“ Nachdem sie



Reißberg und Weiser See.

würdigen Gatten und zog sich in ihr Kloster zurück, wo sie starb, begraben und schließlich heilig gesprochen wurde. In einer unterirdischen Kapelle der Kirche zeigt man auch die Vertiefung, in welcher die Bäriu mit ihren Jungen lag. Zur Erinnerung unterhielt man daselbst lange Zeit lebendige Bären, und noch vor kurzem bekam jeder durch Anblau ziehende Bärenführer ein Brot und 3 Gulden aus einer frommen Stiftung.

Vom Bahnhof in Turtheim gelangt man mit dem daselbst haltenden Omnibus auf schöner aussehender Straße in ungefähr zwei Stunden nach dem ebenfalls viel besuchten Wallfahrtsort Drei Ähren, wo man in den beiden großen Hotels Drei Ähren und Drei Königen während der Saison wegen der Überfüllung

so ihre Unschuld durch die Feuerprobe mit Sommergästen nur schwer, aber ein bewiesen, trennte sie sich von dem un- vorzügliches Unterkommen findet, wenn

man vorher sich angemeldet hat. Nach der Sage verdaukt der kleine, über siebenhundert Meter hohe Ort einem Wunder seinen Namen und seine Entstehung. Ein Dieb hatte nämlich in dem nahen Merkschweier die Monstranz gestohlen und unterwegs die Hostie fortgeworfen. Dieselbe fiel in ein Kornfeld und blieb in drei Ähren hängen, über die Bienen ein schützendes Dach, gleichsam ein wächsernes Sakraments-

häuschen, errichteten. Vorübergehende sahen das Wunder, und bald stieg an der Stelle eine Kapelle empor, welche großen Zulauf hatte. Eine neuere profaischere Form der Legende, welche man an den Wänden der Kapelle liest, erzählt dagegen, daß ein reicher Bauer, der Ge-



Abfluß des Weißen Sees.

treide nach Kolmar zum Markte fuhr, im Walde eine Stimme vernommen habe, die ihm zurief, er solle auf dem nächsten Berge eine Kapelle bauen. Ohne sich um den Befehl zu kümmern, fuhr er

ruhig weiter; als er aber in Kolmar das Getreide abladen wollte, waren die Säcke so schwer geworden, daß er sie trotz aller Anstrengung, selbst nicht mit Hilfe zahlreicher Arme zu heben vermochte. Erst als er sich der Stimme im Walde erinnerte und den Bau einer Kirche gelobte, verminderte sich wieder das Gewicht der widerstrebenden Säcke. Der Bauer löste sein Wort und lebte noch lange Jahre in großem Reichtum und erbaulicher Frömmigkeit.

Jetzt ist Drei Ähren ein beliebter Wallfahrtsort, von zahlreichen Prozessionen belebt, aber noch mehr von Touristen und Sommerfrischlern besucht,



Brunnen in Oberrohrheim.

da man von der Höhe eine wahrhaft entzückende Aussicht auf das Münstertal, die Burgen Hochlandsberg, Drei Egen, Pflitzburg und auf die Ruine Schrankau-

fels genießt, sowie viele überaus lobnende Ausflüge in der Nähe und Ferne, besonders nach dem Großen Hohndach unternehmen kann, von dem man die ganze Vogesenkette, den Großen Belchen, die Schlucht im Münstertal, den langen Kamu der Haut-Chaumes, die Mulden des Weißen und des Schwarzen Sees, und zu Füßen die zerstreuten Häuser von Labroche überfieht. Höchst interessant ist auch eine Wanderung nach den genannten beiden Seen, wozu man einen ganzen Tag gebraucht. Um dahin zu gelangen, muß man zu dem fahlen Gebirgskamm

hinaufsteigen, der einen seltsamen Anblick bietet. Allmählich verschwindet die liebliche Landschaft wie ein Traum, die stolzen Tannen und prächtigen Buchen verkrüppeln und schleppen ihre Zweige am Boden hin, und die rauschenden Quellen sichern nur noch melancholisch zwischen den bemoosten Steintrümmern. Rings umher herrscht tiefe Stille, das Schweigen der Einsamkeit, nur durch den Schrei eines hoch in den Lüften schwebenden Raubvogels unterbrochen.

Witten in dieser öden Wildnis, in einer Höhe von 1054 Metern, liegt der Weiße See wie geschmolzenes Silber, ein riesiger Wasserkessel, von hohen grauen Felsen umstarrt. Oberhalb desselben steht das gute Hôtel des lacs in romantischer Umgebung,

mit herrlicher Aussicht auf den Rhein, Lothringen und die Schweiz. Mit Recht rühmt der alte Botaniker Kappus die köstliche Lage, „da man, wenn es hell

Wetter, in zwölf Bistümer sehen kann," nämlich Straßburg, Speier, Mainz, Freiburg im Breisgau, Metz, Toul, Verdun, Nancy, St. Dié, Besançon und Freiburg in der Schweiz. Durch ein breites Felsenmassiv des Meißberges wird der Weiße von dem Schwarzen See getrennt, der seinen Namen den einst ihn düster umschattenden schwarzen Tannen verdankt. Einige kleine Moränen in der Nähe und die auf den Wiesen wie von Riesen Händen zerstreuten Steinfindlinge bezeugen, daß wir hier auf altem Gletscherboden stehen und beide Seen nur die Überreste früherer Gletscherseen sind. Für den Sprachforscher dürfte die mitten im deutschen Sprachgebiet des Elsaßes eingeschobene romanische Insel bemerkenswert sein. Die Bewohner zwischen Labroche und den Seen reden nicht mehr deutsch, sondern ein eigenes, den Franzosen ebenso wie den Deutschen schwer verständliches Patois. Auch in Drei Ähren wird noch vorzugsweise französisch gesprochen und der Gottesdienst in der Kirche wahrscheinlich aus Rücksicht auf jenen eigentümlichen Dialekt des Landvolkes in französischer Sprache abgehalten. Auffallend erscheint auch die Kleidung der weiblichen Pilger in den Prozessionen, ein großer weißer Manteltragen und ein ebenso weißer, seltsam geformter Hut, ähnlich der bekannten Kopfbedeckung der Helgoländerinnen.

Um so deutscher und anheimelnder erscheint das in einiger Entfernung von der Eisenbahn, aber leicht mit dem Omnibus zu erreichende Städtchen Rappoltweiler, der Mittelpunkt des Elsaßer Weinbaues und die lustige Residenz des sogenannten Pfeiferkönigreichs, einer mittelalterlichen Zunft, welche alle fahrenden

Spielleute und Musikanten vom Hauerstein bis zum Hagenauer Forst umfaßte und unter dem Schutz der vom Kaiser mit diesem Amt belehnten Herren von



Marktplatz und Rehgerturm in Rappoltweiler.

Rappoltstein stand. „Einmal im Jahre, an Mariä Geburt, den 8. September, versammelte sich die ganze Bruderschaft der Musikanten und zog um neun Uhr morgens unter dem Schall der Glocken zur Kirche, das Banner, Trompeten und Trommeln voran, hinter dem Banner ging der vom Grafen von Rappoltstein ernannte Pfeiferkönig, mit der Krone, dem Symbol seiner Würde geschmückt, nach ihm kamen die Mitglieder des Pfeifergerichtes, voran der Weibel, dann die Spielleute zwei zu zwei. Jeder trug das Bruderzeichen mit dem Bildnis der

Schutzpatronin, unserer lieben Frau von Dusenbach, und spielte, wenn er wollte, sein Instrument. Die Kirchenmesse wurde mit großer Musik gefeiert. Nach der Messe gingen alle Mitglieder der Kunst mit dem König an der Spitze zum Opfer, worauf sie sich nach dem Schloß begaben, um dem Grafen die schuldige Huldigung und ein Ständchen zu bringen. Ein Mahl und tüchtiges Zechen im Wirtshaus zur Sonne beschloß die Feier."

Wenn auch das Pseiferkönigtum längst aufgehört hat, so wird der 8. September noch immer in Rappoltsweiler mit Aufzügen und theatralischen Darstellungen festlich begangen, wobei es lustig hergeht und manche Flasche geleert wird, da die Einwohner nicht nur einen guten Tropfen keltern, sondern auch gern trinken. Schon an den Tafeln der merowingischen Könige standen die Elsassere Weine in Ehren, und die Kapitularien Karls des Großen schenken ihnen die gebührende Beachtung. Im neunten Jahrhundert trieben Friesen Schifffahrt und Handel mit Elsassere Wein, und im vierzehnten Jahrhundert ging derselbe nach England, wo er als Rheinwein verkauft wurde. Noch heute nimmt das Elsaß als Weinland die erste Stelle im ganzen Deutschen Reiche nach der Gesamtproduktion in Hektolitern ein, da es durchschnittlich 1 330 650 Hektoliter im Mittelwerte von 31 935 000 Mark und mit einem Reingewinn von 12 345 000 Mark erzeugt.

Was die Qualität betrifft, so können zwar die Weine der Reichslande sich nicht mit denen des Rheines und der Mosel messen, aber sind darum auch nicht zu verachten. Zu den besten Lagen zählen der Rangen in Thann, der Gelbweiler Ritterle oder Wadenbrecher, das Türkheimer Türkenblut, Siegolsheimer, Kayfersberger Wehlenheimer, Reichenheimer und Wolzheimer Riesling, welchen Napoleon I. zu seinem Lieblingswein erkor, ferner der Heiligensteiner Clevener und der feurige Kothher von Ottrott und St. Pitt. Ein alter Weinpruch lautet im Elsaß:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gelbweiler in der Bannan,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweier Sporen
Haben sie all das Spiel verloren.

Schon Hans Sachs rühmte und sehnte sich nach einem solchen Trunk: „O hätt ich jezt doch köstlichen und berühmten Elssasser Wein,“ und der große Straßburger Humorist Johann Fischart singt: O Ragenholer und Pispelberger von Reichenweier, Wie halten euch meine Lippen so teuer.

Auch von dem starken, feurigen, süßduftenden Rangen berichtet er in seiner wortspielerischen Weise: „Im Rangenwein zu Dann da steckt der heilige St. Rango und nimpt den Rang und ringt so lange, bis er einen rängt und drängt unter die Hänk.“ Darum mahnt auch ein alter Spruch, den der biedere Kayfersberger Bürger „Matthias Hiffel benehst seiner lieben Ehefrau Elisabeth Virklein“ 1618 im Hofe an seinem neuen Brunnen anbrachte, zum mäßigen Genuß der herrlichen Gottesgabe:

Dringit Wasser in dein Krageu
Ueber Dich, es salt bin Ragen:
Drink mäßig alten subtilen Wein,
Rat ich, und los mich Wasser sein.

Eine sonderbare Laune des Schicksals ließ in dem weinseligen Städtchen den Vater und Stifter des trübseligen Pietismus im Jahre 1635 zur Welt kommen. Die drei stattlichen Burgen über der Stadt, Hoh-Rappoltsstein, St. Ulrich und Giersberg, sowie die zum Teil noch erkennbaren Befestigungen der ursprünglich aus drei festen Plätzen zusammengewachsenen Gemeinde und verschiedene alte stattliche Gebäude zeugen für die frühere Bedeutung und den einstigen Reichtum des Ortes. Besonders erinnert der Wehrgerturm mit seinen seltsamen Steinbildern, dem geharnischten Ritter, dem Knappen mit großem Schnurrbart und Felssohren, dem Mönch mit einem Löwenkopf und dem Schalksuarren mit der Schellenkappe an das bunte phantastische Leben und Treiben der deutschen Reichsstädte im Mittelalter.



Noch merkwürdiger und interessanter ist das schöne Kolmar, bereits von dem alten Chronisten Rother als *Genitium columbrense* genannt und gerühmt. Zu allen Zeiten treu und manhaft zeichneten sich seine Bürger unter ihrem noch heute nicht vergessenen tapferen Schultheißen Johannes Köffelmann im Kampfe gegen den dem Kaiser feindlichen Bischof von Straßburg aus.

Ruine St. Ulrichsburg bei Rappoltsweiler.

In der Reformationszeit wurde die Stadt mit fortgerissen und tief erschüttert. Der französischen Annexion setzte sie einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, wie sonst keine im Elsaß. Noch während der

Revolution von 1789 erhob sich die deutsch- oder vielmehr reichsstädtisch gesinnte Bürgerschaft gegen den mit den Machthabern in Paris sympathisierenden Magistrat.

Nirgend findet man daher so viele Spuren einer bedeutenden Vergangenheit, welche ein glänzendes Zeugnis für den deutschen Sinn und die Tüchtigkeit der Bewohner ablegen. Sehenswert vor allem ist die herrliche Martinskirche, ein imposanter gotischer Bau, der in seinem Inneren eine Perle der altdeutschen Malerei, die Madonna mit dem Kinde im Rosenhag, ein Werk des Kolmarer Meisters Martin Schongauer aus dem Jahre 1437, birgt. Das berühmte Bild hängt in der Sakristei und rechtfertigt vollkommen seinen großen Ruf. Man kann sich nichts Lieblicheres, nichts Unschuldigeres denken als diese Jungfrau mit dem Kinde auf dem Arm, umgeben von blühenden Rosen, umschwebt von singenden Vögeln und von Engeln angebetet, eine echt deutsche, aus der Tiefe eines frommen, reinen Gemüths erblühte Schöpfung, zwar die Schönheit und Hoheit der Madonnen Rafaels nicht erreichend, aber an Innigkeit und Reinheit ihnen gleich, wo nicht noch sie übertreffend. Von dem Meister des herrlichen Gemäldes weiß die Kunstgeschichte nur wenig zu berichten; man kennt weder das Jahr seiner Geburt, noch seine Vaterstadt, wenn auch feststeht, daß er in Kolmar ansässig war, dort eine Malerschule gegründet und daselbst 1485 gestorben ist.

Ganz besonders reich an Kunstwerken ist das Kloster Untertinden, von zwei frommen Witwen, Agnes von Mittelheim und Agnes von Herkenheim, gestiftet und berühmt in der Geschichte der mittelalterlichen Mystik. Gegenwärtig dient es als Bibliothek und städtisches Museum, wie es wenige selbst weit größere und reichere Städte in Deutschland besitzen. In dem an sich schon bewundernswerten, gut erhaltenen Kreuzgang des Klosters, mit seinen kunstvollen Fensterbogen, werden die alten Funde, römische Grabmonumente, Altäre, mittelalterliche Heiligenbilder und andere Merkwürdigkeiten auf-

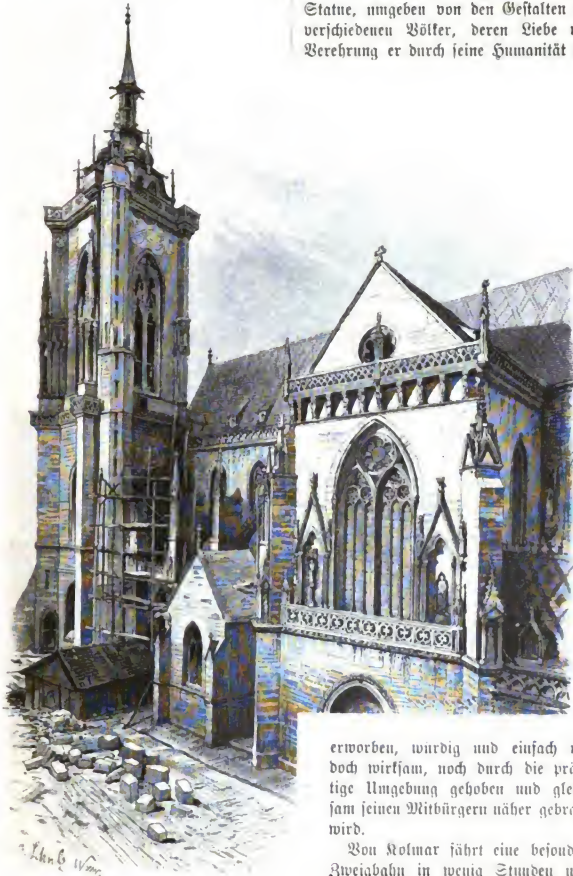
bewahrt. In der Mitte des Hofes steht das hierher passende Denkmal Martin Schongauers, von Bartholbi in neuerer Zeit auf Kosten der Bürger errichtet.

In dem hohen Schiffe der ehemaligen Klosterkirche befindet sich die wertvolle Gemäldesammlung, meist Bilder der altdeutschen Malerschule, darunter sieben Altarflügel des Kolmarer Malers Konrad Tzenmann aus dem Jahre 1462, ferner sechzehn Tafeln mit der Passionsgeschichte aus der Dominikanerkirche, vor allem aber eine Pieta von Martin Schongauer, welche die berühmte Jungfrau mit dem Kinde nicht nur erreicht, sondern an Tiefe der Auffassung und seelischem Ausdruck fast noch übertrifft, so daß der heilige Mutter Schmerz kaum würdiger und ergreifender dargestellt sein möchte. Alle diese mehr oder minder bedeutenden Kunstwerke treten vor dem sogenannten Tzenheimer Hochaltar zurück, nach Woltmann „das großartigste Werk, welches das Elsaß noch heute aufbewahrt“. Leider ist der Meister des wundervollen Schnitzwerkes nicht bekannt, der Maler jedoch war Mathias Grünewald von Aischaffenburg, welchen Sandrat den deutschen Correggio nennt. Außerdem enthält das Museum zahlreiche moderne Bilder von Elsassler Malern, welche meist der Pariser Schule angehören und den französischen Geist nicht verleugnen können, ferner einige seltene Kupferstiche von Albrecht Dürer, Schongauer und dem berühmten Karikaturenzeichner Callot, einem geborenen Votbringer aus Nancy, sowie verschiedene ältere und neuere kunstgewerbliche Arbeiten.

Vor dem Kloster Untertinden steht das Denkmal des in Kolmar geborenen deutschen Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel, der daselbst unter dem Namen einer Kriegsschule eine Erziehungsanstalt für die protestantische Jugend gründete und, von Napoleon I. zum Präsidenten des neu errichteten Konviktoriums ernannt, 1809 starb. Ein anderes Denkmal auf dem Marsfelde ist dem Andenken des ebenfalls in Kolmar geborenen Generals

Kapp gewidmet, der sich besonders durch seine tapfere Verteidigung von Danzig

Statue des Generals ist das Standbild eines dritten Kolmarers, des mutigen Admirals Armand Joseph Bruat, dessen Statue, umgeben von den Gestalten der verschiedenen Völker, deren Liebe und Verehrung er durch seine Humanität sich



Das Münster in Colmar.

im Jahre 1814 berühmt gemacht hat. Besser gelungen als die theatralische

erworben, würdig und einfach und doch wirksam, noch durch die prächtige Umgebung gehoben und gleichsam seinen Mitbürgern näher gebracht wird.

Von Colmar fährt eine besondere Zweigbahn in wenig Stunden nach dem herrlichen Münsterthal, das bereits einen vollkommen jubalpinen Charakter zeigt. An den sonnigen Abhängen der mehr als 2000 Fuß hohen

Berge gedeihen die Reben, darüber steigt der prächtige Wald empor und um die höchsten Spitzen breiten sich grüne Matten, auf denen in den zahlreichen Sennhütten, hier Melkerschoppen genannt, eine einträgliche Milchwirtschaft betrieben und der berühmte Münsterkäse bereitet wird. An der Vereinigung des Groß- und Kleinhals, am Fuße des Mönchberges liegt die Stadt Münster, ein beliebter Aufenthaltsort für Touristen, welche in dem musterhaft verwalteten Altkienhotel ein vorzügliches Unterkommen finden. Sehenswert ist hier die im romanischen Stil durch die

Zierde der Stadt und Umgegend, ebenso wie die großen Spinnereien von Hartmann u. Sohn, mit ihren Arbeitshäusern, Fabrikshulen, Krankenanstalten und Bäckerei. Das von Andreas Hartmann 1780 gegründete Etablissement genießt mit Recht einen Weltruf und zählt zu den bedeutendsten derartigen Fabriken im Ober-Elsaß. Münster selbst ist überreich an lohnenden Partien in der Umgegend, deren Krone ein Ausflug nach der Schlucht, französisch la Schlucht, sein dürfte, wohin der von Münster nach Gerardmer gehende Omnibus täglich fährt. Der immer höher stei-



Altes Rathaus in Kolmar.

Opferwilligkeit einiger reicher Familien von dem Architekten de Rutté in Mülhausen erbaute protestantische Kirche, eine

gunde Weg über eine Reihe freundlicher Städtchen und Dörfer, durch schattige Wälder, welche mit frischen Matten ab-

wechselt, bietet die ammutigsten landschaftlichen Bilder. Nach einer ebenso interessanten als genußreichen Fahrt erreicht man die dicht an der französischen Grenze gelegene Schlucht, einen von schroffen, mehr als tausend Fuß hohen Felsen gebildeten Bergfelsen, einen unergründlich tiefen Abgrund, bei dessen Ausblick uns unwillkürlich ein Schwindel ergreift. Die an der Schlucht vorbeiführende, vorzüglich angelegte Kunststraße, welche jetzt die Stelle des alten, sehr beschwerlichen Verbindungsweges zwischen dem Elfaß und Lothringen vertritt, kam hauptsächlich durch die Bemühungen der Departements des Vosges und Haut-Rhin, des Hauses Hartmann in Münster und später durch die Initiative Napoleons III. zu stande, dem die Vollendung der Straße so sehr am Herzen lag, daß er dreimal von Plombières, wo er sich zur Kur aufhielt, herbeieilte, um den Bau zu beschleunigen.

Ein mächtiger Tunnel zeigt die ursprüngliche Form der Felsen und die von den Architekten überwältigten Hindernisse. Jenseit der Schlucht und bereits auf französischem Boden befindet sich das 1150 Fuß hoch gelegene vorzügliche Schluchthotel, das fast ausschließlich von französischen Touristen und Kurgästen besucht wird, welche hier mit ihren Elsfasser Freunden und Verwandten frei und ungehindert verkehren dürfen. Von der Schlucht führt die erwähnte Straße über

Retournemer zum Lac de Longemer oder Langensee und weiter nach Gerardmer zu dem gleichnamigen, viel besuchten See.



Pfister-Haus in Colmar.

Von dem Hotel aus wird auch gern und oft der anderthalb Stunden entfernte Hoheneck bestiegen, nächst dem Sulzer Belchen die höchste Spitze der Vogesen. Von dem 1366 Meter hohen Berg genießt man bei schönem Wetter die entzückende Aussicht auf die Spitzköpfe, das Thal von la Bresse, auf Gerardmer, Longemer, den Denon und Climont, das ganze kleine und große Münsterthal, den

Hohnaß, Drei Ähren, Kolmar, den Rhein, den Schwarzwald und die Berner Alpen; ein wundervoller Anblick!

Weniger durch seine Lage und schöne Umgebung, als durch seine großartigen industriellen Anlagen zeichnet sich Mülhausen aus, nächst Straßburg die größte und bedeutendste Stadt im Elsaß. Obgleich von den deutschen Kaisern mit wichtigen Privilegien ausgestattet und von Rudolf von Habsburg zur Reichsstadt erhoben, neigte sich Mülhausen vermöge seiner Lage und seiner Traditionen von jeher stets mehr zur Schweiz und blieb auch nach der französischen Annexion der Eidgenossenschaft zugewandt, seine Selbständigkeit so lange wahren, bis es 1789 sich der französischen Republik angeschlossen, da seiner damals bereits aufblühenden Industrie die Gefahr drohte, durch Absperzung der Grenze ihr Hauptabgabebiet nach Frankreich zu verlieren. Jetzt erst begann der riesige Aufschwung der Stadt; zugleich trat durch die Erfindung und Einführung neuer Maschinen und wichtiger technischer Verbesserungen an die Stelle der häuslichen Industrie jener großartige Fabrikbetrieb, dem Mülhausen seinen Weltruf verdankt.

Hand in Hand mit dem Emporblühen und Wachstum der Industrie ging die Entstehung und die schnelle Zunahme des Proletariats, mit seinem ganzen traurigen Gefolge von sozialem Feind der Kinder- und Frauenarbeit, der mangelhaften Ernährung und der immer größer und dringender werdenden Wohnungsnot. Zur Abhilfe dieser schreienden Übelstände wurde bereits 1825 die Société industrielle gegründet; auch die Regierung suchte nach Kräften die Lage der Arbeiter zu verbessern. Erst im Jahre 1852, als die Wohnungsnot auf das höchste gestiegen war, entschloß man sich auf Anregung von Johann Dollfuß, eine besondere Baugesellschaft zu gründen, um dem Mangel abzuhelpen. So entstand die berühmte Arbeiterstadt Cité ouvrière, welche im Nordosten von Mülhausen liegt und in die „neue“ und „alte“ zerfällt. Dieselbe

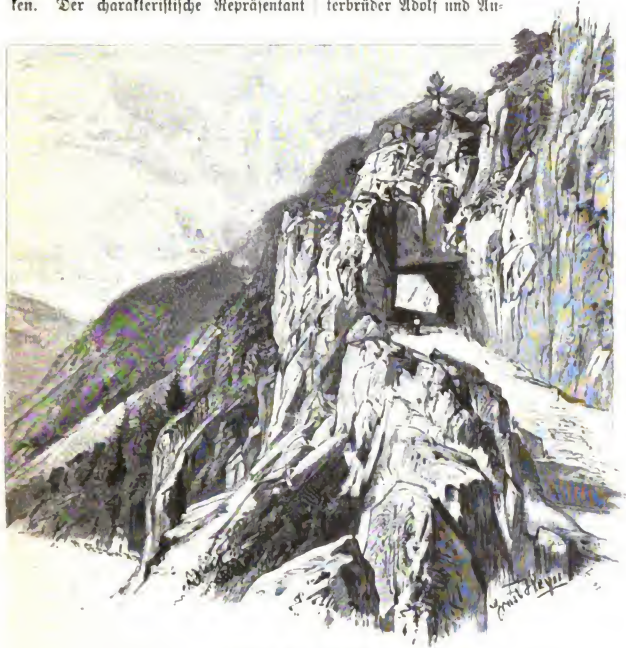
besteht aus ungefähr tausend einstöckigen und zweistöckigen Häusern, von denen ein jedes 1600 bis 3000 Franken kostet und den Arbeitern für eine Anzahlung von 200 bis 300 Franken und eine monatliche Miete von 16 bis 20 Franken überlassen wird, so daß diese in zehn bis zwölf Jahren Eigentümer der von ihnen bewohnten Häuser werden können. Außerdem errichtete die Gesellschaft eine Reihe wohlthätiger Anstalten, ein Speisehaus, Bäder und Besehallen.

Trotzdem haben alle diese gewiß höchst auerkennungswerten Bemühungen die anfänglich hoch gespannten Erwartungen nicht erfüllt, indem sich mit der Zeit große Übelstände herausstellten, welche den Nutzen und Segen der über Gebühr gepriesenen Arbeiterstadt mehr als fraglich und zweifelhaft erscheinen lassen. Schon das Zusammenwohnen einer meist armen und rohen Bevölkerung in einem besondern Stadtteil dürfte in sozialer, moralischer und hygienischer Beziehung nichts weniger als vorteilhaft und empfehlenswert sein. Dazu kommt noch, daß nur wenige Arbeiter in der Lage sind, die verlangte Anzahlung von 200 bis 300 Franken zu machen und den Mietzins regelmäßig abzutragen. Dadurch gelangten die meisten dieser Häuschen vorzugsweise in die Hände der besser situierten Arbeiter und Werkmeister, welche ihr Besitztum durch Vermieten so gut als möglich zu verwerten suchten; viele Häuser wurden zwar von den Arbeitern erworben, aber von ihnen oder ihren Erben in fremde Hände gegeben und verkauft, wozu sie als freie Eigentümer berechtigt waren, und somit der ursprünglich wohlthätige Zweck vereitelt.

Augenblicklich herrscht in Mülhausen infolge der veränderten Handelsverhältnisse nicht nur in den Kreisen der Arbeiter, sondern auch in denen der Fabrikanten eine große Unzufriedenheit, da ihnen durch die Höhe der Zölle der französische Markt mehr oder minder verschlossen ist und der Abjaß nach Deutschland durch die süddeutsche und sächsische Konkurrenz er-

schwert wird. Diese ungünstige Lage der Industrie trägt wesentlich dazu bei, die feindliche Stimmung und den Widerstand gegen die deutsche Regierung zu verstärken. Der charakteristische Repräsentant

scher Geist und deutsches Gemüt nicht gänzlich unter den französischen Einflüssen erloschen, das zeigen die daselbst früher lebenden deutschen Dichterbrüder Adolf und Au-



Tunnel auf der Schluchtstraße.

dieser Opposition ist der sogenannte „Bades“, der in der Schule nur notdürftig schreiben und lesen gelernt, das Deutsche schlecht und noch schlechter französisch spricht, aber sich einbildet, das würdigste Mitglied der grande nation zu sein und der den „dummen Schwab“ verachtet.

Daß aber auch in Mülhausen deut-

gust Stöber, von denen der erstere bereits vor vielen Jahren sang:

Muttersprache deutschen Klanges,
 O, wie hängt mein Herz an dir!
 Des Gebetes und Gesanges
 Heilige Laute gabst du mir.
 Sollt ich deine Zügel missen,
 O wie kränkte der Verlust,
 Wie ein Kind, das man gerissen
 Von der warmen Mutterbrust.





George Eliot.

Eine Studie

von

Hedwig Bender.

George Eliot gehört zu den außergewöhnlichen, den wahrhaft originalen Erscheinungen als Frau wie als Dichterin, im Leben wie in der Litteratur; nichts an ihr ist banal und alltäglich, nichts schablonenhaft oder konventionell. Die meisten Menschen sind Dugendmenschen, „Fabrikware der Natur“, wie Schopenhauer sagt; sie ist durch und durch eigenartig, ein Individuum im höheren Sinne. Ob wir den Verlauf ihres Lebensganges oder den ihres litterarischen Schaffens verfolgen, immer haben wir durchaus die Empfindung, daß hinter all ihrem Dichten und Trachten eine volle, ganze, groß geartete, das Niveau des seelisch Mittelmäßigen gewaltig überragende Persönlichkeit stand. Diese ist es, die uns hier interessiert. Ich will versuchen, in großen Zügen ein Bild derselben zu entwerfen, versuchen, die Frau wie die Schriftstellerin George Eliot in ihrer Eigenart und Bedeutung zu charakterisieren. Ich muß dabei leider auf eine eingehendere Darstellung der persönlichen Schicksale der Dichterin verzichten, ich muß mir auch zu meinem Bedauern die Besprechung ihrer einzelnen Werke versagen, beides würde uns hier zu weit führen. Meine Aufgabe ist ohnehin umfassend genug. Denn Persönlichkeiten sind kleine Welten, und die George Eliots war sehr kompliziert. Ich greife daher auf die

Einzelheiten ihres Lebens- und inneren Entwicklungsganges so gut wie auf den Inhalt ihrer Briefe und Schriften nur insofern, als dies für das Verständnis ihrer Eigenart mir notwendig und nützlich zu sein scheint, zurück.

Für diejenigen Leser aber, denen dieselben erwünscht sein sollten, zähle ich die wesentlichsten biographischen Daten nur kurz auf. Am 22. November 1819 als Tochter eines Pächters und Gutsverwalters zu South Farm, Arbury, in der Pfarrei Colton, in Warwickshire in England geboren, hat Mary Ann Evans — dies ist bekanntlich der wahre, bürgerliche Name der Dichterin — ihre Kindheit größtenteils in Griff House, einem nahe gelegenen Farmhaus verlebt. Nacheinander hat sie drei Institute in Littleborough, Nuneaton und Coventry besucht. Aus dem letzteren lehrte sie 1835 zu ihren Eltern nach Griff House zurück. Im folgenden Jahre starb ihre Mutter. 1841 siedelte ihr Vater mit ihr von Griff nach Coventry über, woselbst sie im Hause eines reichen Fabrikanten, Charles Bray, und seiner Gattin Sara eine zweite geistige Heimat fand. Sie schloß sich in inniger Weise an beide, sowie an den Bruder und die Schwester der letzteren, an Charles und Sarah Pennell an. Es waren hochgebildete Menschen, sie gaben ihrem Denken eine freigeistige Richtung und regten sie vielfach zur Fortbildung

an. Auf ihren Antrieb veröffentlichte sie damals eine Übersetzung des „Lebens Jesu“ von Strauß; ihr fügte sie in späteren Jahren die von Feuerbachs „Wesen des Christentums“, von Spinozas „Theologisch-politischem Traktat“ und seinem Hauptwerk, der „Ethik“ hinzu. Nach dem Tode ihres Vaters 1849 ging sie den Winter über nach Genf. Nach ihrer Rückkehr lebte sie anderthalb Jahre ganz auf Rosehill, der Besingung des Herrn Dray. Dies wurde entscheidend für ihr ferneres Geschick. Im Herbst 1850 kam John Chapman nach Rosehill, der derzeitige Herausgeber der „Westminster Review“. Er bestimmte sie, nach London zu ziehen und die teilweise Leitung des Blattes zu übernehmen. Sie entfaltete nun eine rege Thätigkeit, las, korrigierte und recensierte und schrieb eine Reihe von größeren Abhandlungen von bleibendem Werte für die „Review“. Durch ihre Bekanntschaft mit W. F. Lewes, dem späteren Goethe-Biographen, bekam ihr Leben eine neue Wendung. Sie reichte ihm, der seit mehreren Jahren getrennt von seiner Gattin lebte, dessen Ehe aber formell nicht geschieden werden konnte, zum freien Bündnis fürs Leben die Hand. Beide haben miteinander eine lange Reihe gesegneter Jahre — teils in England, wo sie ständig in London wohnten, teils auf Reisen in verschiedenen Ländern, unter anderem auch häufig in Deutschland — verlebt. Ihre Verbindung ist eine überaus glückliche gewesen und wurde erst 1878 durch Lewes' Tod gewaltsam getrennt. Litterarisch brachte sie köstliche Frucht. Lewes verfasste an George Eliots Seite, durch sie begeistert, sein „Leben Goethes“; sie selber trugen die starken Schwingen ihres dichterischen Genies, durch ihn entfesselt, in raschem Flug auf den Gipfel des Ruhmes. Lewes hatte ihr zugeredet, sich novellistisch zu versuchen; sie that es 1857 mit den „Bildern aus dem geistlichen Leben“ und gab im Laufe der nächsten Jahre in rascher Folge ihre wertvollsten Werke: „Adam Bede“, „Die Mühle am Floß“ und „Silas Marner“ heraus.

1863 folgte „Romola“, 1866 „Felig Holt“. Nunmehr begann ihre metrische Periode; sie veröffentlichte den „Spanischen Zigeuner“, ein groß angelegtes, an Schönheiten reiches, aber formloses, halb episches, halb dramatisches Gedicht. Ihm schlossen sich in den folgenden Jahren noch eine Reihe von kleineren poetischen Schöpfungen, unter anderen die „Bruder- und Schwester-Sonette“, die einaktige, dramatische Skizze „Armgarth“, das liebliche Idyll „Agatha“ und die ergreifende „Jubel-Legende“ an. In „Middlemarch“ und „Daniel Deronda“, den letzten novellistischen Werken George Eliots, kehrte dieselbe zur Prosa zurück. Schließlich 1878 kam noch als Nachzügler ein Buch der Betrachtungen: „Impressions of Tophrastus Such“ betitelt, eine ziemlich zusammenhanglose Sammlung litterarischer Skizzenblätter, heraus. Gegen das Ende ihres Lebens ging die Dichterin noch einmal eine Ehe mit einem jüngeren Manne, Herrn Walter Croft, einem langjährigen Fremde, der später ihre Lebensgeschichte nach ihren Briefen und Tagebüchern veröffentlichte, ein. Sie starb am 22. Dezember 1880 und liegt mit Lewes in Highgate begraben.

Ich lasse nun eine Charakteristik von George Eliots äußerer Erscheinung folgen. Diese war schon merkwürdig genug; ihr Kopf war geradezu abnorm. Er frappt noch imilde durch seine Größe und seine ungefüge, der Schädelbildung des ersten Napoleon verwandte Gestalt. Dazu ihr Antlitz: es erscheint fast grotesk. Seine Formen sind mehr männlich als weiblich, plump, aber groß und energisch im Schnitt. Es liegt etwas von der Wucht einer Urkraft, etwas Düsteres, Sibyllinisches in diesem Gesicht; wer zum erstenmal hineinsieht, erschrickt. Im Leben freilich muß der Eindruck wesentlich wohlthuernd gewesen sein. Da machte der Geist seine Herrschaft geltend im Gebärden- und Mienenpiel, im Ausdruck und Blick. Da erschienen die harten Linien weicher, die plumpen Formen verklärt und verschönt. Besonders sprechend war

ihr Auge — es konnte ebenso scharf und durchdringend als seelenvoll und innig blicken. Auch ihr Lächeln hatte großen Reiz. Es war voll Anmut, Geist und Güte und goß einen eigentümlichen Schimmer von liebenswürdiger Weichheit und Milde, der diesem Antlitz sonst völlig fremd war, über die Züge desselben aus. Förmlich verwandelt aber erschienen die letzteren, wenn sie in Feuer geriet und begeistert sprach. Sie konnte in solchen Augenblicken etwas Hinreißendes haben und die Menschen begeistern, auch darin an Savonarola gemahnend, mit dem sie, was die Gesichtsbildung anlangt, eine auffallende Ähnlichkeit gehabt haben soll.

Das Innere hielt, was das Äußere versprach. Auch hier wieder drängt sich das Bild Savonarolas, zum Vergleiche mahnend, dem Geiste auf. Denn nicht bloß von Ansehen gleich ihm George Eliot, sie war ihm auch seelisch, gemüthlich verwandt. Dies verrät sich schon in dem starken Eindruck, den die Gestalt desselben der Dichterin machte, in dem ungewöhnlich starken Anstos, den ihr Schaffenstrieb von ihm empfing.* Nicht jeder ist für den Zauber empfänglich, der dieser gewaltigen Erscheinung entströmt; George Eliot war es in seltenem Grade. Und zwar deshalb, weil ihre Feuerseele mit der Savonarolas fühlte, weil der starke, stürmische Schlag seines Herzens in dem ihres eigenen ein Echo fand. Wie verschieden auch in anderer Beziehung die Naturen beider geartet waren, sie hatten, wie alle genialen Menschen, die Kraft und leidenschaftliche Glut des Empfindens, die Ernsthaftigkeit des Willens und Strebens, den Zug zum Heroischen und Großen gemein. Allüberall im Leben und Dichten George Eliots ist dieser genialische Grundzug bemerkbar, tritt das Feuer zu Tage, das ihr Inneres durchglüht: im Ungestüm, in der stürmischen Wildheit, in der leidenschaftlichen Zärtlichkeit des

* Dieser Anstos war es, dem der erste und einzige historische Roman, den die Dichterin geschrieben hat, dem „Romola“ seinen Ursprung verdankt.

noch unbändigen Kindes so gut wie im Ehrgeiz, im Vesehiever, im Wissensdurst des heranwachsenden Mädchens, im frommen Liebes- und zelotischen Glaubenseifer* so gut wie in dem schwärmerischen Freundschaftskultus, den die Verschliffene, äußerlich kalt Erscheinende mit den Menschen, an denen ihr Herz hängt, treibt. In ihrem späteren Leben tritt freilich nach außen hin die Energie ihres Empfindens nur selten hervor; sie ist zaghaft, ängstlich und äußerst empfindlich und scheut vor jeder rauhen Verührung zurück. Nur hin und wieder zuckt es plötzlich wie ein Funke aus ihrem Inneren heraus. Von einem mächtigen inneren Impuls getrieben, tritt dann die Dichterin unerschrocken aus ihrer gewöhnlichen Scheu und Zurückhaltung heraus, legt Zeugnis ab für das, was ihr recht scheint, verteidigt, was sie als Wahrheit erlannt hat, ja, lehnt sich, wenn es sein muß, trotzig gegen Vorurteil und Menschenfajung, gegen die Macht des Ererbten, Althergebrachten, des bloß Konventionellen auf. Mögen andere in einem solchen Falle sich vorsichtig zurückhalten, um den Kampf zu vermeiden: sie kennt keine Furcht, keine Bedenklichkeiten, wenn eine starke innere Stimme sie treibt. Sie vertraut dieser Stimme, sie glaubt an dieselbe, sie giebt sich sonder Skrupel freudig dem Zug einer großen, übermächtigen, sie gleichsam wie auf Adlersflügeln über die Niederungen des Lebens empor- und hinwegtragenden, sie ganz erfüllenden Empfindung hin. Stolz, enthusiastisch, leidenschaftlich, von Impulsen des Herzens beherrscht und bestimmt: so hat uns George Eliot ihre eigenartigsten, bedeutungsvollsten und anziehendsten Frauengestalten: ihre Maggie, ihre Romola, ihre Dorothea geschildert,

* In ihren späteren Kinderjahren und auch in Greiß als junges Mädchen hegte sie strenge, ja fanatische Anschauungen in sittlicher sowohl wie in religiöser Beziehung. Bestimmend haben in dieser Hinsicht auf sie ihre verschiedenen Lehrerinnen, zuerst die fromme Witt' Lewes in Runceaton und später in Coventry die beiden Fräulein Francklin, die Vorsteherinnen der dortigen Erziehungsanstalt und Tochter eines ehemaligen Baptistenpredigers, gewirkt.

und so tritt sie uns selbst an den Wendepunkten, in den entscheidenden Krisen ihres Lebens entgegen. Wohl erscheint sie uns dann oft eigenmächtig, gewalttätig, zur Übertreibung geneigt; aber der große heroische Zug in ihrem Handeln ergreift uns und reißt zur Bewunderung hin.

Unter den eben erwähnten Frauengestalten aus den Werken der Dichterin befindet sich eine, die hier in ganz besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: es ist diejenige der Maggy aus der „Mühle am Floß“. Ein wunderbarer, poetischer Zauber umweht diese friische, lebensprühende, mit ergreifender Wahrheit gezeichnete Gestalt. Aus dem Herzen der Dichterin heraus geboren, mit unvergleichlicher Kunst von ihr angegestaltet, ist sie an feinen, tief empfundenen, dem Leben abgelauchten Zügen wie keine andere überreich. Und welche Töne stehen der Dichterin zu Gebote bei der Schilderung dieser ihrer Lieblingsheldin vom anmutigsten Scherz bis zum ergreifendsten Pathos, vom tiefsten Ernst bis zum liebenswürdigsten, alle kleinen und großen Künnergüsse eines stürmisch klopfenden Kinderherzens in ebenso ergößlicher als warmherziger Weise zur Darstellung bringenden feinen Humor! Ich gestehe, daß ich in diese Maggy, den Unband mit dem braunen Gesichtchen, dem Strmwelhaar und den blühenden Augen, in Vater Tullivers „kleine Hege“ mit dem heißen, trohigen, ungebärdigen und doch so zärtlichen, liebevollen und liebebedürftigen Herzen von jeher ein wenig verliebt gewesen bin! Und gewiß, es wird nicht viele geben, die sich dem Zauber dieser Gestalt entziehen. Indessen hier, an dieser Stelle interessiert sie uns noch aus einem besonderen Grunde. Man kennt die ganz besondere Bedeutung der Kindergeschichte in der „Mühle am Floß“: es ist keine rein erdichtete Geschichte, es ist der Dichterin eigene Kindheitsgeschichte, die sie uns dort, wie später noch einmal in ihren köstlichen „Bruder- und Schwester-Sonetten“, mit unvergleichlicher Friische erzählt. Die Hauptperson in dieser Er-

zählung, Maggy Tulliver, ist demnach George Eliot selbst. Die Dichterin hat späterhin oft behauptet, daß das Kindesalter reich an Schmerzen, an ihm eigentümlichen Kämpfen und Leiden, und nicht, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, das glücklichste, sorgenfreieste des Lebens sei. Maggy Tulliver lehrt uns dies Wort begreifen, sie lehrt uns George Eliots eigenes Ringen während der Zeit ihrer gemütslichen und geistigen Entwicklung, ihre Scheu, ihre Empfindlichkeit, ihr gewalttätiges Wesen, ihr Mißtrauen gegen sich selber verstehen.

Daß das dichterische Abbild in allen Zügen seinem Urbild entsprechen habe, glaube ich nicht. Volle Porträtähnlichkeit liegt vermutlich nicht vor. Indessen, welcher Art auch die Abweichungen zwischen beiden im einzelnen gewesen sein mögen, alle wesentlichen Charakterzüge, insbesondere die Gewissenhaftigkeit, die tiefe Wahrhaftigkeit, die Warmherzigkeit, die Glut des Empfindens, die Unerfätlichkeit des Geistes und Herzens: sie alle hatte die Dichterin zweifellos mit ihrer Heldin durchaus gemein. „I never was satisfied with a little of anything,“ sagt Maggy zu Philipp und weist damit treffend auf den innersten Kern ihres Wesens hin. Das Wort trifft auch auf George Eliot zu. Man könnte in Wahrheit kein bezeichnenderes Motto für die Geschichte ihres Lebens und Strebens ersinnen — denn auch sie war niemals mit wenigem zufrieden, sie wollte, was sie wollte, von Grund aus, sie blieb nie auf halbem Wege stehen. Maggy Tulliver dürstet nach Liebe, nach Erkenntnis, sie ist von heißem, leidenschaftlichem Verlangen „nach allem, was schön, was herzerfreuend und herzerhebend ist“, besetzt. George Eliot steht ihr darin nicht nach. Sie hat selbst empfunden, was sie jene empfinden läßt, sie hat gleich ihr Entbehrungen erduldet, gleich ihr „ein unbewußtes Sehnen nach einem unbekanntem Etwas“, das ihr das Rätsel des Lebens lösen und ihr „eine Art von Heimatsempfindung in dem letzteren geben sollte“, gewünscht. Ja selbst die Whaje

der Weltabwendung, die in Maggys geistiger Entwicklungs-geschichte eine so bedeutende Stelle einnimmt, hat ihrem Leben nicht gefehlt.

Veidenschaftlichkeit und Energie des Empfindens ist überhaupt für den Menschen gewöhnlich kein Glück. Denn es bringt ihn wieder und wieder mit anderen, mit sich und mit der Welt in Konflikt. Diese Erfahrung haben mehr oder weniger fast alle genialen Menschen gemacht. Leonore Sanvitale hat recht:

Der Lorbeerkrantz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Lebens als des Glückes.

Auch George Eliot blieben die Schmerzen und Weiden eines hochgradig gesteigerten Gefühlslebens nicht erspart. Sie war ehrgeizig, hochstrebend, von dem brennenden Verlangen nach Bewunderung und Anerkennung befeelt. Sie verlangte viel von der Welt, von sich selbst. Solche Menschen sind selten zufrieden zu stellen, das Leben kann ihnen niemals genug thun und sie thun sich auch selbst nicht genug. Außerdem sind sie reizbar, empfindlich, außerordentlich leicht verletzt. Jede Kränkung ihres Selbstgefühls verwundet sie tief. Das Schicksal hat tausend Nadelstiche, die andere nicht fühlen, für sie bereit. Bei George Eliot traf dies alles zu. Ihr Leben war an heißen Kämpfen, besonders in ihrer Jugend, reich. Auch der Kampf zwischen selbstsüchtigen und selbstlosen Neigungen bereitete ihr bei ihrem liebevollen, menschenfreundlichen und großmütigen Herzen, ihrem starken Gefühl für moralische Verpflichtungen und ihrem heißen Vervollkommnungsstreben viel Pein. Er ist es, den sie in ihren Werken so oft mit ergreifender Wahrheit schildert und der in ihren rührenden Selbstanklagen und ihrem ernstesten Ringen nach sittlicher Läuterung nicht minder ergreifend zum Ausdruck gelangt. Das Bewußtsein ihrer Fehler und Unvollkommenheiten bedrückte sie schwer und verließ sie fast nie.

Wir haben bisher nur die eine Seite — die gefühlsmäßige — des Eliotischen Genius betrachtet, wir wenden uns un-

mehr der anderen zu. Denn die Tiefe, die Nachhaltigkeit, die Energie des Empfindens ist wohl ein Grundzug, ja vielleicht der bedeutendste, das charakteristischste Merkmal des echten Genies. Doch muß, um die Mischung vollkommen zu machen, noch ein anderes hinzutreten: eine nicht gewöhnliche, das Durchschnittsmaß übersteigende Erkenntnis-kraft, ein hoher Grad von Intelligenz. Durch den Grad und den besonderen Charakter der letzteren wird dem gemüthlichen Empfinden die Richtung gegeben und dadurch der eigentümliche Gesamtcharakter der genialen Natur und Begabung bestimmt. George Eliots besondere Geistesanlage wies sie in unverkennbarer Weise auf die dichterische Darstellung des Individuellen, vornehmlich auf die Charakter-schilderung und lebendige Menschengestaltung hin. Ihr starker Zug zum Konkreten, Persönlichen ist allenthalben bemerkbar und verleugnet sich nie. Sie liebt es im Leben so gut wie beim Dichten, sich in die Betrachtung des Einzelnen, Individuellen zu versenken, und wie vielseitig und mannigfaltig ihre Interessen auch gewesen sind, neben dem am menschlichen Einzelwesen, an der lebendig sich darstellenden Persönlichkeit als solcher trat jedes andere für sie zurück. Es ist dies ein hoch bedeutender Zug. Er ist das weibliche Erbeil George Eliots und bezeichnend für die eigentümliche Natur ihres Genies. Er hat seinen Grund in jener Feinfühligkeit des Geistes, in jenem Vermögen des gefühlsmäßigen, intuitiven Erkennens, das bei Frauen im Durchschnitt in höherem Maße als bei männlichen Individuen vorhanden zu sein pflegt. Sie besaß es in einem wahrhaft erstaunlichen Grade, sie hatte eine Gabe des unmittelbaren Ertragens und Durchschauens von Seelenzuständen, die immer aufs neue unsere Bewunderung heransfordert, einen „prophetischen Blick in das Innere des Menschen“, wie Scherer sich ausdrückt, „vor dem man erschrickt“. Allerdings tritt bei ihr zu dieser instinktartigen Gabe, wie Herbert Spencer treffend bemerkt hat, „die Ge-

schicklichkeit der psychologischen Analyse“ hinzu. Hätte sie nicht die Verstandesschärfe, die Kraft und Klarheit des Denkens besessen, die allein zu solcher Geschicklichkeit befähigen, sie wäre nicht die berühmte Künstlerin, die Meisterin in der Charakterisierung, die große Dichterin, die sie ist. Dennoch scheint sie in dieser Beziehung, soweit der Intellekt im

engeren Sinne, das Denkvermögen als solches in Betracht kommt, nicht in demselben Maße hervorragend als durch die Tiefe und Kraft der Empfindung und den ihr angebornen psychologischen Scharfblick gewesen zu sein. Zwar zeichnete sie sich durch Gedankenklarheit so gut wie durch gesundes Urteil, Gründlichkeit und Gedankentiefe aus. Aber ihr Denken war minder schnell als tief. Es haftete ihr ganz unverkennbar eine gewisse geistige Schwer-



George Eliot.

fälligkeit und Unbehilflichkeit, ein offenes Unvermögen, eine Vielheit von Eindrücken zugleich aufzunehmen oder rasch nacheinander in ihrer Weise gemüthlich oder geistig zu verarbeiten, an. Hiermit stimmt ihres Vatten Versicherung: daß sie eine groß angelegte, sich langsam entwickelnde Natur gehabt habe, und daß bloße, reine Verstandesschärfe niemals ein besonders hervorstechendes Merkmal ihres geistigen Wesens gewesen sei, überein; auch entspricht dem vollkommen die merk-

würdige Thatsache, daß sie beim Beginn ihrer Schulzeit wenig Reigung und Lust zum Lernen bezeugte, und daß sie den Höhepunkt ihrer geistigen Entwicklung nur sehr allmählich und langsam erflumm.

Gleichwohl war ihr das Nachdenken Bedürfnis. Sie begnügte sich nicht wie so viele ihrer Mitschwesteren mit dem bloßen, mühelosen, instinktiven Erkennen;

sie empfand das Verlangen, die Resultate desselben nach allen Seiten zu prüfen, zu vergleichen, sich von ihrem Wert oder Unwert durch eingehende verständige Überlegung zu überzeugen. Dieses Bedürfnis lag tief in ihrem Wesen begründet, es entsprach ihrer ernstesten, gewissenhaftesten, auf Tiefe und Gründlichkeit gestellten Natur. Sie nahm alle Dinge zu ernsthaft, zu schwer, und dadurch eben wurde sie schwerfällig bei der Arbeit so gut wie

im persönlichen Verkehr. Das Bewußtsein dieser Thatsache aber machte sie unsicher, es zerstörte ihr ruhiges Selbstvertrauen, es nahm ihr den zuversichtlichen Mut; bekannt ist, daß sie im größeren Kreise sich niemals völlig frei bewegte und daß sie bei all ihren glänzenden Erfolgen das Mißtrauen gegen ihr eigenes Können, den Zweifel an sich selber niemals verlor.

Unjere bisherigen Betrachtungen über den Charakter George Eliots ergaben ein

doppeltes Resultat: dieselben haben die Dichterin einerseits mit Tiefe und leidenschaftlicher Energie des Empfindens in seltenem Grade ausgestattet, andererseits, in intellektueller Beziehung, vorwiegend zur Erforschung und zum feinen Verständnis individueller Gemüts- und Seelenregungen, d. h. psychologisch beunlagt gezeigt. Beide Momente aber begegnen einander, sie durchdringen einander im sympathischen Triebe, dem sittlichen Grundtrieb der Menschennatur; es kann daher nicht Wunder nehmen, daß dieser Trieb in höchster Stärke bei der Dichterin entwickelt war. Und zwar in doppelter Gestalt; in seiner passiven sowohl wie in seiner aktiven Form, als Liebebedürftigkeit und Verlangen nach Teilnahme so gut wie als selbstlose Herzengüte, als Trieb des warmen Mitempfindens, als allumfassende Sympathie. Die Liebebedürftigkeit ihres leidenschaftlichen Herzens, jenes heiße Hungern und Dürsten nach Liebe, das uns in verschiedenen ihrer Frauengestalten, am ausgesprochensten aber in ihrer Maggy entgegentritt, und das sie als das stärkste Bedürfnis, „the strongest need“ ihres Gemütes bezeichnet, es hat auch im Leben der Dichterin selber eine große, bedeutungsvolle Rolle gespielt; es kommt in ihren Briefen vielfach zum leidenschaftlich ergreifendsten Ausdruck, und es macht uns so manches in ihrem Thun und Verhalten, was sonst ganz unbegreiflich sein würde, z. B. das Eingehen ihrer zweiten Ehe kurz vor dem Ende ihres Lebens, klar. Auch ihr Ehrgeiz, ihr Bedürfnis nach Anerkennung, ihre Empfindlichkeit gegen jeden Tadel, begreift sich aus diesem Gesichtspunkt leicht. Ihr Wohlwollen aber, ihre Herzengüte, ihre warme, verständnisvolle Teilnahme für andere finden wir allenthalben betont. Diese letztgenannten Charakterzüge traten denn auch bei ihr schon früh in ihrem Drang, den Armen und Hilfsbedürftigen Unterstützung und Beistand zu leisten, hervor. Vornehmlich in ihren Jugendjahren in Griff und Coventry gab dieser sich kund. Sie betei-

ligte sich damals mit großem Eifer an allerhand wohlthätigen Veranstaltungen und Bestrebungen und widmete diesen Liebeswerken einen großen Teil ihrer kostbaren Zeit. „O, daß ich doch etwas zu thun vermöchte zur Erlösung dieses im harten Fronddienst schwer sich mühen- den und ächzenden Geschlechtes!“ so ruft sie damals klagend aus. Und lebenslang hat sie diese herzliche Teilnahme für das traurige Los der Mühseligen und Beladenen, dieses warme, allzeit rege Interesse für alles, was zur Vinderung desselben irgend geschehen konnte, bewahrt. Überhaupt war ihre Seele gleichsam auf den Ton der Mitempfindung gestimmt. Welche Innigkeit des Gefühls sie für ihre Freunde besaß, dafür liefern ihre Briefe an die Brags und Fennells und vornehmlich diejenigen an Sarah Fennell den unzweideutigsten Beweis. Und wie leicht sie durch Regungen der Herzengüte und der liebevollsten und zart Sinnigsten Rücksicht für andere in ihrem Thun und Lassen bestimmt werden konnte, das trat in ihrem Leben beständig bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervor. Ohne Zweifel, der sympathische Trieb war der mächtigste, der eigentliche Grundtrieb ihres warmen Gemütes. Er war für sie von der größten Bedeutung, er übte in mehr als einer Beziehung den entscheidendsten Einfluß auf ihr gesamtes Geschick. Er half ihr die Härten und Einseitigkeiten ihrer leidenschaftlichen Natur überwinden — wie sie beispielsweise in ihrem Konflikt mit ihrem Vater aus Anlaß der Wandlung ihrer religiösen Überzeugungen und überhaupt in ihrem Gang zu demonstrativer und fanatischer Geltendmachung der letzteren hervortraten —, er führte sie auf die Höhe jener vorurteilsfreien und wahrhaft humanen Anschauungsweise, die sich begnügt, im Menschen den Menschen zu lieben, die es aufgiebt, ihn zu der eigenen Meinung in religiösen Dingen befehlen zu wollen, die jede ehrliche Überzeugung als solche schätzt und achtet, empor.

Der letztere Punkt ist von besonderer

Bedeutung. Wir müssen bei ihm und bei der Weltanschauung George Eliots überhaupt noch etwas verweilen. Dieselbe ist freilich genau genommen keine Weltanschauung im höchsten Sinne. Denn der Standpunkt der Eliot'schen Weltbetrachtung ist vorwiegend, ja, fast ausschließlich ein ethischer: das dogmatische oder, genauer gesprochen, das metaphysische Element tritt fast völlig zurück. Die Dichterin ist Skeptikerin in Glaubenssachen, sie mißtraut allen „Vöjungen des Lebensräthsels“, sie verzichtet in Bezug auf das Letztere auf jede bestimmte und positive Überzeugung. Alle spekulativen Wahrheiten erscheinen ihr, wie sie selber sich ausdrückt, als „bloße Schatten des individuellen Gemüthes“. Um so fester aber ist ihr Glaube an das, was ihr wichtiger als alles Dünkte und was sie die „Wahrheit des Fühlens“ nannte: ihr Glaube an den Wert der Mitempfindung, an das univervelle Band der Gemüther, das verpflichtende Band der Sympathie. „Übereinstimmung der Geister erscheint unerreichbar, wir können nicht einer wie der andere denken, aber wir können und sollen miteinander fühlen!“ Dies ist für sie der Weisheit Schluß, das Endergebnis, zu dem sie gelangt. Sie stellt sich damit im wesentlichen auf den Comteschen Standpunkt (beziehungsweise auf den der sogenannten ethischen Gesellschaften), auf den Standpunkt der „schönen Menschlichkeit“. Bekanntlich nahm sie diese Anschauungen, die ihren früheren völlig entgegengesetzt waren, in den Jahren, die sie mit ihrem Vater bis zu dem Tode desselben in Coventry verlebte, im Verkehr mit den Brays und den Fennels an. Auf den letzteren Umstand hat man meines Erachtens bei dem Bemühen, die überraschende Wandlung, die damals in ihr sich vollzog, zu erklären, einen allzu großen Nachdruck gelegt: man schreibt jene Wandlung beinahe ausschließlich dem persönlichen Einfluß ihrer Freunde zu. Dies scheint mir nicht berechtigt zu sein. Zwar hat dieser Einfluß ohne Zweifel eine große Rolle dabei gespielt. Man

weiß ja, wie leicht bestimmbar George Eliot, sobald ihr sympathisches Empfinden erregt war, wie sehr sie auch in religiöser Beziehung persönlichen Einwirkungen zugänglich war. Ihre Hineinigung zu den Anschauungen ihrer Lehrerinnen, der beiden Schwestern Franklin in Coventry, und früher schon zu denen der Miß Lewis, hat dies ja deutlich genug gezeigt. In dessen in dem vorliegenden Falle hatte die Sache doch noch einen tieferen Grund, spielte die ihr angeborene, auf Mitempfindung gestellte Gemüthsart doch noch in anderer Weise mit. Denn diesmal nahm sie die neuen Anschauungen nicht bloß auf Treue und Glauben hin, sie eignete sie nach gründlicher Prüfung, nach heftigem, schwerem Kampf mit sich selber und mit der eigenen früheren Auffassungsweise aus tiefster innerer Überzeugung sich an. Die Weltanschauung eines Menschen aber, die klar bewußte, selbst errungene, ist die Blüte seines geistigen Wesens, sie entkeimt — mit der Dichterin selber zu sprechen — den Tiefen des individuellen Gemüthes. In ihr thut demnach der Kern seines Wesens in unzweideutiger Weise sich kund. Auch bei George Eliot war dies der Fall. Für jeden, der mit ihrer Gemüthsart irgend vertraut ist, liegt klar auf der Hand: wenn irgend ein Kultus ihrem Wesen gemäß war, so war es der Comtesche des Menschheitsgedankens, der Kultus der Menschlichkeit, der sittlichen Idee. Ihr tiefstes Empfinden stimmte ihm zu. Er war ihr gleichsam angeboren: sie hatte sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, allzeit im Stillen zu ihm bekannt. Auch der Glaubenseifer ihrer früheren Jahre hatte aus ihm seine beste Nahrung gezogen, denn sie hatte von jeher auf die Früchte des Glaubens in Gedanken den entschiedensten Nachdruck gelegt, sie hatte den rechten Glauben vornehmlich um der sittlich veredelnden Wirkungen willen, die er allein nach ihrer Meinung hervorzubringen vermochte, geschätzt. Nun hatte sie aber im Laufe des Lebens Menschen, die grundverschiedene Anschauungen über die letzten und höch-

sten Dinge hegten, lieben, bewundern und hochachten lernen, und die Erkenntnis, daß der sittliche Wert eines Menschen nicht von seinem Glauben oder Unglauben an bestimmte Dogmen und Lehrsätze abhängt, drängte sich ihr mit Entschiedenheit auf. Dadurch aber sank in ihren Augen — bezeichnend genug — der dogmatische Glaube zu etwas minder Wesentlichem im Vergleich mit der sittlichen Gesinnung herab, und sie wandte sich nunmehr dem Kultus des Guten für ihre Person ausschließlich zu. Sie nahm mit vollem, klarem Bewußtsein die „Religion der schönen Menschlichkeit“ an und hielt an ihr ihr ganzes Leben lang in warmer, begeisterter Überzeugung fest.

Und sie vertrat diese Überzeugung durch Wort und That. Denn wie sie von jeher bestrebt gewesen, dem Glauben, der ihr Inneres erfüllte, praktisch greifbaren Ausdruck zu geben, ihn durch werkhätige Liebe im Leben zu bewähren, so stellte sie nun auch ihr bestes Können, ihre dichterische Begabung in seinen Dienst. Sie betrachtete, von diesem Gesichtspunkte geleitet, ihren Künstlerberuf als einen priesterlichen, als eine hehre ihr anvertraute Mission. Mit tiefem Ernst ging sie an die Ausübung desselben, an die Verwaltung des ihr verliehenen Pfundes heran. Die Macht des sittlichen, des ethischen Gedankens über die Geister und Gemüter der Menschen zu verstärken, die Bande der Sympathie unter ihnen enger zu knüpfen, sie mit Verständnis und herzlichster Teilnahme für andere, mit begeisterter Hingabe an große Gedanken, mit hochherzigen Gesinnungen und Strebungen zu erfüllen: das erschien ihr als die Aufgabe, an deren Erfüllung zu arbeiten sie durch ihr Talent in besonderer Weise vor vielen anderen berufen sei. Und sie erfüllte dieselbe, sie ward ihr gerecht! Ohne jemals zu moralisieren, predigt sie in ergreifender Weise das hehre Evangelium der Menschenliebe, des Erbarmens, der verzeihenden Nachsicht und Güte, und bringt doch zugleich die unantastbare Hoheit, den fürchtbaren Ernst der sittlichen

Mächte, die das Leben durchwalten und beherrschen, zum Bewußtsein, richtet gleichsam das Bild der rächenden und unnachsichtlich strafenden Nemesis in ihrer vollen erschütternden Majestät vor uns auf.

Ihr hoßt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!

Eine Stimmung, welche derjenigen verwandt ist, die diese ergreifenden Goetheschen Verse atmen, ein Geist der Milde und zugleich der Strenge weht, wie Helene Druskowiz treffend bemerkt hat, durch alle ihre Werke hin: der Milde gegenüber dem Verirrten, dem Fehlenden, den oft nur die Schwachheit des eigenen Herzens im Verein mit dem Sturm und Drang der Verhältnisse in Irrtum, Sünde und Schuld verstrickt; der Strenge gegenüber der Verirrung als solcher, die sie unnachsichtlich enthüllt und aufdeckt, der gegenüber sie kein Beschönigen, kein Nachlassen von der Höhe der Forderung kennt. Der tiefe sittliche Ernst ihres Wesens machte ihr diese moralische Strenge ebenso sehr zum Gewissensbedürfnis, wie ihre wunderbare Kenntnis des menschlichen Herzens, ihr Verständnis der geheimsten Seelenregungen im Verein mit ihrem angeborenen warmen Mitgefühl für andere und mit dem Bewußtsein ihrer eigenen Fehler und Schwächen sie zu erbarmender Güte und Nachsicht stimmte. „Alles verstehen heißt alles verzeihen!“ George Eliots Werke machen die Wahrheit dieses viel geschmähten Satzes klar. Der Geist verzeihender Milde, den er atmet, der Geist, der aus den erhabenen Worten des großen jüdischen Weisen redet: „Wer unter euch ohne Sünde sich fühlet, der werfe auf sie den ersten Stein!“ er weht uns warn und herzerquickend aus allen ihren Werken an; er ruft auch in uns die guten Geister der Menschenliebe und Duldsamkeit wach; er ist es, auf dem die packende Wirkung, die ihre Schöpfungen hervorbringen, vor allem beruht. Nicht umsonst hatte Dickens in warmen Worten dem Verfasser des „Amos Barton“ versichert,

daß er „jeder weiteren Lebensäußerung aus der gleichen Quelle mit dem vollen Vertrauen, durch sie besser und weiser zu werden“ und zugleich mit „liebender Anhänglichkeit und Achtung“ für den Urheber derselben entgegenstehe; nicht umsonst hatte Mrs. Carlyle nach dem Lesen von „Adam Bede“ sich von „tiefem Erbarmen für die gesamte Menschheit ergriffen gefühlt“.

Wodurch aber, so fragen wir, wird diese Wirkung erreicht? Ich citiere noch einmal Mrs. Carlyle. Sie schreibt in ihrem Brief an den ihr unbekanntem Verfasser der „Bilder aus dem geistlichen Leben“: * daß das Buch zu „jener Sorte von Büchern gehöre, die mit jedem Jahre seltener würden und die allein sie noch innerlich ergreifen könnten; . . . zu jenen wahrhaft menschlichen Büchern, die mit dem Herzen eines lebendigen Menschen geschrieben und nicht bloß dem Hirn eines Autors entsprungen . . . uns sogleich zu Freunden dessen machen, sei er Mann oder Weib, der dieselben geschaffen . . .“ Sie macht uns dadurch in treffender Weise das Geheimnis jener soeben erwähnten, von George Eliot geübten Wirkung klar. Denn thatsächlich ist es das einfache Menschliche in den Charakteren, Empfindungen und Schicksalen ihrer Persönlichkeiten, verbunden mit der herzlichen Wärme und schlichten Wahrhaftigkeit in ihrer Schilderung derselben, durch die sie uns so tief ergreift. Sie selber hat das auch wohl gefühlt. Einer gleichzeitigen englischen Romanschriftstellerin gedenkend, spricht sie sich gelegentlich in einem ihrer Briefe an Mrs. Taylor also aus: „Es scheint mir, als ob Mrs. Gaskell beständig durch eine Vorliebe für schroffe Gegensätze und dramatische Effekte verführt worden sei. Sie

ist nicht zufrieden mit der gedämpften Färbung, mit den gebrochenen Farbtönen des wirklichen Lebens. Sie weiß uns daher wohl momentan zu erregen, aber nicht unsere dauernde Sympathie zu gewinnen.“ George Eliot wußte ohne Zweifel, daß das, was diesem ihrem Urtheil zufolge Mrs. Gaskell fehlte: die feine Empfindung für das einfache Menschliche, Naturgemäße, für die „gebrochenen Tinten des wirklichen Lebens“ ihr eigener großer Vorzug war: sie läßt sich nicht durch die Sucht nach Effekten zu Gewaltthaten und Übertreibungen verleiten, sie bleibt fast immer natürlich und wahr, sie sieht und schildert Menschen und Dinge — einige wenige Ausnahmen abgerechnet — zwar mit warmem Herzen, doch so, wie sie sind.

Dies tritt besonders schön und wohlthuend in ihren Darstellungen und Schilderungen des Volkslebens hervor. In diesen erscheint sie besonders groß; in ihnen hat sie die schöne Aufgabe, die sie selber vormalig in jungen Jahren in einer ihrer ersten und bedeutendsten Abhandlungen* dem Volksdichter stellte, glänzend gelöst. In ihnen liegt denn auch ohne Frage der eigentliche Schwerpunkt ihrer dichterischen Bedeutung: sie geben ihr Anspruch auf dauernden Ruhm. Freilich ist die Darstellung des ländlichen Lebens, die Schilderung ländlicher Charaktere auch so recht eine Aufgabe nach ihrem Sinn. Denn sie kennt das Volk und sie liebt es wie wenige, und sie weiß es uns innerlich nahe zu bringen. Sie weiß uns für die „immer gleichen Freuden und Kämpfe, für die Mühsal und Arbeit, für die tragische und die heitere Seite im Leben unserer schwerer beladenen Nebenmenschen“ zu interessieren, uns ihr Fühlen und Denken verständlich zu machen, unsere Herzen mit warmer Mitempfindung für ihr hartes, beschränkteres Los zu erfüllen. Sie schildert gerade in denjenigen Dichtungen, die hier vornehmlich in Frage

* Mrs. Carlyle wußte ebensowenig wie irgend ein anderer — die nächsten Freunde der Dichterin selbst nicht ausgeschlossen —, wer George Eliot eigentlich war. Sie hat ihr Intognito bis nach dem Erscheinen von „Adam Bede“ aus strengster Gewahrt. Viele Vermutungen wurden indeß über den unbekanntem Urheber laut; Dickens allein erriet in demselben mit scharfem, kundigem Blicke die Frau.

* The Natural History of German Life: Kiehl; 1856, Westminster Review.

kommen, mehr als jemals mit dem Gemüt, mit dem Herzen, und sie hält sich dennoch in glücklichster Weise von der Klippe einer falschen Idealisierung der Verhältnisse, von der Klippe der Unnatur und der Mährseligkeit fern. Abichtlich bleibt sie in ihren diesbezüglichen Darstellungen der Natur und der Wahrheit aufs strengste getren. Denn wir sollen uns ja nach ihrer Meinung „nicht für den sentimentalsten Bauern und heroischen Handwerker gewisser Romane“ begeistern, wir sollen die „wirklichen Handwerker und Bauern kennen und lieben lernen so wie sie sind“.*

Darum sucht sie denn auch mit besonderer Vorliebe das Volk bei seiner täglichen Arbeit in Feld und Hof und Werkstatt auf. Und dabei tritt denn wieder und wieder noch ein anderer, schöner, für das Wesen der Dichterin und den sittlichen Ernst desselben bezeichnender, ethisch bedentfamer Zug hervor: ich meine ihre Wertschätzung der praktischen Tüchtigkeit, ihre Wertschätzung der Arbeit in jeder Gestalt. Wie erhebend weiß sie uns beispielsweise den Wert und die Würde eines einfachen, thätigen, durch Thätigkeit und Tüchtigkeit gebelsten Daseins in Adam Bede und Caleb Garth zur Darstellung zu bringen! wie weiß sie den Segen uns fühlbar zu machen, der schlichter Arbeit und Pflichterfüllung so reichlich und unerschöpflich entquillt! Wie weiß sie aber auch so unübertrefflich, so meisterhaft diesen Garth zu schildern, diesen Mann, der ein Gefühl von Hochachtung, von geradezu religiöser Verehrung für alles, was er „Geschäft“ nennt, empfindet, der in diesem den Inbegriff alles Herrlichen, Köstlichen, wahrhaft Verehrungswürdigen erblickt, der keinen anderen und höheren Ehrgeiz als den, mit allen seinen Kräften sich in den Dienst seiner Gottheit zu stellen, kennt.

Mit den eben erwähnten großen Vorzügen ihrer hier in Betracht kommenden bedeutendsten Werke** ist zugleich noch ein

anderer aufs engste verknüpft: es ist in diesen köstlichen Dichtungen nichts, was aufreizend wirken könnte, es weht in ihnen kein radikaler, kein Umsturzeiff wie in denen George Sands. Ihre Tendenz ist im Gegenteil eine konservative, ihre Moral ist kerngesund. Denn sie bemühen sich ja die Kunst zu überbrücken, die die Angehörigen verschiedener Stände als solche voneinander scheidet, sie heben ja, wie allen wir soeben schon sahen, das, was ihnen aller gemeinsam, das allgemein Menschliche, sie alle Verbindende mit dem denkbar entschiedensten Nachdruck hervor. Diese im besten Sinn konservative, gegen jede gewaltsame Zerstörung des Bestehenden gerichtete Tendenz der Eliotischen Schriften ist viel bemerkt und beachtet worden. Man ist vielfach erstaunt gewesen, einer so entschieden nicht-radikalen, dem Recht des Bestehenden in so hohem Grade Rechnung tragenden Geistesrichtung gerade bei derjenigen Frau zu begegnen, die doch selber so oft im Leben entschlossen eigene Wege gewandelt ist und die das Recht der freien Selbstbestimmung den herrschenden Sitten und Anschauungen gegenüber im Denken und im Handeln in so entschiedener Weise allseitig für sich in Anspruch nahm. Walter Croft in seiner Lebensbeschreibung weist zur Erklärung dieser bemerkenswerten Thatsache auf die Denkungsweise ihres Vaters, die sich auf alle seine Kinder vererbt habe und besonders in der empfänglichen Seele seiner jüngsten Tochter für alle Zeiten feste Wurzeln gefaßt habe, hin. Herr Evans, so sagt er, war sechzehn Jahre beim Ausbruch der großen französischen Revolution, und dies mächtige Ereignis mit allen seinen Folgen hinterließ einen un-

* „Adam Bede“, „Elias Warner“ und „Die Wähele am Hof“; ihnen schließt sich unter ihren späteren Schöpfungen als dem Geiste nach verwandteste „Middlemarch“ an. „Felix Holt“ und „Deronda“ sind weniger gelungen; „Romola“ hat große Fortzüge, spielt aber in einer anderen Welt. Das Gleiche gilt von Spanish Gipsy, der übrigens auch durch seine Form schon einen völlig anderen Charakter trägt.

* N. a. O.

** Es sind dies vornehmlich außer ihrem Erstlingswerke, den „Bildern aus dem geistlichen Leben“.

auslöschlichen Eindruck von entscheidender Bedeutung in seinem Gemüt. Welcher Art dieser Eindruck aber gewesen ist, das hat uns seine große Tochter in jenem Looking backward beitelten, eine autobiographische Bedeutung besitzenden Kapitel ihres letzten Werkes, ihrer Impressions of Teophrastus Such selbst gesagt. „Die geräuschvollen Verkündiger der revolutionären Doktrinen waren,“ so heißt es an der betreffenden Stelle, „in meines Vaters Augen, um es gelinde zu sagen, verschiedenartige Mischungen des Narren und des Schurken. Die Wohlfahrt des Landes war nach seinem Dafürhalten an eine starke Regierung, welche die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten vermochte, geknüpft. Ich war daher gewohnt, ihn das Wort „Regierung“ in einem Tone auszusprechen zu hören, der demselben einen ehrfurchtgebietenden Charakter gab und es dadurch zu einem Bestandteil meiner praktischen Religion machte, im Gegensatz zu dem Worte „Empörer“, das schon in seinem bloßen Wortlaut den Stempel des Verwerflichen zu tragen schien und, zusammengehalten mit der feststehenden Thatsache, daß Satan der erste Empörer gewesen, ein Argument von solcher Stärke bildete, daß jede weitere Untersuchung dadurch von selber unnötig ward.“ Auch die Dichterin führte ihre konservativen prepossessions, als welche sie scherzend ihre dießbezüglichen Reigungen bezeichnete, im wesentlichen auf diese Quelle zurück. Aber nicht bloß die Luft in ihrem Vaterhause, die ganze Atmosphäre, von der es umgeben war, der Erdgeruch gleichsam der heimischen Scholle war geeignet, sie in dieser ihrer natürlichen Vorliebe für das durch Gewohnheit geheiligte zu bestärken: dieselbe lag ihr so zu sagen als ein Erbteil ihres ländlichen Ursprungs im Blut; man weiß, wie sehr im allgemeinen der Landmann als solcher am Bestehenden hängt. Außerdem aber sprach in dieser Beziehung bei ihr noch ein anderer sehr bedeutsamer Faktor, dessen wir schon gedachten, mit: ihr warmes, tiefes, liebevolles, zur Pietät und Ehrfurcht ge-

neigtes Gemüt. Wohl blieb sie in ihrem späteren Leben im Banne des Althergebrachten, des bloß Konventionellen nicht steden, wohl machte sie sich, wo sie es als notwendig erkannt hatte, innerlich und äußerlich mit Entschiedenheit von ihm frei. Aber ehrwürdig in gewissem Sinne blieb ihr, was ihr einst heilig gewesen und was, wie sie wußte, so vielen anderen, die sie liebte und schätzte, noch heilig war. So radikal sie selbst in manchen Dingen, insbesondere in religiöser Beziehung auch dachte, der Radikalismus, der sich anderen aufdrängt und sich im öffentlichen Leben gewaltsam durchzusetzen trachtet, erschien ihr im höchsten Grade verderblich und war ihr zudem in tiefster Seele um seiner Gemüthlosigkeit und Lieblosigkeit willen verhaßt. Anhänglichkeit und dankbares Rückerinnern sowohl an die Personen und Dinge ihrer Kindheit als an alles dasjenige, was in der Geschichte der Menschheit solcher Gefühle würdig erscheint, Verständnis und Achtung für das geschichtlich Gewordene, „Verehrung für alle Formen des Denkens und Fühlens, die große Massen der Menschheit beeinflusst haben“, speciell für alle Formen des religiösen Empfindens: diese Züge treten wieder und wieder in ihren Briefen und Schriften bedeutsam hervor. Dazu kam, daß sie in hohem Grade für das poetische Element aller religiösen Überlieferungen, insbesondere der christlichen, empfänglich war. Die Poesie des Christentums bewegte ihr das Herz. „Wie bemitleidenswert sind doch diejenigen Menschen,“ so hören wir sie gelegentlich äußern, „die diese Poesie nicht empfinden können. Gewiß, der Gipfelpunkt aller bisherigen (religiösen) Dichtung ist jene schöne Vorstellung des leidenden Messias und seines schließlichen Triumphes, der da herrschen soll immer und immerdar!“ Ihre warme Anhänglichkeit an die Tage ihrer Kindheit, an die Menschen und Dinge, die sie damals umgeben hatten, aber prägt sich in schlicht ergreifender Weise in zahllosen Stellen ihrer Werke aus; sie klingt insbesondere

auch aus den schönen, poetischen, von tiefem Naturgefühl zeugenden Schilderungen ihrer geliebten Midland-Landschaften hervor. Für sie liegt ein eigener, ganz besonderer Zauber über jenen einfachen Naturscenen ausgebreitet, ein poetischer Duft, den sie durch die Znuigkeit ihrer Darstellung auch den Leser empfinden läßt und dessen Ursprung sie selber im dritten Kapitel der „Mühle am Floß“ in schlichten Worten also beschreibt: „Wir könnten die Erde nicht halb so lieben, wenn wir nicht auf ihr unsere Kindheit verlebt hätten, wenn sie nicht dieselbe Erde wäre, auf der mit jedem Jahr im Frühling dieselben Blumen wiederkehren, die wir einst mit unseren kleinen Händen, leise mit uns selber schwägend, im Grase sitzend zu pflücken pflegten; mit jedem Jahr dieselben Beeren und Hagebutten an den herbstlichen Heden; dieselben Rotkehlchen, ‚Gottesvögel‘ von uns Kindern genannt, weil sie der Ernte nicht schaden. Welches Neue, Fremde, nie Gesehene wiegt den süßen Zauber des Altgewohnten, das wir in all seiner Einförmigkeit kennen und lieben, weil wir es kennen, auf? Dieses Wäldchen im Schmuck seines frühlingsfrischen, gelblich braunen Eichenlaubes, das ich heute an diesem lieblichen Maitag durchwandere, dies Gehölz mit dem blauen Himmel darüber, mit den weißen Sternblumen, dem blaugeaugten Ehrenpreis und dem Epheu am Grunde; welcher stolze Hain von tropischen Palmen, welche fremdartigen Farne und farbenprächtigen, breitgeblättern Blütenkronen könnten jemals so tiefe und garte Schauer der Empfindung in mir wachrufen als jenes heimatische Bild? Diese mir so vertrauten Blumen, diese wohlbekannten Vogellaute, dieser Himmel mit seiner vergänglichen Klarheit, diese gesuchten, grasbewachsenen Felder, deren jedes eine Art von Persönlichkeit zu besitzen scheint, durch die es begrenzenden capriciösen Heden: Dinge wie diese sind die Mutterprache unserer Einbildungskraft, die Sprache, die alle die nicht zu erfassenden, subtilen Ge-

dankenverbindungen, welche die flüchtigen Stunden unserer Kindheit hinterlassen haben, in sich enthält. Unser Entzücken über den Sonnenglanz und den Rasenteppich von heute: sie würden nicht mehr sein als die schwache Empfindung müder Seelen, wenn nicht das Grün der Wiesen, der lachende Sonnenschein jener längst entschwundenen, fernem Jahre noch in uns lebten und unsere Empfindung in Liebe verwandelten.“ Unübertrefflich geben diese Worte dem Gefühl der pietätvollen Treue, der liebenden, danterfüllten Anhänglichkeit Ausdruck, das die Werke der Dichterin allenthalben durchweht.

Groß von Trodan spricht von der „niederländischen Grazie“, die George Eliot in ihren Darstellungen des ländlichen Lebens und der ländlichen Bevölkerung eigentümlich sei. Das Wort ist in einer Beziehung sehr treffend; es drückt den Geist der schlichten Naturtreue, des liebevollen Sichverjenseins in das Wesen des von ihr Dargestellten, den ihre diesbezüglichen Schöpfungen atmen, es drückt auch die Frische, die Anmut, die Feinheit eines Teiles jener Darstellungen sehr glücklich aus. Aber es läßt die Tiefe nicht ahnen, die sich hinter dieser Anmut versteckt; es wird der hohen Bedeutung George Eliots auf diesem ihrem eigensten Gebiet nicht gerecht, und es sagt uns auch nichts von dem Stimmungszauber, den sie, wie wir soeben sahen, ihren Naturschilderungen einzuhauchen versteht.

Das natürliche, seine Empfinden der Dichterin für das einfach Menschliche, Naturgemäße, von dem schon oben die Rede gewesen, tritt ganz speciell bei der Charakterzeichnung in äußerst wohlthuernder Weise hervor; sie schildert weder Engel noch Teufel, sie schildert ringende, kämpfende, irrende Menschen, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Selbst eine so engelhafte Erscheinung wie Dinah Morris und einen so widerwärtigen brutalen Gefellen wie Robert Dempster weiß sie uns menschlich nahe zu bringen, indem sie in dem Herzen der ersteren die Liebe zu Adam Bede erwachen läßt und dadurch

die Heilige in ein Weib verwandelt, und indem sie durch jenen Rest von zarter Empfindung, den der Elende bei all seiner sittlichen Verkommenheit seiner alten Mutter gegenüber bewahrt hat, dem geistigen Antlitz des letzteren einen Zug leiht, der uns in ergreifender Weise an das bessere, edlere Teil desselben, das Laster und Gemeinheit nicht völlig verwischen, nicht völlig vernichten konnten, gemahnt. Solche Züge sind äußerst charakteristisch für George Eliot, sie zeigen, wie sie mit liebevollem Herzen das verborgene Gute im Menschen zu erspähen und wenn möglich ans Licht zu ziehen bestrebt ist, wie sie an das Vorhandensein besserer Regungen im Gemüt, auch des scheinbar verderbtesten, glaubt. Im allgemeinen aber schildert sie selten Extreme. Sie weiß, daß es weit mehr sittlich schwache, innerlich halt- und charakterlose als geradezu schlechte Menschen giebt, und daß weit mehr Elend und Unheil im Leben aus Schwäche als böser Absicht entspringt. Eben deshalb weisen denn auch ihre Werke eine so große Anzahl von innerlich unselbständigen, im übrigen aber oft sehr liebenswürdigen, mit einem angenehmen, einschmeichelnden Wesen begabten und mit vielen guten Eigenschaften glücklich ausgestatteten Menschen auf; eben deshalb auch ist sie so unerbittlich in der Darstellung der furchtbaren Konsequenzen, die so oft aus scheinbar harmlosen Schwächen und lebenswürdigen Verirrungen entspringen. Anthony Whybrow in Mr. Gilfil's love-story, Arthur Donnithorne in „Adam Bede“, Godfrey Cass in „Silas Marner“, Stephen Guest in The Mill on the Floss, endlich der glänzendste Repräsentant dieses Typus: Tito Melema, der Gatte Romolas, der schöne, liebenswürdige, gewandte Grieche, sie alle gehören in diese Klasse hinein. Ihnen treten als verwandte weibliche Typen Hetty Sorrel und Rosamund Wincy zur Seite, beide engherzig, eitel, oberflächlich, ohne festen sittlichen Halt in sich selber, aber äußerlich blendende und verführerische Erscheinungen. Im schroffsten

Gegensatz zu allen diesen steht eine Anzahl von kraftvollen, ehrenfesten, durch und durch tüchtigen und ursoliden, aber schwerfälligen und ungelentten Männergestalten, und von großgesinnten, warmherzigen, von Grund aus wahrhaftigen und durch diese Eigenschaften nur allzu häufig mit der Welt in Konflikt gerathenden weiblichen Persönlichkeiten, die meist mit gleicher Lebenswahrheit wie die vorerwähnten gezeichnet sind. Unter den ersteren stehen Adam Bede und Caleb Garth, unter den letzteren Maggy und Dorothea obenan; aber auch Romola, Fedalma, die Hauptfigur im Spanish Gipsy, und in gewissem Sinne endlich auch Gwendolen Harleth gehören hierher; bei der Schöpfung jener hat ihr die Gestalt ihres Vaters, wie schon bemerkt ist, vor Augen gestanden, für diese hat sie die entscheidenden Züge ihrem eigenen Denken und Fühlen entlehnt. Charakteristisch ist, daß sie mit entschiedener Vorliebe ihre innerlich tüchtigsten und bedeutendsten Figuren entweder mit einem steifen und unbehilflichen Wesen und jener Schüchternheit, die sich häufig mit einem solchen verbindet, oder doch mindestens mit jenem Unvermögen, sich gegebenen Bedingungen anzupassen und sich gewandt in bestehende Verhältnisse zu fügen, das oft so verhängnisvoll wird, begabt; beides sind Charakterzüge, die auf eine gewisse geistige Schwerfälligkeit deuten, und diese hatte, wie wir wissen, George Eliot mit ihrem Vater gemein.

Sie findet sich überhaupt auf dem Lande weit häufiger, dem stabileren Charakter des Landlebens entsprechend, als in dem unruhigen Hasten und Treiben der Stadt, und zwar oftmals, aus ebenfalls sehr begreiflichen Gründen, mit Eigensinn und geistiger Beschränktheit gepaart. Diese Mischung bot sich G. Eliot unzweifelhaft in ihrer Umgebung in zahlreichen Prachtexemplaren vom Schlage des Mr. Tulliver dar. Die hat sie denn auch trefflich verwertet, und wahrhaftig, sie weiß sie uns lieb zu machen, wie wenig erquicklich an sich betrachtet die eben er-

wähnte Mischung auch ist. Wie wunderbar aber auch ist dieser Tulliver geschildert! Dieser grundehrliche, grundgutmütige, aber in seiner geistigen Beschränktheit mit seinem Denken niemals ins reine kommende, die Welt so „verwirrend“ findende Mann! Und wie ergreifend wirkt schließlich auf seinem Sterbebette jenes von ihm so häufig im Leben aus tiefster Überzeugung wiederholte Geständnis, das anfangs eine so unwiderstehlich erheitende Wirkung auf den Leser hervorbringt, jenes rührend klagende: *This world is puzzling — this world has been too many for me!* Wahrlich, erschütternder konnte die Tragik dieses Lebens, dem die geistige Beschränktheit und Verbohrtheit des Mannes zum schweren, erdrückenden Fluche geworden ist, nicht dichterisch zum Ausdruck kommen, als es in diesen wenigen schlichten und unbehilflichen Worten geschieht! Nur ein echter Dichter schafft solche Gestalten, nur er vereinigt in so glücklicher Weise erschütterndstes Pathos und tiefen, echten, herzerquickenden und befreienden Humor.

Überhaupt der Humor in George Eliots Werken! Das ist auch so eine Seite derselben, in der sich zugleich ihre dichterische Begabung, ihre seltene geistige Freiheit und Feinheit und ihr tiefes und warmes Gemüt offenbart. Wer Gestalten wie Frau Hackit und Frau Boyser, wie Tante Glegg und Tante Pullet, wie Bob Fatin, Mr. Tulliver und Mr. Brooke zu schaffen, wer Scenen wie die im Zigeunerlager, die in der Attika zwischen Tom und Maggy und die des Familienrates in der „Mühle am Floß“, wer das Clerical Meeting in „Amos Barton“ und die Zusammenkunft in Mrs. Simeons Parlour in Janet's Repentance zur Darstellung bringen, wer überhaupt die Philisterhaftigkeit, die geistige Beschränktheit, die Eughertzigkeit und Kleinsichtigkeit in einer Weise zu schildern weiß, wie dies in den eben genannten Werken und teilweise auch noch in den übrigen geschieht, der hat wie wenig andere Künstler den Beweis seiner

Meisterchaft in der humoristischen Behandlung der Menschen und Dinge glänzend erbracht. Die Dichterin reißt sich durch diese Leistungen den besten Humoristen aller Zeiten an.

Aus der Fülle der Gestalten, die George Eliot geschaffen hat, noch weitere Gruppen und Typen herauszugreifen, führte an dieser Stelle zu weit. Der Reichtum, den in dieser Beziehung ihre Werke darbieten, ist allzu groß.* Es sei daher nur noch ganz kurz der sympathischen und mit so ganz besonderer Liebe gezeichneten Gestalten aus dem geistlichen Stande, der Gestalten eines Barton, eines Gilfil, eines Irwine, eines Keen, eines Tryan und Farebrother gedacht; in ihnen tritt die schöne Duldsamkeit und hochherzige Unparteilichkeit der Dichterin und der pietätvolle Zug ihres warmen Gemütes, der sie trotz ihrem eigenen freien, völlig undogmatischen Standpunkt und ihrer skeptisch-rationalistischen Denkungsweise mit Vorliebe bei dem segensreichen Wirken und Walten ehrwürdiger Geistlicher verweilen läßt, hervor.

Wir haben der seltenen Begabung George Eliots für psychologische Entwicklungen und lebendige, das innerste Wesen eines Menschen erfassende und in plastisch greifbarer Weise zum Ausdruck bringende Charakterschilderung im Vorstehenden wieder und wieder gedacht; wir haben den Zug zum Individuellen, Persönlichen den Grundzug ihrer dichterischen Begabung genannt. Eine höchst interessante Bestätigung dieser Behauptung liefert das, was sie selbst über die Art, wie sie arbeitete und beim Schaffen zu verfahren pflegte, erzählt. Sie begann, wie sie John Morley sagte, mit Stimmungen, Gedanken und Leidenschaften, und erfand erst nachträglich um ihretwillen die Erzählung und paßte sie ihnen an. Shakespeare hingegen ist ihrer Meinung zufolge den umgekehrten Weg gegangen; „er griff,“ so äußerte sie, „irgend

* Schon „Middlemarch“ allein ist fast unergründlich an lebensvollen, charakteristischen Erscheinungen; ich kenne kein Buch, das ihm darin gleicht.

eine Geschichte, die ihm besonderen Eindruck gemacht hatte, auf und schritt dann zur inneren Ausgestaltung der Stimmungen, Gedanken und Leidenschaften, wie sie im Verlauf seines Nachdenkens über die Fabel ihm kamen, im Geiste fort.“ Diese Äußerung und die Thatsache, die sie feststellt, ist bezeichnend; sie zeigt, wie sehr die Stimmungen und Leidenschaften, d. h. eben die Momente der Charakterisierung, bei der Dichterin George Eliot im Vordergrund ihrer gesamten schöpferischen Thätigkeit standen. Allerdings kam darüber die andere Seite, die konstruktive, entschieden zu kurz. Die Komposition der George Eliotschen Werke ist oftmals unzulänglich und schwach; ja, es treten bei ihr in dieser Beziehung oft sehr empfindliche Mängel hervor. Es fehlt oft an Einheitlichkeit, an künstlerischer Gliederung, an stetig und zielbewußt fortschreitender Handlung. Die Vorliebe der Dichterin für die lebensvolle, anschauliche Darstellung von Menschen und Dingen, ihre Gründlichkeit, ihre epische Breite verführen sie oft zu Weiterschweifigkeiten, lassen sie oft zum Schaden des Ganzen einzelne Episoden allzu ausführlich behandeln und bei Dingen von untergeordneter Bedeutung allzu lange und eingehend verweilen. Auch dies gilt vornehmlich von der Charakterisierung: George Eliot schenkt ihren Nebenpersonen fast so viel Teilnahme wie den Hauptpersonen, sie läßt ihnen eine weitgehende Berücksichtigung zu teil werden, ja, sie scheint nach dem Grundsatz jenes absoluten Monarchen jede Person, mit der sie sich gerade beschäftigt, eben um dieser Beschäftigung willen und während der Dauer derselben als Hauptperson zu betrachten; ein Umstand, der besonders in „Middlemarch“ in auffallendster Weise sich bemerklich macht. Die Dichterin hat diesen Zug zur Breite neben manchen anderen mit Dickens gemein. Übrigens thut sich in dieser ihrer Neigung, in Einzelheiten allzu ausführlich und dadurch schleppend und schwerfällig zu werden, in dem ihr eigenen Unvermögen, die Fäden der Be-

gebenheiten mit glücklicher Hand zu verwickeln und zu lösen, einerseits ihre Gründlichkeit und künstlerische Gewissenhaftigkeit, andererseits auch wieder ihr Mangel an Leichtigkeit, an geistiger Elastizität und Gewandtheit kund.

Ich möchte von George Eliot nicht scheiden, ohne noch kurz einer Thatsache zu gedenken, die, wie ich glaube, für die Charakteristik derselben als Frau wie als Dichterin bedeutsam ist: ich meine der Thatsache, daß sie im Leben wie in ihren Schriften als warme Befürworterin der Sache ihres Geschlechtes und als eifrige Vertreterin seiner Rechte sich zeigt. Zwar trug sie, wie sie dies selber betont hat, nach politischen Rechten für die Frau kein Verlangen, und die diesbezüglichen, auf die Erlangung des Wahlrechts gerichteten Bestrebungen ließen sie kalt; um so entschiedener und wärmer aber trat sie dagegen für die Hebung der sozialen Stellung derselben und für eine ihren berechtigten Ansprüchen entsprechende principielle und faktische Erweiterung der Schranken, die ihrem Bildungstrieb, ihrem Thätigkeitsdrange, ihrem Erwerbsbedürfnis gezogen sind, ein. Sie hatte in ihrer Jugend selber unter dem Druck dieser Schranken empfindlich gelitten, sie hatte sie als unbillige Beschränkungen empfunden, und sie erhebt eben deshalb in ihren Werken wieder und wieder in der energischsten Weise gegen die Engherzigkeit, mit der man die Frauen an der freien Entwicklung ihrer Fähigkeiten hindert, und gegen die Enge des Gesichtes und des Wirkungsfreies, in die man sie bannen möchte, Protest. Und zwar thut sie dies als echte Dichterin nicht durch bloße Erörterung und Besprechung, sondern durch die Schöpfung von Persönlichkeiten, in denen jener Protest sich verkörpert, aus deren Charakter und Schicksalsgestaltung uns das, was sie uns klar machen möchte, gleichsam als Facit entgegenpringt. Vornehmlich ist dies in „Middlemarch“ der Fall; Gestalten wie Dorothea und Rosamund Winch sprechen durch die Art ihrer Gegenüberstellung die Mei-

nung der Dichterin deutlich aus. Und wahrlich, sie, gerade sie vor allen hatte zu ihrem Protest ein Recht! Denn ihre eigenen Schöpfungen geben von demjenigen, was dichterisch und schriftstellerisch beanlagte Frauen bei geeigneter Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu leisten im Stande sind, einen schönen Begriff; sie zeigen, daß die Frau jenes Anrecht auf Bildung und freie Bethätigung ihrer geistigen Kräfte, das die Dichterin für sie fordert, auch wirklich besitzt. Und zwar zeigen sie dies in der frappantesten Weise. Denn George Eliot ist nicht bloß eine bedeutende und eigenartige, sie ist auch, wie schon Dickens erkannte, eine durch und durch weibliche literarische Erscheinung — in ihren wesentlichsten Charakterzügen, Vorzügen wie Schwächen und Eigenheiten — eine wirkliche Vertreterin ihres Geschlechtes. Freilich ist sie an geistiger Reife, an Größe der Auffassung und Weite des Gesichtskreises den meisten ihrer Mitschwestern bedeutend voraus; freilich zeichnet sie gerade durch diese überhaupt nicht allzu häufigen Vorzüge vor den meisten weiblichen Schriftstellern sich aus. Es sind dies aber, wie sie selber erkannte, Vorzüge, die nur eine gründliche Bildung und eine umfassende Kenntnis des wirklichen Lebens auch dem begabtesten Menschen vermitteln kann. Und darum, gerade darum trat sie so warm für das Recht der Frauen auf Bildung und auf Erweiterung der Schranken, die sie fesselten, ein; sie wußte, daß man sich nur durch Nachdenken, durch Bethätigung der eigenen geistigen Kräfte zur Höhe einer wahrhaft vorurteilsfreien, weitherzigen Welt- und Lebensauffassung und zu wirklicher geistiger Freiheit erhebt.

Sie hatte diese Höhe erklimmen allen

Schranken und Vorurteilen zum Trotz; sie war zu jener inneren Freiheit, zu jener Weite des geistigen Horizontes, die man vielfach als ein Vorrecht des starken Geschlechtes anzusehen geneigt ist, gelangt. Wir finden bei ihr von Kleinlichkeit und Engherzigkeit, jenen vermeintlich berechtigten Eigentümlichkeiten des weiblichen Wesens, nicht die mindeste Spur; aber Freude am Kleinen, warmes Interesse, Verständnis für alles Persönliche, Individuelle, Feingefühl und Empfindungswärme, kurz alle jene Eigenschaften, die wir an edlen Frauennaturen als spezifisch weibliche vor allen schätzen: die besaß sie und hat sie sich dauernd bewahrt. Sie wußte sie in der glücklichsten Weise mit jenem Sinn für das Große und Allgemeine, der befreiend und wohlthuend wirkt, zu verbinden, sie wußte das Einzelne als Teil des Ganzen, das Individuum als Glied einer großen Gemeinschaft in seinen natürlichen und sittlichen Zusammenhängen darzustellen und zu empfinden. So gilt von ihr im vollen Umfang das schöne, vielbedeutende Wort: „Sie war ein Mensch, nahm alles nur in allem — und nichts, was menschlich, war ihr fremd.“ Und wahrlich, es gilt von ihr nicht weniger, weil sie ein weiblicher Mensch gewesen ist. Im Gegenteil, es gewinnt eben dadurch für die Dichterin George Eliot noch einen besonderen Sinn. Denn diese ward dadurch in ihrer Sphäre, in dem umfangreicheren Wirkungskreise, in den sie durch ihr Talent gestellt war, was jede Frau in dem ihrigen sein sollte und wozu die gebildete Frau vor allem und ganz speziell berufen ist: die Befürworterin und Pflegerin des Menschlichkeitsgedankens, die Prieresterin der Humanität.





Napoleon I. in Rußland.

Historische Studie

von

Gustav Dahms.

II.

Es ist tief ergreifend, zu sehen, wie das in Napoleon personifizierte Plan- und Zielbewußtsein vergeblich mit einer grandiosen Naturmacht ringt, die in ihrer passiven Ruhe und unbekümmerten Parteilosigkeit sich auf die Seite dessen stellt, der sie gar nicht kennt, denjenigen aber vernichtet, der sie überwinden will. Es sind die schärfsten Gegensätze, welche die beiden einander gegenüberstehenden Mächte darstellen: auf der einen Seite die jahrtausendalte Intelligenz Europas, die in den Kombinationen und Plänen Napoleons ihre höchste Potenz erreicht hat, auf der anderen Seite eine rohe, mit dünnem Firnis europäischer Civilisation überzogene barbarische Macht, die in ihrer völligen Planlosigkeit lediglich den tierischen Trieb der Selbsterhaltung als Ausgangspunkt ihres Handelns zu erkennen giebt. Kein Wunder, daß es bei so schroffen Gegensätzen zu einer Wechselwirkung, zu einer Austragung des Kampfes nicht kommen kann; kein Wunder, daß die überlegene geistige Macht durch das Unvermögen, ihre Kräfte zur Geltung zu bringen, auf den ihr gebührenden Sieg über die physische Macht verzichten und schließlich an der Unmöglichkeit einer Aktion zu Grunde gehen muß.

Das größte Unglück Napoleons war also, daß es ihm nicht gelang, sich mit

den Russen in einer Schlacht zu messen. Er rieb seine Energie an den fortwährenden Sorgen und Bemühungen auf, die Armee zusammenzuhalten und, was noch schlimmer war, sie überhaupt nur zu erhalten. Hatte er doch in Witebsk, noch ohne mit dem Feinde in Berührung gekommen zu sein, bereits den dritten Teil von seinen Truppen verloren! Und das Ausbleiben größerer Verluste hatte er lediglich der längeren Rast in Witebsk und der dort herrschenden größeren Fruchtbarkeit des Landes zu verdanken, welche die Requisitionen ergiebiger machte, die von jetzt ab fast ausschließlich die Verpflegungsquelle seiner Armee wurden.

Es erscheint auffallend, daß Napoleon, der bei seinem durchdringenden Verstande und seiner Energie im Handeln sonst stets mit Blickeschnelle der veränderten Lage seine Entschlüsse anzupassen wußte, nichts dazu that, die ersehnte Schlacht herbeizuführen. Er kannte zwar ihre Notwendigkeit und sah in ihr die einzige Rettung seiner Armee, er wußte aber auch, daß die Russen nur vereint schlagen würden. Ganz richtig urteilte er in einem Briefe an den Prinzen Eugen vom 26. Juli:¹ man dürfe Barclay nicht zu

¹ Corresp. de Napoléon I, Bd. 24, S. 100: „Mon fils, j'ai écrit au roi de Naples de s'avancer près de Witebsk avec sagesse et précaution et sans engager d'autres affaires qu'une grosse

früh bedrängen, damit er erst alle seine Corps zusammenziehen könne und nicht weit entweiche. Um so frappanter also ist es, daß er das einzige Mittel, Barclay zum Stehen zu bringen, nicht in dessen Vereinigung mit Wagration sah und diese auf jede Weise herbeizuführen suchte, anstatt durch Aufopferung von Streitkräften sie hartnäckig zu hintertreiben.

Napoleon hoffte, daß es am 28. Juli zur Schlacht kommen werde. „Si l'ennemi tient,“ schrieb er am 26., „nous livrerons bataille après-demain.“ In der That wollte Barclay bei Witebsk eine Schlacht liefern, und er that es schließlich nur deshalb nicht, weil am 27. die Meldung Wagration's einging, dieser sei durch Davout bei Mohilew verhindert, auf Witebsk vorzudringen, und suchte daher jetzt den Anschluß an die Hauptarmee über Mstislaw auf Smolensk.¹

Der große strategische Fehler liegt also keineswegs in dem seitens militärischer Autoritäten² erhobenen Vorwurf, Napoleon habe durch allzu langes Zaudern die Gelegenheit zur Schlacht unbenuzt gelassen; unter den obwaltenden Schwierigkeiten, welche die Verpflegung und die großen Strecken verursachten, war der jeweilige längere Aufenthalt nur ein Alt verunmühter und weiser Erwägung gewesen. Der Fehler des Kaisers liegt vielmehr darin, daß er einen früheren Plan, der durch einen neuen, dem ersten entgegengesetzten völlig abgethan sein mußte, nicht unbedingt fallen ließ, sondern nebenbei noch weiter betrieb. Und hier könnte man einen Mangel an geistiger Elasticität konstatieren, für den man wohl nicht mit Unrecht physische, den Geist und die Ent-

schlußfähigkeit bestimmende Motive anführen muß, den Zustand nämlich, daß sein Körper nicht mehr die alte Widerstandskraft besaß. Eine Erklärung, die auch durch die Worte des Grafen York bestätigt wird:¹ „Seine Unempfindlichkeit gegen die Einflüsse der Witterung war schon gesunken. Die ersten Julitage brachten eine außerordentliche Hitze mit sich, viele Offiziere und Leute erlagen derselben, und ganz, wie es in Ägypten geschehen war, sahen nun auch die Felder Rußlands manchen Soldaten der französischen Armee den Selbstmord ferneren Strapazen vorziehen. Aber anders als in Ägypten machte sich hier die Ungunst des Klimas bei dem Führer geltend; auch der Kaiser litt unter diesen hoch gestiegenen Hitzegraden, sein Körper zeigte nicht mehr jene ähnerste, nervöse Thatkraft verratende Magerkeit seiner jungen Jahre, sondern eine krankhafte Gedunsenheit, und schmerzvolle Harnbeschwerden“ (deren unheilvolle Wirkung auf die Willenskraft des Kaisers in diesem Feldzug im nachstehenden noch besonders erwähnt werden wird), „begannen sich einzustellen und erschütterten seine Leistungsfähigkeit.“

Nur unter dem Zwang der Verhältnisse und erst als an eine Überflügelung Wagration's nicht mehr zu denken war, entschloß sich Napoleon, den Gedanken der Trennung beider russischen Armeen gänzlich aufzugeben, um seiner ermüdeten Armee einige Tage der Erholung zu gewähren. Am 30. Juli schrieb er: „Mon intention est de donner sept à huit jours de repos à l'armée qui est très-fatiguée, que j'ai préférés cet avantage à celui d'arriver à Smolensk avant Bagration.“² Und ferner an demselben Tage: „La réunion de Bagration avec la grande armée se fera sur Smolensk; on aurait pu l'empêcher puisqu'elle ne pouvait avoir lieu que dans cinq ou six jours, mais la chaleur est si forte et l'armée

affaire d'avantgarde. Il peut attaquer un corps de 10 à 12 000 hommes, mais non engager une affaire générale qu'elle ne soit bien préparée. Ou l'ennemi veut se battre ou il ne veut pas se battre. Si l'ennemi veut se battre, c'est très-heureux pour nous. Pourrait en être empêché par la non-réunion d'un ou deux de ses corps il n'y a donc pas d'inconvénient de lui laisser faire sa réunion.“

¹ Graf York von Wartenburg: Napoleon als Führer, S. 124.

² Ebenba, S. 125.

¹ Graf York von Wartenburg: Napoleon als Führer, S. 113.

² Napoléon I, Corresp. 19023.

si fatiguée que l'empereur a jugé devoir lui donner quelques jours de repos.“¹ Zu der That hatte die Armee auf dem Marsche von Wilna nach Witebsk Entsehlisches zu leiden und auszustehen gehabt. Von der Größe dieses Ueuds kann man sich heute kaum einen Begriff machen: es waren 330 Kilometer in acht Tagen zurückgelegt bei einer so ungeheuren Hitze, daß Napoleon unbedingt darauf Rücksicht nehmen mußte. Fonini berichtet, daß die Truppen durch Mangel an Nahrung ganz entsehlich litten und daher in vollster Auflösung waren. Der beste Beweis für die gräßliche Not, die dauernd in der großen Armee herrschte, sind aber die trotz Napoleons strengster Verweijung immer wieder erneuten Klagen Poniatowskis.² Es scheint, ja man findet sogar handgreifliche Andeutungen Napoleons dafür, daß jedes Corps nunmehr auf eigene Faust den Krieg fähre, weil der Kaiser ein jedes, das von ihm Lebensmittel verlangte, auf eigene Requisition verwies. Zwischen den Zeilen seiner Korrespondenz kann man seinen Unmut deutlich genug herauslesen: wie können die Leute Lebensmittel von ihm verlangen, wo er selbst keine hat! Gelegentlich wendete er auch, gemäß seinem Grundsatz „la guerre est une affaire d'opinion“, Suggestionen an, suchte die Soldaten zu verträsten und ihnen ein möglichst günstiges Bild³ ihrer Lage zu suggerieren, um sie ihnen dadurch erträglich zu machen. Aber der Nachschub von Proviant, von dessen regelrechtem Funktionieren von Wilna aus die Existenz der Armee abhing, gestaltete sich infolge des aufweichenden Regens immer ungünstiger. Schon von Rowno aus konnte wegen Mangels an geeigneten Transportmitteln nur äußerst wenig Proviant weiterbefördert werden. Der Kaiser war genötigt, Kontrakte mit Transportgesellschaften abzuschließen, doch war der Erfolg so gering, daß diese im ganzen nur 1500 Cent-

ner täglich von Rowno über Wilna und Minsk dem Heere nachführten. Überdies bestand die Ladung der Schiffe zum größten Teil aus Munition.⁴ Ein Versuch, den Beresina-Kanal zu Transportzwecken zu benutzen, scheiterte ebenfalls, da er nur von Flößen befahren werden konnte. Auch die Verwendung der Kavallerie zu Requisitionszwecken⁵ war nur von kurzer Dauer, da sich der Verlust an Pferden so bedeutend gestaltete, daß schon in Smolensk⁶ diese Maßregel aufgehoben und dann in Moskau⁷ die schwere Kavallerie als Fußtruppe formiert werden mußte.

Wie es inzwischen auf den wichtigsten Basispunkten der operierenden Armee aus sah, das illustriert am besten die Korrespondenz des Kaisers, welche verschiedene sehr bezeichnende Stellen enthält. Am 31. Juli schreibt Napoleon: „Je vois avec peine que les trois mille malades qui sont à Wilna mangent même de paille et que les magasins sont sans aucune espèce d'approvisionnement.“⁸ . . . „On ne m'a fourni aucune espèce de ressource, mes hôpitaux sont mal, mes magasins sont dépourvus de tout.“ Das Gouvernement trägt die Schuld daran: „Le gouvernement dort.“⁹ . . . „Le gouvernement ne m'aide en rien et ne fait rien que des babilles.“¹⁰ So war an einen Zuschub von Wilna aus gar nicht mehr zu denken. Der Proviant wurde dem Regen preisgegeben und schien an den Stapelplätzen ganz zwecklos aufgehäuft zu sein. Die Schiffe gingen von Wilna nicht wieder nach Rowno zurück, und es war „lächerlich, wie wenig die litauische Regierung an Getreide zusammenbrachte“.

Und zu diesem andauernden Proviantmangel kamen noch die ungeheuren forcierten Märsche! Man wird sich von den

¹ Thiers, 45, S. 523.

² Napoléon I, Corresp. 18978.

³ Ebenda, 19003.

⁴ Organ für militärwissenschaftliche Vereine, Bb. 41, S. 184.

⁵ Napoléon I, Corresp. 19024.

⁶ Ebenda, 19119.

⁷ Ebenda, 19136, ebenso 19134.

¹ Napoléon I, Corresp. 19021.

² Ebenda, 19026.

³ Ebenda, 18971, 19011, 19027.

unter solchen Entbehrungen und Strapazen erlittenen Verlusten eine annähernde Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß neun Infanterie- und vier Kavalleriecorps bis zum 1. August nicht weniger als 129 000 Mann einbüßten! Dies erschreckende Zusammenschmelzen der Armee war wohl Grund genug, mit absoluter Notwendigkeit den Kaiser in Witebsk zum Halt zu zwingen. Der Aufenthalt daselbst währte vierzehn Tage.

So fand denn endlich am 3. August die Vereinigung der beiden russischen Armeen in Smolensk statt.

Am 13. August verließ der Kaiser Witebsk, und sein Marsch von dort nach Smolensk war nicht ein bloßes Nachfolgen oder Auffuchen des Feindes, sondern die Ausführung eines seiner großartigsten Kriegsmanöver. Am 14. August stand er mit 185 000 Mann am linken Dnjeprufer auf der Straße nach Smolensk; seine Absicht war, sich durch einen Flankenmarsch dieser Stadt im Rücken Barclays zu bemächtigen, dem Feinde dadurch die Rückzugslinie nach Moskau abzuschneiden, ihn alsdann von rückwärts anzugreifen, zu schlagen und damit zu vernichten. In ähnlicher Weise hatte er bei Marengo, bei Ulm, bei Jena den Sieg an sich gerissen, wo er seine ganze Armee unter dem Schutze eines Naturhindernisses oder verschleiender Truppentörper ungesehen auf einen Flußübergang geworfen und mit solcher plötzlichen Frontveränderung den Feind überrascht und in seiner ersten Lähmung niedergeworfen hatte. Napoleon hat denn auch in seinen *Euvres*¹ das Manöver von Smolensk als seine glänzendste militärische Leistung bezeichnet. Aber das Gelingen dieses genial erdachten Schachzuges hing wieder von der Schnelligkeit, von der Leistungsfähigkeit seiner Armee ab. Er wollte in sechs Tagen von Witebsk nach Smolensk kommen.² Am 9. August ließ er sich über den Weg, den er zu diesem Manöver ein-

schlagen mußte, orientieren. Am 13. August stand das Gros seiner Truppen bei Kossasna zum Dnjepr-Übergang bereit. Und schon am 16. erreichte Murat und Ney Smolensk, kurz darauf der Kaiser. Von Kossasna bis Smolensk hatte Napoleon drei Tage gerechnet. Seine Truppen leisteten das Menschenmögliche. Aber unter welchen Opfern! Ungeheure Regengüsse verzögerten den Aufbruch, erschwert den Vormarsch der Truppen. Am 14. August schreibt Lohberg: „Wir rückten heute in sechs Stunden Zeit nur zwei Wegstunden vor“; am 15. August derselbe: „Wir sind zwar sechzehn Stunden unterwegs gewesen, haben aber nur vier Stunden Terrain gewonnen, indem das Armeecorps mehrere Stunden zu weit nach rechts marschiert war und endlich, als man dies gewahr wurde, auf einen Querweg einbog, zuletzt brigadeweise zwischen Defileen eingeklemmt.“ Es ist wahrlich kein Wunder, daß Napoleon bei so ungünstigen Witterungsverhältnissen und so schlechten Wegen in diesen wenigen Tagen fast 30 000 Mann verlor und nur noch mit 160 000 Mann Smolensk erreichte. Die Beschwerlichkeit des Marsches und die Länge des Weges waren schuld daran, daß das so kühn geplante Manöver schließlich doch mißlang. Geniale Pläne sind überhaupt nur dann siegverbürgend, wenn sie schnell zur Ausführung gebracht werden. Das war in Italien und Deutschland der Fall gewesen, wo Napoleon von den Verhältnissen begünstigt seinen Ruhm gewonnen hatte, nicht aber hier in Rußland, wo lediglich die brutale Gewalt der Natur herrschte. Hier legten sich die Verhältnisse wie Fesseln an das Genie und verlangsamten jede Kombination desselben. Je länger aber die Ausführung eines auf Berechnung gegründeten Planes hingehalten wird, desto größeren Spielraum gewinnt der Zufall. So war es ein besonderes Mißgeschick, daß dem indolenten und unthätigen Junot die wichtige Aufgabe zufiel, die feindliche Rückzugslinie auf Moskau zu besetzen, während Napoleon durch

¹ *Euvres* XXXI, dix-huit notes etc. 456.

² *Corresp.* 19059.

die Eroberung der Stadt Smolensk festgehalten wurde. Man hat einen neuen strategischen Fehler Napoleons darin erkennen wollen, daß er an dieser angeblich unnötigen Eroberung zu lange festhielt und darüber den Hauptzweck seines Manövers außer acht ließ. Wenn man aber die Schwierigkeiten bedenkt, welche das Passieren der Moräste des Dnjepr, zumal bei der Unkenntnis des Landes und dem völligen Mangel an guten Karten, den schlecht genährten und erschöpften Truppen verursacht haben muß, so wird man die Notwendigkeit einer kurzen Rast in der besetzten Stadt begreifen. Die Leistungsunfähigkeit Junots beweist aber nur, daß Napoleon hier auf sich allein angewiesen war, ein Umstand, der um so verhängnisvoller für die Armee werden mußte, als der Kaiser in dem beständigen Ringen mit den Widerwärtigkeiten der Natur seine frühere Energie, die ihn sonst alle Jügel fest in der Hand halten ließ, nach und nach eingebüßt hatte. Die beständigen Sorgen wegen Terrain- und Verpflegungsschwierigkeiten, dazu die eigenen Strapazen trugen dazu bei, den Körper des Kaisers zu erschaffen, seine Willenskraft zu lähmen.

Zeigt doch gerade dieser Feldzug, wie verhängnisvoll es ist, wenn ein kranker Körper den thatenbustigen Geist gefangen hält, und wie der unglückliche Ausgang eines Krieges bisweilen auch auf Rechnung krankhafter Anfälle oder dauernder körperlicher Leiden des Feldherrn gesetzt werden muß. Napoleon fühlte sich nicht gesund, schon 1806 sagte er gelegentlich eines Krankheitsanfalles: „Ich trage in meinem Inneren den Keim eines frühzeitigen Todes und werde an derselben Krankheit wie mein Vater sterben.“ Und 1811 mag das Vorgefühl des Todes, durch Magenkrämpfe hervorgerufen, den Beginn des Kampfes beschleunigt haben; die kürzesten Jagden, der leichteste Galopp war damals schon für den Kaiser ermüdend. Seine Umgebung sagte: „Dieser ungeheure Geist wird nicht mehr wie früher durch die Kraft des Körpers unter-

stützt.“ Man schob die Ursache seines Kräfteverfalls auf die Häufigkeit seiner Bäder, allein man irrte, diese verschafften ihm Linderung gegen ein anderes beunruhigendes und schmerzhaftes Leiden, die Dysurie, die ihm gerade während des Feldzuges im Jahre 1812 arg zu schaffen machte. In der Schlacht bei Borodino am 7. September hatte er unter diesem körperlichen Übel ganz besonders viel zu leiden,¹ und dieser Umstand wurde für die Armee verhängnisvoll, denn die günstige Entscheidung für Napoleon blieb hier nur deswegen aus, weil er — seiner Erfahrung und Überzeugung zuwider, daß die Generale, welche Truppen für den Tag nach der Schlacht aufbewahren, immer geschlagen werden — nicht mit Einsetzung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel zu einer rücksichtslosen Ausbeutung der schon über den Feind errungenen Vorteile sich entschließen konnte. Napoleon hatte am Tage von Borodino körperlich furchtbar zu leiden. Murat erinnerte sich, daß er tags vorher, als der Kaiser an der Front der feindlichen Linien vorbeiritt, mehreremal gesehen hatte, wie jener anhielt, mühsam abstieg, die Stirn auf eine Kanone stützte und dort in der Haltung eines Kranken ruhte. Murat kannte Napoleons Unruhe in der Nacht und wußte, daß dessen geistige Thätigkeit durch das dreifache Gewicht der Strapazen, der fieberhaften Erregung und jenes körperlichen Leidens erdrückt war, das vielleicht am meisten von allen Krankheiten die physischen und geistigen Kräfte des Menschen lähmt. Die im Anfang des Krieges so sehr ersehnte, dann durch einen strategischen Fehler Napoleons verzögerte Austragung des Kampfes war hier bei Borodino durch die Stellung der Russen zur Schlacht endlich zu stande gekommen; die lähmende Krankheit aber hinderte den gewünschten

¹ Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812, II. 369. — Vgl. auch „Der Militärarzt“, Nr. 9 des XXV. Jahrgangs, Wien, 8. Mai 1891, herausgegeben mit Nr. 19 der Wiener medizinischen Wochenschrift 1891: „Das gesundheitliche Befinden Napoleons I. im russischen Feldzug 1812“ von H. Fröhlich.

entscheidenden Erfolg: die Vernichtung des Feindes. So mußte denn das Heer weit mehr an den Kombinationen, die an den Soldaten zu große Anforderungen stellten, zu Grunde gehen, als es etwa durch verlorene Schlachten hätte geschehen können.

In Rußland gestaltete sich der Feldzug, wie überhaupt jeder Krieg im armen Lande, zu einer reinen Verpflegungs- und Terrainfrage. Das geschilderte ungenügende Verpflegungswesen, dazu die mangelhaften Wege, klimatischen Einwirkungen und großen Entfernungen paralytierten hier jedwede Berechnung des Kaisers. Und naturgemäß wurde in diesem Lande ein mißlungener Plan folgeschwerer als eine verlorene Schlacht: durch tagtägliche massenhafte Verluste mußte das Heer dem großen Verhängnis, dem großen Unbekannten, der mit den Russen verbunden war, die Sühne für des Kaisers Schuld bezahlen. Während West- und Mitteleuropa die große Armee geboren hatten, zog der russische Osten — das Land und sein Klima — das große Heer ins Grab.

Nachdem in Witebsk das Unwetter die Maßregeln des Kaisers vor der Ausführung verzögert hatte, trat kurz darauf wieder eine ungeheure Hitze ein, die selbst ein Napoleon als excessive und extrême bezeichnete, so daß er Schonung der Truppen notgedrungen anbefahlen mußte. Er schrieb am 18. August an Murat in Wilna von Smolensk aus: „La chaleur est excessive et il y a beaucoup de poussière.“¹ Am 22. August an Davoust: „Je recommande au roi de Naples de ne pas trop fatiguer les troupes par cette extrême chaleur,“² und am 26. August an Maret: „La chaleur que nous éprouvons est excessive.“³

Die Hitze stieg fortwährend, und bei der großen Anzahl von unverscharrten Kadavern, welche die Luft weithin verpesteten, entstanden Epidemien. In Smo-

lensk war ein längerer Aufenthalt deshalb unmöglich. Bei dem Vormarsch auf Moskau hatte die Armee aber ungeheuer durch den Durst zu leiden, da die Hitze alles Wasser ausgetrocknet hatte und die sandigen Wege das ganze Heer in undurchbringliche Staubwolken einhüllten. So wurde der Durst noch mehr gesteigert und der Marsch in dicht aufgeschlossenen Kolonnen bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Nur die Strecke von Orscha nach Smolensk war, was die Verpflegung betrifft, für das französische Heer günstig gewesen. Voßberg berichtet vom 19. bis 24. August: „Lebensmittel besitzen wir (8. Corps) im Überflusse, da alle Bauernhäuser und Hüfe voll eingeernteter Früchte liegen.“ Der Kaiser schreibt am 26. August an den Herzog von Bassano (Maret):¹ „Le pays est bon et l'on assure qu'il se souvient très beau jusqu'à Moscou.“ Die Armee konnte sich somit hier einige Zeit durch Requisitionen ernähren und „vom Lande“ leben. Und das war sehr nötig, da von Wilna und Minsk aus nichts mehr zu erwarten war. Der Dienst, die Requisitionen, die Kontributionen, wurden dort so lässig betrieben, daß Napoleon wiederholt seinem Unmut Ausdruck geben mußte. Bezeichnend für die Verwaltungszustände ist ein Brief des Kaisers vom 24. August, in dem es heißt: „Je suis obligé de laisser à Vilna et à Minsk des garnisons comme dans des villes ennemies.“²

Die Disziplin war inzwischen auf den denklichsten gelockert, die Requisitionen arteten daher bei jeder Gelegenheit, wo das Land nur einigermaßen leistungsfähig war, in Plünderung, Raub und Brandschatzung aus. Und das Marodeurwesen nahm so erschreckende Dimensionen an, daß sich ganze Banden organisierten, die sich auf eigene Faust Transports- und Verkehrsmittel schufen, um den Raub im großartigsten Maßstabe betreiben zu kön-

¹ Napoléon I., Corresp. 19098.

² Ebenba, 19115.

³ Ebenba, 19149.

¹ Napoléon I., Corresp. 19149.

² Ebenba, 19136.

nen. Schon am 10. August mußte der Kaiser in einem Briefe an den Prince de Neuchâtel (Berthier) befehlen, daß die Brücken, welche die Marodeure sich zwischen Witebsk und Souraje gebaut hatten, abgebrochen würden: „Il (général Charpentier) veillera à ce que tous les ponts faits par les marodeurs d'ici à Souraje soient détruits.“¹

Napoleon suchte diesem Krebschaden des Heeres jetzt in der Weise entgegenzutreten, daß er den einzelnen Corps ganz bestimmte Bezirke zu Requisitionszwecken zuwies. Da aber seit Eintritt der Franzosen in das „heilige Rußland“ der Partisanenkrieg gerade in seiner vollsten Entwicklung begriffen war und die französischen Soldaten, welche auf Requisition auszogen, zum größten Teil gefangen genommen wurden, so mußte Napoleon sich entschließen, die Requisitionen nur noch von größeren Truppenkörpern unter Kommando eines Generals ausführen zu lassen. Wie wenig aber auch diese Anordnung befolgt wurde und welche Verluste das Heer trotzdem erlitt, beweist der Brief² vom 3. September an den Prince de Neuchâtel (Berthier): „Mon cousin, écrivez aux généraux commandants les corps d'armée que nous perdons tous les jours beaucoup de monde par le défaut d'ordre qui existe dans la manière d'aller aux subsistances; qu'il est urgent qu'ils concertent avec les différents chefs de corps les mesures à prendre pour mettre un terme à un état de choses qui menace l'armée de sa destruction; que le nombre de prisonniers que l'ennemi fait se monte chaque jour à plusieurs centaines; qu'il faut sous les peines les plus sévères défendre aux soldats de s'écarter et envoyer aux vivres comme l'ordonnance prescrit de le faire pour les fourrages: par corps d'armée quand elle est réunie, et par division quand elle est séparée; qu'un officier général ou supérieur doit commander le fourrage

pour les vivres et qu'une force suffisante doit protéger l'opération contre les paysans et les cosaques... Enfin vous ferez connaître au duc d'Elchingen (Mey) qu'il perd tous les jours plus de monde que si on donnait bataille; qu'il est donc nécessaire que le service des fourrageurs soit mieux réglé et qu'on ne s'éloigne pas tant.“

Überhaupt scheint die Unordnung in der ganzen Armee aufs höchste gestiegen zu sein: im Heer, in der Verwaltung, in den Gouvernements — nirgends that man mehr etwas, die Befehle Napoleons wurden nicht ausgeführt, die Requisitionen hatten nur die Unordnung gesteigert, aber nichts eingebracht. „Il est impossible de voir un plus mauvais ordre qui règne,“³ schreibt Napoleon an Berthier den 2. September von Ghjatsk — die Auflösung der gesamten französischen Armee ging rapide vor sich! Bei Smolensk war der Gesamtbestand der ganzen Armee noch etwa 160 000 Mann. Fast die Hälfte war also damals schon zu Grunde gegangen!

Von Smolensk bis Moskau ist das Land sehr arm. Die statistischen Berichte von 1875² weisen nach, daß die hier in Frage kommenden Gouvernements (Smolensk und Moskau) in Bezug auf landwirtschaftliche Produktion tief unter den übrigen Gouvernements stehen und nicht einmal das für die eigene Bevölkerung erforderliche Quantum hervorbringen.

Infolgedessen mußten die Requisitionen hier auf meilenweite Umkreise ausgedehnt werden. Und trotzdem war der Erfolg gleich Null, wie nicht anders zu erwarten war, wenn man bedenkt, daß das Marjch-Eschiquer³ Ende August 64 Kilometer Tiefe und 30 Kilometer Breite betrug. Die französische Armee marschierte der russischen dicht angeschlossen: zusammen etwa 250 000 Mann auf einer Straße! Bei der systematischen Verwüstung des

¹ Napoléon I, Corresp. 19173.

² Organ für militärwissenschaftliche Vereine, Band 42, S. 93.

³ Ebenda, Band 42, S. 94.

¹ Napoléon I, Corresp. 19074, Bb. 24, S. 142.

² Ebenda, 19176.

Landes durch die Russen blieb den nachfolgenden Franzosen so gut wie nichts übrig. Wohin sie kamen, fanden sie alles in Brand gesteckt, die Dörfer eingeäschert, und in dieser Vernichtungswut suchten die Russen und die französischen Marodeure noch einander zu überbieten — ein fürchterlicher Wettseifer!

Von Borodino an mußten sich die Franzosen gänzlich vom Fleisch der Pferdekadaver ernähren. Zu finden war sonst nichts mehr, und die von Napoleon notgedrungen wieder angeordneten Proviantkolonnen wurden fast sämtlich von den Kosaken und den russischen Parteigängern vernichtet. Den wenigen Verpflegungs- und Munitionstransporten, die ab und zu noch von Wilna kamen, wurden von Smolensk aus je 500 bis 600 Mann zur Bedeckung mitgegeben, und am 23. September mußte diese Zahl bereits auf 1500 Mann erhöht werden. Trotzdem wurden von Dawidoff, dem Chef der Parteigänger, fast alle Transportkolonnen aufgehoben. So der Munitionstransport von Moschaisk nach Moskau am 22. September, so auch der Fournage- und Munitionstransport bei Wjarma am 28. September.

Ein Bild von der absoluten Unmöglichkeit des weiteren Nachschubes gewinnt man aus den Memoiren des *Maréchal Laurent Gouvion St. Cyr*. Danach wurden in den ersten Tagen des Oktobers die Lebensmittel auch bei dem sechsten Corps sehr knapp. Das Pferdefutter begann um diese Zeit fast ganz zu fehlen. Die Pferde — auf deren „mangelhaften Patriotismus“ der *Kavallerie-General Ransouty*¹ in launiger Weise die Unfähigkeit zu hungern schob — fielen zu Tausenden. Ein Zuschub der Fournage von rückwärts war jetzt völlig ausgeschlossen; nur mit größter Mühe kamen noch zwei Mehltransporte von Wilna an. Dies Mehl wurde aufbewahrt, um während der Regenzeit in Verbrauch genommen zu werden. Denn in der Regenzeit, d. h. in

der Periode zwischen dem Herbst und dem Eintritt der Fröste, kann in Rußland absolut nichts transportiert werden, die Wege sind dann grundlos und unbefahrbar. Wer keinen Vorrat bei sich hat, muß einfach den Hungertod sterben.

Es ist klar, daß alle diese Verpflegungsschwierigkeiten, die auf dem Hinmarsch wohl an 300000 Mann gekostet hatten, auf dem Rückmarsch noch weit schlimmer sich gestalten mußten. Napoleons Verweilen in Moskau, seine Überzeugung, im Besitze der Hauptstadt das Land überwunden zu haben, ohne zu berücksichtigen, daß die russische Armee noch nicht vernichtet war, sein Fehler endlich, sich durch die Aussicht auf Frieden unnötig hinhalten zu lassen, mußten bei der herrschenden Not doppelt verhängnisvoll werden, da der Feind inzwischen Zeit gewann und der Kaiser sich seiner Gewohnheit begab, durch rasches, entschiedenes Handeln die Initiative zu behalten und durch sein eigenes Vorgehen dem Feinde die Maßnahmen zu diktieren. Die Winterkälte endlich, der mangelhaft informierte oder oberflächliche Schriftsteller alle Schuld an dem Untergang der großen Armee zugeschrieben haben, war gewissermaßen wie in der Fabel nur der letzte Stoß, der dem sterbenden Löwen versezt ward. Die Kälte fing erst anfangs November an, und da die Soldaten für einen Winterfeldzug nicht eingerichtet waren und noch mehr als auf dem Hinmarsch Mangel am Allernotwendigsten litten, in keiner Hinsicht also gegen die Unbilden des Wetters geschützt waren, so erscheint dies entsetzliche Elend nur als die unvermeidliche Folge dessen, was wir in vorstehendem als die wahren Ursachen für den Untergang des Heeres erkannt haben.

Der Krieg Napoleons war ein Kampf mit dem Lande selber, und in diesem ist die letzte Ursache für den Untergang des Heeres zu suchen, nicht in einzelnen Thatfachen, wie sie dem Kaiser von manchen Schriftstellern als Fehler vorgeworfen werden. Denn daß es ihm beispielsweise nicht gelungen war, Schweden und die

¹ Chombrou, 2b. II, S. 243, Anm. 1.

Türkei als Verbündete zu gewinnen, war für den Feldzug selbst völlig irrelevant. Dem Großkaufmann, der über Millionen verfügt, kann es beim Beginn eines Unternehmens gleichgültig sein, ob er noch ein paar Hundert oder Tausend Mark geliehen erhält. Dem gescheiterten Unternehmer freilich muß jede Hilfe willkommen sein; und somit konnte es erst gegen Ende des Feldzuges als ein Unglück gelten, daß jene Bündnisse trotz aller Anstrengung nicht zu Stande gekommen waren.

Das Gleiche gilt von der nicht erfolgten Wiederherstellung Polens. Polen war nicht durch seine Nachbarn vernichtet worden, es ergab sich vielmehr seine Auflösung aus der inneren Unruhe und der mangelhaften Funktion seiner Verfassung, einer Folge davon, daß die souveräne Gewalt sich in die Breite, auf die Magnaten verteilt hatte. Napoleons Ziel war Rußland; das Polen, das in den letzten Zügen lag, war für ihn lediglich ein gutes Mittel zu diplomatischem Versteckspiel. An einer Erhebung der Polen, die vielleicht eine weitere Schar kriegsuntüchtiger Bauern und abenteuerlustiger Edelkute ihm zugeführt hätte, konnte dem Führer des bunt gemischten großen europäischen Heeres nichts gelegen sein. Er hatte eben Truppen genug, ja, wie der Erfolg lehrte, zuviel. Wer hinderte im übrigen die Polen, sich zu bewaffnen und ihre Freiheit selbst zu erwerben? Aber sie ließen die Tausende von Flinten unberührt, die Napoleon ihnen hatte zustellen lassen. Es war also keineswegs ein von Napoleon niedergeschlagener Enthusiasmus, der die vermeintliche „mächtige“ Erhebung Polens niederhielt, sondern die Leistungsunfähigkeit der Polen selber. Was sie an brauchbaren und kriegerischen Truppen stellen konnten, rückte ja unter Poniatowski mit ins Feld und hielt sich brav und tapfer.

Ebenso wenig war die bemängelte Placierung der unsicheren Verbündeten, d. h. der preussischen und österreichischen Truppen, auf den Flügeln der Operationsbasis für die Entscheidung des Feldzuges

von Bedeutung. Napoleon konnte nach seinen Dispositionen mit den Truppen, auf die er sich absolut verlassen durfte, die Hauptentscheidung herbeiführen. Ein Heranziehen der preussischen und österreichischen Alliierten in das Centrum hätte eine Schwächung des letzteren, eine Verletzung französischer Truppen auf die Flügel zur Folge gehabt. Immerhin waren diese Alliierten, wenn sie auch nicht energisch vorgingen, doch gezwungen, ihre Pflicht zu thun, da sie nicht wissen konnten, mit welchem Erfolge die Hauptarmee kämpfen würde. Und trotz des angeblich nicht genügenden Eingreifens dieser Verbündeten blieb ja die Rückzugslinie Napoleons offen stehend, ihr Verhalten hat am allgemeinen Untergang also keinen Teil.

Auch der von militärischer Seite erhobene Vorwurf,¹ daß Napoleon anfangs in peripherer Stellung hätte vorgehen sollen, erscheint nicht stichhaltig. Für die geschilderten geographischen, klimatischen und ökonomischen Verhältnisse, unter denen Napoleon den Feldzug eröffnete, war das von ihm gewählte keilförmige Vorgehen das einzig richtige. Denn abgesehen von dem strategischen Vorteil, einen Feind, der in zwei Heerhaufen aufgestellt war, durch keilförmiges Dawischenzchieben auseinander zu halten und einzeln zu schlagen, konnte es nach den allerjüngsten und gewissenhaftesten Rüstungen Napoleons für diesen Feldzug nicht als Unglück gelten, daß so große Massen auf einem Punkte vereinigt wurden. Da in großartigster Weise für Proviant gesorgt war, so kam es nur darauf an, daß dieser angesammelte Proviant auch zum Heere gelangte! Und das mußte bei den bekanntesten höchst ungünstigen Kommunikationsmitteln weit besser gelingen, wenn der Proviant vom Hauptstapelplatz (Wilna) nur nach einer Richtung und zwar in der kürzesten zum Heere befördert wurde! Die Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Nachschubs hätte Napoleon, wenn sein

¹ Militär-Wochenblatt 1888, S. 387 ff.: Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812. Von Liebert, Major im Großen Generalstab.

Vorgehen nicht vom strategischen Standpunkte gerechtfertigt erschiene, gerade zu einem derartigen Angriff bestimmen müssen!

Nicht also in dieser oder jener Einzelheit ist die Ursache für den Untergang der Armee zu suchen, sondern, was den wenigsten, auch dem großen Feldherrn nicht mit voller Schärfe zum Bewußtsein gekommen war, in dem Lande selber.

Mithin waren die wirklichen Ursachen für den Untergang des Heeres schon vorhanden, ehe noch Napoleon die russische Grenze überschritten hatte! Der Rückzug ist lediglich die Parallele zum Vormarsche und nur deswegen als die Zeit des Unterganges hingestellt worden, weil die im Vormarsch charakterisierten Ursachen in ihrer Weiterwirkung notwendig den vollständigen Ruin herbeiführen mußten. Das Land war die unüberwindliche Macht, durch welche Napoleons Heer vernichtet ward.

Diese Macht setzte sich zusammen:

1) aus der ungeheuren Ausdehnung,
2) dem großen Rückstand in der Kultur, a) der schwachen Bevölkerung, b) der spärlichen Bebauung des Landes, c) der Unfruchtbarkeit des Bodens (die keine Aussichten auf Requisition gewährten), d) den schlechten Wegen und e) den völlig unwegbaren weiten Strecken (Morästen, sumpfigen Wäldern), die den Nachschub erschwerten oder unmöglich machten,

3) dem kontinentalen Klima, a) der großen anhaltenden Hitze, b) dem jähen Umschlag in der Temperatur, c) den großen Niederschlägen, welche ebenso wie Nr. 1 die Ausführung der Pläne hinderten und Krankheiten und eine ungewöhnlich große Sterblichkeit zur Folge hatten.

Dieser feindlichen Macht, zu der noch

das russische Heer kam, dessen Einfluß sich aber im Vergleich hierzu kaum fühlbar machte, stellte Napoleon gegenüber: 1) sein Heer und 2) sein Feldherrntalent und die Energie seines Geistes wie seines Körpers.

1) Das Heer charakterisierte sich durch: a) numerische Überlegenheit über die Armeen des Feindes, b) folgende treibende Faktoren: a) Eroberungslust, β) Ruhmjucht (der Offiziere und des gemeinen Mannes), γ) Gehorsam gegen den Imperator, δ) erzwungene Fahnenfolge unterworfenen Völker, e) den Mangel einer strengen Disciplin, d) den Mangel einer selbständig und mit Erfolg arbeitenden Verwaltung, e) das Marodeurwesen, f) seine innere Auflösung: das Heer ging durch sich selbst zu Grunde.

2) Napoleons Feldherrntalent war durch sich selbst und seine Schulung begründet und bewährte sich auch hier in seiner bewundernten Größe; es mußte aber auf den ihm gebührenden Erfolg verzichten, weil der Erfolg nicht bloß von der Fassung eines Planes, sondern von dessen Durchführung abhängig war. Und diese Durchführung war bedingt: a) durch die Energie des Handelns a) des Hauptfeldherrn, β) der Unterfeldherren, b) durch klare Einsicht in die Sachlage und scharfe Anpassung des neuen Planes an die veränderten Umstände, c) durch einen vollständig intakten Körper.

Die vorstehende Studie dürfte unter Berücksichtigung der entscheidenden Momente genaue Rechenschaft darüber geben, wie diese Mächte miteinander im Kampfe lagen, und auch die Schlaglichter enthalten für eine richtige Würdigung des heroischen Ringens Napoleons und die Ursachen seines Unterganges.





Bunte Reihe.

Novellette

von

Wilhelm Berger.



In einer Gesellschaft richtete meine Nachbarin die Frage an mich, woher ich die Stoffe zu meinen Novellen nähme.

Die nicht mehr junge Dame, Witwe eines Arztes, war in der Stadt als Schöngeist und heimliche Dichterin bekannt.

„Das ist Geschäftsgeheimnis, Frau Doktorin,“ erwiderte ich.

Die Neugierige verzog die Lippen. „Sie weichen mir aus; das ist nicht hübsch von Ihnen.“

„Nun, ich will Ihnen Vertrauen schenken, rechne aber auf Ihre Verschwiegenheit. Ich lasse mir meine Stoffe von Bekannten, insbesondere von älteren Damen liefern.“

Sie sah mich erstaunt an; wahrscheinlich hatte sie erwartet, etwas vom Kusse des Genius in weisevoller Stunde zu hören.

„Die Sache ist sehr einfach,“ fuhr ich fort. „Geistig regsame Frauen, die lange mitten im Leben gestanden haben, pflegen in ihrem Gedächtnis einen Schatz von interessanten Vorfällen aufzubewahren, die sich um sie her zutragen. Sind sie außerdem — was meistens der Fall ist — mitteilksam, dann tragen sie mir, ohne es zu ahnen, allerlei verwendbares Gut in meine Vorratskammer.“

„Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch!“ rief die Doktorin. „Ich werde meine sämtlichen Freundinnen vor Ihnen warnen.“

„Warum denn? Was ich empfangen, ist nur Rohstoff, der nach der Bearbeitung gar nicht wiederzuerkennen ist. Wenn Sie also über Familiengeheimnisse zu verfügen haben — ich meine selbstverständlich diejenigen anderer — Sie werden an mir einen dankbaren Zuhörer finden.“

Die Frau Doktorin, die noch immer eine gewisse Koketterie zur Schau trug, schlug mich leicht mit ihrem Fächer auf den Arm.

„Pfui, mein Herr!“ schmolte sie, „halten Sie mich für eine Klatschbäse?“

„Gewiß nicht. Vielmehr für eine Frau, die sich mit offenen Sinnen unter vielerlei Menschen bewegt und ihre mannigfaltigen Schicksale mit Anteil beobachtet hat.“

„Darin haben Sie allerdings recht,“ versetzte sie geschmeichelt. „Was könnte ich nicht alles erzählen! Aber es wird für Sie zu unbedeutend sein, zu alltäglich —“

„Dieser Furcht ent schlagen Sie sich nur! Was unbedeutend, was alltäglich ist, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Die Wirklichkeit ist selten so poesielos, wie sie dem flüchtigen Blick erscheint.“

Die Frau Doktorin lehnte sich in ihrem Sessel zurück und blickte sinneud zur Decke empor.

„Poesielos!“ wiederholte sie langsam. „Nein, poesielos ist das Leben nicht. Mir-

gendwo, nicht einmal in der Sphäre der Armen und Elenden, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Soeben taucht das Bild einer alten italienischen Näherin vor mir auf, die ich einst in Wien gekannt habe. Obgleich über sechzig Jahre alt, war sie doch noch schön, mit ihren seelenvollen Augen, dem reichen weißen Haar und der feinen, beweglichen Gestalt. Sie wohnte im fünften Stockwerk in einer kleinen Kammer, nach einem düsteren, ungesaßenen Hofe hinaus. Nur kümmerlich erhielt sie sich durch ihre Näherei, da sie die Nadel in den Händen hatte und oft wochenlang nicht arbeiten konnte. Ihre einzige Freude war ein Kanarienvogel, der seit Jahren ihr Gesellschaft leistete. Er hörte auf den Namen Garibaldi. Er trank mit ihr Kaffee und aß mit ihr Polenta; er sang das Garibaldielied und schlief auf ihrem Kopfpolster; er war ihr alles, ihre Liebe, ihre Welt. Eines Abends kam die Arme bleich und zitternd zu mir: „Er ist tot, mein kleiner Garibaldi ist tot! Ins Paradies ist er gegangen, um mich dort anzukündigen!“ Dieser seltsame Gedanke hatte sie ganz erfaßt und sie ließ ihn sich nicht austreten. Anderen Tages lag sie krank in ihrem Bette von Kukuruzstroh und am folgenden Freitag — acht Tage nach ihrem Bögelchen — war sie tot.“

„Sehr traurig!“ rief ich aus. „Leider sind derartige Nachtstücke schwer zu verwenden. Können Sie mir keine Geschichte liefern, deren Entwicklung man mit angehaltenem Atem erwartet?“

Die Doktorin zog ihre Stirn kraus. „Von Verbrechen wollen Sie hören? — Nein, damit kann ich nicht dienen. Widerwärtiges sehe ich nur, wenn ich muß, und dann beeile ich mich, es zu vergeffen. Ich bleibe im Reiche des Schönen, mein Herr.“

Hier wandte sich meine Nachbarin zur Linken an mich: „Kennen Sie jene fremdländisch aussehende Dame, die dort im Eckdian eine Art von Tour abhält?“

„Nur von Ansehen. Es ist Miß Wott, eine Amerikanerin.“

„Ich dachte mir's. Sie interessiert mich.“

„Steht sie vielleicht im Verkehr mit Geistern?“

Frau von Graben antwortete mir nicht. Sie nahm ihre Vorgnette zur Hand und betrachtete Miß Wott mit kaltblütiger Neugier.

Auf einmal wandte sie sich wieder an mich: „Für wie alt halten Sie Lucia Wott?“

„Sie mag eben dreißig passiert haben.“ Frau von Graben lachte. „Sehr gnädig. Sie scheinen verjüngende Augen zu besitzen. Dreißig! Du lieber Himmel! als Miß Wott dreißig Jahre alt war, erlebte sie ihren ersten Roman — ob auch ihren letzten, möchte ich bezweifeln. Wie lange das jetzt her ist — ich glaube, in ihrem Vaterlande sind seitdem drei Präsidenten gewählt worden. Aber ich will nichts gejagt haben.“

Ich hatte die Ohren gezipft. „Ihren ersten Roman? Bitte, erzählen Sie, gnädige Frau!“

„Warum nicht? Sie selbst hat ihn ihren Intimen zum besten gegeben. Und das ist wirklich alles mögliche.“

Noch einmal blinzelte Frau von Graben zu der Amerikanerin hinüber; dann begann sie:

„Lucia Wott stammt aus einer alten reichen Patricierfamilie in Boston, einer jener Familien, die auf das moderne Naukeetum mit Verachtung hinabsehen. Als sie neunundzwanzig Jahre alt war, starb ihr Vater und sie erbe die Hälfte seines Vermögens. Bald darauf entschloß sie sich, einmal den dunklen Erdteil Europa zu durchqueren. Mit einer Kammerjungfer und der üblichen Anzahl von hochgewölbten Koffern schiffte Lucia sich zunächst nach Italien ein. Da sie mit ihren Ansichten über die bildenden Künste längst im reinen war, so bereitete es ihr keine Schwierigkeit, sie anzuwenden. Sie fand die alten Bilder zumeist unansehnlich papirlich und vermigte an den alten Statuen jedwede intellektuelle Schönheit. Die Architekten ließ sie noch einigermaßen

gelten; nur schien es ihr schließlich, als ob sämtliche Kirchen nach einigen wenigen Schablonen gearbeitet seien. Nachdem Lucia Mott mit Italien fertig war, begab sie sich nach der Schweiz. Eine Weile schwärmte sie am Vierwaldstädter See umher, nach jedem Kirchthurm hinstrebbend, immer denkend, das Schönste käme noch. Dann pilgerte sie nach Interlaken und von dort nach Meiringen. Und hier, in dem alten Gasthause „Zum wilden Mann“ ließ sie sich häuslich nieder. Es waren indessen nicht die Reize der Umgebung, die sie fesselten. Nein: der Grund ihres Bleibens lag tiefer. Das Schicksal hatte ihr nämlich gleich bei ihrem ersten Ausfluge einen jugendlichen Führer zugeellt, der das Urbild frischer, schöner Männlichkeit war, und dabei ein lustiger Gesell, dem die Freude am Leben aus den lachenden braunen Augen leuchtete. Und es geschah, was die Natur in schalkhafter Laune zuweilen zu arrangieren sich erlaubt: die feine Dame verliebte sich in den Holzknecht. Lucia hatte im Alter von zwölf Jahren bereits ein Verhältnis gehabt. Es endete unglücklich. Nachdem der Ruabe ihrer Wahl einige Wochen lang sein Taschengeld mit ihr in Konditoreien verthan hatte, wurde er ihrer überdrüssig und wandte sein Herz einer anderen zu, die weniger naschhaft war. Seitdem verachtete Lucia die Liebe. Sie warf sich auf die Ästhetik und wurde Blaustrumpf. Nun kam der Rückschlag. Rudolf Prectler, der Dorf-Adonis, besaß nur natürlichen Mutterwitz und die geringe Bildung seines Standes. Nicht einmal konnte Lucia sich geläufig mit ihm unterhalten. Der Dialekt, worin er rebete, war in keinem Handbuch der deutschen Umgangssprache zu finden. Dennoch gab Lucia sich alle erdenkliche Mühe, ihn zum Schwägen zu bringen. Sie mietete ihn einen Tag nach dem anderen. Und dann kletterte sie mit ihm in die Berge, so weit sie konnte. Doch waren ihre Kräfte nur mäßig — infolge vernachlässigter Ausbildung der Muskulatur zu gunsten des Vorderhirns —, und Ru-

dolf Prectler, genannt Ruodi, hatte ein bequemes Leben und dabei reichlichen Verdienst. Morgens konnte er sich in die Bette strecken, bis die Sonne über die Berge schaute, denn Lucia wagte sich nicht in die kühle Morgenluft. War sie dann ein paar Stündchen gestiegen, so pflegte sie hungrig zu werden, und Ruodi mußte seinen Rucksack öffnen und mit ihr Frühstückchen. Sie nötigte ihn, sich zu ihr zu setzen, und sah mit Vergnügen zu, wie er mit den blanken, gefunden Zähnen in sein Stück Speck hineinbiß, während sie auf ihrem Schoße ein halbes gebratenes Hähnchen mit Messer und Gabel nach den Regeln guter Lebensart zerlegte. Wein tranken sie dazu aus einem Glase. Der Ruodi dachte: Wenn's sie nit geniert, mir kann's egal sein. Und so vertrugen sie sich vortrefflich. Nach dem Frühstück zeigte Lucia niemals Eile, anzubrechen. Sie hatte ausgefunden, daß Ruodi eine hübsche Tenorstimme besaß und die wunderbarsten Schnadahüpferl und Jodler zu singen verstand. Und nun ließ sie sich durch rohe Volksgeänge in ein Entzücken versetzen, das weder Beethoven noch Wagner mit ihrer Musik in ihr hervorgerufen vermocht hatten. Freilich war's eine Lust, den Burschen anzusehen, wenn er seine Wieder in den riesigen Konzertsaal hinausgeschmetterte, den die Natur oben im Haslithal für ihn und seinesgleichen erbaut hat. Namentlich wenn er, das Lodenhütchen im Nacken, eins jener Truchliedchen erschallen ließ, wie die jungen Alpler sie ewig neu hervorbringen. Dann blitzelten seine lustigen Augen so schelmisch und sein rotlippiger Mund unter dem kleinen braunen Schnurrbärtchen verzog sich so drollig, daß seiner Zuhörerin das Herz im Leibe lachte. Natürlich kam in Meiringen ebensowenig wie anderswo eine Dame Tag für Tag allein mit demselben jungen hübschen Führer in die Berge steigen, ohne daß darüber geizhelt wird. Dies geschah denn auch sehr bald. Die Fremden folgten dem Paare mit Ferngläsern und wurden reich belohnt, wenn sie einmal das Glück hatten, die

beiden zusammen frühstücken zu sehen — die mannstoll gewordene alte Jungfer mit ihrem Siegfried in Jade und Kniehosen. Die Einheimischen aber, als Vergewalt von alters her zu romantischer Übertreibung geneigt, gelangten zu der Ansicht, daß die fremde Dame den Ruodi heiraten und nach Amerika mitnehmen werde. Für den Ruodi, meinten sie, sei das ein unerhörtes Glück; die Broni freilich, mit der er nun schon ins zweite Jahr gehe, werde sich bei ihrer leidenschaftlichen Natur den Verlust schwer zu Herzen nehmen. Aber auch sie werde sich finden, wenn die Dame ihr, wie doch anzunehmen, ein Häuschen schenke und vielleicht noch ein paar Stück Vieh dazu und ein bißchen bares Geld. Fremde aber wie Einheimische verfolgten die weitere Entwicklung der Dinge mit gebührender Aufmerksamkeit. Natürlich hatte Ruodi bald genug gemerkt, was die Glocke geschlagen, und als praktischer Schweizer richtete er sein Benehmen danach ein. Er ließ sich bewundern und lieben und steckte das dafür abfallende reichliche Trinkgeld vergnügt in seine Tasche. Als die Kammeraden anfangen, ihn mit der Frage zu hänseln, wann die Hochzeit sein solle, kniff er listig die Augen ein und that einen langen Pfiff. 'Dös is alles schon abgemacht,' sagte er. 'Aber mer sein überkommen, daß mer's keiner Menschenfeel sage wolle.' Und dann schlenderte er wieder hin zum 'Wilden Mann', den Kopf im Nacken, und meldete sich bei Lucias Kammerjungfer, einer drallen Irländerin, mit der er ein kleines, heimliches Kußverhältnis hatte. Nachdem dies Idyll einige Wochen lang gespielt hatte, legte Lucia sich endlich ernstlich die Frage vor, was daraus werden solle. Ihre Schwärmererei für den schönen Führer hatte inzwischen eine solche Höhe erreicht, daß sie den Gipfel irdischen Glückes darin erblickte, als Frau Prechtler in schweizerischer Volkstracht in einem malerischen Chalet auf einer Alpenmatte zu hausen. Sie malte sich den Winter aus, wenn sie eingeschneit und von allem Verkehr ab-

geschnitten sein würden. Bis dahin hatte sie die Sprache Ruodis erlernt und dann wollte sie ihm alle Schätze ihres Wissens mitteilen und ihn zu einem Manne machen, der das dumme Meiringer Volk kirchturnhoch an Intelligenz überragen sollte. Von solchen Phantasien zu dem Entschluß, sich dem Geliebten anzutragen, war der Schritt nicht mehr allzu groß. Eines Abends beim Auskleiden zog sie Bridget, ihr Mädchen, halb ins Vertrauen.

'Was hältst du von Rudolf Prechtler?' fragte sie vorsichtig.

Bridget wurde verlegen, da sie in Betreff Ruodis ein böses Gewissen hatte. Er scheine ein sehr netter Mensch, brachte sie zaghaft heraus.

Da fing Lucia Feuer. 'Das ist er,' bestätigte sie mit verzückten Augen. 'Er ist so männlich und dabei so erfrischend natürlich, eine hochragende Tanne inmitten einer Legion von verkrüppelten Kiefern, gesund bis ins innerste Mark. Ist es nicht schade, daß ein solcher Prachtmensch durch den Zufall seiner niedrigen Geburt in einer kümmerlichen Existenz festgehalten wird, wo das Beste, das in ihm ist, gar nicht zur Geltung kommen kann? Wäre es nicht ein verdienstliches Unternehmen, ihn so hoch zu stellen, daß er sich vor niemandem mehr zu beugen brauchte? Und dann an seiner Seite zu stehen, lebend in seiner Kraft, wäre es nicht besser als der Besitz von Weisheit, Macht und Reichtum?'

Bridget empfing aus dieser hochtrabenden Rede den Eindruck, daß ihre Herrin beabsichtige, dem schmudnen Burfchen ein ansehnliches Geldgeschenk zu machen, damit er die baufällige Hütte seiner Eltern ausbessern lassen und eine jener derben Mägde heiraten könne, mit denen er sich auf der Straße zu neden pflegte. Dagegen hatte sie nichts einzuwenden, da ihr Ruodi zwar für eine kleine Flirtation gut genug war, aber nicht genug von einem Gentleman hatte, um sie zu weitergehenden Wünschen zu reizen. Also erwiderte sie beifällig: 'Ach ja, Miß, das sollten Sie nur thun.'

Wie ein erlösender Orakelspruch klangen diese Worte in Lucias Ohren. An diesem Abend entschied sich's in ihr: morgen wollte sie versuchen, sich ihrem 'Schaherl' verständlich zu machen. Der nächste Morgen kam, aber kein Rudolf Prechtler ließ sich blicken. Dagegen erschien im 'Wilden Mann' gegen zehn Uhr eine sonntäglich gepupzte dralle Dirne, die ungestüm beehrte, das fremde Fräulein zu sprechen, das den Führer Prechtler in Dienst genommen habe. So fernab liegt keine Alm, daß die Keuigkeiten des Tages nicht den Weg dahinsänden. Auch Broni, die Geliebte Ruodis, erfuhr bald den Weiringer Klatsch. Ein wilderuder Jäger, der eines Morgens absteigend ihr Revier kreuzte, sagte ihr:

'Weißt, Broni, den Ruodi bist du los. Der kann besser thun. In den hat sich ei fremd's Fräule vernarrt. Jung is sie nit, hübsch a nit, aber steinreich is sie und bis über d' Ohren in den Ruodi verschosse. In a paar Tag wolle die beid mitjam nach Amerika fahre, wo dös Fräule her is, und da machet's dann Hochzeit.'

Broni in ihrer Einsamkeit arbeitete sich in eine hochgradige Entrüstung hinein. Und am nächsten Morgen ließ sie ihr Vieh eingesperrt und stieg beim ersten Tagesgrauen hinab zu Thal, um den beiden Liebesleuten die Köpfe zurechtzusetzen. Lucia hatte keine Ahnung davon, was die stämmige Dirne mit den zürnenden blauen Augen, die man ihr ins Zimmer schob, von ihr wollen könnte. Auch als das Mädchen sich pagig vor sie hinstellte: 'I bin die Broni,' ging ihr noch kein Licht auf. Erst als Broni ingrimmig fortfuhr: 'So also schaut das Weibsbild aus, das mir den Ruodi hat stehle g'wollt,' merkte sie bei dem bekannten Namen, daß die Sache sie persönlich anging. Zum Glück war ein Engländer bei der Hand, ein eingeleichteter Alpenfex, der den Volksdialekt vollständig beherrschte und sich mit Vergnügen dem Geschäfte unterzog, zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen den Dolmetscher zu machen. Broni kam aus-

giebig zum Wort. 'Dös is ein ganz neue Mod,' sagte sie, 'daß die reichen alten Jungfern, die j' Haus keiner habe will, bei uns auf d' Mannsjagd gehen und uns hinterm Rücken d' Liebsten abspernstig mache! Ja, glaubet's denn, daß mer d' Biab kause tann? Dös wär a sündhaftger Gedank. Auf solch a schlechte Grund hat der liebe Gott den Ehtstand nit g'stellt. Und er hat's auch so eing'richt, daß sich immer Gleiches j'sammenfinde soll. Dös thuet nimmer guet, wenn ein Teil in ein goldenes Wieg hineingebore is und der ander Teil hat auf 'm Armvoll Grummet zappeln müsse; wenn ein Teil nie nig Ordentliches g'schafft hat und der ander hat sich um sein bissel Brot schinde müsse, seit er aus der Dorfschul g'komme is. Und wenn j' auch die nämlich Sprach spreche thäte, sie haben doch nig Gemeinsams miteinander, und kriegen's a nit, wenn se zwanzig Jahr unter einem Dach hause thät'n. Dös hat der Ruodi nit b'dacht. Dem hat bloß eing'leucht, daß er ein vornehmer Tagdieb werden könnt. Und dös ist der klein Finger g'wese, bei dem ihn der Teufel g'faßt hat. Aber Ihr seid doch g'scheit genug, um j' wisse, was komme wär. In vierzehn Tag wär's mit der Herrlichkeit j' End g'wese, und Ihr hättet den Ruodi heimg'schickt. Der aber hätt ein'n verdrehten Kopf znrückbracht und würd ein Lump g'worden sein. I hab's vorhin dem Ruodi klar g'macht und er is in sich gange und hat eing'zehn, daß er ein Esel g'wese is. Zu Euch kommt er nit mehr, weil er sich schäme thuet. So, weiter hab i Euch nig j' sage und wünsch Euch ein glückliche Reij'.'

Während der Engländer diese gepfefferte Rede gewissenhaft übersezte, hatte Lucia Zeit, sich zu fassen. Rot bis zu den Haarwurzeln erwiderte sie: 'Machen Sie dieser Person deutlich, mein Herr, daß sie sich in einem ganz unsinnigen Irrtum befindet. Den Führer Prechtler habe ich in meine Dienste genommen, weil er ein rüstiger junger Mensch ist und sich zu benehmen weiß. Ich leugne nicht, daß er

mir gefiel; warum sollte ich? Wenn ich einen Begleiter zu wählen habe, werde ich mir doch keine Vogelscheuche aussuchen. Ich habe ihn für seine Leistungen sehr liberal bezahlt. Das ist alles.“ Und plötzlich in Thränen ausbrechend, klagte sie: „Es ist abscheulich, welche häßliche Verleumdungen eine alleinstehende Dame sich gefallen lassen muß! Dieses dumme, alberne Volk!“

Broni deutete mit dem Scharfbild des Weibes Lucias Thränen richtig. Ohne die Übersetzung der Antwort abzuwarten, sagte sie mit aufwallender Grobmut: „Na, tröstet's Euch. Wenn's der Ruodi auch nit sein kann, alleweil findet sich wohl noch ein ander. V'hüet's Gott!“

Mit einem breiten, gutmütigen Lächeln reichte sie ihrer aus dem Felde geschlagenen Rivalin die Hand hin. Aber zur Verfühnllichkeit war Lucia durchaus nicht gestimmt. Ihre Augen funkelten zornig die zudringliche Dirne an, und in englischer Sprache rief sie: „Mach, daß du hinauskommst, ordinäres Geschöpf!“

Es ist etwas in den Lauten der Leidenschaft, das sie jedermann verständlich macht, einerlei, in welches Sprachgewand sie sich hüllen. Broni erriet, daß sie beschimpft worden war. Sie stemmte die Arme in die Seite und würde sich in einer geharnischten Entgegnung Luft gemacht haben, wenn nicht der Dolmetscher sich ins Mittel gelegt hätte.

„Laß jezt guet sein, Broni,“ sagte er. „Sei ein verständigs Dirndl und geh deiner Weg. Hier is dein G'schäft z' End, und der Ruodi wart't auf dich.“

Damit hatte es jedenfalls seine Nichtigkeit. Denn eine halbe Stunde später, als Lucia auf der Galerie des „Wilden Mannes“ saß und in der neuesten Nummer von Harpers Weekly zu lesen versuchte, kamen sie Arm in Arm vorüber, Ruodi und Broni, und sahen so glücklich aus, als ob sie geradezu das Aufgebot bestellen wollten. Hübsch war es ja nicht von ihnen, daß sie vor Lucia Fensterparade machten. Ruodi hatte auch nicht recht gewollt, aber Broni konnte

sich's nicht versagen, ihren Triumph bis zum letzten Tropfen auszukosten. Und da mußte Ruodi schließlich doch mit, um ihr zu beweisen, daß er mit dem fremden Frauenzimmer für immer fertig sei. Um übrigens Lucia Mott Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: als sie erst glücklich dem Einfluß der Alpenromantik entronnen war, kam sie bald zu der Einsicht, daß die rechtzeitige Dazwischenkunft der Sennerin sie vor einem riesengroßen dummen Streich bewahrt habe. Und sie war edelmütig genug, aus Erkenntlichkeit dafür durch den Wirt des „Wilden Mannes“ in Meiringen an die Braut des Führers Prectler ein Geschenk von fünfhundert Franken zu senden. In dem beifolgenden Briefchen hieß es: „Dies ist ein Beitrag zur Einrichtung der eigenen Wirtschaft, als Anerkennung für die Tapferkeit, womit die künftige Frau Prectler ihren Bräutigam aus den Schlingen des Dämons Gold befreit hat.“

So endete Lucia Wotts erster Roman. Man sagt indessen, daß ein lebensgroßer männlicher Stubienkopf, den sie heute noch in ihrem Schlafzimmer hängen hat, die Züge Rudolf Prectlers tragen solle.“

Eben hatte ich begonnen, der Erzählerin meinen Dank auszusprechen, als mich ein Ausruf der Doktorin unterbrach.

„Die fehlte auch noch!“ seufzte sie.

Ich folgte ihren Blicken: aus dem Nebenzimmer rauschte eine ältliche Dame von reichlicher Körperfülle heran.

„Die Rätin Heimburg,“ erklärte die Doktorin. „Unter uns: ich kann sie nicht ausstehen . . . O weh! sie hat mich schon erpäßt . . . Wahrscheinlich wissen Sie, daß ihre Tochter Marie — die einzige — sich verlobt hat, ein nettes, sehr erwachsenes Mädchen, das aber von der Mutter immer noch als Kind behandelt wurde . . .“

Schon stand die Rätin vor uns.

„Ich bedauere unendlich, meine liebe Frau Doktorin, daß Sie mich heute morgen verfehlt haben. Mein Gott! dies ist so überraschend gekommen, mit des Kindes Garderobe haperte es an allen Ecken und Enden . . .“

Die Doktorin fiel ihr in die Rede, um mich vorzustellen, doch die aufgeregte Dame beachtete mich kaum. Sie warf sich in den nächsten Sessel und fuhr fort, sich Lust zu machen.

„Ich war ganz ahnungslos — allerdings hat sich die Sache mit einer fabelhaften Schnelligkeit gemacht — es ist der reine Roman, meine Liebe.“

„Was Sie sagen!“ erwiderte die Doktorin mit einem raschen Seitenblick auf mich. „Außer der Thatsache der Verlobung ist mir nichts bekannt geworden.“

Die Kätin schmunzelte im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit.

„Es ist auch nichts für alle Welt. Obgleich — das muß ich sagen: meine Niece hat sich großartig benommen; ihretwegen könnte die Geschichte gern in die Zeitung kommen. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich das Mädchen unterschätzt habe, da sie in meiner Gegenwart nie gewagt hat, den Mund aufzuthun. Hören Sie also! — den Bräutigam, den Assessor Wermut, kennen Sie ja. Er ist eine gute Seele und sehr befähigt, wie allgemein gesagt wird. Anherdem hat er einiges Vermögen; der Vater, wie Sie sich vielleicht erinnern, war ein Knauser, der nichts draufgehen ließ. Kurz: der Assessor Wermut mußte jeder verständigen Mutter als Schwiegerjohn willkommen sein. Auf meiner Liste der passenden Partien stand er schon lange; aber er interessierte sich nicht für Niece — nicht im geringsten. Na, den anderen hat er auch nicht gerade stark den Hof gemacht; er ist überhaupt ein stilles Haus und geht selten aus sich heraus. Nun war am Montag eine kleine Gesellschaft bei Zöllners, zur Feier von Else Zöllners zwanzigstem Geburtstag — lauter Jugend. Da ist es denn nach Tisch etwas bunt hergegangen. Man scheint allseitig der aufgetischten Champagnerbowle reichlich zugesprochen zu haben, in erster Linie natürlich die Herren. Schließlich, als es zum Aufbruch ging, stellte es sich heraus, daß Wermut sich einen Spiz angetrunken hatte. Er hat mir hernach erzählt, daß

er sich den ganzen Tag nicht recht wohl gefühlt hätte und nur daraus die starke Wirkung des mäßig genossenen Getränkes erklären könne. Und ich habe keinen Augenblick daran gezwifelt, daß es so gewesen ist. Genug: er war nicht mehr ganz sicher auf den Füßen. Und wie denn junge Mädchen meist sind, wenn sie unvermuthet in eine kritische Situation geraten, nämlich unbedachtjam und ein bißchen albern: als Wermut sich zur Begleitung nach Hause anbot, erhielt er auf drei oder vier Anfragen sehr entschiedene Körbe. Das wurnte ihn, der von seinem Zustande durchaus keine klare Vorstellung hatte. Anstatt nun stille zu verschwinden, was das Richtige gewesen wäre, zog er sich mit verbüftertem Gesicht aus dem Schwarm zurück, lehnte sich auf einen Stuhl und starrte finster auf den Teppich. Und nun denken Sie sich, meine beste Frau Doktorin, was da meine Niece that!“

Die Kätin machte eine effektvolle Kunstpause. Dann fuhr sie triumphierend fort: „Niece ging zu ihm hin und sagte: ‚Ich habe noch keinen Begleiter, Herr Assessor; würden Sie wohl so freundlich sein, sich meiner anzunehmen?‘ Es war das reine Mitleid des Kindes; er hätte ihr so furchtbar leid gethan, gestand sie mir später. Als die beiden auf der Straße waren, bemerkte sie freilich, was sie sich aufgeladen hatte. Doch machte sie gute Miene zum bösen Spiel. Kurz entschlossen, ohne sich zu zieren, nahm sie den Schwankenden unter ihre Fittiche. Sie legte seinen Arm in den ihrigen und führte ihn nach seiner Wohnung. Es sei ein Nichtweg, schwindelte sie ihm vor. Und dort angekommen, ließ sie sich von ihm den Hausschlüssel geben, schloß auf, schob ihn hinein und lief davon — gegen zwei Uhr morgens.“

„Bravo!“ rief die Doktorin.

„Nicht wahr? Das hätte ich selber nicht besser machen können. Natürlich jagte mir Niece am Vormittag nichts von dem Vorfall; so indistret war sie nicht. Nach ihrer kurzen Angabe hatte

Wermut sie nach Hause gebracht. Das war alles. Deshalb erstaunte ich nicht wenig, als gegen ein Uhr der Assessor sich bei ihr melden ließ. Da hat sich dann Folgendes ereignet: der Assessor, sehr zerknirscht und verlegen, wollte ihr seinen Dank abstaten. Wiege aber schnitt ihm lachend das Wort ab: „Haben Sie aber seltsame Dinge geträumt, Herr Assessor!“ Und als Wermut nicht gleich die Thür zum Rückzug benutzte, die sie ihm geöffnet hatte, sondern wiederum begann, Entschuldigungen zu stammeln, lenkte sie rasch ab: „Finden Sie nicht, daß Else Zöllner gestern Abend entzündend ausjah?“ Da merkte dann allerdings der Assessor, daß über seine nächtlichen Unthaten der Schleier christlicher Liebe gedeckt werden sollte. Diese Entdeckung brachte ihn zunächst erst recht in Verwirrung, so daß er zur Weiterführung der Unterhaltung nur wenig beizutragen vermochte. Was ihm mittlerweile in Kopf und Herzen herumging, kam erst zu Tage, als er sich schon erhoben hatte, um sich zu empfehlen. Auf einmal brach er eufusiastisch aus: „Fräulein Marie, Sie sind ein Engel! Jetzt ärgere ich mich nicht mehr über die heimtückische Bowle, die mir den abscheulichen Streich gespielt hat, da ich ihr diese Erkenntnis verdanke. Wahrhaftig, Fräulein Marie, wenn Zöllners Champagner mich nicht wadelig gemacht hätte, würde ich schwerlich jemals erfahren haben, wie gut und tapfer und zart Sie sind. Und das wäre für mich ein großes Unglück gewesen, denn jetzt weiß ich doch, wo ein reines, schönes Glück zu finden wäre — Teilnahme und Schonung, Aufopferung und Selbstlosigkeit . . .“

Die arme Wiege war bei dieser Lobrede puterrot geworden. Jetzt hielt sie sich die Ohren zu: „Wenn Sie in dieser

Tone fortfahren, Herr Assessor, lauf ich davon.“

Aber sie blieb trotz dieser Drohung ruhig stehen, als Wermut nochmals einsetzte: „Ach, Fräulein Marie, wenn Sie nur einwilligen könnten, meine Frau zu werden! Aber nachdem Sie mich beipficht gesehen haben, ist das, wie ich mir selber sagen muß, außer Frage.“

Dabei ließ er den Kopf hängen wie ein Verbrecher, dem keine mildernden Umstände einfallen wollen. Glücklicherweise verlor meine Wiege bei dieser gefährlichen Wendung nicht die Geistesgegenwart — das Kind hat doch sehr viel von mir. Schalkhaft fragte sie: „Sollte nicht der Kaptenjammer an Ihrer Rutlosigkeit schuld sein, Herr Assessor?“ Na, das übrige habe ich mir hinzudenken müssen, denn an diesem Punkte hörte die Offenherzigkeit der jungen Leute auf. Wenn nun vielleicht gemunkelt werden sollte, meine liebe Frau Doktorin — die Welt ist ja so schlecht! — Wiege hätte sich den Assessor im Raufch erobert, nicht wahr, dann haben Sie die Güte, die bösen Mäuler zu stopfen?“

Ein Händedruck, und fort rauschte sie, um der nächsten guten Bekannten zur Ehrenrettung ihrer Wiege dieselbe Geschichte zu erzählen.

Arme gute Wiege! Hoffentlich erfuhr sie nichts von dem Kolportagegeschäft ihrer Mutter!

Die Doktorin wandte sich lächelnd zu mir: „Nun, sind Sie mit der Ausbeute des heutigen Abends zufrieden?“

Seufzend erwiderte ich: „Sie ist fast zu groß. Wenn ich nur wüßte, wie ich das alles verwenden soll.“

„Schreiben Sie es doch nieder, wie Sie es gehört haben,“ riet sie mir.

Das habe ich auch gethan. Den besten Rat empfängt mau immer von Frauen.





Die Lampe im Altertum.

Don
Friedrich Schaarschmidt.

Glanvolles Auge radgetriebner Lampe du,
Wohl aufgehangen, wo du weithin strahlen magst,
Woher du flamst und dein Gesicht, ich thu es kund:
Gestaltet durch der Tödyrseide raschen Schwung,
Bestreifern deine Fellen mit des Helios Glanz.
Laß sprühn dein Licht, das vorbestimmte Zeichen giebt.
(Kriophanes, Frauenversammlung, 1-6.)



Ein anderes Element spielt in der Kulturgeschichte eine so wichtige Rolle wie das Feuer, und wenn es auch zur bloßen Existenz des Menschen nicht so unbedingt notwendig ist wie eines der anderen, so mußte doch sein Auftreten in der Geschichte der Menschheit einen bedeutenden Abschnitt bilden. Mangel der Mangel eines der drei anderen Urstoffe, der Erde, des Wassers, oder der Luft, den Aufenthalt für den Menschen unmöglich, so konnte doch erst das Feuer das Leben des Menschen von dem des Tieres unterscheiden.

Es ist dabei ziemlich gleichgültig, welche der beiden Haupteigenschaften des Feuers zuerst in Dienst genommen wurde, die Wärme oder das Licht. Man kann annehmen, daß, wie das Tier nur die erstere liebt, das zweite aber scheut, so auch der

Mensch zunächst nur, um sich zu wärmen, das Feuer entzündete. Wie bald er darauf versiel, von dem Lichte desselben Nutzen zu ziehen, wird an den sonstigen Verhältnissen gelegen haben. Sicher ist aber die lichtspendende Eigenschaft die für die Kultur wichtigste; „Mehr Licht“ ist noch heute das Schlagwort, mit dem wir nach höherem geistigen Aufschwung ringen. Die sonst im Schlaf verträumten dunklen Winternächte der Urzeit konnten nun benutzt werden, sei es zunächst zu mechanischen, sei es später zu geistigen Arbeiten.

In vollem Verständnis dafür läßt die griechische Mythologie den Menschenbildner Prometheus sein Geschöpf aus Thon und Wasser bilden, zur Vollendung des Werkes aber das Feuer als göttlichen Besitz vom Sonnenwagen rauben. Ganz folgerichtig ist in den älteren Religionen

das Licht überhaupt die höchste Gottheit. Wie die Religion das erste Erzeugniß geistiger Thätigkeit ist, so mußte sie in der Ursache ihrer Existenz auch die Ursache und das höchste aller Dinge erkennen. So verehrten die Arier den Lichtgott Ormuzd, die Ägypter den Lichtgott Ptah in Memphis, zu On den Sonnengott Ra.

Bald wird es nötig geworden sein, beide Eigenschaften des Feuers zum Gebrauch zu trennen. Sobald die Feuerstätte zum Herde wurde, wird man versucht haben, zur Beleuchtung besondere Vorrichtungen zu treffen. Die sicher älteste, weil einfachste, der brennende Span, ist noch immer in Gebrauch. In nordischen Ländern, selbst in einigen Gegenden von Deutschland ist der Rienspan noch immer das nächste und gebräuchlichste Beleuchtungsmittel. Seine Verwendung zieht sich in ununterbrochener Folge durch die ganze Kulturgeschichte hindurch, von dem Höhlenbewohner, der zuerst den brennenden Ast von dem blitzgetroffenen Baume abriß und damit seine Höhle beleuchtete, bis zu dem isländischen Bauer, der in der achtmonatlichen Nacht seines Winters beim Scheine des Rienspanes endlose Heldenlieder dichtet.

Von dem harzigen Span bis zur Fackel war kein weiter Weg, und das nächste Glied der Kette dürfte wohl die Kerze gewesen sein, die bei dem Alter der Bienezucht und des Wachses weit zurückreichen mag. Das Abtropfen des Wachses machte dann einen schüsselförmigen Ring an dem Kerzenhalter notwendig, aus dem dann endlich die Lampe entstand, ein Gefäß, welches es ermöglichte, billigere und weichere Fette, als das immerhin kostbare Wachs, und schließ-

lich flüssige Öle zur Beleuchtung zu verwenden.

Im Orient geht der Gebrauch dieser Öllampen bis in das tiefste Altertum zurück, und waren die Ägypter wohl die ersten, die sie kannten, wie denn ägyptische Lampen die ältesten sind, die uns erhalten geblieben. Es sind einfache, kleine, runde Thongefäße; ohne Henkel und zum Teil ohne erhaltene Vorrichtung zum Halten des Dochtes, gleichen sie vollkommen unseren heutigen Illuminationslämpchen, in denen also ein wirkliches Urgerät bis auf unsere Tage sich erhalten hat. Bei diesen ägyptischen Lampen, die mit einfachen Linienornamenten verziert sind, wird, sofern nicht Talg gebraunt wurde, irgend ein schwimmendes Holzstückchen den Docht gehalten haben, falls er nicht einfach über den Rand hinweghing, oder durch eine andere einfache Vorrichtung gehalten wurde. Herodot erzählt, daß man Salz in das Öl gethan habe, und, da das Salz sich im Öl nicht auflöst, konnte es recht wohl zum Einstecken des Dochtes gedient haben.



Römische Thonlampe.

In älterer Zeit waren es dann ferner die Hebräer, welche Öllämpchen besaßen. Der siebenarmige goldene Leuchter war eben nur ein Lampenständer, auf den die sieben gesondert angefertigten goldenen Lampen aufgesetzt wurden. Aaron ist nach 4. Mose 8, 2 angewiesen, „die Lampen auf dem feinen Leuchter vor dem Herrn zuzurichten, daß sie alle vorwärts scheinen“, woraus hervorgeht, daß diese Lampen schon Schnäbel hatten, welche die ältesten Ägypter noch nicht kannten. Auch die „Lichtsnäuser und Löschsnäpfe von feinem Golde“ werden erwähnt. Die Kinder Israels sind gehalten, „das allerreinste lautere Öl von Öl-bäumen ge-

stoßen herbeizubringen zur Leuchte, das man allezeit oben in die Lampen thue.“ 2. Moses 27, 20.

Ist nun von den Geräten der alten Hebräer nichts erhalten, also auch keine Lampe, so stammt doch aus ihrer Sprache unser Wort. Das hebräische *lampad*, das griechische *lampas*, das lateinische *lampas* und das deutsche „Lampe“ entspringen sicherlich demselben Stamme, wenn auch die Bedeutung des griechischen und lateinischen Wortes weiter ist und überhaupt jeden leuchtenden Gegenstand, dann zunächst nur die Fadel bezeichnet. Das älteste europäische Kulturvolk, die Griechen, hatten stets das Bewußtsein, die Anfänge ihrer Kultur aus dem Orient erhalten zu haben. Griechische Sagen melden, daß Danaos mit fünfzig Töchtern aus Chemmis in Ägypten nach Argos floh, Kadmos kam aus Phönizien und gründete Theben, und der eigentliche Ursprung aller europäischen Kultur, Athen, soll von Kekrops gegründet sein, der aus Saïs in Ägypten stammte.

Athen ist denn auch die erste Stadt in Europa, welche Lampen besaß; wenn auch erst in verhältnismäßig später Zeit, so doch sicherlich am frühesten von allen griechischen Städten. Der Lustspieldichter Aristophanes ist der erste, der die thönerne Lampe erwähnt (geb. 484). Aus den ersten Worten seiner „Frauenvolksversammlung“ können wir entnehmen, daß die athenischen Thonlampen zu jener Zeit bereits Dillen, also Schnäbel zur Aufnahme des Dochtes, und Vorrichtungen zum Aufhängen besaßen.

Flas und Odyssee kennen dagegen noch keine Lampen. Die Homerischen Helden

leuchteten sich noch mit Fadeln, die an Fadelhaltern befestigt waren. Zum Erhellern der Wohnungen dienten die Lampen, eiserne Feuergeschirre, die mit gedorrten Scheiten und gespaltenen Riensternen angefüllt und entzündet wurden. Auch dieses Wort deutet auf den alten Stamm, ohne noch Lampe zu bedeuten.

Waren die ältesten griechischen Lampen, wie gesagt, einfache gehentelte Schüsseln, deren Zweck nicht so ohne weiteres ersichtlich ist, so bildete sich doch bald jene auch von den römischen Thonlampen übernommene Grundform heraus, die mit Obbehälter, Fentel und Schnabel allen praktischen Anforderungen jener Zeit genügte und sich unter den kunstreichen Händen der Alten bald zu jenen reizenden Formen ausbildete, die wir heute in den zahlreichen erhaltenen Stücken bewundern.

Verhältnismäßig gering ist die Zahl der noch vorhandenen griechischen, fast unendlich die der römischen Lampen, welche, das einfache Thema variierend, den ganzen Reichtum antiker Formenschönheit zeigen und bei der vielfachen Bedeutung, welche die Lampe im Leben der Alten erreichen sollte, und bei den infolge dessen in größter Mannigfaltigkeit angebrachten symbolischen, mythologischen und selbst historischen Andeutungen und Bildern ein reiches Material sowohl für den Kunstfreund, wie für den Archäologen darboten.

Der Gebrauch der Lampen im Altertum war nämlich früh über einen bloß praktischen hinausgegangen. Schon die Ägypter benutzten die Lampen zu religiösen Zwecken, was ja bei einer Religion,



Römische Neujahrslampe aus Thon.
(Nach Passeri.)

die das Licht in der Person mehrerer Götter verehrte, nahe genug lag. Herodot gibt (V, 62) eine interessante Nachricht über einen derartigen Gebrauch bei der Beschreibung eines Festes zu Saïs, das wohl zu Ehren der Keith gefeiert wurde. Er erzählt folgendes:

„So oft sie aber in Saïs sich zu Opfern versammeln, brennen alle in einer Nacht viele Lampen unter freiem Himmel rings um die Häuser her. Und diese Lampen sind Schalen voll Salz und Öl, worauf sich oben der Lampendocht befindet. Der brennt dann die ganze Nacht, und so ist auch der eigentliche Name des Festes, Lampenerleuchtung. Selbst diejenigen Ägypter, die gerade nicht zu dieser Festversammlung kommen, beobachten die Nacht der Opferung und lassen alle auch ihre Lampen leuchten, so daß nicht nur in Saïs allein, sondern durch ganz Ägypten Erleuchtung ist. Weshalb aber dieser Nacht Licht und Ehre zugefallen ist, darüber giebt es eine heilige Sage.“

Diese Illuminationen wurden von den Griechen und Römern nachgeahmt, wie zahlreiche Andeutungen der Schriftsteller beweisen. Aber auch der Gebrauch der Lampen beim Totenkultus, dem wir die große Zahl der erhaltenen römischen und altchristlichen Thonlampen verdanken, geht auf die Ägypter zurück. Wieder ist es schon Herodot, der von dem ägyptischen König Mykerinus (II, 129) erzählt, er habe seine Tochter in dem hölzernen, vergoldeten Bild einer Kuh beisehen lassen und jede Nacht bei ihr eine Lampe, die ganze Nacht hindurch, brennen lassen. Überhaupt scheint sich Herodot für diese Lampen sehr interessiert zu haben, da er auch über die zum Brennen angewandten Materialien Notizen gemacht hat. Das Öl, welches die Ägypter angewandt haben, soll Ricinusöl gewesen sein, der Docht bestand aus Papyrus.

Es scheint fraglich, ob zu Herodots Zeiten die Griechen schon Öllampen hatten. Olivenöl besaßen sie in den ältesten Zeiten so wenig wie die Ägypter, da sie den etwa schon vorhandenen Ölbaum nicht

zu kultivieren verstanden. Zu Homers Zeiten bezogen sie das Öl nur zum Salben und Parfümieren als einen kostbaren Stoff aus dem Orient, wo es die Juden, wie gesagt, schon als Brennmaterial verwendeten. Schon deshalb kann es keine Lampe sein, womit Athene im XIX. Gesang der Odyssee dem Odysseus und Telemach beim Waffentragen vorangeleuchtet hat. Vielleicht war es ein goldener Kerzenhalter von der Gestalt des thönernen, den Schliemann in Tyrus ausgegraben hat.

Den Gebrauch des Ölbaumes lehrte die Griechen nach der Sage Athene, und sie war es auch, welche die von Vulkan angefertigte erste Lampe mit Öl füllte. Prometheus entzündete sie am Sonnenwagen, um seinen geliebten Menschen das Feuer zu bringen, und als der erzürnte, eifersüchtige Zeus, der den Menschen um die Blut seines Herdes beneidete, dem Menschen das Feuer wieder nahm, da brachte es Prometheus zum zweitenmal in dem Marke einer röhrigen Pflanze herab. In der That bestand der Docht der griechischen Lampen aus Berg oder aus dem Mark der Binsen. Bei Aristophanes bietet der Bötier dem Disäopolis Binsenmatten und Lampendochte an, was schließen läßt, daß beides von den bei Pausanias gerühmten Binsen des Asopusflusses gewonnen, beziehungsweise angefertigt wurde. Übrigens benutzen die Japanesen noch heutigetags Binsenmark zu Lampendochten.

Nach Italien kamen die Lampen erst spät. Bei den Etruskern scheinen aus alter Zeit keine nachweisbar zu sein, und auch bei den ältesten Römern nicht, da es nach Plinius zur Zeit des Tarquinius Priscus noch kein Öl in Rom gab. Man gebrauchte auch hier zunächst Fackeln und Kerzen. An einem römischen Wandelaber im Berliner Museum findet man horizontale Fackeln zum Anheften von Wachskerzen. Außerdem muß es noch Talgkerzen gegeben haben, denn Martial unterscheidet ausdrücklich die Kerze und das Wachslicht. Erstere darf man sich aber

nicht in der Form unserer heutigen gegossenen Kerzen denken. Man steckte vielmehr den Docht in den flüssigen Talg und ließ ihn erstarren.

Die Lampen kamen mit dem Öl von Griechenland — daß letzteres den Römern von dort her zugin, beweist ebenfalls das nach dem Griechischen gebildete Wort Oleum, von dem auch das unsere stammt — und wurden sehr bald in eifrigsten Gebrauch genommen. Ihre Erfindung schrieb man hier nicht einem Gotte zu, sondern einem Liebenden, der, wie Apulejus behauptet, die Lampe erfunden habe, um länger auch des Nachts den Anblick seiner Geliebten genießen zu können.

Waren die Lampen der älteren Völker fast ausschließlich von Thon und nur in Ausnahmefällen von anderem kostbarerem Material, wie die goldenen jüdischen Tempellampen, so verfertigten die Römer ihre Lampen aus allen möglichen Stoffen. Der billige und bequeme Thon mußte natürlich für die größte Menge herhalten, aber bald nahm man die Bronze, das klassische Material antiker Bildnerie, zu Hilfe, und in Bronze wurden die schönsten und präziösesten Lampen hergestellt. Die Thonlampen wurden zum Teil auf der Töpferscheibe gedreht, wie schon Aristophanes angiebt; es waren dies also wohl die einfachen oben offenen Schüsselnchen, an die der Henkel dann angefügt und der Schnabel, falls er überhaupt angedeutet war, nur mit dem Finger herausgedrückt wurde. Eine höchst einfache Thonlampe von jedenfalls uralter, der altägyptischen ähnlichen Form, wenn sie selbst auch wohl nicht so alt sein wird, befindet sich im Bonner Provinzial-Museum. Es ist eine offene, verhältnismäßig tiefe, tassenförmige Schüssel, augenscheinlich nur aus freier Hand geformt. Ein kleiner ringförmiger Henkel ist angefügt, ein schnäuzchenförmiger Schnabel ausgebrückt und in diesen hinein eine kleine thönerne Rinne schräg gegen den Boden des Gefäßes gestellt und eingelittet. Diese Rinne diente also zur Aufnahme des nur lose aufgelegten Dochtes und bildet jedenfalls ein

originelles Zwischenglied vor dem geschlossenen Schnabel. Die mit verziertem Diskus geschlossenen, auf dem Boden manchmal gestempelten oder gezeichneten Thonlampen wurden aber in Formen, und zwar in zwei Stücken hergestellt, die man dann aneinander kittete. Solche Formen sind vielfach erhalten. Die Bronzelampen wurden natürlich gegossen und gegebenen Falls selbst aus mehreren Stücken zusammengefügt.

Von anderen Stoffen wurde seltener Blei (zwei Bleilampen im Karlsruher Museum), Eisen, Glas oder Stein angewandt. Auch Edelmetalle wurden verarbeitet. Abgesehen davon, daß verschiedene Schriftsteller goldene und silberne Lampen erwähnen, Cicero in Verrem sogar eine mit edlen Steinen geschmückte, besitzt das Neapler Museum, allerdings als Unikum, eine höchst prachtvolle Lampe aus Pompeji, die aus massivem Golde im Gewicht von achthundert Gramm hergestellt ist. Wahrscheinlich war sie nicht zum Gebrauch bestimmt, sondern nur ein Prunk- oder Botivstück, und ist es auffallend genug, daß sie bei einfacher, wenn auch vollendet schöner Form jedes weiteren bildnerischen Schmuckes entbehrt.

Über die von den Römern angewandten Dochte berichtet Plinius und Dioscorides, daß sie aus den Fasern des Verbascum (Wollkraut, Fadelkraut) angefertigt wurden. In Herkulanum wurde eine Lampe gefunden, in welcher der Docht noch erhalten war, er bestand aus Hanf und war einfach zusammengedreht, ohne weiter bearbeitet zu sein. Ebenso sind Dochte aus Flachsh erhalten.

Was nun zunächst die Thonlampen betrifft, so hatte sich bei ihnen schon früh jene Grundform herausgebildet, die selbst in den reichsten Stücken festgehalten ist. Es besteht dieselbe zunächst aus dem runden Becken, zur Aufnahme des Öls, aus dem Schnabel und gegebenen Falles aus dem Henkel. Das Becken war oben durch eine einwärts gewölbte Rundung, den Diskus, geschlossen, in ihm befanden sich ein bis zwei runde Löcher, durch welche

vermittels besonderer Ölkännchen das Öl eingegossen wurde. Unten war das Becken abgeplattet und gelegentlich mit einem Fuß versehen. Der Schnabel, der als erstes Glied den einfachen Schüsseln der ältesten Zeit hinzugefügt worden war, diente zur Aufnahme des Dochtes, war hohl und an seinem Ende durchlocht (s. Abbild. S. 224). Zuweilen befand sich auch in seiner Mitte noch ein kleines Luftloch. Be-

mehrte (s. nachstehende Abbild.). Marcial läßt in dem einen der sechs Epigramme, die er den Lampen und Leuchtern widmet, die mehrdochtige Lampe (Polymyros nannten sie die Griechen) sagen: „Wenn ich auch mit vielen Flammen die Gastmähler beleuchte, und noch so viele Schnäbel habe, nennt man mich doch bloß die eine Lampe.“ Dann mußte natürlich auch der Ölbehälter vergrößert werden, und es gab große Lampen mit bis zu zwanzig Flammen. Zuweilen waren bei den zweidochtigen Lampen die beiden Schnäbel einander gegenübergestellt; drei Schnäbel bildeten zuweilen eine Kreuzform, mehrere waren nach demselben Princip radial angeordnet. Meistens aber lagen die zwei oder mehreren Schnäbel in einer Reihe nebeneinander (s. die Abbild. S. 228, 229, 231).



Römische Thonlampe. (Nach Vassier.)

sondere Brenner besaßen die Schnäbel nicht, der dicke Docht lag eben nur ziemlich lose in der verhältnismäßig weiten Öffnung. Dieser Schnabel gab den ersten Anlaß zu Verschiedenheiten im Bau der Lampe, je nachdem er lang oder kurz, einfach oder ornamentiert, schließlich einzeln, doppelt oder mehrfach vorhanden war. Denn dazu führte sehr bald das Bestreben, eine etwas stärkere Beleuchtung zu erzielen, als das einzelne kleine Ölkännchen gewährte, daß man die Zahl der Flammen, der Schnäbel ver-

von der größten Schönheit der Komposition und Ausführung. Die dekorative oder figurliche Ausfüllung eines Kreises war den Alten ja geläufig genug, und es scheint, als ob zwischen den Künstlern, welche Entwürfe für die Dekorationen der Thonlampen machten, und den Gemmenschneidern eine gewisse Verwandtschaft bestanden habe. Bei beiden derselbe Reichtum der Motive, dieselbe Geschicklichkeit in der Raumvernutzung und fast dieselbe Schönheit in der Ausführung.

Bei der Vorliebe der Römer für symbolische Zeichen und Darstellungen konnte es nicht ausbleiben, daß auch auf den Thonlampen ein großer Teil der Darstellungen eine tiefere Bedeutung hatte.



Bronzelampe aus Pompeji.

Von den heute uns manchmal schwer verständlichen und dunklen Anspielungen auf alle möglichen mythologischen Anekdoten und eventuelle Slandageschichten, an denen sich das Volk ergötzte, bis zu den leicht verständlichen und selbst bis auf den heutigen Tag gebräuchlichen scherzhaften Darstellungen ist eine fast unerschöpfliche Bilderfülle erhalten. Da ist z. B. eine Thonlampe, deren Becken mit Münzen angefüllt scheint, aber diese Münzen sind nur plastisch auf dem Diskus dargestellt, gerade wie wir uns heute noch Bonbonnièren und Atuppen schenken, die mit Goldstücken gefüllte Kassetten und dergleichen darstellen. Auch an Inschriften fehlte es nicht, an Neujahrswünschen bei zu Neujahrsgeschenken bestimmten Lampen, an Dedikationen für Götter und Menschen. So stellt eine sehr hübsche Thonlampe das Brustbild einer Victoria dar, die im Begriff ist, auf einen Schild den Namen Traiani zu schreiben.

Es mögen hier gleich die allerdings nicht zur Verzierung dienenden Inschriften und Zeichen erwähnt werden, die sich vielfach auf dem Boden der Thonlampen befinden. Zum großen Teil sind es Fabrikzeichen, und finden sich sowohl Buchstaben und Namen, als auch bloße Marken, wie sie gerade so noch heutzutage in Gebrauch sind. Da giebt es Zweige und

Ranken, Hände, Speere, Hufeisen, Rosetten, Scheiben und Halbmonde, ferner findet sich der griechische Buchstabe Theta Θ, der als erster des griechischen Wortes Thanatos (Tod) auf Grablampen seine erste Bedeutung hatte. Ferner sind die Monogramme der Töpfer häufig zu finden, Namen der Cäsaren oder Konsuln, seltener Städtenamen. Alle diese Inschriften sind entweder in den weichen Thon eingekritzelt, oder mit Hilfe eines geschnittenen Stempels eingepreßt, in welchem Falle dann die Buchstaben oder Zeichen erhaben hervortreten. Oft waren sie schon in die Formen eingegraben und erschienen dann auf den Lampen selbst wieder erhaben.

Der Henkel bei den Thonlampen war meistens klein und einfach. Er bestand häufig nur aus einem durchlochten Vorsprung und blieb diese Form auch bei einem Teil der Bronzelampen erhalten. Als man dazu übergegangen war, zwei und mehrere Schnäbel anzubringen, mußte



Bronzelampe aus Pompeji.

natürlich auch der Henkel entsprechend verstärkt werden, und entwickelte sich derselbe häufig zu den Formen eines Dreiecks, eines Halbmondes, oder einer herz-

förmigen, hübsch geschweiften, zuweilen auch auf die Spitze gestellten Platte (siehe Abbild. S. 228). Je größer die Lampe, um so größer natürlich auch der Henkel, damit man ihn nicht nur mit zwei Fingerspitzen, sondern mit dem ganzen Fingern umfassen könne. Den Halbmond oder das Dreieck nahm man wohl in die ganze Hand, sofern nicht unterhalb noch ein besouderer Ring war und die Platte



Bronzelampe aus Pompeji.

beim Tragen zum Schutz gegen die zurückwehende Flamme dienen sollte. Viele Thonlampen entbehren des Henkels vollständig. Sie waren dazu bestimmt, in Laternen hineingefest zu werden, oder bei festlichen Illuminationen in Fensternischen und vor die Thüren gestellt zu werden. Diese Lampen waren zuweilen viereckig oder auch hinten abgeplattet, oder halbrund. Mitunter haben sie statt des Hen-

heit zu figürlichen Verzierungen. Häufig sind es Tiere, Vögel u. dgl., an deren Hälsen die Ketten befestigt sind (s. Abbild. S. 229). Besitzt die Lampe außerdem noch einen Henkel, so geht eine der Ketten gewöhnlich zu diesem. Bei einer Hängelampe aus Pompeji ist die Kette an den zusammengestellten Schweifen zweier Delphine angebracht, und ist es nur zu verwundern, daß sich diese hübsche Idee so selten angewendet findet (s. Abbild. S. 233). Zuweilen vereinigen sich die Ketten oberhalb der Lampe in einer kleinen Tafel, welche irgend eine Inschrift, eine Widmung, einen Namen oder dergleichen trägt; von diesen Tafeln gehen dann wieder Ketten bis zu dem Auhänger (s. Abbild. S. 236).

Bei einzelnen der thönernen Hängelampen (die meisten waren allerdings aus Bronze), namentlich aus späterer Zeit, befindet sich an Stelle des Handgriffes eine förmlich ausgebildete, dekorativ verzierte Hinterwand. Eine zeigt an dieser Stelle Jupiter auf dem Thron sitzend mit zwei Hunden zu seinen Füßen. Eine sehr schöne in Herculanium gefundene Thonlampe hat als Henkel oder Hinterwand ein reich ausgebildetes Feigenblatt mit einer kleinen menschlichen Halbfigur in der Mitte. Reiches Mantelwerk umschlingt diese und das Blatt. Aber es liegt auf der Hand, daß einer derartigen reichen Ausbildung die Schwäche und Zerbrechlichkeit des Materials Schranken setzen mußte. Die Alten haben niemals einem Material Gewalt angethan; gerade bei aller Schönheit ihrer Geräte war deren Nutzbarkeit immer ein Hauptgesichtspunkt, der niemals, auch nicht bei Botivgeräten, die vielleicht gar nicht zum Gebrauch bestimmt waren, außer acht gelassen wurde. So konnte der Henkel, der natürlich den meisten Angriffen ausgesetzt war, erst bei den Bronzelampen reich und freier behandelt werden. Die Motive der Thonlampen wurden zunächst weiter entwickelt. Die Dreiecke, Halbmonde und herzförmigen Platten wurden zierlicher, die auf ihnen angebrachten

Reliefs feiner und mannigfaltiger. Durchbrochene Akanthusblätter wurden vielfach angewandt, figürliche Darstellungen aller Art, Menschen, Tiere, Vögel, Fledermäuse und Masken stellten sich ein, auch das Motiv der dekorierten Hinterwand bei Hängelampen wurde freier und malerischer behandelt. So giebt es eine Bronzelampe, die einen schreitenden Greifen zwischen zwei Säulen darstellt.

Ausschließlich bei Bronzelampen findet sich der höchst graziose, nach oben umgebogene Henkel, welcher gestattet, die Lampe mit dem gekrümmten Zeigefinger wie an einem Ringe zu tragen. Verziert sind diese stielförmigen Handgriffe an ihren Enden mit Köpfchen aller Art. Auch die hübschen Seeperdchen sind hier verwandt, ferner Vögel, Löwen, Pferde, Menschenköpfe und Masken in größter Mannigfaltigkeit (s. Abbild. S. 230).

War nun bei den Thon-Lampen der obere Teil des Deckels die Hauptstätte künstlerischer Verzierung, wobei die Eingußlöcher einfach ignoriert wurden, so trat bei den Bronzelampen sehr bald eine einschneidende Änderung auf. War es vom technisch-dekorativen Standpunkt unstreitig ein Fehler gewesen, diese wichtigen Öffnungen dekorativ ganz zu vernachlässigen, so wurde dies Versehen bei den Bronzelampen bald nachgeholt, die Öffnung wurde vergrößert, in ihrer Umrahmung charakterisiert und mit einem Deckel versehen, der nun an Stelle des verloren gegangenen Deckels zuweilen reich verziert wurde und zwar meist durch rein plastische Darstel-

lungen, durch Tier- und selbst Menschenfiguren, wobei sich dann bald der ganze Reichtum an Phantasie und lebenswichtigen Einfällen, woran die alte Kleinkunst so reich war, entfaltete. Auch die naive Beobachtungsgabe der Alten spricht sich in einzelnen hübschen Einfällen aus, und ist es ein interessantes Faktum, daß ein anderes Volk, das trotz größter räumlicher Entfernung und vollkommener Unabhängigkeit von den Alten doch eine große Ähnlichkeit in Bezug auf seine Lebens-

verhältnisse mit ihnen noch heute zu haben scheint, nämlich die Japaner, welche auch dieselbe scharfe und naive Naturbeachtung in ihrer Kunst zu verwenden wissen, bei derselben Gelegenheit auf den gleichen Gedanken gekommen sind. Es findet sich nämlich oft als Deckelbekrönung bei den römischen Bronzelampen eine Maus;* daselbe Tier wird von den Japanern bis in die neueste Zeit, sicherlich doch ganz unabhängig von den alten Rö-

mern, ebenfalls mit Vorliebe zur Dekoration ihrer Lampen verwendet. Die Anregung gab natürlich die Beobachtung, daß die Mäuse, um von dem Öl zu naschen, sich gern an die Lampen heranzumachen. Und das wußten auch schon die alten Griechen; im Trojach-Mäuse-Krieg, dem komischen Heldengedicht, das mit Unrecht dem Dichter der Odyssee zugeschrieben wird, da es viel jünger ist, weigert

* Nicht Ratte, wie Meister de Kavelstein meint. Ratten kannten die alten Griechen und Römer noch nicht, da diese Tiere erst zur Zeit der Völkerwanderung nach Europa kamen.



Spätrömische Bronzelampe. (Mus. Santangelo, Neapel.)

sich Pallas Athene, den Mäusen beizustehen, weil sie das Öl aus den Lampen naschten, die in ihrem Tempel angezündet wären. Nebenbei haben die Mäuse, welche bei den Alten im Geruch großer Verliebtheit standen, eine erotische Bedeutung, wie denn auch sonst derartige Anspielungen auf den Lampen nicht fehlen. Vielleicht dienten die Lampen mit Mäusen darauf als scherzhafte Liebesgeschenke, um so mehr, als „Maus“ schon bei den Römern als Kosewort gebraucht wurde (s. Abbild. S. 229).

Größere Lampen hatten als Deckelfiguren sogar menschliche Gestalten. Eine besonders schöne und große Prachtlampe aus Pompeji trägt auf dem Deckel die spannenlange Figur eines lustig mit den Fingern schnalzenden alten Fauns, der sich später auch bei den Kandelabern oft wieder vorfindet (siehe nebenstehende Abbild.) Eine mit einem prachtvoll ausgeführten Nebenblatt als Henkel versehene Lampe zeigt als Deckelfigur einen vollendet modellierten, sitzenden Bacchus. Er

und sein weineliges Gefolge durfte natürlich am wenigsten bei den Lampen fehlen, die zur Erleuchtung der nächtlichen Zechgelage dienen mußten. Zwei andere Lampen aus Herculaneum haben auf dem Deckel einen laufenden oder tanzenden Jüngling, der in der einen Hand eine Kette hält, an welcher der zum Aufstodern des Dochtes dienende Haken hängt. Sehr niedlich ist auch die Gruppe auf einer anderen Lampe: ein kleiner Knabe, welcher eine Gans umfaßt hält — ein Motiv, das am bekanntesten geworden ist durch die berühmte Marmorgruppe des Knäbchens mit der Gans.

Hier ist an dem Bein der Gans die Kette angebracht, die den Deckel an den Henkel der Lampe befestigt, wie denn aus naheliegenden Gründen, nämlich um ihn nicht zu verlieren, der Deckel meist durch eine kleine Kette mit der Lampe verbunden war, falls er nicht durch Scharniere festgehalten wurde. Interessant ist in dieser Beziehung eine sonst etwas barocke und wohl sehr späte Lampe aus dem Museo Santangelo in Neapel (s. Abbild. S. 231). Hier hat der doppelte Deckel Scharniere. Der obere Knopf sollte wohl zurückgelegt

werden können, um gelegentlich einen stärkeren Luftzug auf die Dochte zu ermöglichen, durch die Teilung sollte vielleicht ein Abtropfen des Öles von dem damit in Berührung gekommenen unteren Teil des Deckels verhindert werden. Auffallend sind hier auch die Löschhütchen, die sich sonst selten finden, auch wohl nicht in Gebrauch waren, wie wir später sehen werden. Ein origineller Scharnierdeckel findet sich bei einer vierdochtigen kleinen Lampe aus Pompeji. Ein kleiner menschlicher



Pompejanische Bronzeleuchte mit Deckelfigur und Unterfuß. (Neapel, Museum.)

Arm mit Hand drückt den Deckel auf die Öffnung der Lampe und ist in der Gegend des Ellbogens eingelenkt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit dem in der Kaiserzeit beginnenden Niedergange des Stiles, welcher sich zunächst allerdings bei graziosen Formen und in einer etwas überreizten Phantasie, einer förmlichen Wut zu verzieren und zu dekorieren aussprach, sich auch bei den kleinen, aber unentbehrlichen Zeugen des nächtlichen Lebens bemerkbar machte. Dieser Periode, die allerdings noch nach den alten Mustern die schönsten, zuweilen an die besten griechischen Arbeiten erinnernde

Werke hervorbrachte, und die uns in den Funden von Pompeji und Herculaneum nach fast zweitausendjährigem Begraben sein mit größter Lebendigkeit wieder vor Augen gerückt ist, dieser Periode entstammen jene zahlreichen Lampen, welche, die alte Form verlassend, für ihr Becken neue Gestalten suchten und statt des wirklichen Gefäßes andere Gegenstände aus der lebenden Natur nachzuziehen begannen. Diese Sucht, leblosen Dingen, Geräten, Werkzeugen u. s. w. die Gestalt lebender Geschöpfe oder der lebendigen Natur entstammender Erzeugnisse zu geben, also nicht bloß sie mit Teilen derselben auszustatten, zu verzieren, ist immer das Zeichen eines mangelhaften Stilgefühles, das entweder barbarischer Unkultur, erst beginnenden künstlerischen Versuchen eines jungen Volkes entstammt, oder dem Niedergang eines überjättigten und überladenen Geschmacks. Die Form von Früchten, Melonen oder Tomaten, den noch heute in Italien so beliebten Pomodori zu wählen, war noch eine nahe liegende Übertragung, zumal aus dem Orient vielleicht schon das von der Natur gegebene Gefäß des Flaschentürbis bekannt geworden war, auch die Verwendung des Schneckenhauses für kleine Hängelampen war noch eine verhältnismäßig natürliche. Die gewundene Muschel, die ja ein vollkommenes Gefäß darstellt, entspricht von selbst der Form einer Lampe, auch waren die offenen Seemuscheln schon längst eine beliebte Zierde nicht nur der thönernen Lampenbecken, sondern auch vieler anderen Dinge. Sie waren schon früh zu einem unentbehrlichen Dekorationsmotiv geworden, das sich bis heute erhalten hat. In wie reizvoller Weise man sie gerade in Pompeji zu verwenden verstanden hat, beweisen die zum Teil ganz aus natürlichen Muscheln in Mojait hergestellten prächtigen Brunnenhäuschen, deren mehrere fast vollkommen erhalten sind. Die roccaille, Muschelarbeit ist also auch keine Erfindung jener späten Barockperiode, die man nach ihr Rokoko genannt hat.

Selbst in der Gestalt von Fischen bildete man zuweilen die Lampen, wie auch der bekannte dekorative Delfin zu Verzierungen nicht fehlen durfte. Lampen, die vielleicht zu Weihgeschenken von Seelenten, oder als Geschenke an Reisende bestimmt waren, hatte man schon früh die Gestalt von Schiffen gegeben, was die frühchristliche Kunst später aufgegriffen und in übertriebener Weise ausgeführt



Prachtandelaber aus der Casa di Diomede in Pompeji. (Neapel, Museum.)

hat. Ebenso stammt eine andere Form der frühchristlichen und selbst der byzantinischen Periode, der Vogel (hier meist die symbolische Taube), als Kultusgefäß oder auch als Lampe von den antiken pompejanischen Bronzelampen. Es giebt da eine kleine Lampe, welche die Gestalt einer Gans hat. Der rückwärts gewandte Hals und Kopf bilden den Henkel, und der Schwanz enthält den Docht und dient als Brenner.

Bei anderen Motiven mögen auch barbarische Anregungen mit untergelaufen sein. Hat doch in dem eleganten Rom einmal so etwas wie eine ägyptische Mode

geherrscht, nachdem im Jahre 31 v. Chr. Ägypten eine römische Provinz geworden war, und wenn man auch noch keine Übersichten Romane las, so malte man doch gelegentlich ein Zimmer auf ägyptisch aus, wie in Pompeji noch heute ein kleiner Raum erhalten ist, dessen Wände nicht die üblichen Figuren der römisch-griechischen Mythologie zeigen, sondern die steifen Gestalten nachgeahmter ägyptischer Wandmalerei. So mag denn auch der oft zu Lampenformen und Verzierungen benutzte Ochsenkopf eine Erinnerung sein an den heiligen Stier Apis, der die Inkarnation des Lichtgottes Osiris war, oder an die kuhköpfige Isis Hathor, die Sonnengebäuerin, welche die Sonnenscheibe zwischen den Hörnern trug, und bei deren Prozessionen eine brennende Lampe vorangetragen wurde. Übrigens war schon den älteren Griechen die Anwendung des Rindskopfes geläufig. Die Hera-Idole mit Kuhkopf, die Schliemann gefunden hat, beweisen das. Auch der Schädel der getödteten Opfertiere war ein altes Dekorationsstück, das, zuerst in natura aufgehängt, später in die plastische Dekoration überging. Bei den Römern selbst waren die Ochsenhörner das Zeichen des Mondes, der natürlichen Himmelslampe, und der Luna heilig. Und wie man im barbarischen Norden die Schädel vielfach zu Gefäßen, selbst zu Trinkbechern benutz hat, so kann die Anwendung des Ochsentopfes bei den Römern zur Lampendekoration nicht weiter wunder nehmen (s. Abbild. S. 229). Aber zu guter Letzt machte man dann auch Lampen in der Form von menschlichen Köpfen und diente bei diesen der offene Mund entweder als Dochtöffnung oder als Öffnung, oder er schien mit gespitzten Lippen die aus dem Kinn entspringende Flamme anzublafen (s. Abbild. S. 230). Das reichte schon bis ans Fraßehauste, und findet man ähnliches auch wieder bei den größten Karikaturenkünstlern der Welt, den Japanesen. Aber die antike Kunstfertigkeit und der Rest des niemals ganz vergessenen Stilgefühles wußte

auch diesen Lampen den Reiz des künstlerischen zu bewahren, namentlich wenn sie in immer noch stilistisch ornamentaler Behandlung in den bewußten Gegenfuß zu einer ganz realistisch behandelten Figur gestellt wurden, wie bei einem trotz allem höchst reizvollen Kandelaber aus Pompeji. Derselbe dient zwei Lampen mit Faunsköpfen. Die eine steht auf einer kleinen gewundenen Säule, die andere, eine Hängelampe, hängt mit ihrer Kette an der linken Hand eines prächtigen Putto, der sie, neben der Säule stehend, in lebendiger Bewegung emporheben zu wollen scheint. Mit der Rechten hält er das andere Ende der Kette, an dem der haufenförmige Lampenpußer hängt.*

So verschieden wie die Form ist auch die Größe der antiken Lampen, die Farbe der in Thon hergestellten. Es giebt Lämpchen, die, wohl zu Kinderspielzeug bestimmt, nicht viel größer sind als ein Fingerhut, und Lampen in Bronze und Thon, die mehr als einen Liter Öl fassen können, und in der Farbe sind alle gelben, roten, grauen, schwarzen und selbst metallischen Töne einer mit Silikat hergestellten Glasur vorhanden.

Was nun den Gebrauch der Lampen angeht, so konnte es bei der Bedeutung des Feuers oder Lichtes in den altheidnischen Religionen, wie schon bemerkt, nicht ausbleiben, daß derselbe ein weit ausgiebiger war als heutzutage, und vielleicht nur diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung so zahlreicher Stücke. Das immerhin räthelhafte Phänomen der Licht und Wärme spendenden, sich geräuschlos nährenden, beweglichen, gleichsam lebendigen Flamme mußte den abergläubischen Alten, die in jedem Baum eine Dryas, in jeder Quelle eine Nymphe versteckt glaubten, von vornherein etwas Übernatürliches bedeuten, und die mannigfachen Beziehungen, die zwischen dem Feuer und dem Kultus der verschiedensten Götter bestanden, mußten sich mehr oder

* Abgebildet nebst vielen anderen in: *Delle antichità di Ercolano*, Bd. 8 (Tab. LXIX).

weniger allmählich auch auf die kleine Flamme der Öllampen erstrecken, und eine reichliche und regelmäßige Anwendung der brennenden Lampe beim Gottesdienst war die Folge. Die ewige Lampe ist keineswegs eine Eigentümlichkeit der katholischen Kirche, schon die Alten ließen in verschiedenen Tempeln ewige Lampen brennen, wie ja das ewige Feuer der Vestalinnen noch älter ist. Ewige Lampen brennen z. B. auch in Athen und in Syrakus am Festsaal der Prytaneen, den Versammlungshäusern des Rates. Als unter dem Tyrannen Kriktion diese heilige Lampe in Athen einmal erlosch, durfte sie nicht am Feuer wieder entzündet, sondern es mußte ihre Flamme an den Sonnenstrahlen erneuert werden. Bei ähnlichen Gelegenheiten mußte das Feuer aus dem Nationalheiligtum in Delos geholt werden. Pausanias erzählt, er habe im Tempel der Pallas eine goldene Lampe gesehen, die ein Jahr lang gebrannt habe, und dies Märchen von lange brennenden Lampen wiederholt sich noch öfter. Es ist eben die Folge der sogenannten ewigen, d. h. immer wieder nachgefüllten Lampen. Der alte Aberglaube, daß in ihnen ein unverzehrbares Öl gebrannt habe, hat sich sogar bis in unser Zeitalter erhalten. Licetus erzählt in seinem großen Buche über die Lampen der Alten ganz ernsthaft, man habe beim Öffnen des Grabes der Tulliola, der Tochter des Cicero, unter Papst Paul III. in Rom eine brennende Lampe vorgefunden, die erst beim Zutritt der Luft verlöscht sei.*

Und nicht bloß im Inneren der Tempel fungierten die Lampen, sie mußten auch bei öffentlichen Festen, bei Processionen und Umzügen, schließlich zu Illuminationen religiösen und allgemeinen Charakters dienen. So war es bei den Ägyptern und bei den Griechen, und bei den Römern wurde dieser Gebrauch noch häufiger. Als Cicero die Verschwö-

rung des Catilina vereitelt hatte, wurden ihm zu Ehren brennende Lampen und Fackeln vor die Thüren gestellt. Als die Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom an drei Tagen festlich begangen wurde, waren eine solche Menge Lampen des Nachts angezündet, daß man, wie Capitolinus ohne Übertreibung meldet, das Tageslicht gar nicht vermißte, indem der Glanz der Lampen in der Nacht wie das Sonnenlicht war. Von dieser großen Illumination ist sogar bis heute eine Anzahl von reich verzierten Thonlampen erhalten, welche den Namen des damaligen Konsuls M. Julius Philippus und die Bezeichnung seines dritten Konsulats tragen. Eine originelle Art zu illuminieren bestand darin, daß man Lampen und Lichter auf die Bäume stellte oder sie in denselben aufhing, und so wäre denn nicht einmal unser Weihnachtsbaum eine nordisch-christliche Erfindung. Von diesem Gebrauch mögen wohl die hübschen Formen der Mandelaber herrühren, die vielästige Bäume nachahmen.

Eine noch hervorragendere Rolle spielten die Lampen in dem Totenkultus der Alten, und die Schriftsteller geben darüber eine so große Menge von Andeutungen, daß man lange Zeit geglaubt hat, die so zahlreich aufgefundenen Thonlampen alle als Gräberlampen bezeichnen zu müssen. Ist das nun wohl auch ein Irrtum, so läßt sich nicht leugnen, daß eine große Zahl derselben Gräbern entstammt, und daß auch eine Menge der auf ihnen abgebildeten Symbole auf das Totenreich Bezug hat. Es steht fest, daß man in Rom schon früh den Toten Lampen mit in die Gräber oder Kolumbarien gab, und zwar thönerne, um die Herrschaft der Erde anzudeuten, welche sie über arm und reich durch den Tod erlangt hat. Ebenso erhielt man auf oder an den Grabmälern brennende Lampen. So ist das Testament einer vornehmen Römerin Mävia erhalten, in dem bestimmt ist, daß zwei Sklaven die Freiheit geschenkt werden soll unter der Bedingung, daß sie monatlich abwechselnd eine Lampe

* De reconditis antiquorum lucernis Fortunali Liceti. Patavii 1662. Pag. 8.

an dem Grabe ihrer ehemaligen Herrin brennend erhalten sollten. Daß ein derartiger Gebrauch älter ist als die griechisch-römische Kultur, geht aus den angeführten Notizen Herodots über die Lampe an der Leiche jener ägyptischen Königstochter hervor, und ist die Verwendung nicht abzuweisen, daß ihm eine mythische Bedeutung zu Grunde liegt.

Auch die Vermischung des Salzes mit dem Öl, wie es Herodot von den Ägyptern bei Gelegenheit ihres Lampen-Festes meldet, soll mythisch die Verbindung der Geschlechter zur Erzeugung der Flamme, des neuen Lebens bedeuten. Auf oder in den Gräbern stellt dann die Lampe „ein Bild des sich selbst verzehrenden Lebens dar, das um so schneller verlöscht, je gewaltiger die Flamme lodert“,* und in dieser Verzehrung des Lebens in der Flamme und durch die Flamme wird der Fortschritt der Seele, der Psyche, von der Stofflichkeit zur Unstofflichkeit angedeutet. So soll die ganze Psychejage den Irrgang der menschlichen Seele auf der Suche nach dem göttlichen Eros darstellen, und die Lampe, bei deren Licht Psyche den schlafenden Gott zum erstenmal erblickt, aber dann durch das heiß niedertropfende Öl verbräunt, ist die

Psyche selbst in ihrem erst irdischen, dann durch viele Prüfungen, selbst durch das Hinabsteigen in die Totenwelt abgeklärten Liebesverlangen.

Sogar der Stoff der Grablampen, der ihnen allen gemeinsame Thon, die Terrakotta wird in diese mythischen Ideengänge hineingezogen. Die gebrannte Erde verkörpert in sich die Verbindung der beiden großen Naturkräfte, des Wassers und des Feuers, mit dem irdischen Stoff, und sie dient als stoffliche Grundlage eines Bacchus- oder Dionysoskultus.

Auch die Scheu der Alten, keine Lampen anzulöschen, hat man schon früh aus religiösen Gründen erklären wollen. Plutarch beschäftigt sich damit in seinen Fragen über römische Gebräuche, deren zweiundsiebzigste folgendermaßen heißt: „Warum pflegten die Römer sonst kein Licht anzulöschen, sondern es selbst ausgehen zu lassen? Etwa weiß sie das Licht, als mit dem ewigen, unauflöschlichen Feuer verwandt und verschwivert, ehren? Oder ist auch dies ein Symbol, daß man



Pompejanischer Kandelaber mit angehängten Bronze Lampen. (Neapel, Museum.)

nichts Belebtes, wenn es nicht schädlich ist, töten oder vertilgen müsse. Denn das Feuer ist einem Tier ähnlich, da es Nahrung bedarf, sich von selbst bewegt und beim Auslöschten, gleich als wenn es getötet würde, eine Stimme von sich giebt. Oder soll uns diese Gewohnheit belehren, daß wir weder Feuer noch

* Vgl. hierzu und zu dem folgenden: Bachofen, Versuch über die Grabersymbolik der Alten. Basel, Bahnmayer. S. 53 und 93 ff.

Wasser, noch andere notwendige Dinge, deren wir genug haben, verderben, sondern, wenn wir sie gebraucht haben, sie auch anderen, die ihrer bedürfen, zum Gebrauch überlassen müssen?" (Kaltrauer Überf.) Auch die späteren Römer noch liebten die Lampen stets von selbst ausbrennen, und ist es hier wohl erlaubt, neben dem etwaigen religiösen Grunde auch an einen recht einfachen, praktischen zu denken. Die Alten werden sicher den übeln Geruch der ausgelöschten Öllampe, des lange nachqualmenden Dochtes ebenso gescheut haben, wie wir es thun, und sicherlich war es reinlicher und bei der Kleinheit der im häuslichen Gebrauche befindlichen Lämpchen auch nicht allzu verschwenderisch, wenn man sie ruhig ausbrennen ließ. Man hatte wohl bald genug herausgefunden, wie lange sie zu brennen pfliegen. Aber drei bis vier Stunden werden die gewöhnlichen Thonlampen und die kleinen pompejanischen Bronzelampen gewiß nicht angehalten haben, und da verlohnte es sich nicht sie auszulöschen und den Qualm zu ertragen. Inzwischen knüpfte sich doch mancher Aberglaube an die „mitwissenden“ kleinen Lichtpenderrinnen. Man prophezeite aus dem Sprühen des Dochtes, das man ein Niesen nannte (wie man das Ende des Schnabels, aus welchem der Docht hervorrage, auch wohl als die Nase der Lampe bezeichnete). Man suchte zuweilen sogar dieses Niesen durch Beiprengen mit Wein oder Zugießen desselben künstlich hervor-

zurufen. Als bei Ovid (Her. XIX, 150) Hero voll Sehnsucht ihren Leander erwartet, da gießt die Amme ungemischten Wein auf die Lampe, und die Lampe nist und giebt ihnen glückliche Zeichen. Und die gute Amme vergißt sich selbst auch nicht. „Morgen werden wir zu mehreren sein,“ sagt sie und trinkt selber einmal. Sie „gießt sich selbst eins auf die Lampe“, wie eine neuzeitige Redensart charak-



Bronzeleuchter mit angehängten Lampen.
(Neapel, Museum.)

teristisch lautet. Ursprünglich geschah dies Zugießen vielleicht, um bei kurzem Docht den Rest des Öles verbrauchen zu können, wie ja auch die Kerzen unserer Nachtlichte mit wenig Öl auf einem Glase Wasser schwimmen. „Schon hast du dreimal geniest, liebes Lämpchen,“ sagt einmal Mucedon in der Anthologie, und in unserem Motto fordert die unternehmende Protagora ihre als verabredetes Zeichen aufgehängte Lampe auf, zu sprühen, wohl um der geplanten Versammlung der emancipierten athenischen Damen, welche die schlechte Verfassung zu verbessern wünschten, eine glückbringende Vorbedeutung zu gewähren. Wenn auch dieser Pro-

log der Aristophanischen Komödie eine Verpötlung der tragischen Dichter, namentlich des Euripides, mit ihrer stereotypen Anrufung der Götter bei Beginn ihrer Stücke bedeutet, so ist doch der Hinweis auf einen im Volk üblichen abergläubischen Gebrauch unverkennbar. Sogar das Wetter suchte man mit Hilfe der Lampen vorherzubestimmen. Wenn sich viel Ruß an dem Dochte ansetzte, so be-

deutete das Regen. „So häufige Schnuppen bilden sich hier an unseren Dächten, und immer pflegt, wenn das geschieht, tüchtig es zu regnen,“ sagt der Chorführer in den Werken des Aristophanes. Eine deutsche Bauernregel lautet ganz ähnlich.

Aber nicht bloß als Botivgeschenke in Tempel und auf Altäre wurden Lampen gestiftet, sie dienten auch vielfach als Geschenke im täglichen Leben. Freilich sollten sie da wohl nicht ausschließlich als Gebrauchsgegenstand, als sogenanntes nützliches Geschenk betrachtet werden, sondern mehr als scherzhaft bedeutungsvolles Angebinde, wozu sie sich nach ihrem geringen realen Wert, aber der hübschen, zierlichen Form, der künstlerischen Ausstattang vortrefflich eigneten. Daß man das kleine Angebinde nebenher benutzen konnte, es als Leuchtenden, aber verschwiegenen Zeugen einsamer Abend- und Nachtstunden schätzen durfte, mußte seinen Wert nur erhöhen. Wie das Kind seine Puppe, läßt dann der Dichter wohl sein Lämpchen sprechen, und was konnte schließlich das Andenken an einen Freund oder eine Freundin lebhafter erhalten als die helle, gleichsam lebendige kleine Flamme, die ihrem Herrn zeigt, was er sehen will, „ihn thun läßt, was er thun will, aber nichts ausplaudert.“ Stand doch die Vorliebe der Alten für zierliche Formen ihrer Gebrauchsgeräte in engstem Zusammenhang mit der kindlich spielerischen Art, wie sie dieselben als Diener und Freunde sich dachten, sie personifizierten. Eins entstand da aus dem anderen, und die „Tüde des Objektes“, unter der wir hastig nervösen Epigonen zu leiden haben, war den heiteren Epikuräern und ihren artigen, wohlgeformten Objekten sicherlich fremd.

Aber abgesehen von der Sitte, gelegentlich Lampen an Freunde, die abreisen, an Freundinnen, die dablieben, vielleicht als verlorene Vielliebchen, zu schenken, war es allgemein gebräuchlich, sie zu Neujahr wechselseitig auszutauschen. Neujahrsgeschenke waren seit alters üblich, und die

späteren Dichter klagen nur darüber, daß, während man sich früher mit bescheidenen Dingen begnügt habe, jetzt nur Kostbarkeiten geboten werden dürften. Nun, die hübschen thönernen Neujahrslampen waren noch keine Kostbarkeiten, und gaben die später verlangten Goldmünzen zunächst nur bildlich in Thon geformt. Zahlreich sind diese Lampen erhalten, und besonders häufig ist eine gewisse Reihe von Bildern auf dem Diskus, die symbolisch alles enthält, was man sich zum neuen Jahr wünschen mochte (s. Abbild. S. 225). In der Mitte steht oder schwebt die Lorbeerkränzte, Palmen tragende Gestalt der Viktoria, der Siegesgöttin, denn Sieg war den kriegerischen und herrschsüchtigen Römern immer die Hauptsache. In der Hand hält die Göttin den bekränzten runden Schild, auf dem aber diesmal der friedliche Neujahrswunsch steht: Zum neuen Jahre; möge es dir glücklich und fröhlich sein. Dann folgt eine Reihe von Dingen, die das Glück näher erläutern sollen. Das Gold spielt schon eine Hauptrolle dabei, eine oder mehrere Münzen durften nicht fehlen. Feigen und Eicheln oder dergleichen als Obst und Brotfrucht treten fast in den Hintergrund, ebenso ein kleines Gefäß zu Salböl oder ähnlichem. Erwähnt wurde schon die Neujahrslampe, die ein Becken voll Münzen darstellt, und es konnte hier nicht ausbleiben, daß unsere heutige Welt sich dieses alten Motivs bemächtigte, mehr ein Beweis für ihre Wertschätzung des Geldes als für ihre Erfindungsgabe.

Fragen wir nun schließlich nach dem praktischen Wert, nach der Leuchtkraft der alten Thon- und Bronze Lampen, so können wir von unserem heutigen Standpunkt aus allerdings nur mit Mitleid auf ihr schwaches, röthliches Licht blicken, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß neben der mangelhaften Leuchtkraft noch manche andere Uebelstände den hübschen, aber für unsere heutigen Begriffe sehr unpraktischen Öllämpchen anhafteten. Bisher läßt einen Tropfen des glühenden Öles auf die Schulter des schlafenden Liebes-

gottes fallen und verzehret so ihr Glüd. Die arme Psyche braucht dabei die Lampe nicht einmal schief gehalten zu haben, denn bei dem Mangel an einem sogenannten Brenner — der Docht saß eben nur lose in der ziemlich weiten Öffnung des Schnabels — schwitzte das erhitzte Öl fortwährend über und sammelte sich am Fuß der Lampe an. Apulejus unterläßt es denn auch nicht, bei diesem Unglück der Lampe die bittersten Vorwürfe zu machen und ihr alle Schuld zu geben.

Dies Überlaufen des Öles erklärt denn auch den Gebrauch der zahlreich gefundenen kleinen Dreifüße als Lampenuntersätze. Sie sollen die Eßtischchen und die hübsch bemalten Nischen, in denen man die Lampen aufzustellen pflegte, vor Ölfluten schützen.

Bei den oben glatten Thonlampen und auch den ähnlich gestalteten Bronzelampnen hatte man allerdings eine einfache Einrichtung getroffen, die das Überschwigen des Öles verhinderte. Es lief nämlich um den mehr oder weniger nach unten gewölbten Diskus, der gewissermaßen einen Trichter zum Eingießen des Öles bildet, eine Rinne von dem Dochtloch aus, das mit einem erhöhten Rande versehen war (s. die Abbild. S. 224 u. 241). Bei den mit hohem Deckel versehenen oder figurlich gebildeten Lampen konnte aber diese Einrichtung nicht zur Anwendung kommen.

Ferner werden die mit minderwertigen Olivenöl oder gar mit Rüböl gespeisten Lampen nicht wenig gequalmt haben, um so mehr, als die Brennvorrichtung eine so überaus einfache war. Daß sie bei längeren nächtlichen Sitzungen sogar das Gesicht schwärzten, hat Juvenal mit seiner Zolaschen Gewissenhaftigkeit gelegentlich (Sat. VI, 131) zu erwähnen nicht versäumt. Mit Qualm und Dunst eng verbunden war der üble Geruch, der sich selbst bei ruhigem Brennen entwickelte, beim Auslöschen und langsamen Nachschwelen des Dochtes geradezu unerträglich war und dadurch zu der Sitte beigetragen haben mag, daß man die Lampe

von selbst ausbrennen ließ. Bekannt ist die Kritik, welche nach Plutarch der Redner Pytheas über die Reden des von ihm unablässig angefeindeten Demosthenes abgab, als er sagte, sie röchen nach der Lampe. Die darin enthaltene Bosheit ist eine doppelte, denn nicht nur will er damit tabeln, daß sie allzu mühsam nächtlicherweile durchgearbeitet, verquält seien, sondern die Erinnerung an den üblen Geruch der Lampen mußte bei dieser Bemerkung jedem sogleich einfallen. Schließlich bedurfte der Docht einer fortwährenden Bedienung. Er verbrannte ziemlich rasch und mußte deshalb von Zeit zu Zeit aufgestört oder etwas hervorgezogen werden. Diesem Zwecke dienten die kleinen Zangen und Haken, die zuweilen vermittels kleiner Ketten an den Lampen selbst oder an den lampentragenden Kandelabern befestigt waren (s. Abbildung S. 236).

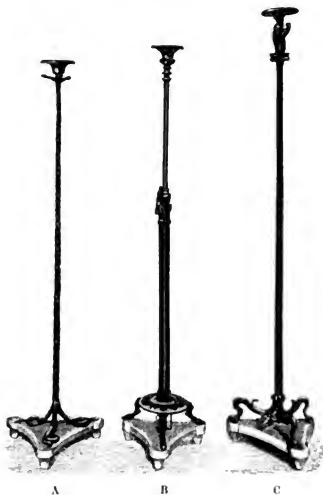
Wenn man sich nun über diese Mängel der antiken Lampen bei all ihrer schönen, zum Teil kostbaren Ausstattung und bei der sonst so verhältnismäßig hoch ausgebildeten Geschicklichkeit der Alten in der Anfertigung ihrer Geräte wundern möchte, so muß man zweierlei bedenken. Zunächst ist es nämlich nicht viel länger als ein halbes Jahrhundert her, daß wir selbst viel besser brennende, nicht rauchende, ruhende und übelriechende Lampen haben. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts waren auch unsere Beleuchtungsverhältnisse außerordentlich dürftige. Die allgemein üblichen Öllampen der verschiedensten Systeme brannten kaum viel besser als die antiken Lämpchen. Wohl hatte man eben angefangen, sie mit durchlochten Brennern und Glascylindern zu versehen, um durch Regulierung des Luftzuges etwas mehr Licht zu gewinnen, aber erst die Erfindung der sogenannten Astral- und Moderateurlampen vermochte den lästigen Geruch zu verbannen, und diese Lampen waren so teuer und so unbequem groß, daß sie für manche Zwecke fast unbrauchbar waren. Man braunte vor vierzig Jahren noch vielfach Kerzen,

und erst die Einführung des amerikanischen Petroleum, die Ausbeutung der ungeheuren Quellen dieses dünnflüssigen, billigen und hell leuchtenden Öles brachte den kolossalen Umschwung in der Lampenbeleuchtung hervor, in dessen Genuß wir jetzt mit Verachtung auf die Rüböllampen herabsehen. Gas und Elektrizität haben seitdem gewetteifert, die Nacht zum Tage zu machen, ob gerade zum Besten der

und Last, und wer sich dann nicht in die kleinen dunklen Schlafkammerchen zurückzog, sondern auf den Straßen herumschwärmte, der brauchte und wollte wohl auch gar kein Licht. Feierte man Feste, wurden Gelage abgehalten, so fanden dieselben ohnehin im Freien statt, in dem offenen Hof, dem Atrium, das immer der Hauptaufenthaltort innerhalb des Hauses war, und da befestigte man brennende Fackeln an den Säulen und suchte durch die große Zahl der Lampen, die auf hohen Kandelabern standen, ihr mangelhaftes Licht zu verstärken. Rauch und Geruch störten da draußen niemanden. So lag also gar kein so dringendes Bedürfnis vor, die Lampen zu verbessern, da sie den an sie gestellten bescheidenen Ansprüchen vollkommen gerecht wurden.

Es wurden schon mehrfach die sogenannten Kandelaber erwähnt, die man bei einer Betrachtung antiker Lampen um so weniger übersehen kann, als sie in Bezug auf ihren Gebrauch ebenso wichtig, wie ihrer Form nach hervorragend schön sind. Die in Pompeji und Herculaneum in so großer Zahl gefundenen Kandelaber waren fast ausschließlich als Untersätze für Lampen bestimmt, doch ist das Gerät weit älter als die Lampe, wie schon der Name beweist und wie auch Martial in einem seiner Epigramme bemerkt, wenn er den Kandelaber sagen läßt: „Mus gaben den alten Namen die Kerzen; den spärlichen Vätern war die Öllampe nicht

bekannt.“ Entstanden ist der Kandelaber, der Kerzenhalter, wie man wörtlich übersetzen könnte, sicher aus den Fackelhaltern der alten Zeit, wie Schliemann schon einen thönernen in Tyrus gefunden hat. Auch die Feuerschirre der Odyssee, die mit trockenen Holzschichten gefüllt wurden, waren gewissermaßen schon Kandelaber. Ihre Gestalt wird wohl von den auf hohen eisernen Stangen stehenden Beckkörben nicht wesentlich verschieden gewesen sein. In der Hauptsache waren die Kan-



Einige Bronzeandelaber aus Pompeji zum Aufstellen der Lampen. (Reapel, Museum.)

Menschheit und ihrer Augen und Nerven, ist eine andere Frage.

Und das ist der andere Punkt, der zu berücksichtigen ist. So wenig die Alten ein häusliches Leben, ein Stubenhocken kannten, wie es bei den modernen Nordländern üblich ist, so wenig kannten sie das nächtliche Arbeiten, wie es gerade die jüngsten Errungenschaften in der Beleuchtung gezeitigt haben. Wenn es im alten Athen und in Rom dunkelte, dann war der Tag zu Ende mit seiner Mühe

delaber also Kerzenleuchter und zwar ursprünglich auch wohl von Holz. Als die Kerze zum Teil durch die Lampe ersetzt wurde und, wie Martial sagt, zur Magd der Lampe wurde, da benutzte man den Kerzenträger eben als Lampenträger, aber der alte Name blieb ihm. Der siebenarmige Leuchter Mojes war, wie wir gesehen haben, ein goldener Kandelaber für Öllampen, und bis heute haben sich in ihrem ursprünglichsten Zweck, sowohl in den Kirchen wie im häuslichen Gebrauch, die Kandelaber als

Leuchter erhalten. Auch ihrer hatte sich sehr früh der bildnerische Trieb der Alten, welcher bei den Lampen ein so weites Feld zu finden verstanden wurde, bemächtigt und schuf bei ihnen in der Folge sogar Kunstwerke, die, als Prachtstücke zur architektonischen Dekoration verwendet, weit über die Maße der Kleinkunst hinauswuchsen und, selbst in Marmor ausgeführt, ihren ursprünglichen praktischen Zweck vergessen ließen. Von diesen

monumentalen Kandelabern kann jetzt nicht die Rede sein, es sollen eben nur diejenigen betrachtet werden, die im täglichen Gebrauch den Lampen als Unterfüße oder Füße dienten.

Die verhältnismäßig niedrigen runden Dreifüße wurden schon erwähnt, noch zahlreicher als sie sind aber die großen, von einem halben bis zu anderthalb Meter hohen, schlanken Ständer, die in Pompeji zu Hunderten gefunden wurden (s. die Abbild. A, B, C, S. 240). Ihre Hängigkeit wird durch eine besondere Eigentümlichkeit der antiken Lebensweise erklärt. Es ist dies der fast vollständige

Mangel an Tischen, überhaupt an Möbeln in den Zimmern der klassischen Wohnungen. Für den modernen Menschen ist der große viereckige Tisch als Arbeitsstätte so unentbehrlich geworden wie der Stuhl als Sitz. Die Alten entbehrten beides im gewöhnlichen Leben fast vollständig. Wohl benutzte man kleine dreifüßige runde Tische bei den Mahlzeiten zum Aufsetzen der Speisen, aber niemals zum Arbeiten, zum Schreiben. Der Grieche und Römer ruhete beim Essen auf der niederen langgestreckten Kline, dem Kuchbett, auf linke Hüfte und Ellenbogen gestützt, und ebenso lag er auch beim Schreiben; als Unterlage der Schreibtischplatte oder Papyrusrolle diente die rechte Hüfte. Da wurde denn ein hoher, leicht beweglicher Untersatz für die Lampe unentbehrlich, und so entstand der allgemeine Gebrauch der Kandelaber.

Ihrem Wesen nach lassen sie sich in zwei Klassen scheiden, je nachdem an ihnen Hängelampen aufge-

hängt wurden, oder ob sie Unterfüße für stehende Lampen abgaben. Ihre Formen entwickelten sich in der Bronze ganz folgerichtig aus dem einfachen hölzernen Stod zum naturalistisch gebildeten dünnen Ständer, an dem sogar die abgeschweiften Zweige angedeutet wurden. Dann kam die Säule in Anwendung, und schließlich die zum Teil künstlerisch bedeutenden, figürlichen Lampenträger. Die Füße der Kandelaber waren meistens dreiseitig, Löwen- oder Ziegenfüße, wie die Alten überhaupt mit Vorliebe dreifüßige Geräte anwandten. Sie kannten sehr wohl den Vorteil derselben, da sie immer feststehen, im



Altchristliche Bronzelampe (im Antiquarium zu Berlin).

Gegensatz zu unseren modernen, vierfüßigen Gegenständen, die sehr häufig nicht feststehen, sondern „wackeln“ und erst durch untergelegte Stützen festgestellt werden müssen. Die Tragplatte, häufig als Kapitäl nach den verschiedenen Säulenordnungen gebildet, oft aber nach einem tulpen- oder lotosförmigen Motiv, wurde manchmal noch von kleinen Vüsten, Masken oder Tierfiguren, Sphinxen, Greifen oder dergleichen unterstützt. Sowohl hier, wie bei den vielfach geschweiften Füßen, ist der Reichtum an Motiven ein unerschöpflicher. Ein Kandelaber aus Pompeji ist aus drei ineinander verschlungenen Schlangen gebildet (s. Abbild. A, S. 240). Die natürlich gerollten Schweifspitzen bilden den Fuß, und unterhalb des Kapitäls züngeln die drei Köpfe nach verschiedenen Seiten. Auch sonst werden Schlangen zuweilen als Wandluchter verwendet, aber doch ist die Verwendung der sonst in der alten Kunst eine so große Rolle spielenden Schlangen gerade bei den Lampen und Kandelabern eine ziemlich seltene. Es beruht das vielleicht auf der Beobachtung, daß die Schlangen das Licht scheuen und also zu den Lampen nicht passen.

Einzelne Kandelaber zeigen eine Vorrückung, um höher oder niedriger gestellt werden zu können. Der untere Teil ist hohl und in ihm bewegt sich der dünnere obere (s. Abbild. B, S. 240). Wie großen Wert man auf die Schönheit auch dieser Geräte legte, geht aus einer Notiz des Plinius hervor, der von zwei Städten erzählt, daß sie wegen ihrer Kandelaber berühmt seien, und zwar zeichne sich Tarent durch die Proportion und Zusammenfügung der Schäfte aus, Ägina durch den bildnerischen Schmuck an denselben.

Mannigfaltiger in der Form sind die Kandelaber für Hängelampen, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß einige, namentlich spätere Erzeugnisse, mehr malerisch als plastisch, mehr naturalistisch als ornamental gedacht sind. Das gilt besonders von denjenigen, welche kleine Bäume nachahmen, auf deren Zweigen Vögel sitzen und von denen die Lämpchen herab-

hängen, noch mehr von den Störchen oder Reihern, welche die Lampen im Schnabel tragen, und anderen derartigen Kombinationen, die zwar eine reiche und fast unerschöpfliche Phantasie, aber auch schon einen gewissen Mangel an Stilgefühl vertragen. In einem wohlthuenden Gegensatz dazu steht der berühmte Kandelaber der Villa Diomedea in Pompeji, der von einem viereckigen, auf einem löwenfüßigen Untersatz stehenden Pilaster gebildet wird, von dessen Kapitäl die prachtvoll entwickelten vier Arme ausgehen (s. Abbild. S. 233). Auf dem vorn ausgehewigten Untersatz befindet sich rechts ein kleiner viereckiger Altar, links die Gruppe eines auf einem Panther reitenden jungen Bacchus. Ähnliche, allerdings meist einfachere Kandelaber sind in Pompeji mehrfach gefunden worden, zuweilen bildet auch hier eine Säule den Schaft (s. Abbild. S. 236). Manchmal ist eine menschliche Figur die Trägerin dieses Schaftes, oder aber der Lampe direkt, und namentlich unter diesen Kandelabern befinden sich wirkliche plastische Kunstwerke von vollendeter Schönheit. Meist ist es ein Faun oder Silen, der unter einem Baume ruht oder sich weinselig an denselben lehnt. Ein anderes Mal trägt er den Untersatz für die Lampe auf dem Kopfe, oder stemmt ihn mit der Gebärde eines Athleten in die Höhe. In der Feinheit der Ausführung stehen diese Arbeiten hinter den berühmten Bronzefiguren des Narciss, des betrunkenen Faun und der anderen in Pompeji gefundenen Brunnenfiguren kaum zurück. Ein anderes ebenfalls berühmt gewordenes Motiv ist der auf einem Delphin reitende Eros. Der Schweif des Delphins trägt die Lampe.

Es mag hier noch eine ziemlich späte Form erwähnt werden, die, ohne gerade zu einer künstlerisch besonders schönen Ansbildung gelangt zu sein, doch deshalb interessant ist, weil sie mit unseren heutigen Lampenformen am meisten Ähnlichkeit hat. Es ist dies eine Verbindung des einfachen Ubedens mit Tülle und gelegentlich sogar auch Henkel mit einem

landelaberartigen Untersatz zu einem ovalen- oder flaschenförmigen Ganzen. Der Untersatz zeigt zuweilen eine plastisch modellierte oder nur im Relief dargestellte Figur, die als Trägerin gedacht ist. Es scheinen dies vorzugsweise Totenlampen gewesen zu sein, worauf die Herstellung aus Thon und namentlich die Beziehungen des figürlichen Schmuckes hinweisen.

Sehr häufig ist es nämlich Herakles, oder ein mit den Attributen des Herakles, mit Löwenfell und Keule, ausgestatteter geflügelter Genius. Herakles galt aber als Besieger des Todes, nachdem er die Alceste, welche sich für ihren Gatten Admetus geopfert hatte, aus dem Totenreich wieder hervorgeholt hatte. Es ist also ein hübscher und fast christlich anmutender Gedanke, ihn als Träger einer Grablampe zu verwenden.

Noch später als diese sind Thonlampen, welche mit einem nur ganz einfachen dünnen, etwa spannenlangen Fuß versehen sind. Eine solche fand Schliemann auf den Ruinen von Troja Ilium, und eine ganz ähnliche befindet sich im Kunstgewerbemuseum in Berlin.

Die fernere künstlerische Entwicklung der Lampe über die klassische oder vielmehr griechisch-römische Kunst hinaus ist eine wenig ausgiebige. Bei der Verlegung der Welthauptstadt nach Byzanz und dem Eindringen orientalischer Einflüsse in Kultur und Kunst mußten sich diese auch auf die kleinen Gegenstände des häuslichen und öffentlichen Lebens erstrecken. Es mögen hier nur noch die frühchristlichen Lampen eine Erwähnung finden, da sie sich einerseits in der Form und im Gebrauch eng an die römischen angeschlossen, andererseits aber durch Verzierung mit den neuen, entschieden christlichen Symbolen doch ein neues Element in diese Industrie brachten. Entsprechend der meist niederen socialen Stellung der ersten Christen, ihrer Armut und dem Druck, unter dem sie lebten, waren ihre Gebrauchs- und Kultuslampen äusserst schlicht und bescheiden; die thönernen Grablampen sehr häufig ganz ohne Ver-

zierung, wie man sie zu Hunderten in den Katakomben gefunden hat. Bei den etwaigen Diskusverzierungen mußten die heidnischen Götter natürlich den Darstellungen des guten Hirten mit dem Lamm u. s. w. weichen, oder dem unendlich variierten, auch als Henkelverzierung benutzten X P, dem Zeichen, welches in der Schlacht wider Maximianus dem Konstantin erschienen war und seitdem als das offizielle Monogramm Christi allgemein in Gebrauch kam (siehe Abbild. S. 241). Dasselbe wurde auch mit den Buchstaben A und O verbunden, „Ich bin das A und das O,“ nach den Worten der Apokalypse. Die mythische Taube wurde ebenfalls vielfach angewandt; so giebt es einen hübschen Henkel an einer Bronzelampe, wohl aus ziemlich später Zeit, welcher ein Kreuz darstellt, auf dessen Spitze eine Taube sitzt. Schließlich arteten mit dem immer mehr schwindenden Stilgefühl auch die Formen der Lampen zu jenen überladenen, teils geschmückten, teils fast fragenhaft steifen Kompositionen aus, wie wir sie im byzantinischen Stil und sogar noch in der frühen Romanik wiederfinden. Dahin gehört eine Lampe, die in den Ruinen des Monte Celio in der Nähe der im fünften Jahrhundert gebauten merkwürdigen Rundkirche S. Stefano Rotondo gefunden wurde und von dem Kardinal Leopold de' Medici nach Florenz gebracht wurde, wo sie noch in den Uffizien zu sehen ist. Sie stellt das Schiff der Kirche dar mit naturalistisch gebildetem Mastbaum, Segel, Ruden und zwei menschlichen Figuren; an dem Mastbaum ein Schild mit Inskript. Rechts und links an den Schiffswänden je zwei Dochtöffnungen. Hier ist Form und Zweck schon einem geschmacklosen Naturalismus untergeordnet.

Daß auch im christlichen Kultus die Lampen noch eine Rolle spielten und einem gewissen Aberglauben dienen mußten, beweist der eigentümliche, aber nicht unpoetische Gebrauch, den man von ihnen bei der Wahl des Taufnamens eines Kin-

des machte. Johannes Chrysostomus (347 bis 407) beschreibt in seiner zwölften Homilie, Brief an die Korinther, diese Sitte, wonach man, wenn ein Kind zu taufen war, mehrere Lampen anzündete, denen man verschiedene Namen gab. Das Kind erhielt den Namen derjenigen Lampe, die am längsten brannte. Daß die ewige Lampe sich in den katholischen und griechischen Kirchen (in letzteren sogar in sehr ursprünglicher Form) bis auf unsere Tage allgemein erhalten hat, ist bekannt. Am Rhein findet man sogar in den meisten katholischen Häusern vor einem Muttergottesbilde eine ewige Lampe brennen. Auch hier oft nur ein Glasküßelchen, in welchem der Docht auf dem Öle schwimmt.

Die Hängelampe wich bald der orientalischen Ampel, die eben nur die Umhüllung für die Lampe bot und, für die mohammedanischen Moscheen in Glas und Metall ausgeführt, schon früh eine originelle, dem Hufeisenbogen entsprechende Form erlangte. Bei der Stagnation der mohammedanischen Kunst blieb dieselbe fast unverändert bis heute gebräuchlich. Auch die christliche Kunst hatte die Ampel übernommen und entwickelte einzelne schöne Stücke während der Renaissance (Florenz, Venedig). Die Grundlage fast aller zur Beleuchtung dienenden Geräte blieb jedoch bis auf unsere Tage der antike Wandelaber, den wir in unseren modernen Leuchtern und Lampenröhren fast überall wiederfinden. Laternen, die

auch den alten Römern und Griechen schon bekannt waren, wenn sie auch von ihnen nicht weiter ornamental behandelt wurden, geben einigen Meistern der Renaissance Gelegenheit zu vortrefflichen und vollkommen unabhängigen Werken. Die eigentliche Lampe tritt heute als Ölbehälter mit Brenner dekorativ fast ganz in den Hintergrund und bildet oft nur eine formlose Anschwellung oberhalb des Fußes. Über ihr spricht der Glasballon mit dem Cylinder als große Lichtquelle am meisten. Eine bedeutende künstlerische Weiterentwicklung oder Erhaltung der eigentlichen antiken Handlampen hat kaum stattgefunden; in der rohesten Form, die sie vor fast zweieinhalbtausend Jahren hatten, sind sie heute noch in den Gebirgsdörfern Siciliens und gelegentlich im mohammedanischen Orient und in China gebräuchlich. Die künstlerische Ausschmückung ist bei der Armut und Verbauung der Bevölkerung verloren gegangen.

Wir, die wir auf unsere Gas- und elektrische Beleuchtung so stolz sind, haben noch keine originelle oder schöne Idee entwickelt, um unsere Leuchter künstlerisch zu gestalten. In Nachahmung von phantastischen Kränzen und ähnlichen Spielereien mit Glühlämpchen als Blumen glaubt man das Höchste erreicht zu haben. Dem praktischen Sinn der Neuzeit ist das Bedürfnis nach schöner Form noch nicht wieder aufgegangen, geschweige denn die Fähigkeit origineller Erfindung und Gestaltung.





Wilhelm Wundt.

Von

Thomas Apelis.



Wohl die Hoffnung nicht unbegründet ist, daß die Zeit der tiefsten Demütigung und Erniedrigung für die hochgeborene Königin der Wissenschaften, für die Philosophie, vorüber ist, so ist es doch ebenso unzweifelhaft, daß sie diese Duldung nur durch ein sehr verhängnisvolles Opfer erkaufte hat. Von einer dominierenden Stellung, von einer geistigen Welt Herrschaft, welche einem ganzen Zeitalter ein eigenartiges Gepräge aufzudrücken vermochte, von einer umfassenden Konstruktion der Wirklichkeit in einem lückenlosen System von Ideen, von diesem Traum des transcendentalen Idealismus kann füglich gegenwärtig nicht mehr die Rede sein; nein, es handelt sich für die meisten lediglich darum, inwieweit der philosophischen Forschung überhaupt noch für eine gewisse Orientierung in der Welt ein einigermaßen selbständiger Wert beigelegt werden kann, oder inwiefern sie doch mehr und mehr eine bloße Handlangerin für bestimmte induktive Wissenschaften, wie Anthropologie, Kulturgeschichte, Sittenlehre u. s. w. geworden ist. Diese bedenkliche Herabsetzung des philosophischen Bewußtseins ist unfraglich ein Zeichen innerer Schwäche, die sich freilich zeitgeschichtlich wohl verstehen läßt, wenn man den jähen Sturz der früheren allmächtigen Fürstin im Reich der Wissenschaften und die darauf folgenden Zeiten der bitteren, wenn auch nicht unverdien-

ten Knechtschaft erwägt. Und doch tritt gerade auf der anderen Seite die Dringlichkeit einer Vertiefung des philosophischen Programms nicht schlagender, unwiderprechlicher zu Tage als eben in der angedeuteten Perspektive einer immer weiter um sich greifenden Zersplitterung und damit zusammenhängenden Zerfahrenheit des wissenschaftlichen Denkens. Der Fanatismus des Empirismus, der schon so kläglichen Schiffbruch im Materialismus erlitten hat, führt gelegentlich zu einer solchen methodologischen Verfälschung, daß jede Erkenntnis, die nicht unmittelbar von den Dingen abgelesen wird, sondern als eine höhere Ergänzung ihren Zusammenhang uns erst begreiflich macht, als spekulative Täuschung verschrien wird. In die Reihe der Männer, welche sich nicht durch dies Geschrei beirren lassen, sondern auf dem alten kantischen Standpunkt stehen, daß Erfahrung und Denken die Bestandteile der Wissenschaft ausmachen, gehört Wilhelm Wundt, zugleich — und das ist sehr bedentjam — Vertreter der Naturwissenschaft und Philosophie.

Der Lebenslauf eines deutschen Gelehrten pflegt schlicht und still zu verlaufen, fern von allem Lärm und Gepränge des öffentlichen Lebens; deshalb sind wir auch nicht im Stande, von unserem Gewährsmann viele epochenmachende politische Aktionen zu berichten. Wundt ist der Sohn eines badischen Pfarrers, ge-

boren am 26. August 1832 in Nedarau; nach Erlangung des Reifezeugnisses besuchte er die Hochschulen in Tübingen, Heidelberg und Berlin, wo er sich dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften widmete. In den Jahren 1857 bis 1874 war er als Privatdocent, beziehungsweise außerordentlicher Professor in Heidelberg thätig, um dann einem Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Zürich zu folgen, bis er 1875 nach Leipzig ging, wo er noch wirkt. In das politische Leben hat er nur vorübergehend eingegriffen, nämlich als Abgeordneter der Stadt Heidelberg zum badischen Landtag in den Jahren 1866 bis 1868. Wundt giebt eine philosophische Zeitschrift unter dem Namen „Philosophische Studien“ heraus, welche insbesondere das Gebiet der experimentellen Psychologie pflegt, und ein anderes der neueren naturwissenschaftlichen Erkenntnis gewidmetes Organ: „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“, hat er mit ins Leben gerufen. Bezeichnend aber ist für ihn, wie schon angedeutet, die Vereinigung umfassender naturwissenschaftlicher und mathematischer Kenntnisse mit eindringender philosophischer Kritik, eine Zusammenstellung, die ja auch für seine Vorläufer Fechner und Lotze sehr bedeutend geworden ist.*

Ehe wir es versuchen, eine Gliederung des vorliegenden Systems zu entwerfen, wird es geraten sein, den Begriff und das Programm unserer Wissenschaft zu bestimmen, um so mehr, weil, wie erst bemerkt, die Geltung der Philosophie als einer selbständigen und in sich abgeschlossenen Forschung neuerdings verschiedentlich in Frage gestellt ist. Indem Wundt in

* Die bequemste Orientierung über die Weltanschauung Wundts bieten seine Essays (Leipzig, 1885). Von den übrigen Werken, soweit sie hier für uns in Betracht kommen, seien genannt: Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (2 Bde., Leipzig, 1863, neuerdings in ganz neu bearbeiteter Auflage, Hamburg, 1892); Grundzüge der physiologischen Psychologie (2 Bände, Leipzig, 1880); Logik (2 Bände, Stuttgart, 1880 und 1883); Ethik (Stuttgart, 1886) und endlich System der Philosophie (Leipzig, 1889).

großen Zügen den Entwicklungsgang der modernen Spekulation schildert, sucht er zugleich den Streit der entgegengesetzten Meinungen zu schlichten. „Der Versuch,“ so fährt er fort, „der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, die sie im Altertum befaßen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb derselben befindet. Es ist eine falsche und den tatsächlichen Einheitsbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gebe zwei voneinander verschiedene Weisen, die Gegenstände zu erkennen, die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder ist die erste dieser Erkenntnisweisen falsch oder die zweite: ein Drittes giebt es nicht. Nun läßt sich aber unschwer nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzigmal ihren Grund darin haben mögen, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatfachen gesetzt hat, über welche die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Specialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rate zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß, und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, welche sich zwischen verschiedenen Erkenntnisgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen, und wenn es möglich ist, sie zu beseitigen.“ (Essays, S. 17.) Daraus erhellt für eine nüchterne Auffassung des Thatbestandes, daß die Philosophie sich rückhaltlos auf den Boden der Erfahrung zu stellen hat und nicht nur gelegentlich in einer Anwendung hilfloser Schwäche bei ihr eine Anleihe machen darf, will sie anders nicht ihren beherrschenden Einfluß preisgeben. Freilich gilt diese Konsequenz auch nach einer anderen Seite; je mehr

die fortschreitende Zergliederung der Naturerscheinungen an gewisse Probleme gelangt, die sie aus eigenen Mitteln widerspruchlos zu lösen nicht im Stande ist (man erinnere sich nur der zahlreichen Streitfragen innerhalb der modernen Biologie und der Descendenztheorie im besondern!), desto mehr hat sie dieser Verpflichtung eingedenk zu sein, hier das endgültige Urteil einer anderen Instanz zu überlassen. Deshalb fährt unser Gewährsmann so fort: „Sobald innerhalb der Einzelforschung ein wichtiges Problem von allgemeiner Tragweite sich aufthut, so wird es von selbst, indem es die Hilfe anderer Wissensgebiete und unter ihnen insbesondere auch diejenige der Psychologie und Erkenntnislehre voraussetzt, zu einer philosophischen Aufgabe. So erhebt sich aus der Mitte der Einzelwissenschaften selbst die Forderung nach einer Wissenschaft der Principien, der allgemeinen Grundbegriffe und Grundgesetze, für die der Name der Metaphysik beibehalten werden mag, vorausgesetzt, daß man das Herrbild, das häufig unter diesem Namen gegangen ist, nicht mit der berechtigten und notwendigen Aufgabe einer solchen Principienwissenschaft verwechseln will“ (a. a. O. S. 20.) Bei dieser Sachlage könnte eigentlich gar kein erheblicher Streit zwischen den beiden Parteien auskommen, da vielmehr ja beide für ihre gedeihliche Entwicklung auf ein gegenseitiges gutes Einvernehmen miteinander angewiesen sind. Die Mißstimmung beruht aber nicht zum kleinsten Teile in der Unklarheit über den Ausgangspunkt und über die zuständigen Mittel der Forschung, und deshalb werden wir nicht umhin können, die Methode der philosophischen Untersuchung kurz zu schildern.

Lassen wir alle hochfliegenden Hoffnungen der vertrauensseligen Speculation, mittels der geheimnisvollen intellektuellen Anschauung das Wesen des Absoluten zu ergründen, fahren, bekümmern wir uns ebenso zunächst nicht um die nebelumponene Sphäre, welche unser bewußtes gei-

stiges Leben von der dunklen Werkstatt des Unbewußten trennt, fragen wir vielmehr ganz einfach, welche Mittel giebt uns die Psychologie an die Hand, um die Entwicklung unserer seelischen Kräfte und dadurch vielleicht mittelbar den Umfang und die Sicherheit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis zu bestimmen? Die Selbstbeobachtung ist es, so lautet die gewöhnliche Antwort, welche uns diesen ersehnten Einblick in das Getriebe der geistigen Kräfte gewährt. Leider zeigt ein flüchtiges Nachdenken, wie schon der alte Kant erinnerte, daß hier kein nennenswertes Ergebnis zu erhoffen sei, da in diesem Falle Subjekt und Objekt, die ja gerade einer sorgfältigen Trennung bedürfen, unmittelbar zusammenstießen. „Je mehr wir uns anstrengen, uns selbst zu beobachten, um so sicherer können wir sein, daß wir überhaupt gar nichts beobachten. Der Psychologe, der sein Bewußtsein fixieren will, wird schließlich nur die eine merkwürdige Thatsache wahrnehmen, daß er beobachten will, daß aber dieses Wollen gänzlich erfolglos bleibt. Es ist nichts Besonderes dabei, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Objekt aufmerksam beobachtet, aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Objekt der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selbst. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objekte selbst so viel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist es ja die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht.“ (Essays, S. 136.) Demgegenüber hat uns vielmehr die moderne Psychophysik, die sich an die Namen von E. H. Weber, Fechner und Wundt knüpft, ganz andere, unantastbare Resultate geliefert, indem sie die zu-

sammengesetzten Erscheinungen möglichst auf ihre elementaren Bestandteile zurückführte und namentlich bezüglich der Entstehung und des Wechsels der Vorstellungen in der Abhängigkeit der psychischen Vorgänge von den äußeren Reizen die wichtigsten Aufschlüsse in Aussicht stellte. Freilich muß man sich vor übereilten Erwartungen hüten, um nicht herben Enttäuschungen zu verfallen; es handelt sich hier nicht darum, die Seele in ihrer unmittelbaren Thätigkeit zu belauschen — der bleibende Grund der Erscheinungen entzieht sich, wie nicht besonders versichert zu werden braucht, überall unserer sinnlichen Anschauung. Aber, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, durch die Sinne, durch die Körperbewegungen steht die Seele in fortwährender Verbindung mit der Außenwelt. Auf die Sinne und auf die Bewegungen können wir nach Willkür unsere Einwirkungen anwenden, die Erfolge beobachten und aus diesen Erfolgen Rückschlüsse machen auf die Natur der psychischen Prozesse. Die Ursachen der Erscheinungen, die Kräfte der Bewegungen können wir an sich selbst niemals und nirgends messen, wir können sie nur messen an ihren Wirkungen. Was wir aber durch Experimente und Messung bestimmen, das sind nicht bloß diese äußeren Wirkungen, sondern es sind die Gesetze der Seele selber, aus denen diese Wirkungen entspringen. (Vorlesungen, erste Auflage, Vorrede S. 6.) Ja, es bedarf sogar noch einer weiteren Einschränkung, indem es von vornherein klar ist, daß diese psychophysischen Beobachtungen nur anwendbar sind auf das entwickelte Bewußtsein, dagegen ganz und gar versagen, wo ein verständnisvolles Eingehen auf die Absichten des Forschers nicht vorausgesetzt werden kann. Schon aus diesem Grunde verspricht sich Wundt nicht viel von der in gewissen Kreisen hochgeachteten Kinderpsychologie, da hier leicht unwillkürlich mannigfache Täuschung mit unterläuft und dadurch das ganze Resultat in Frage gestellt wird. Eben dasselbe Bedenken trifft die Tierpsychologie, in der

gleichfalls die unbewußte Übertragung persönlicher Stimmungen und Gefühle verhängnisvoll gewirkt hat, ganz besonders die falschen Analogien und die daraus entstandenen voreiligen Verallgemeinerungen. Ein sehr drastisches Beispiel dieser Art führt Wundt aus dem Werk von Romanes: „Über die Intelligenz der Tiere“ an, der die Beobachtung eines englischen Geistlichen so wiedergibt: „Ich bemerkte eines Tages in einer Kolonie einen unterirdischen Friedhof, auf welchem Ameisen beschäftigt waren, ihre Toten zu bestatten, indem sie sie mit Staub bedeckten. Eine von ihnen, augenscheinlich von einer heftigen Gemütsbewegung überwältigt, wollte die Körper wieder ausgraben, wurde aber daran von den Totengräbern gehindert. Was ist hier Thatsache, was Ausschmückung? Fest steht, daß die Ameisen Kadaver, ebenso wie andere sie störende Gegenstände, aus ihrem Nest in dessen Umgebung tragen und zudecken, wodurch sie dann ungestört über sie hinwegwandern können. In dieser Beschäftigung sind sie offenbar in dem beobachteten Fall von einer anderen Ameise gestört worden und haben sich ihrerseits dem widersetzt. Der Friedhof, die Totengräber, schließlich die untröstlichen Gefühle der Freundin, die die Hingeschiedenen dem Grabe wieder entreißen möchte, alles das hat der gefühlvolle Beobachter hinzugebichtet.“ (Vorlesungen, zweite Auflage, S. 372.) Erst die physiologische Psychologie unserer Tage, die nicht mit tief sinnigen Erörterungen über eine umfassende Substanz, über die verschiedenen Seelenvermögen u. s. w. aufhebt, sondern mit der in aller Erfahrung gegebenen Abhängigkeit und Wechselwirkung physischer und psychischer Zustände, ist befähigt, uns auf den festen Boden wissenschaftlicher Forschung zu führen. „Indem die physiologische Psychologie die Wege zwischen innerem und äußerem Leben durchmisst, schlägt sie zunächst diejenigen ein, welche von außen nach innen führen. Mit den physiologischen Vorgängen beginnt sie und sucht nachzuweisen,

wie diese das Gebiet der inneren Beobachtung beeinflussen; erst in zweiter Linie stehen ihr die Rückwirkungen, welche das äußere durch das innere Sein erfährt. So sind denn auch die Ansätze, welche sie nach den beiden Grundwissenschaften, zwischen denen sie eingeschoben ist, wirft, vorzugsweise nach der einen, nach der

bisher im wesentlichen einen Bestandteil der Psychologie gebildet haben, während die Physiologie Gegenstände, bei deren Untersuchung der Spekulation eine wesentliche Rolle zufallen mußte, gern aus dem Bereich ihrer Untersuchungen ausschloß." (Grundzüge der physiologischen Psychologie I, 2.) Es wäre ein in sich hoff-



Wilhelm Wundt.

psychologischen Seite gerichtet. Der Name physiologische Psychologie deutet dies an, indem er als den eigentlichen Gegenstand unserer Wissenschaft die Psychologie bezeichnet und den physiologischen Standpunkt nur als nähere Bestimmung hinzufügt. Der Grund dieses Verhältnisses liegt wesentlich darin, daß alle Probleme, welche sich auf die Wechselwirkungen des inneren und äußeren Lebens erstrecken,

nungsloser Versuch, der überreichen Fülle des Stoffes hier durch eine allgemeine Orientierung gerecht werden zu wollen; statt dessen möchten wir nur an einem einzigen Beispiel die Bedeutung und Tragweite dieser streng induktiven psychologischen Forschung veranschaulichen, es betrifft das vielbesprochene Verhältnis des unbewußten zum bewußten geistigen Sein. Es ist bekannt, wie geschickt Eduard von

Hartmann es verstanden hat, diese Hypothese eines allen bewußten Äußerungen des seelischen Lebens zu Grunde liegenden dunklen Unter- und Hintergrundes zu der erhabenen Majestät eines überweltlichen kosmischen Princips zu erweitern und es sowohl an die Spitze, wie an das Ende der gesamten Weltentwicklung zu setzen. Demgegenüber ist mit aller Entschiedenheit darauf hinzuweisen, daß die Beurteilung des sogenannten unbewußten Seins sich ganz und gar nach den uns zuständigen Analogien des bewußten Lebens richtet. Jenes allwissende und allmächtige Unbewußte, das nach Hartmann den ganzen Weltprozeß lenkt oder vielmehr in sich erlebt, ist deshalb auch eine *contradictio in adjecto*, eine leere metaphysische Grille. Dieselbe Verdrehung des wirklichen Sachverhaltes zeigt sich in der bekannten Gegenüberstellung von Willen und Bewußtsein, wie sie schon Schopenhauer angebahnt; nur eine erfahrungseindliche Metaphysik weiß von einer solchen Feindseligkeit, wie sie ja besonders bei Hartmann sich zu einer dramatischen Anschaulichkeit steigert, während die einfache psychologische Untersuchung allzeit beide Faktoren in innigster Wechselwirkung findet. „So bestätigt denn die Beobachtung durchaus, was der innige Zusammenhang der psychischen Funktionen schon annehmen läßt, daß der Wille keine erst später im Bewußtsein entstehende Eigenschaft, sondern daß er ursprünglich an das Bewußtsein gebunden ist. Freilich giebt es für uns ebensowenig einen Willen ohne Bewußtsein, wie es ein Bewußtsein ohne Willen giebt. Wenn Schopenhauer dem fallenden Stein einen Willen zuschrieb, so ist dieser Gedanke die Ausgeburt einer phantastischen Metaphysik, welche den Ausdruck Willen in einem Sinne verwendet, der mit dem psychologischen Begriff des Willens gar nichts zu thun hat. Ebenso wenig ist es gerechtfertigt, wenn man jenen empirischen Willen, welchen wir als Ursache unserer eigenen Willenshandlungen kennen, als eine an sich unbewußte Kraft betrachtet,

die uns in ihren Wirkungen erst bewußt werde. Der Wille kann in gar keiner anderen Weise Gegenstand unserer inneren Erfahrung sein als die Vorstellung oder das Gefühl, nämlich als Thatbestand unseres Bewußtseins. Wir empfinden uns unmittelbar als selbstthätig, und an diese Empfindung der eigenen Thätigkeit knüpfen wir bestimmte innere und äußere Veränderungen als ihre Wirkungen. Jene Empfindung der Selbstthätigkeit nennen wir Willen, diese mit ihr verbundenen Veränderungen nennen wir Willenshandlungen. Ein unbewußter Wille würde ein Wille sein, dem die Empfindung der Selbstthätigkeit wie die Beziehung derselben auf bestimmte Veränderungen unserer Vorstellungen fehlte. Ein solcher Wille vermag alles mögliche zu sein, nur ist er sicherlich das nicht, was wir aus unmittelbarer innerer Erfahrung unserer Willen nennen.“ (Essays, S. 294, vgl. Logik II, 387.) Nur eine durch metaphysische Dogmen gebundene Anschauung konnte diesen einfachen psychologischen Thatbestand verkennen und den ganzen Weltprozeß von einer angeblichen Isolierung der Idee von dem thatendürftigen, aber völlig stupiden Willen beginnen lassen. Überhaupt aber hat die vorurteilsfreie psychologische Untersuchung allen materialistischen und mystischen Phantastien gegenüber den maßgebenden Standpunkt der psychophysischen Anschauung festzuhalten, nach welcher sich unser ganzes inneres Leben als das Widerspiel eines unlösbar aneinander geknüpften Systems physischer und psychischer Erscheinungen enthüllt, ohne daß es — wenigstens nach den Mitteln induktiver Forschung — bislang möglich wäre, sie aus einer umschließenden Quelle abzuleiten. Trotzdem wäre es vollkommen falsch, einem starren Dualismus zu huldigen; gerade umgekehrt aus der Thatfache, daß zwischen dem körperlichen und geistigen Sein eine ununterbrochene Wechselwirkung herrscht und sich unser Bewußtsein uns ebenso wie unser körperlicher Organismus als untrennbare Einheit darstellt,

folgert Wundt, „daß, was wir Seele nennen, das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Diese Auffassung des Problems der Wechselwirkung aber führt weiterhin unvermeidlich zu der Voraussetzung, daß das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge und daß die wesentlichste Eigenschaft derselben die Entwicklung ist. Das menschliche Bewußtsein ist für uns die Spitze dieser Entwicklung; es bildet den Knotenpunkt im Naturlauf, in welchem sich die Welt auf sich selber bezieht. Nicht als einfaches Sein, sondern als das entwickelte Erzeugnis zahlloser Elemente ist aber die menschliche Seele, wie Leibniz sie nannte, ein Spiegel der Welt.“ (Grundzüge II, 463.)

haben wir somit das Bewußtsein kennen gelernt als einen Komplex von verschiedenen Vorstellungen, die je nach ihrer inneren Verwandtschaft zueinander die mannigfachsten Verschmelzungen erleiden, so würde es sich nun in zweiter Linie um den Inhalt und die Realität unseres geistigen Lebens handeln, kurz, um die Kardinalfrage der ganzen Philosophie: Inwiefern entsprechen unsere Vorstellungen den Dingen selbst? Bei dem Zwiespalt der Ansichten über Ursprung und Wert des menschlichen Wissens, bei der geräuschvollen Hektigkeit, mit der die Diskussion über die sogenannten allgemeinen Standpunkte geführt zu werden pflegt, ist es nicht unwichtig, den in Frage stehenden Begriff des Wissens und der Erkenntnis gegen andere Bezeichnungen ähnlicher Art möglichst genau abzugrenzen. Verschieben sich doch gelegentlich die ursprünglichen Gegensätze so sehr, daß der absolute Apriorismus sich in der detaillierten Entwicklung der Welt ganz unbedenklich bei der sonst so verhassten gemeinen Erfahrung Rat holt, während der strenge Empirismus letzten Endes kritische Grundsätze aufstellt, die in der unmittelbaren Wirklichkeit nicht gegeben sind. Der Apriorist muß bekennen, bemerkt Wundt, daß er schließlich auf Erfahrung und nur

auf Erfahrung sich stützt, und der Empirist muß zugestehen, daß jede Erfahrung zunächst eine innere, also ein Ereignis unseres Denkens ist. So läßt der Gegensatz schließlich darauf hinaus, daß der erstere mehr den willkürlich von uns hervorgebrachten Vorstellungsverbindungen, der letztere denjenigen, die mit einem ohne unseren Willen stattfindenden Zwang sich aufdrängen, den höheren Wert beimißt. Aber weder vernagt sich jener dem Zwange der Wahrnehmungen zu entziehen, noch dieser der Willkür des Denkens. Wie kann es da wunder nehmen, wenn zuweilen keiner von beiden mehr sicher weiß, ob er Apriorist oder Empirist sei? (Logik I, 369.) Unser Autor unterwirft daher den Begriff des Wissens einer kritischen Prüfung und Sonderung, vor allem von dem häufig mit ihm vermengten, wesentlich subjektiv bedingten des Meinens und Glaubens, und in dieser logisch zusammenhängenden Folge der einzelnen Stadien ergibt sich ein stetiger Übergang der bloß subjektiven zu der objektiv begründeten Gewißheit. Natürlich können wir diese methodologische Arbeit hier nicht genauer verfolgen, wir wenden uns vielmehr gleich dem abschließenden Ergebnis zu, wie wir uns das Verhältnis der Vorstellungen zur Außenwelt zu denken haben. Wundt bekennt sich zum Princip des Idealrealismus, den er so scharfer bestimmt: „Er hat nicht, wie eine Richtung sich anheißig machte, die denselben Namen führte, aus idealen Principien die Realität spekulativ abzuleiten, sondern gestützt auf die berechtigten Begriffe der Wissenschaft das Verhältnis der idealen Principien zu der objektiven Realität nachzuweisen. Da dieses Verhältnis schließlich nur als ein solches der Übereinstimmung gedacht werden kann, wenn eine Erkenntnis der Objekte möglich sein soll, so wird freilich auch hier das Resultat erwartet werden können, daß die idealen Principien in der objektiven Realität sich wiederfinden, wie denn schon eine oberflächliche Untersuchung uns lehrt, daß die Grundgesetze des logischen Denkens zu-

gleich Gesetze der Objekte des Denkens sind. Aber dieses Resultat muß, wie jedes wissenschaftliche Ergebnis, durch die Untersuchung gefunden werden, es darf nicht vor aller Untersuchung durch täuschende dialektische Künste erzeugt werden. Was vor aller Untersuchung feststeht, ist nur der Grundsatz, daß die Objekte unseres Denkens diesem konform sein müssen, weil ohne die Gültigkeit dieses Satzes überhaupt nicht begreiflich wäre, wie Erkenntnis entstehen kann. (Grundzüge II, 452.) Zu diesen in der Geschichte des menschlichen Denkens verhängnisvollen Irrtümern gehört ganz besonders jene berüchtigte Lehre Kants vom Ding an sich und die Behandlung des Substanzbegriffes überhaupt in der modernen Philosophie. Die Behauptung eines Objektes, das trotzdem unserer Erkenntnis auf immerdar entzogen sein soll, ist in sich so widersprechend, daß in der That nicht ein logischer, sondern ein ethischer Beweggrund zu diesem Mißgriff geführt hat. Anstatt jener mystischen, über dem Naturlauf thronenden Substanz hat die Naturwissenschaft und mit ihr die Philosophie in den beiden, auf wechselseitige Beziehung zueinander angewiesenen Principien der Kausalität und des Zweckes eine fruchtbare Perspektive für die Lösung ihrer Aufgaben gefunden. Das Kausalitätsgesetz steht so sehr in dem Vordergrund unserer ganzen modernen Forschung, daß wir über seine Allgemeingültigkeit kein Wort mehr zu verlieren brauchen; es kann sich vielmehr für uns nur darum handeln, gewissen Grenzüberschreitungen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften bei verwandten Grundsätzen nicht selten sind, entgegenzutreten. Wundt leitet dasselbe unmittelbar aus dem Satz des Grundes her, dessen Anwendung auf den gesamten Inhalt der Erfahrung es sich veranschaulicht. „Das Kausalitätsgesetz ist nicht in dem Sinne ein Erfahrungsgesetz, als wenn es erst durch die Erfahrung gefunden wäre und demnach auch nicht weiter reicht als der Kreis der Erfahrungen, aus denen es abstrahiert ist,

sondern in dem Sinne, daß es für alle Erfahrung a priori gilt, weil unser Denken nur Erfahrungen sammeln und ordnen kann, indem es dieselben nach dem Satz des Grundes verbindet. Darum trägt auch das Kausalgesetz den doppelten Charakter eines Gesetzes und Postulates an sich. Tatsächlich fügt sich überall die Erfahrung demselben, sobald wir zu einer Erkenntnis der empirischen Zusammenhänge durchgedrungen sind, und diese Tatsache ist zugleich die wesentlichste Bürgschaft dafür, daß zwischen unserem Denken und den Objekten der Erfahrung eine Beziehung besteht, vermöge deren die letzteren ebensowohl den Normen unseres Denkens adäquat sind, wie unser Denken sich von seinen Objekten bestimmen läßt, eine Wechselwirkung, ohne welche überhaupt Erkenntnis unmöglich wäre. Weil deshalb das Kausalgesetz notwendig von uns als Gesetz angesehen wird, ist es aber zugleich eine Forderung, die wir jeder einzelnen Erfahrung entgegenbringen und gegen welche uns ein Widerspruch als äquivalent mit der Bestreitung der Axiome des logischen Denkens selbst gilt. Denn was sollte in der That die Gültigkeit des letzteren noch bedeuten, wenn die Objekte mangelten, auf welche sie anwendbar wären?“ (Logik I, 549.) Ganz besonders feindselig hat sich, wie bekannt, das Kausalitätsprincip in der modernen Naturforschung zur Teleologie gestellt, indem man in dem wohlgemeinten Eifer, alle Vorgänge auf streng mechanische Weise zu erklären, sich zu der verhängnisvollen Übereilung fortreißen ließ, schlechtweg jedes zweckmäßige Geschehen zu leugnen. So wenig die banale, vielfach recht egoistische Teleologie des vorigen Jahrhunderts verteidigt werden soll, so sehr ist doch dieser Mißgriff zu beklagen. Denn beide Formen der Betrachtung schließen sich nicht aus, sondern gerade ein; während das Kausalprincip den Grund zur vorangehenden Ursache, die Folge zur nachträglichen Wirkung erhebt, besteht gerade das Wesen des Zweckprinzips in der Vorwegnahme der eintretenden Wirkung

durch die Vorstellung. Deshalb herrscht überall da, wo wir die Beziehung des Bedingenden zum Bedingten untersuchen, die Kausalität, überall da, wo wir vom Bedingten auf das Bedingende zurückgreifen, das Zweckprincip. Gerade in dem vielberufenen Kampf ums Dasein läßt sich, wenigstens für die höheren Stufen des organischen Lebens, diese Wirksamkeit von Zweckvorstellungen nicht mehr leugnen, wie das auch von Darwin z. B. ganz offen eingestanden wird. Daß diese Bedeutung sich in der Sphäre der sogenannten Geisteswissenschaften steigert, wo der Zweck unmittelbar zur treibenden Ursache des ganzen Geschehens wird, ist so einleuchtend, daß wir darüber keine weiteren Worte zu verlieren brauchen.

Diesen erkenntnis-theoretischen Erörterungen, die wir notgedrungen auf ein möglichst knappes Maß beschränken müßten (wir verweisen in dieser Beziehung auf die ausführlichen Auseinandersetzungen in Logik I, 584 ff. und System der Philosophie, S. 318 ff.), möge sich eine kurze Betrachtung der Ethik anschließen, wie sie unser Gewährsmann auffaßt. Gerade auf diesem Gebiete ist der Einfluß der modernen Naturwissenschaft besonders nachhaltig und verhängnisvoll gewesen und gerade hier ist der Tummelplatz der verschiedenartigsten, einander widersprechenden Anschauungen. Während die Spekulation angeblich über einen unantastbaren Schatz angeborener sittlicher Ideen verfügt, behauptet umgekehrt der Empirismus, namentlich der auf englischem Boden sehr üppig entwickelte Utilitarismus, jedes verpflichtende Sollen einfach aus einer Reihe äußerer Faktoren (Familie, sociale Umgebung, Nützlichkeits-erwägungen u. s. w.) ableiten zu können. Diese Hypothese, welche ihrerseits wieder eine Stütze an biologischen Anschauungen über die Vererbung sucht, streitet aber ganz und gar mit allen übrigen psychologischen Erfahrungen. Es läßt sich allenfalls begreifen, urteilt Wundt, „daß sich in dem Nervensystem im Lauf der generellen Entwickelung gewisse Nervenver-

bindungen ausbilden und daß dadurch die Anlagen zu Reflexbewegungen und automatischen Bewegungen von einem bestimmten zweckmäßigen Charakter vererbt werden; viele Beobachtungen sprechen in der That für diese Annahme. Wie aber aus Anlagen des Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die der phantastischen Hypothese huldigen, die Nervenzellen des Gehirnes seien permanente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschließen können, diese Hypothese dahin zu erweitern, daß sie einen Übergang der Zellen samt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf die Nachkommen annehmen. Noch mißlicher aber steht es mit den empirischen Beweisen für diese psychologische Vererbungslehre. Wenn nicht einmal davon die Rede sein kann, daß die elementaren Bewußtseinsstatsachen, wie einfache Sinnesempfindungen oder die Raumanschauung, als angeborene nachzuweisen sind, wie kann dann von angeborenen moralischen Anschauungen die Rede sein, Anschauungen, welche eine Menge verwickelter empirischer Vorstellungen, die sich auf den Handelnden selbst beziehen, voraussetzen? Wenn man aber zugesteht, daß alle diese Vorstellungen unmöglich fertig gegeben sein können, wie soll man sich dann das Auftreten der angeborenen moralischen Instinkte bei der empirischen Entstehung jener Vorstellungen denken? Wie sollen die vererbten Nervenanlagen es zu Wege bringen, beim Anblick eines leidenden oder in Gefahr geratenen Mitmenschen die Regungen des Mitleids, der Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit anzulösen? Wie denkt man sich den Nervenmechanismus beschaffen, der diese Affekte zu Stande bringt? In der That, die wirkliche Neurologie verhält sich zu solchen phantastischen Vorstellungen ungefähr wie die wirkliche Astronomie und Geographie zu den Entdeckungsreisen eines Jules Verne, und im Vergleich mit dieser neuesten Gestaltung der Lehre von

den ideen innere gebührt der älteren, naiven Vorstellung, welche den Hauptinhalt der Moral, Metaphysik und Logik als ein göttliches Wiegegeschenk betrachtete, unbedingt der Vorzug der Einfachheit." (Ethik S. 344.) So wenig diese stark an Lode erinnernde Ableitung unserer sittlichen Ideale dem psychologischen Thatbestand entspricht, ebenso hinfällig ist der schon oben berührte Standpunkt des Utilismus in betreff des letzten Endzweckes der ganzen sittlichen Entwicklung. Wie soll nämlich jene umfassende Glückseligkeit, das möglichst große Glück für die möglichst große Anzahl, wie die stolze Formel z. B. Bentham's lautet, hergestellt werden? Nur zu deutlich ist hier für einen allgemeinen, die ganze Menschheit umschließenden Wertmesser ein lebendig persönlicher eingesetzt, für die Wohlfahrt des Ganzen das Wohlbefinden einzelner Glieder der menschlichen Gesellschaft; überhaupt aber ist die so vielfach verbreitete Überschätzung der Bedeutung der Individualität, und sei sie noch so mächtig, gegenüber den einschlaggebenden socialen Faktoren verhängnisvoll. Der Satz des alten griechischen Weisen, daß der Mensch von Natur aus ein sociales Wesen sei, gilt vielmehr auch heute noch in seiner ganzen Tragweite, und zwar um so mehr, je weiter wir an der Hand der vorge-schichtlichen Forschung über den gewöhnlichen Rahmen der schriftlichen Überlieferung hinauszubringen im Stande sind. Alle Schöpfungen des menschlichen Geistes, Sprache, Recht, Sitte, Religion, Mythos, Kunst u. s. w. sind erzeugt aus dieser lebendigen Einheit eines Organismus, ohne dessen Wirksamkeit überhaupt das Individuum zu seiner Entfaltung ge-deihen könnte. Freilich ist dies das unentbehrliche Glied in der ganzen Entwicklung. „Nun ist es allerdings richtig, daß es einen außerhalb des Einzelnen stehenden und unabhängig von ihm existierenden Gesamtgeist nicht giebt. Aber eines mythischen Wesens solcher Art bedarf es auch nicht, um dem geistigen Gesamtleben eine Realität zu sichern, die

der Realität des Einzellebens gleichkommt. Hierzu genügt es festzustellen, daß der Einzelne thatsächlich nicht früher als die Gemeinschaft, sondern daß er als selbstbewußte geistige Persönlichkeit nur mit und in dieser möglich ist. Denn alle jene Schöpfungen, auf denen die Entwicklung des geistigen Lebens beruht, fordern zwar die Thätigkeit des Einzelnen, aber sie fordern nicht minder die geistige Gemeinschaft. So ist also in jeder Hinsicht die Realität des Gesamtlebens eine ebenso ursprüngliche und sicher begründete wie die des Einzellebens. In objectivem und allgemein gültigem Wert ist sie aber dieser um ebensoviel überlegen, als sie dauernder und umfassender ist. Dies hat auch zu jeder Zeit, allen Theorien der Philosophen zum Troß, das natürliche sittliche Gefühl deutlich empfunden, da es die Pflichten gegen die Gesamtheit höher stellt als die Pflichten gegen den Einzelnen." (System der Philosophie, Seite 592.) Ja, in einem anderen Zusammenhange, wo unser Gewährsmann die automatische Auffassung des Utilismus besonders scharf zurückweist, gewinnt die Darstellung eine sonst ungewöhnliche Wärme: „Es erscheint logisch sinnlos, anzunehmen, daß der Wert der Geschichte der Menschheit in der Wirkung bestehe, welche sie auf das individuelle Leben ausübt, oder daß der Wert der Gesellschaft auf der Förderung beruhe, welche durch sie das einzelne Dasein empfängt. Es erscheint logisch sinnlos und deshalb ethisch absurd, daß Geschichte und Gesellschaft an sich selbst gar keine Bedeutung besitzen sollen, sondern daß die Bedeutung dieser gewaltigen Thatfactenkomplexe sich in ihren verhältnismäßig unerheblichen individuellen Einflüssen erschöpfen. Ein solcher Abderitismus läßt die kosmologische Teleologie des vorigen Jahrhunderts eigentlich weit hinter sich, obgleich er immer noch die verbreitetste Lebensauffassung ist. Mit dieser Erwägung ist jeder egoistischen Ethik, wie sehr sie sich immer in wohlklingende Humanitätssphären einhüllen mag, der Stab gebrochen.“

(Vogel II, 585.) Nur die sociale Ethik, welche den weiten Blick einer entwicklungsgehistorischen Perspektive auch auf die großen Kulturgebiete des Rechtes, der Religion, Sitte und des Mythos anwendet, vermag einen wirklich induktiven und psychogenetischen Nachweis über die Entfaltung unserer sittlichen Normen und Ideale zu geben, die meist noch in kühner dialektischer Konstruktion auf rein abstrakt-metaphysischem Wege deduziert, d. h. vom Himmel heruntergeholt zu werden pflegen. Hiermit betreten wir das Gebiet der modernen Völkerkunde in ihrer psychologischen Begründung.

Die moderne Anthropologie hat nun bekanntlich, ganz im Gegensatz zu dem freundlichen Lichte, welches die sogenannten Anfänge der Menschheit in der idyllischen Patriarchenzeit verklärte, diese ersten Stufen der Gesittung so roh und zwecklos gefunden, daß man gelegentlich in einer seltsamen Anwendung sich nicht genug thun zu können glaubte in der Annäherung dieser Zustände an ein vollständig tierisches Dasein. So viel ist jedenfalls gewiß, daß von einer absoluten, schlechthin allgemein gültigen Moral nicht die Rede sein kann, es handelt sich schließlich nur darum, ob bei völlig verschiedenartigem Inhalt doch formell genommen gewisse Handlungen überall gebilligt, andere ebenso entschieden gemißbilligt werden. Entweder müßte man unter völligem Verzicht auf einen spezifischen Gehalt nur das ganz allgemeine Gefühl, je nach Lage der Dinge im gegebenen Fall Recht von Unrecht unterscheiden zu können, als den letzten Faktor dieses Vorganges ansehen, oder, wie Wundt will, gewisse psychologische Elemente, die trotz aller Variationen in ihren Grundzügen gleichartig in der Menschheit vorkommen. „Diesen zwei großen Gruppen allgemeiner Thatsachen (nämlich den religiösen Anschauungen und dem gesellschaftlichen Leben) entsprechen nun zwei psychologische Grundmotive, deren allgemein gültige Natur auf der Konstanz beruht, mit der sie im menschlichen Bewußtsein wirksam sind: die Ehr-

furchts- und die Neigungsgefühle. Beide beziehen sich ursprünglich auf gänzlich verschiedene Objekte: die Ehrfurchtsgefühle auf übermenschliche Wesen und Kräfte, die Neigungsgefühle auf die Mitmenschen. Auf den ersteren beruht zunächst das religiöse, auf den letzteren das sociale Leben des Menschen. . . . Die ganze Entwicklung der Sittlichkeit, so ungeheuer weit die Stufen derselben infolge der ange deuteten Wechselwirkungen und des Einflusses nebenher gehender intellektueller Momente voneinander abliegen, beruht auf der Bethätigung jener beiden Grundtriebe der menschlichen Natur.“ (Ethik, S. 224.)

Wie immer man sich zu diesem wichtigen Problem stellen mag, so viel ist gewiß, daß die alte Locke'sche Ansicht von den *idea innata* in der Ethik gleich wenig fruchtbar und haltbar ist wie in der Psychologie; die vielgerühmte Entwicklung, die in unseren Tagen gleich einem Haubertwort alle Rätsel des Daseins lösen soll, kann nicht mit dem völlig toten Kapital des Nichts beginnen (es wäre dies derselbe logische Gewaltstreich, den die landläufige Ansicht von der Schöpfung involviert); um überhaupt ihren Begriff zu erfüllen, setzt sie schon bestimmte Keime und Anlagen voraus, die allem Anschein nach für die ganze Menschheit sehr gleichartig gewesen sind.

Es war für uns selbstredend völlig unmöglich, das umfangreiche Lehrgebäude, welches Wundt im Laufe der Jahre errichtet, an dieser Stelle wiederzugeben; nur in großen Zügen konnten wir seine Weltanschauung darlegen und einige besonders interessante Probleme dabei berühren. Wir würden aber unsere Skizze allzu unfertig lassen, wenn wir nicht mit einigen Worten die Stellung schilderten, welche unser Denker innerhalb der verschiedenen philosophischen Richtungen in der Gegenwart einnimmt. Wir führten schon früher die Bezeichnung des Idealrealismus an, mit welcher der Verfasser seinen Standpunkt charakterisierte, und zwar gilt das, wie ersichtlich, in einer

doppelten Beziehung. Zunächst handelt es sich natürlich um einen streng erfahrungsgemäßen Aufbau der Philosophie, die sich nicht etwa in dem vermeintlichen Besitz einer überirdischen Weisheit über die Forderungen und Gesetze der wirklichen, sichtbaren Welt hinwegzusetzen hat; andererseits erfordert die systematische Zusammenfassung aller dieser einzelnen fachwissenschaftlichen Arbeiten die Geltung von Principien, die nicht unmittelbar in der Erfahrung liegen, sondern von uns zu ihrer erkenntnis-theoretischen Begründung hinzugefügt werden. Dadurch ist die richtige Mitte zwischen allen extremen, sei es materialistischen, sei es spiritua-
listischen Hypothesen gefunden, ein Umstand, der für den Empiriker Wundt um so schwerer ins Gewicht fällt, weil man bei ihm als Naturwissenschaftler ein Hinausgehen über die Erfahrung nicht erwartet hatte. Er muß es sich daher gefallen lassen (schreibt unser Gewährsmann von sich selbst), wenn es bei Gesinnungs-
genossen wie Gegnern einiges Bedenken erregt hat, daß er es wagte, ein System der Philosophie zu entwerfen, und noch dazu ein solches, in welchem der Metaphysik eine centrale Stellung eingeräumt wird. (Vorrede zum System, Seite 5.) Das war in der That der springende Punkt, daß er, der anerkannte Vertreter der Erfahrung, scheinbar unter Verzicht

auf die altbewährten Grundsätze, jene durch die Naturwissenschaft in den Vann gethane „Begriffsdichtung“ wieder zu Ehren zu bringen sich entschließen konnte. Deshalb begründet er seinen Standpunkt auch noch genauer: „Daß die Aufgabe der Wissenschaft nur unter Zuhilfenahme von Voraussetzungen gelöst werden kann, die selbst nicht empirisch gegeben sind, ist ein den Erfahrungswissenschaften bereits geläufiger Gedanke. Darum hat, wie ich meine, die philosophische Metaphysik ihr Gebäude nicht völlig neu aufzurichten, sondern von den hypothetischen Elementen auszugehen, die ihr durch die Einzelwissenschaften dargeboten werden. Diese hat sie logisch zu prüfen, in Übereinstimmung zu bringen und so zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen.“ Zu einer solchen umfassenden Aufgabe, im höchsten Sinne objektiv, war Wundt durch seine hervorragenden fachwissenschaftlichen Kenntnisse, wie durch die Reife und Schärfe seiner philosophischen Auffassung ganz besonders berufen, und daher begrüßen wir in ihm den Träger einer verheißungsvollen Entwicklung des neueren philosophischen Bewußtseins, die, wenn nicht alle Zeichen trügen, endlich einen dauernden, aufrichtig gemeinten Frieden zwischen den alten Feinden, zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, zu stiften berufen ist.





Über die eigene Bewegung der Fixsterne.

Don
Leopold Ambrohn.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß diejenigen Gestirne, welchen wir den Namen „Fixsterne“ beizulegen gewohnt sind, diese Bezeichnung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht verdienen und nach unseren heutigen Kenntnissen über die Gesetze, welchen die Materie unterworfen ist, auch nicht in Anspruch nehmen können. Diese Bewegungen konnten von uns aber natürlich nicht früher wahrgenommen werden, bevor wir nicht in der Lage waren, Sternorte, welche zu weit auseinander liegenden Zeiten bestimmt worden waren, miteinander zu vergleichen. Der erste, der auf Grund einer solchen Vergleichung eine einem Stern eigentümliche Bewegung wahrscheinlich machte, war Halley.* Er verglich die Positionen des ältesten uns zur Verfügung stehenden Sternverzeichnisses, nämlich die des Hipparchischen Katalogs,** mit den Beobachtungen seiner Zeit. So fand er, daß der Sirius, der Aldebaran und der Procyon nicht den Ort einnahmen, an dem sie hätten stehen sollen, wenn man an die Orte des alten Verzeichnisses die allen Sternen gemeinsame Ortsveränderung wegen der Präcession der Aequinoctien anbrachte, um sie mit den neu bestimmten

Daten vergleichbar zu machen. Alle drei Sterne standen weit nördlicher, als es selbst bei Annahme großer Unrichtigkeiten in den Reduktions- und Beobachtungselementen hätte der Fall sein sollen. Einen Grund für diese Abweichung wußte Halley freilich nicht anzugeben. Es waren diese Unterschiede also durch das, was wir heute als „Eigenbewegung der Gestirne“ erkannt haben, entstanden. Diese sogenannte „Eigenbewegung der Gestirne“ kann nun aber einen zweifachen Grund haben:

1) Die Sterne besitzen wirklich eine selbständige, einem jeden eigentümliche Bewegung im Raume, wozu auch die relative Bewegung in den aus zwei oder mehr Sternen bestehenden Gruppen oder Systemen zu rechnen sind.

2) Die von uns als Eigenbewegungen wahrgenommenen Ortsveränderungen sind nur ein Spiegelbild einer Bewegung unseres gesamten Sonnensystems im Raume.

Es finden nun in der That, wie die Beobachtungen gezeigt haben, beide Ursachen der Bewegung gleichzeitig statt und wirken so vereint auf die scheinbaren Stellungen der Gestirne ein.

Auch bis auf den heutigen Tag ist es noch nicht möglich, die Größe beider Einwirkungen voneinander getrennt zu behandeln, und alle Untersuchungen, welche sich auf die Bestimmung der Eigenbewegungen bezogen, mußten zugleich die Frage nach Richtung und Geschwindigkeit der Sonnenbewegung mit behandeln.

* Director der Königl. Sternwarte zu Greenwich; geb. 1656, gest. 1742. Seine Ansicht über die Eigenbewegung der Fixsterne gab er 1718 bekannt.

** Hipparchus aus Nicæa in Bithynien, etwa 180 bis 125 v. Chr.

Solche Rechnungen mit einiger Zuverlässigkeit anzustellen, waren die Astronomen aber erst seit dem Beginn unseres Jahrhunderts in der Lage.

Wohl hatten sich nach Halley noch Cassini,* Tob. Mayer** und Maskelyne*** mit Vergleichung der zu verschiedenen Zeiten bestimmten Sternörter beschäftigt, doch konnten sie auf Grund des ihnen zur Verfügung stehenden Materials zu keinen zuverlässigen Bestimmungen gelangen. Es fehlten namentlich vor allem noch die Mittel, um die zu einer bestimmten Epoche beobachteten Sternorte mit Sicherheit auf eine weit davon entfernt liegende Zeit reduzieren zu können. Erst nachdem Bessel die vorzüglichen Beobachtungen Bradleys† aus den Jahren 1750 bis 1760 einer klassischen Bearbeitung unterworfen hatte und aus ihnen durch Vergleichung mit dem Piazzischen Katalog für das Jahr 1800 diese wichtige Zahl, d. h. die Präzessions-Konstante abgeleitet hatte, konnten Untersuchungen der angeedeuteten Art mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden.

Zunächst war es Argelander, welcher auf Grund seiner in Abo gemachten Beobachtungen ein Verzeichnis von Sternen mit merkbarer Eigenbewegung zusammenstellte. Dasselbe enthält die Orte von 560 sehr gut bestimmten Sternen, deren Eigenbewegungen mit Hilfe der Bradley'schen Positionen abgeleitet sind.

Die gefundenen Eigenbewegungen sind allerdings sehr klein, und erst ihre Summierung während einer langen Reihe von Jahren macht in den meisten Fällen ihr Erkennen möglich. Die größte Eigenbewegung, welche er auffand, gehört einem Stern sechster Größe (Gr. 1830, das heißt Nr. 1830 in dem Sternkatalog von Groombridge) an und beträgt im Jahre fast genau sieben Bogensekunden.

* Jacque Cassini, 1677 bis 1756, Direktor der Sternwarte in Paris. Vater, Sohn und Enkel ebenfalls Astronomen.

** 1723 bis 1762. Seit 1751 Professor der Mathematik und Astronomie in Göttingen.

*** 1732 bis 1811. Seit 1765 Dir. in Greenwich.
† 1692 bis 1762. Seit 1742 königl. Astronom zu Greenwich. Vortüchtiger Beobachter.

In einer ferneren Untersuchung behandelt Argelander 250 Sterne mit stärkerer Eigenbewegung, aber auch unter diesen finden sich nur sechsundzwanzig, bei denen dieselbe im Jahre mehr als eine Sekunde beträgt. Die gefundenen Eigenbewegungen benutzte Argelander auch zugleich zur Bestimmung desjenigen Punktes am Himmel, nach welchem hin sich unser Sonnensystem bewegt. Unter der Annahme, daß die Bewegungen der Sterne keinerlei erkennbarem Gesetze unterworfen seien, muß sich aus einer großen Anzahl von Sternen die den einzelnen Individuen zukommende Bewegung eliminieren und es muß der etwa verbleibende Überschuß nach der einen oder anderen Seite die Bewegung unseres Sonnensystems erkennen lassen. Von dieser Voraussetzung ausgehend fand Argelander für die Richtung der Bewegung der Sonne einen Punkt im Sternbilde des Herkules.

Wädler hat bei der Aufstellung seiner weitbekannteren Hypothese über die Centralsonne, um welche sich unser ganzes Sternensystem drehen sollte, nicht weniger als 3200 Sterne auf ihre Eigenbewegung hin untersucht. Wenn nun auch seine Annahme, daß der Hauptstern der Plejaden, Alkyone, die fragliche Centralsonne vorstelle, längst als unrichtig sich erwiesen hat, so sind doch seine Zusammenstellungen der Eigenbewegungen bezüglich ihrer örtlichen Verteilung am Himmel und ihres Zusammenhanges mit der Helligkeit der Sterne auch heute noch von großem Interesse. Ich will daher diese Zahlen hier mitteilen. Wädler fand für die Sterne der

1. u. 2. Größenklasse	22''2	im	Jahrhundert.
3.	16''8	''	''
4.	13''7	''	''
5.	11''1	''	''
6.	9''0	''	''
7.	8''6	''	''

Der Ort, welchen Wädler für den Apex* der Sonnenbewegungen angab, war

* Apex (lat. „die Spitze“) ist derjenige Punkt des Himmels, nach welchem hin die Bewegung eines Himmelskörpers stattfindet. In diesem Falle also der Ort, nach dem hin sich unser gesamtes Sonnensystem bewegt.

nicht wesentlich verschieden von dem Argelander'schen. Seit Mädler sind nun eine größere Anzahl von Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Sterne gemacht worden, es kann aber hier nicht der Ort sein, dieselben alle aufzuzählen, mit Ausnahme derjenigen, welche von etwas anderen Voraussetzungen ausgehen.

Schon der bloße Anblick des Himmels zeigt uns, daß die Verteilung der Sterne eine ungleiche ist, denn in der Nähe einer bestimmten Region, der sogenannten Milchstraße, scheinen sich dieselben stark anzuheufen. Exakte Abzählungen, namentlich des älteren Herschel, haben diese Thatsache auch für die schwächsten Sterne, welche er noch erkennen konnte, nachgewiesen. Dieser Umstand legt uns die Frage nahe, ob nicht doch auch in der Bewegung der Gestirne eine bestimmte Gesetzmäßigkeit vorhanden sein könne. Schon Herschel selbst hat unter dieser Annahme Berechnungen ausgeführt, doch waren die erhaltenen Resultate noch recht unsichere. Neuerdings hat Schönfeld wieder nachdrücklich darauf hingewiesen, daß eine solche Gesetzmäßigkeit in den Bewegungen der Sterne sehr wahrscheinlich sei. Demgemäß sind auch die Untersuchungen von Volte, Ranken und namentlich von Ludwig Struve mit Rücksicht auf ein etwa vorhandenes galactisches System*

ausgeführt worden. Ich will hier nur die Resultate des letzteren angeben, da sie die sichersten Daten sind, welche wir bis jetzt über Bewegung unseres Sonnensystems und die mittleren, den Sternen eigentümlichen Ortsveränderungen besitzen.

L. Struve fand für den Ort des Sonnen Apex eine Rechtsascension von 273 Grad 21 Minuten \pm 4 Grad 16 Minuten und eine Declination von + 27 Grad 19 Minuten \pm 1 Grad 43 Minuten; für die Bewegung selbst findet er, falls man dieselbe aus der mittleren Entfernung der Sterne sechster Größe betrachtete, 4,36 Bogensekunden, was einer linearen Geschwindigkeit von etwa 22 Kilometern in der Sekunde gleichkommen würde. Bei den verschiedenen Gelehrten, welche versucht haben diese Zahl abzuleiten, schwankt deren Wert noch sehr bedeutend, denn der kleinste ist etwa der dritte Teil des eben angegebenen, während der größte über zehnmal so groß ist als der von L. Struve.

Nachstehend will ich die bis jetzt bekannt gewordenen zuverlässigeren Bestimmungen des Ortes am Himmel geben, nach welchem hin sich unser Sonnensystem zu bewegen scheint, d. h. der Ort des Apex; zugleich auch die Größe des Bogens, welchen die Sonne in hundert Jahren beschreiben würde, wenn man sie aus der Entfernung der Sterne sechster Größe betrachtete, sowie die daraus folgende lineare Bewegung in einer Sekunde.

1800

	AR.	D.*	Winkelbewegung.
W. Herschel	260 Grad	+ 26 Grad	
	246 "	+ 40 "	
Gauß	259 "	+ 31 "	
Argelander	260 "	+ 33 "	
Lundahl	253 "	+ 14 "	
L. Struve	262 "	+ 38 "	4"31
Galloway	260 "	+ 34 "	
Mädler	262 "	+ 40 "	5"89
Airy	262 "	+ 25 "	
Dunkin	264 "	+ 25 "	5"22
Gylden	274 "	—	6"80
	261 "	—	
de Ball	269 "	+ 23 "	

* AR. bedeutet Rechtsascension, d. h. Winkelentfernung eines Sternes vom Nullmeridian aus, also entspricht etwa der geographischen Länge auf der Erde. D. = Declination bezeichnet den Winkel Stern-Erdmittelpunkt - Äquatorebene, also die Erhebung des Sternes über diese Ebene.

	AR.		D.	Winklbewegung.	
Kantén	285 Grad	+	32 Grad	(10''5)	
Bischof	285 "	+	49 "	(49''5)	
Ubaghs	262 "	+	27 "	(1''5)	
V. Struve	273 "	+	27 "	4''36	(22 Kilometer)
Stumpe	285 "	+	39 "		
Heder	270 "	+	10 "		
Boß	288 "	+	50 "	(16''1)	
Ristenpart	284 "	+	30 "	6''	30 "
od. mit and.					
Vorausßgn.	274 "	+	20 "		
Somann*	278 "	+	37 "		31 "
	307 "	+	30 "		21 "
	320 "	+	41 "		39 "

* Nach der weiter unten angegebenen Methode abgeleitet.

Als weiteres Resultat dieser Rechnungen fand sich für die mittleren „Eigenbewegungen“ in hundert Jahren:

Größe der Sterne.	Anzahl der benutzten Sterne.	Eigenbewegungen.
Sterne 1.	9	66''5 resp. 61''5
" 2.	22	17''2 " 34''8
" 3.	51	16''5 " 22''2
" 4.	106	16''2 " 15''6
" 5.	318	8''3 " 11''4
" 6.	647	8''0 " 8''0
" 7.	92	6''8 " 5''1
" 8.	11	12''5 " 3''6

wo die ersten Zahlen die aus den Bultowaer Beobachtungen in Verbindung mit der Auwers'schen Neubearbeitung der Bradley'schen Sterne abgeleiteten sind, und die zweiten auf Grund bestimmter Annahmen über die Entfernungen der Sterne erhalten wurden.

Bevor ich auf diejenigen Beobachtungen übergehe, welche uns ganz neue Gesichtspunkte und Thatsachen betreffs der Bewegungen der Sterne zur Erkenntnis brachten, möchte ich noch andeuten, daß wir an manchen Stellen des Himmels Sterngruppen finden, die sich in gemeinsamer Weise zu bewegen scheinen. Wir werden durch diese „Sterndriften“, wie sie nicht unpassend bezeichnet worden sind, darauf hingewiesen, daß neben den aus nur zwei Sternen bestehenden eigentlichen Doppelsternen, welche sich um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen, alle Abstufungen von Partialsystemen bis zu den dichtesten Sternhaufen in dem allgemeinen galaktischen System unserer Weltinsel anzutreffen sein dürften.

Alle Bewegungen der Gestirne, um die

es sich bisher handelte, waren nur scheinbare, d. h. nur ihrem Winkelwert nach direkt bekannte. Erst irgend welche hypothetische Annahmen über die Entfernung der Gestirne gestatteten, dieselben in lineares Maß überzuführen.

Von solchen Annahmen gänzlich frei sind aber diejenigen Messungen der Sternbewegungen, die uns das Spektroskop zu machen gestattet. Um eine klare Einsicht in die Vorgänge, um welche es sich bei diesen Messungen handelt, zu bekommen, ist es nötig, auf das physikalische Princip derselben zuvor noch kurz einzugehen.

Die Höhe und Tiefe eines Tones, wie ihn unser Ohr wahrnimmt, hängt nicht allein von der Art und Weise seiner Erzeugung ab, sondern dieselbe wird auch beeinflusst durch den relativen Bewegungszustand, in welchem sich die Tonquelle uns gegenüber befindet. Bewegt sich die letztere mit einer Geschwindigkeit, welche im Vergleich mit der des Schalles einen nennenswerten Betrag erreicht, auf uns zu, so wird uns der Ton höher und im umgekehrten Falle tiefer erscheinen als bei ruhendem Emissionscentrum;* denn es werden im ersteren Fall in einer Sekunde mehr, im letzteren weniger Schallwellen zu uns gelangen. — Ich habe hier zunächst von Schallwellen gesprochen, weil für diese sich die erwähnte Thatsache viel leichter experimental nachweisen läßt als für das Licht; denn die Fortpflanzungs-

* Punkt oder Körper, welcher den Ton oder das Licht ausendet.

geschwindigkeit des Schalles ist für unsere irdischen Verhältnisse keine sehr große, während diejenige des Lichtes bekanntlich selbst gegenüber denjenigen, welche bis jetzt als im Raume überhaupt vorkommende uns bekannt sind, von außerordentlicher Größe ist.

Was nun beim Ton die Höhe desselben verändert, muß beim Licht ebenfalls eine andere Wellenlänge und damit eine größere oder geringere Brechbarkeit desselben hervorbringen.

Diese Vorgänge fanden ihren gemeinsamen Ausdruck in dem sogenannten Dopplerschen Princip. Doppler versuchte allerdings zunächst mit Hilfe dieser Betrachtungen die häufig vorkommende verschiedene Färbung der Komponenten der Doppelsterne zu erklären, aber wenn auch in diesem Punkte seine Annahmen nicht stichhaltig waren, so bildet das eigentliche Wesen seines Principes doch heute die Grundlage für die Messungen der Bewegungen der Himmelskörper, soweit sie sich in den sogenannten Linienverschiebungen in den Spektren der Sterne aussprechen. Für den Fall, daß ein Stern weißes Licht ausstrahlt, kann durch seine Bewegung seine Farbe nicht geändert werden, wohl aber, wenn wir uns denken, daß er nur Ätherwellen einer einzigen Wellenlänge veranlaßt. Mit anderen Worten, es werden uns in den Spektren der Sterne sowohl etwa vorhandene helle oder dunkle Linien je nach der Entfernungsänderung zwischen Stern und Erde bald nach dem violetten, bald nach dem roten Ende des Spektrums verschoben erscheinen, wenn wir dieselben mit den Linien einer ruhenden Lichtquelle, welche dasselbe Licht ausstrahlt, vergleichen.

Um von den Schwierigkeiten, mit denen die Messung solcher Linienverschiebungen zu kämpfen hat, eine Vorstellung zu geben, mag das folgende Beispiel, welches zugleich den ersten Beweis für die Gültigkeit des Dopplerschen Principes in Bezug auf das Licht erbrachte, hier mitgeteilt werden. Es bezieht sich dasselbe auf den Nachweis der Sonnenrotation vermittelst

der Messung der Linienverschiebung in den Spektren zweier an den Endpunkten des Sonnenäquators gelegenen Stellen der Sonnenscheibe. Die Geschwindigkeit dieser Punkte beträgt infolge der Rotation der Sonne allerdings nur zwei Kilometer in der Sekunde, und die Differenz dieser Geschwindigkeiten also nur vier Kilometer. Würde man die Spektren dieser beiden Punkte direkt miteinander vergleichen, so müßten die Fraunhoferschen Linien nur um etwa $\frac{1}{77}$ der Entfernung der beiden D-Linien gegeneinander verschoben erscheinen. Das ist eine Größe, welche nur bei sehr starker Dispersion* und mit sonstigen vorzüglichen Hilfsmitteln wahrnehmbar gemacht werden kann.

Trotzdem gelang es H. C. Vogel, im Jahre 1871 zu Botskamp mittelst eines Föllnerschen Reversionspektroskop** den Nachweis dieser Verschiebung sicher zu erbringen, wenn auch erst Young 1876 den Betrag derselben zu messen vermochte.

Sowohl Youngs als später Langley's Messungen bestätigten vollkommen die auf anderem Wege zur Kenntnis gelangten Daten der Sonnenrotation. Somit war nicht nur die Gültigkeit des Dopplerschen Principes auch für die Ätherschwingungen, welche in unserem Auge den Eindruck des Lichtes verursachen, erbracht, sondern die beiden letzteren Gelehrten waren vermöge der Feinheit ihrer Apparate (sie benutzten äußerst feine Rowlandsche Beugungsgitter) sogar im stande, noch specielle Details der Sonnenrotation aus ihren Messungen abzuleiten. In dem eben besprochenen Falle war die Möglichkeit gegeben, zwei Spektren gleicher Art unmittelbar miteinander vergleichen zu können. Dieser günstige Umstand ist aber bei der Untersuchung der Fixsternspektren nicht vor-

* Zerstreuung des Lichtes; man spricht von geringer oder starker Zerstreuung des Lichtes, je nachdem das durch Zerlegung des Lichtes durch ein Prisma zu stande kommende Spektrum eine kleine oder große Längsausdehnung hat, das rote Ende von dem violetten aber weniger oder mehr absteht.

** Ein Spektroskop, welches so eingerichtet ist, daß es durch zwei entgegengesetzt gelagerte Prismenpaare zwei der Lage der Farben nach umgekehrte Spektren liefert.

handen. Will man hier eine durch stetige Entfernungsänderung zwischen Stern und Erde hervorgebrachte Linienverschiebung der Messung zugänglich machen, so muß man gleichzeitig das Spektrum einer möglichst gleichartigen ruhenden Lichtquelle mit zu beobachten im Stande sein.

Es wird das in einfacher Weise dadurch erreicht, daß man in den vom Objektiv des Beobachtungsfernrohrs nach dem Spektroskop gehenden Lichtkegel eine Weißlichtsche Röhre einschaltet, in welcher ein bestimmtes Gas oder ein Metall durch den elektrischen Funken zur Lichtemission gebracht wird. Das Spektrum dieser Substanz wird dann dasjenige des Sternes durchsetzen und so eine Messung in demselben gestatten. Auf die Erörterung der dabei in Betracht kommenden technischen Fragen kann ich hier nicht näher eingehen, das würde noch weiter von meinem Thema abführen, als ich mich ohnehin schon davon entfernt habe.

Die ersten Messungen der Bewegungen der Gestirne im Bifionsradius* wurden schon 1867 von Huggins ausgeführt, später folgte ihm Vogel, der aber nur wenige Sterne daraufhin untersuchte. Beide setzten ihre Beobachtungen aber nicht weiter fort, da dieselben mit zu großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Eine systematische Reihe wurde bald darauf in Greenwich begonnen und wird im wesentlichen nach derselben Methode bis zur Gegenwart fortgesetzt. Außerdem hat Seabroke noch solche Beobachtungen ausgeführt.**

	Green-	Huggins.	Sea-	Pots-
	wich.	km	broke.	bam.
	km	km	km	km
α Cassiopeiae	+53	—	—	-16
β Andromedae	-7	—	—	+11
γ Andromedae	-36	—	—	-12

* d. h. in der Richtung der Verbindungslinie zwischen Erde und Gestirn.

** Über die nachstehende Tabelle ist zu bemerken, daß sie nur ein Auszug aus den bis zur Abfassung dieses Artikels bekannten Daten ist. Eine vollständige Aufzählung der einmündig bis jetzt in Potsdam beobachteten Sterne und deren Vergleichung mit anderen Beobachtern findet sich in dem seitdem erschienenen ersten Teil des VII. Bandes der Potsdamer Publikationen, welche auch alle dahin gehörigen Details enthält.

	Green-	Huggins.	Sea-	Pots-
	wich.	km	broke.	bam.
	km	km	km	km
α Arietis	-6	—	—	-15
α Persei	-38	—	—	-11
α Tauri	+50	—	—	+49
α Aurigae	+35	—	+17	+25
α Orionis	+47	+35	+45	+17
γ Geminorum	-31	—	-75	-16
α Canis minoris	+13	-12	+22	-9
β Geminorum	-52	-78	-6	+1
γ Leonis	-35	—	-11	-39
α Bootis	-73	-89	-26	-8*
ϵ Bootis	-10	—	-20	-17
β Ursae minoris	+46	—	—	+15
β Herculis	-85	—	—	-35
γ Cygni	-23	(-)	-71	-7
α Cygni	-61	-63	-61	-8
ϵ Pegasi	-16	—	—	+8

In obiger Tabelle habe ich eine Zusammenstellung von Resultaten, welche von diesen Beobachtern erhalten wurden, mitgeteilt, um eine Anschauung von der erlangten Übereinstimmung zu geben. Diese ist, wie man sieht, keine sehr große, ja, die Beobachtungen zu Greenwich gestatten kaum, über den Sinn der gefundenen Bewegung einen Schluß zu ziehen, da ihr mittlerer Fehler sich auf etwa dreißig bis vierzig Kilometer beläuft. Dasselbe gilt von den Zahlen Seabrokes. Unter diesen Umständen war es von der höchsten Bedeutung, als es H. C. Vogel gelang, an Stelle des direkt beobachtenden Auges die photographische Platte zu setzen. Dadurch wurde die Unruhe der Bilder weniger schädlich und außerdem konnte die Ausmessung der unter günstigen Verhältnissen erlangten Photographie mit aller Ruhe und Sicherheit geschehen. In der That ist auf diesem Wege eine Genauigkeit der Resultate erzielt worden, welche alle früheren Messungen weit übertrifft (die Zahlen der vierten Reihe obiger Tabelle geben diese Beobachtungen). Es stellt sich der wahrscheinliche Fehler einer Bewegungsbestimmung bei dieser Methode für die besser zu messenden Spektren der Sterne des zweiten und dritten Typus nur etwa auf drei bis fünf Kilometer.

Wenn auch die Anzahl der Sterne, deren Spektren man auf diese Weise

* Der Potsdamer Wert wird durch eine Beobachtung der Sid.-Sternwarte gut bestätigt.

untersuchen kann, eine durch die optischen Hilfsmittel ziemlich beschränkte ist, so sind doch schon die bisher gefundenen Resultate von großem Interesse. Ich habe hinter die Zahlen, auf welche ich vorhin hinwies, noch die neueren Potsdamer geschrieben (vierte Reihe). Es tritt bei einer Vergleichung sofort hervor, daß die aus direkten Messungen gefundenen Geschwindigkeiten fast alle zu groß waren. Die obige Behauptung betreffs der größeren Genauigkeit der Potsdamer Messungen findet ihre Begründung erstens darin, daß auch die Zahlen, welche man für die Bewegungen der mehrfach mitbeobachteten Planeten fand, bei der photographischen Methode in besserer Übereinstimmung mit den bekannten Werten waren als die direkt beobachteten. Zweitens entsprechen die Eigenbewegungen einiger Sterne, deren Parallaxen man kennt, in den zum Bifionsradius senkrechten Komponenten ihrer linearen Größe nach viel besser den neueren Potsdamer Bestimmungen der Komponente im Bifionsradius als die früheren direkten Messungen.

Die Greenwicher Messungen geben für die mittlere Bewegung der beobachteten Sterne im Bifionsradius etwa siebenundzwanzig Kilometer, diejenigen von Huggins sogar einundfünfzig Kilometer, während die Potsdamer nur siebenzehn Kilometer angeben.

Das, was man durch die eben besprochene Methode der Linienverschiebung über die Bewegungen der Fixsterne erfährt, ist nun nicht mehr abhängig von hypothetischen Annahmen über die Entfernung derselben, sondern liefert sofort in linearem Maße ausgedrückte Ortsveränderungen, die allerdings noch zusammengesetzt sind aus den Eigenbewegungen der Gestirne und der translatorischen Bewegung unseres Sonnensystems. Es muß sich aus einer großen Anzahl von Sternen somit die letztere mit weit größerer Sicherheit bestimmen lassen, als es früher der Fall war. Obgleich nun die Forderung einer großen Anzahl von Sternen noch lange nicht erfüllt ist, hat man doch

eine Bestimmung des Sonnenapex schon unternommen. Dr. Homan hat auf Grund der Greenwicher Messungen diese Rechnung durchgeführt. Er ist je nach seinen verschiedenen Annahmen sowohl als nach der Menge der benutzten Beobachtungen zu recht verschiedenen Resultaten gelangt.* Es ist dieses ein Beweis mehr dafür, daß die Greenwicher Messungen nicht den erforderlichen Grad von Genauigkeit besitzen. Die Potsdamer Beobachtungen sind aber noch zu wenig zahlreich, um einen solchen Versuch ausführen zu können. Sobald aber dieses Institut mit einem der Neuzeit entsprechenden Fernrohre ausgerüstet sein wird, werden die dortigen Beobachtungen uns einen großen Schritt in der Erkenntnis der Stellung unseres Sonnensystems im Raume vorwärtsbringen.

Die letzteren haben aber in anderer Hinsicht uns Aufklärung über eigentümliche Bewegungsverhältnisse der Gestirne gebracht. Ich meine die Lösung der Frage nach dem Grund der Veränderlichkeit einer Anzahl von Sternen.

Die Ursache, warum uns eine Reihe von Sternen bald heller, bald schwächer erscheinen, war bisher noch sehr in Dunkel gehüllt. Wohl hatte man mannigfache Hypothesen aufgestellt, und unter diesen auch diejenige, nach welcher ein dunklerer Körper den betreffenden Stern umkreisen sollte. Dieser würde uns den Hauptstern zu Zeiten teilweise verdecken und so die Helligkeitschwankung verursachen. Ein direkter Beweis ließ sich für diese Annahme aber nach keiner Richtung hin erbringen.

Da zeigten sich auf einer Reihe von Spektralphotogrammen des Algol, eines für die Klasse von veränderlichen, mit kurzer Periode typischen Sternes, bestimmte Linien bald nach der einen, bald nach der anderen Seite verschoben. Diese Verschiebungen beweisen sowohl durch ihre Größe und Richtung als durch die

* In der Tabelle auf Seite 260 sind diese Resultate des Zusammenhanges wegen schon mit aufgeführt.

Zeit ihres Auftretens auf das bestimmteste die Duplicität dieses Sternes, und machen also den oben angeführten Grund der veränderlichen Helligkeit äußerst wahrscheinlich. Ja, man konnte auf Grund der erlangten Messungen sogar daran gehen, die Bahnverhältnisse dieses Doppelsternes abzuleiten. Das Resultat war ein ganz plausibles und forderte nichts, was unseren Ansichten über die Stabilität eines solchen Systems zuwiderlaufen würde. Die Hauptdaten dieses Doppelsternsystems mögen hier folgen:

Durchmesser des Hauptsternes	1700000 Kil.
des Begleitsternes	1330000 "
Distanz der Mittelpunkte	5180000 "
Bahngeschwindigkeit des Algol	42 "
d. Begleitsternes	89 "
Translat. Geschwindigkeit d. Systems	4 "
Massen:	$\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{2}$ der Sonnenmasse.
Höhen der Atmosphären	400000 Kil.
	resp. 310000 Kil.
	(Sonnendurchmesser 1392100 Kil.)

Die Entdeckung der Duplicität Algols führt unmittelbar zu dem Schlusse, daß bei den sämtlichen veränderlichen Sternen dieses Typus der Lichtwechsel ebenfalls durch umlaufende Begleiter zu erklären sein wird, und daß somit das Vorkommen äußerst enger Doppelsterne kein allzu seltenes zu sein scheint. Die Hauptbedingung dafür, daß sich diese Systeme uns durch ihren Lichtwechsel bemerkbar machen, ist die, daß die Verbindungslinie zwischen Sonne und Stern sehr nahe in dessen Bahnebene zu liegen kommt. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so können unsere Fernrohre eine Helligkeitsänderung nicht zeigen. Das Spektrum dieser Sterne wird aber auch dann, wenn anderweitig die Komponenten des Systems nicht zu trennen sind, die Linienverschiebungen erkennen lassen. Diese Betrachtungen haben in kurzer Zeit eine mehrfache Bestätigung erhalten, d. h. es sind mit Hilfe des Spektroscopes Doppelsternsysteme durch die Bewegungen ihrer Komponenten entdeckt worden, welche unsere optischen Hilfsmittel durchaus nicht erkennen lassen. Doppelsterne dieser Art sind nach Vogel und Pickering in Cambridge (Nordamerika) die Sterne α Virginis (Spica), β Aurigae und

ζ Ursae majoris (Mizar).^{*} Aus den Potsdamer Beobachtungen von α Virginis ergibt sich für diesen Stern eine Umlaufzeit von nahe vier Tagen und ein Geschwindigkeitsmagimum im Visionsradius von über 90 Kilometern, während das ganze System sich in der Sekunde um etwa 15 Kilometer von der Sonne entfernt. Von den beiden anderen Sternen, die Pickering nach einer etwas anderen Methode aufgefunden, besitzt der erstere merkwürdigerweise ebenfalls eine Umlaufzeit von sehr nahe vier Tagen, während Mizar sich mit seinem Begleiter in etwa hundertundvier Tagen um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt zu bewegen scheint. Doch ist bei diesem Sternpaar das Auftreten der Linienverdoppelungen kein regelmäßiges, und dürften daher die Bahnverhältnisse keine ganz einfachen sein.

Wir haben aus dem Gesagten ersehen, daß das Kriterium der Linienverschiebungen in den Spektren der Gestirne uns eine große Anzahl von Bewegungserscheinungen in der Sternenwelt hat erkennen lassen. Ebenso hat es uns über die Natur der veränderlichen Sterne wichtige Aufschlüsse gegeben, ja, selbst die Ursachen, welche von Zeit zu Zeit das Erscheinen eines neuen Sternes bewirken, dürften auf diesem Wege mit der Zeit zu unserer Kenntnis gelangen, da auch bei diesen Vorgängen stark bewegte Lichtmassen eine wesentliche Rolle zu spielen scheinen. Erst die letzten Tage (geschriebenen Anfang 1892) haben ein Phänomen dieser Art uns vor Augen geführt. Der neue Stern fünfter bis sechster Größe, welcher vor wenigen Wochen im Sternbilde des Fuhrmanns aufgefunden wurde, scheint, soweit bis jetzt bekannt geworden ist, starke Verschiebungen der in seinem Spektrum wahrzunehmenden hellen Linien zu zeigen. Ja, nach den neuesten Potsdamer Beobachtungen scheinen zwei Spektren übereinander gelagert zu sein, von denen das eine helle und das andere

^{*} Vergl. die oben citierte Abhandlung Vogel's. Publicationen des Potsdamer Observatoriums VII. 1.

dieselben Linien als Absorptionslinien enthält. Die Bewegungsverhältnisse sind von außerordentlicher Größe, denn die relative Geschwindigkeit beider Komponenten gegeneinander beträgt nahe 120 geographische Meilen, während der das Emissionspektrum* erzeugende Stern sich um etwa 80 geographische Meilen in der Sekunde von uns zu entfernen scheint.

In dem bisher Gesagten haben wir zuerst die Bewegungen der Gestirne, wenigstens ihrem scheinbaren Betrage nach, kennen gelernt, soweit sich dieselben als Projektionen auf eine zum Visionradius senkrechte Ebene darstellen. Das Spektroskop hat unseren Messungen die in der Richtung des Visionradius selbst gelegene Komponente der Gesamtbewegung zugänglich gemacht und zwar direkt ihrem linearen Maße nach. Da liegt nun der Gedanke nahe, ob nicht durch Vergleichung dieser beiden Teilbewegungen sich einiges über die Entfernung der Gestirne dürfte schließen lassen. In der That hat man eine darauf bezügliche Rechnung auch ausgeführt. Zum Schlusse sei mir gestattet, noch die Grundzüge derselben, sowie das erlangte Resultat hier mitzuteilen.

Aus den Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung geht hervor, daß die Summe der Projektionen der gleichförmig auf alle Richtungen verteilten Bewegungen einer großen Anzahl von Punkten im Raume auf eine beliebige Richtung immer nahe denselben Wert haben muß, wenn alle diese Bewegungen stets positiv gerechnet werden. Sind also $Aa \cos \delta$, Ad und Av die Eigenbewegungen eines Sternes in Rektascension, Declination und im Visionradius, so wird nahezu $\Sigma (Aa \cos \delta) = \Sigma (Ad) = \Sigma (Av)$ sein. Aus

dieser Gleichung kann man sofort die mittlere Parallaxe aller derjenigen Sterne berechnen, für welche diese Komponenten ihrer Geschwindigkeit bekannt sind.

Bezeichnet nun π die mittlere Parallaxe einer Gesamtheit von Sternen, so ist nämlich

$$\pi = C. \frac{\Sigma (Aa \cos \delta)}{\Sigma (Av)}; \quad \pi = C. \frac{\Sigma (Ad)}{\Sigma (Av)}$$

wo C . eine Konstante ist, deren Wert sich unter der Annahme von Bogensekunden für Aa und Ad und von Kilometern für Av zu 4,85 berechnet. Die Übereinstimmung beider Ausdrücke bietet zugleich eine Kontrolle der Richtigkeit.

Nach diesen Ausdrücken hat F. Kleiber die mittlere Parallaxe der zweiundzwanzig Sterne, welche bis dahin in Potsdam beobachtet worden sind und deren mittlere Helligkeit gleich 1,8 Größe ist, berechnet.

Aus den von Auwers aus seiner Neubearbeitung der Bradley'schen Sterne abgeleiteten Eigenbewegungen findet sich für diese zweiundzwanzig Sterne

$$\begin{aligned} \Sigma (Aa \cos \delta) &= 4''83 \\ \Sigma (Ad) &= 5''54 \end{aligned}$$

und aus den Potsdamer Messungen

$$\Sigma (Av) = 363 \text{ Kilometer.}$$

Damit ergibt sich aus den Rektascensionen die mittlere Parallaxe $\pi = 0''065$ aus den Declinationen $\pi = 0''074$

also mit genügender Übereinstimmung für diese zweiundzwanzig Sterne $\pi = 0''07$.

Danach erhält man für die Sterne erster Größe nach den L. Struve'schen Verhältniszahlen eine mittlere Parallaxe von etwa $0''15$, also eine Entfernung, die das Licht in ungefähr dreiundzwanzig Jahren durchlaufen würde; für die Sterne sechster Größe eine etwa 7,7 mal so große Zeit, also nahe 190 Jahre.

Nach unseren hentigen Erfahrungen über die Bewegungen der Sterne im Raume dürfen wir wohl hoffen, daß uns durch die weitere Ausbildung der spektrographischen Methoden künftig eine nähere Erkenntnis des Baues unseres Sternensystems möglich sein wird.

* Ein Spektrum, welches die den glühenden Körpern eigentümlichen Linien wirklich enthält, im Gegenjah zu einem Absorptionsspektrum, welches an der Stelle dunkle Linien, d. h. also kein Licht enthält. Ein Spektrum erster Art zeigen Natrium, Calcium u. s. w., wenn sie in einer Flamme verdampfen; ein solches zweiter Art ist z. B. das Sonnenpektrum mit den durch Absorption entstandenen Fraunhofer'schen Linien.





Des Dichters Jakob Lenz Flucht

von Straßburg an den Weimarer Hof.

Don

Heinrich Dünker.



U den seltsamsten Geschichten der Geniezeit gehört die Eilfahrt des dichterisch begabten, aber schon damals verstörten, infolge seiner sittlichen Haltlosigkeit sich zu Grunde richtenden Livländers Lenz zu seinem Bundesbruder in Apollo, dem zu Weimar vom jungen Herzog Karl August festgehaltenen Dichter des „Götz“ und „Werther“. Wunderlich hat man neuerdings in der Flucht des von Schuldennot gedrängten phantastischen Komödiendichters, der neben Goethe den Gipfel des deutschen Parnasses erstürmen und sonst in mancherlei Weise ein Wohlthäter der Welt zu werden sich vorgezekt hatte, eine von Goethe, Lavater und den Familien von Oberstein und Waldner von Freundstein angezettelte Verschwörung gewittert, obgleich auch nicht der Schatten eines Scheines davon gesunden Auge sich zeigen will, ja alles, was wir von den betreffenden Verhältnissen unzweifelhaft wissen, damit in schärfstem Widerspruch steht: eine großsprecherische briefliche Äußerung von Lenz selbst bildet ihre einzige Stütze. Fast noch überraschender scheint es, daß dies Märchen uns von einem gründlichen Forscher der Straßburger Verhältnisse in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zugemutet wird, der durch ebenso mühevoll wie erfolgreiche Untersuchungen sich um die Aufhellung von Goethes Beziehungen zu Straßburg dauerndes Ver-

dienst erworben hat. Aber leider arbeitete er mit starkem Vorurteil gegen Goethe und ebenso warmem Anteil an dem unglücklichen Lenz, so daß er, während er in seinen Aufspürungen örtlicher, zeitlicher und persönlicher Nebenpunkte mit peinlicher Genauigkeit verfuhr, aller Grundsätze der Kritik spottete, wo es einen seinem Helden günstigen, Goethe in schlechtes Licht setzenden Bericht galt: Goethes eigener, vierzig Jahre späterer Erzählung, die meist mit leichter Ironie der Annäherung seiner Jugend gedenkt, wird Großsprecheri und böse Eigensucht zugeschrieben, aus anderen nachweislich sehr trüben Quellen, als wären sie die lautersten Wahrheitsbrunnen, geschöpft, thatfächliche Umstände, welche ihre Angaben als falsch verraten, unbeachtet gelassen. Freiherr hat in vollem Ernst behauptet: Lenz sei durch eine Einladung von Goethe, der ihm Aussicht auf Anstellung gemacht, im Einverständnis mit Lavater, der ihn wohl bei der Herzogin Luise empfohlen habe, nach Weimar gesprengt worden, damit er bei der bevorstehenden Heirat von Fräulein Henriette Waldner von Freundstein mit dem alten Freiherrn von Oberkirch keinen tollen Streich mache, da man gefürchtet habe, Lenz, der, selbst in die Braut verliebt, ihre Verbindung mit dem älteren, ihm dieser nicht würdig scheinenden Bräutigam für das schrecklichste Unglück hielt,

werde die Trauung stören. Thatsächlich liegt dagegen vor, daß der in Straßburg von Schulden und äußerster Not gedrückte Dichter des seinen Ruf schädigenden „neuen Menoja“ die einzige Rettung in der Flucht nach Weimar sah, wo Goethe der allmächtige Günstling des Hofes war und zum allgemeinen Erstaunen mit Wieland auf dem vertrautesten Fuße stand. Wie leidenschaftlich auch Lenz es längere Zeit für seine heiligste Pflicht gehalten hatte, den Göthen Wieland, den Schänder der Sittlichkeit, zu stützen, jezt, wo dies aussichtslos war, wollte er als Dichter im Bunde mit Wieland hervortreten; dabei gedachte er auch die Gunst des Herzogs zu gewinnen, der ihn bei seinem abenteuerlichen Plane der Einführung von Soldatenehen unterstützen könne. Stellen wir dem Schwindel gegenüber die schon wunderbarlich genug erscheinende Wahrheit dar.

Da Lenz den 30. März 1776 einen Brief an Lavater „einige Stunden hinter Frankfurt“ schrieb und der Herzog seine Beche im Gasthose zur Post vom 1. April an bezahlte, kam er Montag den 1. April in Weimar an. Der Montag war einer der beiden Wochentage, an welchen der Frankfurter Postwagen, dessen Lenz sich bediente, morgens zu Weimar anlangte. Lenz hatte es schlecht getroffen. Goethe befand sich seit einer Woche in Leipzig. Der Herzog, welchen freilich Froiðheim mit Goethe nach Leipzig reisen läßt, lag seit dem 19. an einem Flußfieber darnieder, nur am 28. hatte er einmal in Anwesenheit eines englischen Gastes an der Postafel zu speisen gewagt, aber darauf einen Rückfall erlitten. Zum Überflusse war auch Wielands Haus durch das Scharlachfieber gesperrt, alle seine fünf Mädchen davon befallen, auch die Frau krank. Die Unzuverlässigkeit der beiden einzigen Berichterstatter über die Ankunft des armen Lenz liegt offen zu Tage; diese waren nicht lebendige Zeugen, sondern kamen erst vier- oder fünfzehn Jahre später nach Weimar und schöpften aus dem Geklatz des damali-

gen herzoglichen Chatoulliers Vertuch. Es ist nicht zu sagen, welches unverantwortliche Geträtz Wieland und Vertuch nach dem Tode von Merck und Lenz im Weimarer Klub über diese und andere Vertreter der Geniezeit losließen; ihre offensibaren Unwahrheiten, die wohl aus lachendem Munde flossen, können wir jezt nach unserer besseren Kenntniss mit Händen greifen. Wieland schwachte behaglich ins Blaue, unbekümmert um Wahrheit und Treue; Vertuch, dem Wieland selbst wenig Gutes zutraute, war ärgerlich über die Geniezeit, wo man ihn als „Philister“ oft geschoren und gehindert hatte. Der leichtfertig jeden Schmuß als gute Beute aufstufende Böttiger berichtet aus solcher Quelle, die er jedenfalls nicht gereinigt hat, Lenz sei zerlumpt gewesen und habe gleich an Goethe geschrieben: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er den Fuß hinsetze.“ Beides dürfen wir zuversichtlich als unwahr verwerfen. Lenz war kein voller Narr, wußte vielmehr oft den Verhältnissen sich geschickt zu fügen. Da er auf seiner Reise, die über Mannheim, Darmstadt und Frankfurt ging und ihn in die anständigsten Häuser, zum Maser Müller, zu Goethes Freund Merck, zum Geheimrat Hesse, zu Goethes Eltern führte, um vom Weimarer Hofe nicht zu sprechen, einen guten, nicht bettelhaften Eindruck zu machen wünschen mußte, konnte er unmöglich zerlumpt die Reise antreten, wie er auch in Straßburg selbst nicht ging; er erschien ohne Zweifel in anständigem Reiseanzug und hatte auch dafür gesorgt, daß er in vornehmer Gesellschaft sich zeigen durfte. Froiðheim hat die Lumpen Böttiger geschenkt, dagegen bezweifelt er nicht die Anmeldung an Goethe, obgleich sie eigentlich zu seiner eigenen Angabe nicht stimmt, dieser habe ihn erwartet, ebensowenig zu dem gleichfalls von ihm geglaubten Bericht von Fall, dessen wir an zweiter Stelle gedenken werden. Lenz, dem nichts näher lag, als gleich zu dem damals nicht weit vom Gasthose, noch nicht in seinem Gartenhauje, wohnenden

Goethe zu eilen, wird bei der Ankunft nach dessen Wohnung gefragt und (denn in der kleinen, halb ländlichen Residenz wußte jedermann, was Goethe trieb, wenigstens wenn er so lange verreist war) vom Wirt oder dessen Vertreter erfahren haben, daß Goethe nicht am Orte sei, jedenfalls konnte ihm nicht der Gedanke kommen, sich schriftlich anzumelden. Auch ist der Inhalt der an Kleists „Gelähmten Kranich“ erinnernden Anmeldung sehr ungeschickt. Lenz selbst braucht freilich den Kranich als Bild des Reisenden, und so hätte er sich wohl einen lahmen Kranich nennen können, wenn er einen langen Weg zu Fuß gemacht hätte: aber wie sollte der auf dem Postwagen Angekommene, der von diesem unsanft geschüttelt sein mochte, sich als lahmen Kranich bezeichnen, wie sollte er gefragt haben, wo er seinen lahmen Fuß hinsetze, da er nicht zweifeln konnte, bei Goethe willkommene Aufnahme zu finden? Im Posthause mochte er abgestiegen sein, um sich von der Reise etwas herzustellen, aber nicht, um sich von dort erst dem Freunde anzumelden, zu dem seine ganze Seele eilte.

Falks Erzählung, die in allem von Böttigers Darstellung abweicht, ist eine durchaus freie Ausführung der späten ärgerlichen Erinnerungen Vertuchs, die selbst nichts weniger als genau gewesen sein können, nach dem, was wir sonst von diesen wissen. Wie sehr Falk seine geschwähig erzählten Anekdoten willkürlich ausgestaltet hat, selbst das, was er von seinem eigenen Zusammentreffen mit Goethe berichtet, hat Riemer längst erwiesen. Wir bemerken nur, daß dasjenige, was er aus Gleims Munde über dessen Bekanntschaft mit Goethe berichtet, nachweislich unmöglich ist, ja, man kaum zu entdecken vermag, was dabei zu Grunde liegt. Doch wir brauchen auf die durchgängige Unwahrheit seiner strotzenden Geschichten nicht näher einzugehen, da der Bericht über Lenz den breiten Stempel der Mache an der Stirn trägt. Falk sah Weimar zuerst 1792, sechs Jahre später ließ er sich dort nieder, und erst

in dieser Zeit kann er die Rodomontaden von Vertuch und Wieland vernommen haben. Seine Anekdoten stellte er im Jahre 1824 in dem merkwürdigen Buche „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt“ zusammen, das nur wenig Wahre brachte. Die mit spotter Laune angeführten, durchaus fälschlich gefärbten Anekdoten aus der Geniezeit dürften kaum lange vor dem Ende seiner satirischen Zeit, dem Jahre 1806, geschrieben sein.

Falk läßt Lenz in dem 1776 wohl noch nicht bestehenden Gasthose zum Erbprinzen absteigen und dort gleich vernehmen, am Hofe sei heute abend bal paré, wofür er bal masque verstanden habe, und auf diesem Mißverständnis baut sich seine ganze Geschichte auf, bei der vorausgesetzt wird, Lenz sei erst gegen Abend angekommen, während wir wissen, daß der Postwagen morgens eintraf. Was den bal paré betrifft, so war der Montag (Ostern und Pfingsten ausgenommen) bei Hofe kein Balltag, ja, wir wissen aus den Fourierbüchern, daß während der Krankheit des Herzogs keine Hoffestlichkeiten waren, nicht einmal Cour und Assemblée, die erst am Sonntag nach der Ankunft von Lenz, am 7. April, wieder stattfanden. Demnach gehört der bal paré am Abend des 1. April zu den Unmöglichkeit. Der von Falk einem „Marqueur“ in den Mund gelegte Ausdruck bal paré war damals in Weimar gar nicht gangbar, man sprach dort von Ballen, Redouten, Maskeraden; ein Ball bei Hofe war selbstverständlich, was man paré nennt. Wenn Falk den Gast im schwarzen Domino an den Hof gehen läßt, so ist sein Marqueur uns unbegreiflich, da dieser ihn von einer solchen Dummheit abhalten mußte, noch unbegreiflicher, daß die herzoglichen Diener einem unbekanntem schwarzen Domino zu einem Hofball nicht den Zutritt verweigert haben sollten, da der Fourier alle geladenen Personen kannte. Was Falk uns weiter zum besten giebt, ist nicht menschenmöglich. „Glücklicherweise“ erscheint inzwischen Goethe,

als die Verwirrung [über den eingedrungenen schwarzen Domino] aufs höchste gestiegen ist. Dieser erkennt sogleich in dem Domino den längst erwarteten alten, wunderbarlich humoristischen (?) Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Galerie rufen, die an den Saal stößt [vielmehr oberhalb herumläuft], und nach der ersten freudigen Wiedererkennung hebt er an —. Hier ist denn der Satiriker Falk recht in seinem Fahrwasser; wir erhalten ein drohliches Gespräch der Freunde, worin Lenz ärgerlich erklärt, sie möchten ihn mit dem haarfeinen Distinktionskram zwischen bal paré und bal masqué, mit all solchen höfischen Geschichten ein- für allemal ungeschoren lassen, wollten sie nicht, daß er sofort umkehre und sein Bündel schütze und was der tollten Erfindungen mehr sind. Wie wenig in dieser Falskiade der Ton von Lenz getroffen sei, bedarf keines Wortes, aber daß dieser hier „mehr als ein Umworbener denn als ein Bewerber erscheint“, ist dem Entdecker der Goethe'schen Verschönerung Goldes wert, und so verblendet er sich gegen den Augenschein der Unmöglichkeit; denn am Abend des 1. April konnte Goethe eben nicht im Weimarer Ballsaale mit Lenz das lustige Gespräch halten, da er sich noch in Leipzig beband, er müßte denn auf Faust's Zauberperde nach Weimar und in derselben Nacht nach Leipzig zurück geritten sein, um am 4. ohne Zauber mit der gewöhnlichen Post nach Weimar zu fahren. Erst damals, es war der grüne Donnerstag, traf Goethe zu seiner Verwunderung Lenz, der ihn sogleich, als er an seinem Gasthof mit der Post ankam, empfangen haben wird; waren ja der Tag seiner Rückkunft und die Zeit des Eintreffens des Postwagens bestimmt. Es muß ein wunderliches Zusammentreffen gewesen sein, wobei Goethe wohl Lenz nicht zu seinem Vorteil verändert fand. Somit ist die Stütze Froißheim's, Goethe habe Lenz erwartet, mit Falk's lustigem Verichte zerstoßen.

Was Lenz in Weimar bis zu Goethe's Rückkunft gemacht, wissen wir nicht. Wie-

land konnte er kaum auffuchen, doch sich schriftlich bei ihm anmelden. Knebel, der Erzieher des Prinzen Konstantin, kannte er persönlich, auch hatte er den 6. März von Straßburg aus ihm geschrieben; an ihn und den Kammerat von Kalb, mit dem Goethe nach Weimar gefahren war, hatte er die besten Grüße von Goethe's Mutter. Daß er zum kranken Herzog gelassen worden, darf man bezweifeln. Am Abend des 2. und am Mittag des 3. April war Knebel beim Herzog; damals wird man wohl über Lenz verhandelt haben und Bertuch angewiesen worden sein, sich für dessen Feste im Wirtshause zu verbürgen. Wie unangenehm auch Goethe die Ankunft von Lenz war, weil das böse Gerede seiner Gegner am Hofe über die leidige Geniewirtschaft dadurch neue Nahrung erhielt, er nahm den alten Freund, der mit den schönsten Grüßen vom guten Altnarius Salzmann in Straßburg, Merck und den Eltern kam, herzlich auf und freute sich seiner Ausöhnung mit Wieland, die er, wie gegen Merck, als Hauptzweck seiner Reise bezeichnet haben wird. Leider hat Goethe's Tagebuch hier eine empfindliche Lücke. Erst vom 21. April an enthält es ein paar kurze Eintragungen, nicht vor dem 23. Mai wird Lenz erwähnt. Als er am Abend des 4. Frau von Stein besuchte, um sich wieder einmal von Herzen gegen diese auszusprechen, traf er sie leider nicht allein; damals wird die Rede auf Lenz gekommen sein, von dessen Wunderlichkeiten man sich wohl schon viel erzählte, und sie äußerte den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Am folgenden Morgen schrieb ihr Goethe: „Liebste Frau, darf ich heut früh mit Lenz kommen? . . . Sie werden das kleine, wunderliche Ding sehen, und ihn gut werden. Doch — Sie sollen, was Sie wollen, und wollen, was Sie werden.“ Froißheim meint: „Es hieß die Augen abichtlich verschließen, wollte man in diesen Worten nicht eine Verstimmung über Lenz's Auszeichnung erkennen. Ein Goethe auf Lenz eifersüchtig! Der Gedanke ist so seltsam, und doch ist er wahr.“

So sehr ich auch meine Augen anstrengte, ich erkenne nur, daß Frau von Stein Lenz noch nicht gesehen, aber von ihm manches nicht eben Günstige vernommen hatte, Goethe eine wohlwollende Beurteilung von ihr hofft, aber ihr nicht vorgreifen zu wollen in etwas wunderlicher Wendung erklärt. Frau von Stein war am Abend des 2. an der Hofstafel; dort und auch von anderer Seite wird sie schöne Geschichten von Lenz vernommen haben, was bei dessen Neigung zu tollem Gebaren und seiner wirklich sonderbaren Lage nicht auffallen kann. Beim Herzog führte wohl Goethe ihn an demselben Tage ein, doch befand der sonderbare Gast sich nicht in dem engeren Kreise, der an diesem Mittag sich beim Herzog versammelte; dieser bestand außer Goethe im Prinzen Konstantin, Wieland und Bertuch. Vom 6. bis zum 22. aßen auf dem Zimmer des Herzogs mittags und abends mehrere, höchstens acht Gäste, deren Namen der Fourierschreiber nicht angiebt; unter diesen könnte auch einigemal Lenz gewesen sein, da dessen Gesellschaft für den Herzog erheiternd war. Goethe war damals wieder in sehr erregter Spannung wegen seiner Liebe zu Frau von Stein, was Lenz kaum entgangen sein dürfte, der sich dieser gefällig zu zeigen beflissen war. Noch immer dauerten die Fieberanfalle des Herzogs fort, ja, waren am 16. so stark, daß Goethe die Nacht über bei ihm wachte, doch konnte er den folgenden Tag zum erstenmal ausfahren, wobei Goethe die Ehre hatte, ihn zu begleiten. Wieland hatte unterdessen Lenz als „guten Jungen“ liebgewonnen, wie er am 12. an Merd meldete, ohne seines sonstigen Treibens, besonders seiner Erscheinung am Hofe zu gedenken. Die erbittertsten Gegner Goethes und der Genies fürchteten von dem halb närrischen Straßburger Gaste nichts. Der schärfste von allen, Kammerherr von Sedendorff, schrieb denselben Tag seinem Bruder: Ces messieurs paraissent s'augmenter chaque jour et le Sieur Lenz que vous devez connaitre par ses productions théâtrales nous est arrivé de-

puis peu pour accroître le nombre. Von der „Todeswunde“, welche die Heirat der Waldner Lenz geschlagen hatte, spricht dieser zunächst nicht mehr, nur spukt noch die Wiedererlangung ihres Bildnisses in seinen Briefen; von den Soldatenehen, die er durch den Herzog durchzusetzen gehofft, obgleich dieser nur über sechshundert Mann und fünfzig Husaren zu befehlen hatte, hören wir kein Wort: das Glück, bei Hofe zu sein, hatte ihn völlig hingerissen, und sein ganzes Streben war, sich diesem, besonders dem Herzog, gefällig zu erweisen. Seine Briefe vom 14. und 16. an Lavater und Maler Müller gedenken mit Entzücken des „angenehmen Strudels des Hofes“, der ihn fast nicht zu Gedanken kommen lasse, der „wahren, wesentlichen, gewiß auch unvergleichbaren Annehmlichkeiten dieses Hofes“, in die er verschlungen sei. Vom Herzog sei Lavaters „Abraham“, welchen dieser doch schon durch Goethe, der ihn zum Drud befördert und selbst ein Stück darein gedichtet, kennen gelernt haben wird, sehr gnädig aufgenommen worden. Maler Müller soll ihm seinen „Solo“ schicken, den er dem Herzog vorzulesen versprochen habe. „Welch ein Herr ist das! Ich komme den ganzen Tag nicht vom Herren weg.“ Ja, um Karl August ein besonderes Vergnügen zu machen, war er rücksichtslos genug, von Sefenheim sich die von Friederike gefungenen Romanzen zu erbitten, als ob dieser danach verlangt hätte! Wohl mag ihm der Gedanke, Vorleser des Herzogs zu werden, geschmeichelt haben, obgleich ein solcher Posten in Weimar unerhört war, der Herzog gern selbst las, und wenn er sich einen Genuß verschaffen wollte, bot diesen ihm eine Vorlesung des kräftig empfindenden, mit feuriger Seele vortragenden Goethe. Dieser genoß damals mehr als je Karl Augusts Liebe und Vertrauen, wovon er auch nach außen hin das deutlichste Zeichen durch das Geschenk eines Gartenhauses nebst vollständiger Einrichtung gab. Froitzheim will uns weis machen, die Zahlung der Zechen im Wirtz-

hanse vom 1. April an sei ein „Traktement“ gewesen, das Lenz sich als angestellter Vorleser verdient habe. Wann wäre aber Karl August so unfürsichtig gewesen, einen dürftigen Dichter für seine Dienste mit der Zahlung der Wirtshauszechen abzuspeisen! Dieser wird wohl, wie er sogar Goethe that, gelegentlich Lenz ein Geldgeschenk gemacht haben. Doch Froitzheim läßt Lenz die Stelle als Vorleser annehmen und bald darauf kündigen!

Wie es mit Lenz am Hofe seit Mitte April wirklich stand, zeigt Wielands vertrauliche Äußerung an Merck vom 13. Mai, der wir bei aller Wieland eigenen Übertreibung doch wesentlich glauben müssen, weil dieser dem neuen Freunde äußerst wohl wollte. „Lenz am Hofe. Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den anderen Streich ausgeführt, der jeden anderen als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechts geschoren, aber das sichts ihn nicht an; er geht seinen Weg fort und wipst sein Bible ans Thor, wie die Schweizer sagen. Ein herrlicher Junge, das weiß Gott! und Poet à triple carillon.“ Bei einem so zerfahrenen Wesen konnte niemand eine Anstellung von Lenz am Hofe für möglich halten, am wenigsten die eines Vorlesers, die rein überflüssig war. Obgleich nirgendwo, weder bei Goethes Freunden noch bei den Gegnern, von einer solchen Anstellung die Rede ist, obgleich keine amtliche Anzeige, auch nicht das in der Liste der Anstellungen zuverlässige Weimarer Wochenblatt, ihrer gedenkt, soll Lenz herzoglicher Vorleser auf kurze Zeit gewesen sein, weil Lenz selbst einmal in einem Briefe davon geseufzt hat.

Dieser hatte wirklich bald nach seiner Ankunft in Weimar von einem der beiden Hauptlehrer an Basedows Philanthropin zu Dessau, dem ihm längst in Straßburg befreundeten Franzosen Magister Simon, den Antrag erhalten, den deutschen Unterricht zu übernehmen. Die neue im vorigen Dezember eröffnete Anstalt hatte zwei

andere Lehrer vergebens gesucht, und Mitte Mai sollte die erste, für ihren Fortgang bedeutende öffentliche Prüfung stattfinden. Nicht zu verwundern war es, daß Lenz, an den die Einladung am 4. April erging, keine Lust hatte, die eine so angestrengte Thätigkeit beanspruchende, nichts weniger als aussichtsvolle Stelle anzunehmen und sofort Goethe, Wieland und den Hof zu verlassen. Als er Mitte Mai seinem Straßburger Freunde, dem ernst strebenden, vielseitig gebildeten Theologen Röderer, der mit rührender Treue an ihm hing und sich vieles von dessen barschem Stolge gefallen ließ, die Ablehnung des Antrags meldete, gedachte er auch der Weimarer Stelle, die er nicht angenommen habe. Den dies meldenden Brief selbst besitzen wir nicht, nur Röderers Antwort vom 23. Mai. Hier heißt es: „Lenz, Lenz, von der Kokation ins Philanthropin sag' ich kein Wort, aber warum nimmst du die zu Weimar nicht an? Warum? Geh acht, wo die Ursache herkommt und wo sie hinführt. Lenz, mein Teuerster, Liebster, sei Lenz und vergieb meiner Liebe zu dir! ich sage kein Wort mehr hiervon, bin kein Redner für dich [der dich überreden könnte]. — Freilich sollst du wieder einmal herkommen, und ohn' den Gedanken wäre mir deine Entfernung sehr hart, aber fixieren kannst du dich hier schwerlich.“ Aus dieser Äußerung können wir schließen, daß Lenz geschrieben, auch eine ihm zu Weimar angebotene Stelle werde er nicht annehmen. Auf den Rand von Röderers Brief hat Lenz die offenbar als Antwort auf dessen „Warum?“ gedachten Worte geschrieben: „Sobald meinen Platz ein anderer ausfüllen kann, warum ihn nicht verlassen?“ die freilich insofern nicht passen, als kein Aufgeben eines eingenommenen Platzes vorlag. Kaum dürfte zu bezweifeln sein, daß Lenz bei dieser sich selbst gegebenen etwas sonderbaren Antwort Goethe vorschwebte, mit dem er als Günstling und Vertrauten des Herzogs, auch gelegentlich als Vorleser, nicht wetteifern könne. Wie Froitzheim diese eiferjüchtige Bemerkung

mit Klinger in Verbindung bringen kann, ist mir nicht klar. Er bemerkt: „Am 24. Juni kam auf Lenzens heimlichen Ruf Klinger in Weimar an, am 27. ging Lenz mit Aufgabe seiner Stelle nach Verfa.“ Aber Weber hat Lenz eine Stelle aufgegeben, die er nicht angetreten, die ihm gar nicht angetragen worden, noch war er so wahnsinnig, Klinger heimlich nach Weimar zu rufen. Klinger riß in ähnlicher Weise, wie Lenz aus Straßburg floh, von Wiesbaden aus, weil ihm der Schneckengang der juristischen Beförderung eine unerträgliche Laufbahn schien und er durch Goethe kurzer Hand angestellt werden zu können wähnte. Darüber sind wir so genau unterrichtet, daß eine solche Entstellung der Wahrheit unverantwortlich scheint. Lenz ging nach Verfa, als er, wie Goethe an Merck schrieb, „gar lieb und gut geworden“, ruhiger geworden zu sein schien und sich danach sehnte, ganz seinen dichterischen Träumen nachzuhängen, was er auch that. Dort schrieb er auch seinen Roman „Der Waldbruder“, über den Frohheim so ungläubliche Entdeckungen gemacht hat.

Von der abgelehnten Stelle in Weimar schweigen alle weiteren Briefe von Lenz und seinen Freunden, eben weil sie nur eine augenblickliche Einbildung war, die aus der Freude, dem kranken Herzog vorzulesen, und dem Wunsche, eine Stellung am Hofe zu erhalten, hervorgegangen. Köderer hatte treuherzig daran geglaubt. Als Lenz die nun endlich am 11. Juni vollzogene Anstellung Goethes meldete, wünschte dieser dem Freunde, dessen Not er kannte: „Werde bald, mein Bester, sein Kollege oder [von] dem etwas.“ Michaelis, wo er nach Göttingen reise, sehe er ihn vielleicht in Weimar. „Dann, Liebster, hast du (siehst du, ich bitte dich auf'n Auien) heitere Miene, bist also dann Lenz und ein etablierter Mann.“ Aber der kluge Altknarius Salzmann hatte aus der brieflichen Äußerung von Lenz an ihn: „Grüßen Sie Jungfer Lauth [in deren Haus Lenz wohnte] auf Wiedersehen“,

den Schluß gezogen, dieser werde nach Straßburg zurückkehren, und wahrscheinlich hatte Lenz dies auch augenblicklich im Sinne, wie noch als er den 9. Juni an Herder schrieb: da man ihn spätestens auf Johannis in Weimar erwarte, werde er ihn hoffentlich noch dort sehen. Aber das Anerbieten, im nahen Verfa mit Unterstützung des Herzogs den Sommer zuzubringen und dort seinen dichterischen Arbeiten, lyrischen, dramatischen und erzählenden, sich zu widmen, hielt ihn zurück. Zu seinem Unglück lud die mit Goethe wieder einmal gespannte Frau von Stein ihn auf den Herbst nach ihrem Gute zu Kochberg, wohin Goethe nicht kommen durfte, um mit ihr Englisch zu lesen. Hier verlebte er denn herrliche Tage, da er sich schwärmerisch in die edle Frau verliebte. Damals spiegelte er auch sich und Salzmann vor, er werde, wie er am 23. Oktober an letzteren schrieb, ihn wohl noch einmal in herzoglich sächsischer Uniform sehen. Als aber nach der Rückkehr der Frau von Stein ihr Verhältnis zu Goethe sich wieder herstellte, dieser statt seiner mit ihr Englisch las, Lenz ohne von ihr persönlichen Abschied nehmen zu dürfen nach Verfa zurückkehrte, von wo er nur zuweilen wieder Weimar besuchte, war seine Eifersucht erwacht, und trotz der Warnungen Goethes, sein Verhältnis zu Frau von Stein zu schonen, von dem er manches erkundschafte haben wird, ließ er sich verleiten, im Hofkreise darüber zu spotten; er machte ohne Arg „Pasquille“ auf ihn. Da er so gewagt, Goethes heiligstes Gefühl zu entweihen, durfte er nicht länger am Hofe bleiben, einer von ihnen mußte weichen, und so wurde Lenz, trotz aller Verwendung, aus dem Weimariischen verwiesen. Dieser Verlauf der Sache liegt den Lebenden heute klar vor Augen, aber die Neugierde möchte auch die Einzelheiten wissen, die wohl ewiges Dunkel decken wird, sollte nicht das großherzogliche Archiv, das manches Bedenkliche birgt, einmal seine geheimen Fächer öffnen.



Litterarische Mitteilungen.

Zur modernen deutschen Belletristik.

Eer gegenwärtige Stand der neuesten Belletristik in Deutschland ist im allgemeinen kein günstiger. Sehr wenig hervorragende Werke, viel anständiges Mittelgut, vom überwiegenden Schlechten ganz zu schweigen. Mehr wie je versteht es der Durchschnittschriftsteller, den Ton seines Publikums zu treffen und es über eine stüchtige Stunde hinwegzutäuschen. Die Routine ist gewachsen, der tiefere Gehalt gesunken. Der Bildungshorizont des modernen Erzählers hat sich erweitert, die Schauplätze der Handlung werden mit reichlicher Ortskenntnis in alle Teile der Erde verlegt, aber die Welt des Gemütes und des Herzens wird enger und enger. Schilderungen von Einzelschicksalen werden seltener geboten, sie verschwinden im Strudel der alles nivellierenden sozialen Frage. Aus der Fülle schöngeistiger Werke möchte ich hier einige kurz zu charakterisieren versuchen, die nach dieser oder jener Richtung hin mir litterarisch bemerkenswert erschienen.

Karl Frenzel, einer der ersten Meister moderner Erzählungskunst, hat uns kürzlich mit einem neuen Buche *Frauenrecht* beschenkt. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Der Autor hat seine Erfindungsgabe in einer historischen Epoche walten lassen, die er mit souveräner Beherrschung beherrscht. Die französische Revolution diente ihm schon einmal zur Entrolung eines großen, teils auf Wahrheit, teils auf poetischer Intuition beruhenden psychologischen Gemäldes: die jungfräuliche, ideale Mörderin Charlotte Corday lebte vor unseren Augen auf, und jetzt ist es eine nicht minder interessante Frau aus jenen Blut- und Schredenstagen, die er uns menschlich näher führt, nämlich Madame Marie Roland. Der hohe Flug ihres männlich starken Geistes, ihr politischer Einfluß, ihre von keinen unlauteeren Bestrebungen getriebene Energie, der Zauber, den sie auf die Parteiführer der Revo-

lution ausübt und von dem auch ihr Gemahl mitgerissen wird, ist von Frenzel mit eindringlicher Wirksamkeit geschildert worden. Der künstlerische Schwerpunkt der Novelle liegt meines Erachtens in dem seelischen, tief in der Natur des Weibes begründeten Widerspruch, dem Frau Roland zum Opfer fällt. Ihr physisches Leben endete allerdings unter dem Fallbeil, aber diesem Leibeckode ging ein seelisches Sterben voran, welches der ganzen Charakterfigur jener großartigen Frau einen tragischen Zug ausprägt. Schon im Titel „Frauenrecht“ mit seiner die moderne Frauenemancipation streifenden Pointe rührt Frenzel an den Kern der Tragödie. Frau Roland hat sich weitab vom Wege entfernt, den die Natur dem Weibe vorgezeichnete; sie wandelte eine Bahn, auf welcher ihr selbst auserlesene Männer selten zu folgen vermögen, sie stellte sich in den Dienst des Vaterlandes, und als der Moment kam, wo sie alle ihre Kräfte anspannen mußte, um für die hohe Mission einzutreten, der sie sich unter den größten Gefahren widmete, da mußte sie der Natur den Tribut zollen, den sie ihr bisher verweigerte, sie verliebte sich. Diese Liebe entmannte so zu sagen die starke Frau, sie wurde ein schwaches Weib, und als man sie vor die Guillotine führte, hauchte nicht mehr die stolze Frau Roland, sondern ein weiches, edles Weib ihre Seele aus. Diese Umkehr hat sich Frenzel zum Vorwurf seiner Novelle gemacht. Es ist eine psychologische Tragödie in novelistischen Form, wie wir deren nur wenige in der deutschen Litteratur besitzen. Das Milieu, aus dem die Heldin, ihr Jugendfreund Lanthénat, eine philiströse, zuletzt ins Diabolische übergehende Figur, und der Volksführer Danton emporwachsen, ist mit wunderbarer Klarheit getroffen. Wir verstehen die verstandeskräftige Frau Roland und ihr weibliches Fühlen, wir verstehen den biedereren Lanthénat, den seine Leidenschaft und die Unruhe der Zeit zu

einem Dämon machten, und wir verstehen auch das tierische Hofoto-Dämonchen Franchine, welche ihre Unschuld in der Revolution begrab und über deren Schreden und Greuel durch die Grazie ihres Wesens triumphierte. Es liegt ein tiefer, für alle Zeiten gültiger Sinn in dem, was Frenzel uns dichterisch verkörperte. Und gerade in der heutigen Zeit, wo die Gegensätze immer größer werden, die Bedürfnisse maßlos anschwellen und wir, statt Entfaltung zu lernen, in einen nihilistischen Pessimismus zu verfallen drohen, wird Frenzels Geschichte auf nachdenkliche Leser einen um so anhaltenderen Eindruck machen.

Während Frenzels Phantasie in die Vergangenheit zurückgreift und mit ihrer Leuchtkraft düstere Bilder und Scenen herausbeschwört, bietet uns diesmal Georg Ebers kein ägyptisches Historien-Märchen, sondern eine wahre, anmutige, sonnendurchglänzte Geschichte, die Geschichte seines Lebens vom Kinde bis zum Manne. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Die deutsche Litteratur von Goethe bis zu Felix Dahn ist reich an Autobiographien bekannter und bedeutender Männer der Kunst und Wissenschaft. Aber wohl wenige enthalten eine solche Fülle von Glück, Segen und Dank als die Memoiren des berühmten Romancier's. Das ganze umfangreiche Buch gleicht einer einzigen Dankagung, die abgesehen vom Charakter des Verfassers das schönste Zeugnis ausstellt. Georg Ebers ist ein Berliner Kind, er stammt von wohlhabenden Eltern, die Sorge des Tages ist nie an ihn herangetreten und hat nie die Entwicklung seiner großen und mannigfaltigen Fähigkeiten unterbunden. Er verlebte die glücklichste Jugendzeit, die man sich denken kann. Unter der Aufsicht einer treuen, schönen und gebildeten Mutter wird in seiner Brust schon frühzeitig die Empfänglichkeit und Begeisterung für die Ideale des Daseins erweckt; in seine jugendliche Seele wird ein Strom unaussöpflichlicher, herrlicher Eindrücke geleitet, der die Keime seines Talentes rasch zum Blühen bringt. Es fehlt hier an Raum, alle Phasen seines Lebens als Knabe, Jüngling bis zum heranreifenden Mann zu schildern. Besonders packend sind im Buche jene Stellen, die sich mit den Berliner Revolutionstagen befassen. Selbst in das vornehme Haus seiner Mutter drang der Lärm und Schreden jener Zeit. Aber nicht lange halten diese bösen Erinnerungen an, sie werden verdrängt von den Jahren des eifrigen Lernens, des frohlichen Spiels und einer aufregenden Geselligkeit. In den folgenden Kapiteln erweitert sich die Idylle des Schul-, Familien- und Pensionats-Lebens zu einem kulturgeschichtlichen Bilde von beträchtlichem Werte. Bedeutende Männer auf allen Gebieten der Litteratur und Wissenschaft sind

Studiengenossen von Ebers gewesen und von ihnen allen weiß er Interessantes zu erzählen. Mit reizender Begablichkeit verweilt er bei der Schilderung der Streiche des „tolen Ebers“, so wurde der übermüthige Gymnasiast genannt, seines harmlosen, enttäuschenden, aber für ihn verhängnisvollen Liebes-Abenteuers mit einer schönen, talentvollen Schauspielerin. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Quedlinburg beginnt für ihn eine Zeit, wo jeder Morgen zu neuer Lust wecket, jeder Abend einen Festtag im Lenze beschloß, den das Sonnenlicht der Freiheit und der Zauber der Freundschaft verklärte. „Was dem deutschen Corpsstudenten an Freuden blühen konnte“, sagt er, „genoß ich in vollen Zügen.“ Dieses Sonntagskind sollte indessen bald den furchtbaren Ernst des Lebens kennen lernen. Ein heftiger Blutsurz, den er sich durch eine Erkältung zugezogen, brachte ihn bis an den Rand des Grabes. Aber auch diese Zeit der Prüfung gereichte ihm zum Segen. Es war für ihn eine Zeit der inneren Einkehr und Sammlung; er gelangte zur Erkenntniß seines Wesens, und seine dichterische Ader regte sich mächtiger denn je. Als Rekonvalescent schrieb er den Roman „Eine ägyptische Königin-tochter“. Mit einem Ausblick auf seine großen Wanderungen, seine erfolgreiche akademische und wissenschaftliche Laufbahn klingt dieses lebenswürdige Buch aus. Möge es Ebers vergönnt sein, recht bald mit dem zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen vor die Öffentlichkeit zu treten.

Einer unserer vornehmsten Erzähler, Wilhelm Jensen, von dem die Leser dieser Feste unlängst eine eigenartige Romandichtung kennen gelernt haben, hat bei Carl Reißner in Leipzig unter dem Titel *Die Schah-sucher* einen Roman veröffentlicht, der auf die Verehrer seiner Muse eine getheilte Wirkung ausüben wird. Der Stoff, eine Begebenheit aus dem Jahre 1848, ist ein allerliebster und fordert den Humoristen zur Behandlung heraus, aber die Art und Weise, wie Jensen seine Aufgabe löste, kann zum großen Teil nicht gerühmt werden. Das Werk ist viel zu breit angelegt, in allzu trügem Fluß bewegt sich die Handlung vorwärts und macht die Spannung des Lesers erlahmen. Daß sich auch hier Stellen von hervorragendem poetischem Wert vorfinden, braucht bei einem Autor wie Jensen nicht eigens betont zu werden. Wenn auch die äppige Fruchtbarkeit des Dichters von seinem poetischen Können ein unwiderlegbares Zeugnis ablegt, so hat sie doch andererseits eine Ungleichartigkeit im Werte seiner Arbeiten zur Folge.

Ebenso ungleichartig erweisen sich die Werke von Hermann Heiberg. In seinem zweibändigen Roman *Wer trifft das Rechte?* (Leip-

zig, Wilhelm Friedrich) stehen entzückende Vorzüge neben sehr tabelnswerten Mängeln dicht nebeneinander. Das Problem ist ein sehr interessantes, und Heiberg, dieser reise Menschenkenner und treffliche Darsteller, wäre auch der Mann dazu gewesen, es bis auf den letzten Rest zu lösen. Der erste Band zeigt denn auch Heiberg auf der Höhe seines Könnens. Mit Virtuosität entwirft er uns ein Stück echtes, in Poesie getauchtes Leben. Im zweiten Band aber verlassen den Autor die guten Geister, flüchtig spielt sich die Handlung ab und das Ganze zerrinnt in das Fahrwasser konventioneller, der Menge hulbigender Schönfärberei. Nichtsdestoweniger wohnt dem Werke ein solcher Zauber inne, daß es sich verlohnt, sich mit ihm zu befassen. Wir hoffen, daß der Dichter einmal seine ganze reiche Kraft auf eine Leistung konzentrieren werde. An den Autor des „Apothekers Heinrich“ kann man mit Fug und Recht große Anforderungen stellen.

Ein warmes Lob verdient Frau Ida Boy-Ed für ihre Novelle Ein Kind. (Leipzig, Carl Reißner.) Jemand verlißt seine geliebte Frau, weil sie ihm kein Kind schenkt. Sein Herzenswunsch wird von der zweiten Frau erfüllt, aber er kann die Verstoßene nicht vergessen. Niemand wird sich der Wirkung dieser kleinen, meisterhaften Dichtung in Prosa entziehen können. Sie ist aus dem vollen Leben geschöpft und steht im angenehmsten Gegensatz zu dem neuesten Buche von Marie Janitschek: Eikhungrige Krute. (Dresden, E. Pierjons Verlag.) Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verfasserin ein eigentümlich gestimmtes Talent besitzt. Das ersieht man aus ihren Gedichten, mit denen sie bis jetzt hervortrat, und auch aus vorliegenden Novellen. Marie Janitschek bildet sich ihre eigene Welt voll unklarer Empfindungen und sonderbarer Begebenheiten. Der Alltagsleser wird mit diesen Hirngespinnsten nicht viel anzufangen wissen, und der Gebildete kann sich eigentlich nur an einigen genialen Stellen, originellen Bildern erfreuen.

Ein klarer, nüchternere Kopf scheint Wilhelm von Polenz zu sein. Seine Erzählung Die Persnang (Dresden, Heinrich Minden) verrät keine Spur von Poesie. Polenz verfügt über eine glatte, drastische Darstellungsgabe, aber was er erzählt, ist schon von anderen, ihm an Talent überlegenen deutschen Realisten der Welt satfam mitgeteilt worden. Existiert denn für den deutschen Naturalismus kein anderes Thema als die Liebe eines unkundigen Jünglings zu einer Kellnerin oder Confectioneuse? Wie beschränkt muß der Gesichtskreis, die Gefühlswelt und die Lebenserfahrung dieser Herren sein, wenn für sie ein solches Thema der Mittelpunkt

aller Kunst ist. Wir erwähnen das Büchlein des Herrn Polenz in der Erwartung, etwas Besseres einmal von ihm lesen zu können.

Da ist Fräulein Luise Westlich eine ganz andere literarische Persönlichkeit! Mit männlicher Unerbrotendheit und einem die größte Achtung abringenden künstlerischen Streben behandelt sie die tiefsten Probleme. In ihrem Novellenbände Die Basen der Pyramide (Berlin, Alexander Tunder) erweist sie sich als eine der beachtenswertesten und martantesten Erzählerinnen der Gegenwart. Die Novelle, welche dem Buche den Titel lieh, schildert den Ausbruch eines Streikes: das Leben und Treiben der Arbeiter in der Fabrik, zu Hause und in ihren Vereinslokalen ist greifbar deutlich, und das Hineinspielen eines tragischen Konflikts in diese sociale Revolution im kleinen giebt dem Ganzen einen mächtig padenden Charakter. Auch die beiden anderen Erzählungen, zwei Herzensgeschichten, sind vollgültige Proben eines hochbedeutenden Talentes. Luise Westlich gehört zu den wenigen modernen literarischen Erscheinungen, welche den Geist der Zeit begreifen und ihn in eine künstlerische Form zu bannen vermögen. Ihre Gestalten sind wie aus Erz gegossen und ermangeln vielleicht zu sehr der reichen, graziosen Linien — die einzige Ausstellung, die man an diesem Buche, abgesehen von einem etwas trassen Abschluß, zu machen berechtigt ist.

Wohltuend in ihrer harmonischen Ausgeglichenheit und freien Lebenswahrheit giebt sich die Erzählung von G. von Verles v. sch Chalia in der Sommerfrische (Leipzig, Carl Reißner). Es ist eine gut erfundene Geschichte aus dem Leben einer herumwandernden Komödianten-Gesellschaft. Wir werden in die Leiden und Freuden, die Herzensschicksale und Abenteuer dieser sorglosen Zigeuner der Kunst eingeweiht. Eine angenehme Verstärkung, und durchaus nicht ohne künstlerische Bedeutung.

Sehr zu empfehlen sind Vincenz Chivaccis Kleinbürger von Groß-Wien, Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. (Stuttgart, Adolfs Bonz u. Comp.) Der Verfasser gehört zu den vollstimmigsten Schriftstellern Osterreichs. Seit dem Tode Friedrich Schölgls ist er vielleicht der einzige, der es versteht, das Wiener Volksleben in prächtigen, dichterisch empfundenen Genrebildern festzuhalten. Meisterhaft beherrscht er den aus Frauenmund so lieblich und traut anmutenden Wiener Dialekt. Er verfallt niemals wie manche seiner Kollegen in den Fehler patriotischer Schönfärberei, in derber und drastischer Weise giebt er den Wienern viele beherzigende Wahrheit zu kosten. Die meisten dieser Skizzen sind Kabinettsstücke der Kleinmalerei aus dem A-

tagelieben. Ich habe in den letzten Jahren wenig Erscheinungen der deutsch-österreichischen Litteratur gelesen, die mir so gut gefallen haben als das vorliegende Werk.

Das alte Vorurteil, daß der deutsche Schriftsteller die Welt von seinem Dachstübchen aus beobachtet und in seinem Wollenkuducksheim unirdische Träume spinnet, ist längst hinfällig geworden. Er bereist heute fleißig die Welt und studiert Land und Leute. Vor mir liegen einige Skizzenfassungen, die darthun, wie sehr der Autor von heute bemüht ist, den Kreis seiner Erfahrungen zu erweitern und die Kenntnis der engeren Heimat auf langen Fahrten zu vertiefen.

Einer der angesehensten deutschen Feuilletonisten, Siegfried Samosch, veröffentlicht soeben bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. ein neues Buch unter dem Titel *Provenzalische Tage und Spanische Nächte*. Es ist an Wert ebenbürtig seinen vortrefflichen „Sizilianischen Streifzügen“, mit denen uns der Autor vor kurzer Zeit erfreute und die ebenfalls an dieser Stelle die verdiente Würdigung gefunden haben. Es ist schwer zu sagen, welcher von den neun Skizzen, aus denen das elegant ausgestattete Buch besteht, man den Preis zuerkennen soll. In allen erweist sich der Autor als ein Mann von seinem Geiste und einem reichen Wissen. In lebendiger, künstlerisch geglätteter Sprache schildert er uns landschaftliche Schönheiten und die Sitten der Bewohner. Ohne Aufdringlichkeit verwebt er in interessante historische Exkursionen eigene Erlebnisse. Hier läßt er einen angenehmen Humor spielen, der mit seinen Lichtern manches Widersärtige, das dem Autor aufstößt, siegreich überglänzt. Seine warme Empfänglichkeit teilt sich dem Leser mit, und der scharfe Blick, mit dem er auf einmal das Charakteristische im Menschen und in der Natur erkennt, befähigt ihn, auch dem Leser eine klare Vorstellung von dem zu geben, was er gesehen und erlebt. Siegfried Samosch, der in seinen meisterhaften Essays über italienische Litteratur dargethan, daß er tief in das Wesen der Kunst eingedrungen ist und die Bedingungen erkannt hat, unter denen ein Dichtwerk erblicken kann, scheint wie wenige das wahre Wort Goethes zu beherzigen: „Willst den Dichter du verstehen, mußt in Dichters Lande gehen.“ Und so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß wir als zweite Frucht seiner Reisen eine kritische Würdigung jener Poeten erhalten werden, deren Heimat er vorzüglich besucht hat. Seine Städtebilder „Nimes“, „Marseille“, „Barcelona“, „Madrid“, „Toulouse“ und „Nizza“ sind wahre Musterstücke ihrer Art und fesseln durch den Reichtum ihres Inhalts.

Ludwig Hevesi stellt sich ebenfalls mit

einem neuen Reisebuch ein. Diejenigen, welche seine Skizzenfassungen „Almanacando“ und „Ein englischer September“ kennen, werden auch mit Vergnügen zu dem „gemüthlichen Kreuz und Quer“ greifen, das dieser originelle aller österreichischer Schriftsteller unter dem Titel *Von Kalan bis Bäckingen bei Adolfs Donz u. Comp.* in Stuttgart veröffentlichte. Ludwig Hevesi ist ein prächtiger Reisegefährte. Man wird an seiner Seite nie ungeduldig, stets weiß er zu unterhalten, zu belehren und zu überraschen. Ob er uns in den Karzer zu Heidelberg oder nach Weklar führt, ob er uns von einer modernen Wallfahrt nach Keblaar oder vom „Schiffelland“ erzählt, er verliert nie seine Laune, die uns mit einer Fülle heiterer und eigenartiger Einfälle überstreut. Er verfolgt niemals die gewöhnlichen Touristenwege, trakt seines Wissens ist er glücklich im Aufstöbern interessanter, unbekannter Punkte, und so gelingt ihm das große Kunststück, aber unzählig oft beschriebene Gegenden stets etwas Neues zu jagen. Das amüsante und anregende Buch besitzt alle Eigenschaften, den Kreis der Verehrer des Autors zu vergrößern.

Der liebenswürdige Feuilletonist und Lustspieldichter Oskar Justinus hat ebenfalls das Wagnis unternommen, ein Buch über ein Land zu veröffentlichen, über das Tausende von Büchern geschrieben worden sind. Er bringt unter dem Titel: *Italienischer Salat* allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen. (Berlin, Richard Wilhelm.) Man glaube ja nicht, daß dieses Buch einen gelehrten Cicero durch Italiens uner schöpliche Kunstfassungen bildet. Es sind flotte, lustige Schilderungen aus dem modernen Italien und enthalten die mannigfachsten Eindrücke eines unbesangenen, guten Beobachters. Richtige Bemerkungen, brotliche Einfälle wechseln miteinander ab und zeugen von der beweglichen, geistigen Frische des Verfassers.

Adam Müller-Guttenbrunn, der Direktor des neuen Raimund-Theaters in Wien, ließ bei Kirchner u. Schmidt in Wien erscheinen: *Im Jahrhundert Grillparzers*, Litteratur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Das Buch enthält treffende Charakteristiken österreichischer Poeten wie Grillparzer, Brentler, Bauernfeld, Raimund, Gampelring, Angenhuber u. a. Wenn man auch nicht allem zustimmen braucht, was Müller-Guttenbrunn sagt, so sind es doch durchwegs gebaltreiche und beachtenswerte Auseinandersetzungen über österreichische Kunstzustände. Man sieht, ein Mann von großer praktischer Erfahrung in künstlerischen Dingen spricht zu uns, der ein Recht hat, zu allen litterarischen Fragen der Gegenwart Stellung zu nehmen. Vielesicht die beste Leistung des Buches ist die ergrei-

seude Schilderung eines talentierten Schriftstellers, den die Sorge um das tägliche Brot zu einem Kolportageroman-Schreiber degradierte.

Zum Schluß möchte ich noch eine sehr tüchtige Arbeit erwähnen, die von Robert Kohler auch, einem der fernigsten und besten Theaterkritiker Norddeutschlands, herrührt. Es ist seine Bühnenbearbeitung des Shakespeare'schen Stückes *Der Widerspenstigen Zähmung*.

Die Bearbeitung hat bereits, besonders in Berlin, die Feuerprobe bestanden. Pietät für das Kunstwerk und eine eindringliche Bühnenkenntnis haben sich hier vereinigt. Die Bearbeitung nebst einer tüchtigen, instruktiven Einleitung ist bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erschienen und wird allen Theaterfreunden eine sehr willkommene Gabe sein.

E. W.

Neues aus der Kunstilliteratur.

Zu den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstilliteratur in der letzten Zeit gehört Daniel Burdhardt's in G. Hirths Verlag (München und Leipzig) herausgekommenes Buch über *Albrecht Dürers Aufenthalt in Basel 1492—94*. Während der berühmte Namensvetter des Verfassers zum begeisterten Cicero aller derjenigen geworden ist, die sich an Italiens Kunstschatzen berauschen, geht er selbst im Gegenteil von einer dem welschen Einfluß unfreundlichen Betrachtung unseres deutschen Nationalmalers aus, indem er eine der bisher allgemeinsten Thesen in Dürers Lebenslauf bestrittet: seinen ersten Aufenthalt in Venedig. Aus Andeutungen in Dürers späteren Briefen, aus Erzählungen gleichzeitiger Schriftsteller, aus dem Stil der Werke selbst hatte man die feste Ansicht gewonnen, daß Dürer ungefähr in den oben angegebenen Jahren während seiner Wanderschaft Venedig berührt habe, was insofern von allgemeiner Bedeutung war, als hier zuerst ein in seinen Folgen sehr nachhaltiger Zusammenstoß deutscher und italienischer Kunst konstatiert worden wäre. Nun ändert sich aber die Sachlage durch eine wertvolle Entdeckung, welche Burdhardt gemacht und in eben dieser Schrift verwertet hat. Es befindet sich in Basel ein „Stoc“, worauf der heilige Hieronymus in Holz geschnitten ist, wie er es sich ganz nach deutscher Art in seiner Zelle recht behaglich und gemächlich macht. Auf dem Stoc steht trotz der vielen Wurmstiche noch leserlich Dürers Name mit Angabe seiner Geburtsstadt Nürnberg. Die Verwertung des Holzschnittes kannte man bis jetzt nur in der 1497 erschienenen dritten Baseler Ausgabe der *Epistole beati Hieronymi*. Burdhardt hat ihn schon in der zweiten von 1492 entdeckt, die sehr selten ist — Dürer arbeitete also 1492 in Basel. Von diesem Ergebnis ausgehend, suchte Burdhardt in den Schätzen des Baseler Museums umher, ob er nicht noch weitere Zeugen von Dürers Baseler Thätigkeit finden könne. Und in der That entdeckte er eine Reihe von Holzstöcken, teils nur vorgezeichnet, teils schon geschnitten, welche

eine Folge von Illustrationen zu den Lustspielen des Terenz „*Andria*“ und „*Eunuch*“ darboten und so ungewisshaft den Nürnberger Stift verrieten, daß der glückliche Finder hier der Zustimmung der Fachgenossen gewiß sein darf. Dazu kommen allerlei äußere Gründe, welche einen Zusammenhang dieser Zeichnungen mit Dürer sehr wahrscheinlich machen. Aber aus der von dem berühmten Humanisten Seb. Brant besorgten Terenzausgabe, der sie beigegeben werden sollten, wurde nichts, sie blieben liegen und seiern nun durch die Opferwilligkeit der Hirthschen Buchhandlung eine sehr würdige Auferstehung. Unter den fünfzig Lichtdrucktafeln, mit denen das Buch schmückt ist, paradiert sie in erster Reihe — in ihrer prächtigen Ausführung durchaus in Übereinstimmung mit der geradezu noblen Ausstattung, in der sich das ganze Werk präsentiert. Burdhardt ging auf dem beschrittenen Wege weiter. Er glaubt noch eine größere Reihe anderer Blätter gefunden zu haben, deren Ausführung in die Baseler Zeit Dürers gefallen wäre, und behält sich vor, auf ihre Erläuterung noch zurückzukommen. Dann aber wären die Jahre 1492 bis 1494 völlig besetzt, und da wir wissen, daß Dürer vorher bei den Schongauers in Kolmar, nachher in Straßburg und dann wieder zu Haus in Nürnberg war, so bliebe nunmehr für diese Zeit, die früher mit dem Venediger Aufenthalt ausgefüllt wurde, ein solcher ganz unannehmbar. Burdhardt streicht ihn daher gänzlich aus der Dürer-Biographie. Es wäre jedoch denkbar, daß die Wissenschaft, selbst bei völliger Zustimmung zu der neu entdeckten Baseler Thätigkeit des Meisters, doch die Hypothese seiner Venediger Reise nicht fallen ließe, sondern diese nur etwas später datierte. Denn ihre Zeugnisse sind zu sprechend. Bei alledem bleibt der durch Burdhardt gesundene neue Abschnitt der Jugendentwicklung Dürers in seinen positiven Ergebnissen voll bestehen, und der Fund wird nicht verfehlen, wie er in der Wissenschaft einschneidend wirkt, auch in den weitesten Kreisen deutscher Kunstfreunde das wärmste Interesse zu erregen.

Ganz von einem anderen Standpunkt aus geht eine zweite hier zu erwähnende Schrift an ihr Problem heran: L. von Schefflers **Michelangelo**, eine Renaissancestudie (Altenburg, Stephan Geibel) trägt den Charakter nicht einer philologisch-archivarischen, sondern einer literarisch-philosophischen Untersuchung. Der Gegenstand des objektiven und des subjektiven wissenschaftlichen Verfahrens wird im Vergleich beider Arbeiten recht deutlich.

Dort die nächsternde, kälteste Herausfaltung der kontretellen Thatfachen, hier die Durchbringung des Stoffes mit eigenem Herzblut, mit dem heißen Ströme individueller, tief wurzelnder Empfindungsweise. Hierbei noch von positiven wissenschaftlichen Ergebnissen zu reden, hieße dem Verfasser unrecht thun: sein Wert mag als ein Gedicht genommen werden und wird doch in zweitem Grade für die Wissenschaft fruchtbar sein. Sein Michelangelo ist ein anderer als der, den wir alle kennen. Er wächst ihm aus einer äußerst feinsinnigen und ältere Anschauungen vielfach berichtenden Würdigung seiner Sonette empor zu einem in seiner Art einzigen Vertreter antiken Wesens in der christlichen Welt, zu einem wiedergeborenen Plato. Er streicht nicht den Einfluß der Frau aus Michelangelos

Antarsia. Von der Veröffentlichung der sogenannten Kriegsstube in Pübed. 1909.
Aus: Technik und Geschichte der Antarsia. Von Dr. Chr. Scherer. (Leipzig, L. Weigel Nachf.)



so durchdrungen von dem Wesen der platonischen Erotik, daß sie ihm den Schlüssel seines Genies giebt, daß sie die Erklärung seiner größten Schöpfung bietet: der Decke der sirtinischen Kapelle. Plato erzählt uns von den Arten des Wahnsinns, die den Menschen befangen, aber auch erheben. Er will uns zeigen, daß der höchste Wahn, weit ent-

fernt, dem Menschen Unglück zu bringen, im Gegenteil sein Retter sei: er unterscheidet den künstlerisch-poetischen Wahn, dessen Grenze zum Genie so schmal ist, den prophetischen Wahn, der von der Zukunft den Schreier zu nehmen vermag, den mystisch-reinigenden, der durch die bloße erhabte Phantasie dem Kranken Heilung, dem Elenden Besehung bringe, und den erotischen Wahn, der uns die Ideale schönster Menschlichkeit vorzubereite. Der Verfasser unserer Schrift erkennt diese vier Arten menschlichen Wahnes, menschlicher Phantasie und Schöpferkraft deutlich in den verschiedenen Gestalten der Sirtinadecke wieder: den ersten in der Schöpfungsgeschichte, den zweiten in den Propheten- und Sibyllenfiguren, den dritten in den auf den Messias in stumpfen Hinbrüten harrenden „Vorsahen Christi“ und den vierten in den herrlichen nackten Menschengruppen auf dem Gesimse. Gewiß eine eigenartige Auffassung, die in ihrer, fast möchte man sagen, metaphysischen Tiefe selbst so mystisch-geheimnisvoll ist, wie ihr der Gegenstand erscheint, den sie behandelt; eine Mystik, die sogar in dem Schlußabschnitt die Grenzen der Wissenschaft völlig verläßt, indem sie den platonischen Erotiker Michelangelo aus dem Wesen des Erudiervolkes, wie den Raumpoeten, den Rabonnenerotiker Raphael aus dem Wesen des Umbrevolkes erklären will. Obwohl die Untersuchung bis auf den kontretesten Boden herabgeht, auf Michelangelos Gedichte, auf seinen Briefwechsel, so erhebt sie sich doch, durch eine geistvoll-geheimnisreiche Sprache getragen, allmählich in so überirdische, überinnliche Regionen, daß die geringste Kritik und die leiseste Popularisierung ihre feine Haut zu Blut ripen und nur zu leicht das Erhabene zum Lächerlichen herabziehen würde. Und das wäre unangebracht bei dem unleugbaren Interesse, welches die mit der Elektrizität des Subjektiven so über- voll geladene Studie, für den Verfasser noch mehr als für den behandelten Künstler, bei allen Freunden ungewöhnlicher Erscheinungen hervorrufen muß.

Auf den realen Boden des gefunden Kunstgewerbes begeben wir uns mit der nächsten Arbeit, die wir heute Revue passieren lassen: **Technik und Geschichte der Antarsia**. Von Dr. Christian Scherer. (Leipzig, L. O. Weigel Nachf.) Der Verfasser, ein junger Kunstgelehrter, der am Braunschweiger Museum beschäftigt ist, hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, eine vollständige geschichtliche Entwicklung des mit „Antarsia“ bezeichneten kunstgewerblichen Zweiges, d. h. der eingeleiteten Arbeit, zu schreiben. Sein Buch ist weniger für Techniker als für die Kunstfreunde in weitestem Umfang bestimmt, und es geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß

diese Technik, der wir eine Reihe der schönsten Werke aus dem Kunstgewerbe des Mittelalters und der Renaissance verdanken, besonders verdient, in einer historischen Würdigung nach all ihren Verzweigungen untersucht zu werden. Die archäologischen Studien, denen sich der Verfasser in früheren Jahren gewidmet hat, befähigen ihn auch, sein kunsthistorisches Gemälde bis auf die Zeiten Alt-Ägyptens und Alt-Roms auszudehnen. Mit Recht aber verweilt er ausführlich bei der Schilderung der wundervollen Blüte, welche diese Technik in den Zeiten italienischer Renaissance erlebt hat, wo sie von dem einfach furnierten Holzmosaik zur figürlichen Darstellung nach Art der Glasmalerei, und schließlich, durch die

Damiano, mit Kaiser Karl V. zusammentrifft, darf er den stolzen Nacken eines selbstbewußten Meisters tragen. Der Kaiser hält seine unnachahmlichen Schnitzereien in den Chorstühlen von S. Domenico in Bologna für wirkliche Gemälde; durch einen Einschnitt muß er sich davon überzeugen, daß die Illusion durch lauter aneinander gefügte Holzstückchen hervorgerufen werde. Er sucht ihn in seiner Klosterzelle bei der Arbeit auf, vom Herzog von Este begleitet. Bruder Damiano aber läßt nur den Kaiser hinein, dem Herzog verbietet er die Schwelle. Warum? fragt ihn der Kaiser erstaunt. Der Herzog hätte auf einer Reise, die den Künstler durch Este führte, seine Werkzeuge verjollen lassen; das ließe er

Fortschritte der Reliefbildnerei angeregt, zu perspektivisch vertieften, stark komplizierten Bildern von Stillleben, Innenansichten von Schränken, Architekturen, Landschaften und figurenreichen Historien sich entwickelt. Die Betrachtung der Intarsia Italiens, wie sie sich vom Quattrocento bis in die heutige Zeit hinein durch eine ganze Anzahl Schulen und so man-



Intarsia. Von Stuhlwert in S. Petronio zu Bologna. 1495.

Aus: Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Chr. Scherer. (Leipzig, T. O. Weigel Nachf.)

ches vielgenannte Meisteratelier verfolgen läßt, wird eingeschlossen von einem kurzen, sehr willkommenen Überblick über das eigentliche Herstellungsverfahren, sowie von der Schilderung der Entwicklung dieser Technik in den deutschen, französischen und einigen weniger bedeutenden Ländern, der sich die praktischen Indices anschließen. In angenehmer fließender Darstellung, die aber trotz des allgemein verständlichen Tones es nicht unterläßt, in die engsten Winkel wissenschaftlicher Forschung hinabzusteigen, werden wir den Weg hinauf- und heruntergeführt, welcher die allmähliche Entwicklung der Intarsia von ihren Anfängen bis zu ihrer Blüte und ihrem schließlichen Verfall bezeichnet. Aus den Handwerfern werden freie Künstler, und als der berühmteste aller Intarsienmeister, Fra-

sich nicht bieten. Der Kaiser lächelt und vermittelt eine alle Teile zufriedenstellende Versöhnung. Von Damiano und seinem Bologneser Chorstuhl, das die Zeitgenossen für das achte Weltwunder erklärten, gehen wir nach Frankreich, wo im nächsten, dem siebzehnten Jahrhundert die Kunstschlerei sich die Hegemonie in Europa erringt und im Atelier des vielgefeierten Boule Prachtwerke der Intarsia entstehen läßt, und endlich wieder ein Jahrhundert weiter in die deutschen Lande, wo sich um Meister Königen, von dessen Kunst die größten aller existierenden Intarsien, die Tafeln des Wiener Museums, Kunde geben, eine Gruppe von Marqueterie-Meistern scharf, die auch dem deutschen Kunstgewerbe einen originalen und weit und breit anerkannten Wert zu verleihen versteht. Fünf-

undzwanzig gut ausgewählte Abbildungen begleiten in lehrreicher Weise den Text, das Titelbild schmückt die Darstellung des Meisters Barile, der sich auf dem Chorgestühl der Sienerer Taufkapelle, selbst mit der Intarsiarbeit beschäftigt, in dieser Kunst verewigt hat.

Von der internationalen Kunst der Intarsia treten wir in den ausgeprägt nationalen Kreis eines durch und durch deutschen Mannes mit dem Buche Dr. Hermann Schmidts ein, dem wir einige warme Worte zu widmen haben: Ernst von Bandel, ein deutscher Mann und Künstler. (Hannover, Carl Meyer.) Ein jeder Deutscher hat von dem gewaltigen Hermanns-Denkmal gehört, das auf dem Teut-

bringt, in deren fertiger Gestalt aller Schweiß der Arbeit getrocknet scheint. Der Text des liebevoll in seinen Stoff verfehlenden Buches enthüllt uns das innere Leben eines solchen Mannes, dessen Wirken ein Ringen war, dessen Hoffnungen nur gleichsam widerwillig vom Erfolge gekrönt wurden. Der Mensch wächst vor unserem Auge aus dem Künstler heraus; wir sehen ihn nicht nur den Meißel heben, sondern auch die tiefinnersten Herzenskämpfe ausfechten; wir belauschen ihn in der intimsten Seelenregung. Welche Tragödie allein das Werden seines Hermanns-Denkmal, bei dem unser Interesse am meisten verweilt! Ein Spiegelbild der werdenden



Intarsia. Vom Chorgestühl in der Oberkirche von S. Francesco zu Assisi.
Aus: Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Cdr. Scherer. (Leipzig, L. V. Weigel Koch.)

berg dem Cheruskerfürsten errichtet worden ist, den die populär gefärbte Geschichte als Begründer der deutschen Freiheit feiert. Aber wie wenige kennen den Namen seines Verfertigers, wie wenige haben eine nur schwache Ahnung von den unsagbaren Mühen und Qualen, unter denen Bandel sein Werk verwirklichte, unter denen er sein Leben lang gelitten und geschaffen! Wer die in fünf Abbildungen wiedergegebenen Hauptwerke des Bildhauers durchmustert, der sieht ihnen nicht die weinigen Sorgen, die martierenden Gedanken an, unter denen auch dieser Künstler seinen Phantasien Gestalt gegeben hat, wie so mancher andere Meister, der in Kampfe mit der feindlichen Welt, mit der Trägheit der Masse die vollendetsten Schöpfungen ans Licht

deutschen Einheit! Der Plan des Denkmal, den der Künstler seit seinem neunzehnten Jahre begreift, tritt erst in seinem sechs- unddreißigsten der Verwirklichung näher. Bandel befreit den Teutberg — auf seinem Gipfel sieht er einen harten Steine zusammengepackt. „Du, hier werde ich ein Denkmal errichten!“ sagt er zu seinem erstauerten zwölfjährigen Führerlein. Er vollendet das Modell und bit-

tet König Ernst August von Hannover um Erlaubnis zu seiner Aufstellung. Der König tritt zwei Schritte vor — das Zeichen des Auidienzschlusses. Bandel tritt zwei zurück, verbeugt sich und bittet nochmals. Noch ein drittes Mal dasselbe Mandat, Bandel steht an der Thür — da lächeln sich beide Männer an und der König bewilligt es. Nach langen, langen Verhandlungen, Streitereien, Spottereien, Enttäuschungen bildet sich endlich ein Verein zur Errichtung des Denkmal. Die Beiträge fließen mit der Zeit reichlicher; eine rührende Opferwilligkeit zeigt sich bei allen Deutschen, auch jenseit des weiten Meeres; der Denkmalsbau wird zur Warte der aufblühenden nationalen Bewegung. Die Arbeiten beginnen; die Gewinnung tüchtiger

Steinhauer macht unerwartete Schwierigkeiten; Wandel bewährt sich als trefflicher Organisator. Seinen architektonischen Plänen wird lebhaft widersprochen; Jahre vergehen in unerquicklichen Disputen; 1841 wird eine feierliche Grundsteinlegung inscenirt, um das Werk wieder

in Fluß zu bringen. Der Unterbau wird vollendet; aber die Revolution von 1848 macht einen Strich durch die ganze Unternehmung. Wandel selbst empfand Ekel vor den politischen Zuständen. Bis 1862 ruht die Arbeit voll-

ständig. Sein Vermögen war aufgebraucht; er suchte sich durch kleinere Werke auf Bestellung zu erhalten. Ein neuer Aufruf bringt neue Mittel; aber für den aus Kupfer zu treibenden Armin finden sich nicht die geübten Arbeiter. Der Künstler lernt selbst in seinem zweiundsechzigsten Jahre das Kupferschmiedehandwerk. Kopf und Schwert, Fäße und Schild werden fertig — aber das Geld auch. Wandel kommt auf die glückliche Idee, an den Primus jeder Schule zu schreiben. Und die

deutsche Jugend hat ihm nicht am wenigsten die Vollendung ermöglicht. Nach dem beendeten Franzosenkriege springt noch der Reichstag, zuletzt die Civilliste des Kaisers für die notwendigen letzten Mittel ein, und endlich als fünfundsiebzigjähriger Greis sieht der Meister die Hülle

von dem vollendeten Denkmal fallen, das ihn seit sechsundsüßzig Jahren beschäftigt hat. Ein Jahr später schloß er die Augen und endete sein Künstlerleben, wie es in seinem Wechsel von trübseligen und freudetrunknen Tagen das Herz jedes Mitfühlenden tief ergreifen muß. —

Es bleiben uns für heute noch drei Werke zur Erwähnung, die ihre Stoffreise über das engere Gebiet der bildenden Kunst hinausziehen; das eine auf dem Boden der litterarischen Forschung erwachsen, das zweite auf dem der musikphilosophischen, das dritte auf



Intarsia. Vom Chorgestühl in Sa. Maria in Organo zu Verona. 15. Jahrh.
Aus: Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Chr. Scherer. (Leipzig, T. D. Weigel Nachf.)

dem der architekturgeschichtlichen. Scartazzini's Pantheandbuch (Leipzig, F. A. Brockhaus) empfiehlt sich als eine sowohl in wissenschaftlichen, wie in den Kreisen des gebildeten Publikums willkommenen Anleitung zum Verständnis des Lebens und Wirkens des großen italienischen Nationaldichters, der ja dadurch, daß er den mittelalterlichen religiösen Vorstellungen eine feste, typische Form gegeben, auch von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die Meister der bildenden Kunst gewor-



Intarsia. Vom Chorgestühl in Sa. Maria in Organo zu Verona. 15. Jahrh.
Aus: Technik und Geschichte der Intarsia. Von Dr. Chr. Scherer. (Leipzig, T. D. Weigel Nachf.)

den ist. Gerade bei der Lesüre Dantes wird man ein solches, über alle einschlägigen Fragen Auskunft gebendes Buch gern zur Hand nehmen. Denn sein Gedicht, dessen Verbreitung in der Welt fast den homerischen Werken gleichkommt, dessen annähernde Kenntnis

noch heute dem Gebildeten unerlässlich ist, verknüpft den epischen Vergang der Fahrt durch die Hölle in das Paradies mit einer solchen Fülle persönlicher und auf die zeitgenössische Geschichte bezüglicher Andeutungen, daß es dem heutigen Leser geradezu unmöglich wird, ohne die Zuhilfenahme von Anmerkungen den Sinn der dichterischen Worte zu verstehen. Auch liegt die ganze mittelalterliche Denkweise, die in Dantes divina commedia ihren vorzüglichsten Ausdruck gefunden hat, unserer modernen Anschauung so fern, daß selbst abgesehen von persönlichen Beziehungen die gesamte Phantasiewelt und die religiös-philosophische Auffassung des Dichters dem Leser unserer Zeit ohne Erklärungen unverständlich und allzu mystisch erscheinen muß. Wenn man auch einem so fanatischen Danteschwärmer, wie Scartazzini, darin wohl kaum folgen wird, in Dante den größten Dichter der Neuzeit zu sehen, da man ihn überhaupt zur Neuzeit schwerlich wird rechnen können, so darf man sich doch vor der Thatiade seiner immensen Popularität nicht verschließen. Heute sind noch über fünf-hundert Handschriften des Werkes vorhanden, und nach Erfindung des Druckes stieg seine Vervielfältigung ins Unermeßliche. Allein im neunzehnten Jahrhundert ist es zweihundertfünfundzwanzigmal gedruckt worden, und die Zahl seiner Drucke überhaupt, auch die Übersetzungen und Renaissancen mit eingerechnet, übersteigt die tausend. Ein kritisches Dante-Handbuch zu schreiben, gehört nicht zu den leichtesten Aufgaben der Wissenschaft. Unser Verfasser teilt sich den Stoff so ein, daß er nach einem Überblick über Bedeutung und Wert des Dantestudiums und Aufstellung einer Geschichtstabelle der gleichzeitigen Ereignisse in fünf Abschnitten Dante in der Heimat, in der Verbannung, Dantes Geistesleben, seine kleineren Werke und die „göttliche Komödie“ behandelt. Da er den bibliographisch-kritischen Apparat immer abgeordnet hinter das betreffende Kapitel verweist, so ist dem nicht sachkundigen Leser, welcher vor den trockenen Ziffern und Citaten der gelehrten Forschung zurückschreckt, die Möglichkeit geboten, dem fließenden Gang der das Wesentliche heraushebenden Darstellung auch ohne diese Hindernisse zu folgen. Er wird dem Verfasser dankbar sein für die bequeme Liebenswürdigkeit, mit der er den Schleier Dantescher Allegorien lüftet, die Personen, die unter bestimmter Bezeichnung in den verschiedenen Kreisen der Hölle schmachten, aus der Vergessenheit zu warmem Leben erweckt und das innige Band, welches Dantes Erlebnis und Dichtung miteinander verknüpft, in seiner ganzen Bedeutung klarlegt.

Das musikphilosophische und historische

Wert, welches wir hier empfehlen möchten, ist Arthur Seibls Schrift *Hal Richard Wagner eine Schule hinterlassen?*, die in der bei Lipsius u. Tischer (Kiel und Leipzig) unter der Redaktion von E. Wolff herauskommen- den Sammlung „Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst“ erschienen ist. Wer sich heute über all die weit verzweigten Einflüsse orientieren will, die Wagners künstlerische Erscheinung auf sämtlichen Gebieten geistigen Lebens hervorgerufen hat, der greife zu diesem Buche. Die Litteratur über Wagner ist selbst von einem Eingeweihten nicht mehr zu bezwingen. Der Katalog des Oesterleinschen Wagnermuseums in Wien führt allein an 10 000 Schriften auf, die sich mit diesem Kunst- heroen beschäftigen. Um so erwünschter wird es sein, in dem Seiblschen Werke in kurzer, knapper Zusammenfassung die wichtigsten Erscheinungen aufgezählt und gewürdigt zu finden, die sich aus Wagners Anregung herleiten. Erstaunend groß ist das Gebiet, welches sie umfaßt. Von der Philosophie bis zur Komposition, von der Kunstwissenschaft bis zur Vivisektion, von der Musikgeschichte bis zur Kostümkunde, von der Sprachwissenschaft bis zur Politik — überall verfolgt man die Andern, die sich auf den größten Künstler und Kunstreformator der Gegenwart zurückführen lassen. Indem Seibl seine Aufgabe zu diesem Gesamtüberblick über einen großen Teil der modernen Kulturbewegung ausgedehnt hat, giebt er von selbst die einzige Antwort auf die Frage seines Themas: keine begrenzte Komponisten- oder Dichter- oder Denkerschule hat Wagner hinterlassen, sondern er hat die ganze Welt bei sich in die Schule gehen heißen. Wer bisher nur die eine oder die andere künstlerische Fähigkeit an Wagner zu bewundern Gelegenheit gehabt hat — eine Auffassungsweise, die ja leider beim großen Publikum immer noch allzu verbreitet ist —, der wird durch diese Arbeit erst erkennen, wie unendlich weit der Horizont Wagnerscher Schaffens gewesen ist und wie man seinen Idealen nur gerecht werden kann in der Erkenntnis seiner gesamten Thätigkeit als einer großen Einheit.

Zuletzt also einen Blick auf das architektur- geschichtliche Tafelwerk, welches unter dem Titel *Schloß Ausbach* bei B. Schulz-Engelhard in Berlin von Professor Otto Vessing herausgegeben worden ist. Wieder ein Triumph der modernen Vervielfältigungskunst, die es fertig bringt, in zehn Lieferungen zu zehn Blatt eine Sammlung so vorzüglicher Lichtdruckbilder in Folioformat zu dem geringen Preis von einer Mark für die Tafel dem Publikum zu bieten. Das Schloß, noch wenig bekannt unter den Kunsthistorikern und den Kunsthandwerkern, die gern an überlieferten

Ornamenten studieren, stammt aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und bietet teils eine auserlesene Beispielammlung geschmackvoll und individuell-charakteristisch ausgestatteter Zimmer, teils in einzelnen so treffliche Proben einer feinsinnigen und distinkten Rokokoornamentik, daß es mit Recht verdient, eine Fundgrube zu werden für architektonische Studien, die über die augenblickliche Rokokoornamentik hinaus auf wertvolle Rokokoerschöpfungen hinzielen. Nicht mit Unrecht hebt der Herausgeber hervor, daß, wenn es noch vor wenigen Jahren einer Entschuldigung

bedurfte, auch einmal ein Rokokowerk zu publizieren, jetzt beinahe um Entschuldigung dafür zu bitten sei, die Reihe der zahlreichen Veröffentlichungen um eine neue zu vermehren. Aber schon die uns vorliegende Probelieferung läßt mit Sicherheit erwarten, daß das Schloß Ansbach unter seinen Konkurrenten nicht den schlechtesten Platz einnehmen und kaum auf dem Tische des Kunstforschers und des Künstlers, wie überhaupt eines jeden Kunstfreundes fehlen wird, welcher an den präziösen Formen dieses Stiles seine Freude hat. B.

Litterarische Notizen.

Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte von Johann Pröhl. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) — In diesen Heften ist einft, bald nach Guklows Tode, ein Essay von Kühne erschienen, der denselben Titel führt wie das heute anzuziehende umfangreiche Werk von Pröhl. Die dazwischen liegenden Jahre haben manchen Aufsatz, manches Buch über den gleichen Gegenstand zur Veröffentlichung gebracht, ohne daß dadurch die Anfänge der Bewegung in klares Licht getreten wären. Dieses Veräumnis holt das Pröhl'sche Werk nach. Es bildet zugleich eine Abwehr gegen die ungestüme und auf Unkenntnis beruhende Zurückweisung, die Herr von Treitschke in seiner Deutschen Geschichte dem jungen Geschlecht jener Tage hat zu teil werden lassen. Vielleicht geht nun Pröhl nach der anderen Seite zu weit: ihm erscheint vieles als lobenswert und herrlich, was dem Fernerstehenden einen unbedeutenden Eindruck macht; aber seine Ruhe und Besonnenheit bewahren ihn vor so großen Ausschreitungen, wie sie der politische Geschichtschreiber in entgegengesetzter Tendenz verschuldet hat. Und vor allen Dingen: Pröhl beherrscht den Stoff in unvergleichlich höherem Maße als die anderen, die je über das junge Deutschland geschrieben haben. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat er allen Quellen nachgehört und das Material zur Erkenntnis jener Zeit in staunenswerter Vollständigkeit zusammengebracht; einzelnes, wie Guklows und Laubes Briefe an Ludwig Dessoir, die im Berliner Tageblatt und in der Deutschen Revue veröffentlicht wurden, hat der Verfasser, wie es scheint, freilich trotzdem übersehen. Indessen, wie es so geht, ist mit der Fülle des Rohstoffes auch der Umfang des Buches zu bedenkllicher Ausdehnung angeschwollen. Es hätte nichts geschadet, wenn der Verfasser durch

heldenmütige Kürzungen Partien von geringerem bleibendem Werte knapper gestaltet hätte. Gleich der erste Abschnitt „Die litterarische Revolution in der Restaurationszeit“ würde Striche vertragen; in dem zweiten „Die Juli-revolution und die deutsche Jugend“ möchten wir nichts missen; aber in dem dritten „Das junge Deutschland und Goethe“, sowie in dem vierten „Tropf Nacht und Bann“ sind zahlreiche Längen stehen geblieben. Daß unbeschadet solcher keinen Mängel das Pröhl'sche Buch ein Monumentalwerk ersten Ranges und für die Gesamtgeschichte unseres nun bald ablaufenden Jahrhunderts unerlässlich ist — das wollen wir hier nicht im einzelnen beweisen, sondern die Erkenntnis hiervon der eigenen Lektüre unserer Leser überlassen.

Ethik. Eine Untersuchung der Thatfachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Zweite Auflage. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. Zweite Auflage. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) — Wundts Ethik ist auch in der zweiten Auflage die alte geblieben — mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln. Glücklicherweise überwiegen jene diese in beträchtlichem Maße, ja, man kann sagen, daß kein anderes deutsches Lehrbuch der Ethik den Leser so sicher in eine unbefangene Auffassung des sittlichen Lebens einführt wie dieses Werk. Der Verfasser geht von völkerverpsychologischen Überlegungen aus: Sprache, Mythos, Religion, die individuellen und humanen Lebensformen, die Verkehrs- und Gesellschaftsformen bilden die Abteilungen, in welche die Thatfachen der Sittlichkeit sich einordnen. Aus ihnen ergeben sich die Principien der Sittlichkeit und die

vier konzentrischen Kreise, in denen die sittlichen Lebensgebiete beschlossen sind: der einzelne, die Gesellschaft, der Staat und die Menschheit. So viel von dem Gerüst des Buches; den reichen Inhalt möge der Leser durch eigene Lektüre sich aneignen. — Während die zweite Auflage der Ethik von der ersten nicht erheblich abweicht, stellen die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ ein ganz neues Werk gegenüber der vor dreißig Jahren erschienenen ersten Auflage dar. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Wundt eine solche Anknüpfung ganz vermieden, die unbequeme Einteilung nach Vorlesungen preisgegeben und ein populäreres Handbuch der Psychologie im allgemeinen geschrieben hätte. Von der Frische in der Darstellung, durch die die alten Vorlesungen sich auszeichneten, ist doch nur wenig erhalten geblieben. Dafür ist natürlich der Stoff bei weitem reicher und fehlerfreier geworden. Im Vordergrund der Menschenpsychologie stehen Empfindung und Vorstellung: Gefühl und Wille treten in des Verfassers Darstellung und auch in der theoretischen Vertiefung stark zurück; für die Tierpsychologie liegt das Hauptgewicht auf der Analyse des Instinktes. Wir empfehlen das Buch als Einführung in die moderne Psychologie, obwohl wir in manchen Fragen Wundts sehr bestimmt ausgesprochene Ansicht nicht gelten lassen können.

Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie von Georg Simmel. (Leipzig, Dunder u. Humblot.) — Dies kleine Buch ist gedankenreich und geistvoll wie alles, was wir aus Simmels Feder haben, aber es geht so verschlungene Wege der Untersuchung, daß es dem nicht genau mit Erkenntnistheorie und geschichtswissenschaftlicher Methode Vertrauten schwer fallen dürfte, dem Verfasser überallhin zu folgen. Nachdem im ersten Kapitel von den psychologischen Voraussetzungen der Geschichtsforschung die Rede war, wendet sich die Untersuchung den historischen Gesetzen zu. Mit Recht treten diese in den Mittelpunkt der Überlegung, denn über ihre Existenz und Bedeutung herrschen in den Kreisen der Fachmänner die wunderbarlichsten Vorstellungen. Wenn es sich um die Erkenntnis derjenigen Gesetze handelt, die aus jedem gegebenen Zustande der Menschheit den folgenden mit völliger Sicherheit berechnen lassen könnten, so weist Simmel überzeugend nach, daß diese Aufgabe nur durch Auflösung aller historischen Ereignisse in die Wirkungen der einfachsten Teile lösbar ist, daß es wirkliche Gesetze — die also die realen Kräfte des Geschehens kenntlich machen — für zusammen-

gesetzte Gebilde als solche nicht geben kann, und daß deshalb der Begriff des historischen Gesetzes im strengen Sinne ein widerspruchsvoller ist. In einem bescheidenen Sinne dagegen kann der praktische Historiker ganz wohl von geschichtlichen Gesetzen sprechen. — Der dritte Abschnitt des Buches erörtert den Sinn der Geschichte. Die Tendenz dabei ist der Hauptsache nach antimetaphysisch. Jeder Versuch, durch ein geistiges Princip die empirischen Begebenheiten zu erklären, scheitert daran, daß wir den Inhalt desselben nur aus der Wirklichkeit gewinnen können, die es ja erst erklären soll; wo jedoch die metaphysischen Vorstellungen eine von allen theoretischen Fragen unabhängige, durch spekulative Interessen oder Bedürfnisse des Gemütes getragene Geltung besitzen, da werde man gegen den Versuch, sie an den historischen Entwicklungen zu bewähren, nichts einwenden können.

Materialismus oder Spiritismus? Aufzeichnungen aus dem Leben eines Unbekannten. Von Hans Arnold. (Leipzig, Max Spohr.) — Eine ungeschickt erfundene Fabel (aber schlecht beschriebene Wirklichkeit?) umrahmt die hier dargebotene Verteidigung des Spiritismus. Ein Sekundaner (!), der bis dahin als „Heißger“ gegolten hatte, wird von seinem Klassenachbar zum Materialismus verführt. Dadurch wird er allmählich zum Egoisten und Lügner, glücklicherweise aber noch nicht zum Mörder, wie der Verfasser: denn zur rechten Zeit lernt er in einem Café zwei ausländische Studenten kennen, die ihn aus dem Sumpf häßlicher Verdorbenheit emporreißen und in die lichten Sphären des Spiritismus führen. Diese Bekehrung, bei der das ganze Kitzeln der Spiritisten und eine naive Philosophie ins Feld geführt werden, bildet den Mittelpunkt des Buches. Der Verfasser glaubt, bei seiner Arbeit vom Geiste seines Freundes besetzt gewesen zu sein; „denn oftmals las ich staunend durch, was meine Feder fließend niederschrieb, schneller als meine Gedanken zu folgen im Stande waren, und dann mußte ich es lesen als etwas mir ganz Fremdes, zu dessen Ausführung solcher Art ich mir vorher gewiß nicht die Kraft und Fähigkeit zugetraut hatte.“

Aus dunklem Grunde. Von Dr. phil. Susanna Rubinstein. (Leipzig, Alexander Edelmann.) — Vier Aufsätze, die ernste Thematika behandeln, sind in diesem Feste vereinigt: Zur Selbsterlösung, Der Schicksalsbegriff im Lichte der dramatischen Dichtung, Der Wahnsinn in der Tragödie, Die histori-

ischen Züge einer Schiller'schen Frauengestalt (Eleonore Fiesco). Man sieht den Zweck dieser Veröffentlichung nicht recht ein. Die Verfasserin hat sich ihre Sache sehr leicht gemacht und geglaubt, mit einigen herzlich oberflächlichen Bemerkungen Dinge abthun zu können, die glücklicherweise in unserer Litteratur bereits zu wiederholten Malen unvergleichlich gründlicher behandelt worden sind. Wozu dann ferner der Auspuß mit griechischen Wörtern, von welchen übrigens die gute Hälfte falsch geschrieben ist? Sind es bloße Druckfehler, wenn aus Mainländer ein Mailänder, aus unserem guten Landsmann Bouterwek ein Engländer Bouterweck gemacht wird? Und was soll man schließlich zu dieser Sorte Deutsch sagen: Lessing hat „daran“ vergessen; „niemand geringerer als Kant“ hat etwas gethan; „fast an den Worten der neuen Weltära erhob sich mit einem über die Jahrhunderte sich ergießenden Strahlenglanz der mächtigste Vertreter derselben — natürlich Shalepeare“; „der brillante Romancier Victor Hugo baute seinen Roman ‚Les misérables‘ auf der schreienden Inkongruenz eines von einem unbeschäftigten Arbeiter für seine hungernde Schwester gestohlenen Brotes und der Verurteilung zu den Galeeren auf.“

Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. Von Dr. H. Kurella. Heft 147 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Bei dem großen Interesse, das die sogenannte kriminalanthropologische Schule in allen Schichten des Publikums für ihre Bestrebungen zu erwecken verstanden hat, wird die vorliegende treffliche Schrift vielen erwünscht kommen, denn sie enthält in knapper Darstellung die Hauptpunkte der Lombrososchen Lehren und eine Kritik ihres Inhaltes wie ihrer Methode. In seiner irrenärztlichen Praxis war Lombroso zu der Annahme geführt worden, es müsse sich ein bestimmter anthropologischer Typus des geborenen Verbrechers finden lassen, als eine in ganz bestimmter Richtung gehende Entartungsform des normalen menschlichen Typus. Zum Beweise dieses Satzes sollen erstens körperliche Merkmale dienen wie Schädelanomalien, große unregelmäßig gebildete Ohren, zweitens Funktionsstörungen wie Farbenblindheit, geringe Hör- und Riechschärfe, und drittens gewisse seelische Eigentümlichkeiten. Inwiefern diese Merkmale bedeutungsvoll sind, sucht Kurellas sorgsame und leicht lesbare Abhandlung ausfindig zu machen.

Die augustinische Lehre vom Kaufmännischen Verhältnis Gottes zur Welt. Ein Beitrag zur Geschichte der patristischen Philosophie von Dr. Ernst Melzer. (Reiße, J. Graveursche Buchhdlg.) — Augustin ist unter den philosophierenden Kirchenvätern deshalb die anzuehrendste Persönlichkeit, weil er ein individueller Mensch war, der uns etwas sagt, was kein anderer so gesagt haben würde. Dadurch, daß er die Selbstgewißheit des Bewußtseins als Grundlage hinstellt, hat er nicht nur der Psychologie und Erkenntnistheorie die entscheidende Wendung gegeben, sondern auch dem Begründer der modernen Philosophie, Descartes, vorgearbeitet; auch in der Ethik und Geschichtstheorie kann er als „inceptor venerabilis“ betrachtet werden. Jeder Beitrag zur Verbeugung seiner Lehren muß daher verdienstlich erscheinen, und Melzer hat die im Titel angegebene Einzelfrage mit gründlicher Quellenkenntnis behandelt, die Ergebnisse seiner Forschungen übersichtlich angeordnet und die Beziehungen der augustinischen Philosophie zu den gegenwärtigen Anschauungen mehrfach richtig angemerkt.

Grundriss der Philosophie. Von Johannes Eitle. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Das Werk ist aus Konversationsartikeln entstanden, die der Verfasser als Repetent in Übungen zu halten hatte, aber, wie uns scheint, in seiner Verwendbarkeit nicht auf die Kreise von Seminaristen und Studierenden beschränkt, sondern auch für das gebildete Publikum im allgemeinen bestimmt. Denn obwohl eine neue und in die tiefsten Tiefen eindringende Weltanschauung hierin nicht zum Ausdruck gelangt, entspricht doch die Haltung des Ganzen dem heute herrschenden philosophischen Bewußtsein so gut, daß sie auf durchschnittliche Bildung stoßen wird. Und erhöhten Wert erhält die Darstellung durch die sorgfältige Angabe der Quellen, aus denen Eitle geschöpft hat, sowie durch ein ausführliches Register. Dürfen wir für eine etwaige zweite Auflage im Interesse der Lesewelt eine Bitte aussprechen, so wäre es die doppelte: daß in Sachen der Religion etwas mehr Zurückhaltung geübt und daß die formale Logik mehr als jetzt berücksichtigt werde.

Vorlesungen über Lessings Nathan, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. (Berlin, J. Fontane.) — Eines der seltenen Bücher, das der Kritiker mit dem gleichen Genuß wie jeder andere lesen kann. Denn wenn er auch in einzelnen Punkten anderer Meinung als der ehrwürdige Ber-

fasser sein stellte, so wird er doch selbst an solchen Stellen die Macht einer reifen und tiefbringenden Vergliederungskunst bewundern müssen. Lessings Nathan hat noch immer nicht die Liebe in unserem Volke gefunden, die er verdient. Dazu können und werden Werders Vorlesungen helfen.

Zur Psychologie des Individuums. II: Ota Hansson. Von Stanislaus Przybylski. (Berlin, F. Fontane.) — Diese zweite Schrift des Verfassers zeigt denselben Charakter wie die kürzlich hier angezeigte erste. Doch treten die unangenehmen Züge stärker hervor. Außerdem ist die Beschreibung Hanssons zu einseitig auf die „Sensitiva amorosa“ des Dichters aufgebaut, und es fragt sich überhaupt, ob es zweckmäßig war, einen ersichtlich noch stark in der Entwicklung begriffenen Künstler zum Gegenstand einer psychologischen Skizze zu machen.

Was wissen wir über die Auferstehung der Seele? Von Lic. Dr. Riemann. Vierte Auflage. (Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.) — Wenn wir die neueste Auflage der bereits hier besprochenen Schrift nochmals anzeigen, so geschieht es, um darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser, zum Teil durch unsere Kritik veranlaßt, zahlreiche Veränderungen hat eintreten lassen. Auch geht jetzt ein ausführliches Vorwort der Darlegung voraus. D.

Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner. (Leipzig, S. Hirzel.) — „Meine anfängliche Absicht, diese Bismarcksche Bildersprache nur zum Gegenstande eines kürzeren, sich mit einer kleinen Auswahl der schlagendsten Beispiele begnügenden Aufsatze zu machen, mußte bald mit der Fülle des anwachsenden Materials dem Entschlusse weichen, dieses in umfassenderem Maßstabe zu einem Buche auszugestalten; denn nur so erschien es möglich, von der Unererschöpflichkeit, der Kraft und Deutlichkeit der Bismarckschen Bilder ein klares, nach allen Seiten hin genügendes Bild zu geben“ — so sagt der Verfasser etwas umständlich im Vorwort. Im allgemeinen wird man ihm zustimmen können; trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß durch Kürze das Buch gewonnen hätte. Der Verfasser führt sehr viele Gleichnisse u. s. w. an, die überhaupt üblich sind, die jedermann braucht — giebt es einen Menschen, selbst unter den Philosophen,

der sich beim Schreiben immer rein abstrakt ausdrückt? Und nun erst gar ein Sprecher — er mag Bismarck oder sonst wie heißen. Überaus reichhaltig ist der Schatz, aus welchem dem genialen Reichkanzler die Gleichnisse zufliegen; Blümner zeigt in seinen achtunddreißig Kapiteln, daß Bismarck kein Gebiet fremd ist; übrigens fällt auf, daß das Literaturkapitel schwach vertreten ist. So biegen und wissenschaftlich wertvoll die vorliegende Arbeit für den Geschichtsforscher und einseitigen Biographen ist, läßt sich doch kaum der Wunsch unterdrücken, es möchte jemand auf Grund dieser Arbeit einen Essay schreiben, der uns kurz und schlagend das Eigenartige der Bismarckschen Bildersprache vorkührt; wobei denn norddeutsches Wesen, niederdeutsche Landschaft und deren oft verkannte, gleichsam latente Poesie gebührendermaßen zu berücksichtigen wären.

Die Freuden des Lebens. Von Sir John Lubbock. Dritte Auflage. (Berlin, Friedrich Pfeilstäcker.) — Der Verfasser, ein weit über das englische Inselland hinaus wohlberühmter Name, hat sein Thema nicht in systematischer Weise verarbeitet, sondern in den dreißig und zwanzig Aufsätzen behandelt er vieles, was eben nicht neu ist, aber durch seinen Jodel gerade in der gegenwärtigen Zeit Verzeigung verdient. Besonders liebevoll sind die Kapitel ausgeführt über die „Schönheiten der Natur“, die „Wissenschaft“, „Poesie und Kunst“. In beiden Schlusssätzen: die „Hoffnung auf Fortschritt“ und die „Bestimmung des Menschen“, verraten übrigens in mancher Beziehung den von Positivismus angehauchten Engländer: vom metaphysischen Bedürfnisse des Menschen, wie Schopenhauer sehr tiefinnig eine bestimmte Geistesanlage der Menschheit bezeichnet hat, will er nichts wissen, weiß er auch nichts mehr. Die wissenschaftliche Arbeit und die Ausichten der Wissenschaft sind ihm und sollen anderen der letzte Trost sein; so wird ihm auch die Religion zu einer subjektiven Hergenssache, ein Leutheatspiel, in den sich jeder hüllen und darin träumend dem Wogengebrause des Lebens überlassen kann. In dem Abschnitt „Bücherwahl“, wo er die hundert besten Bücher aufzählt, zeigt Lubbock seinen subjektiven Geschmack: ein deutscher Gelehrter dürfte von dieser Liste mindestens neunundvierzig Nummern streichen und darunter sicherlich für Lessing und andere auch ein Plätzchen haben. Allein dieser spezifisch englische Hauch verringert in keiner Weise den hochbedeutungsvollen pädagogischen Wert dieses praktischen Moralbuchs; es kann um so wärmer empfohlen, seine weiteste Verbreitung in deutschen Kreisen um so mehr gewünscht werden, als wir an ähnlichen

Erscheinungen nicht gerade reich sind und die hierher gehörigen Werke meist veraltet erscheinen und modernen Ansprüchen nicht mehr genügen.

Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. Dritter Band: Aus und über England. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Die Mehrzahl der hier gesammelten Aufsätze sind vor ungefähr zwei Jahrzehnten veröffentlicht worden, einige noch früher; trotzdem haben sie noch nichts an ihrer lebendigen Frische verloren; ja, viele der hier behandelten Themen, wie in den zwanzig Briefen aus England, haben auch heute noch nichts an sogenannter Aktualität eingebüßt. Mit seiner Ansicht über den englischen Philosophen Stuart Mill dürften die deutschen Leser einverstanden sein. Die „Französischen Studien englischer Zeitgenossen“ enthalten mehr ausführliche Besprechungen englischer Werke und sind wohl heute nicht mehr von demselben Interesse für weitere Kreise als früher. Glänzenden Erfas bieten dagegen wieder die drei Litteraturporträts „Defoe und Robinson Crusoe“, „Fieldings Tom Jones“ und zumal „Lawrence Sterne“, welche mit ähnlichen Erzeugnissen des vielgerühmten französischen Kritikers Saint-Beuve in jeder Beziehung gleichgestellt werden können. Wer liebt übrigens heute noch Lawrence Sterne; wer wäre ihm zu solchem Danke verpflichtet, wie es z. B. kein Geringerer als Goethe noch im höchsten Greisenalter bekannt hat? „Zeiten, Völker und Menschen“ haben ihre Schicksale — Bücher aber noch in größerem Maße. L.

Meyers Kleiner Hand-Atlas. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung dem weltbekannten Meyerschen „Konversations-Lexikon“, denn die meisten der in diesem Hand-Atlas gebotenen hundert Kartenblätter sind jenem Nachschlagewerk entnommen und hier zu einem selbständigen geographischen Atlas vereinigt. Das Format ist daselbe wie das des Konversations-Lexikons, aber dennoch sind die meisten Kartenmaßstäbe denjenigen größerer Hand-Atlanten gleich und die Ausführung aller einzelnen Blätter läßt an Genauigkeit und technischer Vollendung nichts zu wünschen übrig. Von den hundert Blättern sind allein vierzig dem Deutschen Reich und Osterreich-Ungarn gewidmet; jeder größere deutsche Bundesstaat, jede preussische Provinz, jedes österreichische Kronland ist durch eine Spezialkarte dargestellt, und auch bei den übrigen Karten sind die deutschen Interessen- und Kolonialgebiete

besonders berücksichtigt. Alle Weltstädte sind durch Stadtpläne und Umgebungsarten vertreten. Somit kann ausgesprochen werden, daß Meyers kleiner Hand-Atlas nicht nur den neuesten wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, sondern auch in dem vielfarbigen Druck und der ganzen Herstellung uneingeschränktes Lob verdient und zum Gebrauch für Studien und Geschäftszwecke sich trefflich eignet.

Brehms Tierleben. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Von Brehms Tierleben ist die neubearbeitete dritte Auflage, die von einer Anzahl in ihrem Fache hervorragenden Naturforschern geleitet wird, bis zum neunten Bande vorgeschritten. Der achte Band enthielt die Fische und der neunte bringt nun die Schilderung der verschiedenartigen Insekten, wie sie in der Erde, auf der Erde und in den Lüften sich finden. Die Art und Weise, wie Brehm seinen Stoff behandelt hat, ist viel zu bekannt, um darüber noch Neues sagen zu können, seine Bearbeiter begnügen sich damit, in distreter Weise zu ergänzen und zu verbessern, und die Verlagsabteilung schreitet in rühmlichster Weise in Bezug auf die Ausstattung vorwärts. Sowohl die Abbildungen einzelner Tiere, wie die Gruppenbilder, die zum großen Teil in vorzüglichem Farbendruck gehalten sind, lassen nichts zu wünschen übrig. Einzelne dieser Bilder sind von einer Lebenswahrheit, daß man die fliegenden und kriechenden Geschöpfe lebhaftig zu sehen glaubt. Das prachtvolle Werk geht demnächst seiner Vollendung entgegen und wir kommen dann wohl noch einmal auf dasselbe zurück.

Straßburg, Meh und die Vogesen. Hundert Bilder in Phototypie, mit Unterstützung des Vogesen-Klubs nach der Natur aufgenommen und herausgegeben von Ch. Bernhoeft. (Straßburg i. E., W. Heinrich [J. Bensheimers Buchhlg.].) — Das vorliegende Bilderwerk, welches in zwanzig Lieferungen erschienen ist und nun vollständig vorliegt, zeigt in den hundert Blättern, die es enthält, nicht nur die schönsten, landschaftlich und geschichtlich interessanten Ansichten Elsaß und Lothringens, sondern es giebt zugleich den Beweis, auf welcher erfreulichen Höhe die Phototypie angelangt ist und wie eine getreue und stimmungsvolle Wiedergabe der Gegenden und der architektonischen Einzelheiten dieselbe gestattet. Die Auswahl ist mit großer Umsicht getroffen, so daß neben den hervorragendsten landschaftlichen Schönheiten auch die berühmtesten Bauwerke und die histo-

rieh wichtigsten Orte berücksichtigt wurden. Das schöne Werk ist in jeder Hinsicht warm zu empfehlen.

Politik und Christentum. Eine religionspolitische Studie von A. Skopnik. (Berlin, Conrad Skopnik.) — In erster Linie für jüngere Theologen und Geistliche bestimmt, kann das vorliegende Buch auch einem weiteren Kreise schon dadurch nützlich werden, daß es eine Fülle von Fragen, welche gerade in gegenwärtiger Zeit im Vordergrund stehen, in möglichst vorurteilsfreier Weise erörtert. Der Verfasser hat sich dabei bemüht, eine vermittelnde Stellung festzuhalten, und versucht namentlich das Verhältnis des preussischen Staates zur Kirche in historischer Weise darzustellen und zu begründen. Es mag den politischen Journalen überlassen bleiben, sich über Einzelheiten in dem inhaltreichen Buche näher auszusprechen; uns kommt es hier nur darauf an, die Ehrlichkeit des Verfassers hervorzuheben und die Lebendigkeit seines Vortrages anzuerkennen. G.

Die Kirchlichkeit der sogenannten kirchlichen Theologie, geprüft von Johannes Gottschich. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Dem vorliegenden Buche, an dem der Theologe nicht vorbeigehen kann, sollte allgemeine Teilnahme entgegengebracht werden. In den Mittelpunkt tritt die Frage, „ob die Darstellung der christlichen Heilswahrheit in dieser oder jener Form dem Weisen des persönlichen Heilsglaubens entspricht und ob sie dazu geeignet ist, die kirchliche Verkündigung bei ihrer Aufgabe der

Pflanzung und Pflege dieses Glaubens zu leiten.“ Diese Frage wird für die sogenannte kirchliche Theologie, durch welche der Verfasser selbst hindurchgegangen ist, verneint, d. h. sie wird für unzulänglich erklärt, den Weg zum Gewinn und zur Aufrechterhaltung der persönlichen Glaubensgewißheit zu zeigen.

Christusreden. Predigten von Chr. Achelis. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Es wird genügen, auf die vortrefflichen Reden hinzuweisen, da der Verfasser weiteren Kreisen durch seine Sammlung „Aus dem akademischen Gottesdienst in Marburg“ hinlänglich bekannt ist. Was den Titel anlangt, so soll derselbe andeuten, daß dem Verfasser der Herr Jesus Christus der ausschließliche Inhalt der evangelischen Predigt ist, so wie er es einst Paulus war, als er zu den Korinthern sprach.

Die Offenbarung, betrachtet vom Standpunkt der Weltanschauung und des Gottesbegriffes der Kabbala von Franz Kolb. (Leipzig, Gustav Fock.) — Unter „Offenbarung“ versteht der Verfasser den Inhalt der Bibel, insofern derselbe Antwort geben will auf die Fragen: „Wer ist Gott? Was ist der Mensch? In welchem Zusammenhange steht er mit Gott und der großen Welt?“ Die systematische Darstellung der Offenbarung auf Grund der, der Kabbala (Synagogen-Überlieferung) eigentümlichen Begriffe ist das Ziel des fleißigen und geistvollen Werkes, in dem gemessenmaßen die esoterische Lehre des israelitischen Volkes ihren Ausdruck erhalten hat. B.





Skaldengesänge.

Dichtungen

VON

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

VON

Prof. Otto Seitz.

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge“ sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemühtiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz.

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden
portofrei ausgeführt.

Königlich Sächsische Hoflieferanten.

Nicht gefallende Waaren
werden gern zurückgenommen
und umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Garderobe.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager in Herren-Garderobe und bitten, bei Bedarf unser ausführliches Preisverzeichniss über diesen Artikel zu verlangen, den wir, wie auch Muster aller Stoffe, unentgeltlich und portofrei zu übersenden bereit sind.



Havelock.

Havelocks.

Vorräthig in 7 Grössen.

- Nr. 2700. Havelock aus gutem melirtem Cheviotloden, ohne Futter. Wasserdicht präparirt. Ausserordentlich preiswerth. Dunkelmodebraun oder mittelgrau M. 18.50.
- Nr. 2701. Havelock aus leichtem, aber dauerhaftem Sommerloden, ohne Futter. Als Staubmantel gut verwendbar. Mittelgrau oder modebraun M. 20.25.
- Nr. 2702. Havelock aus dauerhaftem, solidem Melton. Pelerin in den Vordertheilen mit Wolltlas gefüttert. Für Reiss und Promenade verwendbar. Dunkelmode oder dunkelgrau M. 20.75.
- Nr. 2703. Havelock aus graumelirtem, wasserdicht präparirtem, sehr leichtem englischem Stoff, ohne Futter. Ein sehr praktischer, auch als Staubmantel verwendbarer Havelock M. 22.75.
- Nr. 2704. Havelock aus wasserdicht präparirtem, halbschwerem glattem Cheviot. Pelerin in den Vordertheilen mit feingestreiftem Zanella gefüttert. Modebraun oder grau M. 25.75.
- Nr. 2705. Havelock aus bestem, sehr elegantem, wasserdicht präparirtem, melirtem Loden, ohne Futter. Halbschwer, für Frühjahr und Herbst geeignet. Mittelgrau oder hellmodebraun M. 26.75.
- Nr. 2706. Havelock aus echt blauem, sehr haltbarem reinwolleuem Cheviot. Pelerin in den Vordertheilen mit Zanella gefüttert. Sehr elegantes Kleidungsstück für jeden Gebrauch M. 28. —.



Zweireihiger Jaquet.

Herren-Anzüge.

Vorräthig in 7 Grössen.

- Nr. 2658. Anzug aus sehr feinem echtblauem Melton. Jaquet zweireihig, mit Zanellafutter. Sehr eleganter Anzug M. 42.25.
- Nr. 2660. Anzug aus hochfeinem, melirtem Tuch-Cheviot. Jaquet zweireihig, mit Sergefutter. Modifarben oder mittelgrau M. 45.50.

- Nr. 2662. Anzug aus elegantem echtblauem, reinwolleuem Diagonal-Cheviot. Jaquet zweireihig mit feinstem Melton. Sehr feiner Anzug, für jeden Gebrauch passend M. 44.50.
- Nr. 2657. Anzug aus melirtem, reinwolleuem Kammgarn. Jaquet zweireihig, mit wolleuem Zanella gefüttert. Modifarben, solid und moderu. Braunmelirt oder graumelirt M. 41.50.

Joppen für Haus und Jagd.

Vorräthig in 7 Grössen.

- Nr. 2671. Joppe aus gutem, dauerhaftem Loden, mit Gummizug und Aermelfutter. Sehr preiswerth. Dunkelmode oder grau M. 9.50.
- Nr. 2672. Joppe aus weichem, haltbarem Cheviot, mit Tallenriegel und Aermelfutter. Hellmode oder mittelgrau M. 10.75.
- Nr. 2673. Joppe aus sehr feinem, weichem Loden, mit Gummizug und Aermelfutter. Elegantes Kleidungsstück. Modebraun oder mittelgrau M. 11. —.
- Nr. 2674. Joppe aus gutem, ausserordentlich haltbarem Cheviot-Loden, mit Bandzug in der Taille und mit Aermelfutter. Sehr praktische Touristenjoppe. Dunkelgrau oder dunkelbraunmelirt M. 11.50.
- Nr. 2675. Joppe aus gutem echtblauem Cheviot, mittel-schwer, mit Tallenriegel und Aermelfutter. Für jeden Zweck verwendbar M. 13. —.
- Nr. 2676. Joppe aus bestem reinwolleuem Loden, mit Tallenriegel und Aermelfutter. Sehr elegantes Kleidungsstück. Graublau oder modemelirt M. 13.25.
- Nr. 498. Hausjoppe aus reinwolleuem, marineblauem, kräftigem Stoff, mit Satin-Aermelfutter, Gummizug und 4 äusseren Taschen. Leichte elegante Hausjoppe (sogen. Radistky-Joppe) M. 14.75.
- Nr. 2679. Joppe aus feinem weichem, hellem Sommerloden, mit Gummizug, Aermelfutter und 10 äusseren Taschen. Neueste Form, elegant und sehr praktisch. Modifarben oder grau M. 16.75.

Jaquets für Herren.

Vorräthig in 7 Grössen.

- Nr. 2264. Jaquet, einreihig, aus gutem, wolle, sehr elegantem carrirtem Kammgarn, nur in den Aermeln gefüttert. Neu. Modifarben, grau m. schwarz oder braun M. 11. —.
- Nr. 2264. Jaquet, einreihig, aus elegantem grauem carrirtem Kammgarn, nur in den Aermeln gefüttert. Neu. Modifarben, grau m. schwarz oder braun M. 11. —.
- Nr. 2263. Jaquet, einreihig, aus feinstem weißem melirtem Kammgarn, reine Wolle. Nur in den Aermeln gefüttert. Sehr elegant. Modebraun oder dunkelgrau M. 13. —.
- Nr. 402. Jaquet, einreihig, aus hocheleganter Diagonalkammgarn, reine Wolle, in den Aermeln gefüttert. Modifarben oder dunkelmarineblau M. 16.75.
- Nr. 2668. Jaquet, zweireihig, aus feinem ind. melirtem Cheviot. Durchweg mit gutem wolleuem Sommerloden. Elegantes, für jeden Gebrauch passendes Jaquet M. 17. —.
- Nr. 2669. Jaquet, einreihig, aus reinwolleuem, sehr feinem Körperstoff, mit wolleuem Zanella gefüttert. Sehr elegant. Modifarben, Grau oder modebraun M. 16.75.
- Nr. 2670. Jaquet, zweireihig, aus feinem Diagonalkammgarn mit woll. Zanella gefüttert. Sehr elegant. Modifarben und Promenade. Marengo oder dunkelbraun M. 17. —.
- Nr. 2265. Jaquet, einreihig, aus extrafeinem carrirtem Kammgarn, cremefarbig mit blau und weissem gestreiften, ohne Futter. Hochleg. Kleidungsstück M. 17. —.
- Nr. 454. Jaquet, einreihig, aus gutem wolleuem Croisé, durchweg gefüttert. Elegantes Kleidungsstück für besseren Gebrauch M. 17. —.

Westermanns
illustrierte deutsche
Monatshefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Inhalt.

Klaus Mitteland: Levantinerblut. Novelle. III. (Schluß)	289
Emil Nibel: Der Pfluke oder Agavewein. Kulturstudie	312
Mit sechs Abbildungen: Vor der Agavewein-Echene „Zu den Stierböckern“. Trans- port des Agaveweins. — Pflukoerläufer und neugotischer Beinhändler. — Nach- quero auf dem Wege zur Beinfabrik. — Tlachiquero beim Einjammeln des Agave- moses. — Santa Cruz, das Fest der Vinjer. — Volkfest auf dem Mittelhofland.	
Wilhelm Gunnerow: Graf Cagliostro alias Joseph Balsamo aus Palermo	324
Mit einem Porträt: Graf Cagliostro.	
Baldwin Grollier: Der Silberschmied. Novelle	337
Gerhard Rohlfß: Maroffo	356
Mit vierzehn Abbildungen: Fes von Nordwesten gesehen. — El Araiich vom Meere aus gesehen. — Maroffanische Frau vom Lande. — Maroffanische Stadtbewohnerin. — Fes von Südwesten gesehen. — Maroffanischer Bettler. — Maroffanischer Ru- stler. — Melines von Osten gesehen. — Tracht einer vornehmen Maroffanerin. — Maroffanischer Reisbewohner. — Ein Nachahler, d. h. ein Keiter des Sultans. — Lhor von Melines. — Maroffanischer Reisbewohner. — Maroffanische Fruchtverläu- ferin vom Lande.	
Ernst Geksein: Die Zukunftsform unserer Zeitwörter. Sprach- wissenschaftliche Skizze	379
Theodor Ruyssen: Ernst Renan. 1823 bis 1892	382
Mit einem Porträt: Ernst Renan.	
Wihelm Richter: Die ältesten Verkehrswege und Wasserlei- tungen auf klassischem Boden. Eine kulturgeschichtliche Skizze	399
Georg Horn: Die Marquise von Crequy. I.	406
Litterarische Mitteilungen:	
Neueste Afrika-Litteratur.	419
Geschichte des Kraker-Kniffandes in Ostafrika. Von Rochus Schmidt. — Von Kamerun von Süd nach Nord. Von E. Morgen.	
Litterarische Notizen	421
Der Norddeutsche Lloyd. Von Dr. Moriz Lindemann. — Themis. Von Ernst Geksein. — Der Gott des alten Doctors. Von R. E. François. — Auf der Walze. Von Wolfang Krösch. — Juuenblatt. Von Ed. Jenen. — Koffin. Von Dr. Adolf Rohlfß. — Wendeisohn-Bartbold, sein Leben und seine Werke. Von August Reichmann. — Friedrich von Stolow's Leben. Von sei- ner Witwe. — Voelki. Von Dr. Ernst Kleinpaul. — Estenien zur neuen deutschen Litteratur. Von R. von Gottschall. — Der Keim bei den Griechen und Römern. Von Otto Dingeldein. — Berliner Neubrüde. (Rubow Achim von Arnim.) Von Ludwig Geiger. — Amoberne Ansichten über moderne Kultur. Von Dr. A. Eitelberg. — Samerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Brudner. — Idealismus. Von Dr. Ebr. Ruff. — Gedichte von Heinrich Arule. — Durch Frost und Glut. Von Heinrich Dultbaupt. — Italienische Bismetten. Von W. E. delle Grazie. — Letzte Gedichte von Adolf Schafteillen. — Die Frau in der Kulturgeschichte. Von Otto Henne am Rohn. — Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. — Bosaniolena. Von Emil Wohl. — Im Zukunftsstaat. Von Gottfried Döhler. — Aus den Stürischen Hebergewerken. Von Bazilij Jaskafow. — Vom Ausfall zum Hinduismus. Von Bernhard Brera. — Deutschland's Leben in Krieg und Frieden. Von Otto Neumann-Strela. — Bunte Mäntel. Von Hermann Wafius. — Von Aral bis zum Ganga. Von Dr. Hermann Brannhofster. — Aus grünen Bergen. Von August Trinius. — Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele? Von F. E. Günzel. — Die innere Verwandschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Von Carl Eugen Neumann. — Das vierte Evangelium. Von Hugo Delfs. — Physiologie der modernen Liebe. Von Claude Larher. — Die Dittent des Weines. Von F. Scholz. — Die Kant-Barbartsche Ethik. Von F. W. D. Krause. — Die Platonen-Expedition und Hädels Darwinismus. Von S. Herten. — Das Universitätsstudium der Frauen. Von E. Gnaud-Rühde. — Die Besserung des Verbrechers und die Belämpfung des Verbrechens in und außer dem Gefängnisse. Von Pastor Jacobs. — Die Grundzüge der Naturwissenschaften. Von E. Jacob. — Dutsche Häreisen. Von Robert Schöllwin. — Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Von F. Schilleman. — Über Volkswirtschaftslehre in fremden Ländern, insbesondere in Dänemark. Von H. Petron. — Begriff, Form und Grundlegung der Rechtshistorie. Von F. Harns. — Das mittelaltliche Leben, für Schule und Haus. Von E. Moormeister. — Der Luxus nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung. Von E. W. Sambli. — Methodik der gelamten Naturwissenschaft für höhere Lehranstalten und Volksschulen mit Grundzügen zur Reform dieses Unterrichts. Von Carl Kollbach. — Versuch einer Schil- derung Ästhetik. Von G. Zimmermann. — August Comte, der Begründer des Positivismus. Von F. Gruber.	
Litterarische Neuigkeiten	I
Anzeigen	III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unterlagt.
Überlegungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:
dem Bibliographischen Institut in Leipzig, betr. „Reyers Konversations-Lexikon“.
Gustav Grimm in Budapest, betr. Emile Zolas Roman-Serie
„Die Rougon-Macquart“.



Levantinerblut.

Novelle

von

Klaus Rittland.

III.



Es ich auf meine Ernennung hin dem Minister des Inneren meinen Besuch machte, empfing mich derselbe mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit.

Ich mußte mir gestehen, daß Lelebian-Pascha etwas Gewinnendes hatte. Sogar eine gewisse Würde lag über seiner Erscheinung, trotz der verlebten Büge. Wenn ich ihn so genauer betrachtete, konnte ich mir kaum vorstellen, daß er dazu fähig sein sollte, einen Ehrlosen zu protegieren, um eines schönen Weibes willen, wie seine medizante russische Freundin angedeutet. Genußsüchtig, ein Lebemann mochte er sein, aber seine Macht in derartig gewissenloser Weise zu mißbrauchen, dazu erschien er mir als eine zu vornehme Natur.

Er erwähnte am Schlusse unserer Konversation des Umstandes, daß er unser Hauswirt sei. „Ich hoffe, Madame fühlt sich wohl in der neuen Wohnung,“ sagte er artig. „Ich werde ihr nächstens mei-

nen Besuch machen, hatte schon längst die Absicht, bin aber noch nicht dazu gekommen.“

„Es wird uns eine große Ehre sein!“ erwiderte ich, mich verabschiedend.

Er erschien am nächsten Sonnabend (den von Giulia bezeichneten Empfangstag hatte er also nicht vergessen!) zu der in Kairo üblichen Visitenstunde. Ich war zufällig daheim und führte fast allein die Unterhaltung mit dem Gaste, während Giulia schweigend, aber sehr hübsch, in grazioser Haltung daneben saß. Der Pascha sandte bisweilen einen scharfen Blick zu ihr hinüber, während wir uns in die Mysterien der ägyptischen Finanzverhältnisse vertieften; aber er redete sie selten an.

Da meldete Achmet Madame Danischsch. Lebhaft und selbstbewußt wie immer rauschte sie herein.

„Ich komme, Sie um einen Gefallen zu bitten, chère petite,“ redete sie Giulia an; dann, Lelebian-Pascha gewährend,

wandte sie sich zu diesem: „Ah, mon pacha, Sie hier?“ und halblaut fügte sie hinzu: „L'incorrigible. — Ja, Madame, Sie müssen mir den Gefallen thun, Zifi auf einige Tage in Pension zu nehmen, ich habe ihn gleich mitgebracht.“

Unter ihrem langen seidenen Staubmantel begann es jetzt zu krabbeln und zu kläffen, und Zifi streckte sein weiß behaartes Köpfchen hervor — Zifi, ein Volognerhündchen von den unangenehmsten Charaktereigenschaften, das bißigste, halsstarrigste, unverkämteste Hundewesen, welches je von einer vornehmen Dame verzogen wurde.

„Ich muß nämlich nach Alexandrien reisen, und ich fürchte, meine Kammerfrau versorgt Zifi unterdessen nicht gut, vergiftet ihn am Ende gar; die Person hat eine unbegreifliche Antipathie gegen Zifi. Ich traue ihr nicht über den Weg. Also, nicht wahr, Sie behalten den kleinen Liebling, bis ich zurückkomme?“

„Mit Vergnügen!“ antwortete Giulia, die Arme nach Zifi anstreckend, welcher sie mißtrauisch aufkuhrte. „Was führt Sie denn nach Alexandrien, Madame?“

„Ach, eine ganz schreckliche Geschichte!“ seufzte die Russin, sich auf einen Divan niederwerfend. „Denken Sie nur, der Sohn meiner liebsten Freundin, der junge Vicomte Gaston de Chènes, ist gestern lebensgefährlich in einem Duell verwundet worden. Madame de Chènes schreibt ganz verzweifelt. Ich muß hin nach Alexandrien, sie zu trösten.“

„Haben Sie denn eine Ahnung, mit wem sich der kleine Vicomte geschlagen hat?“ fragte der Minister.

Die Generalkonjulin nahm eine geheimnißvolle Miene an und suchte mit den Achseln. „Ich vermute, daß wieder einmal seine Schwester die Ursache gewesen ist, Madame de Longchamps!“

„Ah, die interessante junge Witwe!“ warf der Pascha lächelnd ein. „Sie soll etwas excentriß sein.“

„Mehr als das, c'est une folle, une éeervélée,“ seufzte Madame Danischeff. „Gaston hat schon früher einmal ihret-

wegen eine ernste Affaire gehabt. Der Junge hat ein so empfindliches Ehrgefühl. Es ist schrecklich; wenn er stürbe, seine Mutter überlebte es nicht; er ist ihr ganzes Glück. Aber er ist auch ein vortrefflicher Charakter, Kavalier durch und durch.“

„Also ein verschrobener Mensch, wenn Sie die Wahrheit sagen wollen,“ unterbrach der Pascha spöttisch ihre enthusiastische Lobrede.

Ich blickte ihn erstarrt an.

„Mon dieu, ich weiß schon,“ entgegnete ihm die Russin gereizt, „daß Sie es lieben, unsere europäischen Ehrbegriffe ins Lächerliche zu ziehen. Sie haben mir ja erst kürzlich Ihre Ansichten über das Duell auseinandergesetzt.“

„Und Ihr Verstand hat mir recht geben müssen,“ behauptete er lächelnd, „wenn sich auch Ihr anerzogenes Vorurteil dagegen geäußert hat. Das Duell ist ein ganz rohes, ungezeitgemäßes Stüchchen Mittelalter, welches sich in die moderne Gesellschaftsordnung hinübergerettet hat.“

„Und doch,“ wandte ich ein, „kann es Umstände geben, unter welchen es die einzig mögliche Lösung bietet. So frevelhaft und verdamnungswert mir ein Duell um geringfügiger Urjachen willen erscheint — es giebt eben doch Situationen, die keinen anderen Ausweg übrig lassen.“

„Ich bestreite, daß es solche Situationen giebt,“ entgegnete der Armenier. „Etwas Vernunftwidriges kann nie die einzig mögliche Lösung sein. Ich nehme an, es hat mich jemand schwer beleidigt; dann ist es sehr natürlich, daß mich Haß und Wut gegen den Betreffenden ergreift. Mich verlangt nach Rache. Wenn ich könnte, ich würde ihn verderben; statt dessen soll ich ihn höflich zwingen, sich mir mit geladener Pistole gegenüberzustellen, damit das Schicksal entscheide, welcher von uns beiden den Platz räumen soll — er, der Beleidiger, oder ich, das unschuldige Opfer. Giebt es etwas Wider sinnigeres? Weshalb noch obendrein riskieren, von demjenigen tot oder zum Krü-

pel geschossen zu werden, der mich schon ohnedies schwer verletzt hat?"

„Und im entgegengesetzten Falle, wenn Sie selbst jemanden beleidigt hätten?“ fragte ich, „würden Sie ihm dann die einzige Genugthuung weigern, welche — nach seiner Meinung — die ihm zugefügte Schmach wieder abwaschen kann?“

„Selbstverständlich würde ich mich weigern,“ antwortete er kühl. „Ich würde es in diesem Falle ganz natürlich finden, wenn der andere alles daran setzte, mich zu Grunde zu richten.“

„Auch wenn er Sie hinterrücks todschlagen würde?“ fragte Madame Danischew.

„Das wäre brutal und unklug, aber nicht unnatürlich,“ gab der Pascha zu. „Jedoch mich aus freiem Willen einer mörderischen Kugel als Zielscheibe hinstellen, dazu würde ich mich nie verstehen. Dagegen bännt sich mein Selbsterhaltungstrieb und meine Verunnt auf.“

Ein kurzes Stillschweigen trat ein.

„Es ist sonderbar,“ fuhr der Armenier dann fort, „daß die Abendländer, deren höhere wissenschaftliche Bildung und fortgeschrittenere Civilisation uns Orientalen als Muster dienen, doch andererseits, was die einfachste Lebensklugheit betrifft, hinter uns zurückstehen. In dieser Hinsicht sind wir die Reiseren — ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen,“ fügte er hinzu, sich mit verbindlichem Lächeln an mich wendend.

Ich schwieg. Wenn ich ihm so hätte antworten wollen, wie meines Herzens Meinung war, die Pflichten der Gastfreundschaft hätten sich nicht damit vertragen.

Das Gespräch wandte sich einem anderen Gegenstande zu.

Bald darauf verabschiedete sich Velebian-Pascha.

„Er hat horrende Ansichten!“ rief die Russin, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, „und, was das Schlimmste ist: er handelt auch danach!“

„Wirklich?“

„Kennen Sie den italienischen Advokaten S.? Der hat vor einigen Jahren

eine Probe davon erlebt. Er besaß eine bildschöne Schwester, mit welcher Velebian-Pascha in sehr intime Beziehungen getreten war. Als nun der Bruder die Entdeckung macht, daß — eh bien, Sie verstehen mich schon — geht er unverzüglich zum Pascha und verlangt Genugthuung. Der erklärt ihm aber saus fagon, auf solche Albernheiten ließe er sich nicht ein. Und wenn dem jungen Manne die Zukunft seiner Schwester am Herzen läge, so rieth er ihm, keinen Skandal zu machen, sondern das Fräulein für einige Zeit nach Europa zu schicken. Später würde er, der Pascha, sich nach einer passenden Partie für sie umsehen. Die Antwort des beleidigten Bruders können Sie sich denken. Dieselbe hat den Pascha aber wenig berührt. Am Abend nach dieser Unterredung, als Velebian, nur von seinem Bekkil begleitet, durch den Garten seinem Palais zuschreitet, knallt plötzlich aus dem Gebüsch hervor ein Pistolenschuß, und eine Kugel streift dicht an dem Pascha vorüber, ohne ihn zu verletzen. Er wendet sich um und erkennt den Italiener, welcher soeben einen zweiten Schuß abfeuern will, den der Angegriffene jedoch verhindert, indem er blickschnell auf den jungen Mann losstürzt und ihm die Waffe entreißt. Der Bekkil will sofort Hilfe holen und den Attentäter festnehmen. Aber der Pascha gebietet ihm, keinen Lärm zu schlagen, und wendet sich in aller Ruhe an den Italiener: ‚So, junger Mann, nun haben Sie Ihr Duell gehabt. Es war zwar nur ein einseitiges, aber ich hoffe, Sie lassen sich daran genügen. Sie haben geschossen und Ihr Ziel gefehlt. Der zweite Schuß kommt mir zu. Ich verzichte darauf. Leben Sie wohl.‘ Lange Zeit hat kein Mensch etwas von der Sache erfahren. Später ist sie durch den Bekkil in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber nun kann ich keinen Moment länger bleiben. A revoir, mes amis. Versorgen Sie mir Fifi gut!“

Und sie rajchelte eilig davon.

Wir litten in jenem Sommer weit weniger als sonst unter der Hitze. Eine im Hintergrunde des Gartens gelegene, dichtbeschattete Laube gewährte selbst während der heißen Tagesstunden einen angenehmen Aufenthalt, und sobald die Sonne untergegangen war, genossen wir vollends mit Behagen die Freuden, welche unsrer neues Heim bot.

Unser Garten war, wie schon erwähnt, von denjenigen des Paschas durch eine Mauer getrennt; am hinteren Ende derselben, unweit der Laube, befand sich eine Pforte, welche früher die Verbindung zwischen den beiden Grundstücken hergestellt hatte; das unserige war ebendem Gemüsegarten gewesen, und das Häuschen hatte, bevor es behufs Vermietung ausgebaut und renoviert worden war, als Domestikenwohnungs gebient.

Jetzt war die unnötig gewordene Pforte fest verschlossen, demnächst sollte sie zugemauert werden, wie mir der Bekkili gesagt hatte.

Eines Morgens, als ich nach Achmet rief, war derselbe im ganzen Hause nicht zu finden. Ich ging darauf in den Garten hinaus, und hier entdeckte ich den Rubier bei einer seltsamen Beschäftigung: er nagelte eine Anzahl kleiner Bretter quer über die verschlossene Thüröffnung, so daß man die Pforte nun von der anderen Seite nur noch mit Gewalt hätte aufbrechen können.

Als ich mich näherte, fuhr er zusammen.

„Was thust du denn da, Achmet?“ fragte ich ihn erstaunt.

„Ich vernagelte die Gartenthür, Herr, weil — weil —“

Er fing an zu stottern, wie immer, wenn er sehr aufgeregt war.

„Nun, weshalb?“

„Weil in letzter Zeit so viele Feigen und Bananen von unseren Bäumen gestohlen worden sind“ — sein dunkelbraunes Negergesicht trug den Ausdruck peinlichster Verlegenheit — „und weil ich fürchte, es sind die Sklaven des Paschas, die sich hier hinten einschleichen. Wenn jemand durch die vordere Thür in den

Garten kommt, kann man es vom Hause sehen, aber in dieser hinteren Ecke steht so dichtes Gebüsch. Da kann viel passieren, ohne daß man es merkt.“

„Ich kann mir nicht denken, daß die Leute zu uns herüberkommen sollten, um Obst zu stehlen,“ entgegnete ich zweifelnd, „sie haben ja in den großen Gärten des Paschas genug Gelegenheit dazu. Aber immerhin — Vorsicht schadet nichts.“

Achmet hämmerte stillschweigend weiter. Als ich mich zum Gehen wandte, blickte er auf, als ob er mir noch etwas zu sagen hätte.

„Nun, was ist dir? Heraus damit!“ rebete ich ihm zu.

„Nichts, gar nichts, Herr.“

Er kam mir beinahe vor, als ob er ein böses Gewissen hätte. So viel scheue Befangenheit lag in seinem Blick.

Noch eine Weile sann ich darüber nach. Bald aber war der kleine Vorfall fast gänzlich aus meiner Erinnerung verschwunden.

Unser Leben glich jetzt im großen und ganzen einer freundlichen Idylle, so ruhig, friedlich und gleichmäßig floß es hin.

Die Tage vergingen mir schnell in angestrenzter Thätigkeit. Meine Praxis hatte sich in den letzten Monaten sehr vergrößert, und zwar begann ich jetzt hauptsächlich in den ersten türkischen Kreisen „Mode zu werden“. Seit Prinz S.-Pascha, ein Verwandter des Akhedive, den Anfang gemacht und mich als Hausarzt erkoren, folgte einer nach dem anderen der vornehmsten Paschas seinem Beispiel, indem er das eigene kostbare körperliche Wohl und das etwas minderwertigere seiner Haremsperlen meiner Weisheit anvertraute. Dem Prinzen war ich, wie er mir sagte, durch Selebian-Pascha aufs wärmste empfohlen worden. „Der Minister schätzt Sie sehr und hat einen hohen Begriff von Ihren Fähigkeiten,“ versicherte er mich.

Giulia beklagte sich zuweilen, daß ich sie gar so viel allein ließe, aber ich gestand ihr jetzt kein Recht zur Langeweile mehr zu. Hatte sie doch ihr Bam-

bino, den kleinen prächtigen Buben, auf welchen ich so unjählich stolz war. Jene kurzen Abendstunden, die ich ganz meinem Weib und Kind widmete, waren mir die liebste, die einzige Erholung, ich verlangte nichts anderes. Wie interessant erschien mir Giovanni! Täglich glaubte ich in dem pausbäckigen Kindergesichtchen neue Zeichen der erwachenden Intelligenz wahrzunehmen, täglich neue Fortschritte in seiner Entwicklung zu entdecken; seine reizenden, ungeschickten Bewegungen, sein kindliches Fallen, seine ungestüm hervorgebrachten Willensäußerungen — alles bildete einen Gegenstand des Studiums für mich. Meine Phantasie formte sich schon vorweg einen Charakter, eine Individualität aus den Beobachtungen, die ich sammelte. Giulia lachte mich oft aus, wenn ich in einer ganz unbedeutenden kleinen Absonderlichkeit unseres Jungen den Keim zu dieser oder jener hervortretenden Eigenschaft erkennen wollte.

„Das Kind ist des Mannes Vater,“ pflegte ich dann wohl zu citieren. Sie verstand natürlich nicht, was ich damit meinte, aber das schadete nichts. Ich ließ es mir nicht mehr so sehr angelegen sein, sie in meinen Gedankenkreis einzuführen, und gewöhnte mich allmählich mehr und mehr daran, in zwei Welten zu leben, deren eine ganz und gar außerhalb des Gesichtskreises meiner Frau lag.

„In der ersten Zeit hast du dir viel mehr Mühe mit mir gegeben,“ bemerkte Giulia einmal vorwurfsvoll; „wenn du immer nur antwortest: ‚Das verstehst du nicht,‘ sobald ich dich nach etwas frage, wie soll ich's dann anfangen, eine gebildete deutsche Frau zu werden?“

„Sollst du auch gar nicht; bleib nur ganz, wie du bist; so finde ich dich gerade allerliebste!“ erwiderte ich, ihr den Mund mit Küffen schließend.

Hanna, die gerade im Zimmer war und mit Giovanni spielte, sandte mir einen vorwurfsvollen Blick zu: „Giulia hat recht,“ meinte sie in erstem Tone; „sie ist kein Kind, sondern deine Frau; und eine Frau wünscht ihrem Manne so

nahe als möglich zu stehen. Sie kann sich nicht damit begnügen, allerliebste zu sein.“

„Du willst mir wohl meine kleine rebellisch machen?“ unterbrach ich sie scherzend. „Sei barmherzig, gestrenge Cousine, und laß mich meine paar Mußestunden in Frieden genießen!“

Giulia erkannte wohl den Moment als geeignet, mir auch meine weiteren Unterlassungssünden vorzuwerfen.

„Du hast mich jetzt überhaupt nicht mehr so lieb wie früher,“ fuhr sie schmolend fort. „Spazieren gehst du auch nie mehr mit mir. Schon seit Wochen bin ich nicht mehr hinaus gekommen.“

„Nun, wenn das dein größter Kummer ist,“ erwiderte ich, „dem kann abgeholfen werden.“ Ich blickte auf die Uhr. „Wir haben noch zwei Stunden bis zum Dunkelwerden. Habt ihr beide Lust, eine Fahrt auf die Ghesirehpromenade mit mir zu machen?“

„Ich kleide mich sofort um!“ Und Giulia schlüpfte vergnügt zur Thür hinaus. Als sie zurückkehrte, war sie in eine elegante kleine Modedame umgewandelt. Ich betrachtete sie wohlgefällig. Da fiel mir an ihrem Arm ein Schmuck auf, der noch neu war.

„Seit wann besitzest du denn ein Brillantarmband?“ fragte ich sie erstaunt.

„Ach Gott, das sind ja nur Simili-Brillanten!“ antwortete sie lächelnd. „Den kleinen Reif habe ich schon seit unendlichen Zeiten. Mein Vater hat ihn mir geschenkt. Solltest du ihn wirklich noch nicht gesehen haben?“

„Die Steine sind überraschend gut geschliffen,“ sagte Hanna, das Armband in Augenschein nehmend. „Und was für eine schöne Fassung! Wenn ich diesen Schmuck in einem Juwelierfenster liegen sähe, ich würde ihn unzweifelhaft für echt halten!“

„Ja, die Sachen werden vorzüglich nachgemacht,“ gab Giulia zu.

Wir fuhren in die schwüle, buntfarbige Sonnenwelt hinaus, und Giulias Simili-Brillanten funkelten lustig im Abendsonnenschein.

„Herr, erlaubst du mir heute abend auf einige Stunden auszugehen?“ fragte mich Achmet, als wir heimgekehrt waren.

„Was hast du denn vor? Ist wieder einer gestorben?“

Wenn Achmet Urlaub erbat, handelte es sich gewöhnlich um irgend eine Trauerfeier, die, wie es mir immer schien, bei ihm und seinen Arabier-Freunden zu den liebsten geselligen Zusammenkünften gehörte. Manchmal wurde der Verstorbene als ein entfernter Verwandter bezeichnet — Achmets Familie war äußerst zahlreich —, oft aber war es auch nur ein Mann aus demselben Dorfe Oberägyptens, dem er entstammte, und dessen Andenken er im Kreise seiner Freunde durch Beten, Cigarettenrauchen und Mollkatrinke zu ehren sich verpflichtet glaubte.

Diesmal war es jedoch nicht die gewöhnliche gemütliche Leichenfeier.

„Heute ist die Phantasia El Agami,“ antwortete mein Faktotum.

„Ach, die große Perjer-Phantasia!“ rief Giulia lebhaft. „O bitte, laß uns auch hingehen! Ich habe sie nur ein einziges Mal als Kind mit angesehen, und da habe ich mich so gesürchtet, daß ich nie wieder davon hören mochte. Aber nun bin ich ja vernünftig geworden und graue mich nicht mehr davor!“

„Was ist denn das für ein Fest?“ fragte Hanna neugierig.

„Eine Totenfeier zum Andenken an Hussein, den Enkel Mohammeds,“ erklärte ich ihr, „der im Kampfe gegen den Sohn des Nuawija — aus dem Kalifen-Geschlechte der Dmojaden — gefallen ist. Die Perjer gehören bekanntlich zu der Sette der Schiiten und betrachten die Nachkommen des Propheten als die einzig rechtmäßigen Kalifen.“

„Es ist eine ganz besondere Art Festlichkeit,“ sagte Giulia, „aber man muß starke Nerven haben, um sie mit ansehen zu können.“

„Du machst mich sehr neugierig,“ versetzte Hanna. „Meine Nerven sind nicht so sehr schwach, ich hätte große Lust —“

„Nun denn, so gehen wir,“ entschied

ich. „Wir wollen meinen Freund Hassan Hebesch um ein Plätzchen in seinem Laden bitten, welcher in der Rue neuve, der Verlängerung der Kasbi, liegt. Dort muß der Perjerzug vorbeikommen.“

Hassan Hebesch, ein arabischer Kaufmann, den ich einst in einer schweren Krankheit behandelt hatte und der mir seitdem mit großer Anhänglichkeit zugehan war, bezeugte lebhafteste Freude über unseren Besuch und erfüllte seine Pflichten als Wirt in liebenswürdigster Weise. Ruhig und gesichert vor dem Volksgedränge konnten wir unter seinem gastlichen Dache der Dinge harren, die da kommen sollten.

Jener Abend hebt sich in meiner Erinnerung wie ein düster beängstigender Traum hervor. Deutlich sehe ich noch jeden einzelnen Umstand vor mir, aber wie durch ein rotes Glas, welches die Dinge in einem unnatürlichen, schauerlich blutfarbenen Licht erscheinen läßt.

Ich sehe uns noch sitzen in Hassans Laden, einem kleinen, nach der Straße zu offenen, nur durch eine niedrige Schwelle über dieselbe erhobenen Raum. Im Hintergrunde liegen die englischen Baumwollstoffe und jene schönen Kamelgarn-Gewebe aufgestapelt, die Hassans hauptsächlichsten Handelsartikel bilden; im Vordergrund aber lauert eine Anzahl Araber, Freunde Hebeschs, die sich, gleich uns, für den Genuß der „Phantasia“ bei ihm zu Gäste gebeten haben. Meine beiden Damen sind die einzigen, denen der Luxus eines Bänckchens vergönnt ist. Für die übrigen genügt — echt orientalisches — der Fußteppich als Sitzgelegenheit.

Hassan bietet uns freundlich Speise und Trank an: ein süßes starkgewürztes Rosinenwasser und kleine Mohnbrote, mit Mandeln gespickt. Mit ruhiger Würde macht er die Honneurs. Gesprochen wird dabei nur wenig; auch die muselmännischen Gäste träumen in stiller Beschaulichkeit vor sich hin. Nur ab und zu ein Austausch von höflichen Redensarten und

die üblichen gegenseitigen Erkundigungen nach dem Befinden, welche der Araber während der Dauer eines Besuchs oftmals zu wiederholen pflegt, wenn er auch schon ganz genau über den Gesundheitszustand der lieben Freunde informiert ist; die gute Sitte verlaugt, daß man immer noch einmal danach fragt. Sonst keine Konversation. Desto lebhafter geht es vor unseren Augen auf der Straße zu. Alles schiebt und drängt sich in dem Bemühen, einen unaugesochtenen, sicheren Platz zu erhalten.

Uns gegenüber erhebt sich die Moschee El-Ashraf. Scharf zeichnet das klare weiße Mondlicht ihre Umrisse gegen den dunklen Nachthimmel ab.

Auf einmal entsteht eine wahnsinnige Bewegung um uns her. Wagen jagen in eiligem Tempo davon, Pferde, Esel und Menschen hinterdrein. Alles schreit und drängt in wildem, ängstlichem Durcheinander. Nach wenigen Minuten ist der ganze breite Fahrweg leer. Die Hand des Gejezes hat sich gerührt in Gestalt eines unbarmherzigen Polizisten, der so eben Order erhalten hat, Platz zu schaffen, und diese Order nun auf die wirksamste Weise, mit Hilfe eines derben Knüttels, ausführt, den jeder arme Eselkuder, welcher sich nicht rasch genug aus dem Staube machen konnte, auf seinem Rücken zu fühlen bekommt.

Es war aber auch höchste Zeit, die Straße frei zu machen, denn schon wird in der Ferne das milde Mondlicht durch unruhig grellen Fackelschein unterbrochen; eine fanatisch erregte, tanzende, springende, singende, freischwimmende Horde wälzt sich heran, als Vorspiel zu dem eigentlichen Drama des Abends. Und nun nähern sich die Helden desselben: an der Spitze des Zuges, hoch zu Ross, ein Kind, ein ganz junger zarter Knabe, ein scharfgeschliffenes, zweischneidiges Schwert in der Hand haltend, mit welchem er unaufhörlich sich selbst verwundet. Von dem dicken glattrasierten Kinderkopfe tropft das Blut herab, rot rieselt es über das weiße Hemdchen — und noch immer führt

die kleine Hand unermüdtlich, unerschrocken die schneidende Klinge, und neue blutige Bahnen werden auf dem braunen Haupte sichtbar.

Aber kein Laut, keine Miene des Schmerzes. Mit ruhig stolzer Gelassenheit schaut der kleine Märtyrer vor sich hin, als müsse das so sein, als sei sein rundes Köpfschen von der Natur zu solch grausam roter Zeichnung bestimmt und als sei er um seine hohe Mission zu beneiden.

Dann folgen zu Fuße, tanzend, singend und betend, in zwei gegenüber wandelnden Reihen etwa vierzig Männer. Sämtlich tragen sie Schwerter in den Händen, mit denen sie Gesicht und Hinterkopf ritzen; dabei bewegen sie den Oberkörper bald vor-, bald rückwärts, in wilden unnatürlichen Verrentungen; auf allen Gesichtern liegt der Ausdruck starren, finsternen Glaubenssehns, der unempfindlich macht gegen körperlichen Schmerz. Sie können vor Erkschöpfung nur noch unartifizielle Töne hervorbringen; die Gesänge und Gebete, welche ihre Bewegungen begleiten, sind wie ein heftiges Keuchen anzuhören, aus dem als einzig vernehmbares Wort noch bisweilen der Name „Hussain“ hervorklingt.

Inmitten der blutbespritzten Männer wird ein Lamm geführt, als Sinnbild des Feindes, dem Hussain erlegen ist. „Sobald der Zug an sein Ziel, in den Hof des persischen Generalkonsulats, gelangt ist,“ erklärt uns Hassan, „fällt die ganze erregte Bande über das arme Tier her und zerhackt es in Stücke.“

Jetzt folgt, wieder zu Pferde, ein zweites Kind, und den Schluß bilden ein paar Männer, nackt bis zum Gürtel, die, in wildem Tanze sich schwingend, ihre Oberkörper mit Weißelhieben bearbeiten. Ein dämonisches Schauspiel, in seiner grotesken Schauerlichkeit, eines Höllenbreughel-Pinzels würdig; die zu beiden Seiten getragenen Fackeln beleuchten es mit grellem Schein. Schauernd wende ich den Blick ab; da gewahre ich dicht neben mir etwas, das mich für einen

Moment all des fanatischen Greuels vergessen läßt: unter der eng gebrängten Menschenmenge, die sich längs der Häuserreihen von neuem zusammengedrängt hat, taucht ein mir bekanntes Gesicht auf: Waffi-Effendi ist es, der Wellil Lelebian-Paschas. Mit was für seltsamen Blicken schaut er auf meine Frau! Jetzt bemerkt sie ihn. Ein Lächeln fliegt über ihr Antlitz. Das seinige wird von einem unangenehmen, spöttischen, vertraulichen Grinsen verzerrt, dem Grinsen eines Zauns. Oder ist es nur das flackernde Fackellicht, welches mir alles so sonderbar und unheimlich erscheinen läßt? Jetzt hebt Giulia den linken Arm, an welchem der Brillantreif funkelt, und weist mit der anderen Hand darauf hin. Kaltglühend wie die Augen böshafter Dämonen lachen mich die blinkenden Steine an. Der Effendi nickt, macht ihr ein Zeichen mit der Hand zu und verschwindet dann wieder unter der Menschenmasse.

„Was war das, Giulia?“ frage ich, innerlich bebend. Eine furchtbare Angst schnürt mir das Herz zusammen.

Sanft lächelnd blickt sie mir ins Auge. „Was meinst du?“ fragt sie unschuldsvoll.

„Was war das eben mit Waffi-Effendi?“

„Waffi-Effendi? Ist er hier?“ Sie schaut wie suchend umher. „Ich habe ihn nicht gesehen. Ich achtete nur auf die Perjer.“

War es möglich, daß ich mich geirrt? Hatte Giulias Blick gar nicht dem Araber gegolten? War ihre Bewegung eine unbeabsichtigte und das, was ich beobachtet zu haben meinte, nur eine Hallucination gewesen? Hatte meine durch das blutige Schauspiel erregte Phantasie mir die häßliche Scene vorgegaukelt? Aber ich hatte doch alles so deutlich wahrgenommen! Und doch — Giulias ruhig heiterer Gesichtsausdruck gab so gar keine Spur von Besorgnis kund. Sie wurde sonst so leicht verlegen. Hätte sie gelernt, sich dermaßen zu verstellen? Nein, ich konnte das nicht glauben!

Der Hegenabbath war vorüberge-

schwirrt, der Fackelschein entschwinden, und das sanfte Mondlicht nahm wieder seine Stelle ein.

Als ich, an Giulias Seite, meinem Hause zuschritt, war mir zu Mute wie noch nie vorher in meinem Leben. Mir war, als habe mich ein schwerer Schicksalsschlag getroffen, als sei mir etwas verloren gegangen, was ich nimmermehr wiederfinden würde.

„Ich glaube, in mir steckt eine Anlage zum Wahnsinn. Es ist ja geradezu lächerlich!“ schalt ich mich selbst. „Wie kann man sich durch eine Stimmung hinreißen lassen. Es ist ja nichts geschehen. Sie kann das Armband ganz zufällig mit der Hand gestreift haben. Und der Araber war vielleicht nicht einmal der Effendi. Könnte man doch nichts deutlich erkennen bei dem unsicheren Licht. Es ist verrückt, noch länger daran zu denken!“

Aber so energisch mein Verstand mich zur Ruhe verwies — es war etwas in mir, das ließ sich nicht überreden, ein dunkles, banges, elendes Gefühl. Und so sehr ich mich selbst zu beschwichtigen suchte, daß nichts, gar nichts geschehen sei — etwas war dennoch geschehen, ein inneres Ereignis hatte sich in mir vollzogen. Das Gefühl, als sei eine wichtige Änderung in mein Leben getreten, täuschte mich nicht. Ein böser Geist, der alle reinen Freuden vergiftet, hatte sich festgefakt in meinem Herzen: der Zweifel.

Der Spätsommer war gekommen, die Zeit, in welcher das ägyptische Klima für den Europäer am schwersten zu ertragen ist. Der Nilchnitt hatte stattgefunden, jener wichtige, im Altertum von mythischen Feierlichkeiten umgebene Akt, der von so großer Bedeutung für die Kultur des Nillandes ist, jener Durchstich der Dämme, welcher den seit Wonnaten gestiegenen und nun auf seinem Höhepunkte angelangten Strom in das weitverzweigte, über Ägypten ausgebreitete Kanalnetz leitet und ihm so seine

befruchtende Thätigkeit anweist. In wohlthätiger, weise geregelter Überschwemmung fluten die Gewässer über die dürrer, lechzenden, sonnenverfengten Fluren. Begierig saugt die durstende Erde neue Lebenskraft ein; es keimt und schwillt und wächst in ihrem Schoße — die Zeit des Werdens hat begonnen, bald wird das ganze Land grünen und blühen in üppiger Fruchtbarkeit.

Aber auf die Menschenbrust drückt der feuchte, über dem Rithal lagernde Dunst wie ein beängstigender Alp. Es atmet sich schwer, die Sonnenglut wird quälender empfunden, die Kräfte erschlaffen.

Es war an einem besonders schwülen Tage. Ich war über Land gefahren auf die bei dem Dorfe Mattarihe gelegene Besingung eines am Typhus erkrankten Griechen, dessen Hausarzt mich zu einer Konsultation hatte rufen lassen.

Kurz vor Sonnenuntergang kehrte ich in die Stadt zurück. Da ich noch einen Patienten zu besuchen hatte, lohnte ich den Kutscher vor dessen Hause ab, um nach Beendigung meiner Visite zu Fuße heimzuwandern.

Ich hatte mich nicht lange aufgehalten, eine mir selbst unerklärliche, aufregende, drückende, beängstigende Empfindung hatte sich schon auf der Rückfahrt von Mattarihe meiner bemächtigt, eine lebhaft Unruhe, ein nervöser Drang, nach Hause zu kommen, und zugleich eine Art Scheu davor.

Als ich in unsere Straße einbog, kam mir Herr Stierwurm entgegen.

„Ich hatte die Absicht, Ihrer Frau Gemahlin einen Besuch zu machen,“ erzählte er mir, indem er mich anhielt, „aber ich fand sie nicht zu Hause.“

„So? das wundert mich!“

Da Giovanni nicht ganz wohl war, hatte mich Giulia vor meiner Abfahrt versichert, daß sie heute nicht ausgehen würde.

„Ich hatte mit Ihrer Frau Gemahlin neulich über ein höchst interessantes Schauspiel gesprochen,“ jühr Herr Stierwurm fort, „welches sie mir zu besichtigen em-

pfahl und welches ich nun heute kennen zu lernen Gelegenheit nahm: die heulenden Derwische. Gegen drei Uhr nachmittags vertraute ich mich dem Rücken eines Esels an und — Sie erlauben doch, daß ich Sie begleite?“ (er bemerkte, daß ich unruhig vorwärts drängte) „und in schnellem Trabe gelangte ich nach der Moschee Kasr-el-Min, in welcher —“

„Ich habe die heulenden Derwische schon wiederholt gesehen,“ unterbrach ich ihn ungeduldig. Aber er ließ sich nicht beirren. Mit wohlgefälliger Breite spann er seine Schilderung aus.

Ich vernahm kein Wort mehr davon. Warum ist sie nicht zu Hause gewesen? ging es fortwährend durch mein Hirn. Es wäre unrecht, wenn sie das Kind heute verlassen hätte.

Aber ich wußte ganz bestimmt, daß sie zu Hause war, und ich wußte auch, daß sie sich aus einem Grunde hatte verleugnen lassen, der mir verhängnisvoll werden mußte. Es war nur eine Ahnung, aber von so unerschütterlicher Gewißheit, daß sie vielmehr einem plötzlichen Hellsehen gleich.

Ich weiß nicht, wie ich mich von Herrn Stierwurm losgemacht habe; ich vermute, daß ich grob geworden bin. Denn als ich vor der Gartenpforte stand, war der hartnäckige Erzähler nicht mehr an meiner Seite.

Der Boab grüßte mich freundlich an. Das war mir unangenehm. Er lächelte immer, wenn ich nach Hause kam — ganz einfach, weil er ein fröhliches Gemüt hatte. Heute aber erschien es mir wie Hohnlachen.

Mir kam alles anders vor als sonst. Es lag mir so schwer auf der Brust, daß ich kaum zu atmen vermochte.

Ich trat nicht in die Vorderthür des Hauses ein, sondern stieg die niedrige Treppe der Veranda empor. Von dort wollte ich in den kleinen Gartenjalon eintreten. Das war sonst nicht meine Wohnheit. Aber heute war mir, als müßte es so sein. Es schien, als ob mich ein fremder Wille antrieb, ja als ob

ich gar nicht mein eigenes Leben führte, sondern eine Rolle zu spielen hätte.

Die Fenster des Salons standen geöffnet, aber dicke Vorhänge gegen Sonne und Rücken waren heruntergelassen.

Ich trat an das eine Fenster und schob den Vorhang etwas zur Seite.

Was ich da sah — Mir ist es jetzt, als ob ich alles ganz genau vorher gewußt hätte, als sei ich nicht im mindesten überrascht gewesen; und doch war es etwas, was ich noch eine Stunde vorher für undenkbar gehalten hätte.

Ich erblickte Giulia in ihrer weißen, spitzenbesetzten Matinee, die sie so besonders verführerisch kleidete, heute aber etwas zerkrüßt und in Unordnung geraten war. Sie saß auf dem niedrigen türkischen Divan, in halb liegender Stellung, den linken Ellbogen auf einen Pfahl gestützt. Ihre Augen glühten vor Erregung, ihr Atem ging heftig; den rechten Arm hielt sie abwehrend gegen die Brust eines Mannes gestemmt, der auf einem Schemel ganz dicht neben ihr saß und sich über sie beugte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber an der Gestalt erkannte ich Bekedjan-Pascha. „Ich thue ja nichts, ich will ja nur die Rose haben,“ flüsterte er und griff nach der dunkel-leuchtenden Blume, welche an dem Ausschnitt ihres Gewandes befestigt war. Jetzt konnte ich seine Züge erkennen. Ohne mich zu rühren, folgte ich mit den Blicken seinen Bewegungen. Ich war wie erstarrt.

Aber was ich nun sah, das löste die Starrheit. Rote Blutwellen wogten vor meinen Augen. Ich riß die Thür auf und stürzte auf den Pascha los. Der erhob sich lächelnd, als ob nichts passiert wäre.

Aber Giulias entsetztes, totenblaßes Antlitz redete eine nur zu deutliche Sprache.

„Walter, was willst du thun?“ schrie sie auf.

Ich konnte keinen Laut hervorbringen. Eine maßlose Wut hatte mich ergriffen. Meiner selbst nicht mehr mächtig, packte ich den Armenier und schleuderte ihn mit

solcher Wucht zur Thür hinaus auf die Steinfliesen der Veranda, daß er einige Sekunden lang betäubt liegen blieb. Ich war kein Mensch mehr in jenem Augenblick; hätte ich eine Waffe gehabt, ich wäre zum Mörder geworden. Ich kehrte in den Salon zurück, und da ich mich noch einmal umwandte, sah ich, wie der Pascha sich aufrastete und wankenden Schrittes die Treppe hinabstieg. Er mußte sich bei dem Falle verletzt haben, denn von seiner Stirn floß Blut.

Ich trat vor mein Weib hin. Schluchzend und zitternd kauerte sie auf dem Fußboden, die Arme hielt sie über dem Kopf ausgebreitet, wie um sich vor Mißhandlungen zu schützen.

Lange stand ich schweigend vor ihr und starrte sie an — das schöne, geliebte schamlose Weib! Wie ein elektrischer Funke zuckte es plötzlich durch mein Gehirn, all die Punkte grell beleuchtend, die mir bisher dunkel gewesen waren; die verschiedenen, scheinbar geringfügigen Erlebnisse, die mich in letzter Zeit oft für einen Moment frappiert hatten und mir unerklärlich gewesen waren, die ich aber nicht längerem Nachdenkens für wert erachtet — jetzt traten sie alle wieder vor mein geistiges Auge, nicht mehr vereinzelte, flüchtige Eindrücke, sondern Glieder einer festen, wohlgefügten Kette, und gewannen eine furchtbare Bedeutung.

Jetzt begriff ich auf einmal alles; Giulias auffälliges Verschwinden an dem Gesellschaftsabend, die im Garten gefundene Ziligrannadel, meines treuen Ahmets scheue Befangenheit, als ich ihn beim Vernageln der Pforte überraschte — er mochte schon längst wissen oder ahnen, was mir heute erst klar geworden —, das Brillantarmband, der Blick des Welfkils bei der Perjerphantasie und noch so mancher Umstand, den ich im Moment kaum beachtet hatte. O, ich war blind und taub gewesen, ich hatte mein Weib so hoch gestellt, trotz ihrer thörichten Kindlichkeit, und ich hatte mich so sicher gefühlt, so lächerlich sicher, bis zu dem Perjerabend. Aber auch dann noch hatte

ich mir selbst Vorwürfe über meine Zweifel gemacht und nach einer körperlichen Ursache in mir gesucht, weil ich nicht mehr so heiter zu sein vermochte als bisher.

Die Wut des ersten Moments war jetzt von mir gewichen, sie hatte einem namenlosen Schmerz Platz gemacht, dem bittersten, trostlosesten Schmerz, den eine Menschenbrust fassen kann.

„Giulia,“ redete ich die Kniende an, ohne mich ihr zu nähern, „du hast etwas gethan, was nicht wieder gut zu machen ist. Was ich gesehen habe, genügt, uns für immer voneinander zu trennen. Aber ich verlange von dir, daß du mir alles sagst, was geschehen ist. Ich will den ganzen Umfang meines Unglücks kennen. Verstehst du mich? Ich fordere Wahrheit von dir, rückhaltlose Wahrheit!“

„Aber es ist nichts, so gut wie nichts geschehen!“ schluchzte sie, die Hände erhebend. „Ich schwöre dir —“

„Versuche nicht, zu leugnen,“ unterbrach ich sie rauh. „Es würde dir doch nichts mehr helfen. Das Einzige, was du thun kannst, deine Schuld zu mildern, ist ein reuiges Geständnis. Fürchte nichts“ — da ihr angsterfüllter Blick mich traf — „es geschieht dir kein Leid. Aber ich will klar sehen. Erfahren muß und werde ich, was geschehen, wie lange ich schon hintergangen worden bin und wie weit. Aber was frage ich denn überhaupt noch“ — und ich schlug mich höhnisch lachend vor die Stirn — „ein Mensch wie der — und ich frage noch —“

„Walter,“ rief sie mit bebender Stimme, „ich will dir ja alles sagen! Aber sieh mich doch nicht so schrecklich an! O mein Gott, ich habe ja gar nicht etwas so Schlimmes gethan! Ich habe es ja so gut gemeint!“

„Gut gemeint? Bist du von Sinnen? Oder bist du schon so tief gesunken, daß du gar kein Bewußtsein mehr hast von der Sünde, die du begangen? Jetzt nimm dich zusammen“ — sie hatte von neuem heftig zu schluchzen begonnen — „und sprich. War es am Abend unserer Gesellschaft, als du ihn im Garten triffst,

daß erste Mal, daß du heimlich mit ihm zusammenkamst?“

Sie sah mich überrascht an.

„Ja,“ antwortete sie leise, mit thränen-erstickter Stimme, und fuhr dann zitternd, stockend, in abgerissenen Sätzen fort: „Ich hatte mir gar nichts Böses dabei gedacht. Es schien mir ein großes Glück, daß er mich so schön fand und bereit war, mir jeden Gefallen zu thun. Ich dachte, ich könnte dir viel dadurch nützen. Und es ging ja auch alles so gut. Hast du dich nicht auch gefreut, als wir das Häuschen so billig erhielten und als du die Sanitätsanstellung bekamst?“

„Varmherziger Gott,“ schrie ich auf, „und dies der Preis, den ich dafür bezahlt habe! Giulia, unseliges Geschöpf, also verkauft hast du dich? Für wichtige äußere Vorteile hast du deine Ehre preisgegeben?“

„Nein, nein,“ rief sie heftig, „ich habe dir ja gesagt, daß so gut wie nichts passiert ist! Wenn du mir doch nicht glauben willst, so brauchst du mich ja gar nicht zu fragen!“

„Was hat er an jenem Abend im Garten von dir gewollt?“

„Ich mußte ihm doch danken,“ antwortete sie. „Er hatte mir durch Madame Danijschiff sagen lassen, daß du die Stellung haben würdest —“

„So, also die Danijschiff ist der böse Dämon, welcher die Sache zu stande gebracht hat —“

„Und zugleich hatte er mich bitten lassen, gegen zehn Uhr für einen Augenblick an die hintere Gartentreppe zu kommen, da er mir noch etwas mitzuteilen habe, und da bin ich gegangen. Aber ich habe mich gleich wieder losgerissen,“ fuhr sie nach einem kurzen Zögern als Antwort auf die bange Frage fort, die sie in meinen Blicken las, „und dann habe ich ihn oft bei Madame Danijschiff getroffen, und er hat mich immer in seinem Wagen mit nach Hause nehmen wollen, aber das habe ich nicht gethan — nein, nur ein einziges Mal. Und dann haben wir uns manchmal im Garten gesprochen.“

„Hat dich Achmet einmal bei einem solchen Rencontre überrascht?“ Jener unglückliche, gleichsam schuldbehaftete Blick des treuen Menschen trat mir wieder vor die Seele.

„Ich weiß nicht — es kann sein, daß er den Pascha erkannt hat. Und dann ist er ja auch ein paarmal hier im Hause gewesen, das habe ich dir ja immer erzählt.“

„Es traf sich merkwürdigerweise jedesmal so, daß ich für den ganzen Nachmittag außerhalb beschäftigt war,“ fiel ich in bitterem Tone ein.

Weiter und weiter drang ich in sie, mir alles zu beichten, und sie erzählte in ihrer abgebrochenen, unzusammenhängenden Weise, unter Zittern und Thränen; ein quälender, leidenschaftlicher Drang hatte mich ergriffen, alles zu erfahren, jedes Wort, jeden Blick, jeden kleinsten Umstand wollte ich wissen, und mit der folternden Gründlichkeit eines Inquisitors suchte ich ihren bebenden Lippen Geständnisse zu entpressen, die Dolchstichen gleich mein Herz zerfleischten. Was ich litt, während ich das unglückliche Weib durch meine Fragen marterte, ist nicht zu beschreiben. Sie widerstand mir nicht mehr, ihre angeborene Levantinererschlauheit hatte sie verlassen, sie gab Dinge zu, die mich in heftiger Zornesaufwallung berenen ließen, daß ich den Armenier in jenem ersten Augenblick nicht erwürgt hatte — doch das eine, das Schrecklichste, was ich jeden Moment zu hören erwartete, das leugnete sie standhaft. Aber ich vergegenwärtigte mir noch einmal alles, was ich vernommen, und es brannte in mir auf voll bitterer Verzweiflung: sie lügt. Und du bist ein blöder Thor, wenn du glaubst, durch dein Fragen ein volles Geständnis erlangen zu können. Sie giebt zu, was ihr geringe Schuld dünkt, um dich zu beschwichtigen. Sie weiß, daß sie nicht mehr alles ableugnen kann. Aber sie ist falsch durch und durch.

Und ein solcher Ekel, eine solche Wut überkam mich gegen die Frau, welche noch immer kniend, mit demüthigem Flehen,

zu mir aufblickte, und welche jetzt, sich nach mir vorbeugend, meine Hand zu ergreifen suchte, daß ich für einen Moment vergaß, daß sie nur ein schwaches Weib und mein Weib war. „Lügnerin!“ rief ich und stieß sie heftig zurück, so daß sie aufschrie und mit dem Oberkörper nach hinten über fiel. Dann eilte ich aus dem Zimmer. Ich mußte allein sein. Ich konnte ihren Anblick nicht mehr ertragen. Hastig trat ich in mein Studierzimmer und verschloß die Thür, als hätte ich die Schmach und den Jammer ausschließen können. Aber mir graute vor jedem menschlichen Antlitze; ich wollte allein sein mit meiner Verzweiflung.

Jahre schienen zwischen jetzt und dem Moment zu liegen, da ich zum letztenmal dies trauliche Gemach verlassen hatte. Und doch waren es nur wenige Stunden gewesen. Ich blickte auf die Uhr, welche über meinem Schreibtisch an der Wand hing — halb acht Uhr; gegen halb drei Uhr war ich nach Mattarische abgefahren — und während dieser fünf Stunden hatte der Pendel des Regulators genau so ruhig und gleichmäßig seine streng abgemessenen Schwingungen ausgeführt wie an jedem anderen Tage, und der Zeiger war nicht um ein Kleines schneller vorgeückt, da er die Minuten anzeigt, die mir mein Glück zerschmettert hatten, als da er leere, stille Zeiträume ereignislosen Schlafdaseins bemessen. Für ihn hatte jede Minute den gleichen Wert. Aber im Menschendasein giebt es Stunden, welche außerhalb der Zeit liegen und nicht mit ihrem Maße gemessen werden können.

Für mich war es in der That unendlich lange her, daß ich dort von meinem Schreibtisch aufgestanden war und meine Feder weggelegt hatte, mich zur Ausfahrt zu rüsten. Damals war ich noch ein junger glücklicher Mann gewesen, mit einem reichen Herzen voll Liebe und freudiger Hoffnung — und nun? Das also war das Ende, das Ende meiner jungen, seligen, sonnigen Ehe! Betrogen, gesündigt und kaltblütig hintergangen von dem kindlichen Weib, welches ich so ganz zu be-

sigen glaubte, dessen schwache, unentwickelte, kleine Seele ich so ganz zu durchschauen wähnte!

Dahin, alles dahin! Eine besudelte, verführte Ehe!

Und wer ist anders schuld daran als du selbst, sagte ich mir mit bitterem Vorwurf. Wolltest du ein unerzogenes Kind zur Frau haben, so hättest du sie auch als ein solches halten müssen. Kinder läßt man nicht unbewacht. Kindern giebt man nicht seine Ehre als Spielzeug in die Hände, damit sie dieselbe, wenn ihnen die Laune antkommt, an den ersten besten Gassenbuben verschleudern können. Sie ist eine Levantinerin. Ihre Bildungsstufe ist nicht viel höher als die eines Haremweibes. Und die Orientalen wissen, was sie thun, wenn sie ihre Frauen einschließen!

„Ich habe es ja nicht böse gemeint; ich dachte, dir damit nützen zu können.“ So denkt meine Frau!

Mir kam auf einmal das Ganze wie ein Possenspiel vor. Meine Gedanken verwirrten sich. Ich begann zu lachen, wie ein Wahnsinniger lacht. Da fiel mein Blick in den Spiegel. Ich schauderte zurück vor meinem Bilde und floh in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Dann sank ich in meinen Lehnstuhl, schloß die Augen und überließ mich einem dumpfen Grübeln.

Was blieb mir nun noch auf der Welt? — Mein Beruf. Das war ein Halt; der mußte fortan mein ganzes Leben ausfüllen. Ich wußte, daß ich etwas leisten konnte. Ich hatte manche Erfolge gehabt in letzter Zeit. Erfolge? Freilich. Aber verdankte ich denn dieselben einzig und allein meinen Fähigkeiten? Meine Praxis hatte sich zusehends vermehrt seit einigen Monaten. Vor kurzem war mein Name noch ganz unbekannt gewesen in den Kreisen, die mich jetzt vorwiegend in Anspruch nahmen. Aber ich war ja den Prinzen und Paschas so warm empfohlen worden! Das thut viel bei den Orientalen. Und die Stellung bei der Sanitätsbehörde? O, wie mochte mich der Schurke im In-

neren verlacht haben, als ich ihm damals meinen Besuch machte — so dankbar und erfreut! Oder — ein neuer, häßlicher Gedanke tauchte in mir auf, der widerwärtigste von allen — oder hat er mich vielleicht gar nicht für den vertrauensvollen Thoren gehalten, der ich gewesen bin; hat er am Ende gar geglaubt, mich unter die Rubrik der schlauen Chämämier einschalten zu können, die blind sind, wenn Blindheit Vorteil bringt?

Mein Blut wallte siedend auf bei dieser Vorstellung.

Was nun thun? Vergebens zermarterte ich mir den Kopf. Den Armenier fordern? Ich hatte ja gehört, wie er Forderungen aufzunehmen pflegte. Nichts würde ihn dazu vermögen. Der Gedanke gewährte mir auch nicht die geringste Genugthuung, er erschien mir sogar kindisch und unmöglich diesem cynischen Orientalen gegenüber.

Aber was thun? Wie das Leben weiterführen? Wie mich herausreißen aus dieser Schmach und Verzweiflung? Ich fühlte mich namenlos elend. Da fiel wie ein Lichtstrahl in die Nacht meines Schmerzes der Gedanke an mein Kind; und eine heiße Sehnsucht erfaßte mich, meinen Sohn zu sehen, das einzige reine Glück, welches mir geblieben war. Aber in meinem Inneren war kein Raum mehr für die guten Geister. Kaum hatte der Gedanke an Giovanni für einen Augenblick meinen Schmerz gemildert, da regten sich von neuem die grausamen Dämonen und zischelten mir zu mit ihren Schlangenzungen: Dein Sohn?

Wie von Furien gepeitscht, stürzte ich die Treppe hinauf in das Schlafzimmer, wo das Kind in seinem weißen Bettchen lag. Eine Lampe, deren Licht durch einen dunklen Schirm gedämpft war, brannte daneben. Leise entfernte ich den Schirm; ich wollte das Kind genau sehen. Es schlief fest und ruhig. Angstlich prüfend betrachtete ich die weichen, unfertigen Züge. Bisher hatte ich immer über die frappanten Ähnlichkeiten gelacht, die man in so einem Kindergesichtchen entdecken

wollte, heute suchte ich selbst nach einer Ähnlichkeit, und es war mir fürchtbarer Ernst damit. Einem armen Sünder gleich, welcher sein Todesurteil vor Augen hat, glaubte ich in den Zügen des schlafenden Kindes mein Schicksal zu lesen, und immer sichtbarere Gestalt nahmen die verhassten Vorstellungen an; bald sah ich nicht mehr Giovanni's Antlitz, sondern ein anderes; in unseidlicher Qual kniete ich nieder und presste meinen Kopf auf die Kissen — da legte sich eine weiche Hand auf meine Schulter; ich blicte auf: still und bleich, mit ihren großen, ernstern, traurigen Augen stand Hanna vor mir. Ein so tiefes Mitgefühl, ein so trostlos banges Stauen sprach aus diesem Blick — ein Ausbruch, wie ich ihn noch nie auf einem Menschenantlitz gesehen, und der mir doch nicht fremd war. Das Kind auf den Armen der siztinischen Madonna hat solche überirdisch ernste, schreckensstarre Augen — Augen, die in einem Moment das Leid der ganzen Menschheit umfassen.

„Ich weiß alles, Walter,“ sagte sie mit ihrer tiefen sanften Stimme. „Giulia hat mir alles erzählt.“

„Und nun kommst du, um mich zu bedauern?“ fragte ich bitter.

„Ich komme, dich für sie um Vergebung zu bitten.“

„Hast du dich durch ihre Thränenlouddie rühren lassen?“ fuhr ich heftig auf. „Glaubst du im Ernst, daß ein Mann wie ich das verzeihen kann?“

„Ja, das glaube ich; das mußt du, das wirst du thun, Walter!“

„Wirklich?“ lachte ich höhnisch auf. „Es ist hübsch von dir, dich zur Verteidigerin dieser ‚guten Sache‘ aufzuwerfen. Ich hatte dich höher taxiert!“

„Sie ist so unglücklich,“ war Hannas Antwort. „Und sie ist keine schlechte Frau, so sehr sie auch geßelt hat. Sie liebt dich von Herzen, trotz allem, und verdient nicht, daß du sie verdammsst. Du darfst ihre Schuld nicht mit demselben Maße messen, als wenn sie eine deutsche Frau aus deiner Sphäre wäre. Ihre Herkunft und Erziehung entschuldigt vieles.“

Sie ist so jung und haltlos, das arme Geschöpf, und du selbst, Walter, du bist auch nicht frei von Schuld an dem, was geschehen ist; du brauchst nicht so empört aufzufahren. Gott allein weiß, wie in tiefster Seele ich mit dir fühle und dich beklage, aber ich sage doch, du trägst einen Teil der Schuld. Du hast Giulia zu viel sich selbst überlassen und sie wie ein schönes Spielzeug behandelt, statt sie zu dir hinaufzuziehen. Und sie ist keine gemeine Natur; sie ist ein Kind ohne sittlichen Halt, aber mit einem guten, weichen Herzen. Du darfst sie nicht von dir stoßen, sie hat nichts begangen, was ein Mann nicht verzeihen könnte!“

„Ich sage dir, daß sie lügt!“

„Nein, sie lügt nicht — jetzt nicht mehr! Sie hat dir die volle Wahrheit gesagt!“

„Willst du dich etwa dafür verbürgen?“ rief ich höhnisch lachend.

„Ja, das will ich,“ erwiderte Hanna mit Wärme. „Sie hat mir ihr Herz ausgeschüttet, und ich glaube an sie. Zuerst — fuhr sie zögernd fort — „konnte ich es ja nicht fassen, wie das — Häßliche geschehen konnte, aber dennoch — ich habe das Gefühl: sie hat nicht ernstlich gewußt, was sie that. — Walter,“ fuhr sie nach kurzem Stillstehen fort, sich näher zu mir niederbeugend, „du weißt ja in diesem Moment gar nicht, wie lieb du Giulia hast, es würde dir das Herz zerreißen, wenn du sie für immer verlieren solltest. Die Liebe läßt sich nicht so leicht bezwingen — ihre Stimme war immer leiser geworden — „sei milde und nimm sie an dein Herz, sie ist die Mutter deines Kindes.“

Der Blick, den ich bei diesen ihren letzten Worten auf sie richtete, mochte ihr den Gedanken enthüllen, welchen ich nicht anzusprechen wagte; sie schwieg. Ich erhob mich; langsam durchschritt ich das Zimmer, öffnete ein Fenster und sog die kühle Nachtlust ein. Mein Hirn brannte wie Feuer.

Hanna sah unterdessen an Giovanni's Bettchen. Da begann der Kleine sich zu

regen. „Er erwacht,“ flüsterte sie. Ich näherte mich. Zuerst schien es, als verzöge sich das Mündchen des erwachenden Kindes zum Weinen, aber dann begann es sich anders; zappeltend verlangte es, aufgenommen zu werden.

Hanna hob den Kleinen aus dem Bettchen.

„Du liebes, armes Wejen!“ sagte sie lieblosend; und dann, ihn aufmerksam betrachtend, fuhr sie, halb zu mir gewandt, fort: „Ist es nicht auffallend, wie sehr Giovanni deiner Mutter gleicht? Dieselbe kurze Oberlippe und das etwas vorstehende Kinn, die ganze untere Partie des Gesichts; bei dir ist sie durch den Bart verborgen; als Kind sollst du deiner Mutter ja auch so sehr geähnelt haben.“

„Es ist wahr, das hatte ich noch nicht bemerkt.“ Ich setzte mich neben sie, die den Kleinen auf ihrem Schoße hielt.

Wieder versenkte ich mich in den Anblick des Kindes, und je länger ich ihn anschaute, desto mehr mußte ich Hanna recht geben.

Mein Anstarren kam dem Kleinen wohl spaßhaft vor. Er fing an zu lachen, strampelte mit den Beinchen und streckte mir die Arme entgegen, indem er „Papa“ stammelte. Ein Gefühl leidenschaftlicher Zärtlichkeit ergriß mich. Ich preßte das Kind in meine Arme, so fest und ungestüm, daß es zu schreien begann. Mit einemmal war der furchtbare Druck von meiner Seele gewichen; eine neue, milde, weiche Empfindung durchströmte mein Herz.

„Ich möchte jetzt wieder zu Giulia gehen; darf ich ihr Trost bringen?“ fragte mich Hanna, indem sie sich erhob, ihre Hand auf meinen Arm legte und mir mit einem Ausdruck rührenden Flehens ins Auge schaute.

Ich war besiegt.

„Nimm sie für diese Nacht mit zu euch,“ antwortete ich, ihre Hand ergreifend, „ich muß jetzt allein sein. Morgen will ich sie sehen. Und du, Hanna, hab Dank, daß du zu mir gekommen bist!“

Sie beugte sich herab und küßte mich auf die Stirn. Dann verließ sie das Zimmer.

Und mir war, als habe ein Engel mit seinem reinen Hauch die Schmach von meiner Stirn abgeküßt und die finsternen Mächte aus meinem Herzen verbannt, daß Raum darin würde für die eine große, Schmerzgeborene und Friedenbringende Empfindung: liebendes Verzeihen.

*
*
*

Sechs Monate waren vergangen. Ich saß vor meinem Schreibtisch, aber ich arbeitete nicht mehr, da die Dämmerstunde schon hereingebrochen war. Träumerisch lehnte ich in meinem bequemen Stuhl, und indem ich die Blicke durch das seitwärts befindliche Fenster schweifen ließ, hing ich meinen Gedanken nach. Eine nordische Berglandschaft war es, die sich da vor mir ausdehnte, noch winterlich fahl und farblos, denn der Lenz war erst im Erwachen begriffen, und sie mochte dem Fremden öde, rauh und unwirklich erscheinen; mir aber war sie lieb, die Zufluchtsstätte, auf der ich meinen Frieden, mein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

Es war eine böse, unruhige Zeit gewesen, die auf jenen schrecklichen Abend gefolgt war. Mein Leben war aus den Fugen gegangen. Der Boden brannte mir in Kairo unter den Füßen. Ich hatte nur noch einen Gedanken: Fort, weit fort von allem, was mich an jene Stunde mahnen konnte, in eine neue Umgebung, unter fremde Menschen!

Keinen Moment der Ruhe fand ich, bis ich mich von allem befreit, was ich dem Verhafteten verdankte, ja was nur in irgend einem Zusammenhange mit ihm stand. Ich kündigte meinen Mietkontrakt, legte meine Stellung an der Sautätsbehörde nieder und gab meine Praxis in Kairo auf unter dem Vorwande, aus Gesundheitsrücksichten Ägypten verlassen zu müssen. Ich versuhr dabei mit einer leidenschaftlichen Hast, die entschieden unklug war und Verdacht erwecken mußte,

aber ich konnte nicht anders; ich fühlte mich erst wieder frei und leicht, als alle Brücken hinter mir abgebrochen waren.

Durch eine medizinische Zeitschrift hatte ich erfahren, daß in einer Gebirgsgegend des westlichen Deutschlands ein Landarzt verlangt würde, dem ein festes Einkommen von dreitausend Mark zugesichert war. Die Aussicht, in einem abgelegenen Provinzialstädtchen unter ungebildeten, rohen und beschränkten Spießbürgern und Bauern mein Dasein zu fristen, hatte zwar wenig Verlockendes für mich. Wenn meine Mittel dazu gereicht hätten, wäre ich lieber in eine Universitätsstadt gezogen, um mich als Docent zu habilitieren oder mich um eine Stellung als Assistent an einer Klinik zu bemühen. Aber ich hatte Weib und Kind und war vor allem verpflichtet, ihnen eine sichere Existenz zu gründen. So war mein Entschluß bald gefaßt, und die Umstände begünstigten seine Ausführung.

Giulia zeigte sich mit allem einverstanden. Sie war jetzt sanft und gefügig wie ein Lamm, von einer beinahe sklavischen Demut.

So hatten wir denn Ägypten Anfang Winters verlassen und unser Heim in dem weltfernen deutschen Gebirgsstädtchen gegründet. Man war mir dort mit freundlichem Zutrauen entgegengekommen, und ich hatte eine ausreichende und befriedigende Thätigkeit gefunden. Unter den Honoratioren des Städtchens und unter den benachbarten Gutsbesitzern gab es ernste, tüchtige, strebame Männer, mit denen ich bald in einen angenehmen freundschaftlichen Verkehr trat. Bot derselbe auch keine hervorragende geistige Anregung, so füllte er doch meine Ruhestunden in wohlthuernder Weise aus und ließ kein niederbrütendes Gefühl der Vereinsamung in mir aufkommen.

Ungünstiger lagen die Verhältnisse für Giulia. Wie bei den meisten Menschen von oberflächlicher, vernachlässigter Geistes- und Gemüthsbildung, war auch bei ihr die Fähigkeit, sich fremden Verhältnissen anzupassen, nur eine sehr geringe.

Zuerst hatte ihr alles Neue, was sie sah und hörte, Spaß gemacht, aber bald hatte es natürlich als joches jeden Reiz für sie verloren, und sie fühlte sich fremd und elend in einer Welt, die so grundverschieden war von dem Schauplatz ihres bisherigen Daseins.

Ihre fremdartige Schönheit hatte natürlich großes Aufsehen erregt, zugleich aber — wenigstens soweit es die Gattinnen und Töchter der Honoratioren betraf — auch ein bedenkliches Mißtrauen.

Man konnte es diesen Damen, für welche man — mit wenigen Ausnahmen — die Bezeichnung „schönes Geschlecht“ nur anwenden konnte, wenn man in besonders böshafter Stimmung war, eigentlich nicht verdenken, daß sie für ein weibliches Wesen keine große Zuneigung empfanden, welches der vierzigjährige Amtsrichter, der heiratsfähigste Junggeselle des Orts, als eine „süßliche Wunderblume“ erklärt hatte und in welches sämtliche brave Väter und Gatten mehr oder minder verliebt waren.

„Erst mal abwarten, wie's mit den übrigen Eigenschaften steht,“ hatte die Frau Apothekerin, eine tonangebende weibliche Macht, im ersten Damenclasse nach unserer Ankunft gemeint (die Herren hatten es sich abends am Stammtisch des „Goldenen Adlers“ erzählt). „Wenn's in ihrer Wirtschaft auch so blinkt wie in ihren Augen — à la bonne heure! Aber passen Sie auf, ob ich nicht recht behalte. Damit wird's kläglich aussehn. Eine, die so ein Gesicht hat, versteht nichts von der Wäsche und läßt ihr Eingemachtes verschimmeln! Das ist meine Meinung!“

Ah, leider sollte die menschenkundige Frau Apothekerin nur allzu recht behalten! Meine arme kleine Giulia übertraf in Bezug auf Unwirtschaftlichkeit alle Erwartungen. Die mancherlei kleinen Schwierigkeiten, welche sich ihr in der neuen Lage darbieten, machten sie mißvergnügt und mutlos.

Da sich nicht alles genau so einrichtete, wie sie es von Kairo her gewohnt

war, verlor sie überhaupt bald jede Freude an ihrer Häßlichkeit und wurde von Woche zu Woche apathischer. Das ländliche Dienstmädchen betrachtete seine nachlässige junge Herrin mit kaum verhohlener Geringschätzung und trug jedenfalls durch seine Berichte an wißbegierige Freundinnen — beim Einkaufen und Wassertragen — nicht zur Vermehrung von Giulias Ruhm bei.

Aber wenn auch die Mängel meiner Häßlichkeit mir manches Uebehagen bereiteten, ich war dennoch mit meinem Lose zufrieden. Meine Liebe zu Giulia war stark genug, all ihre Schwächen zu entschuldigen. Ich verkehrte nicht mehr mit ihr in der tändelnden Manier wie ehemals, sondern gab mir reibliche Mühe, sie mit Liebe und Ernst zu erziehen und mir aus der anmutigen Geliebten eine wahre Gefährtin heranzubilden. Bis jetzt wollte es mir freilich scheinen, als habe ich noch keine großen Erfolge zu verzeichnen.

Bei unseren Gesprächen nahm sie stets die erste beste Gelegenheit wahr, mir zu entflüpfen, und wenn ich ihr vorlas, trat auf ihr Gesicht unfehlbar der Ausdruck trostlosester Langerweile.

Ich mußte lächeln, als ich einer kürzlich gemachten Erfahrung gedachte. Ich hatte einen Band aus Schillers Werken zur Hand genommen und, nachdem ich Giulia zuvor über das Wesentliche aus dem Inhalt des Dramas unterrichtet, mit der Lektüre der „Jungfrau von Orléans“ begonnen. Ich war sehr befriedigt. Diesmal lag nicht der schläfrige zerstreute Zug, wie gewöhnlich, über dem Antlitz meiner Frau. Ihre Augen waren vielmehr aufmerksam gespannt in die Höhe gerichtet.

Das Feuer der Schillerschen Poesie zündet doch in jedem Gemüt! dachte ich bei mir.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte ich erwartungsvoll, nachdem ich den großen Abschiedsmonolog Johannes im Vorpiel beendet hatte.

Sie schrat zusammen. „Chamze-u- aschrin (Fünfundzwanzig!)“ stieß sie auf Arabisch hervor.

Ich schaute sie verblüfft an.

Sie wurde sehr verlegen. „Ach, nimm es mir nicht übel, Walter,“ bat sie dann reuevoll, „aber ich wollte mir rechte Mühe geben, nicht wieder schläfrig zu werden, und da habe ich, während du lasest, die kleinen Felder auf der Tapete gezählt. Das erhält so hübsch wach. Du bist mir nicht böse, nicht wahr?“

„Nein.“ Aber den Schiller stellte ich stillschweigend auf sein Vort zurück. Was Hanna wohl zu meinen gutgemeinten Bestrebungen sagen würde, wenn sie uns beide jetzt bisweilen beobachten könnte? Ich hatte lange nichts von ihr gehört und wußte nur, daß sie die Absicht gehabt hatte, im Frühjahr ihre verheiratete Schwester, die Frau Amtsrichterin Käthe, zu besuchen, die in Görlich lebte. Ob sie schon abgereist war? Es erwachte eine starke Sehnsucht in mir, mich einmal wieder mit der treuen Beraterin aussprechen zu können. In lebhaften Farben trat mir ihr Bild vor die Seele.

Da wurde ich in meiner Träumerei durch den Eintritt des Mädchens unterbrochen, welches mir einen Brief mit dem Poststempel Leipzig brachte. Derselbe war von Jobst, welcher sich vor einigen Monaten an der genannten Universität habilitiert hatte, nachdem er seine kurze Laufbahn als Schiffsarzt beendet. Er war auf seiner Rückreise nicht, wie beabsichtigt, noch einmal bei uns in Kairo eingekehrt, da Familienangelegenheiten seine unverzügliche Heimkehr erforderten hatten.

Was konnte er nur schon wieder zu schreiben haben? Ich hatte ja erst vor acht Tagen Nachricht von ihm erhalten. Neugierig erbrach ich das Couvert, und eine lebhafteste Erregung bemächtigte sich meiner, als ich das Schreiben durchslog; daselbe enthielt die Mitteilung von des Freundes Verlobung mit Hanna.

„So habe ich nun erreicht,“ schrieb Jobst, „was schon seit Jahren meines Herzens heißester, sehulichster Wunsch war: Hanna ist mein! Geru hätte ich schon damals in Ägypten die Frage an sie gerichtet, die mir so sehr am Herzen

lag, aber ich wagte es nicht. Ich fühlte, daß meine Zeit noch nicht gekommen war; du weißt wohl, weshalb. Sie hatte die Neigung zu einem gewissen unbegreiflichen verblendeten Menschen — dessen Verblendung ich übrigens nachträglich segne! — damals noch nicht überwunden. Aber die innere Überzeugung, die freudige Zuversicht nahm ich doch schon mit mir, daß ich dereinst mein Ziel erreichen würde. Unsere Korrespondenz hat uns dann einander näher und näher gebracht. Und als ich vorgestern von Hannas Ankunft in Görlich erfuhr, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich hatte ja lange genug gewartet, aber nun ich sie in Deutschland, in meiner Nähe wußte, verlor ich plötzlich die Geduld, und ich eilte, mir mein Glück zu sichern. Nun habe ich es und halte es fest. Leider rief mich meine Pflicht schon den folgenden Tag wieder nach hier zurück; aber ich bin doch froh, daß ich mit meiner Reise nicht, wie mir meine Verunft einen Augenblick ausraten wollte, noch die zwei Wochen bis zu den Osterferien gewartet habe; vierzehn glückdurchleuchtete Tage mehr sind etwas wert in einem kurzen Menschenleben.“

Und so ging es fort; es war ein Brief, der aus jubelndem Herzen kam.

Als ich ihn beendet, durchströmte mich eine seltsame Empfindung. Ich fühlte die Verpflichtung, mich zu freuen, aber es gelang mir nicht; wenigstens war ein gut Theil Barmut unter meine Freude gemischt. Ich hatte Hanna in meinem Herzen einen so hübschen Altar errichtet, auf welchem ich der reinen, selbstlosen Heiligen in stiller Verehrung opferte. Und nun stieg diese Heilige von ihrem Piedestal herunter und griff nach einem ganz alltäglichen, eigenen Menschenglück. Ihre rührende Liebe zu mir war überwunden, erseht. Ihr Herz gehörte nun dem Freunde. Das war ja sehr gut; die beiden waren füreinander geschaffen. Und doch — Jobsts Bemerkung über den „verblendeten Menschen“ hatte mich peinlich berührt. Mir schien, als habe er

recht, und daß ich so fühlen konnte, schmerzte mich.

Jetzt trat Giulia herein in dem langschleppenden, nicht ganz sauberen, hellblauen Morgenrock, der mich immer an ihre Mutter erinnerte. Sie trug Giovanni auf den Armen. Ich theilte ihr die Verlobungsnachricht mit.

„Das habe ich längst erwartet!“ rief sie freudig erregt. „Nun, dein Freund Jobst kann zufrieden sein. Er bekommt die beste Frau auf der Welt!“

„Und sie einen vortrefflichen Mann!“

„Für Hanna ist kein Mann gut genug,“ entgegnete Giulia enthusiastisch.

Da fing der Kleine an zu weinen.

Ich bemerkte jetzt erst, daß er nicht wohl aussah und daß seine Wädschen fieberisch geröthet waren.

„Faß doch einmal seine Stirn an,“ bat Giulia. „Mir scheint, er hat Fieber.“

„Natürlich, und sogar ziemlich hohes Fieber,“ antwortete ich erschrocken, nachdem ich das heiße Köpfchen berührt hatte. „Leg ihn sofort ins Bett. Ich komme gleich hinüber.“

Angstvoll beobachteten wir das Kind, welches sich weinend hin und her wälzte, über Durst klagte und erst nach mehreren Stunden in einen unruhigen Schlaf sank. Wir wachten abwechselnd bei ihm, und im Laufe der Nacht stieg unsere Besorgnis, denn es stellten sich Erscheinungen ein, die mich erkennen ließen, daß der Kleine von einem heftigen Darmkatarrh ergriffen war.

Nur ungeru verließ ich am nächsten Morgen das Haus, um auf die Progiß zu gehen.

Gegen Mittag trat eine kleine Besserung ein, aber abends verschlimmerte sich der Zustand des kleinen Patienten derart, daß wir beide keinen Moment der Ruhe fanden. So vergingen uns drei Tage in banger Sorge.

Endlich, am Morgen des vierten Tages, war Giovanni fieberfrei, und ich konnte mit freudiger Gewißheit konstatieren, daß die Gefahr vorüber sei, ermahnte jedoch meine Frau zu äußerster Vorsicht, beson-

ders was die Beobachtung der Diät betraf. Sie versprach, meine Anordnungen pünktlich zu befolgen.

Eine halbe Woche war vergangen.

Da empfing mich eines Mitttags bei meiner Heimkehr das Dienstmädchen mit der Bemerkung, es sei gut, daß ich käme, sie habe soeben ausgehen sollen, mich zu suchen, da der Kleine wieder „nicht ganz recht“ sei. Bestürzt eilte ich auf das Kinderzimmer, denn ich sagte mir sofort, daß, wenn meine sonst ziemlich indolente Frau so eilig nach Hilfe verlangt hatte, irgend etwas Bedenkliches vorliegen mußte. Und leider war meine Besorgnis nur allzu gerechtfertigt.

Ganz still, in stumpfer Teilnahmslosigkeit, mit fieberglänzenden Augen lag das Kind in seinem Bettchen. Giulia saß mit angsterfüllter Miene daneben und hielt seine kleine glühende Hand in der ihrigen.

Sie berichtete mir, daß vor zwei Stunden heftiges Erbrechen eingetreten sei und der Kleine sich erst seit kurzem wieder etwas beruhigt habe.

Besorgt trat ich näher.

„Und du hast keine Ahnung, was diesen plötzlichen Rückfall verursacht haben könnte?“ fragte ich sie, nachdem ich den kleinen Patienten untersucht hatte.

„Nein — das heißt — es könnte sein,“ stammelte sie, indem sie verwirrt die Augen zu Boden schlug, „er hat sich vielleicht den Magen verdorben mit dem Plätterteigkuchen, den ich ihm gegeben habe. Ich ah mein Frühstück hier im Zimmer, und da verlangte er so sehr nach dem Kuchen; ich konnte es ihm nicht abschlagen.“

„Aber weißt du denn nicht, daß das jette Zeug Gift für ihn ist? Hatte ich dir nicht aufs strengste verboten, ihm Naschereien zu geben?“

Sie brach in Thränen aus.

Ich war außer mir. Wie oft schon hatte ich mich über die unverzeihliche Schwäche und planlose Nachgiebigkeit geärgert, mit welcher meine Frau das Kind behandelte. Sie liebte ihren Sohn leidenschaftlich, aber diese Liebe dokumentierte

sich nicht in ernster, treuer Pflichterfüllung, sondern in der Unfähigkeit, dem Kinde die Gewährung eines Wunsches zu versagen. Es war die Mutterliebe, wie sie in den Harems selten zu Tode füttert und hätschelt, eine Mutterliebe, deren oberstes Gesetz lautet: Das Kind will es so gern! So empört ich aber auch über Giulias Unvernunft war, heute vermochte ich nicht, ihr weitere Vorwürfe zu machen. Sie war bestraft genug.

In dumpfer, peiniger Angst verbrachten wir die Stunden.

Auf eine bange Nacht folgte noch ein langer, qualvoller Tag, dann war es entschieden. All meine heißen Bemühungen, das teure kleine Leben festzuhalten, waren vergebens gewesen.

Als der zweite Tag zu Ende ging, hatten wir unser Kind verloren.

* *

Wochen und Monate vergingen. Der Strom des Lebens branste weiter; mit unanfechtbar stetiger Gewalt flutete er über unseren Schmerz hinweg und kühlte langsam das brennende Weh.

Unsere Tage nahmen wieder ihren gewohnten Verlauf. Ich ging auf die Praxis, schrieb viel in medizinische Blätter, arbeitete auch an einem umfangreicheren Werk über Hautkrankheiten, welches ich schon in Ägypten begonnen hatte und welches sich nun seiner Vollendung nahte, verpländerte ab und zu ein Stündchen mit den Honoratioren am Stammtisch des „Goldenen Adlers“ oder verbrachte die Abende bei meiner Frau, indem ich ihr vorlas oder ihr erzählte, was ich den Tag über gehört und erlebt hatte.

Giulia lag den größten Teil des Tages auf ihrer Chaiselongue, träumend und Süßigkeiten naschend. Ihre Hauptbeschäftigung — wenn sie überhaupt zu einer solchen griff — bestand im Durchblättern alter Jahrgänge der „Modewelt“, die sie sich von der Frau Bürger-

meisterin geliebt hatte, einer gutmütigen alten Dame, die sich der jungen unbeliebten Fremden freundlich annahm, sie bisweilen zum Kaffee einlud, ihr nützliche Ratschläge erteilte und sie den anderen Damen gegenüber stets verteidigte. Da saß nun Giulia stundenlang über die verstaubten Journale gebeugt, wunderte sich darüber, was für sonderbare Hüte und Kleider die Damen in früheren Jahren getragen hatten, und beschäftigte ihre Phantasie damit, sich vorzustellen, wie sie selbst sich wohl in diesem oder jenem mißgestalteten Kostüm ausnehmen würde. Aus dem Hause ging sie eigentlich nur noch, um sich in der Apotheke Lakrihen und Rettichbonbons, ihre Lieblingsnäscheren, einzukaufen. Alle anderen Besorgungen überließ sie dem Mädchen. Sie war unnatürlich bequem geworden und nahm demgemäß auch mehr und mehr an Körperfülle zu, was ihrer Erscheinung keineswegs zum Vorteil gereichte. Die Ähnlichkeit mit Madame Baserghi-Wey trat täglich deutlicher hervor.

Wir lebten weiter. Aber unser Leben glich einem Antlitz, aus welchem das Lächeln entschwunden ist. Mit den schönen, glänzenden Kinderaugen, die sich nun für immer geschlossen, war der Strahl von Poesie erloschen, welcher unsere Ehe trotz allem bisher noch verklärt hatte. Mit Giovanni's hellem Stimmchen war die Melodie verstummt, die in unser beider Herzen noch immer einen harmonischen Wiederhall gefunden. Seit uns das Kind entriß, ward mir mit erlaltender Gewißheit klar, wie wenig Giulia und ich miteinander gemeinsam hatten; ein unüberwindliches Gefühl der Fremdheit war über mich gekommen, und Giulia hatte in ihrer Weise dieselbe Empfindung, das bemerkte ich, sobald sie einmal aus ihrer stumpfen Gleichgültigkeit heraustrat. Wir waren noch verheiratet, aber wir führten keine Ehe mehr. Wir hofften und erwarteten nichts mehr voneinander, wir hatten einander nichts mehr zu sagen. Unsere Liebe war mit hinabgesenkt in den kleinen Sarg, der dort

draußen unter dem blumengeschmückten Hügel ruhte.

Zwei Jahre waren seit Giovanni's Tode vergangen, und es hatte sich wenig in unserem Dasein verändert. Still und gleichmäßig floß dasselbe dahin.

Ich ging jetzt ganz in meinem Berufe auf, der mir Ersatz bieten mußte für alles, was sonst das Leben schön und wertvoll macht, und das Schicksal gewährte mir in dieser Hinsicht auch manche Freude und Genugthuung. Es schien, als wollte es mir auf der einen Seite wiedergeben, was es mir auf der anderen genommen.

Mein inzwischen erschienenenes Buch hatte mir einen angesehenen Namen in der medizinischen Welt erworben, und auch meine Thätigkeit als praktischer Arzt war von guten Erfolgen begleitet.

Desto freudloser sah es in meinem Heim aus.

Giulia vegetierte weiter in geistiger und körperlicher Trägheit; bisweilen wurde diese dumpfe Gleichgültigkeit durch die Äußerungen eines trostlosen Heimwehs unterbrochen, welches sie bei jeder Nachricht ergriff, die von ihrer Familie zu ihr drang. Das war freilich nicht häufig. Baserghi-Wey schrieb selten, seine Frau (aus zwingenden Gründen!) nie; am meisten hörte Giulia noch durch meine Mutter, die in einem regelmäßigen, wenn auch nur oberflächlichen Verkehr mit der Levantinerfamilie geblieben war und die uns oft in ihren Briefen über deren Ergehen berichtete.

Nach jeder solchen Kunde verfiel Giulia für einige Tage in Melancholie. Sie empfing mich, wenn ich nach Hause kam, mit rotgeweinten Augen und machte mir Vorwürfe, daß ich sie in dieses traurige kalte Land gebracht habe, wo sie elend zu Grunde gehen müsse. Anfangs hatte ich mich noch bisweilen hinreißen lassen, ihr zu erwidern, daß sie doch wohl selbst am besten wisse, durch wessen Schuld wir zu der Übersiedelung gezwungen worden seien. Aber schließlich gab ich es auf,

Gerechtigkeit und Vernunft von ihr zu verlangen.

Eine belebende Abwechslung brachte uns der Besuch des jungen Ehepaars Jobst und Hanna, welches auf seiner Hochzeitsreise bei uns einkehrte. Die beiden lieben Menschen machten einen ungemein wohlthuenden Eindruck in ihrer ruhigen, harmonischen Glückseligkeit. Hanna hatte zwar einiges von ihrer durchgeistigten Engelhaftigkeit eingebüßt, dafür hatte sie sich aber im Sonnenschein der Liebe zu einem schönen, blühenden Weibe entfaltet, auf welches der glückliche Jobst mit Recht stolz sein durfte.

Ich muß gestehen, daß ich dem Besuche mit sehr getheilten Gefühlen entgegen gesehen hatte; ich schämte mich vor den Freunden meiner ungemüthlichen, reizlosen, öden Häuslichkeit und meiner ganzen unerquicklichen Existenz. Die Berührung mit Genossen besserer Lage hat immer etwas Niederdrückendes, wenn man sich in einer traurigen Lage befindet, für welche man keinen Trost erwartet. Aber mit dem Einzug der lieben Gäste verschwand alsbald die peinliche Empfindung und machte einer reinen ungetrübten Wiedersehensfreude Platz. Die Gegenwart wahrhaft guter Menschen ist immer segensbringend.

Hanna mit ihrem klaren, teilnehmenden Blick erkannte sofort, wie die Verhältnisse lagen. Ich brauchte ihr nichts zu jagen; sie begriff nur allzu gut. „Du bist viel älter geworden, Walter,“ meinte sie, als wir das erste Mal allein zusammen waren, indem sie mir ernst forschend ins Auge schaute, „und auch Giulia ist sehr verändert!“

Ihr Einfluß auf meine Frau hatte seine alte Kraft noch nicht verloren. Giulia erwachte für eine kurze Weile aus ihrem moralischen Schlaf und hing sich von neuem mit liebevoller Hingebung an die bewunderte Freundin. Sie suchte möglichst viel mit derselben allein zu sein, um ungestört ihr Herz ausschütten zu können; und Hanna schien auch ihrerseits immer damit einverstanden, wenn Giulia sie beiseite zog, während ich selbst nur

selten Gelegenheit zu einer ausführlicheren Unterhaltung mit ihr fand. Dagegen bemerkte ich oft, wie ihr Blick prüfend, in stiller Beobachtung auf mir ruhte.

Endlich, am Tage vor ihrer Abreise, ergriff sie auf einem Spaziergange, den wir nach einem nahegelegenen Aussichtspunkte unternommen hatten, meinen Arm, indem sie den Wunsch ausdrückte, einmal ungestört mit mir sprechen zu können. Und in ihrer ruhigen, vernünftigen, zartfühlenden und doch entschiedenen Weise theilte sie mir das Resultat ihrer Beobachtungen, besonders auch der durch ihre Gespräche mit Giulia gewonnenen Eindrücke mit, welches darin bestand, daß sie jede Stunde für verloren und verfehlt erachte, welche wir beide noch in dieser traurigen, unwürdigen Scheinehe miteinander verlebten, und daß nach ihrer festen Ansicht in Giulias wie in meinem Interesse Trennung das einzige Rettungsmittel sei.

Ich hatte mir daselbe schon manches Mal gesagt, aber es klang doch seltsam, diesen Rat aus einem anderen Munde zu vernehmen, besonders von Hannas Lippen, die mich früher immer zur Geduld und liebevollen Nachsicht ermahnt hatte. Ich erinnerte sie daran und sie erwiderte: „Ja, solange noch ein Funke echter Liebe vorhanden ist, darf man auch die Hoffnung noch nicht aufgeben.“

Also sie hielt diesen Funken in unser beider Herzen für erloschen? Ob sie recht hatte, darüber war ich mir selbst noch nicht klar.

Dieses Gespräch hatte aber jedenfalls tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich faßte von nun an den Gedanken einer Trennung fester ins Auge, und als ich denselben Giulia gegenüber zum erstenmal berührte, ward ich inne, daß ihr diese Aussicht als eine Erlösung erschien.

Vier Wochen nach Jobsts und Hannas Abreise trat eine Wendung ein, die meinen Entschluß zur Reife brachte. Eines Tages erschien nämlich Elias Bajerghi bei uns, der jüngere Bruder meines Schwiegervaters, welcher mit seiner Fa-

milie zu dessen Hausgenossen gehörte, ein stiller, einfacher Mensch, der mir immer als das vertrauenswürdigste Mitglied der Familie Bajerghi erschienen war.

Eine Geschäftsreise nach Europa hatte ihn in unsere Gegend geführt.

Giulia geriet durch die Ankunft des Onkels in große Aufregung und ward heftiger denn je vom Heimweh ergriffen. Ich aber hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, ein Band zu lösen, auf welchem kein Segen mehr ruhte.

Wir beschloffen, uns zu trennen.

Unter dem Schutze ihres Onkels lehrte Giulia in die Heimat zurück. Elias Bajerghi versprach mir, über sie zu wachen, und ich händigte ihm vor seiner Abreise eine Summe ein, die für die ersten Jahre Giulias Bedürfnisse bestreiten sollte.

Da Bajerghi den nächsten von Marseille abfahrenden Dampfer der Messagerie maritime zur Heimfahrt benutzen wollte, vergingen uns die letzten Tage in ununterbrochener Thätigkeit, und die Abschiedsstunde war vorübergegangen, noch ehe wir recht zur Besinnung gekommen waren.

Ich habe Giulia seitdem nicht wieder gesehen.

Drei Jahre später erfolgte auf ihren Wunsch die gerichtliche Scheidung. Kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß sie sich wieder verheiratet hatte mit einem reichen jüdischen Banquier. Ich vernahm diese Nachricht nicht ohne Erregung.

Wenn auch meine Liebe zu Giulia gestorben war — die Erinnerung an das, was sie mir einst gewesen, ließ sich nicht aus dem Herzen reißen. Solange ich noch in meiner alten Umgebung geblieben war, hatte ich viel unter der Nachwirkung der letzten traurigen Jahre gelitten und das Weilige, Trübe, Häßliche meiner Situation quälend empfunden. Alles in meiner Nähe hatte mich an Giulia erinnert und zwar an Giulia, wie sie zuletzt gewesen, an die frühzeitig verblühte, apathische, träge und selbsthüchtige Levantinerin. Auch die ungeschickte Teilnahme der guten Freunde im Städtchen hatte

nicht dazu beigetragen, meine Stimmung zu bessern. Mächtiges Verlangen nach einem neuen Wirkungskreis hatte mich ergriffen, nach einer Umgebung, die besser im Stande sein würde, mich seelisch zu erfrischen und aufzurichten — und der Wunsch, die akademische Laufbahn einzuschlagen, wurde von neuem in mir rege. Sekundäre Bedenken brauchten mich jetzt nicht mehr abzuhalten, denn ich war, besonders insolge meiner litterarischen Thätigkeit, im Stande gewesen, eine kleine Summe zurückzulegen, die mir für einige Zeit meinen Lebensunterhalt sicherte.

So lenkte ich denn wieder einmal das Steuer meines Lebensschiffleins nach einer vollständig neuen Richtung. Ich verließ mein stilles Krähwinkel und ließ mich in Berlin nieder, wo ich von früher her noch manche Beziehung zu den Universitätskreisen hatte und wo ich bald festen Fuß faßte.

Nachdem ich dort mehrere Jahre in ernster, angestrebter Thätigkeit verbracht hatte, erhielt ich einen Ruf nach einer süddeutschen Universität, dem ich mit um so größerer Freude folgte, als mein alter Freund Jobst dort ebenfalls seit kurzem eine Professur bekleidete.

In dem heimatlichen Hause fand ich eine wahre Heimt. Dasselbe mußte mir die eigene Häuslichkeit und auch das Vaterhaus ersetzen. Denn meine Eltern hatte ich bald, nachdem ich mich in Berlin niedergelassen, verloren.

Die Cholera hatte sie in einem Sommer beide dahingerafft. Als mein Vater wieder gerade mitten in einem neuen Unternehmen gestanden, von welchem er sich „unfehlbares Gelingen“ versprach, da war die tödtliche Krankheit gekommen und hatte das hoffnungsfreudige Herz zum Stillstehen gebracht; und meine Mutter war ihn bald nachgefolgt.

Sie ruhen nun beide auf dem protestantischen Friedhofe draußen, in Al-Kairo, und der heiße Wüstenwind, der meine arme Mutter so oft im Leben geängstigt und gequält, er streicht auch über ihren Grabhügel dahin. Ihre Seh-

sucht, den Lebensabend im alten Vaterlande zu beschließen, ist unerfüllt geblieben. Die beiden jüngsten Brüder sind nach der Eltern Tode als Lehrlinge in große Hamburger Handlungshäuser eingetreten. Sie machen der Erziehungsmethode des Herrn Stierwurm alle Ehre, denn sie werden als tüchtige, brauchbare Menschen gelobt. Auch von Klärchen erhielt ich immer gute Nachrichten. Obgleich nun schon vierfache Mama, findet sie doch noch Zeit, ihren selbstauferlegten gesellschaftlichen Pflichten im vollsten Umfange zu genügen, und die Aegypten-Reisenden, die mich zuweilen um Empfehlungen anzusprechen und denen ich dann wohl eine Einführung in das Fouquierische Haus gebe, können nie genug die vornehme und lebenswürdige Gastfreundschaft desselben rühmen.

Ich selbst habe, trotz Klärchens dringender Bitten, das Pyramidenland nie wieder aufgesucht. Ich fürchte mich, alte Geister zu wecken.

Im Geräusch des Alltagslebens blicke ich auf die Zeit meiner Ehe als auf eine längst hinter mir liegende, abgeschlossene Episode zurück, und ich denke an Giulia, wie man einer Verstorbenen gedenkt.

Mildernd, dämpfend, sanft verhüllend hat die Zeit ihren Schleier über die einst so leuchtenden Bilder gebreitet, aber sie hat dieselben nicht verlöschen können. In stillen einsamen Stunden — da steigen sie empor aus der Erinnerungstiefe, in voller Deutlichkeit; süß und schmerzlich bewegen sie mir die Seele, sie haben sich zu tief in mein Inneres eingeprägt, als daß ich sie jemals verbannen könnte. Die einzige, mit welcher ich bisweilen über

die alte Zeit rede, ist Hanna; und auch nur selten geschieht es, denn wir haben genug Dinge zu besprechen, die uns unmittelbar in Anspruch nehmen; blüht doch so viel reiches junges Leben um uns her, an dem ich auch meinen Anteil besitze; denn Tobsts und Hannas Kinder haben mich so lieb, daß die eigenen Eltern oft eifersüchtig werden. Aber ich verdiene das auch. Habe ich doch die schwere Kunst gelernt, ein guter Onkel zu sein. Und dazu gehört nicht wenig: neidlos, wunschlos sich am Glücke anderer erfreuen können, gebuldig die vielen Mängel und Unarten kleiner Weltbürger ertragen, an deren Existenz man selber unschuldig ist, sein eigenes Ich stets weise im Zügel halten, damit man den Kindern ein gutes Beispiel giebt, und wohl auch einmal als strafende Gerechtigkeit auftreten, wenn man dem kleinen angst-erfüllten Missethäter für seine gelungenen Schelmenstreiche am liebsten Bravo zurufen möchte.

Hanna findet, daß ich mich vorzüglich für meine Stellung eigne, und dennoch genügt ihr dieselbe für mich nicht. Sie möchte mir gar zu gern noch ein eigenes häusliches Glück verschaffen. Aber ich erwidere ihr immer auf derartige Angriffe, daß ich mich nur wieder zum Heiraten entschließen könne, wenn sie einwilligen wolle, meine Schwiegermutter zu werden. Rätchen, ihr ältestes Töchterlein, sei das einzige weibliche Wesen, für welches ich noch wahre Liebe zu empfinden vermöchte. Aber Rätchen betrachtet mich mit einem so unerhätterlich tiefen Nichtenrespekt, daß ich fürchte, aus dieser Partie wird nichts werden.





Vor der Agavewein-Schenke „In den Stierhörnern“. Trausport des Agaveweins.

Der Pulke oder Agavewein.

Kulturstudie

von

Emil Riedel.

Sabed que es pulque
Licor divino?
Lo bebón los ángeles
En vez de vino!

Mexitanisches Volkslied.

Der „göttliche“ Agavewein oder Pulke hat jahrhundertlang im Kulturleben der Mexikaner eine so hervorragende Rolle gespielt wie der Rebenjaft in der Alten Welt. Er hat begeistert und verborgen, ist bejungen und vergöttert, gepflegt und verfolgt worden. Niemand weiß, wer ihn zuerst bereitet oder getrunken; aber jeder Besucher Mexikos gewahrt, welchen bedeutenden Einfluß dieses eigenartige, trübe, schmirge Getränk noch heute im Lande ausübt, das durch

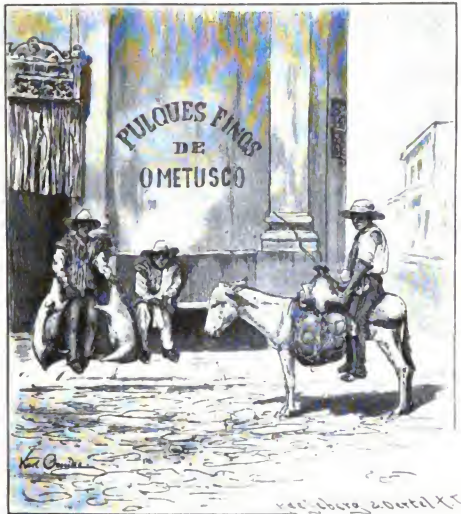
seinen fanligen Geruch dem Fremden zuerst eher widerlich als begehrenswert erscheint, doch, einmal genossen, ihn leicht gewinnt.

Nach den Angaben des José E. Segura in seinem Buche *El Maguey* (dritte Auflage, Mexiko 1891) wird der Pulke (spanisch: pulque; aztekisch: oetli) aus einer der verschiedenen in Mexiko einheimischen und kultivierten Amaryllideen bereitet, welche Linné als *Agave (mexicana* L.) klassifizierte (vom Griechischen *αγavós*, bewundernswert). Acosta bezeichnete die

Agave als „Baum der Wunder“, wegen ihrer erstannlichen Verwendbarkeit. Die Agaven erscheinen in Amerika zwischen dem 6. und 34. Grad nördl. Breite und sind bisher in hundertfünfundzwanzig (?) Arten bekannt geworden, wovon etwa sechzehn bis neunzehn Arten als Nutzpflanzen gepflegt und ausgebeutet werden; sieben oder acht Arten liefern das mexikanische Nationalgetränk und den groben Manilla- oder Sijalhanf (Xtle), vier oder fünf Arten den feineren Sijalhanf (Yemates) und fünf oder sechs Arten Branntwein (Mezcal oder Tequila). Pulke ist eines der Hauptprodukte des Landes, und Sijalhanf bildet einen seiner bedeutendsten Ausfuhrartikel.

1561 wurde die Agave aus Südamerika in Europa eingeführt und später auch nach Nordafrika verpflanzt. Die Azteken betrachteten die Agave als ihre Fürsorgerin und gewannen aus der Pflanze außer Hanf, Pulke und Branntwein auch noch Sirup und Zucker, Papier, Gummi, Seife, Hausgeräte und Handwerkzeuge (wie Gefäße, Sessel, Bürsten, Gabeln, Nadeln und Nägel), Bauholz und Dachziegel, Brennmaterial, Docht, Wästen u. s. w. Die Blätter gewisser Arten wurden gegessen, und die Agaveruppen (der *Teria agavis* und *Bombix agavis*) bildeten beliebte Lederbissen. Die Agave gedeiht selbst auf dem undankbarsten Boden und ohne Pflege; doch dann gelangt sie erst in dreizehn bis neunzehn

Jahren zur Reife; als Textilpflanze übertrifft sie den Pisang (*Musa textilis*) und wetteifert in Zuckergehalt mit der Rebe. Sie ist eine stamulose, einfrüchtige Pflanze, die nur einmal zur Blüte gelangt und sich durch Samen und Ableger (*Yemas* oder *Mecuates*) vervielfältigt. Die grünen, dicken, steifen, fleischigen, lauzenförmigen und muldenartigen Blätter stehen, wie diejenigen der Artischocke, direkt auf der Wurzel, laufen oben in einen spitzen braunen Dorn aus und haben an der Seite kleine krumme Dornen, die wie Sägezähne erscheinen. Die Außenblätter bilden gewöhnlich schöne Wellenlinien, die Herzblätter (*Yema interior* oder *Meyolote*)



Pulkeverfäuer und neuzagteflcher Weinbändler.

stehen in Kegelform fest zusammen, bis daraus der hohe Blütenstach (Bohordo oder Quiote) hervorsteigt, der wie ein mächtiger Spargel erscheint und aus dem oben kandelaberartig die Zweige mit den

grünlichen Blütenbüscheln hervorsprossen. Diese entwickeln sich zu braunen Kapseln mit schwarzen Samenkörnern. Die Weinagave (spanisch *maguey manso*, aztekisch *teometl* oder *tlacametl*, botanisch *Agave salmiana*, Otto) gedeiht nur auf dem Hochlande; sie erreicht eine Höhe bis zu 4 Metern, einen Umfang bis über 6 Meter. Ihre Blätter sind bis 3,50 Meter lang, haben an der Wurzel einen Umfang von etwa 0,90 Metern und eine größte Breite von 0,40 Metern. Die Kultur der Weinagaven ernährt Tausende von Menschen, und die Steuern, welche der Staat daraus bezieht, sind sehr beträchtlich. Im Jahre 1889 wurden produziert 3 113 893 Hektoliter Pulke, im Werte von 4 926 902 Dollar; ferner 283 092 Hektoliter *Mezcal*, 3 035 545 Dollar wert, und 46 227 Tonnen (à 1000 Kilogramm) *Sisalhanf*, 6 197 757 Dollar wert.

Die einfache und eigenartige Zubereitung des Agaveweines ist den modernen Mexikanern von den naturbeobachtenden Azteken überliefert worden. Die erste Aufmerksamkeit auf den Saft der Agave wurde vielleicht durch ein Nagetier, den sogenannten *Metoro* (eine Art *Abitola*), erweckt, der die reife Pflanze anbohrt, um den Saft derselben zu trinken. Nach einer Sage der Azteken soll Gott *Izquitechatl* die Kunst gelehrt haben, den Saft zu gewinnen. Das Volk der *Olmeca-huiztoli* schrieb diese Erfindung einem Weibe, der *Maiacel*, zu, die Wein fabrication den vier Helden *Tepuztecatl*, *Quatlapanqui*, *Hiloa* und *Papaxtlocaca*, und die Anwendung der berauschenden *Oc-pactli* wurzeln dem *Pantecatl*. Zu der sagenhaften Geschichte der Tolteken wird der Agavewein zuerst im neunten Jahrhundert erwähnt, in welchem sich Fürst *Topiltzin-Quezalcoatl* I. an dem Getränk berauschte und danach von solchem *Zammer* erfaßt wurde, daß er sich einen Scheiterhaufen anzünden ließ und sich in die Flammen stürzte. Im ersten Jahrhundert verließ sich Fürst *Tecapulzin* in die schöne Jungfrau *Kochitl* (Blume) von *Tula*, welche ihm jene verhängnisvolle

Schale Pulke überreichte, durch die indirekt das berühmte Tolteken-Reich zu Grunde gerichtet wurde. Die Azteken nannten die Weinagave „*Teometl*“, d. h. Gottesagave, und sollen die Zubereitung des Pulke im dreizehnten Jahrhundert auf ihrer Wandererschaft im Thale von Mexiko während des Aufenthaltes bei den *Chichimeken* in *Coatitla* (*Quautitlan*) erlernt haben. Der Hauptgott der Azteken hieß ursprünglich *Mexitli* (von *metl*, Agave) und daher nannten sie auch ihre Hauptstadt Mexiko und deren Bewohner *Mexitla*, die nun dem ganzen Volk den Namen gegeben haben. Auch der alte mächtige Stamm der *Nekas* verdankt seine Benennung dem „Baum der Wunder“, der pflanzlichen Fürsorgerin der Menschen, die deshalb auch als *Tlacametl* oder *Menschenagave* bezeichnet wurde. *Ometochtli* (Zweikaninchen) war der *Dionysos* oder *Bacchus* der Mexikaner und zugleich auch Gott des Ballspiels, der auf dem Felsen bei *Tepoztitlan* (*Morelos*) ein berühmtes, viel besuchtes Heiligtum hatte. Ein „*Kaninchen haben*“ bedeutete daher bei den Azteken etwa daselbe, was bei uns der „*Spiz*“ und der „*Alfe*“ bezeichnen. Die *Trunkenbolde* hatten übrigens auch einen Schutzpatron — *Tecapancatl* beschützte die männlichen, *Kochimechpochtli* die weiblichen Opfer des *Ometochtli*. Wenn der Most im Weinhaufe zu gären begann, wurde Feuer auf einer Pfanne gemacht und mit *Kopal* und Wein dem *Ometochtli* zu Ehren geräuchert. Von jedem neuen Krüge Pulke bot man erst dem Gotte *Ixtliltotl* einen Opfertrunk dar. Bei den großen Festen *Panquehualistli*, *Atemoztli* und *Izcalli* benutzte man besondere Pulke zur religiösen Feier.

Die spanischen Eroberer haben es wohl vermocht, die Götter, Fürsten und Priester der Azteken zu verbannen, aber nicht ihren Wein, der heute mehr wie je getrunken wird. Beim schäumenden Pulke sehen wir *Indianer* und *Kreolen*, *Ochupin* (*Spanier*) und *Gringo* (*Fremde* *teutonischer* *Rasse*), *Mann* und *Weib*, *Säugling* und *Greis*, *arm* und *reich*. In

Hütte und Palast, auf dem Familientische und auf der Festtafel, in der obstrukten Pulqueria (Schenke) und im eleganten Restaurant duftet es nach Agavewein. Kein Fest, keine Landpartie ohne Pulke!

Trunkenbolde sind deshalb in den großen Städten des Mittelhochlandes eine sehr häufige Erscheinung, vor allem aber in der Hauptstadt. Um die Rauschgeister des Pulke zu bannen, hatten schon die Azteken gewisse Mäßigkeitsgesetze und strenge Strafen für deren Übertretung eingeführt. Die Trintregeln geschrieben vor, wieviel von dem „göttlichen“ Stoffe jeder gute Bürger zu sich nehmen dürfe. Personen über dreißig Jahre konnten sich z. B. bei Festlichkeiten zwei Schalen (Xicalli) Wein leisten, Holzhauer und Steinmeißer durften sich täglich mit zwei Schalen, Kranke oder Vejahrte mit drei Schalen stärken. Frauen in einem gewissen Zustande und Greise konnten so viel nehmen, wie sie wollten, und waren straffrei beim Kaufe. Der Trunkenbold wurde ehrlos erklärt und gebrandmarkt. Sein Haar wurde auf dem Markte abgeschnitten, sein Haus in der Stadt wurde ihm zerstört; Edelleute und Krieger waren nicht mehr fähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Schüler oder Schülerinnen der Tempelschulen (Calmecac) erhielten beim ersten Kaufe einen mehr oder minder scharfen Verweis und wurden im Wiederholungsfalle zum Tode durch Erdrosselung verurteilt. Nach der Eroberung kamen diese Gesetze außer Kraft, und die Trunkenheit nahm bald einen bedenklichen Charakter an. Im Jahre 1528 wandte sich die Königin von Spanien an den Bischof von Mexiko mit der Bitte, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß man wenigstens nicht den Gebrauch berauschender Pflanzen (wie die Opactliwurzeln) bei der Weinbereitung gestatte; doch die Ausschweifungen wurden so staatsgefährlich, daß man 1692 zu dem extremen Mittel griff, den Verkauf des Pulke überhaupt zu verbieten bei hoher Geldstrafe, Prügel und Zwangsarbeit für jeden Übertretungsfall. Man sah jedoch

bald ein, daß es unmöglich war, den „Wein der Engel“ zu verbannen, und daß man sich beschränken müsse, das „Kannichen“ zu bewachen. Zu Humboldts Zeit wurden die Trunkenbolde in der Hauptstadt auf eine Karre geladen und zum Gefängnisse gebracht. Nachdem sie sich dort ernüchert hatten, erhielten sie Fußseisen und mußten drei Tage die Straße fegen. Jetzt werden sie zwar nicht mehr auf Karren und in Eisen gelegt, aber sie werden auch noch heute verpflichtet, für die Reinigung der Stadt zu sorgen. Die Pulquerias werden streng bewacht; sie dürfen nur einen Eingang haben, keine Stühle und Tische enthalten, müssen die Thür weit offen haben und um sechs oder sieben Uhr nachmittags geschlossen werden. Kindern, sowie Schutzleuten im Dienste darf überhaupt kein Pulke verkauft werden.

Durch alle diese Beschränkungen sind aber bisher weder die Geister des Rausches verbannt, noch die Verehrung des Dmetochli verringert worden. Die Weinagavenkultur blüht vielmehr besser denn je zuvor, und der Agavewein ist sogar jüngst versuchsweise zur Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten gekommen. Die wirtschaftliche Bedeutung des Agaveweines offenbart sich in den vielen stattlichen Pullegütern (Haciendas pulqueras) des Mittelhochlandes, oft so groß wie ein europäisches Fürstentümchen und Millionen von Mark wert, mit umfangreichen Weinbergen, schloßartigen Gebäuden, Hunderten von Arbeitern und eigener Schienenverbindung mit der nächsten Bahnhstation. Die großen Eisenbahnen haben besondere Güterzüge (Trenes de Pulque) eingerichtet, welche in mächtigen Tonnen den Wein täglich zur Hauptstadt führen. Je mehr sich der Reisende von Norden her dem herrlichen Thale von Mexiko und der romantischen Hauptstadt nähert, je unermesslicher scheinen die Weinagavfelder zu sein, die hier so charakteristisch sind wie die Weinberge für die südeuropäische Landschaft. Der Nordosten jenes Thales ist fast ganz davon ausgefüllt, und

östlich schließt sich daran die wellige Ebene von Apam mit ihren berühmten Weinbergen, die etwa für Mexiko bedeuten, was die Rhein- und Moseltäler für Deutschland. Hier, zwischen den alten Städten Zumpango, Bachuca, Tlaxcala und Texcoco, am Fuße der vulkanischen, schneegekrönten Sierra Nevada, in der Höhe von 2200 bis 2700 Metern, befindet sich das gesegnete Weinland von Mexiko, das Paradies des Pflückerers.*

Die ausgebreiteten Agavefelder (Magueyales) mit den breiten Reihen blaugrüner, steifer und dorniger Blätterkronen, die großen kuriosen Weinfabriken (Tinacales) und die zahlreichen bunten Agaveweinschenken (Pulquerias) gehören zu den bemerkenswertesten und interessantesten Erscheinungen des Mittelhochlandes von Mexiko. Das Leben und Treiben in diesen Orten ist außerhalb Mexikos fast kaum bekannt, obwohl die Besucher der letzten Ausstellungen in New-Orleans und Paris gute Gelegenheiten fanden, die Ausbeutung einiger Weinagaven zu beobachten. Die Pflege dieser Pflanzen, die Weinbereitung und die

Pflückerarbeiten bieten aber so viel Charakteristisches dar, daß es sich wohl lohnt, einmal Mexiko beim Agawewein zu beobachten.

Dieses merkwürdige Treiben können wir am besten bei einem Ausfluge zum berühmten Weinlande von Apam in allen seinen Phasen kennen lernen. Nachdem uns die Eisenbahn meilenweit durch Agavefelder geführt, erreicht sie am östlichen Ausgange des wunderbaren Thales von Mexiko die stattlichen Pflanzgüter Soapanuca und La Palma und fährt dann durch einen Paß der Sierra Nevada in die wellige, malerische Ebene von Apam ein, wo alle Täler und Hügel mit Agaven bedeckt sind. In der That, die ganze Ebene scheint nur ein einziger großer Agavegarten zu sein. Ihr harter Thonboden ist der beste Grund für die Kultur der Weinagaven. Es befinden sich hier



Trachiquero auf dem Wege zur Weinfabrik.

die großen Pflanzgüter Dmetnsco (aus dem Namen des aztekischen Beingottes verlauberwelscht), Venta de la Cruz, San Lorenzo, Mazapa u. s. w., deren Namen dem Mexikaner so verführerisch klingen wie Rüdersheim und Johannisberg dem Deutschen. Auf jeder Station werden wir hier empfangen von indianischen Heben, die uns einen Krug von dem milden, schäumenden Saft dieser Gegend

* In den Staaten Mexiko und Hidalgo gelegen, umfaßt dasselbe etwa 5000 Quadratkilometer mit 278 Pflanzgütern, welche gegen 140 Millionen Agaven enthalten.

fredenzen. Aus der Ebene glißert die Lagune von Xpam hervor, und auf den Hügeln erheben sich, oft wie Burgen und umschlossen von hoher Mauer, die Gutsgehöfte. Das Wohngebäude ist, wie in Soapayuca, zuweilen im Stile eines

den gesellschaftlichen und politischen Einfluß buhlen. Der Administrator spielt oft auch nur den großen Herrn und ist der Repräsentant, während dann die eigentliche Arbeit und Verantwortlichkeit dem Mahordomo (Inspektor) zufällt, der beide



Tlachiquero beim Einjammeln des Agavenrotes.

herrschaftlichen Schlosses erbaut. Daran schließen sich die Kapelle, die Weinsabrik, Stallungen und die armseligen Hütten der Arbeiter.

Wie fast alle großen Haciendas in Mexiko, sind auch die großen Pulkegüter hier ganz der Verwaltung eines Administrators anvertraut, während die Besitzer in der Hauptstadt weilen, wo sie um

wieder so weit wie möglich von sich und auf die Capitanes (Aufseher) wälzt. Der Weinsabrik steht der Jefe de los Tlachiqueros oder Tinacalero vor. Jeder Tlachiquero (Winzer) hat sein bestimmtes Gebiet auf dem Felde (Zanda, eine Gruppe von vierzig bis siebenzig Pflanzen) zu bearbeiten. Der Administrator erhält oft Tausende von Pesos als Gehalt und ge-

wisse Procente von der Einnahme, der Winzer wird täglich mit zwei bis drei Reales und acht bis neun Liter Pulle belohnt. In früher Morgenstunde finden wir schon das Gehöft belebt von Menschen und Tieren. Da bereiten sich die Arbeiter mit ihren Eseln für die Feldarbeit vor, und Reihen von zweirädrigen Wagen stehen bereit, um den Wein zum Bahnhofs oder zur nächsten Stadt zu führen.

Um uns eine Idee von der Kultur der Weinagaven zu verschaffen, wollen wir zunächst den Winzern (Tachiqueros oder Picareros) ins Magueyal (Agavefeld) folgen. Es sind dies meist armelige Nachkommen der Azteken, kleine braune Gestalten in schmutzigen Mattengewände, abgenutztem großem Strohhute (Sombbrero) und einfachen Sandalen. Über der Bluse tragen sie wie die Wasserträger eine Weste und einen Schurz von Leder, und an einem Bande über dem Hute ein Netz von Sijalhanf, in welchem sie das kuriose lederne Gefäß (ein Hammel- oder Ziegenfell, Corambre genannt) und den ursprünglichen Kürbisfauger (Acocote) tragen. Ein Körbchen mit dem Schabmesser (Raspador oder Caxtle) vervollständigt ihre Ausrüstung. Andere Arbeiter sind mit Schanfel, Pike (Quebrador) oder mit dem großen Erntemesser (Machete) bewaffnet. Diejenigen, welche weiter hinausziehen ins Feld, werden von dem zottigen kleinen Burro (Esel) begleitet, der in Körben oder Säcken die notwendigen Arbeitsgeräte mitschleppt.

Bald verschwinden die Gestalten zwischen den hohen Blätterkronen der Weinagaven, die in gleichmäßig voneinander entfernten, oft spitzwinkligen Reihen stehen, während in den weiten Zwischenräumen oft noch Klee, Weizen, Gerste oder Mais gepflanzt werden. Auf dem Felde befinden sich Agaven von verschiedenem Alter; doch ein besonderer Teil desselben ist als Pflanzschule (Almaciga) reserviert. Die jüngsten Ableger, welche wir hier sehen, wurden Anfang des Jahres vorsichtig von den Wurzelstämmen abgelöst, beschnitten und von den Seitendornen be-

freit und dann im März oder April gepflanzt. Hier verbleiben sie auf wohlgepflegtem Boden drei bis vier Jahre, bis sie die Höhe von etwa einem Meter erreichen. Dann werden sie im Mai oder Juni auf gut vorbereitetem Grunde, in Zwischenräumen von sechs bis zehn Metern verpflanzt, damit sie genügend Raum zur Entwicklung haben. Die verletzten Agaven werden noch mehrere Jahre besonders gepflegt durch Lockerung des Bodens, Entfernung des Unkrautes und zuweilen auch der Außenblätter. Durch diese Behandlung wird die Agave schon nach sieben bis acht Jahren zur Reife (Sazon) gebracht. Der Winzer erkennt dieselbe an der Form des Mesolote, der vereinten, aufrecht stehenden Mittelblätter, die dann außen keinen Dornenrand und oben einen kleinen, feinen, schwarzen Enddorn haben. Aus diesen Anzeichen ersieht er, daß die Pflanze anfängt, den Blütenstängel (Aniote) zu treiben, zu dessen Ausbildung die Pflanze ihre Kraft und ihren Saft in wenigen Monaten verbraucht. Um dies zu verhindern, schreitet der Winzer zur Verschneidung (Capazon oder Castracion), die er gewöhnlich zwischen Mai und September in folgender Weise vornimmt. Nachdem er zunächst von einem Paar der großen Außenblätter die Dornenspitze und den Dornenrand abgetrennt, um sich leichteren Zugang zu den Mittelblättern zu verschaffen, entfernt er gewisse Blätter, schneidet dann mit einem scharfen Messer die Mittelblätter heraus und bohrt mit einer Pike (Quebrador) tief bis zu dem Stamm hinein, um jede Spur von dem keimenden Blütenstängel zu zerstören. Dann wird die so entstandene Höhlung (Taza oder Cajete) sauber gereinigt und die Pflanze durch Aufsteden eines der zarten Herzblätter auf die Dornenspitze als reif gekennzeichnet.

In diesem Zustande überläßt der Winzer die Pflanze während vier bis sechs Monaten der Saftentwicklung und schreitet dann zur Anstechung (Picazon) vor. Mit der erwähnten Pike erweitert er die

Tasse oder mittlere Aushöhlung, um das Sammelbecken für den Saft herzustellen, und schabt dann mit dem löffelförmigen Messer (Raspador) fein und sorgsam ihre Oberfläche aus, um so die Blätter zur Saftentleerung zu reizen. Die Abschabbel (Virutas oder Reñales), welche als Viehfutter Verwendung finden, werden in einem Körbchen gesammelt, und die Tasse wird nun bedeckt mit Blättern und einem Steine, um den sich darin ansammelnden Saft vor durstigen Tieren zu schützen. Dieser Agavemoß, Honigwasser (Aguamiel) genannt, ist gewöhnlich eine farblose, klare, süßlich-säuerliche Flüssigkeit von eigenartigem Pflanzengeruch.* Jede Pflanze liefert durchschnittlich während zwei bis fünf Monaten etwas über 2¼ Hektoliter Moß, anfangs spärlich und von geringer Güte, doch nach und nach reichlicher und besser. Der Moß wird zuerst nur einmal am Tage, später morgens und abends von dem Winger in einer eigenartigen, sehr ursprünglichen Weise gesammelt. Nachdem der Tlachiquero den Stein und die bedeckenden Blätter von der Agave entfernt hat, entnimmt er dem Neße auf seinem Rücken den Hammelbalg und den Saugkürbis (Acocote). Der letztere ist ein etwa metergroßer, retortenförmiger, gelblicher Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), an dessen beiden Enden sich eine Öffnung befindet; diejenige an dem spitzen Ende ist innen mit einem kleinen Lederläppchen als Luftklappe versehen. Der Tlachiquero beugt sich über die Tasse der Agave, versenkt das spitze Ende des Saugkürbisses in den Saft, öffnet mit dem Finger die Luftklappe und saugt nun am oberen Ende so lange, bis aller Saft aus der Tasse in den Kürbis gelangt ist, dessen Inhalt er dann in den Hammelbalg entleert. Dann rasirt er wieder sorgsam mit dem Schabmesser die Tasse aus, sammelt die Abschabbel in sein Körbchen, be-

deckt die Höhlung und wendet sich zur nächsten reifen Pflanze, um dieselbe Arbeit daran vorzunehmen. Wenn der Tlachiquero den Saft von allen Agaven auf seinem Gebiete (Tanda) eingesammelt hat, kehrt er mit dem feisten, schwabbelnden Hammelbalge zurück zum Landgute, wohin auch wir ihm wieder folgen wollen.

Auf dem Wege dahin treffen wir im Frühjahr (April und Mai) viele indiauische Frauen beschäftigt, die weißen, fetten Agaveraupe (Meocuilin) in kleinen Säckchen aus der Blatthaut zu sammeln, welche noch heute eine Speise der Mexikaner bilden. Aus dieser Raupe bildet sich der Tagfalter *Teria agavis*. Andere Weiber treffen wir beladen mit Bündeln durrer Blätter, die als Brennholz Verwendung finden, oder mit frischen Blättern für die Entfaserung. Die kleinen zottigen Egel schleppen auf ihrem Rücken ausgehöhlte Wurzelstämme, die noch als Gefäß und Sessel in Gebrauch kommen, während gewisse starke Wurzeln derselben als Seife verbraucht werden.

Die Winger, welche den frischen Moß hereinbringen, wenden sich zu einem großen schuppenartigen Gebäude mit dicken Lehmziegeln und Giebeldach mit Holzschindeln, das sich durch den eigenartigen säuerlichen Duft als Weinsabrik oder *Tinacal** verrät. Im bescheidenen Inneren desselben befindet sich an jeder Langseite ein etwa meterhohes Holzgerüst, ähnlich einem Turnbarren, auf welchem eine Reihe rechteckiger Rahmen (*Tendidos*) ruhen, wohinein die Gefäße mit dem gärenden Wein gesetzt werden. Dies sind große lederne Wannen (*Tinas*), aus ungegerbten Rinderfellen hergestellt, die mit Kalk zubereitet und dann so über einen Rahmen gespannt werden, daß sie eine feste Mulde bilden, durchschnittlich etwa anderthalb Meter lang, einen Meter breit und dreiviertel Meter tief, fähig, gegen vier und einen halben Hektoliter Flüssigkeit aufzunehmen.

* Dieser Moß besteht aus 81 bis 88 Prozent Wasser, 8 bis 10 Prozent Zucker, 1,2 bis 2,3 Prozent Gummi und Albumin, 0,3 bis 1 Prozent harziger Masse und 0,2 bis 0,8 Prozent mineralischen Salzen.

* Vom spanischen *tina*, Wanne, und dem aztekischen *calli*, Haus.

Nur an der Sonnenseite befinden sich Fenster mit Läden versehen, um die Wärme zu regeln; die Temperatur muß ziemlich gleichmäßig sein, zwischen 18 bis 20 Grad Celsius. Wie in allen mexikanischen Fabriken, befindet sich auch im Tinacal ein Hansaltar mit Heiligenbild, Blumen und Kerzen, meist an der Schmalseite, gegenüber der Thür stehend.

Alle Wannen sind mehr oder minder angefüllt mit dem gärenden Moste, der hoch aufschäumt und die Luft in der Halle so stark mit Kohlenstoff und anderen Gasen anfüllt, daß ein über die Wanne gehaltenes Licht sofort erlischt. In der verschlossenen Halle würde ein Hund und vielleicht auch ein Mensch bei längerem Aufenthalte ersticken. Der frische Most,

deckt mit einem anderen Gefäße, der sogenannte Samen- oder Mutterpulle (Semilla, Pié oder Kinafili), der als Ferment dient, um damit die Gärung des Mostes zu beschleunigen. Dieser „Mutterpulle“ wird gewöhnlich von dem Vorsteher der Weinsfabrik (Jefe de los Tlachiqueros) selbst zubereitet, weil von dessen Gelingen die Güte des Weines und der Ruf des Gutes abhängt. Die Zubereitung desselben wird mit einer gewissen Menge (16 bis 137 Liter) von dem besten Most der besten Weinagave begonnen, welcher in einer bedeckten Wanne der sogenannten „schleimigen Gärung“ überlassen, die ihrerseits durch die Tierhaut befördert wird. Sie vollzieht sich je nach der Witterung in etwa zehn bis dreißig

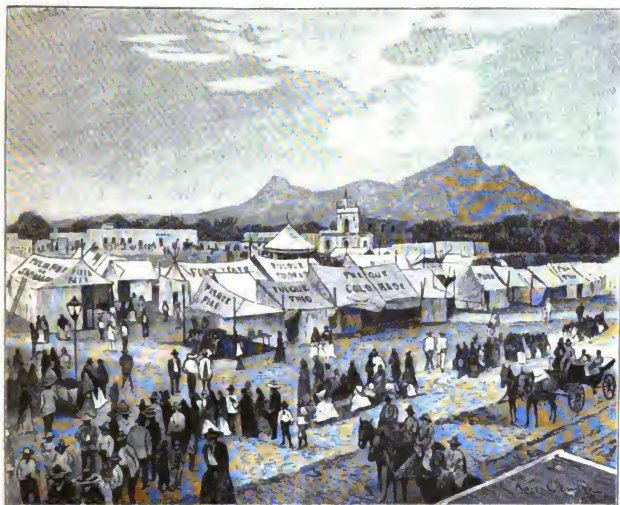


Santa Cruz, das Fest der Winzer.

den die Winzer nun hereinbringen, wird durch ein Sieb von Sisalhaut (Zitke) zu dem schäumenden Stoffe gegossen, bis alle Wannen gefüllt sind.

In einer der Wannen befindet sich, be-

tragen, indem sich unter starker Entwicklung von Kohlenäure Hefe abgelagert und Schaum entwickelt. Der letztere wird sorgfältig von allen nachteiligen Stoffen gesäubert. Nachdem diese Masse gegoren,



Volksfest auf dem Mittelhochland.

„füttert“ man sie morgens und abends mit einer nach und nach gesteigerten Menge frischen Mostes (etwa mit einem halben Liter beginnend), bis die Wanne, die nun den Namen Tronco (Stamm) erhält, gefüllt ist. Mit diesem „Stammpulke“ wird aller übriger Most gegoren. Man schüttet etwa zwei Hektoliter von dem ersteren in eine andere Wanne und füllt dazu zwei und ein viertel bis vier und einen halben Hektoliter Most, der dadurch schon in neun bis vierundzwanzig Stunden in trinkbaren Wein verwandelt wird. Man fährt auch inzwischen fort, den Stammpulke mit Most weiter zu „füttern“ und ihn als Ferment für andere Wannen zur Weinbereitung zu benutzen.

Die Gärung verwandelt nun den Most in jenes eigenartige, alkoholische, sehmige, weißliche Getränk von eigentümlich fauligem Dufte und weinsäuerlichem Geschmache, welches anregend und stärkend wirkt. Pulke ist nahrhaft und heilkräftig.

Mäßig genossen, befördert er Verdauung und Blutumlauf, beruhigt die Nerven und ist schweißtreibend. Im Übermaße genommen, entwickelt er jedoch ein sehr lebhaftes und oft sehr unbändiges „Raninchen“ und führt schließlich zum Alkoholißmus. In Bezug auf den Alkoholgehalt läßt sich der Pulke mit Apfelwein, Roselwein und dem bayerischen Exportbier vergleichen.* Da man den Pulke trinkt, ehe der Most ausgegoren, so fährt er fort, Kohlensäure und Schaum zu entwickeln, und verdirbt leicht. Am besten schmeckt er kurz vor der Veräußerung. Nach der Art der Weinagave und der

* Der in oben beschriebener Weise gewonnene Pulke von Apam enthält etwa 85 bis 91 Prozent Wasser, 7 bis 9 Prozent Alkohol, 2 bis 7 Prozent Gummi, 2 bis 6 Prozent Säuren, 1 bis 7 Prozent Salze, 1 bis 7 Prozent unverwandelten Zuder. Bei dem Gärungsprozeß werden etwa 14 bis 16 Prozent verloren. Das Ferment bildet nach Dr. Barragan, wie beim Bier, eine Pflanze aus der Familie der Algen, welche er *Christococcus pulque* nennt.

Herstellungsweise (die nicht immer die hier beschriebene ist) unterscheidet man zwei Sorten: die bessere, auf der Ebene von Apam gewonnene, kommt als Pulque fino, die geringere als Tlachique in den Handel. Die letztere ist der Grüneberger unter den Agavenweinen. Der Tlachique ist zwar anfänglich süßer und sehniger, versauert aber viel leichter und riecht dann bald wie verdorbenes Weißbier oder alte Buttermilch.

Da die Agaven in allen Jahreszeiten zur Reife gelangen, so giebt es auch während des ganzen Jahres frischen Pulte. Man hat zwar verschiedentlich versucht, ihn lagerungsfähig zu machen, doch bisher ohne großen Erfolg. In der Regenzeit (Sommer) ist der Wein weniger gut, weil der Most auf dem Felde durch das Wasser verdünnt wird. In der heißen Jahreszeit (Frühjahr) leidet er dagegen durch die Hitze im Tinacal und bei der Verjendung. Den besten Pulte gewinnt man daher Ende des Jahres, im trockenen und mäßig warmen Herbst. Guter Pulte muß milchig von Farbe, nicht aufdringlich von Geruch, sehnig beim Einschenken und weinjäuerlich auf der Zunge sein.

Der fertige Pulte wird täglich in aller Frühe von dem Gute zu den Weinschenken (Pulquerias) in die Stadt geschickt. Die an der Bahn gelegenen Güter senden ihn in großen Tonnen (von etwa dreihundert Litern) mit dem besonderen Pulkezuge fort, der am Abend zurückkehrt, um die leeren Fässer abzuliefern. Auf der Landstraße treffen wir oft ganze Karawanen von zweirädrigen Leiterwagen an, beladen mit Pultefässern, und Herden von Eseln, welche in seichten, schwabebelnden Hammelbälgen das köstliche Maß zur Stadt schleppen.

Mexiko, die alte Metropolis der Azteken, ist die pulkedurstigste Stadt;* denn

hier wird beinahe die Hälfte von allem bereiteten Agavewein getrunken, und sie enthält die buntesten, belebtesten und zahlreichsten Pulquerias und Tlachiquerias. Diese Agavewinschenken sind so charakteristisch für Mexiko, wie die Biergärten für München und Berlin. Die beschriebene, unbequeme Einrichtung der ersteren beweist aber, daß die Stammgäste von Trintgemütslichkeit keine blasse Ahnung haben.

Treten wir einmal näher durch die bunte, offene Pforte, um zu sehen, wo, wie und von wem der Agavewein getrunken wird. Jede Pulqueria hat einen Namen, der gewöhnlich außer durch farbenreiche Fresken versinnlicht wird. Wir wollen uns in die „Quelle der Trunkenheit“ wagen, die nicht gefährlicher ist wie harmloser benannte Schenken. Die geräumige Stube, welche nur von dem Eingang aus beleuchtet wird, ist gefüllt mit fauligem Dufte, der leider nicht allein dem verdorbenen Pulte entspringen! Die Wände sind ebenfalls mit grotesken Fresken bedeckt. Nahe dem Eingange steht der Ladentisch, auf dem ein großes Glas mit süßem, fruchtgefärbtem Pulte (Pulque curado) ausgestellt ist, und daneben befinden sich Kräfte mit Salz und grünem Weißpfeffer (Chile, Capsicum annuum), von dem die Trinker nach Befriedigung des Durstes eine kleine Dosis genießen. Hinter dem Ladentische nahe der Wand steht auf einer Bank eine Reihe bunt gemalter Fässer mit dem schäumenden, trübenden Getränke, und darüber sind auf schmalen Brettern die Trintgefäße aufgestellt: Gläser von verschiedener Größe ($\frac{1}{3}$ bis $2\frac{1}{2}$ Liter enthaltend), Thonkrüge oder gar Kürbischalen. Tische und Stühle sind polizeiwidrig, und die Gäste drängen sich daher wie in einer Stehbirchalle um den Ladentisch. Die Stammgäste der Pulquerias sind zumeist jene Nachkommen der edlen Azteken, welche ihr Dasein als Arbeiter (Peon), Hausierer, Dienstmann (Cargador) oder dergleichen fristen und nun allen Erdenjammer, der ihnen so reichlich zugemessen, im Pulte verjerten

* Zu Humboldts Zeit verbrauchte die Hauptstadt 44 Millionen Gläser Pulte, jetzt durchschnittlich 1 306 919 Fektolliter im Jahre. Außer den vielen Restaurants, Fondas und Cantinas giebt es dazwischen 822 Pulquerias.

möchten. Da treffen wir den Töpfer mit seiner käfigartigen Kriep, den aztekischen Huacal, den Fleischergefallen mit dem Lederkorbe oder Petlacal, die Indianerin mit dem Säugling (auf dem Rücken in einem Agavehanfstuche hängend) und all jene armseligen Wassermannischen Gestalten, an denen Mexiko so reich ist. Mittag und abends unterhält gewöhnlich eine corpulente Aztekin eine Garfüche im Eingange oder vor der Thür der Schenke, in welcher die beliebten volkstümlichen Weißpfeffergerichte (Enchiladas, Chalupas, Queseditas, Mole u. s. w.) bereitet und feilgeboten werden.

Der Schenkwirt (Pulquero) ist gewöhnlich ein robuster, fetter Kreole, der seine Gäste in Hemdsärmeln bedient, selbst ein großer Verehrer des göttlichen Agaveweines und stets durstig ist. Zwei Finger im Glase haltend, taucht er dasselbe in das Faß, um es so zu füllen, pustet dann den Schaum herunter und setzt es auf den Ladentisch. Gewöhnlich wird ein Glas oder eine Schale zu einem oder zwei Centavos gefordert; ein guter Zecher bringt es so bis zu drei Litern oder zwölf Centavos, ein Trunkenbold sogar bis zu zwanzig Litern.

Man trinkt den Agavewein fuerte (alt), suave (frisch) oder gemischt (mitad y mitad); in der Hauptstadt meist arg versälscht mit Kalk, ungereinigter Soda (Tequesquite), Mehl, Stärke und be rauschenden Kräutern (Tinbe u. s. w.). Je nach der Jahreszeit trinkt man den Pulke auch vermischt mit Saft oder Mus von verschiedenen Gemüsen (Sellerie) und Früchten, besonders mit roten Kaktusfeigen (Pulque colorado), ferner auch mit Apfelsinen, Guayabas, Bananen, Melonen, Ananas, Zapotes und Mameys. Dieser versäste Frucht- oder Gemüsepulke wird Pulque curado genannt und ist besonders den Señoritas willkommen. Mit Weißpfeffer (Chile) und Zwiebeln

wird eine herbe Mischung bereitet, die als Hühnerschnabel (pico de gallo) bekannt ist. Auch die beliebten Volksgetränke Colonche, Tepache u. s. w. werden mit Pulke zubereitet.

Pulke und Glücksspiele sind die Hauptfreuden der Mexikaner. Bei allen Festen des Volkes, von der Taufe bis zum Leichenschmaus, von der Freiheits- bis zur Heiligenfeier, von der Landpartie (dia de campo) bis zur Pilgerfahrt spielt der Pulke und die Pulqueria eine Hauptrolle. Die Tinacaleros und die Pulqueros sind wohl die aufmerksamsten Beobachter des reichhaltigen mexikanischen Festkalenders. Die ersteren schmücken die Wagen, die letzteren die Läden mit Schiffsblättern, Weidenzweigen und Papierstreifen, um auf die willkommene Gelegenheit zum Festtrunke aufmerksam zu machen. Der 3. Mai (Santa Cruz) ist der besondere Feiertag der Agavevinzer, der im Tinacal durch Ausschmückung des Altars und im Magueyal durch Errichtung eines Kreuzes begangen wird; daran schließt sich Feuerwerk, Tanz und fröhliches Gelage. In manchen Orten führt man den Schutzpatron aus der nächsten Kirche ins Tinacal, und später, meist in seligster Weinlaune, wieder zurück zur Kirche. Die Buden und Stände für den Verkauf von Pulke sind gewöhnlich die ersten Zeichen eines Volksfestes, die letzten sind schwankende Gestalten von weinseligen Azteken und Aztekinnen, die ihr „Ranischen“ nach Hause führen. Der eine strauchelt, bis er der harten Mutter Erde, der andere, bis er dabei dem polizeilichen Schutzgotte in die Arme fällt, der ihn am anderen Morgen freundlich einladet, die Straßen der Stadt zu reinigen. Eine groteske Gruppe tagenjämmerlicher Gestalten mit Bejen und Gießkanne auf dem staubigen Pflaster — das ist die letzte Scene von Mexiko beim Agavewein.





Graf Cagliostro

alias Joseph Balsamo aus Palermo.

Don
Wilhelm Gummerow.



an ist gewöhnt, das vorige Jahrhundert als das der Aufklärung zu bezeichnen, welches die Menschheit aus den Banden der geistigen Dumpfheit, der Intoleranz, des Aberglaubens befreite, welches mit dem mittelalterlichen Wust gründlich aufräumte und mit hell leuchtender Geistesfackel alle die alten Nachtgespenster in die Flucht schlug. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und obwohl das vorige Jahrhundert sein Gepräge von Männern wie Friedrich II., Rousseau, Voltaire, Lessing, Kant erhielt, so hat diese Medaille doch eine Kehrseite, deren Anblick geradezu verblüffend auf den Beschauer wirkt. Neben Rousseau steht der Theosoph Schwedenborg, neben Voltaire der Teufelsbaurer Gaspar, neben Lessing der Geisterbeschwörer Schreyer und neben Kant der Fürst aller Schwindler, Cagliostro.

Cagliostro ist von allen Wundermännern jener Tage am bekanntesten geworden, hat doch seine Persönlichkeit unseren beiden Dichterkönigen Stoff gegeben, Goethe im „Großkophta“, Schiller im „Geisterfester“. Die Geschichte dieses Abenteurers, sein Einfluß, seine Erfolge würden uns heute ganz unbegreiflich erscheinen, wenn wir nicht vorher einen kurzen Blick auf den Boden werfen, den Cagliostro vorfand und auszubeuten wußte.

Die Aufklärer hatten eine Ideenwelt

zerstört, aber noch keine neue aufgebaut. Vielen Leuten war es recht bequem, sich von allerlei drückenden und einschränkenden Autoritäten befreit zu sehen, sie warfen neben einigem Falschem auch alles Wahre mit über Bord und lebten dahin unter der Devise après nous le déluge. Dabei ging Hand in Hand mit dem Unglauben ein krasser Aberglaube, mit dem Scepticismus eine bodenlose Leichtgläubigkeit. Dieselbe Gesellschaft, welche die Religion verspottete, ließ sich Geister citieren. Man bewunderte die Fortschritte der Naturwissenschaften und knüpfte schwindelnde Hoffnungen an die Entdeckungen der Physik und Chemie; das Problem des Goldmachens, die Erfindung des Steines der Weisen beschäftigte tausend Köpfe.

Anderer Naturen vermischten schmerzlichen geistigen Halt, den die positive Religion ihnen gewährt hatte, sie suchten Ersatz dafür und griffen nach allem, was ihnen gereicht wurde, mit wahrer Hier. Man versenkte sich in mystische Vorstellungen; religiöse Schwärmerei, Geisterglaube, Wundersucht nahmen überhand.

Die wunderlichsten Blüten zeigten sich in einem Teil der Freimaurerlogen, bei denen viele das Heil zu finden hofften, welches aus eigener Kraft zu erreichen sie verzweifelten. Das Ceremonien- und Formelwesen der Logen beförderte auf das glücklichste diesen Gang zum Geheimnisvollen, man suchte nach „tieferer Er-

kenntnis“ und erhoffte sie bei jedem neuen Grad, den man erstieg, vergebens.

Man erzählte sich von Geheimlehren, die, seit Jahrtausenden im Kreise weniger Eingeweihten gepflegt, den glücklichen Besizer befähigten, in eine nahe Gemeinschaft mit Gott zu treten, die Geisterwelt zu beherrschen, die Geheimnisse der Natur zu erkennen und sich dienstbar zu machen. Wer diese Geheimnisse besaß, konnte sich das Leben nach Wunsch gestalten, Elzigere schützten ihn vor Krankheit, Alter und Tod, der Stein der Weisen verlieh ihm die Kraft, jedes unedle Metall in Gold zu verwandeln, die Geister gehorchten seinem Befehl, und auch die Menschheit mußte ihm dienen. Diese wahre Freimaurerei befand sich zuerst im Besitz der ägyptischen Priester, in den Pyramiden lagen die ältesten Urkunden darüber. Moses, Elias und Christus waren die größten Maurer. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments, besonders die Apokalypse und das Evangelium Johannis enthielten zahlreiche Anspielungen. Von den ersten Christen ging die Weisheit über auf den Tempelorden, in den Särgen der Großmeister sowie in Klöstern und alten Bibliotheken sollten noch wichtige Manuscripte verborgen liegen. Man forschte eifrig nach solchen Schriften, und wer sie besaß oder doch zu besitzen behauptete, genoß großen Ansehens.

Unter den Logen blühte damals das Sektenwesen; besonders die Logen von der strikten Obervanz und die Rosenkreuzer befaßten sich mit jenen Dingen; in beiden spielten auch die Jesuiten ihre Rolle, die das Trübe liebten, weil es sich so hübsch darin fischen ließ. Bei den Logen von der strikten Obervanz überwog das Streben nach höherer Erkenntnis und Vervollkommnung des Menschen, während die Rosenkreuzer mit dem ganzen mittelalterlichen Zauberapparat, Geisterpust, Magie, Nekromantik, Alchemie u. s. w. arbeiteten. Die Disciplin in den Logen von der strikten Obervanz war ganz nach jesuitischem Muster, der Inhaber des niederen Grades hatte sich

dem des höheren unbedingt zu fügen, mochte er auch dadurch in Zwiespalt mit Pflicht und Gewissen kommen. Man brauchte sich nur auf Befehle der Oberen zu berufen, um Anerkennung und Gehorsam zu finden, mochten diese Oberen bekannt sein oder nicht.

Run zum Leben unseres Helden.

Es wird zweckmäßig sein, zunächst nach Cagliostro's eigenen Angaben seine Jugendzeit zu schildern; er giebt dieselben in einem Mémoire pour le comte de Cagliostro, accusé, contre le Procureur Général accusateur, Paris 1786.

Seine Kindheit verlebte er in Medina am Hofe des Musti Salahaym; wer seine Eltern waren hat er nie erfahren, von seinem weisen alten Hofmeister Althotas konnte er nur so viel herausbringen, daß dieselben Christen und von vornehmer Stande gewesen; als Säugling schon verlor er Vater und Mutter. Althotas liebte ihn wie einen Sohn und erzog ihn auf das sorgfältigste, führte ihn in alle Wissenschaften ein und lehrte ihn unter anderem die meisten orientalischen Sprachen. Als der Knabe zwölf Jahre alt geworden war, erwachte in ihm ein unüberstehlicher Drang zu reisen, dem Althotas schließlich nachgab. Sie kamen zuerst nach Mekka in den Palast des Scherif. Beim Anblick dieses Fürsten vergoß Cagliostro Thränen der Rührung, alle seine Sinne verwirrten sich und er sah, daß auch der Fürst nur mit Mühe eine gewaltige Bewegung unterdrückte. Drei Jahre lebte er in Mekka, der Fürst liebte ihn zärtlich, hestete oft lange die Augen auf ihn, um dann schmerzlich bewegt gen Himmel zu blicken. Der Schleier dieser Geheimnisse wurde nicht gelüftet, so sehr Cagliostro sich auch darum bemühte, er hörte nur, daß er sich großem Unglück aussetzen würde, wenn er Mekka verliesse, besonders sollte er sich vor der Stadt Trebizonde hüten. Dessen ungeachtet nahm seine Reiselust wieder überhand. Eines Tages kam der Fürst ganz allein in das Zimmer seines jungen Gastes, umarmte ihn gerührt, empfahl ihm,

stets den Allerhöchsten anzubeten und ihm tren zu dienen, dann werde er glücklich werden und sein Geschick erfahren. Zum Schluß rief er unter Thränen aus: „Lebe wohl, unglückseliger Sohn der Natur.“

Die nächste Reise ging nach Ägypten, wo Cagliostro durch Priester (!) in allerlei geheime Orte der Pyramiden und Tempel geführt wurde, die den gewöhnlichen Reisenden nie gezeigt werden. Dann bereiste er drei Jahre lang Afrika und Asien. 1766 kam er mit Althotas nach Malta, wo er im Palast des Großmeisters Pinto die ehrenvollste Aufnahme fand. Zu seiner größten Verwunderung legte Althotas hier das Ordenskleid an. Der Großmeister gab Cagliostro ebenfalls dunkle Andeutungen über seine Geburt und Erbsünde. Er suchte ihn sogar unter glänzenden Versprechungen für den Orden zu gewinnen, allein die Reiselust und der Wunsch, als Arzt der Menschheit zu dienen, ließen Cagliostro ablehnen. Plötzlich starb Althotas, und nun war dem Schüler der Aufenthalt in Malta zu schmerzlich, er bat den Großmeister, ihn ziehen zu lassen. Dieser ließ ihn durch einen Ritter nach Rom geleiten, wo Cagliostro ganz im Verborgenen zu leben beschloß. Eines Tages aber wurde er zum Kardinal Orsini eingeladen, von diesem anderen Karbinälen vorgestellt und mit größter Auszeichnung behandelt. Sogar der Papst interessierte sich für ihn und gewährte ihm mehrere Audienzen.

Wie profanisch hört sich dagegen der Bericht eines Paters Marcellus an, der auf Grund der Prozeßakten gegen Cagliostro im Jahre 1791 in Rom erschien unter dem Titel *Compendio della vita et dell'i gesti di Giuseppe Balsamo il denominato conte Cagliostro*.

Danach wurde Joseph Balsamo am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren, väterlicherseits soll er von Juden abstammen. Seine Eltern waren von geringem Stande. Joseph wurde für den geistlichen Stand bestimmt und den barmherzigen Brüdern in Cartagirone anvertraut. Er trieb allerlei Unfug und lief endlich davon,

um sich den Züchtigungen zu entziehen. Bei dem Bruder Apotheker hatte er allerlei von Botanik und Chemie aufgeknappet, daneben konnte er auch leidlich zeichnen, was er meist dazu benutzte, Handschriften zu fälschen.

Eine Reihe von groben Fälschungen und Schwindeleien machte ihm den Boden seiner Vaterstadt etwas zu heiß. Zum Schluß preßte er noch einen Goldarbeiter um sechzig Unzen Gold unter dem Vorwand, einen Schatz heben zu wollen, der in einer Höhle am Meere versteckt liegen sollte. Statt des Schatzes fand der arme Mann aber Balsamos Spießgesellen vor, die als Teufel verkleidet über ihn herfielen und ihn furchtbar durchwaukten. Er trat vor Gericht gegen Balsamo auf, und dieser floh von dannen.

So weit gingen Balsamos Lehrjahre, jetzt kommen die Wanderjahre. Wir finden ihn zunächst in Malta, wo er wirklich in Beziehungen zu dem Großmeister gestanden zu haben scheint, der sich sehr eifrig mit Alchemie beschäftigte. Dann taucht er in Rom auf, woselbst er in den Stand der heiligen Ehe trat. Die Erwählte hieß Lorenza Feliciani, war allerdings nur ein Dienstmädchen, aber sehr schön und für Balsamo die beste Ehehälfte, die er finden konnte; er pflegte sie für ein calabresisches Edelfräulein auszugeben. Bald finden wir das junge Paar in Neapel, dann in Bergamo, dann ging es nach Spanien und England.

Aber trotz aller Schwindeleien kam Balsamo auf keinen grünen Zweig, es ging ihm sogar oft recht kümmerlich. Seine Mixturen, Elixiere und kosmetischen Mittelchen brachten nicht viel ein, manchmal lebte er von dem Verkauf geschickt angefertigter Federzeichnungen. Ohne Lorenza hätte er wahrscheinlich in irgend einem Schuldgefängnis gendet, ihrer Schönheit gelang es aber, zahlreiche Liebhaber zu finden, deren Geschenke einigermaßen zum Lebensunterhalt ausreichten. Balsamo selber machte den Vermittler und nützte seine Frau in der schamlosesten Weise aus. Dabei behan-

delte er sie roh und schlug sie häufig. Einmal, in Paris, versuchte sie, ihm zu entweichen und versteckte sich bei einem Liebhaber, Balsamo fand sie aber und ließ sie zur Strafe einige Zeit im Gefängnis St. Pelagie einsperren. — Auf einem Umweg über Deutschland lehrte Balsamo in die Heimat zurück und trat als Marchese von Pellegrini in Palermo auf. Doch der geprügelte Goldarbeiter erkannte ihn wieder, und es wäre ihm sehr schlecht gegangen, wenn nicht ein Liebhaber Lorenzas, ein vornehmer Herr, ihm Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte. Balsamo mußte, um Geld zu gewinnen, einen Teil seiner Sachen verzeihen, die seine Schwester nachher für vierzehn Unzen auslöste.

Bekanntlich hat Goethe im Jahre 1787 die Angehörigen Cagliostros in Palermo aufgesucht; er fand sie in den dürftigsten Verhältnissen, der Herr Graf hatte nie das geringste für sie gethan, nicht einmal die vierzehn Unzen hat er zurückgegeben. Leider Gottes waren Goethes finanzielle Verhältnisse augenblicklich nicht so günstig, daß er seinen Wunsch, den armen Leuten diese Summe zu erstatten, hätte ausführen können. Er hat aber später, angeblich in Cagliostros Auftrag, die Schuld des Wundermannes getilgt.

Im Jahre 1776 finden wir Cagliostro zum zweitenmal in London. Seine Thätigkeit war damals besonders der Goldmacherei und der Kabbala zugewendet. Er behauptete, durch seine kabbalistischen Berechnungen Gewinnnummern für die Lotterie bezeichnen zu können. Viele Opfer scheint er nicht gefunden zu haben, die wenigen rupfte er aber so gründlich, daß sie endlich an ihm irre wurden und ihn wegen Zauberei und Betrug anklagten. Er wäre auch sicherlich verurteilt worden, wenn er es nicht vorgezogen hätte, zu verfluchen.

Trotz dieses Mißgeschickes war der Aufenthalt in London doch von der größten Wichtigkeit für unseren Helden, da er hier zuerst in Verbindung mit den Freimaurern trat.

Nach den Andeutungen, welche wir über das Wesen vieler Logen gegeben haben, ist es klar, daß Balsamo hier sein ur-eigenstes Element gefunden hatte, von diesem Augenblick an beginnt seine Umwandlung vom gewöhnlichen, jubalturnen Gauner in den Schwindler großen Stils. Durch einen glücklichen Zufall gelangte er in den Besitz einiger Manuscripte, die von der ägyptischen Maurerei handelten, sie regten ihn an, ein System dieser Maurerei zu gestalten und damit sein Heil zu versuchen. Aus den Aufzeichnungen der Eliza von der Recke mag hier einiges aus demselben Platz finden.

Moses, Elias und Christus sind die vollkommensten Maurer, jeder von ihnen hat hier eine unsichtbare Gemeinde, die aber alle auf einen Hauptpunkt zusammenstreffen und durch verschiedene Kanäle dem bösen Principium entgegen arbeiten.

Der engere Ausschuss dieser Mitglieder wird von den drei Vorstehern unseres Erbballes gewählt, diese Untergeordneten von Moses, Elias und Christus sind die geheimen Oberen der Freimaurer. Cagliostro ist ein Untergebener des Elias, er ist schon zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie nicht zur schwarzen Magie hinüber-treten, doch werden sie, ehe sie zur Zahl zwölf kommen, einige Male durch einen scheinbaren Tod geläutert. Aus der Pflanzschule der Freimaurer wird die erste geheime Klasse der Anhänger des Elias gewählt, die Zahl derselben ist zweiund-siebzig, diese haben eine verjüngende Arznei, doch dürfen sie dieselbe ohne Wissen ihrer Oberen keinem mittheilen. Der zweite Grad besteht aus neunundvierzig, diese haben das Geheimnis des roten Pulvers, das Mittel, alle Metalle zur Reife des Goldes zu bringen. Aus den neunund-vierzig werden die fünfundreizig gewählt, aus diesen wiederum die vierundzwanzig. Beide Grade sind sehr gefährlich, weil alle bösen Geister sich an diese Mitglieder der Magie machen, um sie zur schwarzen Magie und dem bösen Principium hin-überzuführen.

Wer aber den fünften Grad erreicht, der nimmt in alle Ewigkeit an Vollkommenheit zu. In diesem Grad sind nur zwölf Mitglieder, jezt ist der Zeitpunkt da, wo einer von ihnen gleich Elias zu höheren Regionen aufgenommen wird, um in anderen Welten zu wirken. Nun sollen aus allen Klassen die würdigsten Subjekte aufrücken.

Die Sache kommt aber noch besser. Cagliostro wußte das ewig Weibliche und seinen Einfluß wohl zu schätzen. Im allgemeinen erheuchelte er stets eine Abneigung und Verachtung gegen die Frauen, er rühmte sich z. B., der Kaiserin Katharina II. die Hand nicht gefüßt zu haben, da sie nur eine femelle sei. Natürlich machte ihn dies um so interessanter und die Frauenwelt umdrängte ihn auf das eifrigste. Jede fühlte sich hochgeehrt, daß er gerade sie als Ausnahme behandelte und für besonders berufen zu höherer Erkenntnis hielt. Er nahm also auch Frauen in die Loge auf oder gründete besondere Frauenlogen, in denen Lorenza den Vorsitz führte. Als erste der Mannern galt die Königin von Saba, am Ende aber war sie zu schwach geworden, den Versuchungen der bösen Geister zu widerstehen. Ihre weitere Geschichte werde, nur den Magikern verständlich, in der Geschichte der Kalyppo vorgetragen.

Die griechische Mythologie, Zerbavesta, Edda und Bibel sind der Magie geheiligt. Der Zirkel und das Dreieck sind magische Figuren. Drei und neun, zwei und sieben sind heilige Zahlen, die Buchstaben J. H. S. darf man nie ohne die tiefste Ehrfurcht anbliden. Drei Kapitel fehlen aus der Bibel und sind nur in den Händen der Magiker. Wer J. H. S., die Sonne, Zirkel und Dreieck, zwei und sieben, drei und neun und das Wort Jehovah nicht in Ehren hält und nicht zur wahren Erkenntnis dieser Buchstaben und Worte gelangt, wird auch nicht zum Besitz jener drei Kapitel aus der Bibel kommen; diese enthalten die höchste Weisheit, durch welche die Welt beherrscht wird.

Man staunt über diese Zummungen an die Leichtgläubigkeit der Menschen, und doch sind diese Dinge noch gar nichts gegen die Mittel, welche Cagliostro für die physische und moralische Wiedergeburt der Gläubigen anzugeben pflegte. Wer sich näher darüber unterrichten will, vergleiche Wilkau, Geheime Geschichten und räthelhafte Menschen (Leipzig 1850, S. 318).

Doch sehen wir nunmehr zu, wie Cagliostro seine ägyptische Weisheit in Thaten umsetzte.

Von London ging er nach Holland, wofelbst ihn alle Logen als Visitator anerkannten, im Haag feierte man ihn über alle Maßen, seine Anhänger lagen begeistert zu seinen Füßen, die Frauen trieben einen wahren Kultus mit ihm und Lorenza. Auch in Deutschland, namentlich in Nürnberg und Leipzig, empfing man ihn damals in den Logen aufs beste, er erutete außer der Bewunderung auch recht reichliche Geschenke. Neben dem Geisterzauber griff Cagliostro auch wieder zu den ihm lieb gewordenen Industriezweigen seiner ersten Periode zurück, er lehrte die Goldmacherei, machte das Quecksilber fest und berechnete Gewinnlose für die Lotterie; ja, er hatte sein Repertoire inzwischen noch vermehrt und verwandelte nun auch Hanf in Seide. Leider aber war seines Bleibens nirgend lange, denn seine Zünger wurden ihm mit der Zeit lästig, wenn alle die versprochenen Herrlichkeiten immer noch nicht kommen wollten. Cagliostro wußte allerdings die ungeduligen Leute geschickt hinzuhalten, indem er bald Befehle seiner geheimen Oberen vorschickte, bald erklärte, der betreffende Zünger sei in der moralischen Reinigung noch nicht genug fortgeschritten. Auf die Dauer hätte er aber doch in große Verlegenheit kommen können, darnun wechselte er den Schauplatz seiner Thaten, sobald er genügend viele Leute im geheimen tüchtig geschöpft hatte. Er ist damals auch in Berlin gewesen, scheint aber da keine Geschäfte gemacht zu haben, wenigstens hören wir nichts über diesen

Aufenthalt. Einen gänzlichen Mißerfolg aber hatte er in Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft. Der Staatsminister von Korff verdarb ihm sein Spiel gründlich, er zweifelte an dem Herrn Grafen und verstand es, auch in der vornehmen Gesellschaft dies Mißtrauen zu erwecken.

Reiche Entschädigung für diese Ent-

hat. Sie schildert sehr anschaulich die Verhältnisse, welche Cagliostro vorfand.

Die Grafen von Medem und von Howen sowie andere Glieder des Adels waren eifrige Freimaurer und trieben mit Leidenschaft chemische und magische Studien. Elisa selber war gerade damals, durch Lectüre von Schriften wie Wielands „Sympa-



Graf Cagliostro.

täuschung fand Cagliostro dagegen in Mitau. Über diesen Teil seiner Wirksamkeit sind wir durch eine Schrift der schon erwähnten Elisa von der Rede, einer geborenen Gräfin Medem, sehr gut unterrichtet. Von dieser Dame, die für eine der geistreichsten Frauen jener Zeit gilt und als Freundin des gewerbsmäßigen Aufklärers Nicolai bekannt ist, sollte man eigentlich kaum glauben, daß sie begeistert zu Cagliostros Füßen gesessen

thien“, Cronqes „Einsamkeiten“, Youngs „Nachtgedanken“, besonders aber durch Lavater in hohem Maße religiös erregt, zu Schwärmerei und mythischen Phantasien geneigt. Lavater schien ihr ein noch lebender Apostel zu sein, und es bildete sich in ihr der Gedanke, auch sie könne durch das Streben nach immer höherer Reinheit der Seele in die Gemeinschaft vollkommener Geister ausgenommen werden. Cagliostro erschien in Mitau im

Februar 1779 als spanischer Graf und Oberst. Bei dem Meister vom Stuhl, dem Oheim Elias, Grafen Medem, meldete er sich als Freimaurer, der von seinen Oberen in wichtigen Angelegenheiten nach Rußland gesendet und für Mitau an Medem gewiesen sei. Medem stellte ihn bereitwilligst dem Burggrafen von Hoven und anderen Herren von Stande vor als einen tief eingeweihten Maurer. Alle waren hoch entzückt, besonders Interesse erweckte er bei den Damen, die sich förmlich an ihn drängten, obwohl sie von dem Hofrat Schwander ernstlich gewarnt wurden. Nachdem Cagliostro einige Proben seiner Kunst gegeben hatte, wurde eine Loge d'adoption gegründet, welcher auch Frauen beitreten durften; dazu fanden sich viele angesehenere Personen, auch solche, die Cagliostro für einen Betrüger hielten und ihre Freunde nötigen Falls vor ihm schützen wollten. Cagliostro hielt seinen Jüngern nun täglich Vorträge über Magie und Nekromantie, ermahnte sie, unaufhörlich für sich nach der Wahrheit zu forschen, aber gegen andere die tiefste Verschwiegenheit zu bewahren.

Hin und wieder gab er einige chemische Experimente oder eine magische Beschwörung zum besten, bei der er sich eines sechsjährigen Kneffen der Frau von der Rede als Medium zu bedienen pflegte. Cagliostro hatte diesem aufgeweckten Kinde von vornherein eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und durch Freundlichkeit sein ganzes Vertrauen gewonnen. Er jagte dem Kleinen, daß er seine Eltern, Geschwister u. s. w. sehr glücklich machen könne, wenn er genau seine Befehle befolge. Er dürfe gegen niemand plaudern, sonst würden ihm alle Glieder einzeln abgehakt werden. Dann legte er ihm allerhand Zeichnungen vor, erklärte sie, stellte Fragen und lehrte ihn die Antworten darauf. Mache er seine Sache gut, so solle er allerlei Belohnungen haben, z. B. eine neue Uniform. Der arme Junge war natürlich bei den Experimenten nicht wenig erregt und geriet vor Angst in heftigen Schweiß, was Cagliostro

als ein Zeichen hinstellte, daß die Geister dem Knaben wohlgeneigt wären. Bei den Beschwörungen gab er dem Knaben einen Vogen Papier in die Hand, der mit allerlei magischen Zeichen, Figuren und Charakteren beschrieben war. In diesem Vogen lag, den Zuschauern verborgen, ein anderer Vogen, auf den Cagliostro die Erscheinungen, welche der Knabe sehen sollte, fein säuberlich aufgezeichnet hatte, so daß er sie nur zu beschreiben brauchte. Cagliostro machte dann den nötigen Hottuspokus dazu, ließ den Zuschauerraum verdunkeln, murmelte unverständliche Worte, die er als arabisch zu bezeichnen pflegte, obwohl sie meistens Helion, Melion, Tetragrammaton lauteten, dann rief er mit entsetzlicher Stimme unbefannte Namen, stampfte dazu mit den Füßen, zog mit dem Degen magische Kreise in der Luft und auf dem Fußboden und verbot den anwesenden Personen bei Vermeidung der schrecklichsten Folgen, sich zu rühren oder gar zu sprechen. Dann fragte er den Knaben, was er sähe; bald war es ein schöner Junge, bald ein gefesselter Mann, bald ein kleines Mädchen, bald ein freundlicher großer Greis mit glänzendem weißem Mantel und rotem Kreuz. Die Erde öffnete sich, man sah durch einen langen Gang in ein verborgenes Gemach, woselbst Schriften, Instrumente, Gold, Edelstein, rotes Pulver sich zeigte. Besonders Effekt machte es, wenn die Geister den Knaben küßten. Gelegentlich, wenn sich einer der Zuschauer gerührt hatte, verfiel der Magier auch in Ohnmacht und Zukungen, die natürlich das gewünschte Grauen erregten.

Zeitweise schloß Cagliostro sich ein und erzählte nachher von Unterredungen, die er mit seinen Oberen gehabt habe, es sei ihm ein Schatz gezeigt worden, der auf einem Gute des Grafen Medem verborgen liege. Dort habe vor sechshundert Jahren ein großer Magier gelebt, der, weil seine Nachfolger Hang zur schwarzen Magie gehabt, seine wichtigen Dokumente und ungeheuren Schätze vergraben habe. Die schwarzen Magier suchten nun schon

lange in den Besitz jener Dinge zu gelangen, aber ihre dienstbaren Geister könnten den Ort nicht auffinden. Gelänge ihnen dies, so würde es ein entsetzliches Unglück für die Welt geben. Cagliostro war von dem großen Kophta, seinem besonderen Schutzgeist, beauftragt, die Schriften zu retten, die Schätze sollten seinen Jüngern zufallen. Man begab sich denn auch an den von ihm bezeichneten Ort, und es erfolgte eine gewaltige Beschwörung, aus der sich aber ergab, daß der rechte Augenblick zur Hebung des Schatzes noch nicht da sei. Damit aber die schwarzen Magiker kein Unheil anrichteten, bannte Cagliostro einige Geister zur Bewachung des Schatzes an der Stelle fest. Bald nachher erhielt er dann von seinen Oberen den Befehl, schleunigst nach Petersburg zu reisen. So konnte er natürlich die Zeit nicht abwarten, versprach aber, von Petersburg jemand zu senden, der das Werk vollbringen sollte.

Cagliostros Verehrer wurden durch alle diese Dinge keineswegs über ihn aufgeklärt; wenn er ihnen in seinen Vorträgen manchmal allzu tolle und auch unmoralische Dinge erzählte, so fürchteten sie höchstens, daß er in Gefahr sei, der schwarzen Magie zu verfallen.

Der Erfolg dieses Aufenthaltes in Mitau war für Cagliostro sehr bedeutend, einmal durch das erlangte Ansehen, dann durch ertrockliche Geldgeschenke des Grafen Howen und anderer Freunde. Eine Hoffnung jedoch schlug ihm fehl, er hatte sich geschmeichelt, daß Frau von der Rede ihn nach Petersburg begleiten werde, um dort eine Frauenloge einzurichten, für die man auch Katharina II. zu gewinnen dachte. Zum Schluß nahm Cagliostro einen rührenden Abschied von den Seinen, er versammelte noch einmal alle um sich, ermahnte sie, treu im Guten zu beharren, nach höherer Vervollkommnung zu streben, und erweckte in ihnen die seligsten Hoffnungen; bewegt sahen sie den Meister scheiden.

In Petersburg erregte Cagliostro ausfangs das größte Ansehen. Er spielte

den wunderthätigen Arzt und behielt daneben die Rolle eines spanischen Grafen und Obersten bei. Die Patienten drängten sich zu ihm, er hatte Mühe, allen Wünschen gerecht zu werden. Hier wie auch sonst gebrauchte er den Kunstgriff, offiziell keine Bezahlung für seine Kuren anzunehmen, ja sogar arme Kranke noch mit Geld zu unterstützen. Im stillen aber nahm er von reichen Leuten, was er nur bekommen konnte, vielfach in Form eines Geschenkes an die Frau Gräfin.

Seine Uneigennützigkeit war natürlich die beste Reklame, auch die Hofgesellschaft begann sich für den edlen Wohltäter der Menschheit zu interessieren, er bildete das Tagesgespräch. Durch eine geschickt gehandelte Zurückhaltung wußte der Graf die Neugier immer höher zu spannen, und es gelang ihm auch, unter anderen einen hochgestellten Diplomaten ganz für sich zu gewinnen. Die Warnungen des spanischen Gesandten, der in den Zeitungen verbreitete, daß Cagliostro weder Graf noch spanischer Oberst sei, fielen auf dürrer Boden.

Zu den Verehrern Cagliostros oder vielmehr Lorenzas, die hier zur Prinzessin von Santa-Croce avanciert war, gehörte auch der berühmte und berühmte Fürst Potemkin, der Günstling Katharinas.

So lebte Cagliostro eine Zeit lang herrlich und in Freuden, bis ein allzu grober Schwindel ihn unmöglich machte. Eine reiche Russin hatte ein einziges Kind, das an einer tödlichen Krankheit litt und keine Heilung finden konnte. Sie ging zu Cagliostro und vertraute ihm ihren Liebling auf einige Wochen zur Heilung an, das Honorar betrug zweitausend Rubel pränumerando. Nach einiger Zeit erhielt die glückliche Mutter zu ihrer größten Freude ein munteres, kerngesundes Kind zurück, welches nur den einen Fehler hatte, bei näherer Betrachtung sich als untergeschoben zu erweisen. Daneben wurden noch andere Sachen rufbar, die ein eigentümliches Licht auf den Wundermann warfen, und es erfolgte ein Ausweisungsbekret. Sein eigentlicher

Zweck, durch die Freimaurerei einen Einfluß auf Katharina II. zu gewinnen, wurde leider nicht verwirklicht, er hat keine Fühlung mit ihr gewinnen können. Die kluge, Nardenfende Frau erkannte sehr wohl, was Geistes Kind der Magier sei. Sie verfaßte sogar mehrere Lustspiele für das Theater der Eremitage, in denen Cagliostro gründlich verspottet und karikiert wurde. Nicolai hat dieselben 1787 in deutscher Uebersetzung bekannt gemacht, die Titel sind „Der Betrüger“, „Der Verblendete“, „Der sibirische Schaman“.

Von Petersburg begab sich Cagliostro nach Warschau. Auf der Reise kam er auch durch Mitau, wünschte aber den Schauplatz seiner Triumphe ganz inognito zu passieren, um nicht zur Erfüllung der vielfachen Versprechungen angehalten zu werden. Zufällig begegnete er jedoch einem Bekannten, dem er tiefes Schweigen auferlegte unter Berufung auf dringende Befehle seiner Oberen, die ihn im geheimen nach Warschau sendeten. Der gute Mann hat aber doch geplaudert, und nun begann endlich den Fingern ein Licht anzugehen, selbst Frau von der Rede wurde irre an ihn, und durch Ausfragen des kleinen Knaben kam alles an den Tag.

In Warschau ging es ihm ähnlich wie in Petersburg, anfangs ließ sich alles gut an. Er spielte wieder den mächtigen Freimaurer und versammelte bald einen großen Teil der vornehmen Gesellschaft um sich. Darunter befand sich ein Graf Mosczynski, ein Mann von bedeutenden Kenntnissen in Philosophie und den Naturwissenschaften. Cagliostro ließ, wie in Mitau, nur mit erheblich größerem Geschick seine Geistererscheinungen vom Stapel, er bediente sich als Medien verschiedener Mädchen von acht und sechzehn Jahren. Der Erfolg war so groß, daß selbst Mosczynski anfang, an ihn zu glauben, bis eines schönen Tages ein Medium, welches von Cagliostro beleidigt war, dem Grafen die Schlüssel zu den Wundern gab.

Mosczynski verbreitete diese Nachricht natürlich, aber er fand keinen Glauben, man war zu fest von den übernatürlichen

Kräften des Magikers überzeugt, um so eifriger sah der Graf nun Cagliostro bei seinen Experimenten auf die Finger.

Neben den Beschwörungen vernachlässigte unser Held aber weder seine ärztliche Praxis, die noch seine alchemistischen Studien, die diesmal in der Verwandlung des Quedsilbers in Gold gipfelten. Er bediente sich des Laboratoriums des Grafen und lud zu einer Probe viele seiner Bekannten ein. Das Staunen war gewaltig, als er schließlich wirklich reines Gold in seinem Schmelztiegel vorzeigte. Später fand man allerdings in einer Grube die Scherben des ursprünglichen Tiegels, den Cagliostro als geschickter Taschenspieler mit einem besonders präparierten vertauscht hatte.

Bei einigen anderen Experimenten zeigte er eine so bodenlose Unwissenheit in der Chemie, daß der Graf aufs höchste erstaunte. Cagliostro diktierte auch allerlei Rezepte, teils zur Behandlung von Krankheiten, teils zu Verjüngungselixieren oder zu Tinkturen, mittels deren man Perlen, Korallen, Edelsteine herstellen oder wenigstens vergrößern konnte.

Auf die Ärzte schimpfte er hier wie überall, auch die Apotheker mußten herhalten, da sie behaupteten, die von ihm verschriebenen Mittel existierten zum Teil gar nicht. Mosczynski machte sich gelegentlich das Vergnügen, Cagliostros Unwissenheit festzunageln, was den Herrn nicht wenig erbohte. Er drohte ihm mit allen möglichen Schreden und konnte nur durch die dringenden Bitten der Gläubigen bezogen werden, dem Spötter zu verzeihen. Ja, sein Großmut ging schließlich so weit, daß er den Grafen auch an den unermesslichen Schätzen teilnehmen lassen wollte, die demnachst seinen Anhängern beschieden waren.

Als der Graf aber in seiner Verstocktheit beharrte, hielt Cagliostro die rührendsten Reden über seine himmlische Mission und brachte so die manchmal etwas zweifelhaft gewordenen Jünger zum Glauben zurück.

Eine besondere Gnade erwies der

Meister den Seinen dadurch, daß er versprach, ihnen den großen Kophtha, den Herrn der Magiker, zu zeigen, der seit mehr denn tausend Jahren in Aegypten lebe. Diese wichtige Vorstellung wurde mit großer Feierlichkeit vorbereitet, und nach der Beschwörung erschien auf einer eigens zu diesem Zweck errichteten Bühne zwischen den einzigen Lichtern im Zimmer ein stattlicher Mann mit langem weißem Bart, gehüllt in einen blendend weißen Mantel, auf dem Haupt einen türkischen Turban.

Allgemeines Staunen. Mit tiefer Stimme fragte der große Kophtha einen Gast in der Gesellschaft: „Was siehst du?“ Dieser Mensch antwortete: „Ich sehe den Grafen Cagliostro mit einer Maske und einem weißen Mantel verkleidet.“ Das war dem Kophtha zu viel, schnell blies er die Lichter aus, und die Gesellschaft saß im Dunklen.

Diese Finsternis verursachte denn doch, daß es bei manchen Leuten Licht wurde, außerdem fand man, wie erwähnt, die Trümmer des Schmelztiegels, und so kam eins zum andern, bis die Stimmung schnell umschlug und Cagliostro sicherlich die schönsten Prügel bekommen hätte, wenn Roszczyński ihn nicht davor bewahrte. Cagliostro versuchte noch die Partie zu retten, indem er sich erbot, zum Besten der Armen fünfzig Pfund Quecksilber in Gold zu verwandeln und sonstige unerhörte Wunder zu thun, aber niemand hörte auf ihn und er schlich betrübt von dannen. Ein kleiner Trost war ihm geblieben, etwa zehntausend Dukaten hatte er doch in dem undankbaren Barschan eingeheimst. Roszczyński ließ eine Schrift erscheinen unter dem Titel: Cagliostro démasqué à Varsovie.

Man sollte eigentlich annehmen, daß es nun mit seiner Herrlichkeit zu Ende gegangen sei, aber nichts weniger als dieses. Kaum zwei Monate später, im September 1780, finden wir ihn in Straßburg wieder, wo er als großer Heilkünstler mit glänzendem Erfolge wirkte. Wir haben über diesen Aufenthalt geradezu

begeisterte Zeugnisse seiner Verehrer, sie können seine Uneigennützigkeit, Aufopferung, Menschenfreundlichkeit nicht genug preisen. Tausende heilt er umsonst, pflügt sie, tröstet sie, entläßt sie reich beschenkt, sich selbst gönnt er keine Erholung, nur drei Stunden schläft er nachts in einem Lehnstuhl, der Rest seiner Zeit ist dem Wohl der elenden franken Menschheit gewidmet. Natürlich kam auch seine Freimaurerei nicht zu kurz dabei.

Zumitten dieser herausgehenden Erfolge begegnete ihm ein peinlicher Zwischenfall; er rühmte sich bekanntlich seiner großen Kenntnisse in orientalischen Sprachen, das Arabische namentlich sei eigentlich seine Muttersprache. Nun kam eines Tages der berühmte Orientalist Professor Norberg aus Upsala nach Straßburg und redete unseren Helden in einer Sprache an, von der dieser kein Wort verstand, das war Arabisch. Cagliostro hatte Mühe genug, diese Geschichte abzuleugnen. Von außerordentlichem Nutzen war es ihm, daß der Kardinal Prinz Rohan in seine Hände fiel, dieser empfahl ihn überall in der Gesellschaft und schützte ihn auch gegen die Versuche der medizinischen Fakultät, seine Ausweisung zu bewirken. Mit der Zeit aber fühlte sich Cagliostro doch unbehaglich in Straßburg und ging auf einem Umwege über Italien nach Bordeaux, wo er merkwürdigerweise über ein Jahr blieb. Dann hielt er sich in Lyon auf und stiftete eine Mutterloge der ägyptischen Maurerei.

Im Jahre 1785 tauchte Cagliostro wieder in Paris auf und fand einen Zulauf wie nie zuvor. Sämtliche Freimaurerlogen, deren es etwa siebzig gab, lagen ihm zu Füßen, eine Frauenloge wurde gestiftet, in der der tollste Unfug an der Tagesordnung war, im Grunde kam die ganze Geschichte auf Gelegenheitsmacherei hinaus. Die Protektion des Kardinals Rohan, der zur Zeit in Paris weilte, öffnete Cagliostro die vornehmsten Kreise, der Kardinal war ganz in ihn vernarrt, erklärte ihn für den größten Mann, den er kenne, ja für einen

Gott, er umfaßte seine Knie und küßte seine Hände. Auch Lorenzas Schönheit feierte wieder einmal Triumphe bei eleganten Kavalieren. Ganz enthusiastisch äußerte sich die Bewunderung der Damenwelt, man trug Porträts des würdigen Paares auf Ringen, Dosen, Medaillons u. s. w. Cagliostro übertraf sich aber auch selbst; einmal soll er ein Abendessen für seine nächsten Freunde, darunter natürlich Rohan, veranstaltet haben, zu dem er aus der Unterwelt die Geister von Diderot, d'Alembert, Voltaire, Choiseul, Montesquieu und Boissieu heraufbeschwor. Selbstredend gab es eine äußerst geistreiche Tischunterhaltung.

Eine glänzende Hoffnung bot sich ihm, als ihn eine Hofdame der Königin, Gräfin de la Motte, bat, durch eine magische Operation den Ausgang der demnächst erwarteten Entbindung Marie Antoinettes zu bestimmen. Cagliostro schmeichelte sich schon, Einfluß auf die Königin zu gewinnen, gab sein Vestes und prophezeite die schönsten Dinge. Da plötzlich kam ein Blitz aus heiterem Himmel, der große Graf wurde verhaftet und in die Bastille gesperrt.

Man klagte ihn an, bei dem berühmtesten Halsbanddiebstahl beteiligt gewesen zu sein. Es sei gestattet, kurz die Umstände dieses Prozesses in Erinnerung zu bringen.

Der Cardinal Rohan, ein Mann, an dem außer dem Gewand nichts Geistliches war, ein Utrypus des galanten Prälatentums damaliger Zeiten, war wegen boshafter Bemerkungen über die Königin in Ungnade gefallen und vom Hofe verwiesen. Wenn man bedenkt, wie sich für den französischen Adel jener Zeiten alles um den Hof drehte, so wird man den Schmerz Seiner Eminenz verstehen können. Er versuchte mancherlei, die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, aber alles war vergebens, das Paradies blieb ihm verschlossen. Da kam ein Hoffnungsstrahl. Eine Vertraute der Königin, die bereits erwähnte Gräfin de la Motte, erzählte ihm, die Königin sehne sich seit langer Zeit

nach dem Besiz eines wundervollen Halsbandes, das man ihr angeboten hatte. Leider habe die Königin nicht genug Geld beisammen und sie würde sehr glücklich sein, wenn ihr jemand die Summe bejorge. Sofort kaufte der Cardinal hocherfreut das Halsband, übergab es der Gräfin und wartete nun darauf, daß ihm die Sonne königlicher Huld wieder leuchten solle. Statt dessen aber wurde er verhaftet und mußte erkennen, daß er das Opfer eines schmählischen Betrages geworden sei. Die Königin hatte von der ganzen Sache keine Ahnung, die Gräfin und ihr Mann hatten alles erfunden, um den Cardinal tüchtig zu pressen. Das Halsband hatten sie zerstückelt und die Teile in England verkauft. Die Gräfin behauptete dann, Cagliostro habe die Diamanten unter dem Vorwand, sie durch chemische Prozesse zu vergrößern, unterschlagen.

Es ist ziemlich sicher, daß unser Held diesmal unschuldig war, obwohl das Experiment ganz in seinem Stil ausgeführt wurde; dessenungeachtet mußte er ein halbes Jahr in der Bastille sitzen, auch Lorenza wurde für drei Monate eingesperrt. Nach seiner Freilassung beschwerte sich Cagliostro in einer Eingabe an das Parlament über die entsetzliche Behandlung, außerdem behauptete er, maßlos bestohlen zu sein, leider fand er aber keinen Glauben, und seine unverkämten Ersatzforderungen, die sich auf mehr als eine halbe Million Livres beliefen, blieben unbefriedigt. Auf den Kommandanten der Bastille, den Marquis de Launay, war er besonders ergrimmt, ihn beschuldigte er der Grausamkeit, Betrügerei u. s. w. Er prophezeite später auch den Umsturz der Verhältnisse in Frankreich, die Zerstörung der Bastille und erlebte die große Genugthuung, daß dies bald sich ereignete.

Höchst belustigend ist die Schilderung des Empfanges, den seine Freunde dem Freigelassenen bereiteten. Tausende von Menschen warteten vor seiner Wohnung, man erdrückte ihn fast vor Liebe und

Freude, auf den Armen trug man ihn zu Lorenza, das Glück des Wiedersehens war so überwältigend, daß beide ohnmächtig zu Boden sanken. „Nach einer langen Ohnmacht kam ich wieder zu mir, ein Thränenstrom stürzte aus meinen Augen und endlich konnte ich, ohne zu sterben, sie an mein Herz drücken.“ Es folgten nun wonnvolle Stunden, alles schwamm in Entzücken — da tritt plötzlich bestialisch lächelnd ein Unbekannter in das Zimmer und überreicht im Namen des Königs den Ausweisungsbefehl. Tableau.

Von Boulogne aus ging Cagliostro nach England. Die Schilderung seines Abschiedes von Frankreich ist so charakteristisch, daß wir sie unmöglich übergehen können. „Die Winde führten mich weit fort von ihnen. Ich hörte sie nicht mehr, aber ich sah sie noch auf den Knien liegen mit zum Himmel gehobenen Händen. Ich aber segnete sie und rief ihnen einmal über das andere zu, so daß sie mich hörten: Franzosen! Adieu, meine Kinder, adieu, mein Vaterland.“

Zum drittenmal betrat Cagliostro nun London, und anfangs schien es ihm wieder glücken zu wollen, bald aber fand der Herr der Geister hier einen Dämon vor, der sein Verhängnis werden sollte. Durch den Halsbandprozeß war ein Herr Morand, Herausgeber der Zeitschrift *Courier de l'Europe*, auf Cagliostro aufmerksam geworden, und er machte es sich zur Aufgabe, den Herrn Grafen zu beobachten. Seine Nachforschungen über dessen Vergangenheit waren von Erfolg gekrönt und zeigten ihm den Mann in seiner wahren Größe. Morand besuchte den Herrn Grafen und ließ dabei durchblicken, wie gut er seinen Entwickelungsengang kenne. Cagliostro spielte den Hochmütigen, suchte durch Frechheit seinen Gegner einzuschüchtern, stritt alles ab. Darauf schrieb Morand eine Reihe von Stimmungsbildern über den Grafen, namentlich wies er die Identität desselben mit dem noch wohl bekannten Balsamo nach; Cagliostros Wunderkuren erfuhren eine eigenartige

Beleuchtung. Er antwortete wütend im *Public Advertizer* durch seinen Verehrer Lord Gordon, und es entspann sich eine längere erbitterte Fehde, aus der Morand als Sieger hervorging. Cagliostro reiste Hals über Kopf von London ab, ließ sogar Lorenza im Stich, damit nur nicht seine Gläubiger über ihn herfielen.

Erst in Basel kam das Pärchen wieder zur Ruhe, eine Loge ward gestiftet und die Geister mußten sich wieder beschwören lassen. Seine große Härlichkeit gegen Lorenza, die wir in Paris eben erst bewundert haben, hinderte ihn aber nicht, sie gelegentlich gründlich durchzuprügeln. In Basel wurde es ihr einmal zu viel, sie lief ihm fort und stellte ihn durch Aufschlüsse über seine Künste so bloß, daß er es für geraten hielt, auf einige Zeit zu verschwinden. Er ging nach Biel, zwang hier Lorenza, ihre Aussagen vor der Behörde zurückzunehmen, schickte das Protokoll nach Basel und kehrte dann dorthin zurück.

In seinen äußeren Verhältnissen war Cagliostro sehr heruntergekommen, das Leben auf großem Fuß war seit Paris vorbei, er nahm jetzt auch ruhig Geld für seine Kuren, was er früher direkt nie gethan hatte. Die Mittel, welche er bei seiner ärztlichen Thätigkeit anzuwenden pflegte, waren entweder völlig wirkungslos oder gefährlich scharf, verschiedene Leute hat er einfach zu Tode kurirt. Wenn seine Behandlung nichts half, so wußte er sich gewöhnlich geschickt aus der Klemme zu ziehen. Augenzengen haben behauptet, daß er von zehn Kranken höchstens einen geheilt habe, und da sei es auch noch sehr zweifelhaft, ob dies wirklich sein Verdienst gewesen. Die Ärzte haßte er gründlich, was übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte, er sprach von ihnen nur in den größten Ausdrücken und vermied es ängstlich, mit ihnen zusammenzukommen, verschiedentlich wurde er grober Unwissenheit in medizinischen und pharmaceutischen Dingen überführt. Doch begleiten wir ihn weiter auf seinen Irrfahrten.

Von Basel ging er nach Aig, von da nach Turin, dort wies man ihn aus, er kam nach Genua, Verona, in Roveredo hatte er noch einige Erfolge, bis ihm die Praxis verboten wurde. Auch in Trient und Venedig konnte er keinen Boden finden. Seine Lage wurde immer trauriger, die kostbaren Andenken an früheren Glanz, die Diamanten zc., verschwanden mit der Zeit, sein Auftreten wurde immer dürftiger. Da kam ihm noch ein guter Gedanke, er beichtete einem Priester vom Hofe des Bischofs von Trient seine Sünden, zeigte tiefe Reue über seine Freimaurerei, seinen Verkehr mit Geistern u. s. w. Der Beichtvater und der Bischof waren auch dumm genug, ihm zu glauben, und gaben dem zerknirschten Sünder, der in Rom Buße thun und Vergebung erleben wollte, die besten Empfehlungen an vornehme Römer.

Aber das Glück hatte sich von ihm gewendet, die Empfehlungen fruchteten nichts, die ärztliche Praxis brachte nichts ein und die Freimaurerei führte sogar sein Ende mit Schrecken herbei, indem sie ihn der päpstlichen Polizei verdächtig machte. Am 27. Dezember 1789 wurde Cagliostro verhaftet, man fand bei ihm alles Material, dessen man zu seiner Verurteilung bedurfte, obwohl er vorher gewarnt worden war. Alle Schamheit und Heuchelei half nun nichts mehr, auf Propaganda für die Freimaurerei stand der Tod, und seine maurerischen Schriften und Instrumente machten sein Verbrechen zu evident. Der Prozeß zog sich über ein Jahr hin, man stellte die genauesten Nachforschungen über Cagliostros Vorleben an. Am 21. März 1791 wurde das Todesurteil gefällt, indessen verwandelte Papst Pius VI. daselbe in lebenslängliche Kerkerstrafe; das Werk über ägyptische Maurerei kam auf den Index der verbotenen Bücher.

Damit hatte der Magier seine Rolle ausgespielt; die vier entsehligen Jahre, welche Cagliostro noch im Fort San Leo

verleben mußte, könnten uns fast verleiten, den gestürzten Wundermann zu bemitleiden. Lorenza endete noch vor ihrem Gemahl in einem Straskloster. Gewiß ist sie nicht viel wert gewesen, aber sie hat doch Anspruch auf unser Mitleid, denn während der zwanzig Jahre ihres Zusammenlebens mit Cagliostro ist sie von diesem geradezu scheußlich behandelt worden, während er äußerlich immer so that, als lebten sie wie die Turkeltauben. Ihre Sünden kann man nur zum geringen Teil auf ihre Rechnung setzen, haben wir doch gesehen, wie Cagliostro sie auf die Bahn des Lasters förmlich drängte.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über Cagliostros Äußeres und Bildung. Daß er in den Wissenschaften, die er zu beherrschen behauptete, völliger Ignorant war, ist schon gesagt. Auch sonst war seine Bildung mangelhaft; er schrieb und sprach das Französische gleich schlecht, auch die Orthographie seiner Muttersprache war ihm dunkel. Seine Umgangsformen waren, wie selbst seine Freundin Frau von der Rede zugeben mußte, unbelhaft. In Witan schob man diese Unkenntnis von Europens überbüdchter Höflichkeit auf seinen langen Aufenthalt in Mekka und Medina. Seine Gestalt wird uns oft geschildert, einmal heißt es: Es ist ein kleiner, dicker, höchst breitschulteriger, steifnadiger, rundköpfiger Kerl von schwarzem Haar, gedrungener Stirn, glühenden, trübshimmernden, stets rollenden Augen, einer etwas gebogenen breitrückigen Nase, runden, dicken, auseinander geworfenen Lippen, festem Kinn, kleiner Hand, schönem Fuß, gewaltig vollblütig, rotbraun mit gewaltig klingender voller Stimme. Andere sagen, er habe einen sehr schönen Kopf gehabt, der zum Modell eines begeisterten Dichters habe dienen können. Damit stimmt sein Porträt von dem berühmten Bartholozzi, welches ich der Güte der Besitzerin der Sammlung von Dallwitz in Berlin verdanke, sehr wohl überein.



Der Silberschmied.

Novelle

von

Baldwin Grollier.



Wenn es im Salzburgischen schön ist, dann ist's gleich auch sehr schön! Die Natur ist dort frischer und funkelnder als andernwärts. Das macht das viele Wasser und seine belebende Kraft. Wo man auch geht und steht, man spürt das Wasser; man sieht es blinken und blitzen, und wenn man es nicht sieht, so hört man es rauschen und brausen und plätschern; und das Wasser, das lebende Wasser hat seinen Zauber.

Wie schön ist der Salzburger Wald! Die Bäume sind wie für eine Ausstellung gearbeitet; wohin man sieht — wahre Musterbäume, einer neben dem anderen in unabsehbarer Fülle. Buchenstämme von großartiger Mächtigkeit und dabei himmelanstrebender Schlantheit neben Tannen, Föhren und Fichten, die sich wie Türme einer Kathedrale erheben und deren herrliche Stämme man unwillkürlich im Geiste schon als aufrechte Maßbäume auf fernem Meeren schwimmen sieht. Eine ganze Welt von Grün, vom lichte-

sten und lustigsten Goldgrün bis zu dem ernstesten, fast feierlichen alten Schwarzgrün der bejahrten Tannen — grün alles in tausend Abstufungen; und in diese Farbenskala hineingeprengt auch gleich die Komplementärfarbe, die Eberesche mit der erstaunlichen Pracht und Fülle ihrer feuerroten Beeren, und alles vom Wasser, von unten her und von dem von oben herabfallenden Wasser auf den Glanz hergerichtet und durch drei Jahreszeiten in diesem Glanz erhalten; es ist, zumal wenn da auch noch die Sonne mit ihrem Gefunkel hineinspielt, ein Anblick, daß einem armen Großstädter das Herz darob aufgehen muß.

So schritt ich fürbaß durch den Wald. Und als ich dann herantrat, heraus aus dem Wald und aus dem Rauschen der Baumkronen und der süppig sprudelnden Waldbäche, und das freie Feld vor mir sah, das sich in welliger Bodengestaltung weit im Umkreis hügelan und thalwärts streckte, da ward es zunächst still; die Musik der Natur hatte ausgeklungen;

aber als ich dann weiterschritt, da ward ich es inne, daß die Musik doch auch hier noch weiterpielte. Ich hatte das anfangs nur nicht wahrgenommen. Wie das Auge blöde wird, wenn es nach grossem Glanz plötzlich ein Halbdunkel vor sich sieht und dieses leicht für ein völliges Dunkel hält, so war auch hier das Ohr nicht gleich bereit, nach dem orchestertralen Rauschen der Waldesmusik die feineren Klänge aufzunehmen, die über die Felder hinwehten.

Auch da war es das Wasser, das den Ton in dem Konzerte angab, in das dann das Grillengezirpe, der Schrei eines Raubvogels oder der Ruf einer schwer anflatternden Krähe hell und grell hineinstachen. Das Wasser murmelte in den ihm quer durchs Feld gegrabenen Rinnen zu Thale, ja, es sang sogar unter der Erde hervor. Wo das hügelige Feld in jäher Sentung abfiel, da hatte das Wasser sich seinen Weg unter der Oberfläche des Feldes gebahnt. Sein Lauf war deutlich zu hören, und wenn ich mit dem kurzen, im Walde aufgelesenen Knüttel — es geht sich so gut mit solch einem rauhen Spielzeug in der Hand — in das Erdreich stieß, wo es unterirdisch rauschte, da schoß das Wasser in die Höhe, nicht anders, als hätte eine Quelle sich Luft gemacht, und floß nun fröhlich im Sonnenlicht weiter. Im Sonnenlicht! Es lag so breit und so wohligh auf den Feldern!

Zwei Hügelketten überschritt ich, und als ich auf dem dritten, dem höchsten Hügelkamm stand, da sah ich mir zu Füßen das Ziel meiner Wanderung, ein stattliches Dorf, ganz in den Thaltessel eingebettet. Die Ortschaft heißt Berudorf. So weltabgeschieden habe ich kaum noch ein Dorf gesehen. Es liegt inmitten des kleinen Zwidels, der die nördliche Spitze des Salzburger Landes bildet. Dieser Zwidel streckt sich nach dem Innviertel zu und wird auf der einen Seite von oberösterreichischem, auf der anderen von bayerischem Gebiet umschlossen.

In Berudorf ist noch nie der Pfüß einer Lokomotive gehört worden. Der

weltumschlingende Draht des Telegraphen hat in seine Umschlingung nicht auch schon Berudorf eingeschlossen. Die letzte Post — denn Berudorf ist auch keine Poststation — liegt stundenweit von dem Dorf, und was ist diese letzte Post selbst für eine Post! Da steht im Morgenrauen ein Bote und wartet auf den vorbeifahrenden Postwagen. Ist etwas da für die letzte Post, dann wird es ihm zugeworfen; hat er etwas abzugeben, so reicht er es dem vorbeifahrenden Kutscher. An einer großen Weltverkehrsader steht der gute Bote entschieden nicht.

Auf der Höhe des Hügelkammes, wo der Weg ins Dorf hinabführt, war auf dem Straßensaum zur Rechten ein gigantisches Holzkreuz aufgerichtet; das beherrschte die ganze Gegend und sah weit hinaus in die Lande. So stattlich dieses Kreuz erschien, so unscheinbar nahm sich die Marienkapelle aus, die auf der linken Seite des Weges stand. Ein niedriger, gewölbter, weiß getünchter Bau von halbkreisförmigem Grundriß und auffallend dicken Mauern. Es sah ungefähr aus wie eines jener kleinen Pulvermagazine, die man auf dem Lande in der Nähe von Steinbrüchen zu finden pflegt. Ich warf einen Blick hinein und sah auf dem Boden einen armen Krüppel in sein Gebet vertieft liegen.

Ich schritt zu Thale, in das Dorf hinab. Ein stattliches Branhaus, der ansehnlichste Bau des Ortes, übte seine Lockung, aber ich widerstand, obgleich ich vom Gehen warm geworden war; erst wollte ich mein Geschäft erledigen. Ein kleiner Dorfjunge wies mir den Weg zu Cajetan Rottmayr, dem Silberschmied, den ich suchte.

Der kleine Laden war bald gefunden; die Thür stand offen und ich trat ein. Niemand da; aber der Silberschmied konnte nicht weit sein. An der linken Wand des schmalen und niedrigen Raumes stand gleich bei der Thür das Glaskästchen mit dem Warenlager des Dorfjuweliers; dann kam das ebenerdige Fenster, vor dem der Wertisch stand; auf

diesem lagen die Werkzeuge und einige einfache Schmuckfachen, teils noch unvollendeter Bierat, teils solcher, der schon lange gedient und der nun wieder diensttauglich gemacht werden sollte. An der der Thür gegenüberliegenden Wand stand der für den Raum viel zu umfangreiche Kachelofen mit der Ofenbank, auf welcher einiges Küchengerät, ein Laib Brot und ein gefüllter Kassetopf in ziemlicher Regellosigkeit durcheinander standen und lagen. Die rechte Wandseite war ganz von einem dürftigen Bette eingenommen, das trotz der späten Nachmittagsstunde nicht nur nicht zugedeckt, sondern augenscheinlich an jenem Tage überhaupt noch nicht aufgebettet worden war. Das blau gestreifte Bettzeug lag in Unordnung da, und es fiel mir auf, daß das schwere Federbett, „Duchet“ heißt es in Österreich, auch im Sommer seine Dienste thun mußte.

Der Laden war also zugleich auch die Wohnung des Silberschmieds, und es war unschwer zu erkennen, daß es da eine nicht sehr erbauliche Junggesellenwirtschaft gab. Mein erster Gedanke war, daß da eine ordentliche Frau Silberschmiedin sehr am Platze wäre.

Ich stand in einiger Verlegenheit da. Im ganzen Raume gab es nur einen Sessel, und der stand vor dem Werkisch, und das war nicht einmal ein rechter Sessel, er glich vielmehr dem unförmlichen Gestell eines komplizierten Schraubstockes. Auch hielt mich ein natürliches Bedenken ab, mich an den Arbeitstisch zu setzen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es thut, wenn ein zutäppischer Besucher sich so ohne weiteres an den Werkisch setzt, und wie dabei der Besitzer jenes Tisches von ärgerlicher Unruhe erfaßt wird. Und dabei pfl egt auf meinem Tische noch nicht einmal edles Silber, sondern höchstens aus Lumpen gewalztes Papier zu liegen.

Aufs Bett mochte ich mich doch auch nicht setzen, und so wußte ich eigentlich nicht recht, was ich mit mir da anfangen sollte, zumal da eine Minute nach der

anderen verstrich, ohne daß sich jemand gezeigt hätte.

Das Glaskästchen mit dem Warenlager war offen; die ärmlichen Schätze in demselben lagen so frei da wie die Schmuckfachen auf dem Werkisch; die Ladenthür sperrangelweit offen — und der gute Cajetan Rottmayr geht spazieren! Es braucht nur einer im Vorbeigehen von der Straße aus die Hand auszustrecken, und ein guter Teil des Warenlagers ist verschwunden, ohne daß es je auskommen könnte, wohin? Ich habe zwar selbst die Untugend, meine Sachen nicht zu versperren, aber einem Städter muß es ja ungemütlich werden, wenn er in einem Silberladen diese Wirtschaft sieht. Ich war in der That unschlüssig, ob ich bleiben oder gehen sollte. Da erinnerte ich mich aber rechtzeitig an das Brauhause und ging, nicht aber, ohne wenigstens die Ladenthür hinter mir sorglich zugemacht zu haben.

Im Brauhausegarten harrete meiner eine angenehme Überraschung. Au dem einzigen Tische, der überhaupt besetzt war, saß eine Dame mit einem geistlichen Herrn, und in der Dame erkannte ich eine alte liebe Freundin aus Wien, die Frau Generalin Kerber. Die Generalin hatte sich das stille Berndorf zum Sommeraufenthalt erwählt. Ich wurde freundlich begrüßt und dem Herrn Pfarrer von Berndorf vorgestellt. Zunächst mußte ich berichten, woher ich sei der Fahrt und wie ich da hereingeschneit käme. „Ich komme vom Gebirge her,“ lautete die Auskunft, die dann allerdings etwas ergänzt wurde durch nähere Details. Ich hänte mich an den Trumer Seen für den Sommer seßhaft gemacht und sei nun herübergekommen, um mit dem Berndorfer Silberschmied, der mir empfohlen worden sei, ein Geschäft abzumachen. Ein Geschäft mit dem Silberschmied? Das war doch zu komisch; auch darüber mußte ich Auskunft geben. Ich gab sie: „Die Sache ist nämlich die: unsere Sommerkolonie hat große Dinge vor. Es soll eine Ruder-Regatta und ein Schwimm-Meeting ver-

anstaltet werden. Die Sache wird großartig werden! Es wird Meisterschaftskämpfe geben, Kämpfe für Senioren und Junioren, Damen, Knaben und Mädchen im Rudern und im Schwimmen. Und ich soll nun die Geschichten leiten und als Schiedsrichter fungieren. Sie sehen also, daß ich kolossale Sorgen habe."

Mein Bericht trug mir ein spöttisches Lächeln von seiten des Herrn Pfarrers ein, während die Generalin, die immer etwas Sinn für den Sport gezeigt hatte, sofort mir den Gefallen that, die große Bedeutung der geplanten Unternehmungen anzuerkennen.

"Was soll nun aber unser Silberschmied dabei?" fragte sie nur.

Auch da zögerte ich mit der Auskunft nicht:

"Ich habe lange darüber nachgedacht," erwiderte ich, "wie ich über die große Frage der Preise und Ehrenzeichen hinwegkommen sollte. Zu viel soll die Geschichte nicht kosten; denn wir wollen dabei nicht nur nichts daraufzahlen, sondern auch noch möglichst viel für die freiwillige Feuerwehr heraus schlagen."

"Und nun wollen Sie wahrscheinlich silberne Tafelaufsätze und sonstige Ehrenpreise bei unserem Rottmayr bestellen?" fragte ironisch der Pfarrer.

"Das nicht, Hochwürden; wir wollen es sogar bedeutend billiger geben. Zunächst brauchen wir sehr viele Medaillen. Denn wo Damen und Kinder mithun, sollen möglichst wenige ohne Auszeichnung davontommen, sonst giebt es unendlichen Jammer. Wir bestimmten also für jedes Item drei Preise, und da nun bei den Mehr-Riemern immer die ganze Mannschaft der placierten Boote vom Schlag bis zum Steuer dekoriert werden muß, so giebt das sehr viele Preise, und das läuft ins Geld!"

"Sehr richtig!" beeiften sich sowohl die Frau Generalin, wie der Herr Pfarrer zuzugeben.

"Einfache Silberplättchen mit einer gravierten Aufschrift," fuhr ich fort, "hätten sich doch zu unansehnlich, ja, recht

traurig ausgenommen, und da sind wir denn auf eine etwas barbarische, aber sonst ganz hübsche Idee verfallen. Es circulieren im Salzburgischen noch viele alte, interessante Bischofsmünzen, große, mittlere und kleine, ganz wie wir sie brauchen. Die sollen uns nun aus der Verlegenheit helfen. Die eine Seite, die eigentliche Geldseite, lassen wir glatt schleifen, um Platz für die zu gravierende Aufschrift zu gewinnen, und auf der Rückseite haben wir ein schönes historisches Wappen. Dann wird eine Öse angelötet, eine schöne Schleife angenäht und das Ehrenzeichen ist fertig. Man hat mir erzählt, daß Ihr Rottmayr immer solche Münzen auf Lager habe, und darum bin ich hier."

"Sie haben aber den Rottmayr nicht angetroffen?" fragte der Pfarrer.

"Nein, aber der Laden war offen und seine Schätze unverschlossen. Wer weiß, ob nicht schon der ganze Laden ausgeräumt ist!"

"Bei uns wird nichts gestohlen," sagte der Pfarrer ruhig.

Bei uns wird nichts gestohlen! In der That, der offene, unbehütete Laden des Silberschmieds sagte mehr, als ein Band der Kulturgeschichte sagen könnte. Dieser sorglos verlassene Laden war ein Ehrenzeichen für das Volk im Salzburger Land.

Nun erst, es hätte sich wohl schon früher geschickt, kam ich dazu, mich bei der Generalin um ihr Töchterlein, ein liebes, aufgewecktes Kind von zehn Jahren, zu erkundigen. Sie wies mit dem Kopf und einem Blick nach dem Garten, und ich sah dort vor der Kegelbahn die kleine Frieda, wie sie, von ihrem „Fräulein“ bewacht, die Tauben des Hauses fütterte.

Die Kleine hatte in demselben Moment zu uns herübergesehen und mich auch gleich erkannt. Einen Augenblick schien sie zu überlegen, ob ich es auch wert sei, daß sie meinnetwegen ihre angenehme Unterhaltung unterbrechen solle, und dann kam sie doch in großen Sätzen herausgesprungen. Gemessenen Schrittes

folgte ihr das Fräulein. Frieda gab mir die Hand, ließ sich das Nötigste abfragen und sprang dann wieder davon zu ihren Tauben, gerade als auch das Fräulein zu uns gelangt war. Diese grüßte, ohne die Augen recht aufzuschlagen, und wandte sich dann sofort, um ihrem Schützling wieder zu folgen.

„Mademoiselle Olympe!“ flüsterte mir die Generalin gleichsam aufklärend und einseitig vorstellend zu.

Hatte ich nun Mademoiselle Olympe nicht gleich recht angesehen oder war etwas anderes der unbewußte Grund, ich wandte den Kopf und sah ihr nach; und dann sogar, ohne etwas dabei zu denken, noch einmal, selbst als ich schon wahrnahm, daß der Generalin ein Lächeln um die Lippen spielte. Dann lächelte auch der Herr Pfarrer, und aus dem beiderseitigen Lächeln wurde ein ganz offenes Lachen, als die Generalin den Herrn Pfarrer, wie um ein Einverständnis anzudeuten, aufstieß.

„Wir hatten gerade von Olympe gesprochen, als Sie kamen,“ beeilte sich nun die Generalin gleichsam entschuldigend vorzubringen. „Ich hatte dem Herrn Pfarrer erzählt, daß uns auf der Straße kaum ein Mann begegnet, der nicht unwillkürlich den Kopf wenden und unserer Olympe nachschauen würde; und kaum hatte ich diese Wahrnehmung ausgesprochen, als ich auch schon den Herrn Pfarrer auf eine Bestätigung derselben hinweisen konnte. Das spricht doch sehr für mich. Sie haben sich gleich zweimal nach ihr umgesehen!“

„Ach so!“ antwortete ich mit weisem Phlegma. „Ich habe sie mir wirklich nicht recht angesehen. Ich glaube, die Züge sind etwas gewöhnlich.“

Man thut immer gut, in Gegenwart einer Dame die Schönheit einer anderen nicht unbedingt gelten zu lassen.

„Das sage ich auch,“ erwiderte eifrig die Generalin. „Es ist wirklich nichts an ihr, und der Herr Pfarrer ist ganz meiner Meinung.“

Sowohl die Frau Generalin, wie der

Herr Pfarrer sind nicht die richtigen Instanzen für das abschließende Urteil über Frauenschönheit und deren Wirkungen, erlaubte ich mir zu verschweigen.

„Dabei bleibt aber die Thatsache aufrecht,“ fuhr die Generalin fort, „die auffällige und fast unerklärliche Thatsache, daß sie bei den Männern doch so viel Furore macht.“

„Furore ist vielleicht ein bißchen viel gesagt,“ warf ich möglichst bescheiden ein.

„Das ist Furore genug,“ entgegnete die Generalin, „wenn sich jeder Mann nach ihr umschaut! Mehr verlange ich mir gar nicht, und auf einen Ball werde ich sie ganz gewiß nicht führen. Ich überlege ohnedies schon, ob ich sie nicht wegstun soll. Frieda ist zwar noch sehr klein, aber es ist mir doch nicht angenehm, wenn ihr Fräulein gar so viel Beachtung findet. Wenn ich nur wüßte, woran das liegt. Es wäre doch interessant, da einmal hinter das Geheimnis zu kommen.“

„Gewiß wäre das interessant,“ gab ich ohne weiteres zu. „Man müßte einmal trachten, der Sache auf den Grund zu kommen, die Geschichte müßte einmal wissenschaftlich untersucht werden.“

Der Herr Pfarrer sah mich von der Seite an; er hat mich in dem Moment offenbar für einen sehr beschränkten Menschen gehalten, was ich ihm übrigens weiter nicht übelnehme.

Die Generalin besprach dann das Problem, das sie nach ihrer eigenen Aussage auf das lebhafteste „intrigierte“, umständlich weiter, und ich mußte im stillen anerkennen, daß ein solches Problem in der That für Frauen schon darum ein besonderes Interesse haben könne, weil sie es ja doch nie ganz ergründen können. Wenn ich die Person nur genauer angesehen hätte! Ich bin überzeugt, daß für mein beschränktes Fassungsvermögen sich da durchaus kein großartiges Problem ergeben haben würde.

Die Generalin wollte aber durchaus ihre Lösung haben und erging sich in weiteren Konjekturen.

„Ich beobachte sie genau,“ plauderte

sie weiter. „Man kann ihr nicht nachsagen, qu'elle jette des œuillades“ (die Generalin hielt Stücke auf das Französische; darum war ja auch Mademoiselle Olympie im Haus), „höchstens etwas, was die Franzosen treffend bezeichnen: elle porte sa buste en l'offrant.“

Das war ausschließlich zu mir gesprochen; der Herr Pfarrer verstand es nicht; eigentlich ging ihn die Sache ja doch nichts an, und neugierig war er glücklicherweise auch nicht.

Ganz eigentlich ging aber die Sache auch mich nichts an, und ehrlich gestanden schien sie mir doch nicht bedeutend genug, daß ich ihretwegen meinen Ausbruch hätte verzögern sollen. In einem Lande, in dem der Silberschmied seinen offenen Laden unbewacht läßt, kann man wohl auch getrost im Dunkeln durch die Wälder gehen, aber schöner ist's doch im Abendsonnenschein. Ich brach also auf mit dem Versprechen, am nächsten Vormittag wiederzukommen, falls ich nicht jetzt doch noch des Silberschmiebs habhaft werden sollte. Noch einmal sah ich zu dem Laden hinüber, noch einmal trat ich dort ein; der Silberschmied ließ sich's, Gott weiß wo, wohl sein; der Laden war noch immer leer.

Ich stieg nun die Wand des Thallesfels hinauf und war nach wenigen Minuten oben auf der Höhe des Hügellammes, wo die Straße an der kleinen Kapelle vorbeiführt. Der arme Krüppel, den ich zuvor in der Kapelle gesehen, kam mir auf seinen Krüden entgegengebumpelt, um nun den für ihn gewiß furchtbar mühseligen Abstieg ins Thal zu bewerkstelligen. Achlos ging ich an der Kapelle vorbei, aber dann blieb ich doch wie gebannt stehen und mußte umkehren. War das Zauberei oder Sinnestäuschung, oder war es gar ein Feuerschein, der in der dunklen Kapelle gelobert hatte? Es war eine seltsame, unerklärliche Lichtwelle gewesen, die mich überflutet hatte, als ich an dem Kapellenpförtchen vorbeischrift. Ich blickte in die Kapelle hinein und war nun im höchsten Maße überrascht von dem

merkwürdigen Lichteffect, der sich mir da darbot. Der sonst ziemlich dunkle kleine Raum war jetzt von einer magischen, zauberischen Helle erfüllt. Die Kerzen brannten nicht, und doch waren die goldigen und glühenden Lichtstrahlen nicht die ständige Tagesbeleuchtung der Kapelle. Ich sah genauer hin; das war mit einem ganz besonderen, ans Künstlerische streifenden Raffinement veranstaltet worden. Die dicke nach Westen halbkreisförmig ausgebauchte Mauer der Kapelle hatte in der Mitte ein kleines, schiefhartartiges Fenster, das unter Tags nur einigen spärlichen Lichtstrahlen durch seine wenigen gelben und roten Buzenscheiben Einlaß gewährte. Wenn aber die Sonne tief im Westen an einem bestimmten Punkte gerade wagerecht zu dem kleinen Fenster stand, da erfüllte sie den heiligen Raum mit einem wunderjamem Lichte. Das war offenbar mit voller Absicht und genauester Berechnung so eingerichtet worden, um den letzten Gruß der scheidenden Sonne in seiner vollen Glorie aufzufangen. Das Gotteshäuschen, in dem sonst ein stilles Halbdunkel webte, wenn draußen die Welt im Glanze lag, es füllte sich für eine weihevollte Viertelstunde mit überirdischem Lichte gerade zu der Zeit, da die Dämmerungen sich zu lagern begannen auf die übrige Gotteswelt. Die Wirkung war eine ganz erstaunliche und padende und eine — wozu es verschweigen? — eine förmliche innere Ergriffenheit verurachende und zu inniger Andacht zwingende. In der Kapelle stand auch ein Marienbild aus gebranntem Thon, mit weißer Ölfarbe angestrichen; die Muttergottes hatte eine Krone auf dem Haupte und diese war vergoldet, und auf dem Arm hielt Maria das Jesuskindlein. Es war ein ziemlich kunstloses Werk, aber die Art, wie es hier zur Geltung gebracht wurde, war eine überwältigende. In der allgemeinen Goldflut war nur das Bildwerk der Maria in ein flammendes Rot getaucht und es stand nun da in strahlender Verklärung. Die bunten Scheiben waren mit feiner Berechnung so ein-

geteilt, daß das rote Licht nur dem Marienbild zu gute kam. Es war das ein naiver Kunsttrieb, der sich da mit überraschender Wirkung eingeseßt hatte, und das Ganze war in seiner Art auch ein Stück anziehender Dorfpoesie.

Ehe ich schied, warf ich noch einen Blick nach dem Dorfe zurück. Da sah ich den Krüppel noch auf der Höhe des Kammes, etwa hundert Schritte von der Kapelle entfernt stehen. Er stand auf seine Krücken gestützt da und sah zu mir herüber; er hatte mich offenbar während der ganzen Zeit, die ich, gefangen genommen von dem bannenden Anblick, vor der Kapelle verbracht hatte, beobachtet. Jetzt, wo sein Blick dem meinigen begegnete, zog er den Hut und grüßte freundlich herüber. Ich mußte nicht, ob er betteln wollte, und obgleich ich gerade in der Stimmung gewesen wäre, dem Armen etwas zu schenken, so ging ich dennoch nicht zurück. Er hätte mich ja auch früher anbetteln können, dachte ich mir, bevor noch eine solche Entfernung zwischen uns lag. Das konnte er doch nicht verlangen, daß ich auch noch zurückgehen sollte, um dann wieder umkehren zu müssen, und dann — morgen war ja auch ein Tag, und morgen wird er meine kleine Gabe auch annehmen. Morgen wollte ich ja wiederkommen. Ich dankte also kurz für den Gruß und ging meines Weges.

* *

Am nächsten Tage ging ich vormittags nach Berndorf, um mein Geschäft mit dem Silberschmied abzumachen. Dieses Mal traf ich ihn auch an; er saß auf seinem Bette und blickte gerade träumend ins Leere. Es war mein Krüppel, den ich gestern wiederholt gesehen hatte. Da hätte ich allerdings in seinem Laden lange auf ihn warten können! Ach, du lieber Gott, war das ein verunglücktes Exemplar von einem Menschen! Die Beine ganz verkrümmt und völlig untauglich, ihren natürlichen Zweck zu erfüllen. Krüppelhaft war auch der Rumpf; der

Arme hatte einen Höcker vorn und hinten; der Kopf saß tief zwischen den Schultern; die Arme waren lang und hager und kraftlos. Wäre der Mensch eine Fabrikware, der gute Rottmahr wäre nie in den Verkehr gebracht worden. Man hätte ihn zu dem Ausschuß in die Rumpfkammer der Fabrik geworfen oder man hätte ihn, um das Material zu retten für die frische Verarbeitung, eingestampft. In Sparta hätte man ihn nach seiner Geburt gleich ins Wasser geworfen.

Er war in jedem Zug ein Krüppel. Hätte er durch ein Loch in der Wand nur sein Gesicht sehen lassen, es hätte jeder auf den ersten Blick sagen müssen: das ist das Gesicht eines Budligen! Und hätte man ihn verhüllt und nur seine knochigen Hände gezeigt, es hätte doch, wer zu beobachten gewohnt ist, selbst herausfinden müssen, daß das die Hände eines Budligen sind. Ja, auch die Augen — es waren die Augen eines Budligen. Diese Augen! Es waren so treue, so gute Augen. Es lag in ihnen so viel Hilflosigkeit und dabei doch auch Freudigkeit; solche Augen, mit solchem Ausdruck findet man sonst nur bei Kindern oder bei Künstlern, also bei weltverlorenen Menschen oder solchen, die noch nicht für die Welt gewonnen sind.

Rottmahr nahm mich sehr freundlich auf und brachte das Gespräch gleich auf unsere gestrige Begegnung. Er habe mir absichtlich nachgesehen, ob ich wohl vor der Kapelle stehen bleiben würde. So schwer es ihm auch falle (es gehe immer ein halber Tag darauf), so schleppe er sich doch immer gern zu der Kapelle hinauf. Erstlich einmal sei es ja doch ein gottgefälliges Werk, wenn er dort seine Andacht verrichte, und dann mache es ihm einen ganz besonderen Spaß, sich bei Sonnenuntergang dort auf die Lauer zu legen und zu beobachten, wenn ein Fremder an der Kapelle vorbeigehe, was der für ein Gesicht mache. Das Ganze sei nämlich sein Werk. Das Marienbild habe er selbst geformt und selbst auch angestrichen, und das mit dem Fenster, das

habe auch er gemacht. Fünf Jahre lang habe er bei der Gemeinde betteln müssen, bis es ihm gestattet wurde, aber dann sei es auch der schönste Tag seines Lebens gewesen, als er dann sah, wie die Bauern so furchtbar „daßig“ dastanden, als sie auf die Minute genau nach seinen Anordnungen zum erstenmal in die neu hergerichtete Kapelle sehen durften. „Unser Herrgott wird mir das ja doch anrechnen,“ schloß er, „daß ich all die Herrlichkeit in die kleine Kapelle gebracht habe!“

Wir kamen nun auf unser Geschäft. Rottmayr langte mit seinem langen Arm unter die Ofenbank und brachte einen Topf zum Vorschein. Da waren nun Münzen drin, wie ich sie haben wollte, aber — ich zählte sie — es waren ihrer nicht genug, im ganzen etwa dreißig, und ich brachte an sechzig Preise.

„Da müssen wir eben noch mehr solcher Münzen aufstreiben, Herr Rottmayr. Das wird Ihnen doch nicht schwer fallen,“ bemerkte ich.

„Ja, wenn das nur so ginge, lieber Herr!“ erwiderte er. „Das ist immer nur Zufall, wenn ich zu solchen Münzen komme. Die Bauern bringen sie, wenn sie im Kartenspiel verloren haben, da ersehen sie sich den Verlust des lebendigen Geldes durch den Erlös für das tote; und die Bäuerinnen kommen damit, wenn sie goldene Ohrgehänge haben wollen, für welche der Mann das Geld nicht hergeben will.“

Wir überlegten nun gemeinsam, was da zu thun sei. Rottmayr schlug vor, Silbergulden zur Aushilfe zu nehmen. Das mußte ich rund abschlagen. Die Bischofsthaler seien Münzen, die Silbergulden — Geld. Er begriff meine Bedenken nicht gleich; allerdings hatte Meister Rottmayr sich noch nicht mit sportlichen Angelegenheiten beschäftigt und noch nichts erfahren von den feinen Unterscheidungen zwischen Amateurs und Professionals.

Es mußte also ein anderer Ausweg gefunden werden. Ich schlug vor, er solle selbst die noch fehlenden Ehrenzeichen aus-

fertigen, und zwar in Form von Schleifen oder Rosetten aus Silberdraht. Wir hatten nach den Ausschreibungen noch sechs Wochen Zeit, da ja die Konkurrenten vor dem Kampf erst ordentlich trainieren sollten. Rottmayr war bereit, die Arbeit zu übernehmen, und es galt nun nur noch, die Form der anzufertigenden Ehrenzeichen definitiv festzustellen. Darauf kramten wir beide in den Vorräten seines kleinen Warenlagers, um ein Ornament zu finden, das annähernd als Vorlage hätte dienen können. So manchen seiner Vorschläge mußte ich zurückweisen mit dem Bedeuten, daß bei aller Billigkeit die Sachen doch nicht geschmacklos sein dürften, sie sollten sogar womöglich einen künstlerischen Zug haben. Der Geschmack koste ja nichts, und wir dürften uns doch nicht blamieren.

Endlich hatten wir ein passendes Motiv gefunden, und alles Geschäftliche war dann rasch in Ordnung gebracht. Aber ich kam doch noch lange nicht weg von Meister Rottmayr. Mein hartnäckiger Hinweis auf das auch hier zu beachtende künstlerische Element hatte den Mann in ganz überrascender Weise gefesselt. Er neigte sich wie horchend zu mir — ich hatte inzwischen seinen Sessel vom Bettstisch zum Bette gerückt und mich zu ihm gesetzt — und er hatte seine Hand auf meinen Arm gelegt, gleichsam um zu verhüten, daß ich ihm vor der Zeit davon-gehe.

„Der gnä' Herr kennen sich in solchen Sachen aus?“ fragte er spannungsvoll.

Ich bedeutete ihm, daß ich mich allerdings berufsmäßig und aus besonderer Neigung viel mit künstlerischen Dingen abgab. Das war für ihn offenbar vom höchsten Interesse, und er bat mich nun in unverkennbarer Aufregung, doch nicht gleich wieder zu gehen, sondern ihm noch ein Viertelstündchen zu schenken. Dann kroch er von seiner Bettstatt herunter und holte wieder unter der Ofenbank eine Mappe hervor, dann knetete er wieder auf sein Bett und öffnete mit einer gewissen Andacht die Mappe, aus welcher

er mir nun den ziemlich abgegriffenen Prospekt einer deutschen Verlagsbuchhandlung reichte. Ich war nicht recht im Klaren, was er damit wollte; es war der Prospekt zu einer Kunstgeschichte in Lieferungen. Hätte er sich das Buch anschaffen wollen, ich hätte ihm nicht zuzuraten können; aber das war es nicht. Auf dem Prospekt fand sich eine große Illustrationsprobe, die medicaische Venus in guter Holzschnittaussführung. Auf dieses Bild deutete er.

„Ja, Meister Rottmayr, das ist schön. Und wenn Sie erst das Original oder einen Abguß davon in natürlicher Größe sehen würden!“

„Gnä' Herr haben sie gesehen?“ fragte er atemlos und mit weit aufgerissenen Augen.

Ich bejahte seine Frage und erzählte ihm einiges von dem schönen Götterbilde. Einem Prediger auf der Kanzel kann man nicht andächtiger zuhören, wie Cajetan Rottmayr, der Silberschmied, mir da zuhörte. Als ich geendet hatte, senkte er den Blick und sagte leise:

„Wenn ich sie nur einmal sehen könnte, bevor ich sterbe!“

Mir ward es dabei ganz feierlich zu Mute; das machte der tiefe Respekt vor der griechischen Kunst. Nach zweitausend Jahren fiel da ein Strahl hellenischen Schönheitsdranges in ein entlegenes Gebirgsdorf, und er zündet und er erschließt einem armen Menschenkinde eine neue Welt des Glückes und der Sehnsucht.

Wieder unter der Ofenbank hervor — es muß dort ein ganzes Magazin gewesen sein — brachte er darauf eine große Schachtel hervor, und er ließ sie mich halten, bis er wieder aufs Bett kroch. Als er den Deckel von der Schachtel nahm, sah ich in derselben eine zweite, etwas kleinere Schachtel und ein Töpfchen, aus welchem eine große Anzahl von k. k. Münzdukaten lustig herausblinkten.

„Alle Wetter, Herr Rottmayr!“ rief ich erstaunt über die vielen Goldstücke aus; „Sie sind ja ein reicher Mann!“

Er lachte vergnügt. „Es sind schon

hundertundvierzig Stüd,“ sagte er mit innerer Befriedigung. „Das ist für meine alten Tage. Dann werde ich mir einen Rollstuhl aus Wien kommen lassen und eine schöne Meer Schaumpfeife, und das giebt dann ein ruhiges Alter mit dem Rest.“

Nach Art der Städter glaubte ich ihn versichern zu sollen, daß es bei ihm mit dem Alter noch seine guten Wege habe. „Wie alt sind Sie denn im ganzen, Meister Rottmayr?“

„Doch schon dreißig!“

Dreißig Jahre! Der arme Teufel; ich hatte ihn um mindestens fünfzehn Jahre höher geschätzt.

„Aber nicht die Dukaten habe ich Ihnen zeigen wollen,“ sagte er dann hastig, „sondern das!“ Und nahm nun behutsam aus der zweiten Schachtel eine Figur aus rotem Wachs von etwa einem Viertelmeter Höhe, es war eine Nachbildung der medicaischen Venus. „Daran arbeite ich seit Jahr und Tag,“ sagte er andächtig, „und ich thue immer noch daran bessern und bessern nach dem Bilde da und bringe es doch nicht weiter!“

Es klang wie eine schmerzliche Klage über die eigene Unzulänglichkeit.

Ich betrachtete das Figürchen aufmerksam und ward etwas verlegen. Es war immerhin außerordentlich, daß dieser bäuerische Silberschmied, der noch nie aus seinem Dorfe hinausgekommen war, das gemacht hatte, aber außerordentlicher und ungewöhnlicher als die Leistung selbst war da die ursprüngliche, glühende Kunstbegeisterung. Was die Arbeit selbst betraf — eigentlich war es doch nichts Rechtes. Um keinen Preis der Welt hätte ich aber dem Manne wehe thun wollen, und so sagte ich wieder so recht aus der Art der Städter heraus möglichst verbindlich: „Das ist ja sehr hübsch.“

Damit war aber Cajetan Rottmayr, der Silberschmied, durchaus nicht zufrieden. Er traute mir ein sachgemäßes Urtheil zu und er wollte ein solches haben. Zeit habe er ja, und wenn sein ganzes Leben darüber verginge, daß er das Bild-

werk gut mache, so sei ihm nicht leid darum, wenn es schließlich nur auch gut würde.

Es war klar, der Mann durfte nicht mit Nebenarten abgespeist werden, mit dem mußte man ernsthaft reden.

„Also die ungeschminkte Wahrheit, Herr Rottmayr?“

„Nawohl, gnä' Herr; deutsch reden, gut deutsch; bitt schön!“

„Na dann — ein Frauenzimmer ist ja das wohl so ungefähr, aber die medicäische Venus ist es nicht.“

„Hab mir's eh denkt!“ sagte er leise und mehr für sich hin, um mich nur ja nicht zu unterbrechen. Denn es sprach die höchste Spannung aus seinen Zügen, Näheres und Genaueres von mir zu erfahren. Ich machte ihm nun die Sache klar, so gut ich konnte.

„Die Figur hat kein rechtes Knochengeriüst, und das ist auch kein rechtes Fleisch,“ jagte ich ihm und setzte ihm dann auseinander, daß solche Arbeiten, auch wenn es sich um eine Venus handle, doch nach der Natur gemacht werden müßten und daß er ohne ein lebendes Modell nie recht vorwärts kommen werde.

Er hatte mir mit offenem Munde zugehört und sagte dann seufzend:

„Darau denke ich bei Tag und bei Nacht, aber — der Herr Pfarrer und die Sünd! Die Sünde möchte ich noch auf mich nehmen und dafür nur um so fleißiger beten. Der liebe Gott würde ja ein Einsehen haben und gnädig mit mir sein; es wäre ja die einzige Freude, die ich auf der Welt hätte. Ich müßte auch mein Geschäft zusperrn, wenn so was im Dorf bekant würde; denn ich würde verjemt werden und es läme keiner mehr zu mir. Auch das würde ich auf mich nehmen, aber es thät's mir doch keine Dirn und keine Bäuerin, und die es vielleicht thäten, die köunte ich doch nicht brauchen. Wenn ich dieses Bildl anschau, dann kommen mir alle unjere Frauenzimmer vor wie mit der Holzhaue zugeschnitten. Ja, ein Weißbild wär freilich da — aber das ist ja Usinn,

daran ist nicht zu denken!“ Er brach jäh ab und sah träumend vor sich hin.

Jetzt erst war es mir ins Bewußtsein gedrungen, daß die Bethätigung des Kunsttriebes auf einem Dorfe, in einem so frommen Dorfe durchaus nicht so eine einfache Sache sei, wie ich mir das vorgestellt hatte. Es war doch wohl zu bedenken, ob das, was der Silber Schmied im günstigsten Falle auf künstlerischem Gebiete unter solchen Verhältnissen erreichen konnte, auch nur annähernd im Verhältnis stand zu den schweren, seine bürgerliche Existenz untergrabenden, vielleicht vernichtenden Opfern, die Rottmayr hätte bringen müssen. Wenn ein Künstler sich bittere Entsayungen auferlegt, wenn er Opfer bringt, so braucht er noch nicht der Gegenstand des Mitleids zu sein. Er weiß, warum er es thut; es geht einmal so zu auf unserer Welt, und der Lauf der Dinge läßt sich ihm zuliebe nicht ändern. Aber war das hier ein Künstler, und konnte er es je werden? Alles preiszugeben und doch von Haus aus nicht die Möglichkeit zu haben, zum Ziele zu gelangen, das wäre doch eine zu große Unklugheit gewesen, und noch dazu eine Unklugheit mit den Merkmalen des Tragischen. Ich suchte also abzulenken und der Sache eine andere Wendung zu geben.

„Für unjeren Fall genügt ja übrigens auch ein guter Gipsabguß,“ sagte ich und versprach, ihm einen solchen Abguß der Göttin verschaffen zu wollen.

Diese Zusage nahm Rottmayr zwar mit Freuden an, aber es war ihm anzusehen, daß er innerlich festhielt an seinen Lieblingshoffnungen und Träumen.

„Noch etwas, Meister Rottmayr,“ nahm ich nach einer Weile wieder das Wort. „Es wird gut sein, wenn Sie zunächst einmal die Figur ordentlich auf dem Papiere nachzeichnen und sich dabei bemühen, die Form recht zu verstehen. Sie werden sich dann das Modellieren erleichtern.“

Rottmayr nahm nun aus der Mappe fünf oder sechs Blatt Zeichnungen, sämtlich Nachbildungen der vor uns liegenden

Prospektillustration. Mir schnitt es ins Herz, als ich diese Blätter ansah. Welch furchtbar mühselige und qualvolle Arbeiten, und doch wie erfolglos! Es war den Blättern nicht anzusehen, welches zuerst und welches wohl zuletzt entstanden sein mochte; es war durchaus kein Fortschritt von einem zum anderen zu bemerken.

„Aber, Meister Rottmayr! Die Form! Sie haben die Form nicht verstanden!“

Er sah mich ratlos und wie hilfesüchelig an.

Er hatte das Ding von Hans aus falsch angepackt; da konnte gar nie etwas Gutes dabei herauskommen. Die Methode seiner Arbeit war eine grundfalsche gewesen, aber woher hätte er es besser wissen sollen? Er hatte sich bemüht, den Holzschnitt mit peinlichster Genauigkeit Strich für Strich nachzuzeichnen. Das war ein Unterfangen, an dem er scheitern mußte, an dem jeder Mensch scheitern müßte. Ich gab mir nun Mühe, ihm das Wesen des Tones als eines Farbewertes auseinanderzusetzen und, daran anknüpfend, ihn über die Technik des Holzschneiders aufzuklären. Der Holzschneider könne mit seinem Stichel nicht anders schattieren, malen und Form geben, als daß er durch Strichlagen Töne schaffe. Er setze Strich neben Strich, oder besser, er spare sie aus; und die Stärke der Striche, ihre Anschwellung und der Abstand zwischen ihnen sei bestimmend für die Wirkung des Tones. Der Holzschneider könne in den meisten Fällen nicht anders arbeiten, der Zeichner aber, der auf dieselbe Weise, Strich neben Strich, arbeiten wolle, der sei von Hans aus verloren.

Es war geradezu erschrecklich zu sehen, mit welcher qualvoller Emsigkeit da Rottmayr einen Strich um den anderen nachgezeichnet und wie auch er Licht und Schatten durch regelmäßige Strichlagen zu geben versucht hatte. Nie, nie konnte da etwas Ersprießliches daraus werden; es war die reine Zucht hausarbeit.

Rottmayr verstand mich sofort; er hatte es früher nicht besser gewußt. Nun aber

befiel ihn eine fieberhafte Lust, es gleich anders zu versuchen, so wie ich es ihm dargethan hatte.

„Jetzt wird und muß es werden!“ rief er hastig. „Wie habe ich alle Heiligen angefleht, daß mir die Form auf der Zeichnung rund werden möchte; sie hat mir nie rund werden wollen, aber jetzt weiß ich, wie ich's zu machen habe!“

Er wollte sich gleich an die Arbeit machen, wir wurden aber unterbrochen — Mademoiselle Olympe hatte den Laden betreten. Rottmayr griff behend nach seinen Krücken und humpelte zu seinem Werktisch.

„Der Reif ist noch nicht ganz fertig, Mademoiselle,“ rief ihr Rottmayr zu, indem er mit geschäftigen Händen auf dem Tische kratzte.

„Ah, ça ne fait rien, monsieur!“ antwortete Olympe mit heller Stimme und melodischem Tonfall.

„Was hat sie gesagt?“ wendet sich Rottmayr an mich.

„Je reviendrais une autre fois,“ fügt die Französin ebenfalls zu mir gewendet hinzu, und damit will sie, bevor ich noch meinem Freunde Rottmayr als Dolmetsch dienen kann, wieder davongehen. Aber Rottmayr, der ihre Bewegungen ängstlich verfolgt hatte, ist bei ihr, bevor sie noch die Thürklinke in der Hand hat, und nötigt sie noch einmal an seinen Werktisch. Er müsse noch einmal das genaue Maß für den Armreif nehmen. Sie hielt ihm den Arm hin; er nestelte mit zitternden Händen an ihrem Handgelenk, er hob den Ärmel ihrer sommerlichen Matrosenbluse zurück und probierte sehr umständlich den dünnen Silberreif auf seine Weite.

Mademoiselle Olympe, die ich nun mit Ruhe betrachten konnte, war kein übles Frauenzimmer. Sie hatte eine stattliche Figur, reiches kastanienbraunes Haar und sprechende Augen; das Gesicht allerdings war etwas gewöhnlich.

Als sie den Laden nach kurzem freundlichem Gruß verließ, blickte ihr der Silberschmied lange nach.

„Gott verzeihe mir die Sünd!“ sagte er nach einer Weile wie für sich und tief aufatmend. Dann blickte er von der Davonjchreitenden auf das rote Wachsfigürchen, gleichsam um mir seine jündhaften Gedanken zu erläutern.

Inzwischen war es für mich Zeit geworden, an den Rückmarsch zu denken. Da wir ja nun gemeinsame Geschäfte genug hatten, war es nur selbstverständlich, daß wir ein baldiges Wiedersehen vereinbarten.

Gajetan Rottmayr, der Silber Schmied, und ich wurden nun ganz gute Freunde und wir sahen uns recht häufig. Wir hatten ja beide ein Interesse, unseren Verkehr aufrecht zu erhalten. Wir lagen die silbernen Ehrenzeichen am Herzen, und ich wollte immer sicher sein, daß die Arbeit gut von statten ginge und rechtzeitig fertig würde; und er, er hatte das edlere Interesse, sich, soweit meine geringe Einsicht reichte, fördern zu lassen in seiner künstlerischen Liebhaberei, wenn das unedle Wort noch angewendet werden darf für eine so tiefe und leidenschaftliche Liebe, wie sie ihn durchglühte.

Er zeichnete nunmehr häufiger als früher und, meiner Anweisung folgend, immer nach dem „Runden“, nach der Natur. Seine eigentliche Liebe war das aber doch nicht; es zog ihn immer wieder nach seiner Venus, und auch da, ob schon nun die Zeichnungen nach und nach sichtlich erheblich besser wurden, zur bildnerischen Darstellung derselben. Die plastische Kunst, das war seine große, heiße Liebe.

Eines Tages gab er mir wieder das Wachsfigürchen in die Hand; ich sollte sie doch wieder einmal ansehen. Anfänglich fiel mir nichts auf an derselben; es war im ganzen das selbe unbeholfene und unzulängliche Werk, das ich ja zur Genüge kannte; aber bei näherem Zusehen fiel mir dann doch etwas auf.

„Oho, Freund Rottmayr!“ rief ich

überrascht. „Da sind wir ja schon auf dem rechten Wege!“

Er lauschte wieder meinen Worten mit einer Spannung, die mich fast in Verlegenheit brachte. Es war unverkennbar: der rechte Arm und die rechte Schulter waren überarbeitet worden. Es waren noch immer nicht die Formen der medi-cäischen Venus, aber es war doch überhaupt Form, verstandene Form, und es war Fleisch.

Rottmayr hörte mir mit zurückgehaltenem Atem zu, wie ich ihm das auseinandersehte. Ich glaube nicht, daß es in seinem Leben irgend etwas hätte geben können, was für ihn bedeutungsvoller gewesen wäre als seine Venus. Es war ja klar, im allgemeinen klar für jeden kundigen Blick, auf welche Umstände hier der in die Augen fallende Fortschritt zurückzuführen war, aber ich überlegte doch, ob ich darüber weitersprechen sollte. Aus einigen früheren Bemerkungen Rottmayrs hatte ich entnommen, wie für ihn und für seine künstlerischen Bestrebungen die Verhältnisse im Dorfe lagen und wie sein bildnerischer Drang ihm leicht verhängnisvoll werden konnte. Hatte er doch ein Modell gefunden (ich hätte es weder mehr über mich gebracht, ihm zu einem solchen zuzuraten, noch ihm davon abzureuen), so war es wohl am besten, über die Sache möglichst wenig oder gar nicht zu reden.

Rottmayr begann aber aus freien Stücken von dem zu reden, wovon ihm das Herz voll war.

„Ich könnte es also doch!“ rief er tief aufatmend. „Ich könnte es doch! Freilich ist es etwas ganz anderes, wenn man nach der Natur arbeiten kann, und ich schwöre Ihnen —“ Er brach mit einem schweren Seufzer ab; seine tiefste Geheimsten Gedanken wollte er doch nicht preisgeben. Nach einer Weile fuhr er dann wieder fort: „Die Fräul'n war's, die Sie neulich hier gesehen haben, die Französin. Sie wollte eine Armspange haben für einen Maskenball im Winter, wo sie als Römerin gehen will.“

„Ja, Rottmayr, können Sie denn mit ihr reden?“

„Ich kann nicht Französisch und sie kann nicht Deutsch, und — ich weiß nicht wie? — wir verstehen uns doch. Da habe ich ihr natürlich Maß nehmen müssen, und natürlich über den bloßen Arm. Sie wollte es erst nicht leiden, ich habe aber gesagt, es ginge nicht anders. Dann ließ sie's zu. Ich habe oft und lange Maß genommen; ich habe die Form in der Hand gehabt und da habe ich sie auch gleich verstanden. Dann habe ich sie gebeten, himmelhoch gebeten, eine Stunde so zu bleiben. Sie hat eingewilligt. Dann habe ich die Lادenthür abgesperrt und habe eine Stunde an dem Arm meiner Figur gearbeitet. Sie haben es gleich bemerkt, daß es etwas genützt hat. Ich bin jetzt schon ein anderer Mensch!“

Ein anderer Mensch — vielleicht; ein glücklicher Mensch — gewiß. Seine blauen Augen leuchteten wie verklärt von innerer Glückseligkeit. Cajetan Rottmayr mag nie in seinem Leben, weder vor noch nachher, wieder so glückliche Augenblicke durchlebt haben, als nun, da die Hoffnung seine arme, verkrüppelte Brust schwellte. Immerhin schien mir die Sache aber doch bedenklich und ich mußte unwillkürlich an den Löwen denken, der einmal Blut geleckt hat.

Mein Verkehr mit dem Silberschmied erlitt nun einige Unterbrechungen. Es war Regenwetter eingefallen, und wenn es im Salzburgischen regnet, dann giebt es gleich ordentlich aus. Es vergingen wiederholt mehrere Tage, ohne daß ich nach Berndorf hätte kommen können. Einmal nahm mich die Generalin in Anspruch, ein zweites Mal zwangen die drohenden Wolken zu schleuniger Rückkehr, wobei ich natürlich doch bis auf die Knochen naß wurde; kurz, es waren über vierzehn Tage ins Land gezogen, ehe ich wieder zu einer traulichen Zwiesprach mit Meister Rottmayr kam.

Der Mann gefiel mir jetzt nicht recht, d. h. er gefiel mir nicht, wie etwa einem Arzte ein Mensch nicht gefällt. Mochte er schon früher den Eindruck eines Menschen, der mit zehn Gebrechen behaftet ist, so schien jetzt noch eine neue Krankheit hinzugekommen zu sein — das Fieber. Fieberisch glänzten seine Augen und seine Hände zitterten. Auch seine Stimmung gefiel mir nicht. Eine tiefe Verzagttheit war der an ihm und unter seinen Verhältnissen so wunderbaren Lebensfreudigkeit gewichen. Er sagte es auch rund heraus.

„Das Leben freut mich nicht mehr. Wenn ich heute sterbe, mache ich mir auch nichts daraus. Warum muß denn ich gerade so als eine zerbrochene Vogel scheuche auf der Welt herumkriechen? Warum kann denn gerade ich nicht sein wie alle anderen Menschen? Sind die was Besseres? Oder habe ich etwas angestellt, mehr angestellt als die anderen? Warum sollen es die gut und ich und nur ich schlecht haben? Bin ich etwas Schlechteres? Ist das eine Gerechtigkeit?“

So und ähnlich klangen seine Anlassungen nun. Der Mann, der sein Unglück früher nie als solches empfunden hatte, war jetzt erst zur vollen, niederdrückenden Erkenntnis desselben gelangt. Von seiner künstlerischen Arbeit sprach er jetzt gar nicht, auch brachte er sie nicht mehr zum Vorschein. Wohl nahm er sich oft einen Anlauf, von ihr zu sprechen, wie ich wohl wahrnehmen konnte, aber er besann sich doch immer wieder und schwieg dann hartnäckig. Ich verfolgte diesen Wechsel in seiner Stimmung mit Teilnahme, ohne ihn mir psychologisch erklären zu können, aber wenn auch sein Mund stumm blieb, die Aufklärung blieb dennoch nicht aus.

Erfreulich waren unter solchen Umständen meine Zusammentünfte mit Cajetan Rottmayr nicht mehr; er blieb wortfarg und fieberisch, und ich hätte, mit Bedauern zwar, aber schließlich doch im Interesse der eigenen Stimmung den Verkehr mit ihm abgebrochen, wenn nicht

erstens meine Ehrenzeichen noch immer in Schwebelose gewesen wären, und wenn nicht doch eine ehrliche Sympathie mich immer wieder zu ihm gezogen hätte.

So sah ich bei ihm, als wieder einmal die Französin eintrat. Der Armreif — der Reif und nicht die Spange — war endlich doch fertig geworden. Der Silberschmied schob ihr ihn mit zitternden Händen auf das Handgelenk und blickte dabei zu ihr auf, und — „Canaille!“ rief es — ich bitte um Entschuldigung — in mir grimmig — und das Frauenzimmer, das sich wohl einen Augenblick unbeobachtet wähnte, sah auch ihm ins Gesicht, aber mit einem Blick, mit dem man nicht einmal einen anrechten Mann mit geraden Gliedern und gesunden Knochen ansehen darf, geschweige denn einen Menschen wie den Rottmayr.

Es war nur wie ein Blitz gewesen, dann wurde der Blick wieder gesenkt und die teilnahmslose Miene herausgehängt; es war wieder das gewöhnliche Gesicht. Ein freundliches Lächeln, ein Gruß mit der bekannten hellen Stimme und in bekanntem Tonfall, und draußen war sie. Daß ihr doch ein heiliges Kreuzdonnerwetter auf den kastanienbraunen Scheitel führe!

Wißmütig ging ich davon; da war nichts zu machen. Den Mann hatte es! Eine unverständige, ja in Anbetracht aller Umstände ungeheuerliche und groteske Leidenschaft hatte ihn gepackt. Dieser Mensch in Liebe entbraunt für ein junges Frauenzimmer — diese Vorstellung erfüllte mich mit tiefem, fast an Grauen grenzendem Mißbehagen; ich blieb wieder einige Zeit aus.

Freilich wandelte sich das Mißbehagen in Mitleid, je mehr ich über die Sache nachdachte, und es ward ein tiefes Erbarmen, als ich ihn unbemerkt von ihm bei meinem nächsten Gange nach Berndorf einige Minuten zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich war im Begriff, an der Kapelle vorbeizugehen, da sah ich ihn in derselben und hemmte den Schritt. Er lag vor dem Muttergottesbilde, und —

so schluchzen habe ich noch nie einen Menschen gesehen. Sein armer, verkrüppelter Leib wurde durchschüttelt von den Stürmen der Seele, die in ihm tobten. Er wand sich in seinem Leide, und bei alledem schien es doch in manchem Augenblick, als wolle er sich wild und trotzig und wahnwitzig aufbäumen gegen das Unrecht, das himmelschreiende Unrecht, das ihm in der Weltordnung angethan worden. Er ballte die Faust und schlug sich damit grimmig vor das Gesicht, um dann doch wieder stöhnend und kraftlos in sich zusammenzusinken.

Ich schlich davon und lenkte den Schritt wieder heimwärts. Eine tiefe Bewegung war über mich gekommen. Daß auch in solchem Körper Seelenstürme wüten sollten, es war ja natürlich, so aberwitzig und so toll es sich auch ausnehmen mochte. Seine Seele war ja nicht verkrüppelt, wahrhaftig nicht; es war eine gerade, eine gute Seele, und es steckte, wie ihn auch der Schmerz niedergeworfen hatte, mehr edle Mannheit in ihr als in hunderttausend anderen Menschen, die das Glück haben, ein gerades Futteral für ihre Seele zu besitzen. Und im Gedanken an die Mannheit in ihm wollte ich ihm nicht heute noch eine Begegnung mit mir aufnötigen.

So zog ich denn meines Weges wieder heimwärts; aber im Gehen kamen mir doch andere Gedanken. Eigentlich sei es doch schmählich, einem Menschen in solcher Lage und in solchem Leid aus dem Wege zu gehen. Gewiß, mit Zuspruch wird da nichts zu richten sein, aber vielleicht thut ihm in dieser Stimmung schon ein treuer Händedruck wohl. Ich lehrte also noch einmal um und holte den Silberschmied noch auf dem letzten Hügelkamm ein. Ich war glücklich, umgekehrt zu sein, denn es leuchtete ein Strahl der Freude aus seinen Augen, als er mich sah.

Ins Dorf konnten wir nicht zusammen hinunter. Bei der schweren Mühe, die ihm jeder Schritt mit seinen Krücken verursachte, hätte er im Gehen doch nicht

sprechen können, so blieben wir denn oben und setzten uns auf eine Stufe des großen Kreuzes und ließen uns von der milden Abendsonne anscheinen. Geredet haben wir da nicht viel miteinander, aber ich bemerkte es doch mit Befriedigung, daß es Rottmayr wohl that, jezt jemand um sich zu haben. Er sah arg heruntergekommen aus. Das Gesicht sahler und gelber als je; die Augen von blauen Ringen umrandet, und doch, und doch, ich sah doch wieder die Heiterkeit und Lebensfreudigkeit in diesen Augen blißen. So wird es hell, wenn ein schweres Gewitter ausgetobt. In wildem Schmerz und in Zerknirschung und in inbrünstiger Andacht hatte sich ihm die unheimliche seelische Spannung entladen und gelöst, und es mag nun das Gefühl der Befreiung über ihn gekommen sein, wobei freilich noch so mancher vibrierende Seufzer an den überstandenen Sturm erinnerte.

„Ich weiß so wenig von der Welt,“ begann Rottmayr, den Blick auf eine ferne im Dunst verschwimmende schneeige Gebirgskette gerichtet, „und ich möchte für mein Leben gern einmal hinaus, weit hinaus! Ist das nicht eigen, daß man immer nur solche Wünsche hat, die sich nicht erfüllen lassen? Ich habe ja fast nur solche Wünsche: hinaus, weit hinaus möchte ich; ein Künstler möchte ich werden, und dann —“

Er blickte, ohne zu vollenden, träumerisch hinaus; ich hatte ihn doch verstanden.

„Wenn ich nur lesen könnte!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Als junger Mensch habe ich einmal von Schiller etwas gelesen, den Wilhelm Tell und einige Gedichte; das muß ein großer Mensch gewesen sein. Aber in unserm Dorfe giebt es ja keine Bücher; einige alte Kalender, ein alter Band vom ‚Christlichen Hausfreund‘ und vom ‚Herz Jesu‘ und die paar Gebetbücher, das ist alles. Ich möchte einmal wissen und nachlesen, was das Glück der Menschen ist.“

„Das, Meister Rottmayr, sieht und weiß schon jeder für sich, auch ohne es nachgelesen zu haben.“

„Nun freilich,“ gab er zu. „Man weiß das auch so ungefähr. Schön fromm sein und fleißig beten, daß ist das erste, natürlich, aber dann muß noch etwas anderes kommen. Das Glück der Menschen — ich glaube, die Kunst müßte das Glück der Menschen sein.“

„Das ist es auch, Meister Rottmayr!“ stimmte ich freudig zu.

„Und dann, glaube ich — Gott verzeih mir die Sünd — die Liebe müßte es sein.“

Ich wußte nicht, ob ich hier so ohne weiteres zustimmen durfte; Rottmayr fuhr fort, ohne mich zu einer Äußerung zu nötigen:

„Oder bilde ich mir das nur ein?“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich und sein Glück.“

„Dann ist halt mein Glück so weit wie der blaue Himmel! Das ist aber meine Schuld; warum habe ich mir nicht etwas anderes in den Kopf gesetzt! Die Kunst muß es gerade sein und die Liebe; gleich das Höchste! Für jeden anderen wäre es vielleicht nicht unerreichbar, aber ich, gerade ich, so ein gottgehlagerener Wurm, warum muß gerade ich so wahnsinnige Wünsche haben! Und ich bringe sie nicht weg, ich bringe sie nicht hinaus; ich gehe zu Grunde an ihnen!“

Er starrte in die untergehende Sonne, dann wischte er sich die Augen mit dem Rücken seiner knochigen Hand.

„Das Licht blendet,“ sagte er mit rauher Stimme.

Zawohl, das Licht blendet! Ihn hatte ja schon die Ahnung des Lichtes und des Glanzes, des Glückes, geblindet und elend gemacht. Ich brachte das Gespräch, um ihn nur halbwegs abzulenken, auf seine Wachsfigur.

„Wissen Sie, Meister Cajetan, daß ich sie jezt schon drei Wochen nicht gesehen habe?“

„Wohl, wohl, ich weiß. Habe sie Ihnen absichtlich nicht gezeigt, aber gearbeitet habe ich fleißig daran. Sie sollen sie auch erst sehen vor Ihrer Abreise. Dann sollen Sie mir sagen, ob ich Ihre Lehren

beherzigt habe und ob sie etwas gefruchtet haben."

Bald darauf schieden wir. Er reichte mir die Hand, und sie ruhte einen Augenblick länger als sonst wohl in meiner Hand. Es war der letzte Händedruck, den ich von Cajetan Rottmayr empfing.

Wieder war Regen eingefallen, und wieder verging eine Woche, ehe ich nach Berndorf kam. Da gab es aber einen Prachttag, den Menschen zur Freude geschaffen. Wie ein freudiges Richern ging es durch die Natur, so fröhlich schien die Sonne herunter, und lustig glitzerten die Gräser und die Blumen und die Baumblätter im Licht. Ach, was kimmert sich die Sonne um alles Unheil auf der Erde!

Von weitem schon sah ich einen Trupp Menschen vor dem Laden des Silberschmiedes, und als ich hinsam, knieten alle nieder und schlugen das Kreuz und klopfen an die Brust, denn gerade hatte der Herr Pfarrer im Ornat und ebenso der Ministrantenbube und der Mesner den Laden mit dem Allerheiligsten verlassen. Mir gab es einen Stoß gegen das Herz; sie haben den armen Rottmayr versehen! Kaum, daß ich die Besinnung hatte, mich zu neigen und das Haupt zu entblößen vor dem allerheiligsten Sakrament.

Rottmayr lag bleich und schwer atmend auf seinem Bette, um ihn waren beschäftigt der Dorfarzt und in wahrer Samaritanerliebe die Generalin. Es war jetzt nicht die Zeit, viel zu fragen und viel Antwort zu bekommen, und so erfuhr ich nur zunächst, daß Rottmayr mit seinen Krücken ausgeglitten, gestürzt und nun schwer verletzt sei. Wie üblich auf den Dörfern bei schweren plötzlichen Krankheitsfällen, wurde auch hier zuerst der Pfarrer und dann erst der Arzt gerufen. Die Leute tragen alles leichter, wenn sie ihre Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen haben, und keine Vorstellung ist für sie so grauenvoll als die, zu sterben,

ohne vorher versehen worden zu sein, ohne Empfang der heiligen Sacramente.

Die Generalin ließ mich Wasser zutragen und schickte mich dann in ihre Wohnung, die Französin sollte mir alles entbehrliche Leinenzug und die ganze Hausapotheke mit allem Verbandzeug herausgeben. Ich lief in die nächste Gasse, stürmte in dem mir wohlbekannten Hause ins erste Stockwerk hinauf und ließ mir das Verlangte von Mademoiselle Olympe reichen. Sie war etwas blaß und erwartete mit Spannung nähere Mitteilungen von mir, die ich ihr aber schon deshalb nicht machen konnte, weil ich selbst noch nichts Näheres wußte.

Als Rottmayr, der dabei wiederholt das Bewußtsein verloren hatte, verbunden war, setzte sich die Generalin zu ihm ans Bett. Ich ging mit dem Arzt zugleich hinaus, um mir nun von ihm den schrecklichen Vorfall aufklären zu lassen. Uns gesellte sich der Herr Pfarrer zu, der inzwischen sein Ornat abgelegt hatte.

Der Arzt führte uns auf den Schauplatz des Unglücksfalles.

„Hier war es,“ sagte er, als wir vor der Winterwerkstatt des Dorfzimmermeisters standen (im Sommer arbeitete er im Freien), „hier haben sie ihn gefunden und aufgelesen. Es ist nur merkwürdig, daß er sich gleich gar so schrecklich zugerichtet hat. Ein doppelter Armbruch, es ist der linke Arm, eine oder zwei gebrochene Rippen — ich habe es noch nicht genau feststellen können —, und ein gebrochener Finger an der rechten Hand — das ist viel auf einmal.“

„Heiliger Gott!“ rief ich entsetzt, „der Mensch hat sich förmlich zerschmettert!“

„Die Knochen sind eben morsch,“ erläuterte der Pfarrer. „Bei ihm ging es so aus, ein anderer hätte sich vielleicht nicht einmal die Haut am Knie aufgeschunden.“

Wir besichtigten die Stelle noch einmal genau. Kleine stochende Blutrinnen bezeichneten den Platz, wo er gelegen hatte, aber sonst bot die Stelle nichts Auffälliges.

„Hat Rottmayr nicht selbst angegeben, wie sich das Unglück zugetragen?“ fragte ich den Arzt.

„Rottmayr hat keine Silbe gesprochen, seit sie ihn da gefunden haben,“ erwiderte der Arzt.

Erschüttert ging ich in den Laden zurück, aber die Generalin schickte mich wieder fort; es sei jetzt wohl am besten, wenn dem Armen unbedingte Ruhe gegönnt werde. Ich ging schweren Herzens, aber am nächsten Tage war ich in aller Frühe schon wieder in Verdorf. Ich begab mich dieses Mal sofort an die Unglücksstelle. Ein Ausdruck, der mir gestern selbst entschlüpfte war, war mir nachträglich wieder in den Sinn gekommen und hatte mich die Nacht nicht schlafen lassen. Er hat sich ja förmlich zerschmettert! Er ist ausgeglitten und gefallen, aber bei einem solchen Fall kann man sich doch um Gottes willen nicht so die Knochen im Leibe zerbrechen, und wenn die Knochen noch so morsch sind.

Ein entsetzlicher Gedanke peinigte mich: der Rottmayr hat sich was anthun wollen! Ich blickte an der Zimmermannswerkstätte hinauf; der Bau war verhältnismäßig hoch, und — das fiel mir jetzt erst auf — die Dachgiebelthür stand offen. Herr des Himmels! Sollte Rottmayr sich da absichtlich herabgestürzt haben? Ich wies den Gedanken von mir. Ich wußte, wie tief in ihm das religiöse Gefühl wurzelte; das mußte ihn von einer solchen That abhalten. Ich suchte nach einem anderen Zusammenhang; vielleicht daß etwas auf die große, unselige Leidenschaft seines Lebens hinwies. Ich fand nichts. Die Generalin mit der Französin wohnte in einer andern Gasse; die Stelle an sich bot keinen Anhaltspunkt. Ich betrat die verlassene Werkstatt. Nachdem sich mein Auge an das Halbdunkel im Raume gewöhnt hatte, bemerkte ich eine steile Holzstreppe, die zum Bodenraum führte. Auf halbem Wege trat ich mit dem Fuße auf einen kleinen Gegenstand, der unter dem Drucke sich verbog. Ich hob das Ding auf; es war ein kleiner

silberner Bestandteil zu meinen Ehrenzeichen. Der Unglückliche war also auf dieser Treppe gewesen; und für ihn war es mit Lebensgefahr verbunden, sie zu besteigen.

Als ich oben war in dem dunklen Bodenraum, da ging mir freilich ein Licht auf. Durch die offene Bodenthür sah man ein Fenster des gegenüberliegenden Hauses, und durch dieses geöffnete Fenster — daß ich daran nicht gleich gedacht hatte! — sah ich Mademoiselle Olympe. Sie saß gerade auf ihrem Bette und kämmte sich ihr langes Haar aus. Ja, das hätte mir gleich einfallen können. Die Generalin wohnte zwar in einer andern Gasse, aber das war ja die Rückseite des von ihr bewohnten Hauses. Es hatte da nur ein einziges Fenster und das gehörte zum Stübchen der Französin.

Volle Klarheit hatte ich noch immer nicht, aber schon der nächste Augenblick sollte sie mir bringen. Ich war langsam bis zur Giebelthür vorgegangen — da, mit einemmal verlor der Fuß den Halt; ein Brettladen gab nach, das rückwärtige Ende hob sich, und das geschah so blitzschnell, daß ich unfehlbar in die Tiefe gestürzt wäre, wenn ich nicht mit turnerischer Behendigkeit sofort mit beiden Händen den Giebelbalken über der Thür erfaßt und umklammert hätte. Das konnte einem gesunden, athletisch geschulten Menschen gelingen, der arme Krüppel mußte da verunglücken.

Das Brett schnappte natürlich mit starkem Gepolter zurück, und ich werde niemals den entsetzten, wahrhaft entgeisterten Blick vergessen, mit dem die Französin, aufgeschreckt durch das Gepolter, herübersah, als ich gerade einen Augenblick in der Luft schwebte. Ja, soll denn das nun so fortgehen, daß die Menschen da einer nach dem anderen bei dieser Bodenthür hinausfliegen?!

Das war klar, wenn ein sterbliches Wesen den Sturz Rottmayrs mit angesehen und davon bis zu diesem Augenblick außer dem Silberschmied selbst Kenntnis hatte, so war es die Französin. Weder

sie aber noch Rottmayr verrieten auch nur ein Sterbenswörtchen davon, und es wurde daher nach wie vor erzählt und um so williger geglaubt, je wunderbarer es schien, Rottmayr sei auf ebenem Boden ausgeglitten und gestürzt und habe sich dabei so zugerichtet. Ja, die morschen Knochen, die erklärten alles.

Ich saß nun täglich einige Stunden an dem Bette meines Freundes Rottmayr, und diese Zeit benutzte die brave Generalin, um nach ihrer eigenen Wirtschaft zu sehen. Viel zu reden war freilich mit dem Armen nicht; er sollte ja überhaupt wenig, eigentlich gar nicht reden. Er lag da, der ganze Mensch eingekümmert, und litt sichtlich schwer. Als aber nach einer Woche etwa der Heilungsprozeß eine günstige Entwicklung nehmen zu wollen schien, da griff ich, um ihm die Zeit zu vertreiben, zu dem Auskunftsmitglied, ihm vorzulesen. Ich las ihm „Die Räuber“ vor; hei, wie ihm dabei die Augen glänzten! Und wie ging ihm das Herz auf, als später der „Götz von Berlichingen“ an die Reihe kam! Dann las ich ihm, um ihn aufzuheitern, ein seltsam fröhliches Buch, Claude Tilliers „Mein Onkel Benjamin“, und ich hatte die Freude, zu sehen, wie dabei eine stille Heiterkeit seine Züge verklärte. Bei einem Kapitel lachte er geradezu fröhlich heraus; bei der Schilderung, wie die Bauern kommen, um sich aus dem mitgebrachten Fläschchen von Meister Benjamin ihre Krankheiten bestimmen zu lassen. „Was läßt du mich an, du Schuft!“ schreit da der heilkundige Benjamin einen verbuckten Bauern an, nachdem er sein Fläschchen prüfend gegen das Licht gehalten; „du sagst, daß du fünf Stufen heruntergefallen seist, das aber ist von einem Menschen, der über sieben Stufen gefallen ist!“ Benjamin hatte sich vorher genau informiert; der Bauer rechnete nach, und seine Verehrung vor dem allwissenden Arzte war nun eine unbegrenzte.

„Es giebt so mancher seinen Sturz geringer an, als er in Wirklichkeit war!“ warf ich da gleichsam in Parenthese da-

zwischen. Rottmayr sah mir aufmerksam ins Gesicht, während ich weiterlas.

Als ich gegen Abend aufbrechen wollte, fragte er stehend:

„Reden die Leute über meinen Fall?“

„Alle haben Teilnahme für Sie, Meister Rottmayr.“

„Das meine ich nicht. Ob ihnen mein Unglück nicht — nicht — gewissermaßen merkwürdig vorkommt?“

„Es ist nichts Merkwürdiges daran, lieber Freund, wenn Sie in Ihren Verhältnissen ausgleiten und eine schwere Verletzung davontragen, wo ein anderer vielleicht besser weggekommen wäre.“

„Wohl, wohl; bei mir ist's erklärlich. Ich habe nur geglaubt — und ich bin nur froh —“

„Sie sind noch froh?!“

„Nun ja; es ist mir schon recht so. Es hätte noch schlimmer werden können.“

Es war ersichtlich, Rottmayr freute sich, daß doch niemand das Richtige über seinen Sturz wußte oder auch nur ahnte. Mir freilich traute er nicht, aber das that nichts; er wußte, daß er mir doch trauen dürfe.

*
*
*

Das große internationale Schwimm-Meeting und die große internationale Ruder-Regatta nahmen einen glänzenden Verlauf. Natürlich waren sie „international“; das macht sich ja viel schöner, und es war nur zu beklagen, daß sich die Meisterschwimmer und Meisterruderer von England und Frankreich und Amerika nicht eingefunden hatten, um sich um unsere Ehrenzeichen zu bewerben.

Mit den Ehrenzeichen freilich hatten wir unsere liebe Not, sie langten nicht, und wir mußten sehr stark in jeidenen Schleifen arbeiten, um halbwegs unser Auskommen zu finden. Am liebsten hätte ich gar nicht mitgethan; denn das Unglück Rottmayrs hatte mir alle Stimmung dazu geraubt, aber schließlich war es doch eine übernommene Pflicht, und darum mußte sie auch erfüllt werden.

Dieſe feſtlichen Veranſtaltungen hatten den Abſchluß der Saiſon bezeichnet. Die Tage wurden ſchon merklich kürzer; die ſchöne Zeit des Nichtsthuns war abgelaufen. Es war ein trüber, naßkalter Tag, triefende Näſſe und grauer Nebel allüberall, als ich ging, von Rottmayr Abſchied zu nehmen.

Ich machte es kurz, denn das Herz war mir ſchwer, und ich ſah, daß auch ihm Leid geſchah bei unſerer Trennung. Die Hand konnte ich ihm nicht drücken, ihm waren ja beide Arme eingeklemmt; jo legte ich denn meine Rechte auf ſeine Stirn.

„Behüt dich Gott, Rottmayr.“

* * *

Es war knapp vor Weihnachten — der Schnee lag fußhoch auf den Dächern der Stadt; wie mag es erſt in Berndorf ausgeſehen haben! — als ich die Nachricht vom Tode Cajetan Rottmayrs empfing.

Die Heilung ſeiner ſchweren Verletzungen hatte ganz gute Fortſchritte gemacht, aber dann war eine Lungenentzündung hinzugetreten, der ſein ſchwacher, gebrechlicher Organismus nicht mehr ſtand zu halten vermocht hatte.

Ich eilte, die Tranernachricht der Generalin zu überbringen, ſie war jedoch ſchon in Kenntniß derſelben, und wir ſchrieben nun gemeinſam an den Herrn Pfarrer von Berndorf die Bitte, daß in unſerem Namen das Grab des armen Dulders mit Blumen geſchmückt werde.

Ich erkundigte mich bei der Generalin nach der Franzöſin.

„O, die iſt längſt nicht mehr bei mir!“ erwiderte ſie.

„Ah?!“

„Sie ging bald nach unſerer Rückkehr vom Lande.“

„Ah?!“

Ich ſagte konſequent nur Ah, um die Generalin zum Weiterreden zu veranlaſſen.

„Sie hat damals eine Erbiſchaft gemacht.“

„Ah?!“

„Ja. Sie hat eine alte Tante beerbt.“

„Ah?!“

„Zawohl. Einhundertundvierzig Dukaten hat ſie geerbt.“

„Ah, ah?!“

„Ja, ſo iſt es. Nun, und das reichte gerade für ihre Ausſtattung. Auf dieſe hatten die zwei nur gewartet, ihr jetziger Mann und ſie. Er iſt ein Landsmann von ihr und Buchhalter und Korreſpondent bei einer hieſigen Baumwollfirma. Er ſcheint ein ordentlicher Menſch zu ſein. Natürlich habe ich auch etwas gethan und ſie haben jetzt eine ganz nette Menage.“

Etwa vierzehn Tage ſpäter traf ein, worauf ich — ich geſtehe es ehrlich — die ganze Zeit her gewartet und gehofft hatte. Cajetan Rottmayr hatte ſeine Waſchfigur mir vermacht. Nun war das Kiſtchen mit derſelben eingetroffen. Ich packte ſie behutſam aus und betrachtete ſie lange und mit tiefer Wehmut. So wenig vollkommen das Werk auch war, jetzt war es doch erſichtlich, daß da eine wirkliche Künſtlernatur zu Grunde gegangen war. Den außerordentlichen Fortſchritt, den ich damals mit ſolcher Ueberaſchung an dem rechten Arm und an der rechten Schulter wahrgenommen, den zeigte das Figürchen jetzt in allen ſeinen Theilen.





Ges von Nordwesten gesehen.

Marokko.

Don

Gerhard Koblfs.



Marokko, wie wir dies schöne Land nach einer seiner Hauptstädte zu benennen pflegen, Maghreb el Afsa,* das Land des äußersten Westens, wie die Eingeborenen es heißen, oder mauritania tingitana, wie die Alten es benannten, ist in letzterer Zeit zum Gegenstand der Aufmerksamkeit der europäischen Mächte geworden, daß es sich wohl verlohnt, das Land näher zu betrachten und die Er-

klärung zu suchen, weshalb gerade dieses Land jene Erscheinung wachgerufen hat.

In der That zog Marokko so wenig bis vor etwa einem Menschenalter die Aufmerksamkeit Europas auf sich, daß Deutschland erst seit Anfang der siebziger Jahre Vertretung dort hat. Preußen und die Hansestädte ließen sich früher durch die Konsuln fremder Mächte vertreten, man hielt es nicht der Mühe wert, dort eigene Gesandte oder Konsuln anzustellen.

Marokko hat fast immer dieselbe Größe bewahrt, sowohl unter den heimischen Königen, als auch als römische Provinz, und ebenso nach der arabischen Invasion. Auch

* Maghreb el Afsa, das Land des äußersten Westens, wird es von den einheimischen Schriftstellern genannt. Das Volk selbst nennt das Land Rhab el Hoani oder Rhab el Fed, das eigentliche Westland, oder des Westland von Fed

haben innere Streitigkeiten und auswärtige Kriege — der letzte mit Spanien im Jahre 1860 hätte fast zur Abtretung von Tetuan geführt, was nur durch die britische Intervention vermieden wurde, so daß Spanien sich mit einer Geldentschädigung begnügen mußte —, es nicht vermocht, eine Gebietsänderung herbeizuführen.

Die Größe von Marokko wird sehr verschieden angegeben, je nachdem man die südlich vom Atlas gelegene Wüste, ausgedehnter oder nicht, mit hineinzieht. Wenn man annimmt, daß die Mündung des Draa und der Verlauf dieses Flusses nach Osten, bis er sich nach Norden umbiegt, die südliche Grenze des Reiches bildet, und sich von dieser Umbiegungs-

rer Zeit haben aber die Franzosen nachgewiesen — und ich laun dies nur aus eigenen Forschungen bestätigen —, daß das marokkanische Reich auch nie einen Schatten von Regierung in Tuat gehabt hat. Es fehlte dort in dem Anfang der sechziger Jahre jegliche Zusammengehörigkeit mit Marokko. Von diesen 812 000 Quadratkilometern kommen nun ungefähr 200 000 Quadratkilometer auf das Tellgebiet, das heißt auf das Land, welches nördlich und auch südlich vom Atlas gelegen ist und das man als das eigentlich fruchtbare und anbauungsfähige bezeichnen kann.

Wenige Länder in Afrika haben im Verhältnis zum Binnenlande eine so große Küstenentwicklung wie Marokko. Und



El Akrach vom Meere aus gesehen.

stelle des Draa eine gerade, südöstlich verlaufende Linie nach Tuat denkt, so daß diese Dase mit hineinfällt, so erhält man ein Areal, das man auf 812 000 Quadratkilometer veranschlagen kann. In neue-

dabei hat das Land den großen Vorzug, daß es an zwei Meeren liegt, am Atlantischen und Mitteländischen Meere. Die Gestadelänge am Atlantischen Ocean beträgt 1265 Kilometer, die an der Straße

von Gibraltar 60 Kilometer und endlich die am Mittelmeere 425 Kilometer, während die Landgrenze nach Algerien nur eine Länge von 250 Kilometern hat.*

Dies so glücklich gelegene Land zwischen dem 35. und 28. Grad nördlicher Länge und von dem 12. und 2. Grad westlich von Greenwich begrenzt, erfreut

wenn auch die Spitzen der Atlasberge, die wie der Mithras mit einer Höhe von 3475 Metern ungefähr der Alpenhöhe von 2300 Metern entsprechen oder auch dem Meeresniveau von Nordeney — wenn diese Berge des Atlas nur eine mittlere Jahrestemperatur von 0 Grad ergeben, so würden wir nicht fehl zu greifenglauben, wenn wir sagen, die Summe der mittleren Temperatur von Marokko beträgt + 18 Grad.

Der Atlas bildet die natürliche Scheide in den Temperaturverhältnissen. Während nördlich vom Atlas die Regenmonate im Oktober beginnen und bis Ende Februar anhalten, ist der Regen südlich vom Atlas und ganz besonders südlich vom Anti-Atlas nur im Januar und der ersten Hälfte des Februar und erstreckt sich landeinwärts ungefähr nur bis zum 6. Grad westlich von Greenwich.



Marokkanische Frau vom Lande.

sich des herrlichsten Klimas, das man eigentlich als ein subtropisches bezeichnen kann. Denn wenn auch die Tefna- und Nun-Gegenden mit Rhadames und den südlichsten Dafen Algeriens eine Breite haben, so wirken die konstanten Seewinde doch so lindernd, daß dadurch die Temperatur bedeutend gemildert wird. Und

* Nach Renou, der aber Tuat nicht mit in seine Berechnung zieht.

Demnach werden die Draa-Provinzen in ihrem südlichen Teil nicht davon berührt. In der Oase Tafilet ist Regen selten, in Tuat soll sogar den Aus sagen der Eingeborenen nach nur alle zwanzig Jahre Regen fallen. Indes ist dies mit großer Vorsicht aufzunehmen, da die Wüstenbewohner hinsichtlich der Zahlen nicht sehr zuverlässig sind und ich zur Überzeugung gekommen bin, daß es in der Sahara weit öfter regnet, als

man bisher anzunehmen geneigt war. Der feuchte Niederschlag ist in den nördlich vom Atlas gelegenen Theilen sehr bedeutend, ebenso auf dem Atlas, theils in Form von Schnee, theils in Form von Regen, hingegen im Süden nur mäßig.

In der Zeit von Oktober bis Februar herrschen fast nur Nordwestwinde, und am wechselvollsten ist der Februar, wo an einem Tage oft sechs- bis siebenmal die Winde miteinander kämpfen. Im März vollzieht sich der Wechsel, dann von diesem Monat an bis Ende September Ost- und Südwinde. An den Küsten des Oceans weht in den Sommermonaten von neun Uhr morgens an ein stark kühlender Seewind bis nachmittags, wo der Südostwind wieder die Oberhand gewinnt; indes ist dieser Wind so kühlend, daß Vemprière recht hat, zu sagen: „Mogador, ob schon sehr südlich gelegen, hat eine ebenso kühle Temperatur als die gemäßigten Klimate von Europa.“

Bestimmte Beobachtungen für die mittlere Temperatur einzelner Orte liegen nur wenige vor. Tanger hat nach Renou eine mittlere Temperatur von 18 Grad C. Für Jës kann man bei einer Erhebung von 200 Metern — nach Venz — wohl die gleiche annehmen. Uesan, welches ungefähr 250 Meter hoch liegt, dürfte ebenfalls 18 Grad C. haben. In der Stadt Marokko, nach Venz ungefähr 500 Meter auf einer Hochebene am Fuße des Atlas gelegen, kann die mittlere Temperatur höchstens 20 Grad C. sein, da die dort wachsenden Datteln nicht ordent-

lich reif werden. Die Datteln brauchen eine Durchschnittswärme von 22 Grad C. In Tarudant, wo die Datteln schlecht reifen, dürften etwa 21 Grad C. Durchschnittswärme sein. Gräberg di Hemsö führt noch an, daß im Winter weder in einem Hafen noch in irgend einer Stadt



Marokkanische Stadtbewohnerin.

je das Thermometer unter + 4 Grad R. sinkt. In Uesan beobachtete ich eines Tages im Dezember leichten Schneefall, und die Leute sagten mir, es käme dies alljährlich vor; aber der Schnee bleibt nie liegen. Aus Gatel's Beobachtungen ist in Tetna das Thermometer in den Wintermonaten Dezember 1864 und Januar und Februar 1865 durchschnittlich um

sieben Uhr morgens 13 Grad C. gewesen; es kam nie unter 6 Grad C. und stieg nicht höher als 18 Grad C. In den Monaten September und Oktober beobachtete ich in Tuat eine mittlere Temperatur von 19 Grad C. vor Sonnenaufgang. Diese Tage würde ungefähr dieselbe Durchschnittstemperatur wie Fesjan haben, also etwa 24 Grad C.

Kleiden wir noch einmal als Ergebnis das marokkanische Klima in Worte, so sei uns gestattet, das anzuführen, was Gräberg di Hemjö sagt: „il clima di tutta questa regione è di più salubri e di più belli di tutta la superficie del globo terrestre.“*

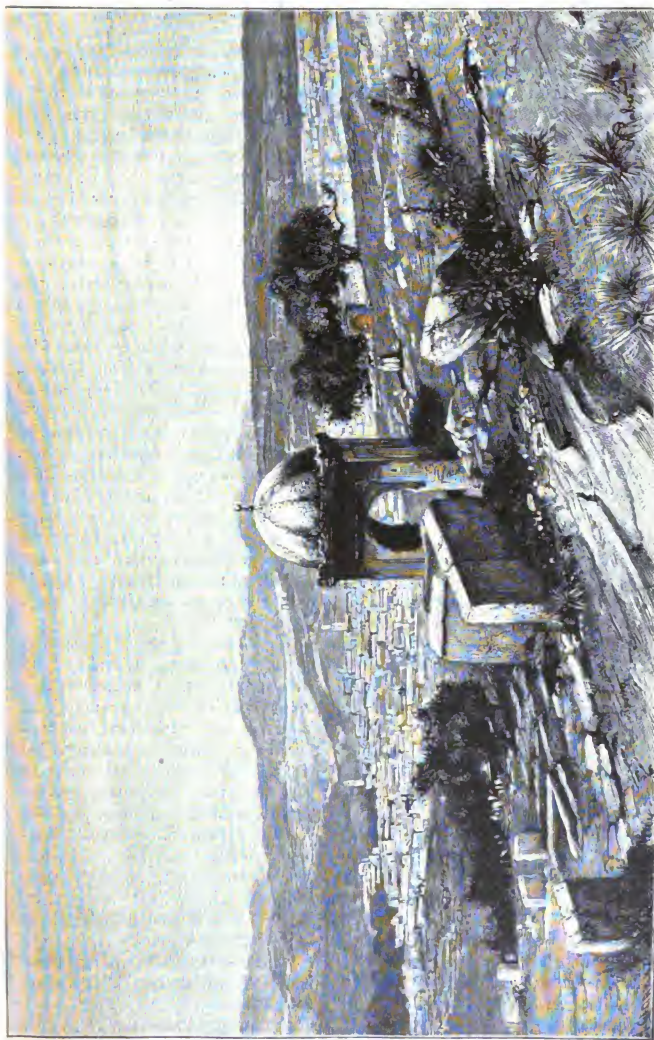
Ganz Marokko kann man als ein Gebiet des Atlas bezeichnen. Dies mächtige Gebirge hat seinen Knotenpunkt im Djebel Kiajchin, wenu dieser auch nicht als der höchste bezeichnet werden kann. Von hier aus gehen strahlenförmig die mächtigen Gebirgsketten nach Südwesten, nach Osten, nach Norden zum Kap Ras el Deir, und der nach Südwesten gehende gestaltet sich zu einer doppelten Kette, von der man die südlichere mit dem Namen Antiatlas bezeichnet. Die eigentliche Ebene, das abgeschwemmte Land, ist in Marokko nur spärlich vertreten und findet sich nur um die Mündungen der großen Flüsse. Eben dieses Gebirgscharakters wegen hat Marokko auch keinen einzigen schiffbaren Fluß.

Einer der größten marokkanischen Flüsse ist die vom Kiajchin entspringende Nuluya, den alten Geographen bekannt unter dem Namen Molochat oder Nulua. Die Nuluya beherrscht ein Stromgebiet fast so groß wie das des Guadalquivir in Spanien. Sie ist der einzige Fluß, der sich ins Mittelmeer ergießt, und während sie in römischen Zeiten die Grenze bildete zwischen mauritania tingitana und mauritania sitifensis, hat Marokko nach der Schlacht bei Jéli das ganze Gebiet von den Franzosen erhalten — ein Fehler, den Frankreich schon hundertmal bereut hat.

* Das Klima dieser ganzen Gegend gehört zu den gesundensten und schönsten der ganzen Oberfläche des Erdballs.

Auf der oceanischen Seite haben wir, von Norden anfangend, außer vielen kleineren Flußläufen den Sjebu. Er hat noch verschiedene Nebenflüsse und den Vorteil, daß er dicht bei Fes, ungefähr nur eine Stunde Entfernung nördlich davon, vorbeieht. Bez jagt von ihm: „Der Sjebu würde eine bequeme Fahrstraße nach Fes abgeben.“ Das glaube ich nun zwar nicht, aber eine Strecke, soweit er das Tiefland durchfließt, würde er schiffbar zu machen sein. Es folgen sodann der Um-Kbea, der, aus dem Atlas kommend, bei Khamor, einer ziemlich großen Stadt, den Ocean erreicht. Auch dieser Strom ist leicht in seinem unteren Teile schiffbar zu machen. Wertwürdigerweise hat der große Tensist, welcher dann folgt, nach Süden zu, an seiner Mündung, die zwischen Asfi und Mogador liegt, keine Besiedelung. Gerade weil er zu der von jeher Bedeutung habenden Stadt Marokko einen Wasserweg ermöglicht, sollte man denken, an seiner Mündung auch einen Ort anzutreffen. Diese ist übrigens so versandet, daß man den obigen breiten Strom dicht bei seiner Mündung, wenn er gewöhnlichen Wasserstand hat, noch durchwaten kann.

Es folgen sodann südlich vom Kap Ger, wo der Atlas sich steil ins Atlantische Meer stürzt, der Ued Suß, welcher als Stromgebiet das Land zwischen Atlas und Antiatlas hat, und zuletzt der mächtige Ued Draa. Dieser, der im Atlas entspringt, geht zuerst südlich und biegt schließlich nach Westen, um etwa unter 28 Grad 20 Minuten in den Ocean zu gehen. Der Draa, der noch nun ein Sechstel länger als der Rhein ist, schwemmt fortwährend Wasser. Jedes ist die Wassermenge, die er fortbewegt, in den oberen Teilen nicht bedeutender als etwa die der Spree bei Berlin, sie wird dann aber am südlichen Ende des von Nord nach Süd fließenden Teiles, nachdem der Strom sogar mehrere Male verschwindet, so gering, daß man diesen großen Strom, wie er sich zur Herbstzeit, kurz vor dem Eintritt der Regenperiode, auf dem Atlas



St. von Eisenstein gesehen.

präsentiert, hinsichtlich der Wasserarmut kaum einen Bach nennen kann.

Sodann haben wir noch, nach dem Süden gehend und sich in die Sahara verlierend, den Eis zu nennen, der die Oase Tafilet speist und den Ger, der später, wenn er den Ued Kuetja und andere Zuflüsse, die alle vom Atlas kommen, aufgenommen hat, den Namen Ued Esjaura und noch später den Namen Ued Msand annimmt, d. h. wenn man überhaupt noch Tuat zu Marokko rechnen will, welche Oase von diesen letztgenannten Zuflüssen gebildet wird.

Landseen findet man im Lande keine, wenigstens nicht von Bedeutung, und doch ist das Ganze äußerst wasserreich. Dies kommt nämlich vom ewigen Schnee, der es ermöglicht, daß alle Flüsse auch in der trockenen Jahreszeit Wasser halten. Damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es in Marokko Gletschergäbe. Der Atlas ist wohl nicht hoch genug und liegt schon zu weit nach Süden, als daß eine Berggletscherung statthaben könnte. Aber gerade wie in den oberen Schluchten des Atla der Schnee während des ganzen Jahres liegen bleibt, giebt es dergleichen Schluchten auch im Atlas; kurz, die Flüsse werden daraus immer gespeist, und das ist es, was die Fruchtbarkeit Marokkos ausmacht.

Was nun endlich die Produkte des Landes anbetrifft, so kennen wir von den Mineralien, die dort vorkommen sollen, mit Bestimmtheit nur äußerst wenige. Daß im Süden des Landes Kupfer und Antimon gefunden wird, habe ich selbst konstatieren können, auch haben die Franzosen an der Grenze von Algerien Eisen- und Bleiminen. Steinjalz findet man auch, und Lenz will Kohlen in der Nähe von Tetuan nachgewiesen haben. Auch dürften Erdölquellen vorhanden sein. Von wertvollen Gesteinen kommen in Marokko Marmor, Alabaster, Granaten und Opale vor, außerdem guter Sandstein und Kalkgebilde; der höchste Atlas besteht aus Granit.

Die allgemeine Feuchtigkeit und die

des Atlas im besonderen bringen es mit sich, daß man in letzterem noch Waldungen antrifft, meistens aus Koniferen und Eichen bestehend, auch verdienen die Korkeichenwälder bei Tetuan und El Arajich Erwähnung. An wild wachsenden Bäumen ist sodann noch die Zwergpalme vorhanden, die im ganzen Norden Marokkos Verbreitung gefunden hat, und ebenso darf die Halsa, obgleich sie gar nicht ausgebeutet wird, hier nicht ungenannt bleiben. Ferner haben wir auch des Arganbaumes, Elodendron Argan, Erwähnung zu thun, eines Baumes, der nur in Marokko auf dem Südwestabhang des Atlas vorkommt und aus dessen Früchten man ein recht gutes Öl gewinnt. Von Obsthäusern nennen wir Feigen, Aprikosen, Mandeln, Pfirsiche, Weintrauben und die verschiedensten Arten von Apfelsinen und Citronen, kurz alle jene Fruchtbäume, die das südliche Europa hervorbringt. Aber kein Land kann sich an Süße und Aroma der Früchte mit den marokkanischen Produkten auch nur im entferntesten messen. Dann haben wir vor allen Dingen noch die in den südlichen Oasen vorkommenden Datteln zu nennen, deren Güte auch bei weitem die der anderen Oasen der ganzen Wüste übertrifft.

Der Ackerbau und die Gartenzucht liegen in Marokko noch ganz daneben. Wie Abraham mit seinem primitiven Pflug aderte, so reißt heute der Marokkaner die Erde auf, der er sein Korn anvertraut. Die Sense ist dem Marokkaner vollkommen unbekannt, dahingegen haben sie eine Art von Sichel, ein krumm gebogenes Messer, womit sie die Ähren dicht unter dem Kopfe abzabeln, so daß das Stroh auf dem Felde stehen bleibt. Dies dient dann später als die einzige Düngung. Übrigens ist so viel Land vorhanden, daß sie den Acker gewöhnlich zwei Jahre brach liegen lassen und erst im dritten Jahre ihn wieder beackern. In der Gartenkultur sind die Städtebewohner insofern etwas vorgehrittener, als man düngt, wenigstens wird der Urat aus den Städten hinausgeschafft und namentlich die von

den Alten überlieferte Kunst des Bewässerens heute noch angewandt. Auf dem Lande wird gar keine Gartenkultur getrieben, höchstens bauen die Bewohner Melonen, Wassermelonen, Gurken und Rüben. Das wichtigste Getreide, das gebaut wird, ist Weizen und Gerste, wovon Marokko alljährlich Hunderttausende von Centnern exportieren könnte, wenn die Gesetze es erlaubten; sodann baut man auch Erbsen, Bohnen und Linjen.

An wilden Tieren ist in Marokko, namentlich wenn man die kleineren von dem, „was da kreucht und fleucht“, mit in Betracht zieht, kein Mangel. Aber speciell Marokkanisches giebt es nicht. Der so viel gefürchtete Löwe des Atlas ist fast ausgerottet. Panther, Leoparden, Hyänen und Schakale kommen noch oft genug vor, von den Vögeln bemerkt man meist Adler, Falken, Habichte u. s. w. Aber sehr groß schätzt man den Reichtum des Landes an Haustieren. „Circa vierzig Millionen Schafe, zehn bis zwanzig Millionen Ziegen, fünf bis sechs Millionen Rinder, eine halbe Million Pferde und Kamele und vier Millionen Manteltiere und Esel,“ so giebt Leuz die Anzahl der in Marokko vorhandenen Tiere an. Da nun außer einer ganz bestimmten Anzahl von Rindern und Schafen, die vertragsweise für die Verproviantierung Gibraltars dienen, kein Vieh exportiert werden darf, müssen sich die Marokkaner auf den Verkauf der Schafwolle beschränken; hierin ist der Export indes ziemlich hoch. Daß die Verberpferde Marokkos außerordentlich gute sind, ist bekannt, aber ausgeführt dürfen sie auch nicht werden.

Wir hätten jetzt noch über die Bevölkerung Marokkos ein Wort zu sagen. Wir finden in den Verbern, welche die Urbevölkerung von Marokko in sich begreifen und welche die Abkömmlinge der alten Mazyes, Massylii und wie sie weiter von Strabo und anderen Geographen des Altertums genannt werden, den Hauptteil des marokkanischen Volkes. Sie umfassen wenigstens drei Viertel der

Bevölkerung, während nur ein Viertel auf Araber, Juden und Schwarze kommen. Die Berber, die sich im Norden Schlöh, im Süden Masigh und Brebber (daher der Name Berber) nennen, sollen nach Strabo von den Judiern abstammen, nach Sallust Libyer mit Nubern untermischt sein. Diese Völkerschaft erhielt zur Zeit der Römer nach dem Lande, das sie bewohnten, Mauritania, den Namen Mauri (die Römer hatten vorher schon die Bevölkerung Mauri genannt, was aber nichts mit dem Namen Mohr zu thun hat, obschon dieser Name offenbar von Mauri, der Aussprache der Franzosen gemäß, herstammt). Später, als im siebenten Jahrhundert zu den Verbern, den Hamiten, die Araber, Semiten, kamen, änderte sich nichts darin, sie hießen immer bei den Europäern noch die Mauritanier, bei den Franzosen les Maures, bei den Spaniern los Moros und bei den Deutschen die Mohren, und man dachte dabei in Deutschland hauptsächlich an Schwarze und verstand unter Mohr einfach einen Neger.* Zu diesen Verbern gesellten sich die Araber, aber nicht in beträchtlicher Zahl, ohne indes eine Vermischung mit ihnen einzugehen. Wenn sie nun doch trotz ihrer numerischen Minderheit die herrschende Klasse geworden sind in Marokko, so verdanken sie das in erster Linie der

* Wer der erste gewesen ist, der unter Mauren eine specielle Rasse, ein besonderes Volk verstanden haben will, ich weiß es nicht. Und jeder Autor giebt davon eine verschiedene Bezeichnung. Manche verstehen darunter die nach Spanien hinübergegangenen und zurückvertriebenen Berber und Araber, die sich vorzugsweise in den marokkanischen Städten besiedelten, andere verstehen unter Mauren die auf dem Nordabhange des Atlas lebenden Berber und Araber, noch andere die im Süden von Marokko nomadisierenden Araber — kurz, es giebt über den Begriff der Mauren fast so viele Meinungen, wie es Schriftsteller über Marokko giebt, wozu dann noch die zu zählen sind, die auch über das übrige Nordafrika geschrieben haben. Aber wir können hier nur wiederholen, was wir schon oft betont haben, daß die etwaigen Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung nicht größer in Marokko sind wie bei uns, und doch wird es niemandem einfallen, für die weniger gedräunte Hautfarbe der Städtebewohner und für das öftere Vorkommen von Plebejtheit in der Stadtbevölkerung einen ethnologischen Grund zu sehen.

höheren Kultur, die sie mitbrachten. Denn wenn im Anfang der islamitischen Invasion die Araber auch nur aus Soldaten und einzelnen Nomaden bestanden, so blieben diese doch immer in Berührung mit

Christentum wieder abzuwerfen und sich dem Islam zuzuwenden. Indes ging es ebenso wie mit der vollkommenen Unterjochung der Berber doch ziemlich langsam mit der Annahme des Islam. Leo



Maroccanischer Bettler.

dem sich zu hoher Wissenschaftlichkeit entwickelnden östlichen Kalifat. Sodann aber der mohammedanischen Religion. Diese hatte für das berberische Volk so etwas unendlich Bequemes, daß es nicht zauderte, das schon empfangene

Africanus, welcher etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts lebte, berichtet noch von christlichen berberischen Stämmen, die im Inneren des Atlas-Gebirges hausten. Heute dürften wohl sämtliche Berber zum Islam bekehrt sein.

Die Zahl der Maroccaner wird sehr verschieden angegeben. Jackson nimmt z. B. 14 886 600 Einwohner an, Lenz kommt bis zu 8 000 000, während ich selber 1870 die Einwohnerzahl auf 6 500 000 bezifferte. Ich bin indes jetzt geneigt, mich eher der Klödenischen Annahme zu nähern, welcher in seiner Geographie nur 2 750 000 Einwohner annimmt, und ich möchte mich für ungefähr

3 000 000 entscheiden. In Ermangelung jeglicher statistischer Angaben kann man eben nur schätzen.

Ich hatte mich für die 6 500 000 entschieden durch einen Vergleich mit Algerien, wo bei ähnlicher Bodenbeschaffenheit

und bei fast gleichen klimatischen Verhältnissen im Jahre 1867 eine Bevölkerung von fast 3 000 000 Seelen vorhanden war. Aber während in Algerien die Zahl der Eingeborenen zunimmt, vermindert sich diejenige von Marokko, oder wenigstens bleibt die Einwohnerzahl stationär. Die Ursache liegt in der Sterilität der Frauen und den immerwährenden Kriegen der Stämme untereinander oder gegen die Regierung, endlich in der Ausjaugung seitens der Religionen und der entsetzlich dort wütenden Krankheiten. Erst unter dem Datum des 25. Juli v. J. hatte ich von dem Chef eines der bedeutendsten deutschen Häuser in Tanger die briefliche Nachricht, in der es unter anderem heißt: „Krankheiten, namentlich Syphilis, grassieren in erschreckender Weise und sind mir oft grauenhafte Fälle gebracht worden.“ Dieses kann ich aus eigener Anschauung bestätigen.

Außerlich in der Kleidung und in den Gewohnheiten unterscheiden sich die Berber und Araber kaum. Nur fiubet man erstere nicht in den größeren Städten besiedelt. Sonst giebt es ebensoviele berberische Stämme, die in Tschars und Kfors*

wohnen, als solche, die in Zelten nomadisieren. Bei den Arabern nomadisieren die meisten in Zelten, und man nennt eine solche Ansammlung von Zelten Duar. Während aber die Araber auf einfache Kleidung halten und das Weiß in ihren Anzügen vorwalten lassen, lieben es die Berber sehr, sich in prunkvolle Kleider zu werfen und mit Ge-



Marokkanischer Musiker.

schmeide zu bedecken. Das sagt schon Strabo von ihnen im XVII. Buch: „sie kräuseln sich sorgfältig ihr Haupthaar und ihren Bart, tragen zur Zierde Gold auf den Kleidern; reinigen sich die Zähne, beschneiden die Nägel; und selten wird man, wenn sie miteinander spazieren gehen, sehen, daß einer dem anderen zu nahe kommt, aus Furcht, die Friur desselben zu verderben.“ Während aber die Berber streng auf reines Blut halten und es

* Unter Tschar versteht man ein offenes Dorf im Gebirge, unter Kfor ein beseligtes Büttendorf.

vermeiden, sich mit den Arabern und Schwarzen zu verheiraten, nehmen die Araber gar keinen Anstand, sich mit einer Negerin zu verheiraten. Deshalb trifft man heute bei den Arabern, bei den Städtebewohnern sowohl als auch bei den Zeltbewohnern, so viele Individuen, die Negerblut in sich haben. Ja, man kann dies leicht erkennen, sowohl bei den Schürfa (Plural von Scherif) als beim gewöhnlichen Volke: alle verraten durch ihre Züge, durch ihre Hautfarbe, daß sie stark von Negerblut durchsetzt sind. Sogar die Familie des Sultans ist hiervon nicht ausgeschlossen.

Das einzig gemeinsame Band, welches sich um Berber und Araber schlingt, ist die Religion, und hierdurch beherrschen die letzteren die ersteren. Die Berber beobachten den Islam indes nur in lauer Weise. In Marokko hat sich nun im Laufe der Zeit vermittlest der Schürfa* ein heiliger Stand herausgebildet, der von jedem respektiert wird. Und da in Marokko jeder verheiratet sein muß, der etwa das zwanzigste Jahr erreicht hat, so sind die männlichen Nachkommen auch heilig. In dieser Beziehung hat also der Islam einen bedeutenden Vorzug vor der christlichen Religion, denn er befiehlt nicht nur den Anhängern seiner Religion, zu heiraten, sondern er läßt, in Marokko wenigstens, die Möglichkeit, heilig zu werden, auf leichte und oft auf keineswegs verdiente Art zu.

Um aber auch den Berbern die Möglichkeit zu gewähren, heilig sein zu können, hat die marokkanische Religion das sogenannte Marabutwesen eingeführt. Irrend ein beliebiger Mann erklärt sich für heilig, er verrichtet Wunder oder thut

* Unter Scherif versteht man einen Abkömmling Mohammeds. Diese Schürfa haben sich nun bei der dummen Beodtlerung mit dem Schein des Heiligseins, des Unverletzlichen ihrer Persönlichkeit zu umgeben verstanden. Man kann z. B. einen Scherif wohl direkt beleidigen, aber nicht seine Porsahren. Allah rhinalbac, Gott verfluche deinen Vater, darf man keinem Scherif zurufen, wohl aber Allah rhinalak, Gott verfluche dich. Dies ist die häufigste Schimpfart in Marokko.

sonst etwas Außergewöhnliches, so wird er für heilig erklärt und seine Nachkommen sind natürlich auch heilig.* Ein jeglicher Mensch, sei er Araber oder Berber, kann sich mit Heiligkeit in Marokko den Titel eines Heiligen beilegen.

Die mohammedanische Religion hat nichts zum Wohl der Menschen beigetragen, sie wünscht einfach die Leute in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, benutzt sie als zahlende Maschine, und das einzige, was sie thut und zwar mit Bewußtsein, ist die Menschheit zu knechten und in Unwissenheit zu erhalten.

Wir haben jetzt den in Marokko weilenden Juden noch einige Worte zu widmen. Es giebt deren zweierlei: solche, die vor undenklichen Zeiten aus Palästina eingewandert sind, und solche, welche mit Vertreibung der Mauren aus Spanien mit diesen zurückvertrieben wurden. Letztere sprechen alle spanisch, und zumeist bewohnen sie die Hafensstädte, auch Fez und Alfasar. Die nicht spanisch redenden Juden halten sich in den kleineren Binnenstädten, sowie auf den Höhen des Atlas und, mit Ausnahme der Oase von Tuat, in all den südlich vom Atlas gelegenen Oasen auf. Es dürften etwa fünfzigtausend Juden in Marokko wohnen.

Natürlich müssen sich die Juden schon äußerlich durch eine besondere Tracht kennzeichnen. Sie wohnen, im Inneren wenigstens, in eigenen Judenquartieren und sind allen nur erdenlichen Beugationen und Demütigungen ausgesetzt. In den Hafensstädten ist ihr Loos insofern ein besseres, als sich die meisten die Protection irgend eines europäischen Konsuls zu verschaffen gewußt haben. Aber sobald sie nur ins Innere des Landes gehen, müssen sie sich jede Demütigung gefallen lassen. Sie bleiben aber trotzdem im Lande, weil ihre Heimatsliebe so groß ist und weil sie die einzigen sind, welche

* Daher kommt z. B. die berberische Dynastie der Almoraviden (Almoraviden ist eine Verflümmelung des Wortes al marabutiu, Plural von marabut, die von 1055 bis 1146 in Marokko herrschten).

die großen Geldgeschäfte vermitteln. Auch ist ihnen die Auswanderung sehr ershwert, da dieselbe für sie mit den größten Geldopfern verknüpft ist.

Von den wenigen Schwarzen zu reden, die sich in Marokko aufhalten, ist eigentlich kaum nötig. Als geschlossene Masse findet man sie nur in der Truppe. Hier dienen sie als Boshari, eine Art von Leibwache, die unter dem Sultan Muley Ismael gegründet und seit der Zeit stets beibehalten wurde. Es werden einige Tausend Mann sein — ein jeder ist verheiratet, und so rekrutieren sie sich zum Teil aus sich selbst weiter —, die durch die importierten Sklaven aus dem Süden ergänzt werden. Einzelne Schwarze findet man auch als Sklavenarbeiter auf den Feldern der Reichen, oder als Hausdiener beschäftigt. Ihr Los ist, namentlich da sie den Islam gleich annehmen müssen, wie immer bei den mohammedanischen Völkern, ein gutes.

Der Sultan von Marokko hat keinen einzigen christlichen Unterthan. Die wenigen, die dort angelesen sind, bewohnen die Hafensstädte, vorzugsweise Tanger, Caza Bianta (Darbeida) und Mogador (Sjuera). In ersterer Stadt halten sich auch die europäischen Ministerresidenten und Konsuln auf, welsch letztere übrigens auch in den übrigen Hafensstädten nicht fehlen.

Die Regierung des Landes verkörpert sich im Sultan. So nennen wir in Marokko den Herrscher der Marokkaner, obschon im Lande dieser Name nicht gebräuchlich ist. Er ist ihm durch die Europäer einfach aufgezwungen worden, ebenso wie der Name „scherifianische Majestät“. Die Marokkaner nennen ihren Herrscher Sidna (unser gnädiger Herr), oder Muleina (was dasselbe sagen will). Allah ibarkamor Sidna (Gott segne die Seele unseres gnädigen Herrn) ist die stehende Redeweise, womit man den Sultan begrüßt. Diese betrachten sich als die rechtmäßigen Nachfolger des Kalifats des Westens. Der Sultan selbst pflegt sich auch als Halem el Mumenin (Be-

herrscher der Gläubigen) zu bezeichnen. In dem Sultan der Türkei erkennt er nur einen Usurpator; der Herrscher muß vom Stamme der Schürfa, d. h. einer der Abkömmlinge des Propheten sein.

Diese Herrscherlinie, welche man auch, da sie von Tafilet stammt, die der Filali nennt, stammt von einem Scherif Mulei Ali, den Mekka-Pilger von Tafilet eben dahin gebracht hatten. Er wurde im Jahre 1620 zum Sultan erhoben und von ihm stammt Mulei Ismael ab, der von 1672 bis 1727 regierte und Marokko ganz ungemein erhob im Ansehen und in Macht. Er war einer der grausamsten Scheusale, die je einen Herrscherthum eingenommen haben, und ist infolge davon jetzt als ein Heiliger in ganz Marokko verehrt, sein Grabmal in einer der Moscheen in Mekines gilt als ein berühmter Zufluchtsort. Er hinterließ eine Unzahl von Kindern, die als Schürfa theils in Tafilet, theils auf dem Atlas von Marokko leben. Der jetzige Sultan Mulei Hassan ist ein Abkömmling dieses Sultans. Der Sultan, wie wir ihn nun einmal dem Herkommen gemäß nennen wollen, ist etwa fünfzig Jahre alt. Pletsch* schildert sein Äußeres folgendermaßen:

„Das gelbbraune, von kurzem schwarzem Bart und sogar von einigen verschont gebliebenen krausen Haaren an den Schläfen eingefasste Gesicht des Sultans, in der umrahmenden weißen Kapuze, des bis zu den Bügeln niederwallenden Buruus, entbehrt nicht der Formensönheit und Größe. Aber ein tief schmerzlicher, leidender Ausdruck weicht keinen Moment von der Stirn, den leise an den Nasenwurzeln hinaufgezogenen Brauen, den tief eingesenkten, großen, dunklen Augen, deren glänzendes Weiß etwas von dem gelblichen Anhauch zeigt, der auf beginnende Leberkrankheit deutet.“

Der Sultan ist absoluter Herrscher, sowohl in religiösen Dingen wie in weltlichen. Das ganze Land und alle Menschen darin werden als sein Eigentum be-

* Marokko. Von Ludwig Pletsch. Leipzig 1878.

trachtet, also sind eigentlich alle Marokkaner Sklaven. Er kann einen beliebigen Einwohner ohne Grund in den Kerker werfen, ihn seines Vermögens berauben, ihn töten; niemand wird ihn zur Verantwortung ziehen, und häufig genug kommen derartige Fälle vor. Ein einziges Hindernis ist ihm gezogen, das ist der Koran und die Gesetzgebung, die aus demselben hervorgeht, die Schara. Sodann gilt das Herkommen auch noch viel, so daß sich niemand so leicht darüber hinwegsetzt. Ist indes der Sultan grausam und despotisch, so hat er immer Auswege genug, um seine Thaten mit dem Koran zu beden. Dieser ist, wie jedes religiöse Gesetzbuch, voller Widersprüche. Die Mohammedaner in Marokko haben übrigens noch viele Bücher, aus denen sie ihre religiösen Gesetze schöpfen, eins der vornehmlichsten ist z. B. der Vohari.

Ein eigentliches Ministerium giebt es in Marokko nicht. Der Sultan hat einen Thaleb (Schreiber), der alle Geschäfte für ihn besorgt, nach Lenz soll derselbe den Titel Hadjschib el Mayam (Wächter des Erhabenen) haben. Ich hörte den Namen Sahab el Chatam, was Freund des Siegels bedeutet, nennen. Außerdem ist der Mshuar ein wichtiger Posten, was etwa dem Einführer der Gesandtschaften in Europa entspricht. Ich habe vor kurzem ausgeführt, daß ein sogenanntes Schatzhaus mit einem Schatz darin wahrscheinlich in Mekines, einer der Hauptstädte des Landes, existiert, daß man aber von dem Schatz selbst sich eine viel zu große Vorstellung macht. Die Rechtsprechung in Marokko geschieht vor dem Kadi und besteht eigentlich in der willkürlichsten Auslegung der Gesetze, die natürlich gemäß dem Koran gefällt werden. Derjenige erhält in der Regel Recht, der dem Kadi die größten Beweiße in klingender Münze bringt. Man hat auch Notare (Abul) in Marokko, die gerichtliche Geschäfte abschließen; das herrliche, eigenmächtige Wesen des Sultans setzt sich natürlich auf alle Beamten, die unter ihm stehen, fort, mögen sie nun Provinzial- oder städtische

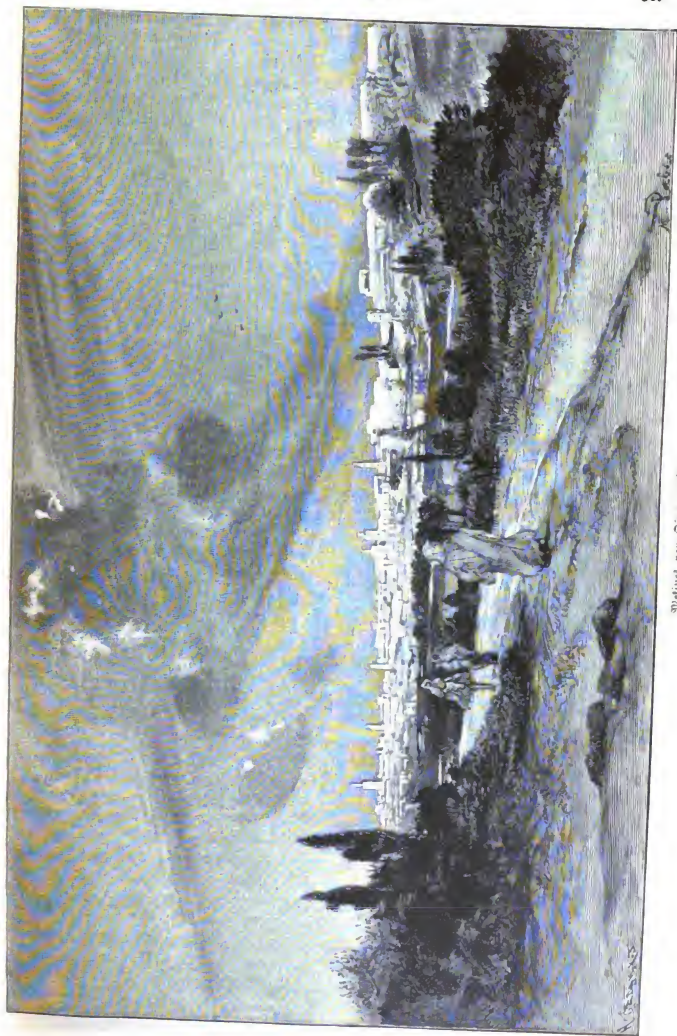
Beamte sein. Wie geurteilt wird in Marokko, dafür genügt folgender Vorfall:

Als ich im Jahre 1861* in der Hauptstadt Fes weilte, wurde ich als Arzt dem Gouverneur von Alt-Fes zugewiesen. Ich bezog mit meinem Dolmetsch, welcher Hauptmann der regelmäßigen Armee des Sultans war, ein Zimmer, welches zur Privatmoschee des Baschas** gehörte, die gleich neben seiner Amtswohnung gelegen war. Mit zunehmender Wärme wurde der Aufenthalt in diesem Zimmer bald unerträglich, und als eines Tages der Bascha fragte, wie ich mit meiner Behandlung zufrieden sei, machte ich ihn auf die unerträgliche Hitze aufmerksam. Er rief einen seiner Diener und fragte ihn, welche Wohnung in der Nähe der feinsten auf der Stelle zu haben sei; dieser bezeichnete einen reizenden Sommerst, welcher, obgleich in der Stadt gelegen, einen hübschen Garten habe, vom Fesflusse durchzogen würde, an die Wohnung des Baschas anstieße, „aber,“ fügte er hinzu, „der Scherif, dem es gehört, hat seinen Sommeraufenthalt schon darin genommen.“ „Geh auf der Stelle und sag ihm, ich brauche seine Wohnung,“ war des Baschas kurze Antwort. „Und du, Mustafa,“*** fuhr er fort, „kannst heute noch umziehen und wirst nun gewiß zufrieden sein.“ Der Scherif schien indes nicht große Eile zu haben, vielleicht glaubte er auch, weil er Scherif (Abkömmling Mohammeds) sei, dem Befehle trotzen zu können. Kurz, als ich am folgenden Tage Ben Thaleb — dies war der Name des Baschas — besuchte und er sich nach meiner Wohnung erkundigte, mußte ich gestehen, ich sei, weil der Eigentümer sich noch immer in seinem Hause befände, noch in meinem Moscheezimmer. Aber kaum ließ der Bascha mich vollenden; ein Diener wurde gerufen, er bekam Befehl, auf

* Mein erster Aufenthalt in Marokko. Von G. Rohlf's. Bremen 1872.

** Man sagt in Marokko Bascha, nicht Bascha wie die Türken. Die Araber haben in ihrer Sprache kein p, sie ersetzen es durch b.

*** Mustafa war mein in Marokko angenommener Name.



Robiſſa von Oſten geſehen.

der Stelle den Scherif mit seinem beweglichen Eigentum auf die Straße zu setzen; so geschah es, und an demselben Tage konnte ich einziehen. Es würde nichts genutzt haben, hätte ich zartfühlend gegen diesen Befehl, den Eigentümer aus seinem Besitze zu vertreiben, protestieren wollen. Niemand würde ein solches Benehmen verstanden haben, da das unfehlbare Benehmen, d. h. willkürliches Betragen, sich vom Sultan auch auf seine Beamten übertragen hat.

So und ähnlich ist das ganze Justizverfahren in Marokko. Der oberste Richter ist natürlich der Sultan, der einen Vertreter im Kadi el Djemma (Richter der Moschee) in Fes hat, der auch die übrigen Kadis in den Provinzen ernennt.

Verwaltet wird Marokko durch verschiedene Kadis, die je nach der Lanze des Sultans in größeren oder kleineren Kreisen zu befehlen haben. Man kann sich kurz fassen, wenn man sagt, im ganzen Lande herrsche die schrankenloseste Willkür und eine entsetzliche Unordnung.

Der jetzt regierende Sultan scheint indes die besten Absichten zu haben. Er bildet oder versucht sich wenigstens eine Armee zu bilden. Unter englischen und französischen Instruktoren hat er sich eine sogenannte regelmässige Armee angeschafft. Sie besteht aus verheirateten Greisen und ungefähr vierzehn Jahre alten Knaben, die das Gewehr noch nicht tragen können. Die verschiedenen Gesandtschaften, die an dem Hof von Fes erschienen sind, wissen genug davon zu erzählen. Besser sollen die sogenannten Wochari sein, Neger, die beritten sind und unter dem Sultan Zamael gebildet wurden als eine Art von Leibgarde. Dann giebt es noch die jedem Reisenden wohlbekannten Machaseni, die weiter nichts sind als Polizeisoldaten, aber beritten. Ihre Anzahl dürfte höchstens einige Tausend betragen. Endlich die Tobtschijah, Artilleristen, einige Hundert Mann stark und meist in den Hafenstädten verteilt. In diesem kommt sodann eine Art von Landwehr und Landsturm, d. h. Mannschaf, die der Sultan

aufbietet, wenn Gefahr ist, die sogenannte Harlah, und von denen er gewiß Hunderttausend auf die Beine bringen könnte, wenn nicht die Verpflegungsfrage Schwierigkeiten machte. Wenn auch die regelmässige Armee (die Machaseni und die Wochari) einen kleinen Lohn empfangen, und für deren Verpflegung in gewissem Sinne gesorgt wird, so ist für die Harlah in dieser Beziehung gar nichts geschehen. Jeder muß sehen, wie er für sich selbst sorgt. Was will das aber nun sagen bei einer Truppe von hunderttausend Mann. Es ist daher auch unmöglich, wie seinerzeit von allen behauptet wurde, daß der Sultan im spanischen Kriege hunderttausend Soldaten entgegengestellt habe, wenigstens tage-, geschweige wochentlang konnte er keine solche Menge den Spaniern entgegenstellen.

An einheimischen Münzen haben die Marokkaner nur den Fils (Mehrzahl Flus), eine kleine Kupfermünze, welche auf einer Seite das Salomonische Siegel, d. h. das bayerische Vierzeichen, zwei durcheinander gehende Dreiecke, auf der anderen Seite Jahreszahl und Prägungsort (auch in Tetuan befindet sich eine Münze) zeigt, dann Zweiflusstücke, Udjein genannt, ebenfalls geprägt. Sechs Flus bilden die imaginäre Münze, Rosona genannt: eine geprägte Rosona giebt es nicht. Sie ist ungefähr einem Sou gleich. Vier Rosonats bilden sodann eine Dkia, d. h. Unze, aber acht Rosonats oder zwei Dkias ist die kleinste und zehn Rosonats oder zweieinhalb Dkias die größte geprägte Silbermünze. Selten sind die geprägten Münzen rund, meist unregelmässig oval. Und die einzige geprägte Goldmünze Bendi besteht aus zweieinhalb Metkal. Im übrigen gelten spanische und französische Silbermünzen im ganzen Lande, und französisches, spanisches und englisches Gold überall nördlich vom Atlas. Der einst so beliebte spanische Bu-Medfa-Thaler, so genannt von den beiden Herkulessäulen, welche die Marokkaner für Kanonen (Medfa = Kanone) halten, ist fast ganz aus dem Handel ver-

schwunden, dagegen hat der französische Hüftfrankenthaler sich Eingang verschafft. Der österreichische Maria-Theresienhalter, der sonst fast in ganz Afrika ohne Nebenbuhler herrscht, wird in Marokko äußerst selten gefunden.

Die Maße und Gewichte sind fast in

Drac (Elle), die je nachdem, vom Ellbogen bis zum Ende des großen Fingers gemessen, verschieden lang ist. Hieraus wird man ersehen, welchen Willkürlichkeiten der Geschäftsgang in Marokko ausgesetzt ist.

Dieses so schöne Land, dessen Volk sich



Tracht einer vornehmen Marokkanerin.

allen marokkanischen Städten verschieden. Das Pfund oder Ketal macht zu hundert Pfund ein Lantar. Für das Getreide hat man Muid als Maß, welches gewöhnlich zwölfsechshalb Kilogramm ist, und vier Muid machen ein Sah, welches verschieden, je nach Zeit und Örtlichkeit mißt. Das Öl wird mittels einer Kula gemessen, die ungefähr anderthalb Litern entspricht. Als Längenmaß hat man die

aber auf tiefster Kulturstufe befindet, hat nur eine Stadt mit annähernd hunderttausend Einwohnern, Fes. Es ist, wie wir schon hervorgehoben haben, mangels jeder statistischen Unterlage äußerst schwer, die Einwohnerzahl der Städte zu ermitteln, ja geradezu verboten. Fragt man z. B. irgend einen Schich: „Wie viel Schafe hast du etwa?“ so wird er nicht antworten: „So und so viel“, sondern „Gott hat sie

gezählt, weshalb soll ich sie zählen.“ Und so in allen Dingen.

Der Sultan hat vier Residenzen, in denen er abwechselnd Aufenthalt nimmt: Fes, Mekines, Arbat am Atlantischen

anderen Seite des Flusses Bu er Khaba gelegenen Stadt Salab aber vielleicht vierzigtausend Einwohner. Marokko, von verschiedenen Schriftstellern mit hunderttausend Einwohnern angeführt, dürfte nur



Marokkanischer Karawanenwäner.

Ocean, und Marokko am Nordabhang des Atlas gelegen.

Mekines dürfte vierzig- bis fünfzigtausend Einwohner haben, und Arbat ungefähr zwanzigtausend, mit der an der

die Hälfte besitzen. Dann finden wir, an der Straße von Gibraltar gelegen, Tanger mit zwanzig- bis dreißigtausend Einwohnern. Es ist Sitz der europäischen Ministerresidenten, sowie der Konsuln, und

insofern wichtig, weil hier auch der Sultan einen Kadi hält, der gewissermaßen als Minister der auswärtigen Angelegen-

bert, El Kraisch mit ungefähr fünftausend Einwohnern. Dann über Salah und Arbat kommen wir nach Taja Bianka, wie



Ein Machajeni, d. h. ein Kettler des Sultans.

heiten fungiert. Außer mehreren kleinen Firmen giebt es hier zwei deutsche Häuser. Gehen wir sodann längs des Atlantischen Meeres nach Süden, so finden wir das Städtchen Arfila mit etwa fünfhun-

darbeida von den Europäern genannt wird, ein kleiner Ort, wo große Getreidegeschäfte gemacht werden und auch drei große deutsche Firmen sich befinden. Dann an der Mündung des Um Rbea die be-

deutende Stadt Asamor mit etwa dreißigtausend Einwohnern. Endlich weiter nach dem Süden die Stadt Asfi ober, wie die Europäer sie nennen, Saffi mit ungefähr dreitausend Einwohnern. Und schließlich haben wir noch die Stadt Mogador oder Senera vor uns mit zehn- bis zwölfstausend Einwohnern, die einzige Stadt in Marokko mit geraden und verhältnismäßig breiten Straßen, wo ebenfalls zwei deutsche Firmen sich befinden. Wir übersteigen nun die Ausläufer des Atlas und kommen nach dem Ortchen Agadir, einer kleinen Festung und dem letzten südlichsten Punkt von Marokko, den man als Stadt bezeichnen kann. Im Inneren haben wir südlich vom Atlas nur die Stadt Tarudant, eine Stadt von dreißig- bis fünfundsiebzigtausend Einwohnern.

Im Inneren des Landes, nördlich zum Atlas, finden wir halbwegs zwischen Tanger und Fes gelegen nur die Stadt Al Kasar el Kebir am Ueb el Kus (Fluß vom Kus), endlich nördlich von Fes die Stadt Ulesan, besonders wichtig, weil sie der Sitz ist der Schürfa von Ulesan und eine Zeit lang die Geschiebe des Landes bestimmte. Östlich von Ulesan, etwa dreißig Kilometer entfernt, liegt das Städtchen Tessa, und ebenfalls östlich davon dicht an der algerischen Grenze Ujdja mit ungefähr fünftausend Einwohnern. Alle Städte, mit Ausnahme von Ulesan, sind befestigt, d. h. durch mehr oder weniger hohe Mauern umgeben, die aber einer europäischen Kanone nicht stand halten würden.

Fragen wir nun, nachdem wir die Beschaffenheit des Landes kennen gelernt haben, warum ist dies so reiche Land in seiner Entwicklung vollkommen zurückgeblieben, so können wir den Grund nur in der Religion erblicken. Die mohammedanische Religion ist in Marokko in all ihren Konsequenzen starr und unbeweglich geblieben. Wie in den übrigen mohammedanischen Ländern, Türkei, Persien und Ägypten, hat Marokko sich nicht den Forderungen anpassen vermocht, welche die christlichen Kulturvölker und mit Recht

an es stellten. Es beharrt fortwährend auf seiner Stellung als mohammedanische Macht und entzieht hierdurch ein das Mittelmeer wie den Atlantischen Ocean beherrschendes Gebiet dem europäischen Einfluß. Noch heute ist das in Madrid beschlossene Gesetz: die Christen können Grundbesitz in Marokko erwerben, ein toter Buchstabe. Noch heute können europäische Reisende nur unter Lebensgefahr in Marokko reisen: sie sind gewissermaßen vogelfrei. Noch heute darf in keiner der inneren Städte eine christliche Kirche errichtet werden, noch auch irgend eine christliche Macht ihre Flagge entfalten. Der gegenwärtige Sultan, der, wie wir gesehen haben, Herr über Leben und Tod und Eigentümer des ganzen Landes ist, kann nicht gegen den Fanatismus seiner Unterthanen ankämpfen: er würde sein eigenes Leben opfern müssen, und damit wäre nichts geändert. Der einzige Mann in Marokko, der gründliche Änderungen hätte herbeiführen können, merkwürdigerweise das geistliche Oberhaupt, der kürzlich verstorbene Großscherif von Ulesan, Sidi el Hadj Abo es Sjalam, hatte durch Neuerungen fast seinen ganzen Einfluß beim Volke verloren und zwar derart, daß er auf einer Reise, die er nach Taut unternahm, unter Lebensgefahr aus dieser Dase zurückflüchten mußte. Es ist das derselbe Mann, auf dessen Empfehlungen hin der Schreiber dieses die ganze Dase vom Norden nach dem Süden ohne Gefahr durchziehen konnte.

Dazu kommt, daß die gejaunte mohammedanische Partei von Nordafrika in Marokko als bestes Bollwerk des Mohammedanismus den Haß gegen christlichen Einfluß erkeunt. Daher hat sich die mächtige Partei, die der Sunniti, neuerdings auch in Marokko festgesetzt, und sie setzt alles daran, den Islam gegen das Christentum zu stärken.

Alles dies haben die Mächte, die besonders für Marokko interessiert sind, seit langem erkannt, und doch hindert die gegenseitige Eifersucht, Abhilfe zu schaffen. Mit Recht betont Lenz: die unwür-



Thor von Medines.

dige Erreichung, daß europäische Gesandtschaften dem Sultan alljährlich Geschenke darbringen, um Verträge oder anderes zu erlangen, sollte besser unterbleiben und statt dessen durch Abfindung einiger Kanonenboote weggemacht werden. Ja, in früheren Jahren war es noch schlimmer, da mußte sich jede christliche Macht durch ein ganz bestimmtes Geschenk, bestehend in Kanonen, Gewehren und Munition, oder auch in Geld, loskaufen von der Piraterie, welche die Marokkaner verübten. Kein Wunder, daß in diesen Geschenken, die sich, wie gesagt, noch jetzt wiederholen, das marokkanische Volk in seinem Glauben bestärkt wird, der Sultan sei der mächtigste Monarch der Welt, und alle christlichen Mächte seien ihm tributär. Dies System und dieser Glaube wurde glücklicherweise durch die Eroberung Algeriens stark erschüttert.

Betrachten wir nun die Mächte und ihre Beziehungen zu Marokko, die am

meisten Interesse daran haben, das Land in demselben Zustande, in dem es sich befindet, zu belassen, oder besser gesagt, die Marokko im eigensten Interesse verkleinern oder es sich ganz aneignen möchten. Und da finden wir Spanien, Frankreich und England in erster Linie, dann Italien, Deutschland und einige andere Mächte in zweiter Linie interessiert.

Spanien glaubt ein Anrecht auf Marokko zu haben, weil es so nahe gelegen, daß es mit Marokko ein Reich bilden könne, zudem habe Spanien in früheren Jahrhunderten eine Menge Hafenstädte in Marokko gehabt und besäße jetzt noch an der marokkanischen Küste Ceuta, Melilla und einige kleinere Inseln. Fast in jeder Hafenstadt spräche man spanisch so gut wie arabisch, namentlich die Juden sprächen spanisch; mit einem Wort, das ganze Volk neige sich zu Spanien mehr hin als zu irgend einem anderen Volke.

Man sieht aber, daß dies wenig stich-

haltige Gründe sind, die Spanien anführen kann. Die Mauren von Marokko, d. h. die Berber und Araber, eroberten

beibehalten haben. Und wenn die Spanier von heute sich etwa auf demselben Kulturzustand befinden wie die Marok-



Marokkanischer Reisbewohner.

einst fast ganz Spanien, aber sie wurden vertrieben und mit ihnen die Juden, welche die spanische Sprache bis auf diesen Tag

faner — es giebt zwei Drittel der Spanier, die Analphabeten sind —, so kann das doch kein Grund der Annexion sein.

Die Spanier werden den Marokkanern | haben. Die Handelsinteressen, die Spa-
 keinen höheren Kulturgrad beibringen, | nien in Marokko hat, sind aber gering.



Marokkanische Fruchtoverkäuferin vom Lande.

wie sie es in ihren Kolonien mit der ein- | Was Frankreich anbetrifft, so hat es
 geborenen Bevölkerung auch nicht gethan | in erster Linie die Ausdehnung seines

Kolonialreiches im Auge. Den ganzen Nordwesten von Afrika zu besitzen, ist sein größter Wunsch, aber namentlich eine Verbesserung der westlichen Grenze von Algerien herbeizuführen, hat es stets im Auge. Als im Jahre 1845 der Vertrag durch den Comte de la Rne mit Marokko abgeschlossen wurde, nahm man eine ganz willkürliche Grenze an, die östlich an der marokkanischen Stadt Ujdja verläuft, man ließ Tuat ganz außer Betracht. Diese Grenze zu fixieren, ist vor allen Dingen Frankreichs Aufgabe. Frankreich hat das dringende Verlangen, die Stämme, die jetzt durch den Vertrag in zwei geschnitten sind, zu sich herüberzuziehen, und Tuat muß zu Frankreich kommen, weil es dann nicht mehr als Zufluchtsort aller Empörer und algerinischer Flüchtlinge dienen kann. Außerdem hat aber Frankreich das größte Interesse an der Einverleibung Tuats wegen der Eisenbahnfrage, und daß diese im Interesse der Civilisation gebaut wurde, ist ganz selbstverständlich.

England hat vor allen Dingen seine handelspolitischen Interessen zu vertreten. Der Handel Englands nach Marokko ist so bedeutend, daß er den Gesamthandel aller übrigen Nationen übertrifft. Endlich würde der Besitz der Andjera, jener nordwestlichsten Provinz Marokkos, in anderen als marokkanischen oder englischen Händen ein schwerer Schlag für Englands Machtstellung im Mittelmeer sein. Gibraltar liegt gegenüber von Marokko, nur eine Breite von vierzehn Kilometern trennt die Festung vom gegenüberliegenden Ufer, und wenn auch Centa schon eine beständige Drohung für das britische Gibraltar ist, wie würde diese Festung verlieren, wenn die Andjera in den Besitz einer europäischen Macht käme. England hat außerdem das Recht der Verproviantierung Gibraltars für ewige Zeiten gekauft. Selbst wenn von ganz Marokko das Vieh anzuführen verboten

ist, muß Gibraltar doch täglich mit Nindern von Marokko versorgt werden. Als England im Jahre 1662 in den Besitz von Tanger kam, diese Stadt aber schon 1684 wieder aufgab, hat es sicher nicht gedacht, daß der Besitz von Tanger demaleinst den von Gibraltar garantiere. England will eben nur die Andjera besitzen und diese hat wegen Gibraltar das größte Interesse für das britische Reich. Daher klingt die Forderung Sir Evan Smiths, auf den Höhen von Andjera Befestigungen errichten zu dürfen, gar nicht so unwahrscheinlich.

Die übrigen Mächte, Deutschland, Belgien, Italien und die Vereinigten Staaten, haben in Marokko nur handelspolitische Interessen, und gewiß denkt keine Regierung von ihnen an Vergrößerungen auf Kosten Marokkos.

Die drei genannten Mächte, Spanien, Frankreich und England, halten sich gegenseitig in Schach. Und wenn auch eine Grenzberichtigung Marokkos durch Frankreich vorgenommen wird, so wird England schwerlich Einspruch erheben, Spanien wird es allerdings an Protesten nicht fehlen lassen. Daß es eine marokkanische Frage giebt, wer wollte das leugnen.

Aber weder Frankreich noch England haben ein Interesse daran, die Integrität Marokkos auf leichtsinnige Art zu stören. Mögen sie sich die Hand geben und versuchen, die reiche und schöne Land in den Weg des Fortschritts zu führen, das ist die einzige Aufgabe, die ihrer würdig. Mögen aber auch der Sultan und die Großen des Reiches einsehen, ehe es zu spät für sie sein wird, daß die einzige Aufgabe, welche die Regierung von Marokko hat, die ist, für Aufklärung des Volkes zu sorgen, die Willkürherrschaft aufzugeben und statt dessen eine geordnete Regierung einzusetzen. Das Wohl des Landes beruht schließlich auf einer nach festen Grundgesetzen basierten Regierung.



Die Zukunftsform unserer Zeitwörter.

Sprachwissenschaftliche Skizze

von

Ernst Edstein.

Angst Gewohntes erscheint uns selbstverständlich. Dies ist so wahr, daß ein bekannter Ausspruch versichert, die Verwunderung sei der Anfang aller Philosophie.

Die Thatsache, daß der Apfel vom Baum zur Erde fällt, ist für den „gesunden Menschenverstand“ kein Problem. Erst die Wissenschaft, die denkende Betrachtung der Dinge, ward sich der Problemhaftigkeit dieses Faktums bewußt, forschte, prüfte und kam so dem Gravitationsgesetz auf die Spur.

Ganz ähnliche Vorurteile finden sich auch im Gebiete der Sprachforschung. Es giebt hier Dinge, die nach Erklärung schreien, sobald man das Messer der Untersuchung ansetzt. Gleichwohl nimmt sie der „gesunde Menschenverstand“ in der Meinung hin, das müsse so sein, und das Gegenteil sei ebensowenig denkbar wie die Möglichkeit, daß der Apfel vom Baume hinauf in den Mond falle.

Ein überraschendes Beispiel dieser Art ist die Zukunftsform unserer Zeitwörter.

„Ich werde schlagen.“

Solange wir uns nicht mit der Logik verfeinden wollen, müssen wir einräumen, daß diese Bildung, wie sie jetzt vorliegt und wie sie in unseren Schulgrammatiken konstruiert und erläutert wird, einen vollkommenen Unsinn bedeutet.

Die Grammatiker jagen nämlich:

„Man bildet die Zukunft dadurch, daß

man zu der Nennform (dem Infinitiv) des betreffenden Zeitworts — hier also ‚schlagen‘ — die Gegenwartsform ‚ich werde‘ setzt.“

„Ich werde“ bedeutet nun, seit das Wort existiert, genau so viel wie „ich verwandle mich nach und nach“ — und was dann kommt, das bezeichnet das Ding, in welches ich mich verwandle; z. B. „ich werde Leutnant“ oder „ich werde blaß“ (d. h. ein Blasser).

Da die Nennform „schlagen“ jedoch eine Thätigkeit oder ein Handeln bezeichnet, so ist die Verknüpfung dieser Nennform mit dem Zeitwort „ich werde“ logisch unhaltbar.

Ich kann nicht zu einer Thätigkeit werden; ich kann mich nicht in ein Wirken verwandeln, sondern höchstens in einen Wirkenden. Ich kann ein Schlagender werden, sobald ein Unverschämter mich reizt; aber ich kann mit aller Kraft meines Willens nicht die Handlung des Schlagens werden.

Daß ein so höchst evidenten Verstoß gegen die Logik nicht sofort peinvoll empfunden wird, sondern erst dargethan werden muß, liefert den besten Beweis für die oben behauptete Macht der Gewohnheit, die uns auch gegen das Sonderbarste vollkommen abtumpft.

Wie aber läßt sich nun dieser sprachliche Widersinn auflösen und erklären?

Sehr einfach und zugleich sehr bescha-

mend für die Oberflächlichkeit unseres Schulunterrichts.

Dies „schlagen“ nämlich in der Zukunftsform „ich werde schlagen“ ist gar nicht der Infinitiv, sondern eine Verstümmelung von „schlagend“.

Die Gegenwartsform „ich schlage“ läßt sich auch in die Fassung bringen „ich bin schlagend“; wie denn ja in der That das Englische mit einer bestimmten Nuance neben der Gegenwartsform I beat auch die Gegenwartsform I am beating kennt, die wörtlich dem Deutschen „ich bin schlagend“ entspricht. Die Zukunftsform verwandelt nun den Begriff des Schon-Vorhandenseins in den des Werdens. Wer da sagt: „Ich werde schlagen“, der drückt zunächst aus, daß die Verwandlung aus dem Zustande des Nicht-Schlagens in den des Schlagens bei ihm jetzt eben beginnt. Die Form „ich werde schlagen“ — modern „ich werde schlagen“ — drückt also eine sehr naheliegende Zukunft aus.

Das leuchtet ein.

Aber — so wird man fragen — wo sind die Beweise für diese Genesis?

Nun, die finden sich klar und deutlich schon in der ältesten Form deutscher Sprachgestaltung.

Das gotische Zeitwort *vairthan*, das dem Laut wie der Bedeutung nach unserem „werden“ entspricht, wird ebenfalls schon zur Bildung der Zukunftsform angewendet, aber dabei nicht, wie dies scheinbar im Neuhochdeutschen geschieht, mit dem Infinitiv, sondern mit dem Participium der Gegenwart konstruiert. So heißt es in der Bibelübersetzung des Ulfilas (Ev. Joh. 16, 20): *saurgandans vairthith*; in modernem Schriftdeutsch „ihr werdet sorgen“; buchstäblich übersetzt „ihr werdet sorgend oder Sorgende“; denn *saurgandans* ist die Participialform des Zeitworts *saurgan* = sorgen, betrübt sein, weinen.

Sehr früh schon ist allerdings der deutschen Sprache das Bewußtsein dieser Participialform abhanden gekommen, wie denn überhaupt die scharf ausgeprägten Wortnünzen im Gebrauche sich abhelfen und

oft nur noch das sinnlose Zeichen für den ursprünglich klar und verständnisvoll charakterisierten Gegenstand bilden.

Eine ganz ähnliche Abwerfung des Participial-d findet sich in dem Worte „der Morgen“ („an zwei, drei Morgenden“ heißt es noch volkstümlich und „der morgende Tag“ ist schriftdeutsch), während „der Abend“ (= der sinkende, ebbende, abgehende Tag) dies d noch behalten hat. „Abend“ ist nämlich das Gegenwarts-Particip eines Zeitworts *aben*, welches zu „ab“ (hinab, weg) gehört und mit „eben“ und „Ebbe“ verwandt ist.

Die Bildung der Zukunftsform durch die Verknüpfung des Gegenwarts-Particips mit einem Worte wie „werden“ findet sich übrigens annähernd schon im Lateinischen, wo z. B. die Zukunftsform des Wortes *amare* (lieben) *ama-bo* (gleichsam *amans-bo*) lautet; *amans* aber heißt „liebend“, und *bo* gehört zu einem Stamm *bu-, su-, der* „entstehen“ bedeutet.

Während die Schule nun irrthümlich lehrt, die deutsche Zukunftsform sei mit dem Infinitiv und einem Hilfszeitworte gebildet, lehrt sie andererseits ebenso irrthümlich, das Französische habe — im Gegensatz zu dem Deutschen — eine gleichsam positive, unmittelbar durch Endungen, nicht durch Hilfszeitwörter gebildete Zukunftsform: je frappe = ich schlage; je frapperai = ich werde schlagen.

In Wirklichkeit verhält es sich so, daß der Infinitiv, der — auf Grund der verstandenen gebrachten Erörterungen — im Deutschen als Bildner der Zukunftsform abgelehnt werden muß, im Französischen, wie in allen romanischen Sprachen, seiner Form sowohl wie seinem vollen Begriffe nach thatsächlich vorwaltet.

Das ai in je frapperai ist nicht Endung, sondern lautlich wie inhaltlich die Gegenwartsform des Zeitworts *avoir*, „haben“. Je frapper-ai bedeutet also genau so viel wie *j'ai frapper*, wofür der Franzose jetzt *j'ai à frapper* sagen würde: „ich habe zu schlagen“, ich habe das Schlagen gleichsam als eine mir bevorstehende Aufgabe.

Das Nämliche gilt, wie gesagt, von allen übrigen romanischen Sprachen; italienisch: *parler-ò* (ich werde sprechen), spanisch: *pedir-é* (ich werde fordern) u. s. w., wo das *ò* und *é* dem französischen *ai* entspricht.

Daß dieses *ò*, *é* und *ai* thatsächlich keine „Endungen“, sondern das Zeitwort „ich habe“ sind, dafür liefert die altspanische Sprache und gegenwärtig noch das Portugiesische den klarsten Beweis. Dort wird das vom Zeitwort abhängige Pronomen zwischen den Infinitiv und die scheinbare Endung eingeschoben. Während also der Franzose z. B. sagt: *je leur donnerai* (ich werde ihnen geben), sagt der Portugiese gleichsam: *je donner-leur-ai*, nämlich: *eu dar-lhes-hei* statt des zu erwartenden *eu lhes darei*. Hier sieht man zugleich das Wiederauftreten des ursprünglichen *h*; denn „ich habe“ heißt portugiesisch *eu hei*, italienisch *io ho*, spanisch *yo he*, und nur in der Verschmelzung mit dem Infinitiv des Zeitworts ist dieses *h* verloren gegangen.

Die letzten Bemerkungen führen uns auf ein Thema, das hier — wenn nicht erörtert — doch wenigstens ganz flüchtig gestreift sei.

Wie mit dem *ai* der französischen Zukunftsform, dem *ò* der italienischen, dem *é* der spanischen *zc.*, verhält es sich überhaupt mit sämtlichen Endungen aller Zeitwörter in allen Sprachen, ja mit den Endungen überhaupt.

In dem Sinne unserer Durchschnittsgrammatiker giebt es gar keine Endungen.

Alle Endungen sind vielmehr ursprünglich selbständige Wörter — Begriffe, die im Lauf der Jahrhunderte allmählich verblasst sind.

So ist sogar das schwachtonige und körperlose *te*, die Silbe, mit welcher wir die Vergangenheitsform der sogenannten regelmäßigen Zeitwörter bilden (*ich nähre, ich nährte*), ursprünglich die Vergangenheitsform des Zeitworts „*thun*“. „*Ich nährte*“ heißt buchstäblich „*ich nähren that*“, gotisch *nasida*, in der Mehrzahl *nasidedum* = wir nähren thaten.* Ueberaus bemerkenswert findet sich diese Bildung der Vergangenheitsform noch unverstümmelt in zahlreichen Dialekten. So sagt der Pfälzer: „Das Kind, wo (welches) ich nähre that.“ Die Form „*nährte*“ ist dem Dialekt fremd.

Daß Endungen wie das substantivische „*heit*“ und „*tum*“ in „*Schönheit*“ und „*Reichtum*“ nicht ganz leer an Begriff sind, ahnen wir noch zur Not; daß aber selbst so unscheinbare Laute wie das genitivische *es* in „*des Manne's*“ oder das dativische *e* in „*dem Manne*“ ursprünglich besondere Worte waren, denen ein Gedanke, eine Vorstellung, ein Bild entsprach, das muß uns die Sprachforschung erst ausdrücklich betonen, wenn es ihr auch nicht allenthalben gelingt, glaubhaft nachzuweisen, worin dieser Gedanke, dies Bild *zc.* bestanden haben.

* Das gotische *nasian* entspricht buchstäblich unserem „*nähren*“, bedeutet jedoch gotisch so viel wie „*retten*“; unser „*genesen*“ — „*gerettet werden*“ kommt von derselben Wurzel.





Ernst Renan.

1823 bis 1892.

von

Theodor Kupffen.



Renan ist gleich den beiden französischen Schriftstellern, die vor ihm am meisten zur Umgestaltung der religiösen Ideen in diesem Jahrhundert beigetragen haben, gleich Lamennais und Chateaubriand, bretonischer Abkunft. Auf dem noch ganz von frommer Glaubenstreue durchdrungenen Boden der Bretagne wurde er am 27. Februar 1823 in Pleguier, einem uralten Bischofsitz, voll von Kirchen und Klöstern, geboren. Seine Familie gehörte väterlicherseits zu einem der ältesten bretonischen Clans; von alters her waren alle Renans Landwirte oder Seefahrer gewesen. Ernst Renans eigener Vater, welcher unter dem Oberbefehl des Admirals Villaret-Joyeuse am Seekriege teilgenommen und mehrere Jahre in englischer Gefangenschaft zugebracht hatte, erlebte seine Geburt erst als alter Mann, nachdem er von einer langen Reise zu seiner Familie zurückgekehrt war. Von ihm erbte Renan das melancholische Geblüt eines Geschlechtes, das, untüchtig zu praktischen Geschäften, zu idealen Träumen und mystischen Grübeleien geneigt war. Ein Gegengewicht zu diesen Anlagen bildete das Erbeil an Temperament und Neigungen, das er von seiner Mutter hatte, welche den kleinbürgerlichen Kreisen des betriebsamen Handelsstädtchens Lannion entstammte. Sein Großvater mütterlicherseits war aus Bourdeaux ge-

bürtig, und Renan hat zu wiederholten Malen den erblichen Einfluß betont, welchen das von seiner Mutter überkommene Gasconnerblut auf seine innere Entwicklung ausgeübt hat. Sein Vater, welchen er übrigens kaum gekannt hat, verunglückte zur See und ließ ihn mit seiner Mutter und seiner zwölf Jahre älteren Schwester Henriette verwaist zurück. In dieser weiblichen Umgebung verließ seine erste Jugend in großer Zurückgezogenheit und fast ärmlich zu neunenden Verhältnissen, aber umgeben von zärtlicher Liebe und Fürsorge, wahrhaft glücklich. Das Haus seiner Mutter grenzte unmittelbar an die uralte Kathedrale von Pleguier; die Nachbarschaft dieses Gebäudes, welches er selber (Erinnerungen aus Kindheit und Jugend, S. 4) „ein Meisterwerk an Kühnheit, einen thörichten Versuch, ein unmögliches Ideal in Granit zu verwirklichen“, nennt, in welchem er sich stundenlang aufhielt, die Umgebungen des Städtchens, von jeder Stein zum Gegenstande einer frommen Sage geworden war, das Beispiel und die Lehren seiner Mutter und seiner Schwester — das alles waren Einflüsse, welche die einfältigste, schrankenloseste Gläubigkeit in ihm aufs höchste steigern mußten. Zu der That war und blieb die Spur dieser ersten Jahre in Renans Gemüt unauslöschlich eingeprägt, und sechzig Jahre später schreibt er: „Ich fühle mein Leben noch immer umwaltet

von einem Glauben, den ich nicht mehr habe“ (a. a. D., S. 12).

Zu diesen häuslichen und poesievollen Eindrücken gesellte sich der Einfluß der Geistlichkeit. Um ihrem Knaben das Studium zu ermöglichen, brachte seine Mutter die schwersten Opfer. Henriette, ein junges Mädchen, welches bei einer zarten und schwächlichen äußeren Erscheinung große Willensstärke und Entschlossenheit besaß, nahm in einem kleinen Töchterpensionat in Paris eine höchst bescheidenen besoldete Stellung an und begleitete bald darauf als Erzieherin die Familie des Grafen von Zamosky nach Polen. So konnte Ernst Renan als Schüler in das von Priestern geleitete College von Preguier eintreten und verbrachte nun die nächsten dreizehn Jahre seines Lebens nur in geistlicher Umgebung. Mit Ehrfurcht und Rührung sprach er stets von seinen ersten Lehrern, als von Männern, welche „voll einfältigen Glaubens, ziemlich beschränkt zwar in ihren Ansichten, und der politischen Bewegung, wie überhaupt dem Leben und den Ideen ‚der Welt da draußen‘ völlig fremd, aber in tiefster Seele gut und tugendhaft waren“. Ihr höchstes Bestreben ging dahin, ehrenhafte Männer zu erziehen. „Sie lehrten mich die Wahrheit lieben, lehrten mich die Achtung vor dem Veruünftigen und den Ernst des Lebens und machten mich so ungeeignet für jede weltliche Berufsarbeit, daß ich mich insfolgedessen mit dem untilgbaren Stempel für ein geistliches Leben gezeichnet fand“ (a. a. D., S. 135). In der That erschien es bald seinen Lehrern, wie seiner Mutter und ihm selber durchaus selbstverständlich, daß der fleißige und folgsame Jüdling der kleinen Lehranstalt zu Preguier einst selber in den Orden eintreten und alsdann neben seinen jetzigen Lehrern dort thätig sein würde. Ein an sich höchst einfacher Zwischenfall wurde Anlaß zum Scheiden Renans aus der bisherigen Umgebung. Der Abbé Dupanloup, Leiter des kleinen Priesterseminars St. Nikolas du Chardonnet in Paris, war eben damals eifrig be-

strebt, einen ganz erlesenen Priesterstand heranzubilden, indem er für sein Seminar die vorzüglichsten Schüler aus allen religiösen Lehranstalten Frankreichs heranzog. Nun hatte im Jahre 1838 Renan alle Preise in seiner Klasse davongetragen und sein Name fiel einem der Agenten des eifrigen Direktors auf. Binnen weniger Minuten, am 4. September, war die Übergabe des Schülers vom College von Preguier an das Seminar in Paris beschlossene Sache; am nächsten Morgen reiste er ab, und am 7. befand sich der kleine fünfzehnjährige Provinziale aus der Bretagne mitten in eine neue Welt versetzt, in welcher bald der wichtigste Wendepunkt seines Lebens eintreten sollte.

Für den in der gefunden Freiheit des Familienlebens aufgewachsenen Knaben war anfänglich das Leben im Stift eine schwere Last. Es zwang ihn, sich in sich selber zurückzuziehen, es gewöhnte ihn vor der Zeit an einsames Nachdenken und schärfte seine frühreife Anlage zum Bergliedern und Grübeln. Dazu kam, daß der Unterricht, welchen er in St. Nikolas du Chardonnet erhielt, obwohl streng religiös, dennoch die dogmatischen Fragen mit einer schönrednerischen und weltlichen Leichtigkeit behandelte, welche die unentweichte und naive Seele des jungen Gläubigen völlig aus der Fassung brachte. Auf literarische Studien wurde hoher Wert gelegt: die neueste Geschichte und Litteratur, die Revolution, Lamartine, V. Hugo, Michelet — alle diese Eindrücke wurden für ihn zu plötzlichen Offenbarungen. Binnen drei Jahren hatte diese Erziehung in dem kleinen, bisher wie in einem engen Gehäule aufgewachsenen Provinzianen einen lebhaften und scharfsinnigen Geist ausgebildet. Wenn auch durch diesen oberflächlichen Humanismus der Glaube Renans noch nicht wesentlich erschüttert wurde, so zerstörte er doch die ursprüngliche Treueherzigkeit seiner religiösen Überzeugungen.

Zu Issy, woselbst das große Seminar von St. Sulpice eine ländliche Zweigniederlassung besaß, pfl egten die Schüler

die oberste Klasse der Anstalt zu absolvieren, und hier nahm Renan neue Studienzweige auf. Zunächst warf er sich mit Leidenschaft auf die positiven Wissenschaften, Mathematik, Physik, Naturkunde. Bezüglich der Philosophie war man noch bei der Scholastik des Cartesius stehen geblieben, d. h. bei dem abgeschwächten Cartesianismus, welcher sich für den geistlichen Unterricht im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts als geeignet herausgestellt hatte, und der sich unschwer mit der schottischen Philosophie vom gesunden Menschenverstande in Einklang bringen ließ. Renan hat selbst anerkannt, wieviel er dieser Philosophie verdankt: die Klarheit des Denkens, die Kunst der Einleitung und die Neigung zum Rationalismus; denn noch war er sich des inneren Widerspruchs zwischen der rationalistischen Methode und den grundlegenden Lehrräcken des christlichen Glaubens nicht bewußt. Indessen gab er sich keiner Selbsttäuschung über die Ergebnisse der rein spekulativen Philosophie hin und vertiefte sich bald in die Scholastik, welche alle abstrakte Metaphysik verwirft, insofern sich dieselbe über die durch die Wissenschaften gegebenen Thatfachen zu stellen verjucht. Schon war er so weit gekommen, seine absolute Gewißheit außerhalb der positiven Wissenschaften anzuerkennen, und, ohne es selber zu wissen, war er kein Christ mehr. Darüber klärte ihn einer seiner philosophischen Lehrer plötzlich auf. Infolge einer eingehenden Erörterung, während welcher die feste und eifrige Beweisführung des Schülers einige der üblichen Darlegungen des Unterrichtes ziemlich unrettbar vernichtet hatte, nahm ihn der Lehrer beiseite, bewies ihm in beredten Worten das Unchristliche, das in dem Vertrauen auf die Vernunft liege, die Unzulänglichkeit der Forschungen für den, der wahrhaft gläubig sei; „er erhobte sich immer mehr und rief ihm zuletzt in leidenschaftlichem Tone zu: Du bist kein Christ!“ (a. a. D., S. 260).

Man kann sich die Bestürzung des jungen Philosophen bei diesem heftigen

Vorwurf denken! Indes gelang es seinem Direktor, ihn über sich selbst zu beruhigen, und diese blitzartige Erleuchtung hatte keine unmittelbaren Folgen. Es wurde festgesetzt, daß Renan nach Abschluß der beiden letzten Jahre im College sogleich in das Priesterseminar St. Sulpice übertreten und Theologie studieren sollte. Renan hat diesen äußersten Versuch, seinen Glauben zu retten, nie bereut: wäre er beim Verlassen der Anstalt in 35y in die Welt hinausgetreten, so hätte er sich physiologischen Studien gewidmet, er hätte weder Deutsch noch Hebräisch gelernt und er hätte nie sein „Leben Jesu“ geschrieben.

Der Mann, welcher über Renans Verurteilung entschied, war ein Priester des Seminars St. Sulpice, der Abbé Le Hir. Die hervorragende Bedeutung dieses gelehrten Mannes lag in seiner gründlichen Kenntnis der hebräischen Sprache und der deutschen Theologie. Seine genaue philologische Methode, sein vergleichendes Studium der verschiedenen semitischen Sprachgesetze entzückten den wissensdürstigen jungen Mann. „Wenn ich als Gelehrter etwas geworden bin, so verdanke ich es allein Le Hir!“ (a. a. D., S. 288) erklärt er mit inniger Dankbarkeit. Renan besaß damals eine ungemein große geistige Aneignungsfähigkeit; in wenigen Monaten lernte er Hebräisch, Syrisch und Arabisch so gründlich, daß er im Stande war, seinen Lehrer beim Unterricht in der hebräischen Grammatik zu vertreten. Nun wandte er sich ganz dem Studium der Philologie zu, welches ihn nötigte, Deutsch zu lernen. Mit glühendem Eifer vertiefte er sich in die Schriften von Kant, Herder und Goethe, aus deren Studium ihm ein neues Licht aufging. „Ich habe Deutschland studiert,“ schreibt er an einen seiner Mitschüler am 24. August 1845; „und wir war, als träte ich in einen Tempel. Alles, was ich darin fand, ist erhaben, rein, sittlich, schön und ergreifend. Die Sittenlehre der Deutschen begeistert mich. O, wie milde sind sie und wie kraftvoll!“ (a. a. D., Anhang S. 384).

Unterdessen hatten die religiösen Überzeugungen Renans eine langsame, aber unaufhaltbare Wandlung erlitten, dank seiner Begeisterung für diese Forschungen und dank der unbefchränkten Freiheit, die die jungen Seminaristen von St. Sulpice genossen; zwischen seiner Vernunft und seinem Glauben war ein Entscheidungskampf entbrannt.

Wir müssen uns diese Krisis, deren wahre Natur oft verkannt worden ist, richtig zu erklären suchen. Die innere Wandlung Renans war weder sittlicher, noch politischer und ebenjowenig philologisch-er Art. Er hatte durchaus keine Abneigung gegen den Priesterstand, er nahm die sittlichen Verpflichtungen desselben bereitwillig auf sich, soweit sie Enthaltensameit und treue Hingebing an die Seelforge forderten, und mit Freuden hatte er die niederen Weihen empfangen. Ihm graute vor der Welt, welche ihm fremd war, vor dem Gesellschaftsleben und vor der Politik. Ja, nicht einmal metaphysische Gründe waren es, welche diesen rein geistlichen Kampf entschieden, denn er hatte ein so tiefes Mißtrauen gegen alles Systematische, daß er selbst den Einwendungen des Rationalismus gegen die Dreieinigkei und gegen die Menschwerdung kein Gewicht beilegte. „Meine Gründe waren rein philologisch und kritischer Art“ (a. a. O., S. 298). In der That hatten seine Lehrer, als sie ihn in die vergleichende Sprachforschung einführten und ihn zu einer haarscharfen Durchsicht der heiligen Texte anregten, ihm ein furchtbares Werkzeug zur Widerlegung in die Hand gegeben. Die eingehende Prüfung der Bibel brachte ihn zu der Erkenntnis, daß dies von der Kirche für das unfehlbare Gefäß des göttlichen Wortes erachtete Buch keineswegs frei von Widersprüchen ist, daß darin eine Menge Fabeln und deutliche Spuren durchaus menschlicher Erdichtung zu finden sind, ja daß geradezu philologisch und geschichtlich unmögliche Dinge darin berichtet werden. So wird es verständlich, daß seine Loslösung vom christ-

lichen Glauben keineswegs so schmerzlich war, wie man denken sollte; sie war nicht die Folge eines plötzlichen Risses durch seine Seele, so zu sagen eine gewaltsame Trennung zwischen seinem Herzen und seinem Verstande, zwischen weltlichem und religiösem Geiste in ihm, nein! Ganz unmerklich hatte der Zweifel sein Inneres durchdrungen infolge der Mutmaßungen, welche die heiligen Texte in Renan erweckten; jeder Einwand, welcher sich ihm bei Auslegung derselben aufdrängte, sprengte einen Faden nach dem anderen von dem starken Netze, das ihn an die Glaubenslehren seiner Vorfahren seufelte; und als er die letzte Masche dieses Netzes gelöst fand, machte er keine verzweifelten Anstrengungen, um sich über die unumstößliche Gewißheit eines Zerwürfnisses zu verblenden, welches er kommen sah. Er gestand es sich offen ein, daß er kein Christ mehr sei, und lehnte es ab, die zweite Priesterweihe zu empfangen, welche ihn für immer an die Kirche gebunden hätte. Seine schmerzlichen Empfindungen darüber entsprangen weniger dem Bedauern über den verlorenen Glauben, als dem bangen Gefühl der Furcht vor der Verzweiflung, welche seine Mutter, seine Schwester und seine Freunde ungewißhaft empfinden würden. Aber er brachte festen Mutes auch dies höchste Opfer, welches die innere Wahrhaftigkeit von ihm forderte, und am 6. Oktober 1845 schied er ohne Aufsehen und ohne Aufregung aus dem Seminar; keiner seiner Lehrer war von diesem Schritte überrascht und einige billigten ihn.

Durch alle Neigungen, wie durch seine ganze Erziehung war Renan ausschließlich für das geistliche Leben vorbereitet worden, und nun hatte ihm die Aufrichtigkeit seiner inneren Überzeugung den Priesterstand für immer verschlossen. Ihm blieb nichts übrig, als von der Universität die Mittel zu erbitten, seine Studien fortzusetzen, ohne Hungers zu sterben.

Zuerst freilich hatten ihm seine Lehrer aus St. Sulpice eine Stelle als Gehilfe am College Stanislas verschafft, welches damals der Vater Gratry leitete. Indes auch dort befand sich Renan in einer schiefen, halb priesterlichen, halb weltlichen Stellung, und schon nach einem Monat vertauschte er dieselbe mit der eines Repetitors in einem kleinen Institut des Quartier latin, das ihm nur den Lebensunterhalt, aber kein Gehalt gewährte. Das war ein schwerer Anfang seines Laienlebens! Unmittelbar nach einem völligen Umsturz seiner ganzen bisherigen Gedankenwelt stand er vor der Aufgabe, den gesamten Bau seiner Überzeugungen neu zu errichten und sich eine neue Lebensbahn abzustecken, und gleichzeitig hatte er die ersten Erfahrungen an einer Gesellschaft zu machen, von deren Mittelmäßigkeit und deren Anforderungen er noch keine Ahnung hatte. Dazu kam, daß er allerhand Rücksichten und fromme Ansflüchte anwenden mußte, um seine Mutter und seine Schwester ohne zu großen Schmerz mit seiner Verzichtleistung auf die geistlichen Gelübde auszuföhnen. Die Hilfe kam ihm von einer Seite, von welcher er sie am wenigsten erwartete. Ohne daß er es wußte, war seine Schwester durch ihre Lectüre und durch die freie Entwicklung ihres Denkens zu denselben verneinenden Schlüssen gelangt, wie er selbst. Bisher hatte sie sich davor gehütet, mit ihren Zweifeln die Seele des jungen Priesterzöglings zu beunruhigen. Aber nachdem er sich von der Kirche losgesagt hatte, da war sie es, die ihm die Hand bot, seine geheimen Qualen und Sorgen beschwichtigte und ihm half, für die nächsten Lebensbedürfnisse zu sorgen. Sie schickte ihm von Polen aus 1200 Franken, die Frucht jahrelanger mühevoller Sparsamkeit.

Aber Renan hatte es kaum noch nötig, diese Gabe zu benutzen; von allen Seiten wurde ihm jetzt Anerkennung und Ermutigung zu teil, und sein sabelhafter Fleiß während dieser ersten Jahre sicherte ihm die materielle Unabhängigkeit. Wäh-

rend er seine klassischen Studien wieder aufnahm, um sich für den Lehrberuf vorzubereiten, überreichte er gleichzeitig der Académie des Inscriptions et Belles Lettres eine „Denkschrift über die Allgemeingeschichte und die vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen“, die ihm 1847 den Volney-Preis eintrug und ihm die Freundschaft Eugène Burnoufs erwarb, der damals der namhafteste Vertreter der orientalischen Sprachforschung in Frankreich war. Zwei Jahre später wurde eine Denkschrift Renans „Über das Studium des Griechischen im Mittelalter“ von der genannten Akademie mit einem Preise ausgezeichnet. Zwischenburch, im September 1848, legte er die philosophische Prüfung ab und erhielt die beste Nummer.

Acht Monate vorher war plötzlich die Februarrevolution ausgebrochen; Renan, welcher ganz in seinen philologischen Studien aufging, hatte sich noch nie mit socialen Fragen beschäftigt, daher traf ihn dieser Aufruhr ganz unvorbereitet und erschütterte ihn aufs tiefste. Wohl löste die Revolution keines der großen socialen Probleme, aber sie stellte dieselben in gebieterischer, man könnte sagen, in hochdramatischer Weise in den Vordergrund des allgemeinen Interesses und bewies außerdem die Hinfälligkeit einer Menge von Dingen, die man bisher für dauerhaft gehalten hatte. Unmittelbar nach bestandener Prüfung wurde Renan, dessen Existenzmittel nunmehr sichergestellt waren, zum Lehrer am College Vendôme ernannt und stand den politischen und socialen Fragen gegenüber, welche damals alle Geister bewegten. Für ihn nahmen alle diese Fragen eine ganz persönliche Form an, nämlich: Welche Bedeutung hat die Wissenschaft im Leben der Völker? Mit welchem Rechte schließt sich der Gelehrte in seinem Laboratorium oder in seiner Studierstube von der Bewegung aus, welche die Tribüne und die Straße beherrscht? Was soll aus der Wissenschaft werden in einer Gesellschaft, wo die Volksherrschaft und mit ihr die allmächtige

Majorität der Mittelmäßigkeit die Elite der Weisen und Gelehrten an Einfluß überträgt? Damit kam bei Gelegenheit des Socialismus auch die Verechtigung und der eigenste Charakter aller Wissenschaft zur öffentlichen Frage, und zu diesem Zweck unternahm Renan eine eingehende Durchsicht der socialen Ideen. Alle Strömungen seiner Zeit wurden erörtert, zusammengefaßt und in gedrängter Kürze dargestellt; Renan zog gleichsam die Summe der geistigen Werte aus dem zeitgenössischen Europa und verfaßte binnen sieben Monaten seine „Zukunft der Wissenschaft“.

Allein dies Werk sollte erst viel später erscheinen. Augustin Thierry und Sylvestre de Lacy rieten dem jungen Philosophen ernstlich ab, in einer Zeit großer politischer und geistiger Wirren gleich mit so schwerem Gepäck vor das Publikum zu treten. Sie ermahnten ihn, behutsam vorzugehen, und seine Ansichten nach und nach in einzelnen Artikeln in den Zeitschriften *La Liberté de penser*, *Le Journal des Débats* und *La Revue des Deux Mondes* niederzulegen. Der Rat war verständig und wurde befolgt. Renan ward dadurch veranlaßt, das Werk der großartig angelegten Übersicht, welches er in einem Moment jugendlicher Begeisterung aufs Papier geworfen hatte, nochmals in allen Einzelheiten durchzuarbeiten und zu vertiefen. Diese Artikel vereinigte er später zu ganzen Bänden (Studien zur Religionsgeschichte, 1857; Moralische und kritische Essays, 1859; Fragen unserer Zeit, 1868) und verdankt ihnen den Ruf des größten Essayisten, der jemals den Ruhm der französischen Prosa begründet hat. Erst am Abend seines Lebens entschloß er sich, diese ersten Schöpfungen seines frühreifen Geistes vollständig zu veröffentlichen. Er hatte daran gedacht, sie umzuarbeiten, die Stellen auszuwählen, welche schon in einige seiner anderen Schriften übergegangen waren, allein es wurde ihm zu schwer, dieses Jugendwerk zu verstümmeln, in welchem er den treuerherzigen Ausdruck der Gedanken und

Einsparungen sah, welche den ersten Anstoß zur weiteren Entwicklung seines Gedankenkreises gegeben hatten, und so sandte er die „Zukunft der Wissenschaft“ im Jahre 1890, in derselben Gestalt in die Welt hinaus, in welcher er sie vierzig Jahre früher niedergeschrieben hatte.

Wenn man bedenkt, daß diese Schrift von einem fünfundschwanzigjährigen Jüngling verfaßt ist, der sich kaum aus den Schranken geistlicher Erziehung befreit hatte, so wird man sich des Erstaunens ebensovienig erwehren können wie der Bewunderung. Eine gewisse Unbesonnenheit in den Ausdrücken, manche etwas unklare Schlussfolgerung, vor allem aber das optimistische Vertrauen auf die socialistischen Zukunftspläne von 1848 und der Ton wissenschaftlicher Begeisterung, welcher aus diesen Blättern spricht, verraten allerdings die Unerfahrenheit eines hochgestimmten Geistes, der durch alle Enttäuschungen während der Geschichte der letzten fünfzig Jahre noch nicht gereift worden war. Aber dennoch bildet dieses Buch einen großartigen Versuch, dem Menschen die Stellung anzuweisen, welche er dem Weltall gegenüber vermöge alles dessen einnehmen soll, was er aus der Religion, der Philosophie und der Wissenschaft gelernt hat. Alle Gedanken, welche wir in den zahlreichen kleinen Schriften Renans finden, von seinem „Brief an Berthelot“ bis zu der herrlichen „Philosophischen Prüfung des Gewissens“, vier Jahre vor dem Tode des Autors verfaßt, sind teils im Keim, teils ausführlich schon in der „Zukunft der Wissenschaft“ ausgesprochen worden. Zu erster Reihe die fundamentalen Sätze: Es giebt außerhalb des Gebietes der wissenschaftlichen Erfahrung keine absolute Gewißheit; keine noch so wohl bewiesene Erfahrung berechtigt uns dazu, abstrakte metaphysische Voraussetzungen gelten zu lassen oder gar das Vorhandensein eines übernatürlichen Gesetzes anzunehmen, dessen unerklärliche Offenbarung das Wunder sein würde. Nochmals stellt er die Gesamtsumme der that-

sächlichen Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaften und die Lücken fest, welche denselben noch auszufüllen bleiben. Er weist immer wieder auf den Lehrsaß hin, der ihm besonders am Herzen liegt; nämlich, daß es keine unedle und keine nutzlose Wissenschaft giebt, weil keine derselben für sich allein besteht und alle zu denselben Schlüssen und allgemeinen Voraussetzungen hinführen. Endlich begrüßt er die Morgenröthe einer neuen Zeit, wo die rein wissenschaftliche Auffassung des Weltalls und des Lebens die alt und machtlos gewordenen theologisch-metaphysischen Vorstellungen verdrängen wird. Die Naturwissenschaften und in noch höherem Maße die kritischen Wissenschaften, Geschichte und Sprachforschung, werden die wahren Erbsöhnen und Führerinnen des Menschengeschlechtes werden. Sache der Wissenschaft wird es sein, die Erziehung, die Sittlichkeit und die Politik wieder aufzurichten, die durch den Zusammenbruch der religiösen Überzeugungen erschüttert sind; die Wissenschaft wird die Gerechtigkeit begründen, sie wird mitwirken zur Herbeiführung eines höheren Ideals für das ganze Weltall, sie wird Gott selber neu erschaffen. In dem Unendlichen verschmelzen sich Religion und Wissenschaft, denn sie sind beide, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, die höchste Erkenntnis, welche der Mensch aus dem Weltall schöpfen kann. Und so wird einst die Wissenschaft gleichzeitig die letzte Quelle und die erhabenste Form der Religion darstellen.

* *

Man sieht an der Hingebung, mit welcher Renan sich den unscheinbaren philologischen Arbeiten, der oft ins Lächerliche gebenden kritischen Kleinigkeitskrämerei widmete, wie lebhaft er sich dabei bewußt war, an dem großen allgemeinen Werke der positiven Wissenschaft, an der Befreiung des Gedankens und am Fortschreiten der Menschheit und der Welt auf dem Wege zum Ideal thätig mitzu-

arbeiten. So vertiefte er sich denn mit wachsender Leidenschaft in die Philologie. Einige Monate nach seinem Examen betraute ihn die Académie des Sciences mit einer Forschungsreise nach Italien, um in den dortigen Bibliotheken Dokumente zu ermitteln, welche geeignet wären, die Geschichte der französischen Litteratur und insbesondere den Averroismus näher zu beleuchten; letzteren hatte Renan zum Thema seiner Doktordissertation gemacht. Diese Arbeit, welche er 1852 eingehend ausführte und unter dem Titel Averroës und Averroismus veröffentlichte, giebt eine vorzügliche geschichtliche Darstellung der Einführung der griechischen Philosophie im Abendlande durch die Araber. Ein paar andere Arbeiten aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung und anderer gelehrter Fächer erschoß im Jahre 1856 dem Dreiunddreißigjährigen die Pforten der mehrerwähnten Akademie. Ein Jahr später erschien sein zweites größeres Werk: Untersuchungen über den Ursprung der Sprache.

Eine Anstellung, welche Renan im Jahre 1851 an der Nationalbibliothek erhalten hatte, ermöglichte ihm den dauernden Aufenthalt in Paris; an der Seite seiner heimgekehrten Schwester führte er ein einfaches, stilles Leben, welches ganz der Arbeit in Gemeinschaft dieser treuen Gefährtin gewidmet war. Renan hat uns eine rührende Schilderung dieses geschwisterlichen Zusammenlebens hinterlassen. Henriette hatte viel und mit Verständnis gelesen; die vielen und weiten Reisen durch Deutschland, Oesterreich und Italien, welche sie mit der Familie Zamoyshy gemacht, hatten ihren geistigen Horizont ungewöhnlich erweitert. Jegliche Arbeit ihres Bruders vermochte sie nach ihrem vollen Wert zu würdigen, und es wurde ihm bald zur Gewohnheit, über jede Seite seiner Schriften ihr Urtheil zu fordern. Wie er selber bekennt, trug das Bestreben, den Beifall und das Verständnis eines Frauengeistes zu erringen, der hochgebildet, aber betreffs der Klarheit des Ausdrucks und der stilistischen

Vollkommenheit sehr anspruchsvoll war, wesentlich dazu bei, die glänzenden Vorzüge seiner eigenen Schreibweise, besonders die ungewöhnliche Leichtigkeit und vollendete Schönheit der Sprache auszubilden. Bei aller ihrer unbegrenzten Bewunderung für ihren Bruder hielt sich Henriette dennoch stets bescheiden zurück und beteiligte sich nur auf sein ausdrückliches Verlangen an seinen Arbeiten, während sie ihn seinen stundenlangen einsamen Studien ungestört überließ. Aber unter einem gleichmäßigen, freundlichen Ernst verbergte sich bei ihr eine glühende Seele; sie liebte ihren Bruder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und als er ihr eines Tages seine Absicht anvertraute, Fräulein Scheffer, eine Nichte des berühmten Malers Ary Scheffer, zu heiraten, traf diese Mitteilung ihre eiferjüchtige Schwesterliebe wie ein tödlicher Streich. Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß eine andere Frau zwischen ihn und den Bruder treten könnte, dem sie ihr ganzes Dasein aufgeopfert hatte. An jenem Tage gab Renan seiner Schwester den höchsten Beweis brüderlicher Liebe und Dankbarkeit: er opferte ihr seinen Herzenswunsch und verzichtete für immer auf die Ehe. Aber der Edelmut ihres Bruders erweckte den übrigen: mit schwer errungener Selbstverleugnung ging Henriette am folgenden Tage heimlich zu der Familie Scheffer, um persönlich für ihren Bruder die Hand des jungen Mädchens zu erbitten. Sie lernte dann sich in der Familie ihres Bruders glücklich fühlen und schüttete über seine Söhne den Überfluß ihres an Zärtlichkeit reichen Herzens aus.

Im Jahre 1860 unternahm Renan im Auftrage der kaiserlichen Regierung eine wissenschaftliche Expedition nach Phönizien, auf welcher ihn seine Frau und seine Schwester begleiteten. Erstere ertrug nicht lange die Mühsale der Reise und mußte allein nach Frankreich zurückkehren. Obgleich auch Henriette schwer unter dem heißen Klima zu leiden hatte, folgte sie dennoch dem Bruder in den

Orient und genoß eine neue Zeit des Glückes im innigsten geistigen Verkehr mit ihm. Sie teilte seine Forschungen, sein Entzücken und seine Nüchternheit im Hinblick der Stätten des heiligen Landes, welches er später mit der Feder des Gelehrten und des Dichters zugleich geschildert hat; sie war die erste Vertraute seiner Absicht, das Leben Jesu zu schreiben, dessen erste Seiten sie abschrieb, unmittelbar nachdem er sie verfaßt hatte. Aber eines Tages, am 24. September 1861, erkrankten beide an einem tödlichen Fieber; als Renan sich von seinem Krankenlager erhob, war seine Schwester nicht mehr unter den Lebenden. „Ich erwachte und fand mich allein!“ ruft er trostlos aus (Leben Jesu: Vorwort).

Eine so raue Mahnung des Schicksals war für Renan ein zwingender Grund zur Rückkehr nach Frankreich; seine Mission war ohnehin beendet, und er veröffentlichte die Ergebnisse derselben in einer Reihe von Aufsätzen (Reise nach Phönizien 1865 bis 1874), welche seither das bedeutendste Werk über phönizische Altertumforschung geblieben sind. Im Jahre 1862 wurde Renan zum Professor der semitischen Sprachen am College de France ernannt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Die Mußestunden, welche ihm sein Lehramt ließ, benutzte er, um die letzte Hand an das große Werk zu legen, das seinen Geist beschäftigte. Aber eine fromme Pflicht brüderlicher Dankbarkeit nahm ihn zunächst in Anspruch: Im September 1862 widmete er dem Gedächtnis seiner Schwester einen kurzen Abriss ihres Lebensganges, den er in hundert Exemplaren drucken ließ und an seine Verwandten und Freunde verteilte. Diese höchst wertvolle kleine Schrift, welche zu lesen ich das seltene Glück hatte, zählt unter allem, was wir Ergreifendes und Schlicht-Erhabenes in französischer Prosa besitzen, zu den Schöpfungen ersten Ranges. Es läßt sich damit nur noch die gleichfalls dem Andenken Henriettes geltende Widmung des „Lebens Jesu“ vergleichen, welches im Jahre 1863 erschien

und, wie man weiß, ein mehr als berechtigtes Aussehen machte.

Es ist nicht möglich, in den Rahmen dieser Skizze eine auch nur ganz kurze Erörterung über dieses Buch zu fassen, aber wir wollen wenigstens den Versuch machen, eine Erklärung für die Aufnahme zu finden, welche demselben zu teil geworden ist. Die Freidenker lasen es mit Entzücken, die Katholiken mit Wut, aber beide Parteien mit der gleichen leidenschaftlichen Aufregung. War denn dieses Werk etwas so Ursprüngliches, nie Dagewesenes? Schleuderte es neue, nie gehörte Ideen in die Welt? Allem Anschein nach durchaus nicht. Denn es war unzweifelhaft nicht das erste Mal, daß eine gelehrte Lebensgeschichte Jesu geschrieben wurde, ebensowenig als es zum erstenmal geschah, daß ein von allen vorgefaßten Glaubensmeinungen freier weltlicher Schriftsteller sich dieses Stoffes bemächtigte, welcher bisher von Theologen und Gläubigen als ihr ausschließliches Gebiet betrachtet worden war, und daß der Laie denselben vom Standpunkt der reinen kritischen und geschichtlichen Wissenschaft aus behandelte. Das „Leben Jesu“ von Strauß war schon 1839 erschienen und fast unmittelbar darauf durch die Übersetzung von Littre, welche dieser schon im folgenden Jahre herausgab, in Frankreich bekannt geworden. Aber das deutsche Werk ist nicht sowohl eine Lebensgeschichte, als vielmehr eine ununterbrochene trodene Textuntersuchung. Es besitzt keine der Eigenschaften, welche ein Buch populär machen können: weder die philosophische Auffassung, welche erhabene Schlüsse über die konkreten Thatfachen hinaus aufstellt; noch den geschichtlichen Sinn, welcher längst vergangenen Dingen ein lebendiges Antlitz zu geben weiß; noch die warme Begeisterung des Geschichtschreibers für seinen Gegenstand, durch welche der trockenste Bericht beseelt und die kühnste Darstellungsweise berechtigt erscheint. Wer allein war denn also im Stande, den Gegenstand in der That als ganz neu erscheinen zu lassen? In erster

Reihe ein Gelehrter, ein Kenner der Sprachen, welcher das Hebräische, Griechische und Lateinische gleich vollkommen beherrschte, welcher alles unter Benutzung der allermodernsten Hilfsmittel der Philologie und Kritik studiert hatte; ein Altertumsforscher, der zugleich ein kühner Reisender war und lange in der Heimat Jesu gelebt hatte, der die lebendigsten Eindrücke mitgenommen von allem, was er dort beobachtete, von der landschaftlichen Natur Judäas, von dem Leben der arabischen Stämme und von den religiösen Neigungen der Orientalen. Der Verfasser mußte ferner ein Laie sein, ein Freidenker, der mit jedem religiösen Vorurteil, mit jeder Überlieferung endgültig ausgeräumt hatte, aber zugleich einen so unendlich hohen und weitschauenden Geist besaß, daß er die kleinliche Ironie eines Voltaire, der es noch fertig brachte, sich für die Person und Lehre eines Meisters zu interessieren, an den er nicht mehr glaubte, wie von oben herab überjah. Für diesen Ungläubigen war es sogar vortheilhaft, daß er eine Zeit lang im Seminar zugebracht und sich in einer aufrichtig frommen Seele die dankbare Erinnerung an die geistliche Erziehung und ein tieferes Verständnis für Glaubenssachen aus jener Zeit bewahrt hatte. Der Schöpfer eines solchen Werkes mußte ein Geschichtschreiber sein, erfüllt von der genialen Kraft, Tote zu erwecken und in der Asche der Vergangenheit den Funken des Lebens wieder anzufachen. Und endlich gehörte dazu ein Schriftsteller, dessen anziehende und feinsinnige Ausdrucksweise die Arbeit dem Verständnis der weitesten Kreise zugänglich machte.

Dieser Gelehrte, dieser Denker und dieser Künstler fanden sich in Renan vereinigt. Er ist der erste, der dem großen Publikum ein hochgelehrtes Werk in gemeinverständlicher Sprache dargeboten hat. Wenn er auch nicht als erster an der Unfehlbarkeit und Echtheit der Evangelien zweifelt, so ist er doch darin originell, daß er philologische Beobachtungen aneinander reiht und diese zum Ausgangs-

punkt einer vollständig neuen geschichtlichen Darstellung macht. Andere haben vor ihm die Gottheit Christi angezweifelt; er aber hat zuerst das Dasein Christi auf die Verhältnisse einer menschlichen Thatfache zurückgeführt, und dennoch hat er es verstanden, dem Urheber der größten Umwandlung, welche das Antlitz der Welt jemals berührt hat, von diesem neuen Gesichtspunkt aus eine ganz lebendige Individualität zu geben. Er verehrt in Jesu die erhabenste sittliche Persönlichkeit, durch welche das Menschengeschlecht je geedelt wurde; er raubt ihm den Nimbus der Göttlichkeit, um ihn mit der Glorie des Heiligen und des Helden zu schmücken. „In Jesu,“ sagt er, „hat sich alles verschmolzen, was es in der menschlichen Natur an Güte und Erhabenheit giebt.“

Trotz des gemäßigten, fast geistlich zu nennenden Tones des Buches erregte es bei den Gläubigen ein ungeheures Argernis. Während Renan sich urplötzlich zum Gegenstand der Huldigungen seitens einer Schar von Verehrern erhoben sah, auf welche er kaum gerechnet hatte, und zwar besonders von Skeptikern aus der Schule Voltaires und Berangers, fand er sich vom Klerus in den Bann gethan, in allen bischöflichen Hirtenbriefen gebrandmarkt, vom Heiligen Stuhl auf den Index gesetzt. Die Geistlichkeit sah in dieser Veröffentlichung seitens eines einstigen Priesterzöglings einen schandlichen Abfall, einen wahren Verrat; vielleicht hatten sie nicht unrecht, wenn sie annahmen, daß dieser Ausdruck des Unglaubens, welcher durch die Wissenschaft gerechtfertigt und durch eine echt geistliche Salbung gemahigt wurde, bei weitem verführerischer und gefährlicher sei als die Spottereien der Voltairianer. Die Aufregung war so groß, daß die kaiserliche Regierung sich verpflichtet glaubte, Renan seines Lehramtes am College de France zu entheben, wofür sie ihm als Ersatz das Amt des Oberbibliothekars an der kaiserlichen Bibliothek anbot. Aber Renan, durch den großartigen Erfolg seines Buches materiell sichergestellt, wies diese Art

der Entschädigung stolz zurück und beantragte im Jahre 1864 nach dem Tode seines Nachfolgers Mund seine Wiedereinsetzung in die vorige Stellung. Diese Gerechtigkeit wurde ihm verweigert; dagegen war es einer der ersten Regierungsakte der Republik von 1870, dem gelehrten Geschichtsforscher das Lehramt zurückzugeben, welches ihm gebührte und das er nicht mehr verlieren sollte. Die letzten Jahre des Kaiserreichs wurden für Renan Jahre der fruchtbarsten Ruhe. Das „Leben Jesu“ bildete nur den ersten Abschnitt einer allgemeinen Geschichte des „Ursprungs des Christentums“, ganz in demselben Geiste und nach dem gleichen Plane ausgeführt, ein Werk, dessen sämtliche Bände in rascher Folge erschienen: Die Apostel (1866), Paulus und seine Mission (1867), Der Antichrist (1873), Die Evangelien (1877), Die christliche Kirche (1879), Mark Aurel (1882).

Im Jahre 1869 fühlte sich Renan verpflichtet, als Bewerber um einen Sitz im Parlament für das Departement Seine et Marne aufzutreten; ihn trieb nicht der geringste politische Ehrgeiz, aber ihm lag daran, zu beweisen, daß er stets bereit sei, seinem Lande zu dienen; kaum ein Drittel der Stimmen fiel ihm zu. Als er sich 1876 um einen Senatsitz für die Bonches du Rhone bewarb, hatte seine Kandidatur keinen besseren Erfolg, und seitdem verzichtete Renan auf alle politischen Mandate.

*
*
*

Man hat behauptet, das Jahr 1870 habe für Renan die Bedeutung eines zweiten Wendepunktes in seiner Denkwiese gehabt; man hat besonders darauf hingewiesen, daß er von dem Augenblick an, wo der Krieg ausbrach, sich auch seinerseits von Deutschland losgesagt habe, der zweiten Wiedergeburt seines Genius, wie er sich beim Heraustreten aus dem Knabenalter von der ersten, der Kirche, getrennt hatte. So viel steht fest, daß die schmerzlichen Vorgänge des Krieges ihm die Augen öffneten über ein Deutschland,

welches er noch nicht kannte. Er hatte in vertrautem Geistesverkehr mit den großen Lehrern des Idealismus und den beharrlichen Gelehrten aus Deutschlands klassischer Zeit gelebt, hatte sich an ihren Träumen begeistert und aus ihrer Wissenschaft geschöpft. Es war eine bittere Enttäuschung für ihn, sich einer Nation gegenüber zu finden, welche angesichts des Krieges machtvoll vorbereitet dastand und in welcher die Philosophie der vollendeten Thatfachen und die Logik der überlegenen Stärke alle nebelhafte Metaphysik und alle humanitären Schwärmereien verdrängt hatte (Auspielung Renans auf H. von Treitschke). Das Band der Sympathie, welches ihn mit Deutschland verknüpfte, löste sich, und er verhehlte dies nicht. Es ist bedauerlich, daß man sich diesseit des Rheines über die wahre Natur von Renans Verhalten im Irrtum befindet. Einige ziemlich scharfe Worte, welche er bei Gelegenheit seiner Antrittsrede im April 1879 in der Académie française äußerte, sind in Deutschland als eine Feindschaftserklärung aufgefaßt worden und veranlaßten Herrn Zolling unter dem Titel „Ernst Renan und Deutschland“ einen Brief zu veröffentlichen, dessen erbitterten und gehässigen Ton man nur beklagen kann. Renan, welcher dringend wünschte, jedes Mißverständnis in einer so zarten Angelegenheit zu beseitigen, schrieb im Journal des Débats den berühmten „Brief an einen deutschen Freund“, welchen ein Franzose als ein Meisterwerk an Mäßigung und stolzer Höflichkeit zu bewundern das Recht hat. Nein, feindselig hatte er nicht gesprochen! Wenn er jetzt gewisse Bedenken und Vorbehalte habe gegenüber der Bewegung, welche die nendische militärisch-politische Partei in der germanischen Welt neuerdings hervorgeufen, so verkenne er deshalb weder die gegenwärtige Rolle, welche Deutschland durch seinen Genius und seine geschichtliche Überlieferung in Europa zu spielen berufen ist, noch auch die Höhe seiner eigenen Verpflichtungen gegenüber der Fülle von Kenntnissen und Ideen, welche

er Deutschland verdanke. „Das Zusammenwirken von Frankreich und Deutschland,“ fährt er fort, „eines der frühesten Traumbilder meiner Jugend, ist auch meinem reiferen Alter zur Überzeugung geworden. — Ja, ohne uns werdet ihr vereinsamt dastehen und alle Fehler des Einzamen annehmen; die Welt wird von dem eurigen nur das vollkommen würdigen, was wir sie zu verstehen gelehrt haben. Aber ich füge sogleich hinzu, daß auch unser Lebenswerk ohne euch armelig und unzulänglich sein würde. Das habe ich stets gesagt und darin habe ich mich nie geändert. Die Ereignisse haben aber die Rollen so vollständig umgekehrt, daß wir Mähe haben, uns in unseren Empfindungen und Erinnerungen zurechtzufinden“ (Brief an einen deutschen Freund).

Auch in der Politik kann man Renans Belehrung zur Demokratie unmittelbar nach der Revolution 1870 keine Kritik nennen; man muß sie vielmehr als eine Wandlung bezeichnen. Da er von Natur aristokratische Neigungen hatte, wäre sein politisches Ideal die konstitutionelle Monarchie gewesen. Allein er wußte, daß es in der Geschichte keinen bloßen Zufall giebt und daß man der normalen Entwicklung in den Formen der menschlichen Gesellschaft nicht ungestraft Widerstand leistet. So sah er das Emporkommen der Demokratie als eine große geschichtliche Bewegung auf, welche in der Natur der Dinge begründet sei, und da er überzeugt war, daß man auf seine Zeit nur dann einzuwirken vermag, wenn man ihre vorherrschenden Empfindungen teilt, so wurde er aufrichtig und von ganzer Seele Republikaner, obgleich er ein gewisses Herabsinken der geistigen Vornehmheit in Europa als natürliche Folge befürchtete, wenn das Princip der Gleichheit rückhaltlos und bis aufs äußerste durchgeführt werden sollte. Somit blieb Renan, im Gegensatz zu so vielen ausgezeichneten Geistern, welche im Alter gleichsam auf ihrem Standpunkt erstarrten, niemals hinter seiner Zeit zurück, welcher er in vielen

Beziehungen schon weit vorausgeeilt war. Man kann behaupten, daß er während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens den edelsten und vollständigsten Ausdruck des französischen Volksgestes in seinen modernsten Erscheinungen bildete: Wiedergeburt seines Vaterlandes unmittelbar

lassen als Sprecher gesucht und der von Gelehrten wie von Studenten am eifrigsten gehörte Lehrer ist. Die Akademie öffnete ihm ihre Pforten im Jahre 1879 als Nachfolger von Claude Bernard, und die Regierung ernannte ihn nacheinander zum Offizier und zum Commandeur des



Ernst Renan.

nach dem Sturz des Kaiserreichs, freie-liche Entwicklung auf den Gebieten der Philosophie, der Erziehung, der Politik — lauter Bestrebungen, welche er persönlich bethätigt und gefördert hat. Er befand sich im vollsten Einklange mit seiner Zeit, und seine Zeit hat ihm Ruhm und zahllose Ehren zuerkannt. In den Salons ist er als Gesellschafter ebenso gefeiert, wie er bei den wichtigsten An-

Ordens der Ehrenlegion. Das College de France wählte ihn 1883 zum Rector.

Indessen blieb er litterarisch und wissenschaftlich unermüdet thätig; nur überließ er sich jetzt gern seinen mehr persönlichen Eingebungen. Bald behandelte er von neuem in glänzender Weise seine philosophischen Ideen in den „Dialogen“ (1876), oder er schrieb „Philosophische Dramen“ (Kalliban, 1878; Der Jungbrunnen, 1880),

oder er sprach sich mit zwingender Vertraulichkeit über seine Jugend und sein Leben aus (Erinnerungen aus Kindheit und Jugend, 1883; Voje Blätter, 1891). Aber über diesen Erzeugnissen eines geläuterten und manchmal höchst überraschenden Dilettantismus vernachlässigte er keineswegs seine gelehrten Arbeiten. Noch im Alter von sechzig Jahren und ungeachtet mancher Leiden, die sich einstellten, fühlte Renan Kraft genug, um eine „Geschichte des Volkes Israel von Ursprung bis zum Auftreten Jesu Christi“ zu beginnen, und fand Zeit, diese Riesenaufgabe glücklich bis zu Ende zu führen. Denn obgleich erst drei Bände dieses Werkes erschienen sind, fanden sich die Manuskripte der zwei letzten Bände bei Renans Tode vollständig beendet vor, und seine Erben haben die demnächst erfolgende Herausgabe derselben bereits angekündigt.

Diese höchst beachtenswerte Arbeit, die in keiner Beziehung hinter dem „Ursprung des Christentums“ zurücksteht, ist noch viel zu wenig bekannt geworden. Viele Verehrer Renans glauben für seinen Ruhm schon genug gethan zu haben, wenn sie dem „Leben Jesu“ ihren Beifall zollen. In dem Renan der letzten zwanzig Jahre sehen sie zumeist nur etwa den Dichter des „Kaliban“ und der „Äbtissin von Fouarre“, die Geschichte Israels dagegen erscheint ihnen nur als eine ziemlich verspätete und unerwartete Einleitung zum „Ursprung des Christentums“. Aber wenn in der That mit diesem letzten Werke der ungeheure Cyclus der Studien über Religionsgeschichte abgeschlossen wäre, welchen Renan die Hauptarbeit seines Lebens gewidmet hat, so wäre es eine schwere Ungerechtheit, wollte man an dieser Stelle nicht den besonderen Wert und die bedeutenden Ideen gerade dieses eigentümlichen Werkes gebührend hervorheben. Man muß daselbe als eine umfangreiche Sammlung der bisher in einzelnen Zeitungsaufsätzen und gelehrten Artikeln zerstreuten Früchte seiner hebräischen Sprachforschungen betrachten, welche er in dieser Form dem großen Publikum darzubieten beabsich-

tigte. Es war freilich kein neuer Gedanke, dasselbe kritische Verfahren bei der Schöpfungsgeschichte und beim Buche Jesaias wie bei der Ilias und beim Rolandslied in Anwendung zu bringen. Nur war bisher das Wirken der weltlichen Bibelforscher ausschließlich zerrörend gewesen. Wenn aber die Bibel nichts anderes ist als ein verworrenes Gemisch von Sagen, Gedichten und zum Teil ganz unglaubwürdigen Erzählungen, und wenn das Volk Israel für uns nicht mehr das auserwählte, mit einer göttlichen Sendung betraute Volk ist, welchen Zweck hätte es dann, die Geschichte dieses unbedeutenden Volksstammes, der sich zwischen den mächtigen Nachbarn am Euphrat und Nil in den Wüsten des Orients verliert, von neuem sorgfältig wieder herzustellen! Es bleibt das unvergängliche Verdienst Renans, dem Stamme Beni Israel seinen gebührenden Platz in der Geschichte der Welt wieder erobert zu haben. „Für einen philosophierenden Geist, d. h. für einen Geist, der sich für die Ursprünge der Dinge lebhaft interessiert, giebt es in der Vergangenheit des Menschengeschlechts in Wahrheit nur drei Geschichten von allerhöchstem Interesse: die Geschichte Griechenlands, die Geschichte Israels und die Geschichte Roms“ (Vorwort zur Geschichte des Volkes Israel). Im Gegensatz zu den großen orientalischen Kulturwelten, der ägyptischen, der persischen und vollends zu der indischen und chinesischen Kultur, welche sämtlich der Entwicklung des menschlichen Geistes fremd geblieben sind, ist die hebräische Geisteskultur die unerläßliche Bedingung für die Entfaltung der modernen Gedankenwelt. „Was Griechenland für die Verstaubungsbildung und Rom für die Staatskunst, das sind die wandernden semitischen Stämme für die Religion geworden“ (ebendasselbst). — Was verdanken wir denn der Bibel? Vor allem das religiöse Gefühl im eigentlichsten Sinne, in seiner reinsten Gestalt. Der Grieche, berauscht von Daseinsfreude, sah alles nur von außen; die Religion war für ihn nur eine der Ausdrucks-

formen seines Schönheitsfinnes. Für den Römer besteht sie lediglich in Formeln und bildet einen Abschnitt des häuslichen und öffentlichen Rechts; der Semite, im Gegensatz zu beiden, führt ein Innenleben. Er sucht in dem Weltall ein Bewußtsein, er fordert einen Richter für die Welt und erschafft den abstrakten Begriff des einigen, unendlichen, vollkommenen Gottes, und die Seele des modernen Menschen verdankt ihm das Gefühl des Ewigen. Die Semiten haben auch zuerst die Religion mit der Sittlichkeit verbunden und sie nicht an äußerliche Gebräuche gekettet. Ihre Propheten haben einen verkeltenden Gott und die Liebe zu den geringsten Brüdern gepredigt, und von Jesajas und Ezechiel her sind die edlen Gefühle des Mitleids und der Barmherzigkeit durch das Christentum bis zu uns gelangt. Auf das Wort dieser Prediger glaubte Israel an die göttliche Vorsehung, an einen Wandel der Welt zu einem höheren Ziele; ein Gedanke, welcher der griechisch-lateinischen Welt ganz fern lag und welcher, durch die Wissenschaft befruchtet, die treibende Kraft alles Fortschritts geworden ist. Mit einem Worte, das Beste von allem, was uns das Christentum gebracht hat: die ernste Sorge um sittliche Dinge, die Liebe zur Menschheit und den Glauben an die Zukunft, hatte dasselbe als ein Vermächtnis aus der Bibel, besonders aus den Propheten überkommen. Schon Bossuet hatte in seinen Vorträgen über Univerfalgesehichte vom rein christlichen Standpunkt aus den Lehrsatz von dem „Veruf Israels“ berechtigt entwickelt. Denjelben Satz hat Renan mit großer Kühnheit vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus neuem vertreten. Somit ist die „Geschichte Israels“ nicht etwa nur die gelehrte Schilderung eines syrischen Staats- und Volkslebens, sie ist vielmehr einer der wertvollsten Beiträge dieses Jahrhunderts zur Philosophie der Geschichte und der Religionen.

Vielleicht ist es in vorstehendem gelungen, einen ziemlich genauen Überblick von Renans wissenschaftlicher Thätigkeit zu geben, welche allerdings der unbestrittenste und am leichtesten festzustellende Teil seines gesamten Wirkens ist. Sehr viel schwieriger wird es sein, den Schriftsteller genau zu schildern und ein Bild des Menschen zu entwerfen. Sein Talent gehört zu denjenigen, die sich nicht zergliedern lassen. Es giebt keine vorgeschriebenen Regeln, um so zu schreiben, wie er schreibt. „Ach, Sätze zu schreiben, wie Renan — man weiß nicht, wie so etwas gemacht wird!“ ruft Klauert aus, der doch auch ein Meister der Sprache ist und genau alle Kunstgriffe der Schriftstellerei kennt. Vielleicht liegt das Geheimnis dieser undefinierbaren Kunst einfach darin, daß Renan Künstler war, ohne es zu wissen und jedenfalls ohne es zu wollen. Er haßte die Schönrednerei und suchte stets den unverfälschten Ausdruck seiner so reichen, so verschiedenartigen und so ganz selbständigen Gedanken. Man fühlt in dieser zugleich einfachen und ausdrucksvollen Prosa in jedem Augenblick die Lektüre der Bibel und der Klassiker heraus. Ohne neue Wortbildungen zu erkünsteln, versteht er die klare und knappe Sprache Voltaires und Bossuets ohne Mühe und Zwang zum Ausdruck der allermodernsten Gedanken und der feinsten Unterscheidungen zu modeln.

Die Einfachheit und Wahrhaftigkeit seiner Sprache ist um so bemerkenswerter, als die Gedanken des Verfassers weder immer sehr einfach, noch immer sehr bestimmt sind. Nicht daß Renan je mit Wissen und Willen die Wahrheit verhehlen oder bemänteln wollte! „In meinen Schriften“ erklärt er unumwunden, „bin ich von schrankenloser Aufrichtigkeit“ (Erinnerungen, S. 151).

Dennoch muß man einräumen, daß Renan, sobald er das Gebiet der exakten Wissenschaften verläßt, denen er einzig und allein unbedingten Glauben schenkt, plötzlich weniger sicher scheint. Er ist

zum Skepticismus geneigt, und wenn es eine feste und kühne Art des Zweifels giebt, so ist sie sicher nicht die feinige. Es wird ihm ebenso schwer abzuleugnen wie zu behaupten; jeden Augenblick fürchtet er von seinem Verstande oder von seinem Gefühl irrefeleitet zu werden, und so liebäugelt er bald mit dem einen, bald mit dem anderen. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens läßt er oft, besonders in Fragen der Philosophie und Moral, seiner Neigung zur Ironie und einer ganz unwissenschaftlichen Spottsucht den Hügel schiefen, deren erstes aber keineswegs einziges Opfer er selber bisweilen ist. Seine Dialektik verliert sich oft in ein bloßes Spielen mit Hypothesen, von denen eine so ungewiß ist wie die andere, und dieses Spiel ergötzt augenscheinlich seinen Autor ganz ungemein. Die Welt ist ihm zu einem tollen Possenspiel geworden, an dem er sich bemüht, die lustigsten Seiten herauszufinden. „Mit Ironie spricht er selbst über die tiefstinnigsten Gedanken und über die edelsten Thaten.“* Selbst in seinen geschichtlichen Werken mißbraucht er das unbestreitbare Recht des Geschichtschreibers, die Lücken der unvollständigen Schriftdenkmäler durch Vermutungen auszufüllen: seine fruchtbare Einbildungskraft führt ihn des öfteren auf Abwege, so daß er Dinge gesehen zu haben glaubt, deren Vorhandensein auch nicht durch das geringste Anzeichen bewiesen ist. Ja noch mehr: er ist leicht bereit, sich selber zu widersprechen; sind nicht Widersprüche die natürlichste Folge der Subjektivität jedes Einzelerkennens? Er ruft voll Rührung einen Gott an, der nicht existiert, der aber vielleicht nach Milliarden Jahren existieren wird; er träumt bald von einer persönlichen Unsterblichkeit, bald von einem Fortleben im All; er glaubt an den Fortschritt der Welt und verzweifelt daran von Zeit zu Zeit. Er glaubt an die Pflicht, an den strengen Ernst des Lebens, hält es aber

nicht für unmöglich, das Glück im Reifen, bei Weibern, durch Morphinum oder Alkohol zu finden (Lose Blätter, I. Artikel, S. 382, und Erinnerungen, S. 149). Einen Widerspruch aber giebt es, der mehr als alle anderen bei vielen Beurteilern Erstaunen und Verstimmung erregt hat; denn derselbe liegt nicht mehr in den bloßen Worten, sondern in dem Leben des Autors selber, in dem Gegensatz zwischen seiner Philosophie und seinem Charakter. Er war heiteren Gemütes, dieser Bretonne, der in so ergreifenden Tönen die Schwermut der keltischen Stämme schilderte, dieser seines Glaubens beraubte Christ, welcher einen der schmerzlichsten Kämpfe hinter sich hatte, die eine Menschenseele erschüttern können, dieser Gottesläugner, welcher durch seine ganze Lebensarbeit zu der Überzeugung gelangt ist, daß die Religionen oder die Lehren vom Überflüssigen nichts sind als taube Früchte, gewachsen auf dem Boden des menschlichen Elends, Spielzeuge, welche der Mensch erfand, um seine eigene Verzweiflung darüber zu vergessen, dieser Philosoph, der für das Problem des Übels in der Welt weder ein Heilmittel noch eine Erklärung zu finden wußte.

Ja, Renan ist ein Rätsel, das nur er selber uns zu lösen vermag, denn niemand hat Renan so genau und gut gekannt als er selber. „Ich bin,“ sagt er, „ein Gewirr von Gegensätzen; eine Hälfte meines Wesens ist fortwährend beschäftigt, die andere zu zerstören. Manchmal lacht die eine, während die andere weint“ (Erinnerungen, S. 73 und 145). Erinnerung wir uns hierbei vor allen Dingen, daß dieser Sohn des bretonischen Seemanns mütterlicherseits dem fröhlischen und spottlustigen Geschlecht aus dem Süden Frankreichs angehörte. Andererseits hatte seine ganze Kindheit ihn für ein anderes Leben vorbereitet als das, welches er nachher führte. Die frommen Eindrücke seiner ersten Jahre, der religiöse Einfluß seiner Lehrer in Penguier, eine angeborene Sanftmut und Bescheidenheit — alles schien geeignet, ihn

* Jules Lemaitre: Unsere Zeitgenossen, Bd. I, S. 213.

zu einem unbekanntem Priester in der Provinz zu machen. Er spricht es wiederholt aus: „Ich bin ein verunglückter Priester“ (Erinnerungen, S. 156). Aus dem Seminar ist ihm denn auch die Sittenreinheit, die Einfachheit des Auftretens, die Gewohnheit des gewissenhaften Arbeitens und sogar die priesterliche Milde des Wortes eigen geblieben. Sehr spät erst hat er die Welt und die Leidenschaften kennen gelernt, und neben einem reichen Schatz jugendlicher Illusionen bewahrte sein Gemüt eine weitgehende Nachsicht gegenüber den Schwächen anderer (ebendasselbst, S. 149).

Es bedurfte eines an sich sehr einfachen, aber für ihn entscheidenden Ereignisses, um ihn dieser natürlichen und ruhigen Lebensbahn zu entziehen und einen neuen Menschen in ihm zu erwecken: er kam nach Paris. Die Litteratur, die Philosophie und die Geschichte erregten und steigerten in ihm vielleicht zu plötzlich geistige Triebkräfte, welche er gar nicht in sich geahnt hatte: einen unerfättlichen Wissensdrang, eine außerordentliche Fähigkeit, alles zu verstehen, an allen Anteil zu nehmen, einen sehr scharfen kritischen Verstand — lauter Eigenschaften, welche im allgemeinen nicht dazu beitragen, den dogmatischen Geist und die Neigung für den Dienst der Kirche zu entwickeln. Er trieb Bibelforschung, und das Forschen in der Schrift vernichtete seinen Glauben; er kehrte in die Welt zurück, und der Anblick der menschlichen Erbärmlichkeiten und der politischen Unbeständigkeit mischten seinem Idealismus eine starke Dosis Verachtung oder ein gewisses ironisches Mitleid gegenüber der modernen Gesellschaft bei. Allein die Eindrücke, welche einst das Kind in sich aufgenommen, waren zu tief, um sich in dem Jüngling und in dem gereiften Mann ganz zu verwischen: der Bretoner und der Gascoigner, das harmlose Kind und der Skeptiker, der Schwärmer und der Realist, der Gläubige und der Gelehrte, der Priester und der Weltmann lebten und vermischten sich in ihm, ohne jemals zu

einer vollständigen Verschmelzung und Übereinstimmung zu gelangen.

Aber im ganzen war er ein glücklicher Mensch. („Ich habe nie sehr schwer gelitten,“ sagt er in seinen Erinnerungen, S. 374.) Denn er hat erfolgreich der mächtigen Versuchung widerstanden, sich zu den weltchmerzlichen Geistern der romantischen Schule zu gesellen. Er erkennt an, daß das Leben und die Gesellschaft wohlthätig auf ihn gewirkt haben, aber er setzt hinzu: „Die Ruhe meiner Seele ist ungetrübt“ (ebendasselbst). Er war berechtigt, sich dessen zu rühmen, denn er verdankt diese Ruhe in erster Reihe sich selbst; keinen wichtigen Schritt seines Lebens hat er bereut; im Gegenteil, er hat bis zuletzt allem Tadel und allen Verwünschungen zum Trost das Bewußtsein gehabt, eine gute That ausgeführt oder wenigstens unternommen zu haben. „Davon bin ich überzeugt!“ ruft er aus (Rede in Quimper, 17. August 1885). Seine größte Sorge war, nicht eher zu sterben, als bis er sein Werk glücklich zu Ende geführt hätte. Kurz — Renan war glücklich, weil er glücklich sein wollte. Seine heitere Weltanschauung war keine frivole Selbstzufriedenheit, sie war vielmehr eine wohlüberlegte Entscheidung, die Bethätigung einer Willensstärke, die ihrer selbst sicher ist, um die ruhige Klarheit der Gedankenwelt gegen die Stürme des Gefühls zu schützen. Er war der Ansicht, daß ein Leiden, welches die Thatkraft lähmt anstatt sie zu steigern, eine Schmälderung der menschlichen Würde sei. Er fürchtete nichts so sehr, als daß er mit zunehmendem Alter fähler könnte, wie seine hohe Geisteskraft unter dem Druck der schweren körperlichen Leiden nachgäbe. Sein Wunsch ging teilweise in Erfüllung; er litt furchtbar durch mehrere Krankheiten in seinen letzten Lebensjahren, aber der körperliche Schmerz hatte nicht den geringsten Einfluß auf sein geistiges Leben: seine Willenskraft behielt die Oberhand.

Seit dem Januar 1892 nahmen seine Kräfte sichtbar ab; noch ein letztes Mal

wünschte er die Bretagne wiederzusehen und reiste im September dorthin. Aber bald fühlte er sich dort kränker als zuvor und drängte zu schleunigster Rückkehr nach Paris. Er wollte auf seinem Posten, im College de France, inmitten der mächtigen Stadt sterben, die seines Geistes wahre Heimat geworden war. Die Heftigkeit seiner Leiden hatte ihn fast der Sprache beraubt; dennoch blieb er ruhig und geduldig. Einige Stunden vor seinem Tode diktirte er noch einige Bemerkungen über die arabische Baukunst. Weder sein vergangenes Leben, noch das Herannahen des Todes entlockte ihm eine Klage. Er pries sich glücklich, die siebzig Jahre zurückgelegt zu haben, welche die Bibel als die normale Dauer eines Menschenlebens bezeichnet. Einer seiner letzten Aussprüche, der mir von einem Zeugen seiner letzten Tage mitgeteilt wurde, lautet: „Unterwerfen wir uns dem Gesetze der Natur, von welcher wir nur eine Erscheinungsform sind. Himmel und Erde sind unvergänglich.“ Er entschlief ziemlich sanft am 2. Oktober 1892.

Es ist noch zu früh, ein entscheidendes und allgemein gültiges Urtheil über Renan zu fällen. Denn eine Generation vermag weder sich selber, noch ihre unmittelbare

Vorgängerin zu beurtheilen. Renan aber ist, wie gesagt, im höchsten Maße die Verkörperung der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Nachwelt Renan aus denselben Gesichtspunkten wie den Einfluß der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich beurtheilen wird. Man wird, je nachdem, abwechselnd den wissenschaftlichen Eifer, die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Anhänglichkeit an bleibend Wertvolles an unserer Zeit rühmen und sich über die jüdringliche Neugier, über das Mißtrauen gegen die Impulse des Herzens und den platten Realismus derselben beklagen. Man wird den Freisinn anerkennen, mit welchem unsere Zeit allen Geistesrichtungen Duldung gewährt hat, den großherzigen Eifer, mit dem sie den Fortschritt in jeglicher Form begünstigt hat; aber ebenjowohl wird man die geistige und sittliche Verwirrung und die Unbeständigkeit der socialen Verhältnisse zu verdammen Anlaß finden. Aber wenn die Geschichte einst zugesteht, wie mächtig der Ausgang dieses Jahrhunderts am Fortschritt der menschlichen Entwicklung mitgewirkt hat, und daß sein Wirken durchaus segensreich gewesen ist, so wird sie auch anerkennen, daß Renan an diesem Werke einer der tüchtigsten und unermüdeten Mitarbeiter war.





Die ältesten Verkehrswege und Wasserleitungen

auf klassischem Boden.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Wilhelm Richter.

Lange vor der geschichtlichen Zeit Griechenlands führten Landwege durch finstere Wälder, über Gebirge und Ebenen, wo allenthalben gefürchtete Räuber in Höhlen und Felsenklüften hausten und gewaltthätige Frevler, mit deren Namen uns die Sage bekannt gemacht hat, das Leben der wenigen Vorübergehenden bedrohten. Eine ganze Reihe dieser Unholde, die auf die entsetzlichste Weise ihre Opfer zu Tode marterten, erlagen der Keule oder dem Schwerte eines Herakles und Theseus. Aus den homerischen Gedichten lernen wir jedoch eine in Beziehung auf Verkehrsmittel, Landstraßen und allgemeine Sicherheit bereits sehr geförderte Zeit kennen. Wir hören daselbst von einer Bahn im Gebirge, auf welcher Holz mittels der Wagen nach der Stadt geschafft wird, und selbst eine Heerstraße wird erwähnt; auch die Reise, welche des Odysseus Sohn in zwei Tagen quer durch den Peloponnes (von Pylus nach Sparta) macht, läßt schon auf gute Wege schließen. Zum bei weitem größten Teil haben aber die gottesdienstlichen Wallfahrten nach gewissen Heiligthümern die Veranlassung zur Anlage solcher Wege gegeben.

Diese heiligen Wege waren die ersten künstlich gebahnten Fahrstraßen Griechen-

lands, auf denen u. a. Priesterinnen wie die hoch gepriesene Mutter des Kleobis und Biton zu dem Tempel ihrer Gottheit fuhren. Als dann in Folge der ausgedehnten Kolonisation die inneren Kultusverbindungen sich im Lande vervielfältigten, mußten auch naturgemäß die heiligen Straßen zahlreicher werden und die Kolonisten darauf Bedacht nehmen, ihre neuen Stadtgemeinden mit den weiter entfernt liegenden Centralheiligtümern der Mutterstädte zu verbinden. Zugleich entwickelte sich aber auch das Bedürfnis, diese heiligen Straßen, wenn auch vorläufig noch in beschränktem Maße, dem kaufmännischen Verkehr dienstbar zu machen, wie denn des Warentransports zur Achse, etwa hundert Jahre nach Homer, im Zeitalter des Hesiod, schon Erwähnung geschieht. Nur diese heiligen Straßen sind es gewesen, bei denen sich zuerst eine bestimmte Technik des Baues entwickelt und allmählich ausgebildet hat; uns aber ist es bei dem Mangel an bestimmten Nachrichten nur möglich, aus den Spuren derselben, die dem Boden eingedrückt sind, uns eine Vorstellung von dieser Praxis der alten Griechen zu bilden.

Den Forschungsreisenden unserer Zeit ist die Beobachtung nicht entgangen, daß neben dem Saumpfade, wo das Maultier sich jetzt auf holperigem Boden seinen Weg

sucht, tiefe Radsfurchen, welche nicht etwa durch den langen Gebrauch oder durch die Vernachlässigung des Weges mit der Zeit entstanden, sondern sorgfältig, gewöhnlich zwei Zoll tief ausgehauen und geglättet gewesen sind.

So viel läßt sich heute erkennen, daß da, wo der Boden des altgriechischen Landes fast nackter Fels war, die Anlage der Wege mit unseren Schienenwegen in gewisser Beziehung darin übereinstimmt, daß die Griechen nicht den ganzen Damm fahrbar machten, sondern sich mit einem Nivellement desselben begnügten, für die Wagenräder aber gewisse Geleise anlegten, auf welchen diese leicht und sicher dahintrollen konnten.* Besonders notwendig erschien ein solches Verfahren bei den Prozeßionswagen, die hoch und künstlich aufgebaut waren und auf denen die Götterbilder aufrecht standen. Das Einschneiden der Geleise, zwischen welchen man vielleicht den höderigen Boden durch Sand und Kies möglichst auszugleichen bemüht war, galt als eine Hauptaufgabe bei der Anlage solcher Wege. Gleichzeitig war man aber darauf bedacht, wo es keine Doppelgeleise gab, in gewissen Abständen Ausweichplätze zu schaffen, die nun um so mehr in Anspruch genommen zu werden anfangen, als diese heiligen Straßen nicht nur Prozeßionswege blieben, sondern ein lebhafter allgemeiner Verkehr bemerkbar wurde, und zwar besonders auf denjenigen Straßen, welche zu größeren Städten führten. Ich erinnere an die Erzählung von dem Tode des thebanischen Königs Laios, der ja nicht, wie die Sage will, am Kreuzwege, sondern auf solcher Straße erfolgt sein wird.

Was uns aber bei der Anlage von Wegen in Griechenland im Gegensatz zu den Wegebauten in den großen Weltreichen des Orients (Jesaias 40, 4: „Alle Thäler sollen erhöht werden und alle Berge sollen geniebrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höderig

ist, soll schlicht werden“) und der späteren Römer auffällt, das ist der Umstand, daß die Griechen sich möglichst an die von der Natur gegebenen Bestimmungen angeschlossen, daß sie der Bildung des Terrains folgten und sich gewissermaßen scheuten, Hemmnisse der Natur gewaltsam zu beseitigen.

Es folgten jene alten Straßen oft allen Winkeln der Schluchten, und ihre Spuren verkünden uns noch heutiges-tags, daß man eine allzu große Eile nicht kannte, während doch der eilige Wanderer auf bekannten und kürzeren Bergpfaden jedem Gespann schnell voraneilen konnte. Wo aber die Natur den Zugang ganz zu versperren schien, da verzichteten die Griechen der Vorzeit leicht aus religiöser Scheu auf die Anlage von Fahrstraßen. Und darin liegt auch ein Grund für die zu keiner Zeit der griechischen Geschichte erfolgte politische Einheit, sowie für die schwere Eroberung der griechischen Halbinsel, wie es anderseits Alexander dem Großen mit Hilfe der großartigen Ausbildung des Wegebaues leicht wurde, das gewaltige persische Reich so schnell zu erobern.

Wo aber kein natürlicher Fels die Grundlage des Weges bilden konnte, da mußte der Weg erst gebaut und dann erst konnten die Geleise eingeschritten werden. Tiefgelegene, sumpfige Tempelplätze, welche man besonders im kleinasiatischen Jonien, wie in Ephesos, Samos u. a. antrifft, verlangten eine künstliche Fundamentierung von größter Ausdehnung für die Tempel selbst wie für die Tempelwege. Somit ist es der Gottesdienst und der Kultus, der wie in der späteren Zeit bei Ausübung von Kolonien auf klassischem Boden eine wichtige Rolle gespielt hat, auch schon in der ältesten Zeit auf dem Gebiete äußerer Werthätigkeit die Kräfte der Menschen auf das mannigfachste angestrengt hat; er ist die Ursache, daß die Stätten der Tempel hinfort auch die Mittelpunkte des geschäftlichen Verkehrs geworden sind.

Es ist erklärlich, daß diese Straßen,

* Vergl. Curtius: Zur Geschichte des Wegebaues.

welche nach verschiedenen Seiten Griechenland durchschnitten, als Denkmäler der Pietät, als Anstalten zunächst im Dienste der Gottheit betrachtet und anerkannt wurden. Auch der Pilger, welcher diese Straße zog, war lange Zeit hindurch natürlich zuerst innerhalb der Amphiktyonie, d. h. des Bundes der Nachbarvölker eines Heiligtumes, unverleßlich; erst als die Schen vor den alten Sagenen schwand und rohe Ventelust einzog, schwanden auch diese Rücksichten. Vor allem aber war für die Sicherheit der delphischen Straße gesorgt; sie war die erste Bedingung, wenn die Griechen nach altväterlichem Gebrauch sich des gemeinsamen Orakels erfreuen wollten. Diese Amphiktyonien sind von einem entschiedenen Einfluß auf die weitere Ausbildung des Wegbaues und die allgemeine Sicherheit gewesen, denn Verfall und Unsicherheit hielt die Besucher zurück. Die Amphiktyonien sind es auch, welche auf eine überall gleiche Spurbreite der Wege hinarbeiteten, damit es selbst ferner Wohnenden möglich wurde, mit Opfern und Rennwagen die gemeinsam mit den Götterfesten verbundenen Spiele zu besuchen und Tempel und Stadtgemeinde größeren Vorteil zu bringen. Und daß diese Bestrebungen der Tempelbehörden erfolgreich gewesen sind, mag erkannt werden aus der im ganzen gleichen Spurbreite der Geleise von fünf Fuß und vier Zoll im Peloponnes wie in Mittelgriechenland. Eine gleiche Absicht veranlaßte die Tempelbehörden, die heiligen Wege so anmutig wie möglich zu machen. Die letzten Zugänge zu den Tempeln selbst waren gepflastert.

Auf die Dauer konnten, wie bemerkt, die heiligen Straßen dem profanen Verkehr nicht verschlossen bleiben. Bei dem zahlreichen Zusammenfluß von Menschen aus den verschiedensten griechischen Gauen konnte es infolge des dabei herrschenden Gottesfriedens nicht ausbleiben, daß schon in früher Zeit Krämer und Händler aller Art herbeizogen und der Handel sich in natürlicher Entwicklung über das augen-

blickliche Bedürfnis hinaus erweiterte und diese Festversammlungen die Gelegenheit zur Abhaltung ordentlicher Messen gaben. Und so entfaltete sich allmählich unter dem Schutze der Religion ein furchtloser Verkehr zwischen den Nachbargauen; wie die Tempelfeste sich zu Märkten und Messen gestalteten, so dienten auch die heiligen Straßen hinfort als Vorbilder der übrigen Kunststraßen, die das Land durchzogen.

Zugleich haben aber auch die Griechen die großartige Ausbildung des Wegbaues in Klein-Asien kennen gelernt, von wo aus die Reform der städtischen Anlagen und die theoretische Behandlungsweise der Stadtgründungen ausgegangen ist. Freilich ist bei der ganzen geographischen und politischen Beschaffenheit der griechischen Halbinsel von großen, künstlich angelegten Handelsstraßen, welche den Austausch der Waren des Binnenlandes und der Uferlandschaft möglich machten, so gut wie gar keine Rede. Erst mit der Zeit der griechischen Tyrannen, in welcher der Verkehr sich steigerte, die Volkskraft sich freier entwickelte, fühlten diese Männer, welche dem Umschwung der sozialen Verhältnisse ihr Emporkommen verdankten, sich berufen, neben anderen Werken für die Allgemeinheit namentlich auch Wegebauten in einem ganz neuen Maßstabe in Angriff zu nehmen.

Den Landwegen eigentümlich sind die Hermesbilder, die den Rand derselben bezeichnen, öffentliches und privates Eigentum begrenzen und zugleich besonders an Kreuzwegen als Wegweiser dienen. Die Hermessäule unterrichtet den Wanderer, damit er seine Zeit einteilen kann, sie sagt ihm in einem kurzen Hexameter oder Pentameter, wie weit es zur nächsten Quelle oder zum nächsten Orte ist, sie enthält auch einen kurzen Gruß oder Zuspruch. So verzeichnet ein solcher Stein sein eigenes Verdienst mit den Worten: „Ich Herme stehe hier auf windiger Höhe am Dreiweg unweit des Meeresstrandes, dem müden Wanderer biete ich Wegerast, und unter meinem Fuße quillt frischer

Trank empor.“ Die Straßen standen unter der Obhut des Hermes.

Regelmäßige Baumreihen längs der Kunststraßen, wie sie im Orient allgemein zu Hause waren, werden aus dem griechischen Altertum, auf klassischem Boden, nur selten erwähnt, wohl aber hatten besuchte Landwege eine Menge von Herbergen, und die anmutigen Kastörter, häufig an den Quellen gelegen, ließen den Wanderer nie zu einem Gefühl der Ermüdung kommen. So erhielten auch Land und Straßen den Charakter des den Griechen in so hohem Maße mit Recht nachgerühmten Gastlichen und Menschenfreundlichen. Hermes war auch selbst der Gott des Geleites.

Weil in einem so gegliederten Lande, wie Griechenland ist, die Küstenschiffahrt die häufig mangelhafte Verbindung zu Lande einigermaßen heben konnte, hat auch der Straßenbau auf griechischem Boden nie eine Zeit der höchsten Blüte erreicht. Den Römern aber verdanken die Mittelmeerländer ihre großen Straßen, die freilich in den späteren Jahrhunderten, als die gebildeten Römer Unterthanen der ungebildeten fremden Völkerhorden geworden waren, wieder verfallen sind. In der That aber ist die Herrlichkeit und Großartigkeit des Straßensystems, welches das alte römische Reich umspannte und Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reisens bewirkte, über jegliches Lob erhaben; „seine großartigen Spuren verkünden noch heute oft in weit entlegenen Einöden, unter Gräberresten und Dornestrüpp, in der Sierra Morena, in der Eifel, in Schottland und Siebenbürgen, am Euphrat und an der großen Syrte Afrikas dem forschenden Wanderer in unvergleichbaren monumentalen Zügen die Größe des römischen Reichs und Namens.“

Zu ähnlicher Weise, wie die künstlichen Terrassen dem Reisenden im Peloponnes bezeugen, mit welcher Mühe und Sorgfalt die griechische Vorzeit jeden kulturfähigen Platz für den Anbau zu gewinnen gesucht hat, lassen auch die in den ein-

zelnen Landschaften erhaltenen und zum Teil noch bis in unsere Zeit hinein benutzten Anlagen, welche zur regelmäßigen Bewässerung der Gärten dienen, den gewaltigen Fleiß langer Jahre erkennen, den man diesem Gegenstand mit Recht einst zugewandt hat. Es sind Arbeiten, welche nur durch die vereinten Kräfte der gesamten Bewohner einer Landschaft ausgeführt sind — Arbeiten, welche aber die Mythe bald dem Danaos, bald dem Herakles, bald anderen Helden beigelegt hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die höher gebildeten Fremden, namentlich die Ägypter, welche in ihrer Heimat Wasserbauten kannten, auch die Bewohner Griechenlands, unter denen sie sich ansiedelten, auf die mannigfachen Vorteile solcher Bauten aufmerksam machten und zu gemeinsamer Thätigkeit veranlaßten. Dies ist der Kern der in ein ganz eigentümliches Gewand gekleideten Sage: Herakles grub von dem Flusse, der in der Nähe vorbeifloß, einen Kanal bis an die Wände des Stalles des Königs Augias, öffnete diese durch breite Löcher, und das in gewaltiger Masse einströmende Wasser spülte in kurzer Zeit den Urat weg; die Danaiden, die Töchter des Danaos, mußten für ihren Frevel in der Unterwelt unaufhörlich, Tag und Nacht, Wasser in ein Faß gießen, das sie voll zu schöpfen nimmer vermochten, weil sein Boden durchlöchert war.

Durch Kanäle und Gräben wurde das Wasser einzelnen Grundstücken zugeführt, und die Staatsregierung ist es in der Folgezeit gewesen, welche besondere Beamte einsetzte, die dafür zu sorgen hatten, daß keiner zum Schaden des anderen unerlaubten Gebrauch von den Wasserzügen machte. Und aus landwirtschaftlichen Schriftstellern ersehen wir, wie man Wasser in der Erde ausfindig zu machen wußte, wie der Landwirt unausgesetzt im eigenen Vorteil der Bewässerung seine Aufmerksamkeit schenkte.

Dagegen entbeherten die meisten älteren Städte Griechenlands guter Wasserleitun-

gen. Die Herbeischaffung guten Trinkwassers scheint in Athen zuerst Perikles mit Erfolg angeregt zu haben. Zu Anfang des Peloponnesischen Krieges gab es in der Hafenstadt Piräus keine künstlichen Brunnen, sondern Cisternen. Der um die Stadt Athen hochverdiente Mathematiker Meton war es, welcher durch die Anlage neuer, namentlich nach dem Hafen führender Wasserleitungen sich einen Namen erworben hat.

Nach den in neuerer Zeit stattgehabten Untersuchungen nimmt man an, daß eine Strecke lang der Ilissus die natürliche Wasserleitung der Stadt Athen war. Kanäle in den Seitenwänden und im Boden desselben erhielten das gesammelte Wasser rein und kühl; die oberen wurden zum Teil dazu verwandt, dem hauptstädtischen Brunnen, der Kallirhoe, einen ansehnlichen Wasservorrat zu sichern. Unterhalb dieser Quelle begann die unterirdische Leitung, welche nach dem Piräus zugeführt wurde, dem so ein Teil von der Stadtquelle zukam. Bei Anlage der Gymnasien berücksichtigte man fließendes Wasser: das Gymnasion von Elis lag am Peneios, das von Korinth bei der Quelle Lerna, die Gymnasien des wasserarmen Athen mußten sich mit künstlicher Leitung begnügen.

Die jüngeren Städte Griechenlands hatten treffliche Cisternen, Schwimmbassins und Wasserleitungen durch unterirdische Kanäle, jedoch den berühmten römischen Bauten dieser Art standen sie weit nach, da die Griechen keine große Erfahrung im Bau derselben erlangt hatten.

Der römische Architekt Vitruv hat der Wasserversorgung der Städte das achte Buch seines Werkes (de architectura) gewidmet, und Frontin, Civilingenieur und kaiserlicher Kurator der römischen Wasserwerke am Ausgang des ersten Jahrhunderts n. Chr., hat statistische Angaben über die Ergiebigkeit der Wasserleitungen Roms aus jener Zeit gemacht.

Mit dem schnellen Wachstum der Bevölkerung der Hauptstadt mußte die Sorge für die Beschaffung reichlichen und rei-

nen Wassers eine öffentliche Angelegenheit von größter Wichtigkeit werden, und die seit dem Beginn der Kaiserzeit immer zahlreicher und großartiger angelegten Bäder stellten sehr weitgehende Ansprüche an die Wasserversorgung der Städte Italiens. Auch für die städtische Kanalisation bildete fließendes Wasser die unumgängliche Voraussetzung. Und die zahlreichen Überreste antiker Wasserleitungen in allen Provinzen des weiten römischen Reiches legen ein bereedtes Zeugnis davon ab, was man schon damals, vor achtzehnhundert Jahren, auf diesem Gebiete städtischer Civilisation geleistet hat.

Bis zum Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. betrug die innerhalb der Stadt täglich zur Verteilung gelangende Wassermasse aus den Wasserleitungen 9955 Quinarien, wovon 1707 auf das kaiserliche Haus, 3847 auf Private, 4401 auf öffentliche und gemeinnützige Anstalten entfielen; unter der Regierung des Kaisers Nerva ist durch den genannten Frontin die Ergiebigkeit der Wasserleitungen beinahe verdoppelt, und noch bis ins dritte Jahrhundert hinein ist man bemüht gewesen, die Wasserzufuhr zu vermehren. Nimmt man für jene Zeit rund 18000 Quinarien an, so beträgt nach angestellter Berechnung (den Quinarium zu 60 Kubikmetern) die gewährte Wassermenge 1080000 Kubikmeter. Und wenn das kaiserliche Rom selbst zu irgend einer Zeit eine Bevölkerung von zwei Millionen gehabt hätte — eine Zahl, die ja aber niemals erreicht sein wird —, so würden täglich auf den Kopf der Bevölkerung 540 Liter entfallen, eine Summe, die das Doppelte beträgt von dem Betrage, welchen man als das Ideal städtischer Wasserversorgung von heute betrachtet, wobei der Bedarf für alle Zwecke der Wasserversorgung von Großstädten in Anschlag gebracht ist.*

Das bei den Wasserwerken Roms angestellte Personal betrug unter dem Kaiser

* Nach Vohlmann: Die Überbevölkerung der antiken Großstädte, S. 142 bis 151.

Claudius siebenhundert Mann, und die Leistungsfähigkeit der Werke ersieht man wohl am deutlichsten aus den zahlreichen öffentlichen Wohlfahrtsanstalten, welche in dieser Großartigkeit bisher wohl von keiner modernen Großstadt erreicht worden sind. Es wurde hinfort die Aufgabe selbst kleinerer Stadtgemeinden, ihren Bürgern gute und wohlfeile Bäder zu stellen, und Rom blieb hierin unübertroffen. Sogar das römische Amphitheater war so eingerichtet, daß die Arena zum Kampf von Kobben, Nilpferden und Krokodilen gegeneinander unter Wasser gesetzt werden konnte. Hier oder auf eigenen Bassins wurden Seegefechte ausgeführt, an denen dreißig und mehr Schiffe teilnahmen.

Nicht weniger als 856 Badehäuser werden in der Stadtbeschreibung aus dem vierten Jahrhundert aufgeführt und außerdem elf Thermen. Vor allen Dingen war es ermöglicht, daß die Wohlthaten einer solchen Wasserleitung auch den niedrigsten Volksschichten zu gute kamen für einen ganz geringen Preis, wenn nicht durch kaiserliche Freigebigkeit vollständige Freibäder verabreicht wurden. Konstantinopel zählte einhundertdreißig Privatbäder und acht Thermen, und auch in anderen Großstädten waren diese Anstalten, welche der Gesundheit und Annehmlichkeit der großen Masse dienen, gewiß ansehnlich.

Ebenso sehr bewundern wir die verschwenderische Fülle immer strömenden Wassers in Fontänen und Brunnen im alten Rom. „Die Quellen der Gewässer, meilenweit in unterirdischen Röhren oder auf gewaltigen Vogenreihen in die Stadt geleitet, ergossen sich rauschend aus künstlichen Grotten, breiteten sich wie Teiche in weiten Behältern aus oder stiegen plätschernd in den Strahlen prächtiger Springbrunnen auf, deren kühlere Hauch die Sommerluft erfrischte und reinigte.“ * Es betrug unter Nerwa die Zahl der

großen Sammelbehälter für die Leitungswasser 247, die der Bassins mit Röhrenbrunnen, von jenen gespeist, 591 und die Zahl der Brunnen unter Konstantin 1352.

In den Zeiten der römischen Republik kam fast die ganze Wassermasse ausschließlich für öffentliche Zwecke zur Verwendung. Der Private durfte für seine Zwecke nur das aus dem Bassin ablaufende überschüssige Wasser benutzen und auch nur mit gewisser Beschränkung. Als aber mit Beginn der Kaiserzeit — ich erinnere an Agrippa, der sich in Rom durch Anlage von Wasserleitungen sowie durch Reinigung der Kloaken verdient gemacht hat — das Werk der Wasserversorgung einen großartigen Aufschwung nahm, erhielt auch jeder die Erlaubnis, Wasser in sein Haus bis in die oberen Stockwerke hinein zu leiten zu privaten wie gemeinnützigen Zwecken. Man bediente sich zur Herstellung der Wasserkinste der Röhren, wozu man Holz, Thon oder Blei nahm. In der Mitte des Gärtchens eines römischen Vornehmers fand sich wohl ein mit Marmor eingefasstes Wasserbassin, in welches das aus einer Brunnenmische kommende Wasser floß. Es entströmte aber entweder Pfeilern oder allerhand Tiergestalten, auch Köpfen und Masken. Ja, wir hören sogar von einem Art Röhrenmeister, der sämtliche Wasserleitungen und die oft künstlichen Springbrunnen des Hauses anlegte und in stand hielt. Auch in Pompeji standen die meisten Privathäuser mit der öffentlichen Leitung in Verbindung und erhielten laufendes Wasser. Die späteren römischen Kaiser erließen eine Verordnung über die äußerste Höhe des den einzelnen Privathäusern täglich zu liefernden Leitungswassers. Doch mag die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß die im Altertum schon genannte Wasseruhr eine ganz andere Bedeutung hat als die von heute. Diese Wasseruhren, clepsydra, hatten Ähnlichkeit mit unseren Sanduhren, indem das in einem Gefäß enthaltene Wasser allmählich verlief. Sie standen auf einem

* Friedländer: Darstellungen zur Sittengeschichte Roms I, 14.

Dreifuß, unter welchem sich ein anderes Gefäß zum Auffangen des absickernden Wassers befand. Sie waren nicht immer eigentlich Stundenzeiger, sondern gaben überhaupt irgend ein bestimmtes Zeitmaß an.

Aber nicht nur Rom, von dessen Leitung wir hauptsächlich durch die genannten Schriftsteller am genauesten unterrichtet sind, auch andere Großstädte standen mit ihren Wasserleitungen auf der Höhe ihrer Zeit. So vor allen Antiochia, wo Gemeinde und Private in der Anlage großartiger Bäder miteinander wetteiferten. Auch hier hatte jedes Haus lausendes Trinkwasser und die Fabriken und Werkstätten ebenfalls Anteil am Leitungswasser. Dasselbe wird von Smyrna berichtet. Und was schließlich Alexandria betrifft, das unter den großen Nachfolgern seines großen Gründers so schnell sich zu einer Weltstadt erhoben hatte, so war die Stadt aus Mangel an Quellen auf den Genuß des Nilwassers angewie-

sen, welches in unterirdischen Röhren in die Privathäuser geleitet wurde, wo es einen Abklärungsprozeß durchzumachen hatte, bevor es genossen wurde. Die große Masse des Volkes scheint dort genötigt gewesen zu sein, sich des Nilwassers, wie es aus dem Flusse kam, zu bedienen. Doch ist es nicht unmöglich, obwohl die Quellen hierüber schweigen, daß auch das großartige Aufblühen Alexandrias in der Kaiserzeit zu einer wesentlichen Verbesserung dieser Verhältnisse beigetragen haben wird.

Der französische Gelehrte Voissieu machte angeichts der Wasserversorgung des alten Lyon im Jahre 1854 die bittere Bemerkung, daß auf diesem Gebiete unsere Zeit, die so stolz sei auf ihre Fortschritte in der Mechanik und im Besitze ganz anderer Mittel als die Alten, hauptsächlich der Dampfkraft, selbst für große Städte bei weitem nicht das Beste, was römische Kolonisten und Legionsjoldaten für kleine Orte geleistet haben.





Die Marquise von Crequy.

Don
Georg Horn.

Es war am 23. November im ersten Jahre dieses Jahrhunderts, als durch die verödeten Säle der Tuilerien von zwei Trägern eine Portechaise getragen wurde bis zu dem Eingang des letzten großen Saales. Darans entstieg eine alte Dame in einem Gewande von karmeliterbrauner Seide, über das sich eine Mantille mit einer Kapuze breitete. Die Form des Gewandes deutete auf eine Zeit zurück, wo noch das Lilienbanner auf der Spitze des Mittelpavillons des Tuilerien Schlosses wehte, wo noch Ludwig XVI. und Marie Antoinette während der kurzen Anwesenheit, die sie von Versailles aus in Paris machten, hier Hof gehalten hatten. Das Haupt der alten Dame wie die ganze Erscheinung von majestätischer Haltung erinnerte in der Anordnung des Haares mehr an die zurückliegenden Zeiten des Königtums als an die republikanische Modetracht à la victime. Man hätte denken können, daß etwas von dem Puder dieser Zeit an ihr zurückgeblieben wäre, aber es war nur das weiße Mehl, welches das Greisenalter in das Haar gestreut hatte. Nach kurzer Zeit trat ein noch junger Mann in militärischer Uniform in das Gemach. Aus seinem schmalen elfenbeinfarbenen Gesichte glühten ein Paar dunkle Augen, und das spärliche schwarze Haar fiel glatt auf die mächtige Stirn hernieder. Es war Napoleon Bonaparte,

I.

der Sieger bei den Pyramiden, der erste Konsul. Man hatte ihm die Citoyenne Crequy gemeldet, und nun standen sich in diesen beiden Persönlichkeiten das alte und das neue Frankreich gegenüber. Die schwer der Greisin, der Überlebenden des alten Königtums, dieser Gang hierher geworden war zu dem Manne, den sie als Träger der republikanischen Gewalt als Usurpator alter geheiligter Rechte des Königtums ansehen mußte, davon hat sie selbst geschrieben. Es handelte sich um einen alten Besitz, um Grund und Boden, der dem Hause Crequy durch die Revolution entrisen worden war, und ihr nächster Erbe, Baron Breteuil, hatte sie vermocht, diese dem Hause zu erhalten. Darum hatte sie auch an Bonaparte geschrieben und dieser ihr seinen ersten Adjutanten gesandt, mit dem Wunsche, daß er sie in den Tuilerien empfangen möchte. Auf diese Einladung erwiderte die Marquise, daß sie sich sehr alt und schwach fühle, aber trotzdem das Möglichste nach ihren Kräften thun würde. Schließlich siegte, wie die Marquise selbst schreibt, die Neugierde, und so ließ sie sich nach den Tuilerien tragen. General Bonaparte betrachtete sie ein oder zwei Minuten lang wie vor sich hinsinnend und richtete an sie in einem Tone, der an den eines Vaters an die Tochter mahnte, die Worte: „Ich habe Sie zu sehen gewünscht, Frau Marschallin, ich habe Sie sehen wollen.

Man sagte mir, daß Sie hundert Jahre alt seien.“

„Vielleicht nicht ganz, aber nahe daran, General.“

„Nun, wie alt sind Sie in Wirklichkeit?“

„Ich kann Ihnen das wirklich nicht sagen, General. Ich bin in einem Schlosse in der Maine geboren.“

„Ach so,“ sagte er, „zu Ihrer Zeit waren die Geburtsregister schlecht gehalten oder existierten gar nicht.“

Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er mit einem erhobenen und fast begeisterten Tone, daß die Marquise noch Ludwig XIV. gesehen habe. Er frug sie auch nach Peter dem Großen. Diese Frage mußte die Marquise verneinen, da sie damals in der Provinz gelebt habe. Bonaparte wußte auch, daß sie sehr gut den Kardinal von Fleury gekannt habe.

Schließlich durch alle diese historischen Kreuz- und Querfragen kam die Marquise auf ihren eigentlichen Zweck, auf ihre Waldungen von Valenciennes und auf den Forst von Saint-Pol.

„Madame,“ antwortete Napoleon ausweichend, „in einer Zeit der Revolution Gutes zu thun, das ist so viel, als wenn man in den Sand am Ufer des Meeres schreiben wollte. Was der Wind noch läßt, das wird durch die Wellen hinweggetilgt.“

Dann kam der erste Konful auf den Kanzler Ludwigs XIV. d'Aguesseau zu sprechen, ob sie den noch gekannt habe, was die Marquise bejahen mußte, da er ein Freund ihres Vaters war. In gleicher Weise fragte er sie auch nach Dubois (dem Minister des Regenten) und nach Carouche. Wenn es der Marquise schon natürlich schien, daß Bonaparte sie nach dem um das Jahr 1718 aus seiner großen politischen Stellung entlassenen Kanzler fragte, der nach Voltaire's Urtheil der gelehrteste Staatsmann war, den Frankreich bis dahin besessen, so war sie geradezu indignirt, daß der erste Konful die verwitwete Marquise von Crequy, Prinzessin von Montflauz, nach dem größten

Diebe und Räuber Frankreichs fragen konnte, der 1721 gefangen genommen und hingerichtet worden war. Die Marquise gab darauf keine Antwort und sah Bonaparte streng an, so daß dieser wohl fühlte, welche Taktlosigkeit er begangen, eine Dame in ihrem Alter nach den Tuilerien bemüht zu haben, um sie — nach einem Spitzbuben zu fragen. Nun verdoppelte er seine Liebenswürdigkeit und bat, ihr die Hand küssen zu dürfen. Die Marquise war im Begriff, den Handschuh abzunehmen, aber das wollte er nicht zulassen, und als ihre ein Jahrhundert alten Finger trotzdem frei geworden waren, drückte er seine Lippen auf dieselbe Hand, auf welcher fünfundsichtig Jahre vorher zu gleicher Huldigung schon die Lippen Ludwigs XIV. geruht hatten. Der erste Konful war dann so gnädig, ihr die Zurückerstattung der konfiszierten Güter zu versprechen.

So hatte diese Audienz ein befriedigendes Resultat und Madame de Crequy den gethanen Schritt nicht zu bereuen, obgleich sie, ehe sie ihn gethan, das Beispiel anderer vornehmen Damen nachahmen wollte, die ihre Audienzen bei Napoleon geheim hielten. So wollte auch sie thun und nicht einmal ihren intimen Freundinnen Madame de Malignon und von Montmorency davon erzählen.

Der Bericht über diese Audienz findet sich in den Souvenirs, welche die Marquise von Crequy hinterlassen hat und welche den Zeitraum vom Tode Ludwigs XIV., vom Beginne der Regentschaft, bis zum ersten Konful Bonaparte, also den interessantesten Teil der französischen Geschichte, von 1710 bis 1803, umfassen. Die Marquise hatte ihre Ergebnisse und Erfahrungen für ihren Enkel Tancred Raoul de Crequy, Prinzen von Montflauz, niedergeschrieben, aber dieser Enkel war wie sein Vater und sein älterer Bruder vor seiner Großmutter dahin gestorben, und so kamen diese Papiere an die einzig überlebenden Verwandten der Marquise, an die Nachkommen des früheren Marschalls von Tesse, von deren

einem sie vor kurzer Zeit in Paris publiziert wurden. Freiin Edith von Cramm hat daraus mit großem Geschick einen Auszug veranstaltet. Es möchte wenige Bücher geben, die uns einen so intimen Einblick in das Familienleben des französischen Adels bieten, in eine Zeit, wo dieser noch seine große Rolle spielte, als diese Erinnerungen, die von einer feinen, man möchte sagen sensitiven Hand niedergeschrieben worden sind, als Ausfluß eines Geistes, der in seinem Leben das Höchste, das Vornehmste, aber auch das Gräßlichste erlebt hatte, als Ausdruck einer Zeit, deren Kunde uns wie eine Stimme aus dem Jenseits berührt.

Freilich wird der Geschichtskundige an manchen Stellen inne halten und seinen kritischen Sinn auf eine historische Anticipation befragen, wie z. B. bei der Schilderung des Besuchs, den die Marquise als junges Mädchen mit ihrem Verwandten, dem Marschall von Tefse, in Saint-Cyr bei Frau von Maintenon gemacht hatte und wo sie zum erstenmal mit der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, zusammengetroffen war. Die Prinzessin hatte das junge Mädchen nach einem von deren Verwandten gefragt, von dem dieses keine Ahnung hatte. Die Gefragte war stumm geblieben, und bis zu ihrem Tode, schreibt die Marquise von Crequy, behauptete Madame (die Herzogin von Orleans), daß ich dumm wie ein Karpfen sei. „Sie wird vielleicht die Mühe sich genommen haben, das ihren deutschen Vafen und Gevatterinnen zu schreiben. Und das wird immer weniger falsch sein als alles, was sie gegen die Fran Herzogin von Bourgogne und noch mehr gegen meine gute Großmutter aufgebracht hat, die sie in ihrem Briefwechsel mit ihren Schwägerinnen von Hessen und von Mecklenburg so arg mitgenommen hat.“ Wie konnte, so fragt sich der historisch kritische Sinn, die Marquise von Crequy zu einer Zeit, wo sie ihre Erinnerungen niederschrieb, eine Kenntnis von diesen Dingen haben, von einem Briefwechsel, der da-

mals in deutschen Schlössern und Archiven verborgen war und erst viel später publiziert wurde? Es liegt also die Vermutung sehr nahe, daß an dem ursprünglichen Text dieser Erinnerungen eine Redaktion im voraus vorgenommen war, eine Vermutung, in der man namentlich durch die Ausfälle gegen die Familie Orleans bekräftigt wird und die auch die Frage nicht ganz unberechtigt erscheinen läßt, ob mit der Veröffentlichung dieser Erinnerungen in und für Frankreich nicht ein politischer Zweck beabsichtigt war. Aber dieses, als eine Sache der Methode beiseite gelassen, kann den Glauben an die Echtheit der Erinnerungen nicht erschüttern, noch weniger das Interesse an dem Erzählten beeinträchtigen. Das Charakterbild, das aus dem Buche plastisch uns entgegentritt und dessen Zeichnung in dieser Darstellung beabsichtigt ist, wird mit seinen Schwächen und Vorurteilen nicht weniger wahr und voll erscheinen — ein Kulturbild der Zeit.

Es war wirklich so, wie die Marquise von Crequy zu Bonaparte gesagt hatte, daß sie nicht genau wußte, wann sie geboren war. Ihre Mutter war eine Stunde nach ihrer Geburt gestorben; ihr Vater, der Marquis von Froulay, zu dieser Zeit „im Felde an der deutschen Grenze“, war siebzehn Monate Gefangener gewesen und erfuhr den Tod seiner Gemahlin erst dann, als er, direkt aus der Gefangenschaft gekommen, sich in Versailles bei seinem Onkel, dem Marschall von Tefse, meldete und dieser ihn darauf aufmerksam machte, daß er doch Trauer um seine Frau anlegen möchte. Der Offizier hatte nicht gewünscht, daß seine Gemahlin tot, daß er Vater einer Tochter geworden war. Sein Intendant, der ihn davon hätte unterrichten können, war kurze Zeit nach dem Tode der Marquise von Crequy am Schläge ebenfalls gestorben, ebenso der Hausgeistliche ein Jahr danach, und da um jene Zeit in Frankreich und auch noch später keine Civilstandsregister geführt wurden, so konnte nicht festgestellt werden, wann

Fräulein von Froulay geboren worden und ob sie überhaupt in der Taufe den Namen Victoire erhalten hatte. „Aber es mag,“ wie die spätere Marquise sagt, „1699 oder 1700 gewesen sein, jedoch darauf kam es ja gar nicht an. Handelte es sich doch nur um ein Mädchen.“

Die ersten Jahre ihrer Kindheit verbrachte Victoire de Froulay in Händen von Bediensteten des Hauses; es existierte zwar eine Schwester ihres Vaters, die Coadjutorin der Äbtissin der großen Abtei von Montvilliers, Prinzessin Maria von Gonzaga — das war eine Abtei, von der aus man nicht weniger als achtundzwanzig Herrensitze sah, die mit ihren Kirchen der Abtei unterworfen waren —, aber diese Tante Coadjutorin schien sich um das Kind ihres Bruders in diesem Alter wenig gekümmert zu haben. Dann hatte Mademoiselle Victoire de Froulay noch einen älteren Bruder, den Marquis von Montflaug, mit dessen Erziehung sich ein Bruder ihres Vaters, der Bischof von Mans war, abgab. Nach den Schilderungen der späteren Marquise muß das Familiengefühl der damaligen vornehmen Gesellschaft Frankreichs nach der Gemütsseite hin sehr wenig entwickelt gewesen sein. Der Vater kümmerte sich um seine Kinder so gut wie gar nicht. Im Alter zwischen sieben und neun Jahren kam Victoire in die Abtei von Montvilliers zu ihrer Tante. Dort, als neunjähriges Kind, sah sie zum erstenmal ihren Vater und auch ihren Bruder, der wenigstens schon achtzehn Jahre alt war. Bis dahin hatte sie nicht gewußt, weder wer ihn erzog, noch was aus ihm überhaupt geworden war. Sie frug ihren Vater nach ihm, aber lachend antwortete er ihr, daß sie sehr neugierig sei; es wäre dies nicht seine Sache, sondern die des Bischofs von Mans, dem die Erziehung seines Neffen obliege mit der Bestimmung, aus diesem einen vollkommenen Cavalier zu machen. Le jeune seigneur accompli kam dann in großer Equipage zu seiner Tante in Montvilliers, um dieser und seinem Schwesterchen einen

Besuch zu machen. Die eigentümliche Veranlassung, seines Kommens war aber weniger der Zug des Herzens nach der Schwester — denn er wußte nicht einmal, wie alt diese war —, als die Weihe seiner Tante als Äbtissin von Montvilliers und Nachfolgerin der Prinzessin Gonzaga. Der Bischof von Mans vollzog die Inthronisation seiner Schwester, und Victoire de Froulay ministrierte bei dieser Gelegenheit und trug auf einem violetten Atlaskissen das Messbuch für Madame, d. h. die Äbtissin. Als nun das Fräulein von Froulay zu ihrer Tante in die Erziehung kam, sprach und verstand sie weiter nichts als den Dialekt ihrer engsten Heimat. Ihre Tante ließ sie in der Religion und in der Heiligen- und Profangeschichte unterrichten. Dazu kam Geographie, Mythologie, Wappenkunde und die Kenntnis der französischen und auswärtigen Genealogie, was bei einer Dame ihrer Stellung wohl die hauptsächlichste Materie des Unterrichts war. Von Sprachen lernte sie die italienische und lateinische, die ihre Tante und auch die anderen Konventualinnen verstanden. Aber nach ihrem eigenen Geständnis brachte sie es nicht weiter wie ein Schüler der dritten Klasse, obwohl es ihre Passion war, „immer die Nase in die dicken und großen Bücher, soweit sich diese auf den Gottesdienst bezogen, zu stecken“. Das Verständnis der lateinischen Sprache muß aber doch nicht so gering gewesen sein, wie die spätere Marquise uns glauben machen will. Namentlich erhellt das aus einem Vorfall bei einem Besuch, den die Prinzessin von Conti über Pfingsten in der Abtei abgestattet hatte. Bei dem Hochamte hatte der Priester der Prinzessin den Kelcheller (patène) zum Rüfeln dargereicht. „Geht damit doch!“ rief die Prinzessin laut. „Wie Ihr!“ Dabei stieß sie das heilige Gefäß zurück, so daß der Priester, nicht wissend, was das zu bedeuten habe, ganz betroffen war. Der Äbtissin, die auf ihrem Throne saß, war dieser Vorfall sehr peinlich. Sie winkte ihre Diener an sich, veranlaßte sie, zu

dem Priester zu gehen, niederzuknien und ihm in lateinischer Sprache zu sagen, daß die Prinzen und Prinzessinnen vom königlichen Blute des heiligen Ludwig das Recht hätten, den Kelchsteller gerade wie die Geistlichen im Inneren zu küssen und nicht an der Außenseite wie die gewöhnlichen Gläubigen. So that denn auch der Priester. Diesem Vorrechte der Prinzen von Geblüt entsprach ein anderes, das die Kirche den Königen von Frankreich beim Abendmahle gewährt hatte. Bei diesem präsentierte der Priester so viel heilige Hostien, als seit Chlodwig Könige von Frankreich waren, und der kommunizierende König berührte mit der Fingerspitze diejenige, welche er genießen wollte. Dieser Gebrauch stammte, wie uns die Marquise von Crequy belehrt, aus den Zeiten Ludwigs des Frommen, der durch eine Hostie vergiftet worden sei.

Gewisse Stellen aus diesen Erinnerungen berühren uns, die wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts leben, gerade so, wie auf jene Zeit vor nahe zweihundert Jahren die Schilderung von Zuständen aus der Zeit der Merowinger gewirkt haben müßte. Das deutsche Sprichwort: „Er lebt wie Gott in Frankreich!“ hatte seine volle historische Begründung. Es möchte wohl kaum einen Staat, weder in Italien noch in Deutschland, gegeben haben, wo es der Kirche so wohl geworden war als in Frankreich. Ihre Liegenschaften erstreckten sich über den größten Teil des französischen Bodens. Die Hauptstadt Paris war voll von Abteien, Klöstern, Kirchen, klösterlichen Anstalten und Professhäusern. Und das ging so durch alle Provinzen hindurch.

Zwischen Kloster und Hof bewegten sich damals die Sinne und Gedanken einer vornehmen Französin, wie es Fräulein von Froulay war. Paris — Versailles! Welches Glück, als die Tante Abtissin ihr, dem etwa fünfzehnjährigen Mädchen, ankündigte, daß sie den Winter in Paris zubringen solle, um die Bekanntschaft ihrer Großmutter, der Marquise von Froulay, zu machen. Der Vater Vic-

toires hatte der Tochter einen Wagen mit zwei Postillonnen geschickt, welche Fräulein von Froulay nebst Kammerfrau aus dem Norden von Frankreich nach Paris zu geleiten beordert waren, wozu man sechs Tage brauchte. Da die Großmutter, die Marquise von Froulay, beständig auf der Landstraße zwischen Paris und Versailles lag und fast nie zu Hause war, so wurde Victoire bei einer Schwester ihres Vaters, der Baronin von Breteuil, untergebracht. Das Haus der Breteuil ging auf den Tuileriengarten und war in seinen fünf Stockwerken von ebensoviele Zweigen der Familie bewohnt, die gerade nicht in friedlicher Eintracht zusammengelebt zu haben scheinen. Um eine Idee von dem Aufwand eines solchen Hauses damaliger Zeit zu geben, möge hier nach den Erinnerungen gesagt werden, daß die intime Gesellschaft des Hotels Breteuil sich aus etwa zwanzig Personen zusammensetzte und daß für jede derselben täglich ein Couvert aufgelegt war. Der Hausstand der Tante Victoires setzte sich aus vierundvierzig Domestiken zusammen. Dieser Aufwand der einen Etage forderte gar oft die Kritik und den Tadel der anderen, der Gräfin von Breteuil, geborenen de Froulay, heraus, was diese aber nicht abhielt, nie anders als mit sechs Pferden auszufahren, mit einem Jäger und vier Lakaien in großer Livree. Sie hatte sieben Kammerfrauen, und von diesen mußten zwei nachts immer bei ihr wachen, weil sie sich vor Gespenstern fürchtete. Die Breteuil gehörten eigentlich nicht zu dem großen Feudaladel Frankreichs, sie waren Verdienstadel, noblesse de robe, und eine der ersten Verhaltungsregeln, welche der Vater Victoires seiner Tochter einprägte, war die, daß sie sich in acht nehmen sollte, je etwas gegen die noblesse de robe zu sagen, worin die Familie der Breteuil sehr empfindlich war. Fräulein von Froulay war auch so vorsichtig, nie über diese Familien „du second ordre etwas zu sagen, ehe sie nicht um sich geblickt hatte, wie man es bei den Rot-

haarigen oder Buckligen thut". Zu dieser Familie und zu diesem Hause gehörte eine Persönlichkeit, deren Name weit über die Grenzen dieses in die litterarisch-philosophische Strömung der Zeit hinausging. Es war dies Emilie von Breuilly, spätere Marquise de Chatelet, die Freundin — la divine Emilie — Voltaires, bei der er später in ihrem Schlosse von Cirey eine Aufnahme gefunden hatte. In der Schilderung der Marquise von Crequy kommt diese Emilie schlecht weg, vielleicht eben wegen ihrer Vorliebe für die Wissenschaft, namentlich Mathematik, und — für Voltaire. „Sie war wie ein häßlicher Kürassier, und wenn Voltaire doch von ihrer Schönheit spricht und sie so etwas liest, so kann es nur darum gewesen sein, daß Algebra und Geometrie sie vollständig toll gemacht haben mußten.“ Von ihrer Tante Breteuil-Froulay sagt die Verfasserin der Erinnerungen, daß sie im höchsten Grade die Praxis und Theorie der Höflichkeit mit den Gebräuchen der großen Welt besessen habe, das Geheimnis der Form derart, daß man in ihrer Aureda aus dem Worte Monseigneur ganz deutlich erkennen konnte, ob sie zu einem Bischof oder zu einem Prinzen von Geblüt sprach. In dieser Weise wurde von ihr denn auch Fräulein von Froulay belehrt, indem sie ihr begreiflich machte, daß selbst ein Gemeinplatz der Höflichkeit für die anderen immer etwas Angenehmes in sich selbst, einen vernünftigen oder wenigstens einen durch die Tradition oder durch die Gesinnung begründeten Zweck habe. So erzog sie auch ihre Söhne, von denen der älteste sich nicht auf einen Fauteuil setzen durfte wie ein großer Herr im Gesellschaftskreise, auch nicht näher an den Kamin als der Pfarrer von St. Sulpice. So erlaubte sie ihren Söhnen auch nicht, daß dieselben in der Gesellschaft Tassen oder Liqueurgläser herumreichten. Das war nach ihrer Meinung eine Beißigkeit, welche schon mehr an das Bürgerliche grenzte, und „die bürgerlichen Gewohnheiten sind nicht besser als die der

unteren Klassen". In diesen Anschauungen wurde Victoire de Froulay erzogen. Es waren die der damaligen vornehmen Gesellschaft Frankreichs. Ein Zeichen der Zeit und des damals herrschenden Familientones. Die Großmutter Froulay war ein Patenkind Ludwigs XIV. und der von ihm so heiß geliebten Maria Mancini, daher sie vom Könige mit außergewöhnlicher Rücksicht behandelt wurde. Aber auch von anderer Seite konnte es dem Fräulein von Froulay nicht fehlen, in Versailles gut aufgenommen zu werden, da der Marschall von Tesse, ihr Verwandter von mütterlicher Seite, im Schlosse von Versailles wohnte und seine verstorbene Frau eine Verwandte der Frau von Maintenon war. An dem Tage, wo Fräulein von Froulay zum erstenmal in den Palast des Sonnenkönigs kam, war Madame de Maintenon hinüber nach St. Cyr gefahren in die von ihr unterhaltene und geleitete Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Vermöge seiner Stellung glaubte der Marschall es wohl wagen zu dürfen, seine junge Verwandte nach St. Cyr zu bringen. Auf diesem Wege bekam Fräulein von Froulay zum erstenmal den König zu Gesicht. Die Karosse des Marschalls hielt plötzlich an, die Lakaien sprangen vom Bod, öffneten die beiden Wagenschläge und schlugen den Wagentritt herab. „Der König!" flüsterte der Oheim seiner Verwandten zu und ließ sie den Wagen verlassen. Der Wagen des Königs war von drei Musketiern in Supraweste und von drei Chevauxlegers eskortiert und wie gewöhnlich mit acht Pferden bespannt. Zwischen dem Bod und dem Kutschkasten standen Wagen in Uniformen von lichtblauem Sammet und andere vier im Rücken der Kutsche. Ludwig XIV. saß ganz allein im Fonds der Kutsche, die in demselben Augenblick anhielt. Der König ließ an der Seite, wo die Karosse des Marschalls hielt, ebenfalls anhalten. Dann nahm er zum Gruß den Hut vom Haupte. „Das also ist der König, dieser große König?" rief Fräulein von Frou-

lay, und dabei waren ihr vor Begeisterung die Thränen in die Augen getreten. — „Richtiger wäre es, zu sagen: ‚dieser gute, dieser unglückliche König,‘“ setzte der Marschall hinzu. In St. Cyr traten sie zuerst in ein großes Zimmer, wo sich der Ehrendienst und die Pagen des Königs versammelt hatten. Frau von Maintenon selbst war in einem hohen, mit Eichenholz getäfelten, sonst aber einfach eingerichteten Gemache. „Madame de Maintenon,“ schreibt die Marquise von Crequy, „ließ mich näher treten, küßte mich auf die Stirn und begann dann die Unterhaltung mit ihrer Nachbarin weiter zu führen. Ich nahm an der Seite meiner Großmutter Froulay einen Platz ein, und diese sagte mir, daß die Dame neben Madame de Maintenon die Herzogin du Maine sei, Enkelin des großen Condé und Gemahlin des natürlichen, mit der Marquise von Montespan erzeugten Sohnes des Königs, des Herzogs du Maine, des Lieblings der Maintenon, die ihn auch erzogen hatte. Es war ein größerer Zirkel, in den plötzlich der Laut einer Glocke drang. Frau von Maintenon erhob sich, machte allen Anwesenden eine tiefe Verbeugung, worauf ihr diese in die Kirche zum englischen Grube folgten.“

Die Marquise von Crequy beschreibt auch den Anzug der Maintenon. Dieser bestand aus einem schweren Stoffe mit Mustern in der Farbe der Herbstblätter und von Silber. Sie hatte eine hochgesteckte Frijnr und eine Mantille aus einem einzigen Stück mit violetter Seide gefütterter Spitze. An jeder Thür, durch die sie zu gehen hatten, tauschten die Marquise und die Herzogin die ansehnlichsten Komplimente, indem jede der anderen den Vortritt lassen wollte, den schließlich stets die Marquise nahm. In der Kapelle war der König in der königlichen Loge, gegenüber dem Hochaltar. Er war mit dem dreieckigen Hut auf dem Kopfe eingetreten, nahm diesen aber ab, um seine Ehrfurcht vor dem Hochaltar zu bezeigen. Bei seinem Eintritt ertönte, gejunen von den Pensionärinnen, eine

sehr emphatische Hymne, zu der Lully die Musik gemacht hatte. Die Marquise von Crequy will behaupten, daß ein Deutscher „nommé Hendel“ sich diese Musik mit Hilfe von Geld verschafft habe, um damit den König Georg von Hannover zu feiern, und daß die Engländer von da ab ihre Nationalhymne daraus gemacht haben.

Das war in St. Cyr. Aber auch in Versailles hatte Fräulein von Froulay die Ehre, von der Marquise von Maintenon empfangen zu werden. Während der Konversation ertönte abermals ein Glockenton, die Flügelthüren durch das ganze Appartement öffneten sich, ein Kavalierr trat ein und machte vor Frau von Maintenon eine stumme Verbeugung. Das war das Zeichen, daß der König im Nahe sei. Frau von Maintenon erhob sich, um ihrem Gemahl fünf bis sechs Schritte entgegen zu gehen. Dabei war es dem Fräulein von Froulay doch nicht entgangen, daß le grand roi sich nur mehr auf sehr unsicheren Beinen bewegte.

„Ich habe hier eine junge Dame bei mir behalten, um sie dem Könige vorzustellen.“ Da erhob sich die Großmutter, die Marquise von Froulay, und sagte mit feierlichem Tone zu ihrer Enkelin: „Ich bitte den König um die Erlaubnis, daß Sie ihm die Hand küssen dürfen.“ Ludwig XIV. hielt der jungen Dame die Hand hin, mit der Zinnenfläche nach unten, als wollte er ihr die Hand zum Kusse reichen; aber schnell schloß er die Hand, um die des Fräuleins von Froulay zu erfassen und an seine Lippen zu führen. Dann ließ er die Hand, die er immer hielt, ganz sanft auf den Rock ihres Kleides niedergleiten, was ein Zeichen war, daß sie in dieser Lage zu verharren habe.

Run trat auch Nanon, die berühmte und wichtige Kammerfrau der Madame de Maintenon, auf und sagte ihrer Gebieterin etwas ins Ohr. Alsbald erschien die Schwägerin des Königs, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, Elisabeth Charlotte, geborene Prinzessin von Pfalz-Bayern. Wir wissen aus der Geschichte

und aus bester Quelle, aus den Briefen der Pieselotte von der Pfalz, wie schlecht sie sich mit der früheren Geliebten, jetzigen morgauatischen Gemahlin des Königs stand. „Die alte Gott“ war einer der Ehrennamen, mit der die stolze Wittelsbacherin die Französin in ihren Briefen bediente. Elisabeth Charlotte hielt diesen irregulären unsittlichen Verhältnissen am französischen Hofe ihr reines deutsches Familiengefühl gegenüber und suchte bei jeder Gelegenheit dem französischen Hofe zu zeigen, wie viel vornehmer sie, eine Fürstentochter des heiligen römischen Reiches, sei. Ihre Erscheinung muß nach den Schilderungen der Marquise von Crequy ziemlich grotesk gewesen sein. Sie trug einen Männerrock, der auf allen Nähten mit Treffen besetzt war, eine Perücke und einen dreieckigen Hut wie der König, den sie aber nicht abnahm, selbst nicht bei den Begrüßungen, mit denen sie die der Damen Froulay erwiderte. „An den Füßen trug sie Stiefel und in der Hand eine Peitsche. Sie war häßlich, schlecht gewachsen, von schlechter Haltung und schlecht aufgelegt für alles und gegen alle Welt.“ Die Marquise von Froulay hat den König um die Erlaubnis, ihre Enkelin „Madame“ vorstellen zu dürfen. „Sie grüßte mich in ihrer kavalieren Art und richtete einige Fragen an mich. Sie sprach und träumte nur,“ schreibt die Marquise von Crequy, „vom heiligen römischen Reiche. Ach, wäre sie doch zeit ihres Lebens dort geblieben! Wir hätten weniger Unglück mit dem Regenten (ihrem Sohne) und mit dessen Familie gehabt!“ Dann fügt sie hinzu, daß die Herzogin nur von Bieruppe, eingezaltem Rindfleisch und Sauerfrant lebte, welches sie sich aus Deutschland kommen ließ und vor dessen Geruch jedermann davontief, den sie im Palais Royal zur Tafel einlud.

Ludwig XIV. hatte nach und nach seine ganze direkte Nachkommenschaft dahinsterven sehen müssen. Der letzte war der Herzog von Berry. Nach dessen Tode alterte der König sichtlich, seine Kraft

nahm ab, sein Gesicht bekam eine Farbe, die man *colour de souci* nannte.

Auch von einer Jugendliebe, einer ersten Liebe des Fräuleins von Froulay, berichtet uns die Marquise von Crequy. Und wem war diese geweiht? Einem alten Bekannten aus dem Freundeskreise Friedrichs des Großen, Mylord Marischall Lord Keith und Altrée. Damals, als er Fräulein von Froulay in Paris nahte, war er ein junger Schotte von vierundzwanzig Jahren, groß, schön und ernst. Er hatte in Spanien unter dem Marschall von Berwick gedient, und die Kenntnis des Spanischen ließ ihn auch zu einer gewissen Intimität mit der jungen Französin kommen. Er erhielt die Erlaubnis, ihr Stunden in der spanischen Sprache zu geben, aber nur in Gegenwart der Großmutter Froulay und einer großen Gesellschaft, wobei der Lehrer hinter seiner Schülerin oder vielmehr hinter deren Schemel saß, denn auf einem Stuhle mit Lehne oder gar einem Armstuhl zu sitzen, war einem Fräulein dieser Qualität damaliger Zeit nicht erlaubt. Aber trotz der Augen so vieler Hüter kam zwischen den beiden doch ein Augenblick, wo er Fräulein von Froulay sagen durfte: „Wenn ich Sie zu lieben wagte, würden Sie es mir verzeihen?“ — „Ich würde darüber sehr beglückt sein,“ war die Antwort. La divine Emilie Voltaires, die Cousine Victoires, hatte das zarte gegenseitige Anschmiegen der Herzen bemerkt und machte scheelsüchtige Bemerkungen darüber, in Folge deren Mylord George Keith in kurzem Entschluß um die Hand Victoires anhielt. „Aber er ist ja Protestant — Calvinist!“ rief die ganze Familie, als ihr das Heiratsprojekt unterbreitet worden war. Daran hatte Fräulein von Froulay allerdings nicht gedacht, daß etwas existieren könne, was sie von dem geliebten Manne zu trennen vermochte.

„Als wir uns,“ schreibt die Marquise von Crequy, „nach so und so viel Jahren der Trennung, wo wir uns gegenseitig schon vergessen zu haben glaubten, wieder-

sahen, machten wir eine Entdeckung, von der wir beide gleichermaßen überrascht und geführt waren. Wir hatten niemals auf gehört, aneinander zu denken, unsere Herzen waren so tief durchdrungen, daß sie zuerst von einem schmerzlichen und dann unendlich heißen Gefühl erfüllt waren. Es scheint," sagt die Marquise gar schön und wahr, „daß, um sich ewig zu lieben, man sich nur wahrhaft geliebt haben und dabei geblieben sein muß. Man hat nicht die Zeit gehabt, sich mit seinen Fehlern zu zeigen, keines hat von den Unvollkommenheiten des anderen zu leiden gehabt. Man ist gegenseitig in einer Illusion geblieben, welche selbst durch die Entfernung nicht hat gestört werden können. Und wenn man dazu kommt, sich am Ende des Lebens wiederzusehen, unter weißen Haaren, mit Würde und Weisheit, so empfindet man eine so zärtliche, so reine und erhobene Erregung, die mit keinem anderen Gefühl, keinem anderen Eindruck der menschlichen Natur verglichen werden kann.“ Das schrieb die Marquise von Crequy nach dem Wiedersehen mit Mylord Marishal, der dann wieder zum Könige von Preußen ging.

Fräulein von Froulay hatte einen einzigen Bruder, den Erben seines Vaters. Der junge Mann starb früh, und die Marquise von Crequy steht nicht an, diesen Todesfall als einen Glücksfall zu betrachten, der sie zur reichen Erbin machte und ohne den sie nicht in das große und vornehme Haus der Crequy, Prinzen von Montsieur, hätte heiraten können. Wie sich in damaliger Zeit eine Ehe zwischen jungen Leuten ihres Standes machte, das erfahren wir aus diesen Erinnerungen. Die Seele eines Heiratsprojektes war natürlich die Großmama, Marquise de Froulay. Zuerst wurde dem jungen Mädchen einer der vornehmsten jungen Männer Frankreichs, Marquis von Laval, vorgeschlagen; aber der gefiel Fräulein von Froulay nicht. „Wie wäre es,“ meinte die Großmutter, „mit dem jungen Crequy? Das ist ein junger Mann von großem Herkommen, der Haupt der Familie ge-

worden ist.“ Das wollte Fräulein von Froulay schon besser konvenieren. Kannte sie doch die Genealogie von Frankreich, wußte sie doch, daß die Crequy schon in einem Kapitular Karls des Großen vorkamen. Was sie an dem Vorschlag auszu setzen hatte, war, daß der Marquis von Crequy nicht Herzog war. Aber die Großmutter machte ihr begreiflich, daß nie die Titel, sondern nur die Namen die Größe einer Familie ausmachen, daß aber auch die Crequy den Titel von Bettern des Königs erhalten hatten und damit die Privilegien der Ehren des Louvre. Zwar kannte Fräulein von Froulay den ihr Vorgeschlagenen nicht, auch hatte Herr von Crequy das junge Mädchen noch nie gesehen, aber das war das geringste Hindernis. Sie, die Großmutter-Marquise, hatte die Bekanntschaft ihres Gatten durch das Sprechgitter des Klosters von Belle-Chasse gemacht. Nach ihrer Ansicht mußte man sich an die guten alten Gewohnheiten halten. So ward das erste Sehen im Kloster von Panthemont vermittelt. Aber hier kam wieder störend die Cousine Emilie de Breuilly dazwischen. Der junge Crequy hatte dem Fräulein von Froulay ganz wohl gefallen, aber Victoire schien nicht den gleichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, so daß er erklärte, auf die Ehe mit Fräulein von Froulay zu verzichten und Fräulein Emilie von Breuilly heiraten zu wollen, die häßliche Cousine mit den abscheulichen Füßen und Händen, diesen Cent-Suisse — unglücklich: Emilie von Breuilly war mit nach dem Kloster gekommen, dort von dem jungen Marquis gesehen und für Victoire de Froulay gehalten worden, während er in der lieb-reizenden Victoire Fräulein von Breuilly zu sehen geglaubt hatte. Das Mißverständnis klärte sich auch auf und die Partie wurde beschlossen. Die Marquise schildert uns den ersten Brautbesuch bei der vornehmsten Dame der Crequy, der Herzogin von Lesdiguières, die Pracht ihres Hotels und den ganzen im Hause geführten Aufwand. Der Herzog von

Lesdiguières war nach dem Urtheil des Herzogs von Richelieu der letzte Grandseigneur von Frankreich gewesen, der immer mit einem Gefolge von sechzig Edelleuten am Hofe erschien. In der Kapelle dieses Hotels fand auch die Trauung des Brautpaares statt und zwar durch jenen Cardinal von Rohan-Soubise, der, um seinen frischen Teint zu erhalten, sich täglich in Milch badete. Im Alter von siebenzig Jahren, beim Niederschreiben ihrer Memoiren, gedenkt sie noch in Dankbarkeit und Rührung der Jahre des Glückes, die sie an der Seite ihres Gatten genossen hatte. Jedoch erscheint ihr Gemahl weniger in den Vordergrund der Dinge getreten zu sein und sich vielmehr um seine Besitzungen in Artois, in der Picardie, du Maine, Anjou gekümmert zu haben als um die Hof- und Staatswelt Frankreichs. Die Marquise erzählt, daß der Minister d'Argenson auf die Reklamationen der Familie Crequy gegen den Staat dieser 1400000 Franken habe auszahlen lassen — freilich in Aktien der Law'schen Mississippibank, an denen man allerdings einen Verlust hatte; aber schließlich kam doch noch so viel heraus, daß die auf den Crequyschen Gütern lastenden Schulden bezahlt werden konnten, ohne daß es nötig war, die Güter der Marquise zu verkaufen.

Die Marquise von Crequy war unter den Anschauungen und Stimmungen der alten Monarchie Ludwigs XIV. angewachsen, mit dem ganzen Stolze einer mächtigen Aristokratie, in den gewohnheitsmäßigen Übungen eines starren religiösen Bekenntnisses. Der erste Bruch mit diesen Zuständen kam mit dem Tode Ludwigs XIV. und mit der Regentschaft. Die alte Aristokratie hielt es mit der päpstlich-spanischen Partei, die anstatt des Herzogs von Orleans den spanischen Bourbon Philipp V. mit der Regentschaft betraut wissen wollte. Hinter Spanien standen der Papst und die Jesuiten, in dem Regenten mußte man die Herrschaft moderner Ideen und der fortschreitenden Aufklärung erkennen. Der Abneigung

gegen diese trug Madame de Crequy, die Marquise der alten Monarchie, die Katholikin, denn auch redlich Rechnung. Es spricht sich in ihren Erinnerungen ein Haß gegen das Haus Orleans aus, der wenig dem Gebote der christlichen Liebe entspricht. Man wird von einer Dame, auch jener Zeit, nicht so viel Objektivität voraussetzen können, daß man annehmen möchte, die Sittenlosigkeit, die Frivolität des Regenten und seines Anhangs, die üble Nachwirkung auf das sittliche Gefühl des Volkes hätten in der Marquise von Crequy die moralische Entrüstung gegen Philipp von Orleans erzeugt. Man wird das Richtige treffen, wenn man bei ihr, wie bei allen Frauen, auf das Nächste, auf das Persönliche, zurückgeht. Da war in Paris ein junger schöner Niederländer, ein Graf von Horn, aus der Egmontfamilie gewesen, der überführt worden war — es war in der Law'schen Schwindelperiode —, im Bunde mit einem Kapitän de Welle, einem Piemontesen, und einem Chevalier d'Estang, einen reichen Geldmann, einen Juden, in eine Kneipe gelockt, dort überfallen, getödtet und ihm sein Portefeuille abgenommen zu haben. Er wurde verurteilt, auf das Rad geschnitten zu werden, zum großen Entsetzen des hohen Adels von Frankreich, mit dem die Grafen von Egmont und Horn versippt waren. Es wurden alle Anstrengungen bei den Parlamentsmitgliedern gemacht, um dieses Urtheil rückgängig zu machen. Zuletzt beschloß eine Deputation von Damen und Herren aus den vornehmsten Familien Frankreichs, sich persönlich zum Regenten zu begeben und Gnade für den Verurtheilten zu ersuchen. Man machte ihm vorstellig, daß die Grafen von Egmont und Horn mit dem größten Adel des heiligen römischen Reichs versippt seien, daß ein solcher Schandstreck viele Wappenschilder beschnüßte und unfähig zu Aufschwörungen, zu Abteien und Stiftern mache, ja, daß sich selbst in den zweiunddreißig Quartieren des Wappenschildes seiner eigenen Mutter die Wappenschilder der Egmont

und Horn befinden. Und die Antwort des Regenten war: „Nun, dann werde ich die Schande mit ihnen teilen.“ Schließlich hatte die Deputation, wie die Marquise von Crequy erzählt, beim Regenten so viel durchgeseht, daß er den Tod durch das Rad in den Tod durch das Schwert verwandelte und dafür, wie Madame de Crequy behauptet, sein Ehrenwort gegeben. So glaubte man wenigstens, da der Tod durch das Rad als eine der infamsten Todesarten angesehen war, diese Schande von dem Namen beseitigt zu haben, als am Dienstag vor Ostern in das Hotel de Crequy die Nachricht gebracht war, daß am Morgen nach sieben Uhr auf dem Grèveplatze an dem Grafen von Horn die Hinrichtung durch das Rad vollzogen worden sei. Augenblicklich ließ der Marquis de Crequy sechs seiner Leute in Gala-Divree werfen, zwei Karossen sechsspännig anspannen und fuhr so nach dem Platze vor dem Stadthause. Dort waren bereits die Havré, Rohan, die Ligne und die Croy, die nächsten Verwandten, und legten selber Hand an, den verstümmelten Leichnam vom Rade abzunehmen. Dieser wurde nach dem Hotel Crequy gebracht und feierlich ausgestellt. Während gerade hier eine Gelegenheit war, die Haltung des Regenten, als Vertreters des jungen Königs, als Hüters der Geseze, anzuerkennen, verfolgte man ihn darum mit um so größerem Haß. Man hatte das Wort des Regenten, als die Deputation zu ihm kam, nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Er sagte zu der Körperschaft, daß diejenigen, welche, um Gnade für den Verbrecher zu bitten, zu ihm kämen, mehr für das Haus der Horn sich beilissen zeigten als für den Dienst des Königs, dessen Hüter, dessen Vertreter der Regent war. Hier war die Gelegenheit, wo der französische Adel seinen Royalismus zeigen konnte in der Achtung vor dem Geseze. Aber die Leute damaliger Zeit dachten nur an sich — als Ausnahmen. Eine Äußerung dieser Gesinnungsweise führt die Marquise von Crequy in ihren Erinnerungen von

einem Abbé de Matignon an, den sie selbst als einen der thörichtsten Menschen hinstellt. Dieser hatte den Auftrag, der Prinzessin von Bourbon den Tod ihres Bruders, des Grafen von Charolais, anzuzeigen. Auf ihre Frage, ob der Verstorbene sich denn auch mit den letzten Dingen beschäftigt habe, antwortete der Abbé: „Leider ist es eine Wahrheit, daß er ein entfesslicher Mann war und auf die Bauern in Chantilly wie auf Haisen schoß, ebenso wie er in Paris mit einem Gewehr auf die Dachbeder schoß, so daß diese in den Hof des Palais Bourbon nur so herabstürzten. Aber die Gnade Gottes ist groß, und dann wird sich der liebe Gott zweimal besinnen, ehe er einen Prinzen von Geblüt verdammen wird.“

So mittheilfam die Marquise von Crequy über den Regenten, seine Familie und seinen Anhang ist, so wenig sie hier ihrem Haße Zaum und Zügel anlegt, so vorsichtig ist sie in Bezug auf Ludwig XV. und dessen Hof, wenn sie nicht gerade die Königin Maria Leczinska als das Idealbild einer Königin hinstellt gegenüber den Göttinnen, vor denen der König sonst betete. „Ich habe nie begreifen können,“ sagt sie, „wie man die Marquise von Pompadour schön oder auch nur hübsch finden konnte. Die Herren sagten von ihr, daß sie von reizender Friische und einer entzückenden Lebhaftigkeit sei. Ich weiß das nicht, denn man hätte sie nur im Theater sehen können, wohin ich nicht ging, oder in den Kirchen, wo wiederum sie nicht erschien. Das erste Mal sah ich sie in der großen Galerie von Versailles am Tage ihrer Vorstellung. Es war eine kleine schwächliche Person mit Augen, die ins Blaue gingen. Ihre Haare waren hell wie ihre Gesichtsfarbe. Da es gerade eine Zeit der großen Trauer war, wo man keinen Puder und kein Rot auflegen durfte, so war das ein wenig glücklich gewählter Zeitpunkt für ihre Vorstellung bei Hofe.“ Neu ist in den Erinnerungen die Erzählung all der schlimmen Zufälligkeiten, die sich bei der Geburt Ludwigs XVI. zugetragen haben.

Der Dauphin und seine Fran, Maria Josepha von Sachsen, wohnten in Choisy-le-Roi, dort wurde der Enkel Ludwigs XV. auch geboren. Der Kurier, den man mit der Nachricht nach Paris geschickt hatte, stürzte an der Barriere und blieb tot; der Abbé de Saurion, welcher das königliche Kind salben sollte, wurde, im Begriff sich nach der Schloßkapelle zu begeben, auf der großen Strecke von Versailles vom Schlage getroffen; von den drei Ammen starben zwei in acht Tagen und die dritte nach sechs Wochen an den schwarzen Blattern. Der König selbst betrachtete das als böses Vorzeichen und bedauerte, dem Kinde den Titel eines Herzogs von Berry gegeben zu haben, einen Namen, der immer Unglück bringe. Es gab kein trauriges Ereignis in der königlichen Familie, das die Marquise von Crequy nicht in Verbindung mit der Familie Orleans gebracht hätte, insofern, als es durch diese verbreitet oder verursacht worden, sei es durch ausgestreute Verleumdung oder, direkter noch, durch Gift oder Dolch.

Es giebt Menschen, und namentlich Frauen in der Stellung der Marquise von Crequy, welche interessant werden durch die hartnädige Treue und den Opferdienst, mit welchen sie ihren Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen fröhnen. Dazu gehört auch die Marquise; in ihr erscheint die Persönlichkeit als Typus ihrer Zeit und ihrer Klasse. Sie hat kein Auge für das neue Frankreich, welches um sie entsteht, sie bringt wenig Sympathie und Verständnis den Ideen der Humanität, der Civilisation, des geistigen Fortschrittes entgegen, welche, von Frankreich und einigen erleuchteten Geistern ausgehend, ihre Reise um die Welt machen und Frankreich in der Meinung der Völker jenes Übergewicht schafften, von dem es heute noch zehrt. Sie kannte nur das Frankreich des Reichthums und des Hofes. Ihr Herz war menschlichen Gefühlen erschlossen, aber abwehrend gegen geistige Einflüsse, die ein protestantisches Stigma in sich bargen, und dieses hatte

in Frankreich die ganze große geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, die in Preußen unter Friedrich dem Großen einen pragmatischen Ausdruck gefunden hatte, während sie in Frankreich ein Spiel mit dem Feuer blieb, das allerdings seinen Urheber verzehrte.

Von Voltaire spricht die Marquise als von dem Sohne des langjährigen Notars der Richelieu, der Breteuil und der Froulay — einem Thunichtgut, dessen Mutter, Madame Arouet, von ihm nicht sehr entzückt war, weil der Sohn nichts anderes thun wollte, als in seinem Dachstübchen Verse schmieden oder auf dem Straßenpflaster von Paris sich herumtreiben.

Eine große Affaire der späteren Lebenszeit der Marquise von Crequy war der Bankrott des Prinzen de Guemés aus dem Hause Rohan-Rohan. Obwohl der Prinz zwei Millionen Franken Renten hatte, brach er doch mit neun Millionen Franken Verpflichtungen zusammen. Bei dieser Gelegenheit über Geldangelegenheiten giebt die Marquise die Anschauungen ihrer Zeit, indem sie schreibt, wenn man vor der Revolution 1793 und vor den Missern der Emigration Edelleute gekannt hätte, die sich mit den Kurjen oder mit Geldangelegenheiten beschäftigt hätten, diese man nicht als solche betrachtet haben würde. „Selbst die Finanziers, die doch von Zahlen träumten und lebten, sprachen davon nicht mehr als wie wir anderen.“ Die Herzogin von Gramont jagte, daß sie nur drei Personen gekannt habe, welche von Geld gesprochen hätten, und diese waren der Herzog von Orleans, Herr Keder und seine Frau. Bei dem Namen Orleans kann sich die Marquise nicht enthalten, von dem Geize des Herzogs, des Anglomanen, des Demokraten, des späteren Revolutionsmannes, als von einem Familienzuge zu sprechen, der sich sogar schon früh in seinen vier Kindern kundgab. Der älteste war der Herzog von Valois (später Louis Philipp, König der Franzosen). Madame de Genlis war die Erzieherin der Kinder, und eines Tages jagte der älteste

beim Essen von Wildbret zu seiner Gouvernante: „Warum hebt man nicht das bißchen Blei auf, das sich in den Nebenhühnern und dem Hasenbraten findet? Man könnte das später wieder benutzen. Ich lege es auf meinem Teller immer beiseite und habe davon schon ein ganzes Papier voll.“ Darob strenger Tadel von Madame de Genlis, aber nicht wegen dieser Gesinnung, sondern wegen des mangelhaften Ausdrucks. Es sei nicht vornehm zu sagen, ich habe ein Papier davon voll, sondern ich habe ein Papier damit angefüllt. Man gebrauche das Wort plein nur in Bezug auf einen hohen Gegenstand. Die Marquise von Crequy suchte diese Anlage zum Geize, die sie bei Fürsten verwerflich findet, in Frau von Genlis selbst in deren kleinem Herkommen, in der Armllichkeit, in der diese ihre Jugend verbracht hatte. Aber diese konnte höchstens doch nur entwickeln, was schon im Blute lag. Es war das Blut der Condé, das eine elementare Neigung zum Golde hatte.

Der Name Räder führt in den Erinnerungen in die neue Zeit ein, in die Umwandlung der Ideen, die bald auch den Umsturz der politischen Verhältnisse zur Folge hatten. „Mit den Übertreibungen in den Moden gingen auch gleiche Ideen Hand in Hand, und die socialen Gebräuche nahmen an der Tollheit der Zeit teil,“ schreibt die Marquise. „Ich habe unglaublich thörichte unter der Regentschaft erlebt, aber niemals so unsinnige wie in jehiger Zeit.“ Die Frijuren der jungen

Frauen erreichten eine solche Höhe, daß sie die Bankstige aus ihrem Wagen nehmen mußten und sie sich nur auf Steppkissen setzten. Die Herzogin von Luynes erschien eines Tages bei Hofe, coiffiert mit einem ihrer Battisthendens — einer Erfindung des Coiffeurs der Königin, Leonard, und ein paar Tage darauf erschien die Marquise von Laval mit einem damastierten Tischtuch auf dem Kopf, was man charmant fand. Im Jahre 1785 zeigte sich die Nichte der Marquise von Crequy, Madame de Matignon, sogar mit einem nachgemachten Kübel auf dem Kopfe, aus dem Artischocken, Rosenkohl, Karotten und einige kleine Rüben schauten. Gemüse, rief man, daß ist einfach viel natürlicher wie die Blumen. Jawohl — die Natur! Le système de la nature unter Ludwig XVI. gegen den Absolutismus, die Intoleranz des vierzehnten Ludwig! Das Natürlichste und das Einfachste wurde wieder Mode, heißt es in den Souvenirs. Man sah Eheleute sich umarmen, man hörte Brüder und Schwestern sich duzen. Man sprach von Frauen anstatt von Damen und von Hofleuten anstatt von Hofherren. Man aß und trankierte bei Tafel, wie es jedem beliebte. Eine unbegreifliche Thorheit war die Art und Weise, seine Kinder zu nähren. Zuerst begann man, sie selbst zu stillen, nach Jean Jacques Rousseau. Zwei Drittel starben an unzureichender Nahrung, und was übrig blieb, ging nach achtzehn oder zwanzig Jahren an Entkräftung zu Grunde.

(Schluß folgt.)





Litterarische Mitteilungen.

Neueste Afrika-Litteratur.

Geschichte des Araber-Anstandes in Afrika. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. Von Rochus Schmidt. (Frankfurt a. O., Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Trowitsch u. Sohn.)

— Das vorstehende Werk ist dazu bestimmt, eine wesentliche Lücke in der sonst nicht geringen Zahl von Werken über Ostafrika auszufüllen. Während die meisten vorhandenen Werke sich entweder auf ethnologischer Grundlage aufbauen oder sich im Rahmen feuilletonistischer Schilderung bewegen, bietet das Buch von Rochus Schmidt eine im streng historischen Stil gehaltene Darstellung des Araberaufstandes mit seinen Ursachen und Folgezuständen. Der Verfasser ist in den Jahren 1885 bis 1891 mit geringen Unterbrechungen in Ostafrika thätig gewesen, zuerst als Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Witu-Gesellschaft, dann als Offizier in der Schutztruppe von der Errichtung des Kommissariats unter Wissmann an bis zum Ende des vorigen Jahres, wo er infolge persönlicher Differenzen mit dem Gouverneur von Soden aus der Schutztruppe ausschied. Auf seinen Expeditionen zum Zweck des Abschlusses von Verträgen, in seiner Stellung als Bezirkshauptmann von Dar-es-Salam, Bagamoyo und Lindi, auf den kriegerischen Expeditionen nach Nyapua, von wo er bekanntlich Stanley und Emin Pascha mit der großen englischen Emin-Pascha-Expedition zur Küste heruntergeleitete, auf seinen Kriegszügen gegen Bulchiri und Bana Heri, auf seinen mannigfaltigen Expeditionen endlich in das Hinterland von Kilwa und Lindi hat der Verfasser besser als irgend jemand Gelegenheit gehabt, sich über Land und Leute, sowie über die Erfordernisse für die Verwaltung Deutsch-Ostafrikas zu orientieren. Sein Urteil ist als maßgebend zu betrachten. Das vorliegende Buch bietet weit mehr als eine bloße Ge-

schichte des Araberaufstandes; von der Erwerbung der Kolonien an führt der Verfasser dem Leser in großen Zügen ein Bild der allmählichen Heranreifung des Aufstandes an der Hand thatsächlicher Maßnahmen und Verhältnisse vor. Die Geschichte der eigentlichen Niederwerfung des Aufstandes bietet eine Menge interessanter, auf der persönlichen Theilnahme des Verfassers beruhender Einzelheiten. Wichtiger aber ist die Darstellung der Folgezustände, wie sich dieselben namentlich unter dem kaiserlichen Gouvernemennt, besonders nach dem Ausscheiden Wissmanns unter dem Herrn von Soden herausstellten. Es wäre nicht wunderbar gewesen, wenn der Verfasser hier bei der Kritik von Personen und Sachen die Schärfe seiner gegenteiligen Meinung in den Vordergrund gestellt hätte; die Kritik hält sich jedoch fast durchweg im Rahmen strenger Objektivität und Sachlichkeit. Wenn der Gouverneur dabei nicht zum besten weglommt, so begründet der Verfasser sein Urteil derart, daß auch dem mit den Verhältnissen wenig vertrauten Leser die Richtigkeit dieses Urteils in die Augen springt. Die Hauptfehler unserer Verwaltung in Deutsch-Ostafrika liegen nach dem Werke Schmidts vor allem in dem Umstande, daß der Gouverneur den Rat und die Mitarbeit der älteren, mit den Verhältnissen vertrauten und in ihnen erwachsenen Offiziere grundsätzlich ablehnte, daß er vor allen Dingen das für uns wichtigste Bevölkerungselement, die Araber und Znder, ebenso aber auch die größeren wichtigeren Jumbes (Häuptlinge) in ihrem Werte unterschätzte und nicht zu behandeln versteht. Der ganze Verwaltungsapparat Ostafrikas trägt gegenwärtig viel zu sehr ein schematisches, auf rein juristischer Grundlage beruhendes Gepräge: statt der Thaten giebt es nur Worte, und wo Thaten geschehen, haben sie bisher stets nur die Folge gehabt, unsere Machtstellung zu erschüttern, oder sie verrin-

geru für uns die handelspolitische Bedeutung des Landes. Die Beobachtungen des Verfassers nach dieser Richtung hin sind äußerst mannigfaltig; der Verlauf hat seinem Urtheil bisher nach jeder Richtung hin recht gegeben. Unabhängig von der eigentlichen Geschichte des Aufstandes und seiner Folgen ist die zwar herbe, aber gerechtfertigte Kritik des deutsch-englischen Abkommens, ferner eine eingehende, mit großer Sachkenntnis gegebene Darstellung der wirtschaftlichen Unternehmungen in Deutsch-Ostafrika vor, während und nach dem Aufstande, endlich die in einem eigenen Kapitel zusammengefaßte Emin-Pascha-Expedition mit ihren Zielen und erreichten Erfolgen. Das Buch ist geeignet, als Quellenwerk betrachtet zu werden, und verdient bei seinem billigen Preise, seinem umfassenden Inhalt und seiner vornehmen Ausstattung eine weite Verbreitung.

Von Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891 von C. Morgen. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. (Leipzig, F. A. Brodthaus.) — Fast gleichzeitig mit dem vorher besprochenen Werke von Schmidt über Ostafrika ist das Werk Morgens über seine Reisen in Kamerun auf dem Vächermarkt erschienen. Premierlieutenant Morgen vom 4. obereschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63 wurde, nachdem er sich ursprünglich für die Wismann-Truppe zur Verfügung gestellt hatte, durch das auswärtige Amt mit einem Kommissarium nach dem Kamerungebiete betraut, so zwar, daß er zunächst unter dem bewährten, jetzt verstorbenen Forscher Hauptmann Kundt arbeiten sollte. Bei seiner Ankunft in Westafrika fand er jedoch seinen Chef in derart schlecht Gesundheitszustande, daß die Leitung der beabsichtigten Expedition nach dem Hinterlande von Kamerun ihm allein zufiel. Nach einer ganz kurzen Zeit der Vorbereitungen brach Morgen mit einer 120 Mann starken Karawane und einem Europäer, dem Botaniker Zender, am 5. November 1889 von der Kribi-Station auf, durchzog den 120 Kilometer breiten Urwaldgürtel östlich von Kribi (das Gebiet der Ngumba) und gelangte am 30. November auf der von Hauptmann Kundt angelegten Yaunde-Forschungsstation an, welche Zender übernahm. Die weitere Aufgabe Morgens sollte darin bestehen, von der Yaunde-Station einen kürzeren Weg am Sannaga entlang nach Kamerun aufzufinden. Die Expedition brach daher unter Morgen allein von der Yaunde-Station auf, durchzog nach Norden die Gebiete der Yetuti-, Kwole- und Toni-Neger und erreichte den Sannaga an den Nachtigal-Fällen. Nördlich vom Sannaga beginnt das eigentliche Reich der Wute, eines Sudan-Negervolkes, welches seine Macht

über den Sannaga hinaus weiter nach Süden vorgeschoben hat. Der wichtigste Fürst der Wute in diesem Gebiete ist Ngilla; bis zu ihm beschloß Morgen seine Expedition zunächst auszudehnen, um diesen wichtigen Herrscher, der bisher mit Europäern nicht in Verkehr gestanden hatte, den deutschen Interessen geneigt zu machen. Ngillas Residenz, nach ihm genannt, wurde am 15. Dezember erreicht, und Morgen fand hier bei dem außerordentlich intelligenten Herrscher für sich und seine Karawane eine vortreffliche Aufnahme. Ngillas Wunsch ging dahin, daß Morgen ihm einen europäischen Kaufmann senden oder bei seinem nächsten Besuch mitbringen sollte, um den Handel, der bisher allein in den Händen der Hausnah-Händler gelegen hatte, nach der Westküste zu lenken. Von Ngilla bewegte sich die Expedition nach Westen, entdeckte den wichtigen Nebenfluß des Sannaga, den Wbam, und zog dann nach Kämpfen mit den Bati-Negern nach Malimba. Der Sannaga wurde bei Manga, dem Hauptdorfe der Ngawagombe, überschritten; von Edea aus benutzte Morgen den Wasserweg bis zur Mündung, wo er die Faktoreien der Firma Voermann und Jantzen u. Thormaehlen insolge eines Aufstandes der Malimbesen verlassen fand. Es besteht hier ein doppelter Zwischenhandel nach dem Inneren hinein, dessen Vermittler zunächst an der Küste die Malimbesen, weiter nach dem Inneren hinein die Bakolo sind. Die ersteren säßten ihr Handelsmonopol bedroht und hatten daher die Stationsinhaber vertrieben. Nach einer Rücksprache mit dem Gouverneur Zimmerer regelte Morgen diese Verhältnisse theils auf kriegerischem, theils auf friedlichem Wege und bereitete zunächst seine zweite größere Expedition vor. Dieser Expedition sollten sich zwei Handelsexpeditionen der genannten deutschen Firmen anschließen, um den Handelsverkehr mit den Wute (Ngilla) in die Wege zu lenken. Diese zweite Expedition brach am 2. Juni abermals von Kribi auf, erreichte Ngilla im Juli, gründete hier die Station Kaiser-Wilhelmsburg und zog dann unter Zurücklassung der Handelsexpeditionen weiter nordwärts bis ins Herz von Adamawa. Hier herrscht in Tibati der Sultan Amalamu, welchem Ngilla unterthan ist. Immer stärker macht sich hier der Einfluß des Rodammebanismus geltend; die Unterthanen Amalamus sind reine Sudan-Neger, er selbst ein hochgebildeter, hellfarbiger, dem Vberbestamm entsprossener Araber. Die Aufnahme Morgens ließ nichts zu wünschen übrig; auch zeigte sich der Sultan den deutschen Handelsinteressen durchaus geneigt, konnte jedoch zum Annehmen der deutschen Flagge nicht bewogen werden. Denn über ihm stand sein Souverän, der König von Yola. Yola aber liegt auf eng-

lischem Gebiet, und der Einfluß der englischen Royal Niger Compagnie hatte den König von Sokoto vermocht, seinen Unterhänptlingen oder Sultanen die Annahme der deutschen Flagge zu verbieten. Bei Analamu war Morgen bereits in todkrankem Zustande angekommen, setzte aber trotzdem am 25. Dezember 1890 nach nicht ganz vierwöchentlichem Aufenthalt seine Reise über Banyo, Gashela, Beli, Bakundi und Kantadji fort, bis er in Shebu in die Nähe des Benue gelangte. Von hier aus zog die Expedition nach Ibi, dem am weitesten vorgeschobenen Posten der Niger-Compagnie, und wurde von hier aus auf Dampfsern der Gesellschaft auf dem Benue und Niger bis

zur Küste nach Akassa befördert. — Das Reisevermerk zeichnet sich durch außerordentlich klare Darstellung und eine bedeutende Menge von Beobachtungen aus. Der Verfasser hat mit offenem Auge nicht nur die verwickelten politischen und handelspolitischen Verhältnisse der von ihm durchzogenen Gebiete studiert, sondern auch eine Fülle von ethnologischen, kulturhistorischen und geographischen Beobachtungen in dem Werke aufgespeichert. Das Buch liest sich ungemein leicht, ist mit vortrefflichen Abbildungen und einer guten Karte versehen und bietet eine Fülle von praktischen, für die Entwicklung unseres Verkehrs mit dem Hinterlande von Kamerun wichtigen Beobachtungen. R.

Litterarische Notizen.

Der Norddeutsche Lloyd. Geschichte und Handbuch; bearbeitet von Dr. Moriz Lindemann. Mit zahlreichen Abbildungen und Plänen. (Bremen, Karl Schünemann.) — Die deutsche Handelschiffahrt hat bekanntlich in den letzten Jahrzehnten einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Den besten Ausdruck findet dieser Aufschwung wohl in dem Umstande, daß Deutschland heute über die größte Dampfschiffahrtsgesellschaft der Erde verfügt: es ist dies der Norddeutsche Lloyd in Bremen. Das Flottenmaterial des Norddeutschen Lloyd beziffert sich heute auf fünf- und siebenzig Dampfer mit zusammen etwa 200.000 Register-Tonnen und siebenundsiebzig Schleppplänen mit einem Raumgehalt von 116.000 Tonnen. Mit diesem Schiffahrtsmaterial betreibt der Norddeutsche Lloyd achtzehn Schiffahrtslinien, nach Nordamerika, Südamerika, nach der Südsee, nach Ostasien (Indien, China, Japan), nach England, verschiedenen Nordseehäfen und auf der Weser. Es erscheint als dankenswerthes Unternehmen, wenn in dem vorliegenden Werke eine vollständige Geschichte des Lloyd und damit eine Geschichte der Entwicklung unserer Handelschiffahrt überhaupt gegeben ist. Abgesehen von diesem Vorzug bietet das Werk gleichzeitig an der Hand der Lloyd-Dampfer eine Entwicklungsgeschichte des gesamten Schiffbaues bis zu jenen unübertroffenen Palastdampfern der Gegenwart, welche das Reisen nicht mehr als Strapaze, sondern als einen hohen Genuß erscheinen lassen. Eine Fülle ungemein interessanter Materials verbindet sich hier mit ebenso interessanten Daten der Lloyd-Geschichte zu einem einheitlichen Ganzen. Der zweite Abschnitt des Werkes, das eigentliche Handbuch, geht weit über den Rahmen der bloßen Lloyd-

Geschichte hinaus: es bietet, abgesehen von der Darstellung der Einzelheiten im Betriebe jener ungeheuren Schiffahrtsgesellschaft und abgesehen von der Beschreibung der mächtigen Werftstätten in Bremerhaven, eine eingehende Schilderung aller von den Schiffen des Norddeutschen Lloyd angelaufenen Häfen. Mit dieser Schilderung verbindet sich in höchst dankenswerter Weise eine in engen Rahmen zusammengebrängte und doch umfassende Handelsstatistik nicht nur der in Betracht kommenden Häfen, sondern auch ihrer Hinterländer, ihres gesamten Handelsgebietes. Bei der ungemainen Fülle von Häfen, die hier in Betracht kommen, ist das dargebotene Material ein außerordentlich ausgedehntes und gestattet am besten einen Einblick in das ungeheure Getriebe, in die überaus weitverzweigten Verbindungen des Lloyd. Eine bedeutende Menge von vorzüglichen Karten und Plänen, sowie von Illustrationen anderer Art belebt das Buch, eine Menge angehefteter statistischer Tabellen liefern das Zahlenflecht für die in dem Werke enthaltenen Ausführungen. Das Buch ist nicht nur für jeden, der sich für Schiffahrtsverhältnisse interessiert, eine ungemein wichtige Belehungsquelle, sondern auch für den Laien, der hier in umfassender Form ein gewaltiges Bild deutschen Schaffens und deutschen Erfolges vor sich aufgerollt sieht. R.

Themis. Roman in zwei Bänden von Ernst Eckstein. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg.) — Bewährt sich auch der Verfasser in seinem neuesten Werke als ein guter Erzähler, der spannend und künstlerisch zu schildern versteht, so gehört doch das behandelte

Thema zu jenen Gegenständen, bei denen für gebildete Leser immer ein Rest von Unerquicklichkeit zurückbleibt, ein Hauch vom sogenannten Sensationsromane. Mit einer Brandstiftung fängt das Ganze an, daran schließt sich ein Totschlag aus Notwehr u. s. w. Hoch ideal ist der Vertreter des Staates und Vater des armen Totschlägers geschildert, während in letzterem die bekannte deutsche Hamlet-Abart ganz vorzüglich gezeichnet ist, die noch nicht das Heim mit der obligaten jungen Frau gefunden hat. Auch eine Reihe von Frauentypen werden vorgeführt, unter denen die Braut am meisten unsere Teilnahme in Anspruch nimmt. Gehört dieser Roman sicherlich nicht zu den bedeutenderen Arbeiten Ecksteins, so kann er doch als Unterhaltungselixir besserer Art empfohlen werden.

Ungleich höher steht die neueste Novelle von Karl Emil Franzos: **Der Gott des alten Doktors**. (Berlin, F. Fontane u. Co.) Wir wollen mit dem feinsinnigen Schriftsteller und Dichter nicht rechten über die Wahl des ein wenig seltsamen Titels, der Erwartungen rege macht, um deren Befriedigung es sich gar nicht handelt. Dieser Gott des alten Doktors, der auch das Eigentum anderer Leute ist, spielt in der Geschichte keine so besonders eigenartige und neue Rolle. Es handelt sich nur einfach um eine sehr ergreifende Liebesgeschichte, voll großer Seelenkämpfe und herber Entsaugung, wobei eine Mutter mit zweifelhaften Antecedentien die Lösung des Konfliktes durch ihre nicht maßfreie Vergangenheit herbeiführt. Der Held ist ein Mensch, welcher dieser Welt angehört und den Forderungen, den ewigen, der Gesellschaft Rechnung trägt, keine der üblichen romanhaften Schablonenfiguren. Die eigenartige Schreibweise des Verfassers von „Halb-Asien“ tritt auch in seiner neuesten Arbeit deutlich zu Tage: feuilletonistische Flüchtigkeiten, Spielen mit überflüssigen Fremdwörtern, wie es bei Eckstein, auch in seiner „Themis“, nicht selten vorkommt, sucht man bei Franzos vergebens: er will nicht bloß unterhalten, sondern auch Künstler sein, der da weiß, daß aus vorhandenem Rohstoff erst durch die Behandlung ein Kunstwerk geschaffen wird.

Auf der **Walze**. Roman von Wolfgang Kirchbach. (Berlin, Verlag der Bücherfreunde, Fr. Pfeilständer.) — Schon in seinem letzten Romane, dem „Weltfahrer“, zeigte Kirchbach Neigung und Anlage zu einer humoristischen Auffassung des Lebens; noch stärker und immer glücklich tritt sie in dem vorliegenden Werke zu Tage. Auf der Walze, eine vollständige Wendung, dem Sprachschabe unserer Handwerksburden und landsahrenden Strolche entnommen, bedeutet so viel als auf der Wanderschaft: ein junger Nationalökonom will nach bekannten Vorbildern ein Buch — natürlich!

— über Arbeiterverhältnisse aus eigener Anschauung schreiben. Unter der Maske eines Gesellen lernt er nun dieses eigentümliche Strolchdasein aus bester Quelle kennen und erlebt dabei eine Reihe von recht erheiterten Abenteuer; der Schluß eröffnet die Aussicht auf eine glückliche Ehe; und das betreffende Buch wird nichts weiter bleiben als ein schätzbare Beitrag zu schon reichlich vorhandener Matulatur auf diesem Gebiete. Die einzelnen Typen aus dem modernen Vagabundenleben sind meist glücklich getroffen: Kirchbach zeigt, daß diese Kerle an ihrem Elende zwar meist selber schuld sind, daß sie es eigentlich gar nicht anders haben wollen, daß aber im Grunde ihres Herzens nur Verblumptheit, nicht anarchisches Zerstörungsgelüste wohnt. Nur die Zette, ein Kind aus dem Volke, scheint uns in dieser paradiesischen Umgebung ein wenig verzeichnet; es giebt ja vielfach derartige Wesen in diesen Kreisen, die, wie man sagt, nach etwas Höherem streben, aber so engelhaft wie unsere Zette reden und hantieren sie doch nicht. Trotz dieser kleinen Ausstelllung hinterläßt das Werk, dessen Hauptreiz nicht in sogenannter jesselter oder padener Handlung besteht, einen ungetrübten künstlerischen, echt poetischen Eindruck, um so mehr, als sich die Idee nicht zu einer Anlage gegen die modernen Gesellschaftsverhältnisse zuippen.

Zum Schluß sei noch erwähnt: **Hunnenblut**, eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Verfassers. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) Dieses Heft bildet die dreitausendste Nummer der bekannten Reclam'schen Universal-Bibliothek, und für eine solche Jubiläumnummer ist die Wahl einer Jensen'schen Novelle eine recht passende zu nennen. Die Geschichte spielt in alten Tagen; sicherlich hat dem viel bewanderten Poeten eine Episode aus Scheffel's „Eckehard“ die allgemeine Anregung gegeben, aber nichts weiter; in Stil und Darstellung trägt diese historische Novelle die volle Ursprünglichkeit Jensen's zur Schau und wird seinen zahllosen Verehrern eine willkommene Gabe heißen.

Rossini. Von Dr. Adolph Kohut. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) — Der „Schwan von Besaro“, Gioachino Rossini, sagte bei einem Besuche Wagners 1860 in Paris: „Es hätte aus mir was Rechtes werden können, wenn ich in Ihrem Lande geboren und gebildet worden wäre. Aber Italien ist in jener Zeit nicht mehr das Land gewesen, wo ein ernstes Streben gerade auf dem Gebiete der Opernmusik angeregt und unterhalten hätte werden können. Alles Höhere ist dort gewaltig unterdrückt. ... Als ich mit der Zeit in bessere

Lagen geraten, ist es für mich zu spät gewesen. Ich selbst beanspruche nicht, unter die Heroen gezählt zu werden.“ Diese Worte einer selten auftretenden Bescheidenheit und auch zutreffenden Selbstcharakteristik bilden gleichsam das Motiv der vorliegenden kleinen Lebensbeschreibung; sollte mancher finden, daß der Verfasser seinem Helden, der als Mensch und Künstler eine der edelsten Naturen gewesen ist, allzu viel Wärme, manchmal zu überschwengliche Begeisterung entgegenbringt, so sei an Goethes Worte erinnert: „Es kommt mir vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Teilnahme, nicht mit einem gewissen partiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht wert ist.“ Der Komponist des „Barbiers von Sevilla“ und des „Wilhelm Tell“ wird sicherlich länger die Musikwelt erfreuen als mancher andere, der nur in höchsten Regionen schwebt. Daß Rossini schon mit siebenunddreißig Jahren völlig verstorben ist und noch manches Jahrzehnt lebte, mag bestreulich erklingen, wenn man bedenkt, daß für das echte Genie das Schaffen und Streben erst aufhört mit dem ersten Todesglodenschlage; aber Rossini gehörte eben nicht zu jenen, die etwas Neues der Welt sagen wollten: in der Fülle äußeren Glanzes besaß er die seltene Gabe, im rechten Augenblicke zu schweigen, vielleicht auch des Wortes Voltaires eingedenk, daß man doch nur mit wenig Gepäd auf die Nachwelt kommt — wenn ihm, dem lebenslustigen, genußempfindlichen, neidlosen Italiener, überhaupt dieser lustige Gedanke jemals Kopfschmerzen gemacht hat.

Zu wesentlich anderem Tone, nicht panegyrisch, sondern volkstümlich-wissenschaftlich gehalten ist: Mendelssohn-Partholdy, sein Leben und seine Werke. Von August Reissmann. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Mit Mendelssohns Bild und Ansicht seines Denkmals in Leipzig. (Leipzig, Vist u. Francke.) Wenn auch die von bekannter Seite zur Schau getragene Mißachtung der Mendelssohnschen Musik auf Übertreibung beruht, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Wagners Ansicht über Mendelssohns Talent im Grunde richtig ist; der ehemaligen, heute kaum mehr begreiflichen Überschätzung des Komponisten der „Vieder ohne Worte“, des „Paulus“ und anderer Werke ist eine ruhige Wertabschätzung gefolgt. Und ist Mendelssohn auch kein Seine der modernen deutschen Tonkunst, überragen ihn Schubert und Schumann als Chorführer der Romantik, so bleibt doch immer noch genug, um in Mendelssohns Erscheinung kein abgeblaßtes Epigontentum, sondern eine selbständige musikalische Eigenart zu erkennen. Von diesem Gesichtspunkte geht auch Reissmann aus,

der durchaus nicht zu beschönigen sucht, sondern nach objektiver Wahrheit strebt. Gewisse Schwächen verkennt er nicht. Das reichlich vorhandene Material ist verständig verwendet worden, das Eingehen auf die Hauptwerke Mendelssohns zeugt von liebevoller Hingabe und Anerkennung, obwohl man das Gefühl hat, das Urtheil des Biographen sei gemäßigter worden im Laufe der Zeit; vor dreißig Jahren hätte vieles ohne Zweifel anders gelaute. Wie es bei List ein Unglück gewesen ist, daß er nicht früh genug in die Geheimnisse der Symphonie und der Kammermusik eingeweiht ist, so scheint es seltsamerweise wieder Mendelssohns Unfinn gewesen zu sein, daß er allzufröh der äußeren Form Herr wurde; es fehlt der mächtig ergreifende Inhalt, der Reichtum kühner Ideen und neuer Kombinationen; und aus diesem Grunde ist es wohl leicht erklärlich, weshalb von Mendelssohns Gesamtwerk nur noch wenig, freilich in seiner Art Vollendetes, wahrhaft lebendig fortwirkt, trotzdem gerade er Schule gemacht hat und Schüler hinterlassen hat, in deren schon vergessenen Werken die wichtige Formspielerei recht deutlich zu Tage trat. Sollte das Werk Reissmanns nochmals eine Auflage erleben, so möchte der Wunsch nicht unberechtigt sein, über die Kinderwerke des Komponisten etwas weniger ausführlich zu schreiben und dafür die sogenannten unvergänglichen Leistungen der reifen und so kurzen Mannesperiode desto eindringlicher zu betonen. Lobend sei erwähnt, daß jede naheliegende Polemik gegen das Wagnerium vermieden ist, sowie gegen den Meister von Baireuth selbst — eine Polemik in dieser Falle wäre nicht immer ein Kampf gegen Windmühlensflügel gewesen.

Friedrich von Flotows Erben. Von seiner Wittve. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Von dem äußeren Lebensgange dieses lebenswürdigen Komponisten ist bisher wenig in die Öffentlichkeit gedrungen; deshalb ist von allen Musikfreunden das vorliegende Werk mit dankbarer Teilnahme zu begrüßen, um so mehr, als es den Komponisten und die ihn umgebenden Verhältnisse recht getreu vor Augen führt. Besonders fesselnd wird die französische Lehrzeit geschildert: man glaubt, ein derartiger Zustand mühte nach Bethoven und Mozart in Deutschland nicht mehr möglich gewesen sein; aber man denke an Weberbeer, man denke besonders an Wagner, der erst in den sechziger Jahren beim Abfall seines Tanzhauses von dem Irwahn zurückkam, daß allein die Pariser Oper einem Werke den Stempel international anerkannter Meisterschaft ausdrückte. Ohne Paris — das Paris vor Napoleon III. — wäre sicherlich Flotow nie der Komponist des „Stradella“ und der „Martha“ geworden. Wiebt das Buch den

Beweis, daß Flotow bis zu seinem Lebenden ein äußerst fruchtbarer Komponist gewesen ist, der leider gleich den meisten seiner Genossen bei Wahl seiner Texte nicht den rechten dramatischen Blick besessen hat, so enthält es auch nebenbei eine Reihe von Porträts und noch unbekanntem Anekdoten. So einiges über Jakob Offenbach, von dessen persönlichem Charakter, und mit Recht, voll höchster Achtung gesprochen wird. Die beigegebene Heliogravüre zeigt uns Flotow in seinen letzten Lebensjahren; kein Zug titanischen Willens oder pessimistischer Verbitterung trägt sich darin aus, sondern eine gewisse anakreonische Lebensheiterkeit, eine echte Musikernatur, die in erster Linie immer lausbar und klangbar schreiben will, selbst auf die Gefahr hin, einmal allzu schnell von sämtlichen europäischen Drehorgelspielern — verstanden zu werden.

Poetik. Die Lehren von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Ausgeführt für Dichter und alle Freunde der Poesie von Wilhelm Langewische. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. In drei Teilen. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) — Der erste Teil behandelt die „Dichtungsprache im allgemeinen“, der zweite die „Dichtungsformen“, der dritte „Teilungen der Poesie nach ihrem Wesen“. Wesentlich Neues läßt sich über derartige, durch vieljährigen Gebrauch längst bewährte Anleitungen kaum mehr sagen; nur manchmal stört, wie soll man sagen, eine allzu peinliche Kleinlichkeit — darf doch nie vergessen werden, daß Poesie im eigentlichen Sinne nichts Lehrbares ist! Junge Poeten in jenem Alter, in welchem sie nur erst heimlich zu dichten wagen, ganz berauscht von dem jeweiligen Vorbilde, Goethe, Heine oder Geibel, werden ohne Zweifel Gottschalls zweibändige Poetik mit ihrer eigentümlich hinreißenden und doch gediegenden Darstellung vorziehen, während das vorliegende Werk mehr angehenden Kandidaten des Schulamtes bei Gelegenheit treffliche Dienste zu leisten vermag. Anerkannt muß werden, daß der Verfasser bei seinen Citaten auch die deutschen Dichter nach Goethe zu ihrem Rechte kommen läßt. Bei einem Neudrucke wird es von Vorteil sein, an vielen Stellen sich kürzer zu fassen. Die Seiten 392 bis 394, wo verschiedene Reimschemata von der zweizeiligen bis zur vierzeiligen Strophe hinauf angeführt werden mit den Permutationen der Buchstaben von a bis f, sind für poetische Gemüther ein Grauel und für die Praxis selbst eines verstandesgemäß arbeitenden jugendlichen Reimschmiebes ohne Wert. Derartige gehört nicht in eine Poetik.

Studien zur neuen deutschen Literatur. Von Rudolf von Gottschall. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.) — In seiner bekannten glänzenden Schreibweise fährt der Verfasser in seinen dramaturgischen Parallelen eine vergleichende Charakteristik aller jener Dramen vor, welche die Riblungen, die Cäsarenzeit und die Fortsetzung des Schillerschen Demetrius-Fragmentes behandeln. Seiner Verwerfung der sogenannten Cäsaren-Dramen als eines ungesunden Auswuchses gewisser pessimistisch angehauchter Rodeströmungen wird jeder Verständige nur beipflichten können. Wenn er übrigens so nebenbei Wagners „Nibelungen“ nur als passenden Operntext ansieht, so ist dieser Standpunkt wohl kaum zu rechtfertigen. Trotz aller Sprachverrenkungen bezeugt doch auch Wagners „Ring des Nibelungen“ eine hochbedeutende dichterische Originalität. In den Streitfragen der modernen Poetik wird an neu erschienene theoretische Schriften auf dem Gebiete des Romanes, des Dramas und der Lyrik angeknüpft, wobei Gottschall meist seinen in der Poetik aufgestellten Standpunkt mit Recht festhält. Bei Gelegenheit der modernen Lyrik läßt er einem neueren Gelehrten voll schulmeisterlicher Überhebung eine verdienstliche Abfertigung widerfahren. Unter den fünf literarischen Porträts ist das Karl Bedes, des Dichters des „Janko“, mit besonderer Vorliebe gezeichnet, ebenso die Charakteristik des unglücklichen Alfred Meißner. Was Gottschall über „eine Dichterin auf dem Throne“, Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, jagt, dürfte auf mancher Seite erheblichen Widerspruch, zum mindesten eine gewisse Einschränkung erfahren. Jedenfalls gewährt diese neue Sammlung literarischer Essays für alle Freunde moderner Literatur einen hohen Genuß.

Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims von Otto Dingeldein. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Der Verfasser fährt in seiner kleinen, sehr lehrreichen Schrift aus, daß der Reim bei Griechen und Römern eine durchaus nicht ganz unbekanntere Erscheinung gewesen ist. Er sagt: „Also haben die griechischen Dichtungen der klassischen Zeit wenigstens vereinzelt den Reim an sich getragen, und die Rhetoren des vierten und fünften Jahrhunderts haben darin kein Produkt des Zufalls erblickt, sondern einen Schmuck der Rede, den manche auch in Prosa anzuwenden für gut fanden.“ Wenn er übrigens in den Worten des platonischen Agathon porzön — exorizon einen durchaus einwandfreien dreisilbigen Reim sieht, so ist das vom modernen deutschen Standpunkte aus nicht richtig; wir kennen solchen Reim einen armen; erst bei daktylischer Betonung käme für uns

ein dreißigbiger sogenannter schwebender Reim heraus. Das herbeigezogene Material aus griechischen und römischen Klassikern ist ein reichhaltiges; besonders auffällig zeigt sich der Reim in Aristophanes' Komödien. Daran schließt sich eine Betrachtung des leoninischen Reimes im zweiten bis sechsten Jahrhundert. Die Frage nach dem Ursprunge des Reimes bildet den Schluß mit dem Nachweise, daß an und für sich in der Antike „der Reim für gewöhnlich eher vermieden wurde, als daß man ihn sichtlich gesucht hätte“. Der Verfasser ist nicht der bekannten Ansicht, daß den Lateinern, dem Abendlande, der Reim von den Semiten übertragen sei; schon lange beliebt in den unteren Volksschichten, nahmen ihn die Kirchenpoeten auf, nachdem das Gefühl für die feine Rhythmik eines Pinbar längst tot war, ja nachdem man kein Ohr mehr dafür hatte, ob man z. B. *augere* oder *augere* betonen sollte. Die Entscheidung der Frage vom Ursprung des Reimes dürfte spruchreif sein, wenn man den Auflösungsprozeß der lateinischen Welsprache im Beginne der christlichen Ära genauer verfolgt und dabei den Einfluß von Ländern wie Ägypten, Spanien, Gallien u. s. w. mit ihren Volksdialekten genauer in Erwägung zieht.

Berliner Neudrucke. Dritte Serie, Band I: Ludwig Achim von Arnim. Unbekannte Aufsätze und Gedichte. Mit einem Anhang von Clemens Brentano. Herausgegeben von Ludwig Geiger. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In der Gesamtausgabe von Arnims Schriften, die in zweiundzwanzig Bänden (1853 bis 1866) erschien, finden sich diese Aufsätze, Kritiken und Gedichte nicht, die der Herausgeber in einer ehemals bekannten Berliner Zeitschrift entdeckt hat. Diese Nachlese sowie das von Brentano Mitgeteilte soll aber auch an und für sich gar keinen poetischen Wert repräsentieren: es ist gleichsam nur als kulturhistorisches Material anzusehen, das ein späterer Geschichtschreiber der Entwicklung Berlins nicht völlig übersehen darf. Nur unter diesem Gesichtspunkte haben derartige Ausgrabungen eine gewisse Berechtigung; denn die beiden Dichter Arnim und Brentano würden, wenn sie ausleben könnten, über den Wert derartiger journalistischer Nebenarbeit jedenfalls ihre eigene berechtigte entgegengesetzte Meinung haben! Und wer kennt und liest noch ihre Hauptwerke, auf die sie einmal stolz gewesen sind?

Inmoderne Ansichten über moderne Kultur. Von Dr. A. Eitelberg. (Wien, Wilhelm Altmann.) — Der Verfasser, der gelegentlich mit bescheidenem Stolge bekennet, daß er auch

von den sogenannten polnischen Juden abstamme, wettet in seinem Büchlein gegen die Krebschäden und mancherlei Auswüchse des modernen Gesellschaftslebens. Da haben wir Kapitel über den Glaubenswechsel, über arischen und semitischen Antisemitismus, über moderne Ehen, Bildung und Charakter. Der Stil des Verfassers ist ein wenig schwerfällig. So gut und ehrlich es Herr Eitelberg meint, so kann man ihm doch in vielen Dingen nicht beipflichten. Wenn er sagt: „reich an Charakteren war überhaupt nur das Altertum. Im Mittelalter waren sie bereits rar gefät. Wir besitzen keinen Cato, keinen Brutus oder Cassius, nur der Ainius ist uns geblieben,“ so bezeugt derartige falsch angebrachte Wibelkeit nur, daß der Verfasser die Weltgeschichte wenig kennt. Was er gegen die Streber sagt, ist schön; aber ist dieses Gewächs wirklich so etwas ganz Neues? Sätze wie folgende: „Und wie Christus die Seelen, so hat Spinoza die Geister (!) erlöst . . . alle Völker des Altertums zusammengenommen haben zur Vererbung des Menschengeschlechtes nicht so viel beigetragen wie das relativ schwache Volk der Juden“ — sind auch nur zum kleinsten Teile wahr. Trotz mancherlei starker Bedenken über das Zeitgemäße derartiger Provokationen, die es seinem recht machen, bildet das Werkchen, psychologisch genommen, eine gesunde Vektüre. Übrigens ist es für unparteiische Leser eine Geschmacklosigkeit, gelinde gesagt, Christus, Spinoza und Mendelssohn, den bekannten Klein-Philosophen des vorigen Jahrhunderts, in einem Zuge zu nennen und sie als drei Männer, quasi geistig ebenbürtig, zu bezeichnen!

Hamertling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruckner. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Vor Jahren erschien ein Schopenhauer als Erzieher; kürzlich kam Membrandt als Erzieher, nun Hamertling als Erzieher; fehlt nur noch Buchholz, der Gatte der bekannten Auguste, als solcher, und eine Trilogie mit Satyrspiel wäre fertig! Wozu der selbstsamer, von wenig Selbständigkeit zeugende Titel? Das Werk enthält zehn Abhandlungen, die mehr oder minder zu Hamertling Beziehung haben. Daß der Verfasser Hamertlings „Atomistik“, dieses viel zu wenig genannte Werk mit seiner Fülle neuer Ideen, oftmals anführt, sei gebührend erwähnt. Kap. 8, Der Geburtstagsgruß, hätte fehlen können; auch die Glossen über den „Homunkulus“ mögen für eine Zeitung genügen, für ein Buch nicht. Gegen den prophetenhaften Stil ließe sich mancherlei einwenden; man lasse Wagner und dem Verfasser des Membrandtbuches geruhig ihre Eigenheiten. Weiß übrigens Herr Bruckner, daß Hamertling, der ehemalige Schulprofessor vom Triester Gymnasium, selber bekannt

hat, nicht das Ideal eines Erziehers gewesen zu sein, weil er sich nur Liebe, aber keinen Respekt zu verschaffen wußte? Die Beigabe von ein paar Originalbriefen Hamerlings wird vielen willkommen sein und bei manchen den Wunsch rege machen, daß recht bald sämtliche Briefe des Grazer Poeten gesammelt und veröffentlicht werden möchten.

Idealismus. Von Prof. Dr. Chr. Muff. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. (Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlagsbuchhdlg. [Max Grosse].) — Im ersten Teile beschäftigt sich der Verfasser mit dem Begriffe des Idealismus im allgemeinen. Er fragt, was ist Idealismus, und antwortet so: „Es ist diejenige Geistesrichtung oder Weltanschauung, welche der frohen Gewißheit lebt, daß es über dem Irdischen und Vergänglichem, dem Gemeinen und Bösen (woher stammt dieses?) auch noch reine, göttliche Ideen und Mächte giebt, die des Lebens Ursprung und letztes Ziel sind und daselbe überhaupt erst lebenswert machen, und die darum mit aller Kraft der Seele dahin strebt, daß diese idealen Mächte das diesseitige Leben veredeln, die Vergänglichkeit mit Ewigkeitsgehalt erfüllen, die freie Persönlichkeit herausbilden und die in Divinität, das Menschliche ins Göttliche verklären.“ Man sieht aus dieser wortreichen, nicht glücklich gefaßten Umschreibung, was nach dem Verfasser alles ideal genannt werden kann. Wenn er einem anderen nachschreibt: „Wenn alle Herrlichkeit der Dichtung und der bildenden Künste in nie erlebter Fülle unter uns träte, sie würden unser Volk von ferne nicht so gewaltig über die Wichtigkeit (!) der Tagesfragen emporheben in eine wahrhaft ideale Sphäre, wie es der gottgesandte (!) Krieg von 1870 gethan habe“ — so mag das richtig sein; aber dann muß man auch Nobespierre einen Idealisten nennen, ja selbst jeden von seinem Blutwahnsinn überzeugten Anarchisten, der den Eingang zu seinem Erdenparadiese nur durch dynamitzersprengte Paläste findet. Daß der Donner der Schlachten, wie Herr Muff citirt, einen Hauch des Höheren in die ärmste Hütte trage, mag auch stimmen; aber möge nur diese ärmste Hütte nicht just da liegen, wo sich zwei feindliche Heere „begrüßen“. Das alles sind nur Halb- wahrheiten, die in Friedenszeiten im behaglichen Zimmer schön klingen. Dann folgt die Bethätigung des Idealismus in Religion, in der Wissenschaft, im Leben, in der Kunst. Mancher schön geformte Gedanke befindet sich darin, wenn auch das Kunststapitel etwas mager ausgefallen ist. Die Angriffe auf den modernen Naturalismus sind oft geschickt; aber ein Künstler stellt eben die Frage anders: Künstler und Dichter wollen etwas Neues bringen, keine Kopien. Daß es dabei an Zr-

tümmern in Sturm und Drang nicht fehlt, ist selbstverständlich; allein das Neue, nicht Nachgeahmte erscheint doch auch und wird für später — klaffig. Man denke an Menzel, Wagner u. s. w. Wird die praktisch thätige Welt der Künstler und Dichter nur in verschwindender Minorität sich mit den Ansichten des Verfassers befreunden, so darf er dafür um so mehr in jenen Kreisen auf Beifall rechnen, die von dem eigentlichen Idealismus, den jeder Künstler zu tragen hat, kaum eine Ahnung haben. Das Buch ist glänzend, fast zu glänzend geschrieben: die Dornenkrone, die selbst den scheinbar glücklichsten Genies, wie Goethe, nicht erspart blieb, hat Muff zu wenig beachtet. Ob wird er rhetorisch, und Rhetorik vermag einen schlichten Wahrheitsfucher nur selten zu überzeugen.

Heinrich Kruse, bekannt durch eine Reihe von Dramen und durch seine humorvollen „Seegeschichten“ in Hexametern, beschenkt uns diesmal mit einem Bändchen Gedichte (Leipzig, S. Hirzel), die sicherlich viele Freunde finden werden. Die erste Abteilung enthält Elegien, meist in antiker Form, unter denen besonders herorraugen die „Pyramide des Cestius“ und „Attika“. Unter den vermischten Gedichten befinden sich einige den Seegeschichten ähnliche Erzählungen in Hexametern, sowie „Reisebildchen“, eine Anzahl Distichen, denen es nicht an Schlagfertigkeit und Gedankenreichtum fehlt. Mutet vieles ein wenig altfränkisch an — auch im Reiche der Lyrik herrscht die wandelnde Mode —, so bezeugen diese Verse doch in ihrer Gesamtheit, daß sie keine akademischen Atelierstudien sind, sondern Erzeugnisse einer originellen Persönlichkeit.

Ein Ähnliches gilt von der Sammlung **Durch Kraft und Glut**, Gedichte von Heinrich Vult Haupt. Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage. (Oldenburg, Schulze'sche Buchh.) Das norddeutsche Wesen macht sich auch hier bemerkbar, man wünscht hin und wieder mehr Glanz und stimmungsvolle Zartheit. Das Herb-Männliche überwiegt zu sehr. Einzelnes sehr schön Gelingen enthalten die Abschnitte Aus Italien, Aus Griechenland. Den Abschluß bildet eine kleine epische Erzählung „Der junge Mönch“. Im allgemeinen macht die Sammlung den Eindruck, daß die eigentliche Lyrik nicht zur Hauptdomäne der Vult Haupt'schen Kunstbethätigung gehört. Man liest sie, um den Dramatiker Vult Haupt auch als Lyriker kennen zu lernen, der zwar mit einer gefesteten, ganz bestimmten Weltanschauung vor uns tritt, dem aber das eigentümliche zündende Etwas fehlt, um unser Gemüt völlig zu bannen.

Diesen undefinierbaren Hauch des Hinreichenden atmen die Gedichte von M. E. delle Grazie: Italienische Bignellen. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) M. E. delle Grazie ist eine Dichterin aus Österrreich und noch jung an Jahren; aber das muß ihr der Reiz lassen, echtes Leben voll Leidenschaft pulsiert in diesen Gedichten, zugleich eine Kraft gehaltender Phantasie, eine Größe geschichtlicher Auffassung, wie sie bei wenigen modernen Lyrikern gefunden wird. Einzelne geschichtsphilosophische Fresken, historische Stimmungsbilder sind in der That vorzüglich, wenn auch Erinnerungen an leuchtende Vorbilder wie Homer und Marat nicht ausbleiben. Jedenfalls sind die Reize Italiens mit seinen unvergänglichen Erinnerungen, mit seiner ewig lodenden Sirenenfönheit seit Jahren nicht so herrlich besungen worden. Und dabei bewahrt sich die Dichterin ihre machtvolle Subjektivität und zeigt sich als Herrscherin der Form, was sonst nicht immer Sache dichterischer Frauen ist. Sogar in den zahlreichen freien Rhythmen stören nur höchst selten profaisch hölzerne Wendungen, wie wir sie gerade hier sonst bei unseren Jüngstdeutschen leider gewohnt sind.

Der Verherrlichung italienischen Lebens sind ihrem Hauptinhalte nach auch gewidmet: Letzte Gedichte, nebst Anhang: Moderne Verehrer, Satire, von Adolf Schafheitlin (Berlin, Rosenbaum u. Hart). Der Verfasser ist noch kein Greis, und so wirkt der Titel Letzte Gedichte beinahe erheiternd. Trotzdem spricht sich in seinen Versen mehr als der übliche Reimdiletantismus aus. Sehr viele Bilder aus dem modernen italienischen Volksleben sind schön gelungen; auch unter den Liedern findet sich viel Stimmungsvolles. Daß der Verfasser von seinem Verufe so hoch denkt, soll ihm nicht verärbelt werden; aber über die Kritik, welche die paar Weizenkörner aus den Doppelcentnern von malaturreifer Spreu sondert, sollte er auch billiger und geistreicher denken. Schaffenslust ist eine schöne Sache, doch oft nur für den Hausgebrauch nicht störend. Die aristophanische Posse „Moderne Verehrer“ hätte in dem Gedichtbände fehlen können: die Idee, Philisterleute durchzuwechseln, die für Schopenhauer und Wagner in ziemlich verräthter Weise schwärmen, ist ja eine gute; aber die Ausführung, ganz abgesehen von der Bühnenummöglichkeit, erinnert zu sehr an den Inhalt mancher studentischer Vorträge.

Auf Grund zahlreich vorhandener wissenschaftlicher Specialwerke hat der bekannte Kulturhistoriker hier ein vollständig gehaltenes Buch zusammengestellt, das namentlich unseren Frauen besonders empfohlen werden kann. Im Einzelnen könnte freilich vielfach eine farbenreichere Darstellung gewünscht werden, größere Berücksichtigung der jeweiligen allgemeinen Sittenzustände; vielfach ermüden die eintönigen Namensnennungen; indessen, wie wohl eingeräumt werden muß, hätte dann auch das Buch mindestens fünfmal so stark werden müssen. Am fesselndsten ist die Darstellung der Frauen bei den Naturvölkern und nicht arischen Kulturvölkern; gewisse Gebräuche und Mißbräuche werden hier zwar durchaus nicht verschwiegen, aber doch in decenter Weise zur Sprache gebracht. Auch in den Kapiteln „Frauen des Mittelalters“ und „Frauen der neuen Zeit“ ist das einschlägige Material mit großer Geschicklichkeit zu einem übersichtlichen Ganzen angeordnet. Der Standpunkt, welchen der Verfasser gegenüber allen modernen Frauenbewegungen und -strebungen einnimmt, dürfte bei einseitigen Leserinnen auf allgemeine Billigung zu rechnen haben.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. (Leipzig, F. A. Brochhaus.) — Die in dem Nachlaßbände vereinigten Abhandlungen des berühmten Verfassers der „Geschichte Roms“ und auch feinsinnigen Lyrikers sind zwar ihrer Zeit schon in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden; indessen ihr innerer Wert berechtigte wohl zu einer Zusammenstellung in dem vorliegenden Bändchen. Als besonders lesenswert seien genannt „Der Hegelianer Augusto Vero“, „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte“, dessen Inhalt eine wahrhaft großartige Auffassung von Geschichtsphilosophie bekundet, sowie „Das Bourbonenschloß Caserta“ und die „Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen“; hier wird des Königs Ludwig I. von Bayern mit besonderer Wärme gedacht; und dessen Verdienste um deutsches Wesen, deutsche Kunst und Litteratur verdienen um so mehr der Vergessenheit entziffen zu werden, als das Bild dieses trotz kleiner Schwächen großen Wittelsbachers durch gewisse politische Karikaturgedichte seines in eine durchaus falsche Beleuchtung gerückt worden ist.

Emil Fohl: Vasantafena. Ein indisches Drama des Königs Sudrata in fünf Akten. (Berlin, J. S. Brenß.) — Der bekannte Lustspiel- und Possendichter hat es unternommen,

Die Frau in der Kulturgeschichte. Von Otto Henne am Rhyn. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) —

eines der größten und anerkannten Meisterwerke der Weltliteratur für die moderne Bühne mundgerecht zu machen. Das altindische Drama, angeblich von einem König Sudraka, das älteste Bühnenwerk, im Original den Titel „Das Thonwägelchen“ führend, behandelt die Liebe einer schönen indischen Rajadere, von Bildung und Stellung einer hellenischen Aspasia oder französischen Ninon vergleichbar, zu einem in Ungnade gefallenen Minister Karudatta, der in seinem Wesen lebhaft an Lessings „Nathan“ erinnert. Das Original atmet wahrhaft Shakespeareschen Geist und die dramatische Technik ist bewundernswert. Schon Klein in seinem Riesenroman der Geschichte des Dramas hat das geniale Werk, bisher nur den Sanskritforschern bekannt und in einer mittelmäßigen Übersetzung wenig beachtet, gebührend gekennzeichnet. Pohls Neubearbeitung und Modernisierung in säufstüßigen Jamben wischt zwar hier und da etwas glänzenden Hauch hinweg; aber er hat damit ein Stück der modernen Bühne zurückerobert, das, bei richtiger Besetzung, auch in der Gegenwart noch von stärkster dramatischer Wirkung sein muß, ungleich mehr als Kalidassas „Sakuntala“ oder sein lyrisch-verschwommenes Drama „Urvasi“.

Den Versuch, eine Posse im aristophanischen Sinne zu schreiben, hat Gottfried Döhler unternommen in seinem vieraktigen Lustspiel Im Zukunftsstaat. (Blauen i. V., F. E. Neupert.) Das Stück spielt im nächsten Jahrhundert in einem mitteldeutschen Städtchen. Der Verfasser zeigt uns den Sieg der Socialdemokraten, der ihnen bei der Schlafmüdigkeit der Gegner ziemlich leicht in den Schoß fällt. Aber nun zeigt sich die angeborene Erbärmlichkeit der Menschennatur: die Schlechten, die Faulenzer und Schwarzer kommen oben auf, statt eines absoluten Herrn haben wir tausend absolut freche Persönchen; die Minorität kommt zur Besinnung; ein wenig Getrahl, und die alte Regierung ist wieder da, um — vielleicht gemüßigt und klüger zu sein? So lustig und unterhaltend das Ganze in Einzelheiten ist, fehlt doch die eigentliche Kraft, den Zuschauer zu überzeugen; die paar hier vorgeführten Kerle und Lumpen repräsentieren doch nicht die eigentlichen Ideen des Socialismus. Was hätte z. B. schon ein patriotisch empfindender Mann der zwanziger Jahre, möchte er sichlich liberal, politisch zugleich konservativ sein, zu all den neuen Socialreformgesetzen gesagt? In solchen Dingen ist das Wahrsagen eine bedenkliche Sache. Und wenn man prophezeit, so soll man es so allgemein als möglich thun und keine bestimmte Zeit ins Auge fassen: dann bekommt man immer einmal recht! Im übrigen ist

die von warmer Vaterlandsliebe besetzte Gesinnung dieses etwas allzu zahmen neuen Aristophanes aller Achtung wert.

Aus den sibirischen Bleibergwerken. Uebrigste Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Professors Pawel Iljitsch Zaksjakov. Mit den Zeichnungen und dem Autogramm des Verurteilten. Aus dem Ungarischen übersezt. (Berlin, Siegfried Croubach.) — Wenn die Briefe wirklich echt sind — der Übersetzer hätte sich und seine Hintermänner in diesem Falle nennen sollen —, so dürften sie geeignet sein, wie seinerzeit George Kennans Reiseberichte über Sibirien, das allergrößte Aufsehen zu erregen. Der junge Moskauer Professor hat sich ein ähnliches Verbrechen zu schulden kommen lassen wie einst Fritz Reuter: man findet in einem von ihm weggegebenen Kofe einen Brief eines am Kaiserthron beteiligten Nihilisten, der ihn nur um Überlassung dieses Kleidungsstücks anbetteln wollte. Mitten von der Hochzeitsfeier wird er hinweggerissen und erlebt nun unsagbare Leiden, deren geringstes das Prügeln ist. Man glaubt, nicht Beate, sondern Scheusale aus der Zeit Timurs vor sich zu sehen; einen Trost findet der Unglückliche darin, daß er heimlich sein Leid niederzuschreiben kann. In den Bleibergwerken hält er es nicht lange aus. Einst sieht ihn ein Fremder auf Besuch. Statt des kettenschweren Professors antwortet der Patrouillenführer über den angeblichen Kaiserthronmörder: der Stumpfsinnige erwacht und läßt seine Ketten auf der Erzähler niedertragen ... und das Ende? Ein später entflohener Mitgefangener Baikiev erzählt: „An einer der Höhlen sind in der Mauer einige eiserne Ringe befestigt. An diese wurde Zaksjakov angeketet, und dann kammerte sich niemand mehr um ihn. Wohl brachte man ihm Speise und Trank, aber außer dem Speiseträger wurde kein menschliches Wesen zu ihm eingelassen. So verblümmerte er dort wochenlang allein. Allmählich brach der Arme in ein fürchterliches Geheul aus, welches man unmöglich ohne Entsetzen hören konnte. Eines Nachts hörte er endlich zu schreien auf ... er starb.“ Unter den mit beigegebenen dilettantischen Zeichnungen steht Grauen ein die naturalistische Darstellung einer Prügelszene: ein unverwundtes Weib, an ein Brett gebunden, von zwei Bestien in Menschengestalt geknaut. Wie gesagt, wenn das Ganze keine Nihilifikation ist — und es wäre bedauerlich und kaum annehmbar, daß sich ein hochachtbarer Verlag zu einer solchen politischen Anreizung hergeben sollte —, dann kann man nur wahr-

sehen, daß jeder dieses Buch in die Hand käme, daß es, auf Umwegen, auch in die Hände derer käme, die vor der Menschheit für solche Schändlichkeiten, für eine solche dshingishanhafte Rechtspflege verantwortlich sind!

Bernhard Stern: **Vom Kaukasus zum Hindukusch.** Reiseumomente. Mit zwölf Vollbildern und dreiunddreißig Textillustrationen nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Dieses Buch Bernhard Sterns, der durch seine Uebersetzung russischer Heldensagen eine vertraute Kenntnis mit russischem Geiste und halbasiatischen Zuständen bewiesen hat, bietet einen Einblick in die Städte von der Wolga bis zum Wunderlande Samarland, blendend durch Farbenpracht und eine Fülle historischer Notizen, wie sie in ähnlichen Werken nur selten zu finden sind. So soll der Reisende schildern wie Stern: man wandelt gleichsam an seiner Seite und sieht nicht blasse Schatten, hört keine leeren Namen, sondern gewahrt das farbenbunte Lebensspiel selber. Tiflis, Batum, Baku, Merw, Samarland: all diese und andere viel genannte Städte zaubert er in ihrer Wirklichkeit empor. Freilich, die paar angefügten Momentbilder, mehr Gedichte in Prosa voll großartigen Schwunges, beweisen, daß in dem Verfasser auch ein Stückchen eines deskriptiven Poeten steckt. Jedenfalls verdient dieses seinem Werte entsprechend würdig ausgestattete Reisebuch die Gunst vieler Leser; sind doch die behandelten Gegenstände ebenfalls neu und interessant genug, um einmal den slavischen Eroberer bei seiner Kulturarbeit in Centralasien, die fast unheimliche Fortschritte macht, beobachten zu können. Noch fünfzig Jahre weiter, und auch hier darf der Jar auf Tausende und Aber-tausende treuer, russisch empfindender Soldaten rechnen; Herr Stern zeigt uns, wie diese asiatische Kulturarbeit des Russentums eine ersprießliche ist.

Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte von Otto Neumann-Strela. Erster Band. Mit vielen Vollbildern und Text-Abbildungen. (Hannover, Carl Meyer.) — Die bekannten Worte zur Richtschnur nehmend: „Wir sollen nationale alte Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer“ — Worte, gegen die vom rein pädagogischen Standpunkte aus sich mancherlei einwenden läßt, giebt der Verfasser im vorliegenden Bande ein lebendiges Bild vom Leben unserer Vorfahren bis zur Zeit der Reformation. Neben den Kriegen und Schlachten und einzelnen Herrscherporträts wird auch dem sittengeschichtlichen Elemente ein breiter

Raum gewährt, natürlich nur insoweit, als seine Darstellung den Rahmen eines Volksbuches nicht überschreitet. Denn für das Volk, zumal für die heranwachsende Jugend, ist das Wert vor allem berechnet. Für diesen Zweck darf es als passendes Geschenkwerk ohne Rückhalt empfohlen sein. Auch der beigegebene Bilderdruck kann nur lobend hervorgehoben werden. Indessen von dem zu reichlichen Gebrauch von Citaten aus Iyrisch-epischen Sachen neuerer Dichter, meist poetisch recht unbedeutenden Leistungen, möge bei der Fortsetzung etwas abgesehen werden: durch solche Citate wird bei unserer Jugend der Sinn für echte Poesie kaum geweckt werden.

Bunte Blätter. Altes und Neues von Hermann Masius. (Galle a. S., Verlag der Buchhandlung des Basenhauses.) — Neben einer Reihe von Schulreden, in denen mehr die Kunst der Rede zu Worte kommt als ein neuer Inhalt, bringt der umfangreiche Band biographische Charakteristiken und Naturskizzen. Unter den ersteren seien hervorgehoben: „Erasmus als Sittenmaler“ und „Ulrich Zwingli, insbesondere als Humanist und Pädagog“. Weshalb „Germanicus, Bruchstück römischer Geschichten“ mitgeteilt ist, bleibt nicht recht erfindlich: konnte die Biographie nicht beendet werden? Auf eigenem Gebiete bewegt sich der Verfasser in den Naturskizzen, mag er nun über Fliege und Mücke, Warber und Sperling oder Rind, Haar und Kohle in seiner vollständig anheimelnden Weise plaudern. Diese letzteren, unter Wegfall der beiden ersten Abteilungen, sollten zu einem billigen Bändchen vereinigt werden. Dies dürfte sicherlich auf weite Verbreitung zu rechnen haben.

Vom Aral bis zum Ganga. Historisch-geographische und ethnologische Skizzen zur Geschichte der Menschheit von Dr. Hermann Brunnhofer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das gehaltreiche Werk wendet sich zwar an eine Minorität hochgebildeter Leser, die ihr Griechisch und Lateinisch noch nicht ganz vergessen haben, bietet aber für diese trotz seines gleichsam apyroritischen Charakters einen hohen Genuß. Man hört vieles Neue, Wissenswerte, und wenn man nur ein Zehntel des Vernommenen im Gedächtnis bewahrt, so ist man in seinem Wissensschatze bereichert. Mag der gelehrte Verfasser über indogermanische Wörter in Homer reden, oder über Weisheit und Aberglauben im alten Hindostan, oder Beiträge bringen zum Zusammenhange des Zoroastriismus mit dem Brahmanismus:

immer fñhlt sich der Leser unter sicherer, geist-anregender Leitung. Und die wenigen, wie gesagt, die sich den Genuß eines solchen Werkes leisten dürfen, sollten sich ihn nicht entgehen lassen.

Aus grünen Bergen. Skizzen aus dem Thüringer Walde von August Trinius. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Auch auf dem Gebiete der modernen Litteratur ist das Darwinsche Wort Differenzierung kein leerer Begriff mehr; auch hier ist alles Specialität geworden; jeder hat sein besonderes Fach, sein Feld, dessen Bearbeitung seinem Besitzer einen Namen verschafft. Eine solche Specialität auf dem Gebiete deutscher Landes- und Sittenschilderung ist August Trinius. In den vorliegenden Skizzen aus dem Thüringer Walde bewährt er seine Gabe anschaulicher Darstellung, verbunden mit einer echt volkstümlichen Hingabe für deutsches Wesen, ausß neue. Aber nicht bloß der Landschaftsmaler in Worten zeigt sich in dem Bändchen, auch das sittengeschichtliche Element verleiht diesen Skizzen einen größeren Wert, als er sonst wohl ähnlichen Erzeugnissen zukommt. Aufßße wie „Ein Kirchenkapitel“ und „Die Kunst im Thüringer Walde“ sind auch für denjenigen von Interesse, welcher an den rein landschaftlichen Schilderungen weniger Gefallen findet.

Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele? Von F. E. Gängel. (Leipzig, Max Spöhr.) — Gutgemeinte Betrachtungen, für deren Beurteilung der Verfasser selbst das allerdings falsch citierte Dichterwort heranzieht: „Was der Verstand des Verständigen nicht sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ In seinem Gedichte „Die Worte des Glaubens“ sagt Schiller: „das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Danach hätte sich der Verfasser richten können: zur Ausübung reicht das kindliche Gemüt aus, Darstellung und Belehrung setzen voraus, daß man vorher gesehen hat.

Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Von Karl Eugen Neumann. (Leipzig, Max Spöhr.) — Das kleine Schriftchen verdient weitgreifende Beachtung. Nach einer Einleitung, in welcher mit Recht das Erlösungsbedürfnis als die gemeinsame Grundstimmung echten Christentums und echten Buddhismus gekennzeichnet wird, folgt der Abdruck zweier gut erläuterten Suttas und

eines Traktates vom Meister Eckhart, aus denen der oben angegebene gemeinßame Charakter der beiden Religionen deutlich hervortritt.

Das vierte Evangelium. Von Hugo Delfi. (Husum, C. F. Delfi.) — Der Verfasser hat in seiner „Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth“ den Versuch gemacht, das vierte Evangelium, nach Ausscheidung mehrerer Stücke, als die eigentliche historische Urkunde des Christentums hinzustellen. Nach einer, demselben Versuche gewidmeten Einleitung folgt nun hier „die Evangelienchrift des Hohenpriesters Johannes“ als historische Rekonstruktion.

Psychologie der modernen Liebe. Von Claude Larcher. (Budapest, Gustav Grimm.) — Dieses nach einem hinterlassenen Manuskript durch Paul Bourget herausgegebene und von Othmar Dietrich übersehte Werk dürfte dem deutschen Leser wenig Anregung bieten. Der Titel hieße besser: „Psychologische Betrachtungen über die sinnliche Liebe, wie sie in Paris gepflegt wird“ oder ähnlich. Eine, wenn auch durch einzelne geistreiche Bemerkungen ausgezeichnete, Analyse der hier geschilderten Verhältnisse kann uns nicht paden, weil uns die Verhältnisse selbst zu fern liegen. Als kulturhistorische Skizze hat das Werk trotzdem auch für uns einen gewissen Wert.

Die Diätetik des Geistes. Von F. Scholz. (Leipzig, Eward Heinrich Mayer.) — Der als Schriftsteller bereits hintänglich bekannte Direktor der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen will in diesem Buche, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, unter eingehender Berücksichtigung der Lehre von der Vererbung, zugleich eine Warnungstafel aufrichten und einen Wegweiser für unser nervöses Zeitalter. Die einzelnen Kapitel sind sachgemäß zu einem Ganzen gestaltet, welches reiche Belehrung giebt.

Die Kant-Herbartsche Ethik. Von F. W. D. Krause. (Gotha, C. F. Thieme.) — Nach einem Blicke auf die Ethik der vorantischen Zeit wird die Ethik Kants sachgemäß dargestellt und im Anschluß daran deren Beurteilung durch Herbart. Darauf folgt eine gute Darstellung der Ethik Herbarts und eine eingehende Kritik derselben. In Anlehnung an die Grundzüge der ethischen Bestimmungen von Kant und Herbart tritt der Verfasser

schließlich für eine eigene Position ein, deren Ziel es ist, „die allgemeine Ethik der christlichen Ethik in denkbar möglichster Weise zu nähern“.

Die Plankton-Expedition und Håkels Darwinismus. Von B. Jensen. (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.) — Wegen die unzeitigen Angriffe von Seiten Håkels, welche sowohl gegen den Sekretär der Berliner Akademie als auch gegen den Leiter der Expedition gerichtet waren, erfolgt hier die Verteidigung und zwar durch sachgemäße und ruhige Darlegung der Ziele, welche der Expedition vorgeschwebt haben, und durch einen vorläufigen Bericht über das reiche, langsam zu verarbeitende Material, welches thatsächlich gewonnen wurde.

Das Universitätsstudium der Frauen. Von E. Gnauck-Kühne. (Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.) — Der vorliegende Beitrag zur Frauenfrage zeichnet sich durch eine umsichtige und sachgemäß durchgeführte Erwägung der einschlägigen Verhältnisse aus und kommt, was nicht genug zu schätzen ist, zu verständigen Vorschlägen einer Reform.

Die Besserung des Verbrechens und die Bekämpfung des Verbrechens in und außer dem Gefängnisse. Von Pastor Jacobs. (Düsseldorf, L. Schwann.) — Diese Erfahrungen und Einsichten eines Strafanstaltsgeistlichen zeichnen sich durch ihre verständige und vorurteilslose Art vorteilhaft vor Arbeiten ähnlichen Zieles aus. Statt grauer Theorie eine von warmer Menschenliebe getragene Beurteilung der thatsächlichen Verhältnisse.

Die Grundzüge der Naturwissenschaften. Von E. Jacob. (Günzburg, J. Schäffer.) — Der Verfasser bietet uns in dieser Schrift, welche er seinem größeren Werke „Die Welt“ folgen läßt, eine Art Naturphilosophie von versöhnlicher Tendenz.

Optische Häreßen. Von Robert Schellwien. (Galle a. S., C. E. W. Pfeffer.) — Der Verfasser fährt uns hier Anfänge einer Erkenntnistheorie vor, die in ihrer Ausgestaltung von großer Wichtigkeit werden kann. Jedenfalls ist die Fragestellung der Arbeit

eine durchaus gesunde, ebenso ist der Hintergrund des Ganzen, in welchem die Antworten gewissermaßen verankert sind, kein metaphysischer Schein, sondern ein Spiegel des psychisch-physiischen Lebens im Kosmos.

Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Von H. Schliemann, mit einem Vorwort von Sophie Schliemann und Beiträgen von Wilhelm Dörpfeld. (Leipzig, F. A. Brodhaus.) — Die verständnisvolle Gattin des verstorbenen unermüdetlichen und umsichtigen Troja-Forschers reicht uns hiermit den Bericht über die letzten Ausgrabungen, welche ihr vereinigter Gemahl noch selbst geleitet hat, zugleich mit dem Vorgesprochenen, als Erbin seiner Pläne die Ausgrabungen auf Hisarlik zum Abschluß bringen zu wollen. Es bedarf wohl nur dieses Hinweises mit dem Zusätze, daß der in Rede stehende Bericht wiederum äußerst wertvolle Aufschlüsse enthält, um die Aufmerksamkeit auf diese Publikation zu lenken.

Über Volkswohlfahrts-Einrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Von R. Petony. (Berlin, Bibliographisches Bureau.) — Die kleine Schrift gehört zu dem Lesenswertheften, was in knapper Form über den Gegenstand geboten worden ist.

Begriff, Form und Grundlegung der Rechtsphilosophie. Von F. Harms. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Es ist eine dankenswerte That von H. Wiese, der im Jahre 1884 herausgegebenen Metaphysik des verewigten Denkers nun auch die Rechtsphilosophie desselben folgen zu lassen. Leider hat eine Durchsicht des handschriftlichen Nachlasses ergeben, daß die vorhandenen Abhandlungen nicht ausreichen, um die Herausgabe eines vollständigen „Systems der Rechtsphilosophie“ zu ermöglichen.

Das wirtschaftliche Leben für Schule und Haus. Von E. Noormeister. (Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbldg.) — Das unparteiisch und anregend geschriebene Werkchen charakterisiert sich am besten durch folgende Worte des Verfassers: „Die Wirtschaftswissenschaft gehört nicht in Schulen, welche eine allgemeine Geistesbildung vermitteln sollen ... aber an den wirtschaftlichen Erscheinungen, wie sich solche in dem geschichtlichen und geographischen

Unterrichte oder bei der allgemeinen Betrachtung menschlicher Verhältnisse gerabezu aufdrängen, vornehm und kalt vorübergehen, wäre eine schwere Verübung an der Jugend.“

Der Nuzus nach seiner sittlichen und socialen Bedeutung. Von C. W. Kambli. (Frauenfeld, J. Huber.) — Drei treffliche Vorträge, welche der Verfasser in St. Gallen gehalten, liegen hier in erweiterter Form vor uns. Die milde und doch bestimmte, echt christliche Beurteilung der einschlägigen Fragen sucht uns den Weg zu zeigen, der zwischen der Scylla der Bedürfnislosigkeit und der Charybdis der Genußsucht hindurchführt.

Methodik der gesamten Naturwissenschaft für höhere Lehranstalten und Volksschulen mit Grundzügen zur Reform dieses Unterrichts. Von Karl Kollbach. (Leipzig, D. R. Weisland.) — Der Verfasser will die Naturwissenschaft in den Mittelpunkt der Zukunftsschule gerückt wissen und sucht für dieses Ziel, mit dem Anschauungsunterricht beginnend, die Methodik allseitig zu entwickeln. Der Reihe nach werden Botanik, Zoologie, die Lehre vom menschlichen Körper, die Naturlehre im allgemeinen, Geologie und Mineralogie, Astronomie, Physik, Chemie, geographische Naturkunde und Geographie behandelt. Wenn wir uns auch für das Ziel, welches dem Verfasser vor-schwebt, nicht erwärmen können, so dürfen wir doch den einzelnen Abschnitten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Niemand wird

das Buch aus der Hand legen, ohne darauf reiche Anregung und Belehrung geschöpft zu haben.

Versuch einer Schillerschen Ästhetik. Von G. Zimmermann. (Leipzig, B. G. Teubner.) — Ein kleines, aber gehaltvolles Werk, welches sicher zu dem in unserer Zeit so mehr und mehr vorbereitenden Rückgange zu Schiller eine leuchtende Fadel sein kann. Es zeigt uns den Dichter, der den Druck seiner Zeit gerade so empfunden, wie die feinsühlenden Charaktere in unserer Zeit den Druck der Gegenwart empfinden, es zeigt uns aber auch den Dichter, der diesen Druck überwunden hat und sich und andere aufwärts leitete zum Reiche des Ideales. Sollte nicht auch unsere Zeit an Kant-Schiller gesunden können?

August Comte, der Begründer des Positivismus. Von H. Gruber, S. J. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshdlg.) — Die Ergänzungshäfte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ zeichnen sich, soweit uns dieselben bekannt geworden, ohne Ausnahme durch eine umfassende Stoffbeherrschung und durch eine gute Verteilung des Wichtigen und des Nebenwichtigen, vor allem aber durch eine klare und doch knappe Behandlung ihrer Themata aus. Dies alles gilt in hervorragendem Maße von der vorliegenden Arbeit über Comte: die Kritik, welche erst der vollen Darlegung des Inhaltsbestandes folgt, ist so gehalten, daß sie jedem die freie Zustimmung oder die freie Ablehnung ermöglicht.





Skaldengesänge.

Dichtungen

von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

Prof. Otto Seih.

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge“ sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemühtiefe, der Jungheit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seih in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallene Waaren werden bereitwillig zurückgenommen oder umgetauscht.

Abtheilung: Cigarren.

Wir empfehlen ganz besonders die nachstehenden Marken:

Punch.

Mittelkräftig. Grosse Form.
Carmen-Decke mit Java-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.—
" " 100 3.75.
Das Milie 86.50.

El Floron.

Mittelkräftig. Mitteltgrosse Form.
Java-Decke mit Java- und Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.15.
" " 100 4.—
Das Milie 39.—

Loreley.

Mittelkräftig. Grosse Form.
Java-Decke mit Seedleaf- und Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.25.
" " 100 4.50.
Das Milie 44.—

Mi Pasion.

Fest mittelkräftig. Volle Form.
Sumatra-Decke mit Seedleaf- und Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.40.
" " 100 5.—
Das Milie 49.—

La Partura.

Mittelkräftig. Volle Form.
Java-Decke mit Domingo- und Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.50.
" " 100 6.25.
Das Milie 51.50.

La Corona.

Leicht. Lange Form.
Sumatra-Decke mit Felix- und Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.60.
" " 100 6.—
Das Milie 54.—

Regatta.

Pikant und leicht. Dünne, schlanke Form.
Sumatra-Decke mit Felix-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.75.
" " 100 6.—
Das Milie 59.—

Las Elfes.

Leicht und fein. Mittelform.
Sumatra-Decke mit rein Felix-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.80.
" " 100 6.—
Das Milie 59.—

Graciosidad.

Fein und mild. Mittelform.
Sumatra-Decke mit Java- u. Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.—
" " 100 3.—
Das Milie 68.—

Casa de Campo.

Kräftig. Grosse, volle Form.
Brasil-Decke mit Felix- und Havanna-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.25.
" " 100 4.—
Das Milie 78.—

Irma.

Kräftig. Kleine Mittelform.
Havanna-Decke, Felix-Umbblatt, Brasil-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.25.
" " 100 3.50.
Das Milie 72.—

Historia.

Mittelkräftig. Grosse Form.
Java-Decke, Felix- und Havanna-Einlage.
Kiste von 25 Stück M. 1.25.
" " 50 3.—
Das Milie 72.—

Industria Bremensis.

Aus feinsten, reifen, importirten Tabaken hergestellt. Die nachstehenden Marken verbinden mit vollendet schönem und pikanten Qualitäten tadellosem Brand und höchste Einlage, so dass ein Versuch sicher befriedigen wird.

Nr. 4. Kleine Form, 100 St. 1000 St. fein M. 5.50 M. 54.—
Nr. 3. Mittelform, leicht u. fein 6.— 59.—
Nr. 2. Mittelform, fein, pikant 7.— 69.—
Nr. 1. Moderne Kegelform, hochfein 8.— 78.—

Kleine Cigarren

in Cigarretten-Form
aus importirten Tabaken gefertigt.
50 St. 100 St.

Nr. 1. Havanna M. 2.25 M. 4.—
Nr. 2. Brasil 2.— 3.50.
Nr. 3. (Sumatra) 1.75 3.—
" (m. Felix) 8.—
Hierzu passende

Weichselholz-Spitzen,

3 Stück 20 Pf.

La Lozania.

Sehr leichte Qualität. Kleine Form.
Deli mit Cuba-Felix.
Die Kiste von 100 Stück M. 4.50.
Das Milie 44.—

Egyptische und türkische Cigarretten.

Türkische Tabake.
Rauchtabake.
Tabaks-Pfeifen.

Für Liebhaber leichter und feiner Marken empfehlen wir folgende 6 Sorten:

El Orbe.

Sumatra-Decker, Seedleaf- und Brasil-Einlage.
Mittelform. Leicht mittelkräftig.
Die Kiste von 100 Stück M. 4.80.
Das Milie 47.—

Conchas.

Sumatra-Decker, Domingo-Umblett, Felix-Brasil-Einlage.
Mitteltgrosse. Leichte Mittel-Qualität.
Die Kiste von 100 Stück M. 6.—
Das Milie 59.—

Reinas.

Sumatra-Decker, rein Felix-Einlage.
Reinas-Form. Mittelform.
Die Kiste von 100 Stück M. 6.30.
Das Milie 62.—

Princesas.

Sumatra-Decker, Felix- und Havanna-Einlage.
Kleine, elegante Form. Leichte, pikante Qualität.
Die Kiste von 100 Stück M. 7.—
Das Milie 68.—

Esquisitos.

Sumatra-Decker, Felix-Umblett, rein Havanna-Einlage.
Elegante Mittelform. Leicht, aber fein.
Die Kiste von 100 Stück M. 9.—
Das Milie 88.—

Flor de Lucia.

f. Sumatra-Decker m. Havanna-Einlage. Handarbeit.
Kleinere Form. Hochfein, leicht.
Die Kiste von 100 Stück M. 9.—
Das Milie 88.—

Der Miliepreis tritt ein, wenn 1000 Stück Cigarren auf einmal, sei es auch in verschiedenen Marken, entnommen werden.

Um einen Versuch in Cigarren zu erleichtern, haben wir folgende Kisten zusammengestellt:

Musterkiste Nr. 11 besteht von 10 Sorten je 10 Stück, also 100 St. in d. Preisliste u. 100 St. d. Milie. Preis der Kiste M. 1.25.

Musterkiste Nr. 12 besteht von 4 Sorten je 10 Stück, also 40 St. in d. Preisliste u. 40 St. d. Milie. Preis der Kiste M. 1.25.

Musterkiste Nr. 13 besteht von 4 Sorten je 15 Stück, also 60 St. in d. Preisliste u. 60 St. d. Milie. Preis der Kiste M. 1.25.

Musterkiste Nr. 14 besteht von 10 Sorten je 10 Stück, also 100 St. in d. Preisliste u. 100 St. d. Milie. Preis der Kiste M. 1.25.

Musterkiste Nr. 17 besteht von 5 Sorten je 10 Stück, also 50 St. in d. Preisliste u. 50 St. d. Milie. Preis der Kiste M. 1.25.

Concurrenz

Feiner Sumatra-Decker mit Havanna- und Brasil-Einlage.
Mitteltgrosse Form. Leicht und fein.
Kiste von 100 Stück M. 1.—
Das Milie 72.—

Wichtige Anweisung:
Cigarren-Spitzen, Esqui Wiener Meerschaum-Spitzen mit und ohne Figures.

Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Heft
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Inhalt.

	Seite
Hermann Heiberg: Einmal im Himmel. Novelle. I.	433
Ludwig Pietzsch: Gustav Spangenberg.	454
Mit einem Porträt und fünfzehn Abbildungen: Gustav Spangenberg. — Luther im Kreise seiner Familie. — Luther als Knabe im Hause der Frau Cotta. — Luthers Einzug in Worms. — Der Zug des Todes. — Am Scheidewege. — Das Irrthüm. — Die drei Frauen am Grabe des Herrn. — Justitia. — Studentstüpe in schwarzer Kreide. (Fünf Abbild.) — Handstudien in schwarzer Kreide. (Zwei Abbild.)	
Hugo Heinemann: Dichtkunst und Strafrecht.	475
Georg Steindorff: Wanderungen durch den alten Orient. III.	492
Mit acht Abbildungen: Relief am Felsen von Bogastli in Kappadocien. — Löwe mit hebräischer Inschrift aus Marash. — Relief einer Löwenjagd aus Satschegbü. — Der Hügel von Sendirsirtli (mit dem Burgthor) vor der Ausgrabung. — Reliefs von Burgthor in Sendirsirtli. — Siegesdenkmal des Ayyuberkönigs Karbaddon, in Sendirsirtli gefunden. — Relief vom Grabmal des Antiochus auf dem Nemrudbagh. — Sarkophag des Königs Sidmunazar von Eidon.	
Ferdinand Sonnenburg: Madonna zürnt. Novelle.	511
Friedrich Dahl: Das Plankton und die Plankton-Expedition.	534
Mit einer Karte und sechzehn Figuren: Hochseepflanzen. — Densjensches Planktonnetz — Hochseepflanze (<i>Ornithocerus splendidus</i>), nach Schütt. — Eine Radiolarie (<i>Arachnocorys circumtexta</i>), nach R. Hertwig. — Eine Radiolarie (<i>Plagiacantha abietina</i>), nach R. Hertwig. — Eine Radiolarie (<i>Cannosphaera geometrica</i>), nach Borgert. — Eine Qualle (<i>Periphylla hyacinthina</i>), nach Vanhöffen. — Scolopendernurwurm (<i>Tomopteris scolopendra</i>), nach Apstein. — Pfeilwurm (<i>Sagitta enflata</i>), nach Stroblmann. — Kielschnecke (<i>Pterotrachea coronata</i>), nach Merculiano. — Eine Salpe (<i>Salpa pinnata</i>), nach Transtedi. — Ruberttreß (<i>Augaptilus filigerus</i>), nach Giesbrecht. — Pflauntreß (<i>Calocalanus pavo</i>), nach Giesbrecht. — Das Schlieknep. (Drei Figuren.)	
W. Verdrow: Der Drehstrom als Kraftvermittler.	548
Georg Horn: Die Marquise von Crequy. II. (Schluß).	554
Litterarische Mittheilungen:	
Das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon	570
Litterarische Notizen	571
Eifernde Liebe. Von Ernst von Wildenbruch. — Frau Jenny Treibel. Von Theodor Fontane. — Aurländische Geschichten. Von Th. v. Panthenus. — Junge Leiden. Von G. Mengs. — Frau Gräfin. Von Victor Blüthgen. — Aus der Tiefe. Von Irma von Troll-Borosthåni. — Im Kampfe des Lebens. Von Anna Freilin von Lilien. — Zu meiner Zeit. Von Adolf Pichler. — Knecht Hagebuchen. Von Carlot Gottfried Neuling. — Landsturm. Von Hans Hoffmann. — Geschichten aus Tyrol. Von Karl Wolf. — Ja, was wir nicht alles. möchten. Von Paul Scheerbart. — Innocens. Von Ferd. von Saar. — In schwerer Wd. Von Hans Nagel von Brawe. — Liebeswirren. Von Hanna Schomader. — Staatsromane aller Zeiten und Litteraturen. Von Friedr. Kleinmüller. — Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielle. — Walter von der Vogelweide. Von Anton G. Schönboch. — Ludwig Angengraber. Von Anton Bettelheim. — Gustav Kühne. Von Edgar Pierson. — Essays von Herman Grimm. — Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie. Von F. A. Louvier. — G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne. Von G. Bonet Maury. — Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Ruther.	
Litterarische Neuigkeiten	I
Anzeigen	III

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



Einmal im Himmel.

Novelle
von

Bermann Heiberg.

I.

Mitten in der Hauptstraße lag das Wohnhaus des Justizrats, Barons von Bardenfleth, willkürlich zusammengebaut auf einer von Steinen eingefriedigten leichten Anhöhe, umgeben von sorgfältig gehaltenem Gartenland mit schönen, alten Bäumen. Ein idyllischer Besitz, auf den jeder Vorüberschreitende das Auge warf, und bei dem die Frage sich auf die Lippen drängte, wer der glückliche Eigentümer sei.

Eine steinerne Treppe führte von der Straße hinauf zu der mit zwei Laternen flankierten Hausthür, aus deren geschweiften Füllungen sich altfränkische Vasen abhoben, und deren obere Fenster mit anmutig-barocken, weißen Verschönerungen verziert waren.

Der zweistöckige, in einen spitzen Giebel auslaufende Hauptbau lag zur Linken, und zur Rechten erhob sich ein hoher, mehrstöckiger Flügel, der durch eine zurückliegende Mittelwand so mit dem ersten

Gebäude verbunden war, daß sich zwischen beiden ein offener, zur Hausthür führender Gang bildete.

Und wohin das Auge schaute, große und kleine, in malerischer Ungleichheit verteilte Fenster mit zartgemusterten oder ganz hellen Gardinen, und in jedem Blumen, und manche umrankt von Ephen oder Wein, die entweder von unten emporstrebten, oder sich aus kleinen zierlichen, vor den Fenstern angebrachten Töpfen hervorstahlen.

Die Bewohner des Hauses bestanden aus vier Personen: dem Justizrat, seiner Gattin, einer geborenen Gräfin von Hostrup aus dänischem Adel, und zwei sehr schönen Töchtern, Lizzie und Arve, von denen die jüngste gegenwärtig das zwanzigste Jahr überschritten hatte.

Ein junger, witziger und gescheiter Arzt in der Provinzial-Hauptstadt Wisborg hatte einmal von der Familie gesagt: der Justizrat und seine Frau seien nicht auf gewöhnliche Weise auf die Welt ge-

kommen, sondern gleich fertig aus einem alten Familiengemälde früherer Jahrhunderte hervorspaziert und bei dieser Geburt mit dem steifen Leben bedacht worden, das ihnen auch jetzt noch innewohne. Und daß neben diesen vornehm sich abschließenden Personen zwei so vorurteilsfreie und liebenswürdige Mädchen emporgewachsen wären, sei als eins der bisher unbekanntesten Weltwunder anzusehen.

Bardenfleth's verkehrten nur mit dem Adel, den hochgestellten Beamten und einigen anderen distinguirten, gleich ihnen sich steif absondernden Familien. Der junge Doktor Pfeil hatte lediglich Zutritt in dem Hause erhalten, weil Bardenfleth und dessen verstorbener Vater, der frühere Syndikus des adeligen Klosters in Wisborg, alte Universitätsfreunde gewesen waren.

Als Doktor Pfeil sich nach recht spät vollendetem Examen nach einem Niederlassungsorte umgesehen hatte, war Bardenfleth seinen Bedenken, in Wisborg die Praxis aufzunehmen, dadurch entgegengetreten, daß er dem fast unbemittelt dastehenden und mit erheblichen Passionen ausgestatteten, im übrigen talentvollen und geschickten Doktor für den Fall einer langjamen Entwicklung seines Fortkommens Unterstützung für ein bis zwei Jahre in Aussicht gestellt hatte.

Au dem heutigen Tage wanderten Pfeil und Arve in dem schattenreichen, an die schöne Stadiallee grenzenden Hintergarten kurz vor dem Abendessen plaudernd auf und ab.

Pfeil kam häufig abends zum Thee, schwatzte, spielte mit dem Justizrat Schach oder setzte sich ans Klavier, um selbst etwas vorzutragen oder Arve und Lizzie zu begleiten.

„Fräulein Lizzie? Wo ist sie? Wird sie heute nicht erscheinen?“ fragte Pfeil im Laufe des Gesprächs.

„Doch, aber erst später; sie ist in der französischen Konversationsstunde.“

„Sie finden daran keinen Geschmack?“

„Gewiß, aber meine Zunge ist für die französische Sprache nicht gewachsen. Rebe

ich, wie es sich mir natürlich aufdrängt, klingt's ungenau. Nehme ich den Kasenton zu Hilfe, habe ich das Gefühl, ich spräche affektiert. Und da Affektation mir von allen Lasten eines der schrecklichsten ist, so halte ich lieber meinen Mund.“

„Ja, so geht's vielen! Im übrigen haben Sie sich, wie immer, vortrefflich ausgedrückt.“

„Ich bedanke mich, hochverehrter Herr Magister!“

„Ja, wieso? Klängen meine Worte so lehrhaft? Es ist in der That meine Meinung!“

Arve erröthete leicht. Dann sagte sie abbrechend:

„Wie steht's mit der Praxis, Herr Doktor? Viele Kranke?“

„Ich wurde gestern zu einem Fassbinder gerufen. Als ich kam, war er tot. Das ist das Facit der Woche! Sie sehen, ich bin berechtigt, mir nächstens eine Villa zu bauen!“

„Sie sind zu sehr Gentleman! Man gerät gar nicht darauf, daß Sie ein halber Gebieter über Leben und Tod sind! Es wird deshalb für Sie schwer fallen! Und dann, der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!“

„Ja, das ist's! Was Sie sonst sagen, verstehe ich nicht ganz. Bitte, wie habe ich Ihre Worte zu deuten?“

„Nun, ich würde, wenn ich Ihnen begegnete, annehmen, Sie seien mit Ihrem glatten, scharfgeschnittenen Gesicht irgendwo einer Gesandtschaft attachiert, brauchten niemanden und hätten bei der Geburt einen Freibrief auf sorglosen Lebensgenuß empfangen. Wer von den Menschen abhängig ist, hat sonst andere Allüren. Sie machen den Eindruck, als ob Sie niemanden brauchten und, statt entgegenzukommen, erwarteten, daß man sich Ihnen allerdevotest nahe! Trotzdem verstehen Sie es, wie wenige, mit Menschen umzugehen, das heißt, wenn Sie aufgelegt und sie Ihnen bequem sind. Um mich ganz knapp zu fassen: ich habe gar nicht den Eindruck, als ob Ihnen um Praxis

zu thun wäre. Sie langweilt die Sache. Sie lesen lieber fünf Kapitel in Mommiens römischer Geschichte oder, die Nacht zu Hilfe nehmend, einen Band von Behjes europäischen Höfen."

"Wie geraten Sie gerade darauf?"

"Ich hörte, daß Sie mit Papa neulich darüber sprachen. Wohl eine Stunde beschäftigte Sie das beide."

"Also Sie meinen, an mir wäre der Arzt verdorben?"

"Jedenfalls würde ich nicht besonders gedrängt werden, mich Ihnen anzuvertrauen."

"Fräulein Arve! In welchen Abgrund der Hoffnungslosigkeit stoßen Sie mich. Denken Sie, daß ich von der Praxi leben und noch einige Spielschulden bezahlen soll."

"Ja, das sieht traurig aus. Sie müssen eine gute Partie machen."

"Gute Partien? Man spricht bisweilen von einsamen Inseln mit einem Diamantberg. So ist's auch mit den reichen Verbindungen! Was nützt Gut und Geld ohne Sympathie! Elfhundert gute Eigenschaften muß eine Frau haben; besitzt sie dann auch noch eine Truhe mit Gold und Papieren, so kann man rufen: Wohlan, in meinem Himmel sollst du mir willkommen sein! Diese guten Partien sind lange ein Märchen geworden. Nur was gegenseitig etwas besitzt, thut sich zusammen. Reiche Mädchen sind für arme Kavaliers nicht zu haben. Kommt's aber einmal vor, dann trifft zu, was einer bei der Erwähnung einer in solcher Weise verbundenen Millionärin ausrief: Herrgott, muß das Mädchen häßlich sein! Ja, wenn es eine Vardenfleth wäre, die ein Mann begehren dürfte! Eine Arve oder —"

"Ah — Sie — Spötter!"

Arve erröthete diesmal noch stärker und neigte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf ein Blumenbeet herab.

Pfeil umfaßte sie mit seinen Blicken, und in diesem Augenblick fand er sie begehrendwerter als irgend ein anderes Geschöpf auf der Welt.

Arve von Vardenfleth war schlant, biegsam und besaß jene reizvolle Körperfülle und neben schwarz beschatteten, dunklen Augen jenes wundervolle Blond der Farben, das empfänglichen Naturen so gefährlich ist. Und doch war sie dem Doktor nur eine sympathische Erscheinung.

Er schätzte ihre vortrefflichen Eigenschaften, aber er liebte sie nicht; vielleicht weil er fühlte, daß er ihr nicht gleichgültig sei, weil der fehlende Reiz der Unnahbarkeit ihn nicht anstachelte, sie zu gewinnen.

Als Pfeil eben den Mund öffnen wollte, um durch eine geschickte Redewendung dem Gespräch wieder einen unbesangenen Charakter zu verleihen, öffnete sich eines der Hinterfenster im Hause, und Bizzie streckte, die weißen Hände zum Schutz gegen die Abendluft auf das unbedeckte Haupt legend, den schlanken Oberkörper heraus.

"Bitte, zum Thee!" Und ohne Überraschung leicht betonend: „Guten Abend, Herr Doktor!"

Als Pfeil gegen elf Uhr langsam den Weg durch die stillen Straßen nahm und vor Eintritt in die Gesellschaft Museen, wohin er sich noch begeben wollte, dem ihm begegnenden, vor kurzem nach Wisborg übergesiedelten Rittmeister von Dahl über sein Woher, Wohin befragt, auch über die Familie Vardenfleth ausgefragt ward, sagte er:

"Das Haus kommt mir immer wie ein altes verzaubertes Waldschloß vor. Sie werden von der Familie niemals jemanden am Fenster sehen. Jeder lebt auch für sich, nur äußerlich besteht ein Zusammenhang. Der Justizrat läßt sich die Regierungsalten in die Wohnung kommen und arbeitet in seinem, unten zur Rechten belegenen großen Zimmer von früh bis spät. Auch die Frau ist in fortwährender stiller Thätigkeit, hält gleichfalls ihre Töchter dazu an und wehrt Abweichungen von allem auf das Würdige, Vernünftige und Strengsittliche Gerichtet ängstlich ab. Jegliches ist auf ein nie zu überschrei-

tendes Maß beschränkt, Speise, Trank, Schlaf, Toilette, Lektüre, Musik, Spaziergänge und Vergnügungen. Eigentlich haben sie von den letzteren so viel wie nichts. Gemessenheit, lautlose Stille und peinlichste Ordnung herrschen in den Räumen. Mann und Frau verkehren zusammen wie zwei, Anstand und Decorum über alles setzende und sie um des Beispiels willen nie verletzende fürstliche Personen, ohne Wärme, aber mit gegenseitigem Respekt. Die Kinder sind so erzogen, daß sie nicht einmal auf den Gedanken geraten würden, etwas zu thun, was ihre Eltern mißbilligen könnten, viel weniger dergleichen zu unternehmen. Obgleich sie sehr kluge Geschöpfe sind, schließt dergleichen ihre Erziehung aus. Sie beugen sich vor diesem kühlen, steter Pflicht und steif vornehmer Abgeschlossenheit zugewandten Wesen ihrer Eltern. Heute führte ich mit Fräulein Arve beim Spazierengehen im Garten ein Gespräch, wonach jeder, der ihm zugehört hätte, den Schluß gezogen haben würde, das Mädchen vermöge sich nur so und eben so, launig und voll warmer Empfindung zu geben. Wer sie und besonders ihre Schwester Lizzie aber den übrigen Abend im Theezimmer gesehen hätte, würde zu einem völlig anderen Schluß gelangt sein. Sie sitzen ernst und schweigsam da, richten kaum das Auge von der Arbeit empor, hordchen aber auf jeden etwaigen Wunsch und Wink ihrer Eltern, als seien sie Dieneude, legen eine Bescheidenheit an den Tag, die sie sogar bei Tisch fragen läßt, ob sie von einer der Schüsseln nehmen dürfen. Und immer sehen sie untadelhaft, wahrhaft blendend sauber aus. Die Kleider, die Wäsche erscheinen, als seien sie eben einem Magazin entnommen; denselben Eindruck glänzender Neuheit machen die Gemächer, es weht einem entgegen im Flur, in den Vorzimmern, in des Justizraths Arbeitsgemach, oben bei den jungen Mädchen, in Küche und Keller. Sie kennen doch auch den Herrn von Vardenfletch mit seinem glatt rasierten, kein Fleckchen und keine Unebenheit zeigen-

den, gesundgeröteten Antlitz, dem weißen Haar, in dem jedes wie ein gewaschenes Silberfädchen erscheint, der ungesteiften, aber wie Schnee glänzenden Wäsche, dem schwarzen Rock, der weißen Weste und schweren goldenen Uhrfette, und sie, die Rätin, an deren Seidenkleidern kein Stäubchen zu entdecken ist?"

„Allerdings, ich habe, als ich kam, mich gleich nach diesen auffallenden Erscheinungen erkundigt. Er sieht aus wie ein Überbleibsel alter, vornehmer Zeit!"

„Auch Kaiser Tüsch, den alten Diener, sollten Sie sehen, wenn er die große, messinggeputzte, Dampf ausstoßende Theemaschine hereinbringt, die er auf den von peinlichster Sauberkeit blühenden Eßtisch neben dem Platz der Frau Justizrätin setzt und dabei einen prüfenden Blick über die glänzenden Messer und Gabeln, das Krystall und die sauber abgewischten Weinflaschen wirft! Auch er erscheint mir immer wie ein Staatsminister, der sich aus Laune in eine Vivree gesteckt hat."

„Und was treiben die jungen Mädchen den Tag über?"

„Hansarbeit, Musik und Gesang, Lektüre, Unterrichtsstunden im Malen, Beschäftigung mit der Toilette, wohl erwogene Visiten bei gewissen Personen, nachmittags Handarbeiten, ein kleiner Spaziergang bei geeignetem Wetter und abends dasselbe Einerlei einer gemessenen Konversation! So füllt sich jeglicher Tag für die jungen Mädchen aus."

„Seltsamerweise sieht man die Damen fast nie!" fuhr der Rittmeister angerregt fort.

„Sehr begreiflich. Sie dürfen immer nur zu zweien über die Straße gehen und müssen lieber die Wege außerhalb der Stadt einschlagen. Theater, öffentliche Konzerte und Bälle, laute Gesellschaften, ungezwungener Verkehr mit jungen Herren kommen gar nicht in Frage. Wäre hier der Sitz eines Hofes oder ein fürstlicher Statthalter, so würde vielleicht die geborene Gräfin von Postrup anderen Anschauungen Raum geben. So

aber ist sie es, die sich zu anderen Familien herabläßt.“

„Auf diese Weise wird's aber schwer fallen, die Töchter zu verheiraten,“ bemerkte Dahl, während die beiden Herren, nun ihren Standort verlassend, ins Klubzimmer traten.

„Vergleichen scheint überhaupt nicht als etwas wesentlich in Betracht zu Ziehendes angesehen zu werden,“ entgegnete der Doktor. „Fügt es das Schicksal, daß Arve und Lizzie eine, natürlich überaus bevorzugte Partie machen können, so ist's gut; wenn aber der Himmel es anders beschließt, so haben die beiden Mädchen später das adelige Kloster. In solchem Sinne äußerte sich einmal die Justizrätin.“

„Ist die Familie hier beliebt?“ schob der Rittmeister ein.

„Nein, aber man respektiert sie. Selbst der Frau kann man, abgesehen von ihrem Hochmut, nichts nachsagen.“

„Und die Mädchen sind liebenswürdig?“

„Ja, wie ich Ihnen sagte! Es sind reizende Geschöpfe!“

Über des Rittmeisters Anlaß zog ein feines Lächeln. Dann sagte er ein wenig unermittelt und mit einer größeren Vertraulichkeit, als es eigentlich den Beziehungen zwischen den beiden Herren entsprach:

„Die Sache scheint mir nicht ungesährlich, Herr Doktor. Nun, ich gratuliere zum voraus! Ihnen als enfant gaté kann's doch nicht fehlen, wenn Sie die Hand dort ausstrecken!“

„Nein, verehrter Herr Rittmeister, da irren Sie durchaus! Nie würden die alten Bardeusleth's ihre Einwilligung geben und nie die Mädchen. Ich bin nicht nach ihrem Geschmack. Ich weiß ganz genau, wer sie heiraten wird, wenn überhaupt ihr Herz sie dazu drängt. Und insbesondere vor Fräulein Lizzies Augen finde ich keine Gnade. Vielleicht, wenn sie erst einmal einige Jahre die Ehe erprobt hat, kommt die Zeit für mich. Ich meine,“ schloß der Doktor, dem fremdbedenen Blick

des Rittmeisters schon vor der aufklärenden Rede durch Gesten begegnend, „dann hat ein Mensch meiner Art eine Aussicht, von ihr beachtet, überhaupt recht verstanden zu werden. O nein, denken Sie nichts Unrechtes von meinen Gesinnungen über das junge Mädchen. Ich wiederhole, sie ist tabellos! Wollen Sie übrigens im Hause verkehren — mit Vergnügen bin ich bereit, Sie einzuführen.“

Herr von Dahl, ein ungewöhnlich statlicher, wegen eines Sturzes vom Pferde zum Abgang aus der Armee genötigter Mann, mit kräftigen, regelmäßigen Körperlinien, einem kühn geschnittenen Gesicht und langem, weichem Voll- und tief herabhängendem Knebelbart, nickte lebhaft:

„Ja, ich danke! Dafür wäre ich Ihnen außerordentlich verbunden.“

*
*
*

Wenige Tage nach diesem Gespräch empfing Herr von Bardeusleth mit der zweiten Morgenpost einen Brief, dessen Inhalt ihn ungewöhnlich beschäftigte, ja, derselbe nahm seine Gedanken so sehr in Anspruch, daß er ganz gegen seine Gewohnheit um diese Zeit das Zimmer verließ und den Kopf gegenüber in die Thüröffnung des Wohngemaches seiner Gemahlin steckte.

Ein zartfädig-blaues Tabatwölkchen der Orinoco- und Barinasmischung ringelte sich, reizvoll duftend, aus dem silberbeschlagenen Meerchaumtopf, während der Justizrat über den mit alten Kupferstichen angefüllten und durch mehrere schöne, steiflehnlige Sessel überaus wohnlich gemachten Sturzschritt.

Aber so gewohnt war er, nur im Studierzimmer zu rauchen, daß er, während er ihren Namen rief und sie bat, zu ihm hinüberzutreten, die Pfeife hinter den seidenen Hausrock schob und momentan durch den scharf säuerlichen Geruch der feuchten Kernspitze selbst gestört ward.

Als sie sich gegenüberließen, er auch schriftbedeckten großen Schreibtisch in-

mitten der Mahagonibücherchränke und der anderen glänzenden Möbeln, sie, die stattliche Frau mit straffgespannter, voller Büste und allen Spuren früherer großer Schönheit, jedoch mit kalten, äußerster Gemessenheit ausdrückenden Zügen, auf einem mit mattgrüner Seide bezogenen Lehnstuhl, sagte Vardensteth und ergriff mit seinen weißen, wohlgepflegten Händen ein Schriftstück:

„Höre, Elise, was mein Bruder aus Seeland schreibt:

„Ich ermunterte unseren Neffen Krog von Baeske, auch auf seiner Rückkehr aus Deutschland und der Schweiz zu besuchen. Er wird auch in den nächsten Tagen eintreffen, und ich hoffe, ihr empfangt und behandelt ihn extraordinäirement. Ich füge in Parenthese bei, daß er eine Frau sucht. Um dich und Elise zu orientieren, folgendes: Er ist ein herrschsüchtiger Sonderling, auch von sehr starkem Selbstgefühl, aber ich halte ihn au fond für eine vornehme Natur vom Fuß bis zum Scheitel, und er kennt die Welt. Zweimal hat er bereits eine Reise um die Erde gemacht. Nun will er auf seiner nordfriesischen Herrschaft Rinckenäs, die ihm Jonas und Klementine bereits überlassen haben, sich zur Ruhe begeben, vielleicht im Winter eine Zeit lang in einer großen Stadt leben. Ich sagte ihm: Heirate Lizzie oder Arve von Vardensteth, lieber Krog. Da machst du eine vortreffliche Partie! Diesen Passus brauchst du deiner verehrten Frau nicht vorzulesen. Sie könnte ihn nicht wohl aufnehmen oder meine guten Absichten mißverstehen.“

Der Justizrat räusperte sich zufolge dessen vor und nach Wiedergabe des letzten Satzes, suchte auch in den Mienen seiner Frau den Eindruck zu lesen und bereitete sich auf eine besänftigend ausgleichende Bemerkung vor. Er war ganz und gar Cavalier ihr gegenüber, und sie nahm seine Rücksichten zwar als etwas ihr Zukünftliches hin, ließ jedoch eine gewisse biegsame Artigkeit niemals außer acht.

Auch heute war's der Fall, während sie die weißen, runden und mit Diamantringen besetzten Hände wiederholt recht vergnüglich übereinander schob.

Zufällig ward in diesem Augenblicke die Thür geöffnet, und Arve guckte mit scheuem Ausdruck, ihre Mutter suchend, herein.

„Nicht jetzt! Ich habe mit deinem Vater zu reden. Warte, bis ich komme!“ Und dann: „Auch Türc soll nicht fortgehen. Ich habe noch etwas.“

Nun verschwand Arve, bescheiden sich zurückziehend, und die Frau wandte sich wieder ihrem Gatten zu.

„Ich finde den Brief deines Bruders sehr liebenswürdig. Ich freue mich auch sehr, Krog kennen zu lernen. Was dein Bruder sonst meint — nun, das sind ja Dinge, die man abwarten muß. Die Kinder sind doch wohl etwas jung für ihn — indessen, wenn sie sich gefallen —“

Sie brach ab in einem Ton, als ob sie sich schon etwas vergeben hätte, aber sie sprach über damit zusammenhängende Dinge. Für das Fremdenzimmer müsse ein Wandschirm angeschafft werden, einige Kleinigkeiten zudem. Er, der Justizrat, sei wohl einverstanden?

Der Justizrat, der eigentlich nie vorher wußte, wie er mit seiner Frau daran sein würde, war sehr befriedigt, nicht zustimmend und schmunzelte. Wenn er sich behaglich fühlte, schob er die Zunge links an die Zähne und ließ ein leises Schnalzen hören. Sie mochte das nicht, aber es ihm zu sagen, hatte sie niemals gewagt.

„Na, also alles in Ordnung!“ sagte er, erhob sich und warf, um dadurch seine gemessene Zeit anzudeuten, den Blick über den großen, vollbedeckten Schreibtisch, auf den eben die Sonne ihre Strahlen warf. Auch griff er nach der beiseite gestellten Pfeife.

Frau von Vardensteth jedoch neigte, an der Oberlippe beißend — das war ihre Gewohnheit, wenn sie etwas stark beschäftigte —, den Kopf und wandte,

im Vorübergehen noch einige forschende Blicke umherwerfend, die Schritte zurück.

Der Justizrat aber machte sich heute nicht gleich wieder an seine Akten, sondern öffnete einen alten wundervollen Schreibsekretär mit runder, geriffelter Klappe und zog aus einem Schubfach ein Buch hervor. Mit diesem und der wieder entzündeten Pfeife, umflutet von den breit aus dem Garten hereindringenden Sonnenstrahlen, welche die aus der Pfeife quillenden weißen Barinaswölkchen in dunkelblaue Fäden zerteilte, ließ er sich in seinen Arbeitsstuhl zurückfallen und studierte die in dem Büchlein befindlichen Zahlen.

Nach dem Gespräch mit seiner Frau war's dem Justizrat Bedürfnis, sich einmal seinen Vermögensbestand wieder vor Augen zu führen.

Er, sein Bruder und Krogs Mutter waren die Kinder einer früh verstorbenen Gutsbesitzerfamilie. Den Kindern blieb ein stattliches Vermögen, jedes erhielt 40000 Species in Silber. Auch die Gräfin von Postrup hatte ein nicht unerhebliches Nadelgeld, fast in derselben Höhe mitgebracht. Zu Vorhandenem hatte sich Vorhandenes gesellt.

Arve und Lizzies Männer konnten neben einer glänzenden Aussteuer jeder demaleinst auf mindestens 40000 Species rechnen.

Der stoßenden Pfeife mit tiefen Zügen nachhelfend, paffte der Justizrat vergnüglich. Wenn erst eine Tochter sich verheiratet hatte, folgte die andere bald nach. Er würde sie entbehren, aber mit den verschiedenen Altersperioden veränderten sich auch der Menschen Gedanken und Wünsche. Dem Justizrat waren Arbeit, behagliche Sorglosigkeit und, soweit seine Beamtenstellung das zuließ, möglichste Unabhängigkeit die höchsten Güter.

Wenn sich die Töchter nicht verheirateten, so schaffte das doch Sorgen! Es war auch einmal die Bestimmung der Frauen. Nun war Aussicht, daß sein bisher so überaus glatt dahingeflossenes

Dasein auch nach dieser Richtung sich ohne Störungen weiter abwickeln würde.

Im Grunde waren beide Vardenfleths große Egoisten, aber er war dabei nicht unliebenswürdig, vielmehr im Verkehr ein artiger, wenn auch etwas äußerlich sich gebender Herr, mit feinen, höfischen Manieren, und sie hatte die große Tugend, sich nicht um anderer Leute Angelegenheit zu kümmern. Nachreden waren ihr fremd. Daß ihre beiden Mädchen weder Wärme empfangen, noch jemals von Äußerungen wirklicher Liebe berührt worden waren, machten sich die beiden Ehegatten entweder nicht klar, oder sie fanden mit ihren Verstandesherzen derlei sogar schädlich. Im Hause ging alles kühl und gemessen zu; seit ihrer frühesten Jugend hatten die jungen Mädchen nichts anderes gefannt.

Am folgenden Tage nach diesem Gespräch machte Rittmeister von Dahl bei Vardenfleths Besuch. Unerwarteterweise war die Justizrätin von ihm sehr eingenommen. Sein kavalierrmäßiges, frisches, lebhaftes Wesen und der bezwingende Blick seiner Augen stößten ihr Gefallen ein, ja, das Gespräch, das sie mit ihm geführt hatte, beschäftigte sie solchergestalt, daß sie in ihrer Erinnerung immer wieder darauf zurückkommen mußte. Jedenfalls war Herr von Dahl, der zudem ein recht vermögender Mann war, wesentlich sympathischer als der cynische, bürgerliche Doktor.

Der Doktor hatte trotz seiner großen Jugend einen Greisenverstand, besaß oft eine höchst unangenehm berührende, mali-tiöse Art und sah unheimlich scharf in das Innerste der Menschen. Die Justizrätin mochte lieber Personen, die sich ihr unterordneten, sie mußte wenigstens unter dem Eindruck stehen.

Sie war höflich mit Pfeil, ließ sich auch in längere Gespräche mit ihm ein und mußte innerlich seinen Ausführungen Anerkennung zollen, auch fand sie sein Äußeres und seine Art, sich zu geben, aristokratisch, was sie aus dem Umstande herleitete, daß seine verstorbene Mutter

eine geborene von Ankerström gewesen war, aber sie fand ihn in Anbetracht seiner bürgerlichen und keineswegs gesicherten Position zu anspruchsvoll und — leichtsinnig. Als man ihr einmal entgegengehalten hatte, daß in Pfeil eine unzweifelhaft geniale Ader stecke, daß solche Menschen es schwerer hätten, sich innerhalb der engen Grenzen des Daseins zu bewegen, er müsse eben noch ein paar Jahre Erfahrungen sammeln, bevor er sich die Fähigkeit, Einnahmen und Ausgaben ins rechte Gleichgewicht zu bringen, aneigne, war die Justizrätin solcher Anschauung sehr entschieden gegenübergetreten.

Wer nichts habe, müsse sich einschränken. Schulden machen und auf Glückfälle hoffen, beweise Korruption des Charakters, und eben das sei das Traurige, daß Doktor Pfeil im Grunde eine frivole Natur sei. Sie habe deshalb auch seinem Eintritt in ihr Haus nicht sehr bereitwillig zugestimmt. Wenn man Töchter habe, müsse man sich die Personen genau ansehen.

Zufälligerweise hatten Vizzie und Arve diesem Gespräch zugehört, und beide beschäftigten sich infolgedessen viel mit dem Doktor.

Arve ward sich sehr bald darüber klar, daß sie Pfeil liebte, Vizzie aber fand ein Unrecht darin, sich für jemanden, der so von ihrer Mutter beurteilt ward, zu interessieren. Sie hätte gewünscht, dieses Gespräch nicht gehört zu haben, ihre Unbefangenheit war ihr dadurch genommen worden.

So standen die Dinge, und von solchen Anschauungen waren die Personen im Vardenstletschen Hause beherrscht, als wenige Tage später Baron Krog von Vaeste bei seinen Verwandten eintraf.

So sehr fühlte sich der Justizrat veranlaßt, ihm jedwede Artigkeit zu erweisen, daß er sogar — eine für Vardenstletsche Auffassungen ganz unerhörte Zuverlässigkeit — mit einem Abholswagen an den Bahnhof fuhr.

Auch von seiten der Justizrätin ge-

schah etwas, das bisher nie vorgekommen war, was nach Frau von Vardenstlets Meinung höchstens dem Landesherrn zukam: sie trat mit ihren Töchtern bei seinem Eintritt auf den Flur und ließ sich bereits hier von dem verlobt gelbfarbigen, korpulenten, sehr modern gekleideten und unter dem Pincenez mit zusammengekniffenen, aristokratisch-hochmütigen Augen blinzelnenden Baron die Hand küssen.

Bei der sich anfänglich in Zweifeln bewegenden Justizrätin verlor sich der ungünstige Eindruck bereits beim Frühstück, weil ihr Kesse sie nicht nur als ganz ebenbürtig behandelte, sondern ihr sogar mit größter Ehrerbietung begegnete, auch trotz einer starken und störenden Überlegenheit im Ton so viel Gescheites, den erfahrenen und vielgereisten Mann Beratendes aus seinem Munde ging, daß die durch sein Äußeres hervorgerufenen Vorurteile gänzlich verwischt und namentlich die sich daran schließende urprüngliche Voraussetzung einer mangelnden Intelligenz völlig aufgehoben wurde.

Da zudem in den Augen gewisser Kreise, und auch in den Augen der Justizrätin, ein unheimliches Grau der Gesichtsfarbe, korrigierte Zähne, Unsicherheit der Glieder, hochmütig nähernder Ton beim Sprechen und eine der Mode übertrieben angepasste Toilette einen keineswegs ungünstigen Eindruck hervorrufen, weil alles das doch immer den Lebemann und die mit den Passionen der bevorzugten Gesellschaft vertraute Persönlichkeit verrät, so gelangte auch Frau von Vardenstlets, die nur wegen ihrer Töchter sich enttäuscht gefunden und zudem die bessere Stimme in ihrem Inneren kräftig unterdrückt hatte, bereits am Nachmittag zu dem Ergebnis, daß der millionenreiche Krog von Vaeste sich bei näherer Betrachtung als Schwiegerjohn für Vizzie, die älteste, durchaus eigne.

Für den Abend hatten Vardenstlets einige ihrer vornehmsten Bekannten eingeladen, auch Pfeil war auf besonderen Wunsch des Justizrats aufgefordert. Seiner Gemahlin Einwendungen hatte er mit

der überzeugenden Bemerkung niedergeschlagen, daß der Doktor der einzige Mensch sei, der Geist und Leben in die Gesellschaft bringe. Ihn also fortzulassen, habe keinen Grund.

Zwei Mitglieder des Hauses waren über dieses Ergebnis sehr glücklich: Arve und — in dem vorliegenden Falle auch Lizzie.

Ihr Verwandter Krog von Baeske hatte sie mit Augen betrachtet, bei denen sie ein Grauen überlaufen. Plötzlich war's ihr gewesen, als sei sie ihm unlöslich überantwortet für ihr ganzes Leben, und bei der unwillkürlichen Umschau nach einer rettenden Hand, nach einem Freunde, fand sie nur eine Person, den Doktor Pfeil. Sie fühlte jetzt, wo sie ihn zu gebrauchen meinte, daß er, entgegen der Beurteilung ihrer Mutter, ein vollendeter Cavalier sei.

Wie und ob er ihr überhaupt helfen könne, machte sie sich zunächst nicht klar, aber daß sie bei ihm volle Teilnahme, Verständnis und guten Rat finden werde, dessen war sie sicher.

Als Arve gegen Abend, kurz vor dem Eintreffen der Gäste, Lizzie in ihrem Zimmer aufsuchte, um sich noch etwas für ihre Toilette von ihr zu erbitten, schnellte Lizzie aus der Sofaede, in die sie sich in tiefem innerem Besinnen zurückgelehnt hatte, empor und stieß, den schlanken Körper redend, heraus:

„O Gott, mir ist zu Mute, als ob etwas Furchterliches im Anzuge sei, Arve. Eine schreckliche Angst liegt auf mir! Wenn ich nur nicht krank werde! — Und dieser entsetzliche Krog! Mich schaudert schon, wenn bloß das graue, verlebte Gesicht mit den unheimlichen Augen vor mir auftaucht.“

Und ehe Arve etwas zu antworten vermochte, fügte sie, dem geheimen Gedankengang ihrer Seele folgend, hinzu und umfaßte ihre Schwester mit stehender Gebärde:

„Thu mir die einzige Liebe, Arve, und heirate du ihn! Ich kann, kann nicht!“

„Aber Lizzie, beruhige dich doch! Welche Ideen hast du!“ beäufstigte Arve, nicht wenig betroffen von diesem unerwarteten, leidenschaftlichen Ausbruch ihrer Schwester. „Und glaube nur! Krog denkt nicht daran, eine von uns zu heiraten. Wenn aber — ich gebe dir recht — lieber springt man ins Wasser, als seine Frau werden!“

„Nicht wahr! Nicht wahr!“ fiel Lizzie in stürmisch sich äußernder Erleichterung ein. Und dann: „Sag mir, Arve, liebst du Doktor Pfeil? Ich frage aus bestimmten Gründen. Ich habe einen Gedanken, und zwar den, daß er mich aus dieser furchtbaren Gefahr retten könnte! Ihr beide könntet mir helfen. O Gott, ich weiß schon gar nicht, was ich spreche! — Sieh, ich meine so. Ich weiß, daß Krog um mich anhalten wird, ganz sicher. Ich weiß auch, daß Papa und Mama mich werden zwingen wollen, ihn zu nehmen. Es gäbe nur einen Weg: Ich erklärte, ich sei bereits heimlich mit Pfeil verlobt, und wenn du dann Better Krog heiraten würdest — Ach so, du willst ihn ja auch nicht! Was rede ich! — Aber wenn dem so wäre, so würde allen geholfen sein. Ich weiß nämlich sicher, daß er eine von uns mitnehmen will. Natürlich nur unsere Jugend, unsere Körper reizen ihn! Liebe? Davon flackert in dem ausgedorrten Herzen sicher nichts mehr auf. Vielleicht liebt mich Pfeil. Ich werde lernen, ihn zu lieben. Das heißt, ich mag ihn auch jetzt, beschäftige mich viel mit ihm, aber ich habe das Gefühl — Wie soll ich mich ausdrücken — Aber Arve, was ist dir? — Ach, ach, ich sehe. Du liebst ihn — Und ich will ihn dir rauben? Nein, nein, meine teure Arve. Nimm an, daß alles, was du hörtest, nicht gesprochen ward. Aber eines, ich liege vor dir auf den Knien: Hilf mir, daß ich nicht an diesen furchterlichen Menschen, diesen Krog, verkuppelt werde —“

Das junge Mädchen hatte alle diese Worte ungeordnet, in fliegender Hast, mit unheimlich funkelnenden und in einer zu

ihrer sonstigen Ruhe im höchsten Widerspruch stehenden Erregung hervorgestoßen. Man sah, ihr Gehirn war in einer fieberhaften Thätigkeit, sie hatte die Gewalt über sich verloren, und erst jetzt, bei den weißen Farben, die auf Arves Wangen traten, kam sie wieder zur Besinnung, vermochte sie sich aus dem Bann ihrer Vorstellungen zu lösen.

Arve aber neigte sich sanft zu ihrer Schwester herab und sagte:

„Da du mich fragst, Vizzie — Ja! Ich liebe Pfeil, und sollten sich wirklich deine Vermutungen bestätigen, daß eine von uns Krog heiraten soll, so rechne auf meinen Beistand, wie ich weiß, daß ich dir vertrauen kann. Nun aber, ich bitte, rege dich nicht auf. — Warte ab, bis wirklich dazu Veranlassung ist. — Nein, nein, komm mit hinunter. Dort wirst du dich zerstreuen. Wenn du dich in solchem Zustande der Erregung ins Bett legst, wirst du erst recht nicht zur Ruhe kommen. Dann fängst du weiter an zu grübeln. Wart, ich hab's. Wandere noch eine Weile im Garten auf und ab, das wird dich befänstigen. Ich sage, du hättest heftigen Kopfschmerz und würdest etwas später erscheinen.“

Diese Worte wirkten in dem beabsichtigten Sinne auf Vizzie. Sie küßte, was seit Jahren nicht vorgekommen, ihre Schwester auf Wangen und Mund, legte ihren Dank in einen tiefen, stummen Blick und schlüpfte, nachdem sie die Spuren ihrer Thränen beseitigt und ihrem Gesicht den gewohnten Ausdruck verliehen, über den noch unbelebten Flur in den hinteren Teil des Gartens. Aber nur kurze Zeit verweilte sie hier. In der Furcht, gesehen und von ihrer Mutter hereingerufen zu werden, lenkte sie ihre Schritte zur Ausgangspforte, öffnete die letztere mit einem dort aufgehängten Schlüssel und trat, scheu sich umblickend, in die einsame, durch die Abendshatten verdüsterte Allee hinaus.

Zunächst schritt Vizzie, ohne des Weges zu achten, vorwärts. Erst als sie einen heller beleuchteten, die Allee durchschnei-

henden Querweg erreichte, erhob sie das Auge.

Von einer kleinen Anhöhe genoß man einen Blick über einen Teil der hinter der Stadt sich ausbreitenden Gegend. Vizzie trat hinauf und schaute gerade aus.

Die Felder, Wiesen und Gehölze lagen eingehüllt in einen schleierartigen, sanftblauen Nebel, nichts rührte sich, auch die Flügel einer einsam dastehenden, in plastischen Umrisen sich abhebenden Mühle schienen von einer Todesstarre ergriffen zu sein. Wie für ewig gelähmt streckten sich die breiten, mächtigen Arme in die stille Abendluft hinaus. Und inmitten der flachen, nur einmal durch ein kleines Hügelband unterbrochenen und ganz von schweigendem Gehölz umgebenen Landschaft lag ein Fischteich mit stahlhellem, fast unheimlich hell beleuchtetem Wasserspiegel. Und an dessen Ufern reckten sich die zu den Fischkasten gehörenden kleinen hölzernen Türme scharf begrenzt ab. So angeregt waren des Mädchens Sinne, daß sie das stets in ihnen rauschende Wasser von hier aus zu hören vermeinte, auch maß sie mit ihren Gedanken die Tiefe des Teiches, und jetzt eben gegenwärtigte sie sich beim Niedertauchen die Rasse der Flut —

„Wie? Täusche ich mich nicht, Fräulein Vizzie?“ ließ sich in diesem Augenblick eine muntere Stimme vernehmen.

Erschrocken, wie eine bei einem Vergehen Ertapte, wandte sich Vizzie um. Vor ihr stand im tadellosen Gesellschaftsrock mit der gewohnten, sorglos vergnügten Miene, aber auch mit dem gewohnten steten Sarkasmus im Ausdruck, der Doktor Pfeil.

„Na, gottlob, dann ist es ja noch nicht spät,“ stieß Vizzie, nachdem sie sich von ihrem Schreden erholt hatte, befreit heraus, sagte des Doktors dargebotene Rechte und trat mit ihm den Rückweg an.

„Ich fühlte mich etwas unwohl, da bin ich noch vor der Gesellschaft eine Weile fortgegangen,“ erklärte sie auf seine erstaunte Frage, sie hier zu finden.

„Nun, meine gnädigste Baronesse,“ knüpfte Pfeil in leichter Rede Weise an, „die Leuchte am nordischen Himmel, Ihr Herr Vetter mit dem entsetzlichen Vornamen ist angelangt? Ihr Herr Papa erwähnte es in seiner gestrigen Einladung. Klug, beschränkt, liebenswürdig, friedliebend? Jedenfalls hirschlederne Handschuhe, schwarzer Gehrock und tadellos weiße Wäsche. Doppelte Uhrkette über der Weste nach englischer Art, blasierter geistreicher Ausdruck, graugelbliche Gesichtsfarbe, dünne, blutleere Lippen zum Austernehschlürfen, Majakton beim Sprechen von der Stärke eines Nebelhorns! Woher ich diese äußere Beschreibung habe? Von Herrn von Dahl, der bei Ankunft des einstigen Besitzers der größten Gutsherrschaften in Fütland, Fünen und Seeland das Glück hatte, zufällig am Bahnhof zu sein. — So, er gefällt Ihnen also? — Jedenfalls ein weitgereister Mann, vertraut mit allen Vergnügungsplätzen, Spielbanken und Primadonnen der Welt — Ah, um Verzeihung! Ich verlegte ihr Ohr — Ich nahm, offen gestanden, an, daß Sie diesen Besuch als eine ganz interessante, aber nicht Sie weiter interessierende Erscheinung betrachteten, daß der Zufall der Verwandtschaft — Ja, ja, das sagte mir mein Vater schon immer, daß ich mir mein Glück durch meine Offenherzigkeit verschmerzen würde. Und sehr ernsthaft, Baronesse. Sehen Sie die Äußerungen auf Rechnung meiner heutigen guten Stimmung; als das Produkt dieser sehen Sie gütigst mein Urteil an. Ich wollte wirklich weder Ihrem Verwandten, noch Ihnen nahe treten. Ah — ah — Wie ich unglücklich bin, Sie so unangenehm berührt zu haben! Ich bitte nochmals, vergeben Sie mir. Seien Sie wieder sanft und gütig, Eigenschaften, die nirgend eine bessere Heimstätte in der Welt haben als bei Ihnen! Und bei dieser Gelegenheit sei's Ihnen einmal offen bekannt, Fräulein Vizzie. Es giebt kein Wesen auf der Welt, das ich so sehr — Nun, Sie wissen, was ich sagen will. Und glauben

Sie, ich bin nicht so arg frivol, wie Ihre Frau Mama mich — ja, ja, ich weiß genau, wie sie denkt — mich hält. — Jedenfalls bin ich Ihnen gegenüber nichts anderes als ein ernsthafter, ehrerbietiger, nur Ihre Gunst und Freundschaft zu erwerben beflissener Mann —“

Nach diesen von Vizzies verschiedenen Empfindungen in stärkerem oder geringerm Umfang des Ausdrucks begleiteten, warm und ehrlich über des Doktors Lippen gegangenen Worten richtete er seine Augen mit einem schweichelnden Ausdruck auf seine Begleiterin und suchte dadurch den letzten Widerstand ihres Inneren zu besiegen.

Um so überraschter war er, als sie, das Haupt erhebend, in einem sanften Tone sagte:

„Sie haben alles nicht richtig gedeutet, Herr Doktor. Die Schlusscharakterisierung meines Verwandten berührte mich nicht deshalb unangenehm, weil Sie sie äußerten, sondern weil sie das wiedergab, was ich als Wahrheit fürchtete. Und dann, um es gleich zu sagen: Ich mag ihn nicht nur nicht leiden, er stößt mir den größten Abscheu ein! Und ferner: wenn ich Ihnen das sage, so ist's ein Akt größten Vertrauens gegen Sie, und ich füge auf Grund dessen hinzu: ich bin glücklicher, als ich es Ihnen auszudrücken vermag, daß Sie mir gute Gefinnungen entgegnetragen. Ich erwidere sie in dem Sinne, daß auch ich wahrhaft freundschaftliche Empfindungen für Sie hege. Und auf Grund dessen gleich eine Bitte.“ Vizzie erhob das Auge und drängte sich mit ihrem inneren Wesen für Sekunden so tief in des Mannes Seele, daß er wie berauscht vor ihr stand. „Seien Sie mein Verbündeter gegen meinen Vetter und meine Eltern. Ich weiß, ich soll seine Frau werden! Mit dem heutigen Tage wurde ich ein anderer Mensch. Es ist mir plötzlich, als ob alles sich verwandelt habe! Ich sehe die Welt der Wirklichkeit, und mir — graust vor ihr. Nun, wollen Sie, lieber Herr Doktor? Ich weiß, ich verlange Großes. Aber

ich denke immer, das Gute, das einer dem anderen erweist, bleibt nicht unvergessen. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein! Aber nun sind wir schon angelangt. Mein, bitte, fragen Sie mich jetzt nicht mehr!" schloß sie mit gedämpfter Stimme und ängstlicher Miene. „Morgen hoffe ich Sie zu sprechen. Beenden wir auch das Gespräch. Man könnte uns hören. Man darf uns nicht zusammen sehen. Adieu! Bis nachher!"

Sie drückte ihm die Hand, sah ihn freundlich an und entwich — während sie ihn in den Garten eintreten ließ — zur Rechten in das Dunkel der Allee.

Der Justizrat hatte den rechten Ausdruck getroffen. Durch Geist strahlten die geladenen Gäste nicht, sie ersehten ihn durch Vorurteile und jene von einer bestimmten Klasse von Menschen unzerrenlichen Eigenschaften, als da sind: starke Prüderie, übermäßiges Wertlegen auf äußere Formen, Einseitigkeit der Anschauungen und neben engem Verschließen gegen einen befreienden Fortschritt eine starke geistige Überhebung.

Das Band, das diese Personen mit Vardenfleths verknüpfte, war die äußere Lebensstellung und die Gewohnheit. Dieser Verkehr vollzog sich, obgleich oder vielleicht gerade weil keine wirklichen tieferen Interessen sie zusammenführte, in dessen nicht unbefriedigender als derjenige anderer Personen untereinander. Dagegen rief der Eintritt Fremder in den Kreis stets einen Eindruck hervor; man nahm Stellung für und wider, und stets trat man allen Bürgerlichen mit großer Reserve gegenüber.

Krog von Vaesle war ganz die Persönlichkeit für die an dem heutigen Abend bei Vardenfleths versammelten Gäste. Er besaß alle ihre Eigenschaften und war überdies ein enorm reicher und selbstbewußter Mann. So war es denn ganz natürlich, daß man ihn — zudem als Gast — zum Mittelpunkt machte und in

jeder Weise auszuzeichnen sich angelegen sein ließ.

Zuerst erschien Frau von Dörffling mit ihren zwei Töchtern. Sie hatte ihren ganz in Spiel und Belagen aufgehenden Gatten vor einigen Jahren verloren und suchte das Ansehen, welches die Familie durch dessen Lebenswandel eingebüßt hatte, durch kühle Würde und steifen Hochmut wett zu machen. Ihr Lachen, da sie eine unbefangene Freude überhaupt nicht zu empfinden vermochte, glich einer Grimasse; in der nächsten Sekunde lag das Gesicht wieder in den alten unnahbar strengen Falten. Sie glich einer schon bei der Geburt vom Schicksal für den Stand einer Nonnen-Äbtissin bestimmten Person und kleidete sich schwarz und düster wie ein Gesangbuch. Und auch sie hatte einen Kajakton und flocht in ihre Reden wie von ungefähr die Namen ihrer vornehmen Verwandtschaft ein. Frau von Dörffling war — das gab ihr das hohe Ansehen — eine geborene Reichsgräfin Trund.

Die Töchter waren das unpoetischste Erzeugnis göttlichen Schaffenstriebes und saßen den ganzen Abend mit niedergeschlagenen Köpfen, jeglichem Mangel einer Wüste, dagegen stark entwidelten Füßen und kurzen Händnägeln, steiflehzig und gegen jegliche freiere Äußerung fütlich gewappnet, da.

Dann erschienen einige von ihrem Vermögen lebende, unthätig ihr Dasein hinschleppende Junggefallen. An dem ältesten, dem Kammerherrn von Vogel, war überhaupt kaum noch etwas echt. Nur eine Perücke verschmähte er, weil er an Schwindel litt. Das alte, durch Leidenschaftern zerfahrene und verödete Gesicht bekam etwas Unheimliches, wenn er den Mund mit den zweiunddreißig neuen Zähnen öffnete. Man glaubte einen Totenschädel vor sich zu sehen. Vogel galt als der hochmütigste Mann in Wisborg, prügelte seinen Kammerdiener, war ein fürchterlicher Egoist und haßte es, Schulden zu bezahlen. Gegen Damen, namentlich gegen junge, legte er eine lästige Lie-

benswürdigkeit an den Tag, die widerwärtig wirkte.

Der zweite, Baron von Lebus, war gutmütig, aber strafwürdig unbedeutend, lächelte unausgesetzt beim Sprechen und ging auf seinen Füßen einher, als ob er Nollschube an habe. Es hatte sich dort Rheumatismus festgesetzt, und der ward durch den vielen Cognat, den er trank, nicht besser.

Der dritte, der jeden Menschen nur unter dem Gesichtspunkt ins Auge faßte, ob er Nutzen von ihm ziehen könne, und als das Muster eines charakterlosen Menschen gelten konnte, hieß von Griesdamm. Er brauchte womöglich das Doppelte von dem, was er hatte, weil er jeglichen kostspieligen Passionen frönte, und hielt sich nur durch Spiel, in dem er großes Glück und Geschick hatte, über Wasser.

Auch erschien die Familie von Kreuzberg: Vater, Gattin, zwei Töchter und Sohn. Sie waren sämtlich so verlogen, daß sie selbst erstaunt waren, wenn jemand ihren Erzählungen nicht ein Aber entgegensetzte. Er besaß einen Landbesitz dicht vor der Stadt, bezahlte, ob schon sie es mehr als knapp hatten, aus Eitelkeit zwei in Livree steckende Diener und hielt sich nur durch die offene Hand seiner Verwandtschaft über Wasser. Kreuzbergs waren zigeunerhaft aussehende Personen; man sagte, es sei portugiesisches Blut in seinen Adern; die Töchter glichen den Bildern einer Judith, und der Sohn besaß starke Plattfüße. Er war in Hamburg angestellt, aber die Familie schwiegte sich über seine Thätigkeit aus. Einige behaupteten, er sei Geschäftsführer in einem Hundeparl.

Ihn sah Frau von Vardensteth auch nicht gern bei sich; die Frau von Kreuzberg aber war eine geborene Gräfin Lesbieg, und dadurch wurde sie bei Vardensteths hoffähig.

Endlich waren noch mehrere sehr würdevolle, grausam nüchterne, von der Wichtigkeit ihrer Existenz aber unendlich überzeugte adelige Geheimräte und andere höhere Beamte zugegen; und unter allen

diesen zweiundzwanzig Personen befand sich Doktor Wilhelm Pfeil, Sohn des verstorbenen Klosterjubilikus Pfeil, als einziges bürgerliches Element!

Bei Tisch führte Krog von Vaeske fast ausschließlich das Gespräch, ließ sich neben vielem anderen auch über die „horrible“ Sitte aus, daß die Kellner daselbst Staatskleid trügen wie die Gebildeten. Dagegen war denn auch gar nichts einzuwenden, und in der entschiedenen Art, in der Vaeske die Widersinnigkeit schon aus Gründen der Verwechslung beleuchtete, hatte er ganz Pfeils ironischen Beifall.

Im übrigen fand er aber auch noch hinlänglich Zeit, den Speisen und Weinen zuzusprechen. Dabei entwickelte er dieselbe Rücksichtslosigkeit, die ihn in der Art der Geltendmachung seiner Ansichten auszeichnete. Er ließ bisweilen alles Ausgewählte liegen, oder nahm, ohne auf die übrigen Gäste Bedacht zu nehmen, überstarke Portionen, und beantwortete des Justizrates Frage nach einem sehr edlen Rheinwein mit der gedehnten Antwort:

„O ja, nicht übel, lieber Onkel.“

Diese Antwort rief in dem Justizrat keineswegs sehr angenehme Empfindungen hervor. Wenn man Dingen, die er als gut geprüft hatte, einschränkend gegenübertrat, ergriff ihn sehr leicht eine unbehagliche, gar gereizte Stimmung, und dann war er unverföhnlich.

Beherrscht von einer solchen Auflehnung gegen seinen Keffen, warf er unwillkürlich einen Blick zu Lizzie hinüber, die Krog als Tischdame erhalten hatte, und begegnete einem Ansdruk, der ihn sehr rasch und völlig über ihre innere Stellungnahme zu Krog belehrte. Und da stieg in dem Manne ein heißes, bisher ihm völlig fremdes, mit mitleidiger Liebe vermishtes Gefühl für sein Kind auf. Aber es hielt nicht an. Als der Abteilungsdirektor Oberregierungsrat von Röder nach Tisch äußerte: „Ihr Verwandter, der Baron, ist eine höchst interessante Persönlichkeit, ein Mann von gro-

hem Verstand und Geist. Es ist in der That außerordentlich liebenswürdig, daß Sie uns Gelegenheit gegeben haben, ihn kennen zu lernen," richtete er wieder die alten Augen auf Krog, fand ihn ungewöhnlich vornehm und malte sich aus, welcher Erfolg es sein würde, einen solchen Mann als Schwiegersohn zu erhalten.

Später wirkte auch sehr vorteilhaft auf seine Stimmung und auf seine Schlußfolgerungen, daß sein Kesse und Pfeil großes Gefallen aneinander zu finden schienen.

Krog unterhielt sich ausschließlich mit dem bürgerlichen Freunde des Hauses, lächelte, bewegte zustimmend den Kopf und zeigte deutlich, daß er den Doktor sehr passabel finde.

Krog hatte sehr bald herausgeföhlt, daß er mit Pfeil in diesem Kreise zu partieren habe. Einerseits riet ihm seine Klugheit, den Doktor für sich zu gewinnen, andererseits erfüllte ihn jener mit Neid verbundene Respekt vor Pfeils geistiger Bedeutung, durch den aus Gründen der Eitelkeit die Menschen veranlaßt werden, sich anderen zu nähern und ihnen sogar den Hof zu machen. In einigen Beziehungen paßten die Herren auch sehr gut zusammen. Sie begegneten sich in ihrer weltmännischen Auffassung und mancherlei Passionen: L'hombre und Schachspiel, Interesse für schöne Frauen und edle Pferde waren ihnen neben der Schätzung des Lebensgenusses gemeinsam. Aber der Doktor, wenn auch nicht ohne Eigenliebe und stark entwickelten Bequemlichkeitsinn, besaß im Grunde eine durch und durch warme, menschenfreundliche Natur, während Baeske, durch das Leben verwöhnt, ungeprüft durch Not, Krankheit und Sorge, gewohnt zu herrschen und tief gebückte Menschen vor sich zu sehen, seinem tieferen Ich niemals aufzuhelfen Gelegenheit gehabt und deshalb auch nicht das Bedürfnis empfunden hatte. Erst in bedeutsamen Lebensfragen konnte es sich entscheiden, wie der eigentliche Kern in ihm war.

Einmal lenkte sich auch Krogs Aufmerksamkeit auf die eine Baronesse Kreuzberg.

Lia von Kreuzberg hatte, was Fülle und Schönheitsformen betraf, den Körper einer Diana, aber sie war doch schlanker als die Bilder dieser Göttin, und ihre süßliche Üppigkeit wurde durch allerlei eigenartige Reize erhöht.

So lag ein leiser Flaum auf der schwelenden Oberlippe, und überdies besaß die Nase jenen kühnen Schnitt, der meist bei Frauen sehr verführerisch wirkt. Als auch mit ihr Baeske sich lange unterhielt, entstanden unter den Anwesenden sehr entgegengesetzte Empfindungen.

Frau von Bardenfleth zitterte vor innerer Aufregung; Herr von Kreuzberg, stets in vorzeitigen Illusionen sich wiegend, schwamm bereits in Hoffnungen, und Lizzie von Bardenfleth, der Krog während des Abends zahlreiche, sein starkes Interesse für sie verratende Artigkeiten entgegengetragen, erfüllte plötzlich ein Gefühl jeligier Befreiung. Später wandte sich freilich Krog wieder ihr zu; seine Blicke umfaßten mit stets gleicher Begierde ihre mit allen denkbaren Reizen ausgestattete Gestalt.

Kein Stäubchen lag auf diesem jungen Geschöpf; jede ihrer Bewegungen war schön, das Auge ruhte so rein und klar unter den sanft geschwungenen, dunklen Brauen, Würde und mädchenhafte Zurückhaltung verbanden sich mit den vollendetsten Manieren; so waren zum Beispiel die Verbeugungen, mit denen sie sich auf die Hand der alten Damen herabueigte, von einer entzückenden Grazie, und dabei sah man, wie unter dem knapp anschließenden Gewande der jugendliche Körper knospte, welche Reize es verbarg.

Kurz vor dem Schluß des Abends, nachdem alle sehulich erspähten Gelegenheiten, Pfeil für einige Augenblicke allein zu sprechen, mißlungen waren, auch die Leidenschaftlich auf dem Doktor ruhenden Augen Arves Lizzie zögern ließen, ohne deren Mitwissen einen Schritt zu unternehmen, überwand sie dennoch endlich das

Schwanken und trat, zufolge der Erregung leicht sich verjärbend, auf Pfeil zu und sagte:

„Ich habe den ganzen Abend überlegt, wann ich Sie bitten könnte, mir morgen eine Unterredung zu gewähren, aber ich sehe nicht, wie es zu machen ist! Hier im Hause beobachtet mich Mama. Es ist nicht möglich. Auch würden Sie, wenn Sie kämen, ganz von meinem Dunkel in Anspruch genommen werden. So werde ich Ihnen denn schreiben und alles vortragen, obgleich —“

Lizzie hielt inne, weil ihr mitten im Sprechen die Erkenntnis kam, daß ihre Angelegenheit schriftlich gar nicht zu erörtern sei.

„Ganz wie Sie wünschen, Baronesse. Aber da Sie zu schwanken scheinen, würden wir uns nicht auf einem Spaziergang treffen können? Es ist leicht ein Ort zu wählen, an den um diese Zeit niemand aus unserem Bekanntenkreise gelangt.“

Lizzie erschrak trotz der Erleichterung, die ihr dieser Vorschlag an sich gab.

Mit einem Herrn an einem einsamen Orte zusammenzutreffen, war für ihre Auffassung etwas so Ungeheuerliches, daß ihr dies fast noch schlimmer erschien, als Pfeil in ihre Familien- und Herzensgeheimnisse einzurweichen.

Da der Doktor sah, wie sie schwankte, nahm er rasch noch einmal das Wort und sagte flüsternd:

„Ich bin mir bewußt, daß Sie sich bei einem Zusammensein unter meinen Schutz stellen, Baronesse. Ich hoffe, diese Erklärung genügt, und ich wäre glücklich gewesen, wenn Sie so viel Zutrauen in mich gesetzt hätten, daß ich es nicht besonders zu betonen nötig gehabt.“

Lizzie erschrak, daß sie Pfeil verletzt hatte, und heftig regte sich ihr Zartgefühl.

„O nein, nein!“ stieß sie heraus. „Sie haben meine Worte falsch verstanden. So war's nicht gemeint. Ich fürchtete fremder Augen Mißdentung. Das war's, und das Ungewohnte, mir ganz Fremde!

Doch genug. Ich bin bereit! Sagen Sie mir, wo ich Sie sprechen darf?“

„Ich schlage vor, daß wir uns —“

Zum Unglück für beide trat in diesem Augenblick Frau von Vardensteth an Lizzie heran und sagte in dem strengen Ton, den sie meistens gegen ihre Töchter annahm:

„Frau von Dörffling möchte dich wegen der Nähstunde sprechen. Geh! Sie wollen gleich aufbrechen. Verzeihen Sie gütigst einen Augenblick, Herr Doktor.“

Und Pfeils Zustimmung lediglich mit kurzer Kopfneigung einholend, machte sie eine Bewegung, durch die Lizzie gezwungen ward, sich ihr anzuschließen.

Aber Pfeil war ein Mensch, bei dem sich rasche Entschlüsse mit Energie der Ausführung verbanden.

Ohne Besinnen begab er sich in das anstoßende, menschenleere Kabinett der Justizrätin, schrieb auf seine Karte: „Morgen zwölf Uhr auf dem Wege nach St. Jürgen,“ nahm auch Sonder-Bedenken ein Couvert von dem Schreibtisch der Dame des Hauses, couvertierte das Geschriebene und hüchelte dann auf den Flur.

Hier rief er nach Türck und sagte:

„Hier, Türck, ein Couvert für Fräulein Lizzie. Es handelt sich um einen Scherz. Geben Sie es ihr ungelesen von den übrigen. Und hier!“ schloß er und drückte ihm ein Geldstück, das er schon vorher seiner Börse entnommen hatte, in die Hand.

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Doktor!“ nickte der Alte; dann trat Pfeil auf demselben Wege wieder ins Gemach.

Eben hatten sich die Gäste zum Aufbruch erhoben. Krog sprach noch lebhaft mit Baron von Kreuzberg; jetzt eben nahen sich die Damen. Tiefes Knigen und verbindlicher Händedruck erfolgte, noch einmal ein fröhliches Lachen aus dem Munde eines der jungen Mädchen, von neuem lautes Sprechen zwischen den Herren, des Justizräts Ruf nach Türck, Mäntelanziehen und Stöckchen, endlich Gute Nacht, letztes Händeschütteln und

die letzten Verbeugungen der Eingeladenen.

Lizzie hatte während dieser Abschiedsszene voll Unruhe Pfeils Auge gesucht und er das ihrige.

Sie las in dem Ausdruck seines Angesichtes und in einigen stummen Zeichen, daß er etwas vorhatte, wodurch ihr noch nähere Nachricht werden würde. Das beruhigte sie einerseits, andererseits stieg die Furcht in ihr empor, daß dies nicht ohne Entdeckung vor sich gehen könne. Als sie sich beim Abschied die Hände reichten, waren sie nicht allein, auch hielt sich Arve mit deutlich eifersüchtigem Ausdruck an ihrer Schwester Seite.

So waren denn für anderer Ohren nicht berechnete Worte unmöglich. Noch einmal sah Pfeil empor und umfing die regungslose Gestalt des Mädchens mit feinen Blicken, machte Arve eine seiner vertraulich liebenswürdigen Verbeugungen und folgte als letzter den übrigen. Aber er schloß sich ihnen, durch die Vorgänge zu sehr erregt, nicht an, richtete vielmehr ohne ein nochmaliges Adieu seine Schritte auf einem Umwege nach Hause.

Während er einherwandelte, kamen ihm hundert und aber hundert Gedanken, aber nicht nur die bevorstehende Zusammenkunft mit Lizzie beschäftigte ihn, sondern auch die Worte, die ihm Arve gesagt, traten immer von neuem in sein Gedächtnis.

„Meine Schwester hat etwas sehr Abenteuerliches und, wie mir scheinen will, durch die bisherigen Umstände durchaus nicht Gerechtfertigtes vor. Ich bitte Sie, unternehmen Sie nichts, ohne auch mit mir gesprochen zu haben.“

Und dabei hatte sie Pfeil mit einem so freundlich bittenden Blick angesehen, daß er zu einem Nein gar nicht gelangt war.

Bei solcher Sachlage verlebten Pfeil und Lizzie, der das Couvert von Thürk ungesehen von den Hausewohnern zugesteckt worden war, eine sehr unruhige Nacht. Die Spannung, die mit der Be-

gehung verbundene Gefahr, und bei Lizzie die Gewißheit, daß dieser Anfang, wie er auch ausfiel, doch eben immer nur der Beginn schwerer Dinge sein werde, ließen sie nicht schlafen. Auch quälte das junge Mädchen die Vorstellung, Pfeil könne ihren Vorschlag falsch deuten. Die Abweichung vom Herkömmlichen beunruhigte sie, und mit einem Manne hinter dem Rücken der Eltern eine Unterredung herbeizuführen, lag gleichfalls wie ein schweres Vergehen auf ihr. Die Einsicht, daß alle konventionellen Formen nicht nur völlig bedeutungslos sind, sondern zu durchbrechen eine Pflicht sein kann, sobald es sich um ernste Lebensfragen handelt, in die selbst einzugreifen, Selbsterhaltung und höhere Moral vorzuschreiben, hatte noch keine Wurzel in ihr gefaßt.

Wie ein plötzlicher Regenschauer war's über sie gekommen. Unversehens sah sich dieses junge Geschöpf einer plötzlichen Entscheidung über ihr Schicksal gegenübergestellt, in deren Gestaltung sie nichts anderes erkannte als Dual und Grauen, auch kam's über sie mit entsetzlicher Klarheit, daß sie niemanden auf der Welt besaß, der ihr in dieser Not wirkliche, aufopfernde Liebe entgegenzutrug.

Arve war ihr zärtlich zugethan, aber Arve konnte ihr nicht helfen. Ihr die Hände zu reichen, war, wie sie annahm, nur einer im stande: Pfeil. Und daß am Ende schon am kommenden Morgen, bevor sie sich mit Pfeil unterredet hatte, das entscheidende Wort von ihrer Mutter gesprochen werden konnte, war ihr qualvoller Gedanke während der ganzen Nacht. Sie hatte sogar, um dem zu entgehen, überlegt, ob sie sich nicht bis Mittag krank melden könne. Aber dann war der Spaziergang — ohnehin schwierig zu bewertstelligen — ganz unmöglich.

St. Jürgen war ein südlich von der Stadt belegenes Dorf. Man erreichte es, wenn man einen aus einer der Nebenstraßen von Wisborg auslaufenden Landweg beschritt. Auf anderem Pfade ver-

mochte man dann das Centrum wieder zu gewinnen, und dieser wand sich zwischen einem reizvollen, mit Äckern, Wiesen und Gehölzen besetzten kleinen Landstrich hin.

Nähe dem letzteren, an der Biegung, wartete der Doktor bereits seit geraumer Zeit, als endlich Lizzie von Vardensteth in einem eng ansitzenden dunklen Kleide und Tüchchen, und um den ebenfalls dunklen Strohhut ein unter dem Kinn geknotetes schwarzes Spitzentuch geschlungen, vor ihm auftauchte.

Am Nu war Pfeil an ihrer Seite, ergriff stumm und ehrerbietig die dargebotene Rechte und wandte sich auf einem einsamen Wege, links vom Dorf, mit ihr in die Felder.

„Ihr Erscheinen befreit mich von der Unruhe, daß Ihnen meine Karte nicht eingehändigt oder in falsche Hände geraten ist, Baronesse. Dieser Genugthuung gebe ich zunächst Ausdruck,“ hub Pfeil, der, in einem flotten Promenadenanzug, mit Stod und mausgrauen Handschuhen, wie immer den Eindruck eines vollendeten Kavalliers hervorrief, an und neigte den Kopf leicht zu seiner Begleiterin hinab. „Darf ich fragen, ob Sie Schwierigkeiten hatten, sich zu entfernen?“

Lizzie bewegte einigemal schnell und eifrig den Kopf. Da sie nicht sprach, erschien das Geschehene noch inhaltreicher.

„Ah, das bedauere ich sehr!“ fiel Pfeil beunruhigt ein. „Bitte, erzählen Sie.“

Aber Lizzie machte eine kurz abwehrende Bewegung.

„Es ist ja erreicht, was ich wollte. Ich hätte denken können, daß meine Schwester mich beobachten würde; es war meine eigene Schuld.“

„Wie? Fräulein Arve legte Ihnen Hindernisse in den Weg?“

Lizzie bejahte stumm. Dann sagte sie, stehen bleibend und dem Doktor die Hand entgegenstreckend:

„Es ist ohne Belang. Aber nun hören Sie, bitte, und von vornherein, mißverstehen Sie nicht, zürnen Sie nicht, und sehen Sie es mir nach, wenn ich mich un-

geschickt ausdrücke. Ich erwähnte schon gestern, daß ich die Gewißheit habe, meine Eltern wollen mich mit meinem Vetter Krog verheiraten, und ich füge hinzu, daß schon der bloße Gedanke, diesem Manne anzugehören, mir Entsetzen einflößt. Da ich gar keine Macht besitze, nein zu sagen — natürlich, ich kann nein sagen, aber es wird mir nichts nützen —, so bin ich auf die Idee gekommen, Sie um die Erlaubnis zu bitten, erklären zu dürfen, daß wir seit geraumer Zeit Verlobte sind. Daß mein Vater das nicht ohne weiteres ignorieren wird, glaube ich annehmen zu dürfen, und jedenfalls habe ich dann einen stichhaltigeren Grund, mich dem Vorhaben meiner Eltern zu widersetzen. Freilich muß ich auch auf Ihren ganzen Beistand rechnen dürfen. Sie müßten, wie ich, die feierliche Erklärung abgeben, daß Sie nicht von mir lassen wollen; — daß ich Ihnen, sobald die Gefahr vorüber, Ihr Wort zurückgebe, ist natürlich. Wir erklären eines Tages, wir hätten doch eingesehen, daß wir nicht füreinander passen. Ich darf Sie darum um so mehr bitten, als, als —“

Wenn schon Pfeil mit ungemessenem Erstaunen dem vorherigen zugehört hatte, so ward er durch Lizzies plötzliches Abbrechen, dem sich tiefes Erröten und eine ungeheure Verlegenheit zugesellte, auch noch in die allergrößte Spannung versetzt. Kurz alles abschneidend und vorläufig nur darauf bedacht, bis zu Ende zu hören, sagte er:

„Ich bitte, verhehlen Sie mir nichts. Sie wollen ja eines Freundes Hilfe, da ist es nötig, daß nichts unangesprochen bleibt.“

„Nun ja!“ kamen fast überstürzt die Worte aus Lizzies Munde, und der schöne Kopf richtete sich mit einem Ansdruck von edlem Freimuth zu ihm empor. „Ich will alles sagen — also ich bitte schon deshalb, daß wir das vorgeschobene Spiel nicht unnötig verlängern, als ich ohnehin durch diesen Akt eine andere sehr beunruhigen und vielleicht kränken werde. Sie wissen, wen ich meine, und ich glaube zu

wissen, daß sie auch Ihnen nicht gleichgültig ist —“

„Wie? Sie meinen Arve, Ihr Fräulein Schwester?“ stieß Pfeil überrascht heraus.

Lizzie hielt die Augen gesenkt, dann schlug sie sie langsam fragend zu dem Doktor empor.

Aber sie begegnete einem völlig anderen Ausdruck, als sie erwartet hatte. Ein tiefer Ernst malte sich in seinen Zügen, und dann sagte er, während sie einen in ein Gehölz einmündenden Weg einschlugen, mit gemessener Entschiedenheit:

„Zuerst, Baronesse Lizzie, danke ich Ihnen. Sie haben mir durch Ihr Vertrauen Gefinnungen an den Tag gelegt, die mich sehr glücklich machen. Was aber Ihre Wünsche anbelangt, trage ich großes Bedenken, sie zu erfüllen. Sie sind, fürchte ich, ebenso unausführbar wie — zwecklos. Sind Sie der Meinung, daß Ihre Eltern auf der Verbindung bestehen werden, selbst wenn Sie Ihren Abscheu vor Herrn von Vaesle erklären, so wird auch die geheime Verlobung nichts nützen. Sie wird nur bewirken, daß Ihre Eltern mir das fernere Betreten ihres Hauses unterjagen und daß ich Ihnen ganz entriekt werde. Ich sollte meinen, daß Sie mit Ihren unterschiedenen Erklärungen durchdringen. Wie will man Sie zwingen? Man kann Sie doch nicht gefesselt an den Altar schleppen! Ich bitte, wie denken Sie sich die Ausführung Ihres Vorschlages in der Praxis? Wir sollen dann später erklären, wir hätten uns geirrt? Dann würden Ihre Eltern doch wieder auf die alten Pläne zurückkommen. Was ist Ihnen dadurch genügt? Ihr Vorschlag könnte nur dann einen Sinn haben, wenn wir uns wirklich angehören wollten. Da Sie mir aber sagen, daß — daß —“

Nun stockte der Doktor, und mit unruhig forschenden Augen blickte er auf Lizzie herab, die mit verwirrten Blicken neben ihm herschritt und eine nicht minder tiefe Erregung an den Tag legte.

Eine Weile gingen sie so stumm neben-

einander; keiner fand in der Unfreiheit seines Inneren das Wort.

Als nun aber Pfeil sah, daß sich Thränen in Lizzies Augen drängten, raffte er sich auf und sagte:

„Weinen Sie nicht, ich bitte, Baronesse. Beruhigen Sie sich, trocknen Sie Ihre Thränen, vergessen Sie, was ich sagte, und hören Sie, was ich Ihnen vorschlagen möchte. Wäre es, da Sie glauben, daß eine Einwirkung von meiner Seite auf Ihre Eltern nutzlos sein wird — ich muß gestehen, ich teile allerdings Ihre Ansicht —, nicht der richtige Weg, ich spräche mit Ihrem Herrn Vetter, riefen den Cavalier in ihm an und suchte ihn schon vor einer Werbung von seinen Absichten zurückzubringen. Als Grund für die Unmöglichkeit, Sie zu heiraten, würde ich angeben, daß Sie bereits im geheimen verlobt seien. Wenn er fragt, wer der Mann ihrer Wahl sei, werde ich ihn bitten, auf eine Antwort zu verzichten. Überhaupt müßte ich ihn, seinen Edelmut anrufend, zu unserm Verbündeten machen.“

Schon bei den ersten Sätzen hatten sich Lizzies Mienen aufgeheitelt.

„Ja, das wäre allerdings auch ein Gedanke!“ stieß sie lebhaft heraus. „Ja — ich danke Ihnen von Herzen — wenn das möglich wäre.“

Aber unmittelbar nach diesen Worten hielt sie schon wieder voll Zweifel inne. Indem sich der alte, trostlose Ausdruck in ihre Züge schlich, sagte sie, sich verbessernd:

„Und doch macht eines Ihren Plan unausführbar! Wenn Arrog sieht, daß ich für ihn nicht zu haben bin, wird er zweifellos um Arve werben. Die arme Arve! Ich weiß, sie denkt ebenso wie ich. Sie springt lieber ins Wasser, als daß sie unseren Vetter heiratet. Daß wir aber beide bereits verlobt seien, das können wir doch nicht sagen!“ schloß Lizzie, ihre Bedrückung abschüttelnd, mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Woraus schließen Sie eigentlich, liebe Baronesse,“ nahm Pfeil, ohne zunächst

auf ihren Einwand einzugehen, das Wort, „daß Ihr Herr Better mit der absoluten Absicht umgeht, eine von Ihnen beiden heimzuführen? Ist's nur eine sich bis zur Gewißheit erhebende Vermutung, oder haben Sie einen festen Anhalt dafür? Verzeihen Sie, daß ich so frage. Ich sollte denken, daß ein Mann, wie Ihr Herr Better —“

„Ja! Ich weiß es aus den Vorgängen, Herr Doktor,“ fiel Vizzie ein. „Ganz unumwunden gesprochen: ich fand, als ich mittags nach Pappas Fortgang in seinem Zimmer abtänzte, einen Brief auf dem Schreibtisch liegen. Als ich ganz arglos mit meinen Blicken darüber hinguß, fiel mein Auge auf einen Satz der umgefalteten zweiten Seite, in dem mein und meiner Schwester Name vorkam. Ohne mir auch dann noch etwas zu denken, guckte ich näher zu und beging darauf allerdings bewußt die Indiskretion, den Brief von Anfang bis ans Ende zu lesen. Denken Sie, ich bitte, deshalb nicht schlecht von mir. Es gehört sonst wahrlich nicht zu meinen Eigenschaften, dergleichen Ungehöriges als ausführbar auch nur zu denken, viel weniger es zu thun. Infolge des Inhalts, in welchem ausgesprochen war, daß mein Better lediglich hierherkomme, um eine von uns Schwestern als Frau mit sich zu nehmen, achtete ich natürlich sehr genau auf alles, was in der Folge geschah, und habe denn sowohl in dem Benehmen meiner Eltern, als auch in dem meines Betters nur zu sehr die Bestätigung der Absichten beider gefunden. Natürlich, ich kann ja nicht unbedingt sagen, ob Krog, wenn ich seinen Antrag ablehne, um Arve werden wird, aber alle Anzeichen weisen darauf hin, daß er entweder die eine oder die andere von uns Bardenfleths heiraten will. Da meine Eltern und er es aber offenbar zunächst auf mich abgesehen haben, so werden sie mich zwingen, ja zu sagen. Ich höre schon meine Mutter reden, da giebt's gar keinen Widerspruch.“

Pfeil hatte den Auseinandersetzungen Vizzies sehr aufmerksam zugehört, und sie

überzeugten ihn durchaus. Auch wußte er, daß Franenininstinkt in solchen Dingen nie täuscht.

Da sich nun aber dadurch sein Vorschlag nur als ein bedingt guter herausstellte, war er zunächst ratlos und sagte:

„Was meinen Sie denn, Fräulein Vizzie, was geschehen soll? Vergessen Sie aber gütigst nicht, daß Ihr wohl sehr zutreffender Einwand auch in Kraft tritt, wenn ich Ihrem Plan zustimme. Erklären wir, daß wir insgeheim verlobt sind, so wird also — nach Ihren Ausführungen — Ihre Schwester einem Antrage auch nicht entgehen können. Das mögen Sie wohl bedenken!“

„Ja — freilich — da haben — Sie recht — In der That —“ kam's kleinstmütig aus Vizzies Munde. Und dann plötzlich sich wieder anders befindend: „Und doch nicht, lieber Herr Doktor! Ich meine so: Wenn Sie vorher mit ihm sprechen, so läßt er seinen Plan fallen, um mich anzuhalten. Lassen wir ihn aber — nach meinem Vorschlag — die Werbung aussprechen und folgt dann die Erklärung, so wird er sich doch wohl befehlen, Arve zu fragen. Er würde ja sofort entwaffnet sein, wenn sie ihm erwiderte: ein Mädchen sei keine Ware, die man nach Belieben tausche! Die natürlichste Selbstachtung, aber auch die menschlichen Gepflogenheiten schließen aus, daß ein Mann der guten Gesellschaft einem Mädchen dergleichen bietet. Sollte es aber geschehen, hat Arve eine ganz andere, ja, sie hat dann überhaupt eine Handhabe, nein zu sagen. Einer Verletzung der Form werden auch meine Eltern sich widersetzen. Es ist doch einmal so, daß die Formen über den Inhalt gestellt werden.“

Pfeil antwortete nicht gleich; er dachte nach. Er mußte abermals zugestehen, daß Vizzie recht hatte, aber andererseits waren sie nun wieder genau auf denselben Punkt zurückgekehrt, von dem sie ausgegangen waren. Er sollte seine Zustimmung zu einem Schritt geben, etwas als Thatjache hinstellen, was ihn in den

Augen des Justizrats und seiner Frau nur herabsehen konnte, dessen Wirkung auf die Beteiligten aber zweifelhaft blieb und dessen endliche Lösung für ihn persönlich eine grenzenlose Unbefriedigung mit sich führen mußte. Der Gedanke, dieses schöne, kluge Kind freiwillig wieder zu lassen, erfüllte ihn schon im voraus mit Empfindungen größter Qual, und unter solchen wäre er am liebsten vor Lizzie hier gleich niedergeglitten und hätte ihr eine Erklärung gemacht. Das aber zu thun, hielt ihn seine ritterliche Gesinnung ab. Die Situation sich zu nuße zu machen, vermochte er nicht über sich zu gewinnen, und davon abgesehen, erschien ihm auch eine Werbung von seiner Seite völlig aussichtslos. Sie liebte ihn nicht; sie dachte nicht daran, sich wirklich mit ihm zu verloben! Würde sie für ihn wie er für sie empfinden, hätte sich ja jetzt eine Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Gefühle geboten, dann würde sie auch früher schon ein wärmeres Interesse für ihn an den Tag gelegt haben. Sie hatte ihn nie gesucht, nur gezeigt, daß sie auf seine Aufmerksamkeiten Wert legte, daß sie gern sich mit ihm unterhielt.

Alles war, wie meist im Leben, gegen Wunsch und Erwartung. Arve liebte ihn, aber er fühlte sich weniger zu ihr hingezogen. Was man hatte, das konnte man nicht gebrauchen, und was man brauchte, hatte man nicht. Das war die zutreffende alte Goethesche Weisheit. Ohne noch schlüssig zu sein, aber um eine Peinlichkeit durch neue Paufen nicht aufkommen zu lassen, sagte Pfeil:

„Nun gut denn, teure Baronesse, fassen wir also einmal das ins Auge, was Sie ursprünglich wünschten. Nicht wahr, ich verstand Sie recht: Sie wollen Ihres Veters Antrag ohne vorherige Gegenwirkung an sich herantreten lassen und dann erklären, Sie hätten sich mit mir im geheimen verlobt? Das wäre das eine. Und wenn dann Herr von Waeske unverrichteter Sache wieder abgereist ist, wollen Sie Ihren Eltern erklären, Sie hätten sich in Ihren Gefühlen zu mir ge-

irrt, und auch ich sei bereit, von der Verlobung zurückzutreten. Welche Gründe meiner Gesinnungsänderung meinen Sie denn, daß ich seinerzeit vorbringen soll?“

Bisher hatte Lizzie zustimmend den Kopf bewegt, jetzt aber seufzte sie auf.

Sie war nicht ratlos, aber sie war betroffen. Sie fühlte, welche unmögliche Rolle sie Pfeil zumutete. Einem Manne wie ihm solchen Kammerdienerdienst aufzubürden, war ein starkes Verlangen; gerade in der endlichen Konsequenz stolperte ihr Zartgefühl über die ganze Sache. Sie hatte etwas Romanhaftes; im wirklichen Leben geriet jemand nicht auf so Abenteuerliches.

Aber sie konnte ihm doch nicht sagen: Ich werde mir's überlegen, ob ich deine Braut bleiben, deine Frau werden will; sie wußte nicht, mit welchen Empfindungen er ihr gegenüberstand, ob schon ihr ahnte, daß sie ihm nicht gleichgültig sei. Auch war sie sich selbst noch nicht völlig klar über ihre Gefühle, und endlich, und darin lag der Schwerpunkt: ihre Schwester Arve liebte ihn ja! Wie durfte, wie konnte sie in das Glück ihrer Schwester eingreifen?

So entstanden aus der Fülle der Gedanken, Erwägungen und Eindrücke in dem jungen Geschöpf gerade durch diese Frage wieder die schwersten Zweifel, ja, so hoffnungslos schien ihr plötzlich alles und jegliches, daß sich aus dem bisher sinnend niedergeschlagenen Auge ein paar schwere Thränen stahlen.

Und dann sagte sie demütig:

„Ihre Frage führt mir ins Gewissen, wie viel ich doch eigentlich von Ihnen verlange, Herr Doktor, sie verbirgt auch von neuem Ihre nicht überwundene Abneigung gegen das, was ich von Ihnen erbitte. Ich gebe zu, mein Wunsch erheischt ein zu großes Opfer. So muß und will ich denn verzichten und mich in mein Schicksal fügen. Ich fühle, Sie haben recht. Ichbürde Ihnen ein ungünstiges Urtheil der Welt auf; ich erschwere Ihren Lebensweg und vernichte so auch sicher —“

Sie unterbrach sich. Es kam über sie, daß sie kein Recht hatte, Arves Stellung zu Pfeil preiszugeben, er konnte es auch als eine aufbringliche Unzartheit deuten; und endlich ergriff sie auch in diesem Augenblick ein heftiger Schmerz, daß Arve einen Anspruch an den Doktor erhob.

Pfeil aber, von Liebe und edelmütigen Regungen fortgerissen, ergriff, nachdem sie geendet hatte, ihre Hand, zwang sie durch seine Blicke, ihr Antlitz emporzuheben, und sagte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit:

„Nein, nein! Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben, Baronesse. Ich bin bereit, zu thun, was Sie wünschen, und alle Folgen zu tragen. Nur eines bitte ich Sie: lassen Sie Ihr unvergleichliches Herz noch einmal sprechen, wenn der Augenblick der Trennung kommt. Lassen Sie mich nicht ganz ohne Hoffnung, wenn ich jetzt Ihr Verbündeter werde. Wollen Sie, Fräulein Lizzie?“

Eben bogen sie um die Ecke eines ab-

gelegenen, mit Gras bewachsenen und dadurch den Eindruck einsamer Verlassenheit erhöhenden Feldweges. Ringsum herrschte ein feierliches Schweigen, das nur einmal unterbrochen ward durch ein heimliches Vogelgezwitscher und durch das Rascheln eines kleinen Getiers in dem ausgetrockneten Graben der Wälle.

Und diese Stille und dieser Friede wirkte auf beider Seelen; die Natur weckte sehnsuchtsvolle Empfindungen, ein heißer Drang nach Annäherung ergriff ihr Inneres, ohne daß ihre Zungen sich lösten.

Pfeil vermochte nicht zu ergründen, was Lizzie bewegte. Mit niedergeschlagenen Augen, die Lippen fest zusammengepreßt, schritt sie neben ihm her, und erst als er den Inhalt seiner Frage wiederholte und als sie dann, das Haupt erhebend, ihn mit einem unruhig irrenden, stehenden Blick anschaute, einem Blick, in dem zu lesen stand: Darf ich, wenn ich auch wollte, dir antworten? glaubte er zu finden, wonach sein Herz verlangte.

(Fortsetzung folgt.)





Gustav Spangenberg.

von

Ludwig Pietsch.



Auf der akademischen Kunstausstellung zu Berlin im Herbst 1860 wurde die Aufmerksamkeit der Besucher gleich im ersten langen Saal durch ein merkwürdiges Gemälde gefesselt, das die Phantasie des Beschauers unwiderstehlich gefangen nahm und ihn lange in seine Betrachtung gebannt hielt. Es war die Darstellung einer Scene aus der alten Sage vom Rattenfänger von Hameln; eine wunderbare Kunstschöpfung voll bänglich unheimlicher, düster poetischer, ahnungsvoller Stimmung. Eine eigentümlich berückende

und zugleich durchschauende Wirkung ging davon aus. Der Rattenfänger erscheint hier nicht als lustiger, verführerischer, wilder Gesell. Er gleicht vielmehr einem dämonischen, nahen Verwandten des Herrn der Ratten und der Mäuse. Auf dem Haupte mit dem scharf geschnittenen, mephistophelischen Gesicht trägt er eine große, breit aufgeschlagene, mit dunklem Pelz besetzte Mütze, wie man sie auf den Köpfen niederländischer Männer aus dem Zeitalter der van Eycks und des Menling sieht, über der dies Antlitz rings umrahmenden Kapuze seines tief-

roten, weiten, langen, talarartigen Oberkleides. Langsam dahin und dem Beschauer entgegen aus dem Wilde heransschreitend, bläst er auf einer altertümlichen Sackpfeife, aus der zwei lange Rohre gleich Hörnchen über seinem Haupte aufragen, die Weise, welche die Seelen aller der ihn umdrängenden, ihm willenlos folgenden Kinder bannt und umstrickt. Man sieht es ihnen an, daß viel weniger kindliche Neugier oder Lust an der Musik es ist, was sie zwingt, sich um ihn zu scharen, als eine räthelhafte Zaubermacht, der jeder Widerstand unterliegt. Bei dem einen, fast schon zur zierlichen Jungfrau herangereiften, reich gekleideten Patricierdöchterchen steigert sich die Verzauberung bis zum Taumel. Schlingt das Mägdlein doch den Arm um den Hals des wilden, braunen, rothofigen, schwarzäugigen Zigeunerburschen, der seinem Meister Rattenfänger auf hoher Stange einen Korb mit getödeten Ratten wie ein Panier vorantreibt. Allen diesen Kindern aber ist außer dem Ausdruck der Verzauberung und des Gebanntheits auch das Gepräge einer alten, längst verklangenen Zeit gemeinsam. Nicht nur ihre Tracht, auch die Typen ihrer Gesichter, ihre Haltung, ihre Bewegungen haben etwas ganz spezifisch Mittelalterliches, etwas „altertümlich Niederländisches“, wie die Häuser und Menschen der verfunkenen Stadt auf dem Meeresgrund in Heines Gedicht. Ängstlich schüchtern steht ein kleines Geschwisterpaar links zur Seite des Juges und blickt traurig auf die Schar der anderen Kinder hin. Auch diese beiden werden sich lehteren anschließen und den Klängen der Sackpfeife folgen müssen. Auf der anderen Seite sieht man eine Mutter, welche ein scharfer Seitenblick aus den dunklen Augen des Zaubermannes trifft, mit dem Kleinsten auf dem Arm, einem anderen Buben an der Hand, eilig dem Walde zusiehn, um ihre Kinder zu retten, deren älteres die Hand verlangend nach dem Pfeifer ausstreckt, den blonden Kopf nach ihm hinwendet und nur durch einen festen

Griff der mütterlichen Hand gehindert wird, mit den anderen Kindern ihm nachzulaufen. So bewegt sich der seltsame Zug, die Stadt mit ihren Thürmen und Mauern im Dufte der Ferne und des Abends hinter sich lassend, in der beginnenden Dämmerung eines Novembertages dahin. Eben tritt er in den Schatten des von Rebellen durchzogenen herbstkahlen Waldes ein, dessen graue Stämme die Kinderschar gepeinigend umdrängen und ihre entblätterten Äste ihr entgegen zu strecken scheinen. Der zart gedämpfte, nachleuchtende Glanz des Abendhimmels da hinten über der Stadt streift nur wenig die äußersten Ranten der Gestalten, deren große, geschlossene Hauptmasse sich dunkel von dessen Helligkeit abhebt. Innerhalb dieses düsteren Gesamttones sind dennoch alle Gestalten mit den fein individualisierten Kinderköpfchen im klaren Helldunkel durchgeführt. Mit seinem reichen, echt poetischen Stimmungsgehalt verbindet das Bild eine vorzügliche, allseitige künstlerische Durchführung. Ein besonders zur Zeit seines Erscheinens noch ziemlich ungewöhnliches malerisches Können gab sich darin kund. Es machte auf mich persönlich den tiefsten Eindruck, zu dessen Unauslöschlichkeit freilich der Umstand nicht wenig beigetragen hat, daß ich es damals im Auftrag der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ auf Holz für den Schnitt, und zwar ohne die Hilfe und Stütze einer Photographie, welche leider nie davon aufgenommen worden ist, mit allem Fleiß kopiert habe. Es war eins von den Kunstwerken, welche den Namen ihres Urhebers sofort unmittelbar in die Reihe der besten zeitgenössischen Künstler erheben. Man erfährt, daß der Maler dieses „Rattenfängers“ seit zwei Jahren in Berlin seinen Wohnsitz genommen und hier das Bild ausgeführt habe.

Eine bewegte, wohlgefüllte, arbeitsvolle und glückliche Jugendzeit lag hinter ihm. Er war nicht in Berlin geboren, sondern ein Hamburger Kind. Sein Vater, ein medlenburgischer Arzt, war der Leibmedikus des Herzogs Ferdinand von

Braunschweig gewesen und hatte diesen — „die Stirn vom Hieb gespalten, der ihn bei Jena traf“ — nach Altona begleitet, in dessen Nähe er, der todwunde Feldherr, bekanntlich unter den Linden des Kirchhofes zu Ottenen „Ruh im Grabe fand“. Später wurde Dr. Spangenberg Leibarzt der Königin von Westfalen. Nach dem Ende der westfälischen Herrlichkeit nahm er seinen Wohnsitz in Hamburg. Die Gattin, mit der er sich in zweiter Ehe vermählt hatte, schenkte ihm zwei Söhne, den älteren, Louis, den Landschaftsmaler, und 1827 Gustav, den Maler des „Rattenfängers“. Als dieser fünf Jahre alt geworden war, nahmen die Eltern ihn nach Italien mit, wo sie während der nächsten fünf Jahre blieben. Der Vater fand dort im Süden nicht die erhoffte Genesung der an ihm nagenden Krankheit. Er starb 1837 zu Rom. Seine Witwe kehrte mit den Kindern nach Hamburg zurück. Die Verhältnisse der Familie gestatteten es, den Söhnen die beste Erziehung und Auszubildung zu teil werden zu lassen. Sie waren immer in der nicht jedem jungen Künstler gewährten glücklichen Lage, jedweden schönen Trieb Genüge leisten zu können, und hinsichtlich ihrer Berufswahl durften sie ihrer Neigung folgen, ohne zuvor gegen irgend einen Widerstand oder sich entgegenstellende Hindernisse kämpfen und sie besiegen zu müssen. Der ältere Bruder widmete sich zuerst dem Studium der Architektur und des Ingenieurwesens. Gustav, der jüngere, ließ über seine Lust und seinen Beruf zum Zeichnen und Malen schon als Knabe keinen Zweifel. Er empfing den ersten Unterricht durch den bekannten originellen Hamburger Maler Hermann Kauffmann, der sich besonders in der Darstellung von verschneiten Winterlandschaften, belebt mit Szenen des Baumfällens im Walde, oder mit sich mühsam in schneebedeckten, ausgefahrenen Landstraßen fortarbeitenden, mit gefällten Stämmen beladenen Bauernwagen und Gespannen auszeichnete. In seinem siebzehnten Jahre wurde Gustav Span-

genberg auf die Hanauer Zeichenakademie gegeben, wo er unter der Leitung Pellißiers seine ersten akademischen Studien machte. Aber großen Nutzen und Erfolg scheint der dortige Unterricht ihm nicht gewährt zu haben. Im Jahre 1849 ging er nach Antwerpen, dessen Akademie damals bei den deutschen Künstlern im Ruf der besten Hochschule der Malerei stand. Dieser Ruf, den sie übrigens mit der von Brüssel teilte, hatte seine Hauptwurzel in dem damals noch immer fort- und nachwirkenden gewaltigen Eindruck, der durch die Ausstellung der beiden großen belgischen Bilder „Die Abdankung Karls V.“ von Gallait und „Das Kompromiß der Edlen“ von de Biefve im Jahre 1842 in verschiedenen deutschen Städten auf die ganze gebildete und kunstfreundliche Gesellschaft unseres Vaterlandes hervorgebracht worden war. Die junge Künstlergesellschaft zumal, insofern sie nicht zu den Fahnen der Münchener Idealisten und Kartonzzeichner, des Cornelius, Kaubach, Schwind, Schnorr von Carolsfeld und Genossen schwur, lebte der innigen Überzeugung, daß man nur in den blühenden belgischen Kunstschulen und Ateliers oder in Paris das Malen erlernen könne, in dessen Geheimnisse kein lebender deutscher Meister eingedrungen sei. Daß das erwartete Heil in der Akademie zu Antwerpen nicht leichter zu finden sei als im Vaterlande, erkannte der junge Spangenberg während seines dortigen Aufenthaltes bald genug. Aber was er dort fand, waren ein paar begabte junge deutsche Landsleute, die in demselben Glauben wie er hierher gepilgert waren: Karl Hausmann und Wilhelm Bindenschmidt. Mit denen that er sich zusammen, um im selbständigen Naturstudium in der Werkstatt sich das zu erwerben, was ihnen der akademische Unterricht nicht geben zu können schien. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Belgien entschloß Spangenberg sich, ebenso wie diese beiden Genossen, Antwerpen mit Paris zu vertauschen, wo damals das Atelier Coutures des jungen Künstler aller Nationen mit unwidersteh-



Luther im Kreuze seiner Familie. Nach dem Gemälde von Gustav Spangenberg.

licher Anziehungskraft herbeilodte. Die Kunst, oder richtiger die Maltechnik des Meisters der „Romains de la décadence“, seines 1846 gemalten und nie wieder

auch nur annähernd von ihm erreichten einzigen Hauptverles seines Lebens, sollte nach dem allgemein verbreiteten Künstlerglauben viel Künste übersteigen. Noch größer als die eigene produktive Kraft Coutures wurde seine Fähigkeit als Lehrer geschätzt. Er sollte es verstehen, das eigene außerordentliche Können auch auf seine Schüler zu übertragen. Bis zum Schluß des Coutureschen Ateliers zu Anfang 1863 hat sich dieser feste Glaube bei der deutschen Malerjugend unerschütterter erhalten, über den wir heute mitleidig lächeln. So trafen denn auch Spangenberg und seine beiden Freunde in Paris manche andere junge deutsche Genossen, die dort hingekommen waren, um sich gleichsam die höheren Weihen als Maler in der glänzenden Hauptstadt der Civilisation zu erwerben. Ludwig Knaus, Feuerbach, Viktor Müller, W. Genz, R. Henneberg und Spangenbergs Bruder Louis, der das Studium der Architektur gegen das der Landschaftsmalerei aufgegeben hatte, fanden sich dort zusammen — ein so stattlicher Kreis großer, junger deutscher Talente, wie er noch einmal schwerlich in Paris vereinigt gewesen ist.

Nur kurze Zeit hat Gustav Spangenberg in Coutures Atelier gearbeitet. Er mochte dort bald erkennen, daß ihm mit der Überlieferung von malerisch technischen Rezepten wenig geholfen sei und daß er sich das, was ihm als das Wesentlichste in der Kunst erschien, nur durch eigenes Suchen und nicht durch fremde Lehren und Vorschriften erwerben könnte. Seiner ganzen Anlage und Sinnesrichtung nach galt ihm auch in der Malerei die gründlich verstandene Form höher als das Kolorit. Um jenes Verständnis mehr und mehr in sich auszubilden, trat er in Paris in die Werkstatt des Bildhauers Trichetti ein, wo er mit großem Eifer zeichnete und nach der Natur modellierte. Auf die Entwicklung und die Kunstweise keines der zu jener Zeit in Paris versammelten jungen deutschen Maler hat die französische Malerei ihrerzeit einen geringeren Einfluß ausgeübt als auf Gustav

Spangenberg. Der Samen, welchen sie austreute, fand in seiner Seele einen wenig sympathischen Boden. Aber er dankte dem Pariser Studium dennoch eine große und wichtige Errungenschaft: die strenge und sichere Zeichnung, worin die französische Schule damals noch allen anderen überlegen war und ihren größten Stolz suchte. Gustav Spangenbergs Meister und Vorbilder waren und blieben sein Leben lang mehr als alle Modernen die großen deutschen Maler der Renaissance: Albrecht Dürer und Holbein. Des ersteren im tiefsten sinniges und gemütvolltes, ernstes, grüblerisches, nachdenkliches Wesen, seine Neigung zum Phantastischen und Seltsamen, seine und Holbeins Strenge im Zeichnen und im Studium der lebendigen Naturformen entsprachen genau der eigensten Geistesart, Richtung und Neigung Spangenbergs. Aber er wußte die Bedeutung der Farbe in der Malerei darum nicht weniger zu schätzen, und nicht minder eifrig als die Werke jener Lieblinge studierte er während seines Pariser Aufenthaltes und seiner Reisen; die er in den folgenden Jahren nach Holland und über Südfrankreich nach Italien antrat, die Werke der großen Koloristen. Nach längerem Aufenthalt in Venedig und in Rom, wo er wieder mit Ludwig Knaus zusammentraf, kam er im Jahre 1858 nach Berlin; gemeinsam mit seinem Bruder Louis schlug er hier seinen dauernden Wohnsitz auf. Auch mehrere von seinen Pariser Studiengenossen, Genz, Knaus, Henneberg, ließen sich hier nieder. In Berlin verheiratete er sich im Jahre 1862 mit einer jungen Dame, Fräulein von Lancizolles, deren eigenstes Wesen und Geistesrichtung dem und der seinigen innig harmonisch war. Auf dem Boden eines beglückten Familienlebens entfaltete sich sein schöpferisches Talent zur schönsten Blüte und trug reiche und erquickende Frucht. Freilich warfen in dieses glückliche und befriedigte Dasein grausame Schicksalsschläge, wie der Verlust geliebter Kinder, manchen trüben, düsteren



Zum Schreien. Nach dem Gemälde von Gustav Spangenberg.

Schatten. Aber gerade im Schmerz und durch denselben vertiefte sich Spangenberg's Schaffen nur noch mehr und mehr.

Seine Kraft ist durch diese Heimsuchungen und durch das bittere Seelenleid in ihrem Gefolge nie gemindert, geschweige denn

gebroschen worden. Aber der schwermütige, herbe Ernst, zu dem sein Wesen von jeher neigte, empfing unzweifelhaft dadurch neue Nahrung und Klang in seinen Gemälden in immer ergreifenderen Tönen aus.

Dem Bilde des Mattenfängers, mit dem er sich zuerst in Berlin eingeführt hatte, war drei Jahre zuvor, während des Pariser Aufenthaltes Spangenberg's, ein Gemälde vorausgegangen, das in man-



Studienkopf in schwarzer Kreide.

chen Motiven viel Verwandtes mit jenem hat. Es stellt eine Wallfahrt dar, die sich in langem Gestaltenszuge bei beginnender Abenddämmerung über eine Ebene dahinbewegt. Wiederholt noch sehen wir dies Motiv des Zuges in späteren Hauptwerken des Künstlers wiederkehren.

Da die akademischen Kunstausstellungen zu Berlin damals nur immer in Zwischenräumen von zwei Jahren aufeinander folgten, so gelangte erst wieder im Jahre 1862 ein Gemälde von Gustav Spangenberg zur öffentlichen Schau. Auch sein

Gegenstand war wieder der Welt des Sagen- und Spukhaften entlehnt. Der Hexensabbath auf dem Gipfel des Blockberges war es, was dies Bild, anlehnend an die Walpurgisnachtszenen in der Goetheschen Faustdichtung, schildert. Zwischen den um ihre Feuer hochenden und im tollen Reigen durcheinander wirbelnden Gruppen von „jungen Hexen, nackt und bloß, und alten, die sich klug verhüllen“, im Dämmerchein des von lichten

Wolken umschleierten Mondlichtes, das, mit dem flackernden roten Licht jener Feuer zusammenwirkend, manigfaltige und interessante Effekte auf den phantastischen Gestalten der hier hochenden, dort tanzen und durch die Luft daher gefahren kommenden Gestalten hervorruft, fehlt auch nicht der „Junker Roland“ im roten, goldgestickten Kleide und Mäntelchen von starrer Seide; nicht sein gelehrter Freund und Gast bei dieser höllischen Sabbathfeier. Neugierig und begehrt werden sie von der unheimlichen Gesellschaft umdrängt, deren Belästigungen Mephisto mit kräftigen

Fußritten von sich abzuwehren sucht. Ebenso wenig fehlt auch das traurige Gespenst des guten Gretchens mit dem roten Streifen um den Hals „so breit als wie ein Messerrücken“. In diesem Bilde bewies Spangenberg eine bei ihm kaum vorausgesetzte Kraft der Darstellung wild bewegter Gestalten und die Kunst, auch solchen koloristischen Aufgaben wie die vollaufgerecht zu werden, welche ihm durch jene gleichzeitigen Mond- und Feuerbeleuchtungen gestellt wurden.

Den stärksten Gegensatz zu dieser phan-

taftischen, bewegten Schilderung des nächtlichen Teufels- und Hegenfestes bildet das Gemälde, welches im Auftrage des Vereins für historische Kunst bereits ein Jahr zuvor gemalt worden war: der „Johanniabend in Köln“. Den Gegenstand hatte Spangenberg in einer von Jakob Grimm auf Schiller gehaltenen Gedächtnisrede gefunden. Die betreffende Stelle lautet: „Als Petrarca vor schon fünfhundert Jahren von Frankreich aus zu Köln, damals der größten deutschen Stadt, unseren Boden betrat, zog ihn ein Schauspiel an, wie es seine Augen nirgendwo erblickt hatten. Es war Johanniabend. Er sah Scharen des Volkes wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern umgürtete Frauen ihre weißen Ärmel aufstreifen und, zum Strome tretend, unter Gesängen, unter leise gemurmelten Sprüchen, diese Kräuter in die Flut werfen. Auf sein Befragen erfuhr dann der fremde Gast, es sei ein althergebrachter Brauch, den man alljährlich wiederhole und auch in künftigen Zeiten nicht unterlassen dürfe; dem Volke gelte für wahr, daß mit den eingeworfenen, rheinab fließenden Kräutern alles Unheil des nächsten Jahres weggeschwemmt werde.“ Auf diesem Bilde ist alles stiller, heiliger, wehevoller Frieden. Schlankes Jungfrauengestalten, junge Ehefrauen, würdige Matronen, liebliche Kinder in den Trachten jener Periode des Mittelalters sehen wir meist feierlichen Schrittes wie zu einer heiligen frommen Handlung zum Ufer des Flusses daher geschritten kommen, um Laub, Zweige, Blätter und Blumen in seine Flut zu streuen. In der Luft verdrängt bereits die beginnende Dämmerung die Helligkeit des längsten Tages. Als schattenhafte Sil-

houette ragt über den Mauern des heiligen Köln und ihren schweren Türmen der damals schon erbaute hohe Chor des Domes in den Abenddunst und Nebel auf. Ein seltsamer, poetischer Zauber ist auch diesem Bilde gegeben; ein Hauch des Märchen- und Sagenhaften darüber hingebreitet, wenn der Maler sich auch ersichtlich bemüht hat, ein möglichst treues



Fig. 37

Studienkopf in schwarzer Kreide.

und wahres Sittenbild aus dem Leben des deutschen Rom in jener fern hinter uns liegenden Periode deutscher Vergangenheit zu geben.

In sichtbare Erscheinung tritt das gespenstische oder märchenhafte Element wieder auf einem anderen Bilde, welches 1864 vollendet wurde. Es ist von kleinerem Umfang und zeigt eine junge Hausfrau und Mutter aus Holbeins Tagen, in der treulich nachgebildeten Tracht dieser Zeit, im Erker des traulichen Stübchens, durch dessen Bußenscheibensfenster

das Sonnenlicht gedämpft in den altertümlichen Raum einstrahlt, an der zu ihren Füßen stehenden Wiege ihres Säuglings bei einer Handarbeit sanft eingeschlummert sitzen. Die Minuten, während welcher die wachsam Augen der Mutter sich im Schlaf geschlossen haben, benutzen ein paar Hauszwerge, bärtige Heinzelmännchen, um, schwerlich in böser und feindlicher Absicht, den kleinen Schläfer in seinem Bettchen nach Herzenslust zu betrachten. Das Bild ist mit einem wahrhaft Holbeinschen Fleiß und der entsprechenden Freude an der Detailausführung gemalt und das märchenhafte Element mit dem realistischen darin sehr glücklich verschmolzen.

Von ganz anderer Art wieder ist das von jedem phantastisch märchenhaften Zusatz durchaus freie, lebenswürdige Genrebild, welches im folgenden Jahre, 1865, aus Spangenberg's Werkstatt hervorging: „Der Förster und seine Töchter.“ Es ist eine einfache Familienszene ohne jeden eigentlichen Vorgang. Der Förster, eine kräftige Weidmannsgestalt, sitzt abends in seinem Heim am Tisch bei der Lampe, welche dem Fleiße seiner beiden anmutigen Töchter, blühender junger Mädchen, leuchtet. Der Effekt des Lampenlichtes im Raum auf den drei Gesichtern und den Gegenständen im Zimmer ist liebevoll studiert und wahr wiedergegeben. Aber mehr noch beruht der Eindruck des Bildes auf dem feinen seelischen Leben, das auf den Gesichtern der umstehenden Gestalten zum Ausdruck kommt. Dies Bild steht in seiner Art unter den Schöpfungen seines Malers ziemlich allein. Meines Wissens hat er Menschen aus seiner eigenen Zeit kaum anders als im Bildnis dargestellt. Wenn er sich bis dahin vor allem in die Welt der Sage und des Märchens oder das Leben aus einer für uns beinahe schon sagenhaft gewordenen geschichtlichen Zeit verjunkt hatte, so begannen nun von der Mitte der sechziger Jahre an die Ereignisse und die Menschen des Zeitalters der deutschen Reformation sein Denken und

seine Darstellungskraft und -lust fast ausschließlich zu beschäftigen und für sich in Anspruch zu nehmen. Den Schilderungen aus dieser großen und ruhmvollen Epoche widmete er fortan sein Talent mit begeisterter Liebe und voller Hingebung. Martin Luther war es vor allen, den sich Spangenberg zu seinem Lieblingshelden wählte. Diesen deutschen Mann mit dem Einsetzen seiner ganzen künstlerischen Kraft unserem Volk wieder wahrhaft lebendig zu machen, seine Person und sein ganzes Sein sinnlich anschaulich und überzeugend den Deutschen zu schildern, erschien Spangenberg als eine der schönsten, würdigsten und heiligsten Aufgaben des deutschen Malers, zu deren Lösung gerade er volle Ursache hatte, sich vor vielen berufen zu glauben.

Um die Mitte der sechziger Jahre begann er jenen Cyklus von Gemälden aus dem Leben Luthers, in denen er diese Absicht mit seinem besten Können verwirklicht hat. Dieser Cyklus umfaßt die Bilder: Luther als Knabe in der kurrende singend, Luther im Kreise seiner Familie, Luther bei der Bibelübersetzung, Luthers Einzug in Worms, Luther als Junker Georg in der Schenke zum Bären mit den Schweizer Studenten sich unterhaltend und Luther als Knabe im Hause der Frau Cotta. Zwischen diesen Lutherbildern entstand das einem anderen hervorragenden echt deutschen Manne aus dem Reformationszeitalter, dem trefflichen Hans Sachs, gewidmete Gemälde, das den Dichter und Schuhmacher in seiner Werkstatt darstellt, seiner Familie, seinen Hausgenossen und Freunden eine neue Dichtung vorlesend. Es ist ein treues, gemüthvolles Sittenbild aus dem Leben des deutschen Bürger- und Handwerkerhauses zu jener Blütezeit Nürnbergs, welche mit der Reformationsperiode zusammenfällt.

Von tiefster Gemütsinnigkeit erfüllt ist das Bild „Luther im Kreise seiner Familie“. Das eigene Familienglück, das dem Künstler in so vollem Maße zu teil geworden war, hatte ihm den Sinn

für die Weiße und Schönheit des häuslichen und Familienlebens erschlossen oder

Bilde sehen wir ihn im trauten Gemache mit dem grünen Kachelofen bei seiner



Das Irtrich. Nach dem Gemälde von Gustav Spangenberg.

doch noch geschärft, dessen leuchtendes klassisches Muster und Beispiel Martin Luther in dem seinen für unser Volk für alle Zeit hingestellt hat. Auf diesem

lieben Ehehälste Katharina und seinen kleinen Buben und Mädchen sitzen, deren frommen kindlichen Chorgefang er auf der Laute begleitet, zur herzlichsten Er-

banung seines lieben Gastes, Freundes und Mittkämpfers Melancthon, welcher dieser Hausmusik in stiller Freundigkeit lauscht. In voller Realität, in überzeugender, psychologischer und kulturgeschichtlicher Wahrheit sind hier die großen und kleinen Menschen jener Tage dargestellt. Gerade das Strenge und Harte in der Malweise Spangenberg's, was der eigentlich koloristischen Haltung, Stimmung und Wirkung seiner Gemälde zuweilen hinderlich wurde, vermehrt nur noch den Eindruck der Echtheit des Zeitcharakters in diesem Lutherbilde und den anderen des Cyklus.

Dasjenige, welches diesem 1866 vollendeten zunächst folgte (1870), zeigt den Reformator in seinem Arbeitszimmer zu Wittenberg, mit der großen Aufgabe der Bibelübersetzung beschäftigt. Seine Freunde und Mitarbeiter am Werk der Kirchenverbesserung, Melancthon, Vugenhagen, Justus Jonas, Mathesius und Köhler, umgeben ihn. Auch ein gelehrter Rabbiner ist hinzugezogen, um den gemeinsamen Beratungen über den hebräischen Urtext eines Buches des Alten Testaments beizuwohnen und dem Übersetzer als Schrift- und Sprachkundiger in schwierigen Fällen als sachverständigster Anseher zur Seite zu stehen.

Im Jahre 1872 folgte das lebenswürdige Bild „Luther als Knabe im Hause der Frau Cotta“, welches mehr als die anderen Lutherbilder das Gepräge einer freien Dichtung trägt und ganz erfüllt ist mit der Poesie des Hauses, in welchem Frömmigkeit, Sitte und herzliche Liebe walten. In solcher reinen und warmen geistigen Luft sind diese jungen Mädchen und Kinder erwachsen, welche den stillen, ernsten, schönen Knaben im Klosterhäckerleide so zutraulich umgeben, mit freundlicher Bewunderung betrachten, ihm herzlich zusprechen und zur Teilnahme am Mahl mit ihnen und der gütigen Mutter einladen.

Das säufte dieser Lutherbilder, der „Einzug in Worms“, wurde 1873 im Auftrage des Vereins für historische Kunst,

welcher schon Spangenberg's „Johannisabend in Köln“ erworben hatte, ausgeführt. Die Komposition hält sich ziemlich genau an die Schilderung der Scene in Meurers „Leben Luthers“. Mit drei Begleitern, einem Ordensbruder, Johann Feyenstein, dem Licentiaten Amsdorf und einem Tischgenossen und Freunde Luthers, Petrus von Sunven, zieht der vor den Reichstag geforderte kühne Wittenberger Augustinermönch in Worms ein. Voraufreitet der kaiserliche Herold in Amtstracht. Hinter dem von einem auf Stäben ruhenden gewölbten Dach beschatteten Wagen folgt eine Gruppe von edlen Herren zu Pferde, in denen man die sächsischen Adligen Bernhard von Hirschfeld, Johann Schott, Albert von Lindenau erkennen mag, und neben und zwischen ihren Pferden eine bunte Volksmenge, Junge und Alte, Handwerker, Soldaten, Bürgerfrauen und Kinder. Andere eilen neben dem Wagen her, kommen ihm aus den nächsten Gassen entgegen, jubeln mit freudiger Begeisterung dem todesmütigen Manne zu. Voll Staunen und Bewunderung betrachten und begrüßen ihn die meisten. Nur hier ein fanatischer Mönch, da eine Klosterfrau wenden sich mit Entsetzen von ihm und fliehen aus der Nähe des Kezers. Die enge Straße mit den alten Häusern und Gittern giebt den echten Schauplatz für diesen so lebendig und wahr geschilderten Vorgang aus jenen gewaltig bewegten Tagen der deutschen Volks- und Geistesgeschichte. — In diesen Lutherbildern und dem sechsten des Cyklus, welches den von der Wartburg herabgestiegenen Reformator in der ritterlichen Bekleidung als „Junfer Georg“ am Tisch der Gaststube der Schenke zum Bären in Jena im geistlichen Gepräuch mit den ihm andächtig und staunend lauschenden beiden schweizerischen Studenten dargestellt zeigt, offenbart sich so recht die innerste Tüchtigkeit und Gediegenheit und das echt deutsche Empfinden Spangenberg's, dessen künstlerisches Gewissen jederzeit so streng und unbestechlich war wie sein sittliches. Was sie vielleicht an male-



30. D. Monatshefte.

Der Zug des Todes. Nach dem



Juli 1893.

Bilde von Gustav Spangenberg.

rischer Stimmung, an weichem Schmelz und Reiz der Farbe vermiffen lassen — durch die Kraft und Solidität der Zeichnung, die treffende Charakteristik der

Anschauung gegen ihre Bedeutung als Kunstwerke eingewendet werden möge.

Hatte Spangenberg in diesen Schöpfungen dem einen Bedürfnis seiner künstle-



Die drei Frauen am Grabe des Herrn. Nach dem Gemälde von Gustav Spangenberg.

Menschen und Zustände und besonders die tiefe Erfassung des Wesens seines Helden wird es reichlich ersetzt. Und gerade diese Vorzüge geben ihnen ihren hohen und bleibenden Wert, was auch von den Vertretern einer rein materiellen

rischen Natur und seines Gemütes Genüge geleistet, das sie zum Versenken in jene Zeit unserer Geschichte trieb, so lehrte er nach der Vollendung des letzten Lutherbildes doch wieder in alter, ungeminderter Liebe zu der Stoffwelt zurück, zu

welcher es seine Phantasie früh schon mächtig gezogen hatte: zum Märchen, zur Sage, zur Allegorie, zum Gespenstlichen und Dämonischen. Zur Ausschmückung des größten Raumes in seinem eigenen Hause, das er sich draußen im Berliner Westen in der Moltkestraße gründete, malte er die zwei großen, phantastischen Wandgemälde zu dem Märchen von der Königstochter und dem Riesen und ebenso die prächtigen Personifikationen der drei Weingattungen: Radesheimer, Liebfrauenmilch und Burgunder, Bilder schmalen Hochformats, welche jene großen Märchenbilder einfassen sollten. Die Königstochter verläßt, von der Begierde verführt, die unbekannte Welt draußen mit den eigenen jungen Augen zu schauen, heimlich das Schloß. Sie ahnt nicht die Gefahren, welche sie schon im nächsten Walde erwarten. Ein Zwerg kommt ihr entgegen, um ihr von einem grimmigen Riesen zu erzählen, der hier haust und ringsum Schrecken verbreite. Aber ehe die Geängstete zu entfliehen vermag, hat sie der Furchtbare bereits erschaut und gepackt. Die freundlichen Zwerge fliehen; der Riese schleppt seine Beute mit fort. Aber der verzweifelte Hilferuf der Gerannten, vom Echo weitergetragen, dringt zu den Ohren des Ritters, der auf seinem weißen Roß rasch herbeieilt, um der fast schon verlorenen Prinzessin Rettung zu bringen. Im Kampf besiegt und tötet der Ritter den Riesen und befreit die gefangene Schöne. Das ganze Zwergenvolk huldigt dem edlen Paar und der Held führt das durch ihn erlöste holde Kind als Braut in seine hohe Burg. Dies romantische Märchen ist auf Spangenberg's Wandbildern in ähnlicher Weise vorgetragen, wie die naiven Meister der Renaissance die heiligen Geschichten auf ihren Bildern erzählten; verschiedene Momente des Verlaufs der Begebenheiten sieht man gleichzeitig auf derselben Bildtafel in den verschiedenen Plänen derselben dargestellt. Auch in Bezug auf die Farbgebung befreit sich der Künstler hier von der Rücksicht auf die wirkliche

Farbe der Dinge. Mit Vorliebe verwendet er das Gold darin und steigert dadurch in wirksamster Weise den Eindruck phantastischer Pracht und heiterer Festlichkeit, wodurch diese Bilder ihren Zweck als Wanddekoration eines dafür harmonisch gestimmten Saales nur um so vollständiger erfüllen.

In demselben Jahre, in welchem er diese Gemälde vollendete, entstand ein auch in der farbigen Wirkung wie in der Charakteristik besonders ausgezeichnetes Bild, das eine im Walde lagernde Zigeunertruppe darstellt.

Des Meisters menschliches Glück und die in demselben erblühende Heiterkeit des Herzens wurde ihm damals durch schmerzliche Heimfuchungen, Krankheit und Tod geliebter Kinder, grausam getrübt und zerstört. Es war nur sehr natürlich, daß seine ernste Seele durch solche Erfahrungen in düstere Stimmungen versetzt wurde und daß diese sich auch in seinen künstlerischen Schöpfungen reflectierten. Man glaubt, ich weiß freilich nicht, ob mit vollem Recht, einen solchen Reflex in einzelnen nicht zur Ausführung als Bild gelangten Entwürfen, wie die mächtige und erschütternde Komposition „Der Tod und die Braut“, vor allem aber in dem 1876 gemalten berühmten Bilde zu erkennen, welches Spangenberg's Namen erst seine weit verbreitete, populäre Berühmtheit verschaffte, dem „Zug des Todes“, heute in der Nationalgalerie zu Berlin befindlich. Daß jener Tod seiner Kinder die Komposition dieses düster ergreifenden symbolischen Gemäldes veranlaßt habe, wie vielfach angenommen und gesagt wurde, ist nicht ganz richtig. Spangenberg trug sich mit dem Gedanken einer solchen Darstellung schon als junger Mann vor seiner Verheiratung. Aber ohne Einfluß auf den Entschluß, denselben zur künstlerischen That werden zu lassen, ist jener schmerzliche Verlust sicher nicht geblieben. Die Gemütsstimmung, in welche sie den Meister versetzte, hat an der Stimmung dieses wunderbaren Bildes jedenfalls keinen ge-

ringen Anteil. Wirkt es doch mit der ganzen eindringenden Macht des innerlich Selbsterlebten. Die Komposition hat eine gewisse allgemeine Ähnlichkeit mit der des „Rattenfängers“. In die Kutte eines Mönchs gekleidet, erscheint hier der Tod als das Skelett der alten Totentänze. Wie der Rattenfänger mit dem Klange der Sackpfeife die von ihm bezauberten Kinder, so lockt und ruft dieser hier mit dem Hall der von ihm geschwungenen Glode alles, was vom Weibe geboren ist, die Jungen wie die Alten, die Glücklichen wie die Elenden, die Starken wie die Schwachen, mit unwiderstehlicher Macht herbei, daß sie sich der düsteren Prozeßion anschließen, welche er aus dem Leben heraus in das unbekante Land führt, aus dessen Bezirk kein Wanderer heimkehrt. Mädchen im weißen Festkleid und Schleier; Kinder mit bekränzten Locken, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aller Stände in den Trachten des sechzehnten Jahrhunderts; ein gewappneter Ritter zu Roß, ein Bischof im Ornat, Patricier, Bettler, Landsknechte — eine bunt gemengte Schar, so kommen sie in unabsehbar langem Zuge über die weite dunkle kahle Ebene daher, gleichsam aus dem Wilde heraus uns entgegen, über welcher das finstere Gewölk schwer herein hängt und nur am Horizont ein kalter, heller Schein leuchtet. Hier zur Seite des Weges sagt ein junger Soldat dem geliebten Mädchen, das ihn so gern hielte, für immer ade. Der Ton der Glode hat auch ihn gernsen, und er muß fort mit den anderen. Drüben am Wege sieht eine arme Alte in Tranertracht. Das vereinsamte, öde, freudlose Leben ist ihr eine Last. Sie steht zu dem Führer der traurigen Schar, daß er auch sie mit-

nehme aus dieser Welt des Atnens. Aber vergeblich! Gleichgültig, grausam geht der Tod an ihr, wie an so vielen, die ihn ersehnen, vorüber, während er die mit fortreißt, die mit allen Fasern noch am Leben hängen. Der Grundgedanke der Totentanzbilder des Mittelalters und Hans Holbeins ist hier noch vertieft und in ganz eigentümlicher Weise ausgebildet. Die künstlerische Verkörper-



Studienkopf in schwarzer Kreide.

ring, welche Spangenberg ihm gegeben hat, entbehrt zwar des bitteren, satanischen Humors, der sich in jenen selten verlegnet. Aber an tief tragischer Macht und Wucht steht sie keiner der alten Lösungen nach, während sie ihnen allen an malerischer Stimmungspoesie, wie in der Kunst der Durchführung überlegen ist.

Dieser „Zug des Todes“ bleibt immer, wie Bedeutendes Spangenberg auch vor- und nachher geschaffen hat, die Krone seiner Gemälde und dasjenige, was jedem unmittelbar vor das innere Auge tritt, wenn der Name des Meisters genannt

wird. Aber noch manches anderen hervorragenden Werkes ist zu gedenken, ohne welches das Gesamtbild dieses reichen künstlerischen Schaffens nicht vollständig wäre. Zwei Jahre nach dem „Zug des Todes“ malte er die Allegorie „Am Scheidewege“. Einem einsam rüstig dahinwandernden jungen Landmädchen begegnen zwei weibliche Gestalten, die gut charakterisierten symbolischen Verkörperungen der „Arbeit“ und der „Sünde“; die erstere schlicht gekleidet, streng und ernsthaft; die andere prächtig in Purpur sammet und reich geschmückt, welche dem hübschen Kinde goldene Ketten und Edelgestein, wie aus Janits Kästchen für Margarete, darbietet und alle Freuden und Genüsse dieser Welt verheißt, wenn das liebe Wesen ihrem guten Rat und ihrem Wege folgen wolle. Mit unbedingter Gewißheit drückt es der Künstler in dem Bilde nicht aus, für welche von den beiden Veräterinnen das gute Mädchen sich entscheiden werde. Aber es blickt so ernsthaft, ruhig und entschlossen geradeaus auf seinen Weg und scheint so rüstig vorwärts zu wandeln, daß man annehmen darf, die Verlockungen der schönen Vertreterin und Predigerin der Sünde werden keine Macht über das reine junge Herz gewinnen und es nicht ablenken zu der breiten bequemen Straße, die zur Verdammnis führt.

Mit sehr viel geringerer Widerstandskraft gegen solche Verlockungen ist der Jüngling gewappnet, welchen Spangenberg auf dem 1879 gemalten Bilde „Das Irrelicht“ darstellt, der junge ritterliche Jäger, welchen die vor ihm hinschwebende zärtlich winkende, verführerisch reizende, glanzumflossene Elfen Gestalt bethört und sich nachzieht in Sumpf und Moor, worin der Betrogene elend verderben soll und muß.

Auf einem anderen Bilde malt Spangenberg Frau Holle, die nach der altgermanischen Sage mit den ihre Thränenkrüglein tragenden Seelen oder Scherten der toten Kinder nachts über die nebelüberwogte Wiege dahinzieht und vom

Jährmann am Ufer des breiten Stromes begehrt, daß er sie mit ihrer traurigen kleinen Schar hinübersetze. Sage, Märchen und Allegorie bildeten ebenso viele Etappen, über welche Spangenberg zur religiösen Malerei gelangte.

Auf die beiden letztgenannten Bilder folgte das 1880 vollendete „Die drei Frauen am Grabe des Herrn“, welche erschrocken, entzückt und von der strahlenden himmlischen Erscheinung geblendet, den Engel vor dem Felsengrabe des Erlösers sitzend erblicken und von ihm die Botschaft vernehmen, daß der, den sie suchen, auferweckt und wieder aus der Gruft erstanden sei. Spangenberg's ganze künstlerische Natur und Geistesart bewahrten ihn wohl davor, diese Scene als glänzendes Lichteffectstück zu behandeln. Aber immerhin bemühte er sich dennoch nicht erfolglos, auch der rein malerischen Seite des Gegenstandes und der Lichtwirkung des überirdischen Strahlenglanzes im Bilde vollauf gerecht zu werden.

In den ersten achtziger Jahren sah sich der Meister zum erstenmal zur Ausführung einer großen, öffentlichen Arbeit berufen, nachdem der für ihn so willkommene Auftrag, die städtische Kunsthalle in seiner Vaterstadt Hamburg mit Wandgemälden zu schmücken, sich trotz der glücklichen Erfindung und Schönheit seiner dafür entworfenen Skizzen — den vier Jahreszeiten und den Lebensaltern des Menschen entnahm er die Motive dazu — leider zer schlagen hatte. In dem nach Schinkels Plänen erbauten Universitätsgebäude zu Halle sollte Spangenberg, im Auftrage des preussischen Ministeriums, das Treppenhaus mit bezüglichen Wandgemälden ersten, monumentalen Stils schmücken. In Friesbildern mit überlebensgroßen Gestalten galt es, die vier Fakultäten zu veranschaulichen. Der ganze Cyklus umfaßt zwanzig Darstellungen. Je fünf von ihnen, die eine innerlich zusammenhängende Gruppe bilden, sind immer je einer der vier gewidmet. Jede Gruppe nimmt den Raum an einer der

vier Wände des Treppenhauses ein. Der Platz der auf die Theologie bezüglichen Gemälde ist dem Haupteingange gegenüber. Die Mitte nimmt eine die Gottesgelahrtheit selbst versinnlichende, er-

nisgestalteten Luthers und Melancthons, als gemalte Bronzeplastiken gebildet, angebracht. Die Wand über dem Eingang ist mit den der philosophischen Fakultät gewidmeten Gemälden geschmückt. Die



Justitia. Zeichnung von Gustav Spangenberg für das Wandgemälde im Treppenhause des Universitätsgebäudes zu Halle.

habene Frauengestalt ein. Zur einen Seite derselben ist die „Predigt des Täufers Johannes“ in der Wüste inmitten einer gläubigen, heilsdürstigen Menge; zur anderen die Predigt des „Apostel Paulus zu Athen“ dargestellt. Als Eckbilder hüben und drüben sind die Bild-

allegorische Gestalt der Philosophie wird hier flankiert von dem Bilde des lehrenden Sokrates inmitten seiner Schüler und zur anderen Seite von der des Aristoteles, als des Lehrers und Vertreters des Wissens von der Natur. In den Ecken dieser Wand, entsprechend den Bild-

niegestalteten Luthers und Melanchthons auf der gegenüber befindlichen, sind die in derselben Weise als Bronzestatuen behandelten Porträtfiguren Christian von Wolffs, des 1702 an die Universität Halle berufenen Philosophen, und die Friedrich August Wolffs, des Begründers der klassischen Altertumskunde, der hier von 1783 bis 1803 lehrte, gemalt. Zur einen Seite des allegorischen Mittelbildes der Jurisprudenz auf der einen Seitenwand sieht man die Scene des Urteilspruches Daniels in dem Falle der beiden alten Bedrücker und Verleumder der menschlichen Susanne; zur anderen das Urtheil Salomons in dem Streit der beiden Weiber um den Besitz des Kindes. Die Porträtgestalten in den Ecken sind die der berühmten Juristen Thomasius und Böhmer. Auf der Seitenwand gegenüber wird die allegorische Verkörperung der Heilkunst und medizinischen Wissenschaft durch zwei biblische Darstellungen eingefaßt, in welchen freilich das Gegentheil dieser Wissenschaft, d. h. die Wunderkur im eigentlichsten Sinne des Wortes, verherrlicht wird: die Heilung der erblindeten Augen des Waters Tobia und die Heilung der Lahmen durch Petrus. Die gemalten Bildnisstatuen der Halleusischen Mediziner von weit verbreitetem Ruhm im Vaterlande: Johann Christian Reils und Krusenbergs, nehmen hier die entsprechenden Plätze ein.

In diesen Bildern rechtfertigte Spangenberg das in seine künstlerische Kraft gesetzte Vertrauen aufs glänzendste. Der große Stoff ist gedanklich und kompositionell klar und verständlich gegliedert und in würdiger Weise in streng monumentalem Charakter in allen Theilen gestaltet. Diese aber sind so gehalten, daß bei aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der einzelnen Gruppen das Ganze doch zu einem schönen, reichen und weisevollen Gesamtaccord in den Linien und Farben harmonisch zusammenklingt.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrzehntes hatte die Ausführung dieser halblithen Wandgemälde Spangenberg's Zeit

und Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch genommen. Dann wandte er sich in Berlin wieder mit erneuter Lust der Gestaltung gewisser künstlerischer Lieblingsgedanken zu, die ihn schon lange innerlich beschäftigt gehabt hatten.

Das erste seiner hier in dieser letzten Zeit seines Lebens angeführten Gemälde entlehnt den Stoff der altchristlichen Legende. Petrus ist seinem römischen Kerker entflohen und begegnet in der Nacht der Erscheinung des Herrn. Auf die erstaunte Frage des Jüngers: „Domine quo vades?“ entgegnet ihm der Heiland: „Nach Rom, um mich nochmals kreuzigen zu lassen.“ Beschämt durch diese Antwort kehrt Petrus in sein Gefängnis zurück und nimmt den Märtyrertod nach seines Meisters Beispiel freudig und ergeben an sich.

Die Schicksalsprüfungen und schmerzlichen Heimsuchungen, welche dem Künstler nicht erspart geblieben waren, hatten ihn wohl tief erschüttert, immer eruster gestimmt und von den irdischen Lebensgenüssen mehr und mehr abgewendet. Aber er hatte gleichzeitig jenen Erjaß und Trost dafür gefunden, welchen tiefere Gemüther aus dem festen Glauben schöpfen, daß dies ganze Erdenleben nur ein vergängliches Vorspiel oder eine Vorstufe zu einem höheren, an echter Glückseligkeit unvergleichlich reicheren Dasein wäre. Der schöne Traum des Wiedersehens mit all den unseren Herzen Theuren, die wir verloren haben, erfüllte seine Phantasie mit Bildern voll verklärter Heiterkeit. Die Schilderung, welche er in Dantes „Göttlicher Komödie“ von der Landung der Seelen auf der Insel des Purgatorio fand, verwob sich mit den Vorstellungen der eigenen Phantasie von dem beglückenden Wiedersehen der von Erdenlast und Leid befreiten seligen Geister in einem besseren Jenseits. Was er so innerlich angehaunt hatte, gestaltete er zu dem letzten Bilde seines Lebens, der Landung der Seelen am Gestade des unbekanntes Landes, wo des Zammers trüber Strom nicht rauscht, wo die voran-

gegangenen Freunde und Geliebten die Ankömmlinge freudig begrüßen und sie einführen in das neue erhöhte Dasein der ewigen Glückseligkeit. Während der Arbeit an diesem Bilde ergriff den Meister die damals in Berlin grassierende Krank-

Zahllos sind noch außer den Farbenskizzen und gemalten Studien die so gezeichneten Vorstudien, welche er zu jeder Gestalt, jedem Gewande und allen Details seiner Kompositionen, ehe er an die Ausführung des Gemäldes ging, zu entwerfen pflegte. Aber er blieb dabei nicht stehen. Er behandelte die Farbe keineswegs als etwas Gleichgültiges, nachträglich Hinzugefügtes und ruhte im Gegenteil nicht eher, als bis auch die gesamte farbige Erscheinung und Tonstimmung des mit Benutzung dieser Studien gemalten Bildes



Handstudien in schwarzer Kreide.

heit, die Zufluzenja, welche seinem Leben nach kurzem Leiden am 19. November 1891 ein Ziel setzte und auch ihn jenem endlosen Zuge des Todes aureichte, den er in seiner bekanntesten und großartigsten Phantasieerschöpfung mit so packender Macht geschildert hatte. Die volle künstlerische Bedeutung, den Reichtum der Erfindung, die Größe des Gestaltungsvermögens des nun Verstorbenen lernt man übrigens aus seinen fertigen Gemälden allein nicht zur Genüge kennen. Wie bei manchen anderen deutschen Meistern in alter und neuer Zeit äußerte sich auch seine künstlerische Kraft vielleicht noch reiner und imponierender in seinen zahllosen Zeichnungen, seinen Studienblättern und Entwürfen. Seine meist in schwarzer Kreide, abwechselnd damit aber auch in Rötel und Bleistift ausgeführten Zeichnungen nach der Natur wetteifern in der Feinheit und Schärfe, womit sie das Charakteristische der Köpfe und die lebendige Bildung der Körperformen mit bescheidenem Aufwande von Mitteln wiedergeben, wie in der Strenge und Energie mit den besten derartigen Blättern der alten deutschen Meister.

der Vorstellung genau entsprach, die ihm in der Phantastie vorschwebte. Daß dennoch die Strenge, Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung und der Formengebung in seinen Bildern die eigentlich koloristische Wirkung beeinträchtigte, den weichen Schmelz und Reiz der Farbe darin zurücktreten ließ, war unvermeidlich und ebenso in der eigensten Natur des Meisters wie auch in seiner ganzen Arbeitsmethode begründet.



Handstudien in schwarzer Kreide.

Durch die im März des Jahres 1892 in den oberen Räumen der Nationalgalerie zu Berlin veranstaltete Ausstellung des möglichst vollständig zusammengebrachten Lebenswerkes Gustav Spangenberg's lernte unser Publikum zum erstenmal den ganzen Umfang des Schaffens dieses Meisters kennen. Außer den zahl-

reichen Ölgemälden, in deren Reihe nur die beiden aus Luthers Leben: der Knabe Luther als Kurrendesänger und Dr. Martinus als Junker mit den Schweizer Studenten in der Schenke zum Varen, vermist wurden, in den Entwürfen, Skizzen und Studien zu diesen Staffeleigemälden, wie zu den Wandbildern im Treppenhause der Halle'schen Universität,



Studienkopf in schwarzer Kreide.

enthielt diese Anstaltung noch Hunderte von Entwürfen zu nie von ihm ausgeführten Gemälden, in Kohle, Tusche, Rötel, Aquarell und Gouache. Dort sah man die von echt märchenhafter Stimmungspoesie erfüllten Bleistiftentwürfe zu Grimms Kinder- und Hausmärchen; die Kompositionen „Der Tod und die Kinder“, „Genosjeva mit ihrem Sohn im Walde“, „Christus und Magdalena“, „Die Himmelskönigin erscheint einem Ritter im Walde“, „Magdalena begegnet

Christus nach der Auferstehung“, „Das Thränenkrüglein“ zu der rührenden Sage von den Kindern, welche die um sie geweinten Thränen ihrer Mutter in Krüglein sammeln und tragen und deren einer seinem kleinen Träger zu schwer wird, so daß er sein Mütterchen bittet, doch mit Weinen aufzuhören, da ihrem Kindchen von den überfließenden Thränen das

Heindchen so naß werde; die Zeichnungen „Numa Pompilius bei der Nymphe Egéria“, „Der Lindwurm“, „Der letzte Faun“, „Faune und Mänaden, Frauenverfolgend“, die wahrhaft dämonisch grauenvoll gezeichnete Darstellung der „Geispenster“, welche einen Schatzgräber bedrängen und in Entsetzen jagen. Ferner sah man hier höchst bedeutsame Farbenskizzen zu nie zur Ausführung gelangten Gemälden wie „Christus und der Blinde“, „Rapunzel im Turme“, „Die Heimkehr von der Kreuzigung“, „Der Heiland am Kreuz“, eine „Vision der Madonna“, „Nymphe und Reh“ in abendlicher Waldlandschaft, „Gretchen in der Kirche“, „Mönche im Chor“ und die bereits erwähnte düstere Komposition „Der Tod und die Brant“ (von ihm als stürmischem Freier wird letztere die Stufen einer Treppe hinabgerissen an einer jammernden Alten vorüber). Zahlreiche landschaftliche Aufnahmen und Naturstudien, teils in Kreide und Kohle, teils in Bleistift, teils leicht aquarelliert, aus Südf frankreich, aus Nürnberg, Wernigerode,

Halberstadt, Leberberg, Ediger, Horst, Berlin, Regensburg, Pruttig und Michelstein, und mit großer Energie der farbigen Wirkung in Öl gemalte Landschaften und Naturstudien aus Südfrankreich und aus Olevano geben Zeugniß dafür, wie des Meisters Auge auf seinen Reisen und Studienwanderungen auch für die ihn umgebende Landschaft und gesamte Wirklichkeit jederzeit offen erschlossen war und wie liebevoll und genau er auch diese Seiten der letzteren zu betrachten und aufzufassen pflegte.

Diese Schärfe des Blickes für das Wesentliche und Charakteristische der Erscheinung der Dinge vereinigt mit seiner Gabe, in den Seelen der Menschen zu lesen und deren geheimes Leben zu belauschen, befähigten Spangenberg vor vielen auch zum Bildnißmaler. Zur Ausübung dieser besonderen Form der Kunst ist er aber nur selten gelangt. Seine freie schöpferische, künstlerische Thätigkeit nahm seine Zeit und Kraft zu sehr in Anspruch, als daß er die nöthige Ruhe und Lust zur Porträtmalerei hätte finden können. Das andere praktische Motiv aber, welches so viele andere neuere Künstler auf diesen Weg drängt — das Bedürfnis möglichst raschen und sicheren Gelderwerbs —, fiel für Spangenberg, dank seiner glücklichen materiellen Lage, fort. Er hätte sich aber auch im anderen Fall schwerlich dadurch zu irgend einer Konzeption bestimmen lassen. Die Proben, welche man von seiner Kunst als Porträtmaler auf jener Ausstellung in der Nationalgalerie empfing, ließen sein Talent auch dafür in seiner ganzen Kraft erkennen. Sie bestanden in einem 1860 in Berlin gemalten vorzüglichen Selbstbildniß, welches ebenso wie durch die

feine, treffende Charakteristik dieses scharf geschnittenen bedeutenden Menschenantlitzes mit den großen, durchdringend blühenden Augen, als durch den Schmelz und Glanz seiner Farbe ausgezeichnet war.

Ähnliche Vorzüge zeigte ein liebliches Kinderporträt (Kniefigur, das Töchterchen Spangenberg's), ein 1862 gemal-



Studienkopf in schwarzer Kreide.

tes Brustbildniß seines Schwiegervaters, Legationsrates von Lancizolles, und das Brustbild seiner Schwägerin. Dieses männliche Porträt zumal ließ den Maler als echten Schüler Hans Holbeins erkennen, in dessen Geist es aufgefaßt und in dessen Kunstweise es gemalt erscheint. Als eminenten Charakteristiker voll rücksichtsloser Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe erschien er mir indes vor allem in einem Kreideporträt aus dem Jahre 1859: dem Doppelbildniß zweier älterer Damen,

wahrscheinlich Schwestern und Verwandte der Familie (Kniefiguren) — eine Zeichnung, die ihren Platz und Rang neben jedem von Albrecht Dürer „gerissenen“ Bildnis behaupten würde.

Von den Meinungs- und Parteikämpfen, welche die Künstlerchaft nicht erst gegenwärtig, wie unsere Modernsten zu glauben scheinen, spalteten und zerklüfteten, ist Gustav Spangenberg jederzeit unberührt und unbeeinflusst geblieben. Er hat es nie für seine Pflicht gehalten oder es als ein dringendes Bedürfnis empfunden, neu auftauchende künstlerische Moden mitzumachen und nachzuahmen. Er hat sich aber auch ebensowenig in die Reihen der Kämpfenden gestellt, um gegen die Lasterer und Verächter des von ihm als die wahre, hohe Aufgabe der Kunst Erkannten zu Felde zu ziehen. Sein Weg war ihm durch Naturell und Bildungsgang genau vorgezeichnet und in seinem menschlichen, bürgerlichen Dasein war

nichts, was ihn davon hätte abbringen können. Im Gegenteil! Alles darin und die ganze geistige Atmosphäre seines Hauses war von der Art, daß er in dem treuen Streben nach der Verwirklichung seiner künstlerischen und sittlichen Ideale dadurch nur fort und fort bestärkt, geträugelt, angespornt und gefördert werden konnte. Wenn ihm, wie jenem Goldschmied zu Ephesus, von draußen her der Lärm der künstlerischen Partei- und Meinungskämpfe, „eines Gassenvolkes Windesbraut“, auch in seine stille Werkstatt dringen mochte, so achtete er nicht darauf, sondern arbeitete ruhig und stetig, treulich und gewissenhaft mit immer gleicher Liebe und gleichem Ernst weiter in seinem eigensten Sinne und in der ihm als die rechte dünkenden Weise, im frommen Dienste seiner Götter und „hoffend, es werde das Glück ihm walten, ihr Anlich würdig zu gestalten“ — eine Hoffnung, die ihn nicht betrogen hat.





Dichtkunst und Strafrecht.

Don

Hugo Heinemann.

Es giebt nichts Interessanteres, als die Wirkungen zu verfolgen, welche die eine Zeit beherrschende Lebensanschauung auf all die einzelnen Gebiete menschlicher Thätigkeit, auf Wissenschaft und Kunst hervorbringt, und als die Resultate, welche sich hierbei ergeben, miteinander zu vergleichen. Erst eine solche Betrachtungsweise liefert ein klares Bild des geistigen Lebens eines bestimmten Zeitalters. So kann, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Zeit gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, insbesondere der große Aufschwung der deutschen Dichtung, nicht verstanden werden ohne ein tieferes Eindringen in den gewaltigen Aufbau der Lehre Kants. Und andererseits werden wir die zündende Wirkung, welche die Worte dieses großen Denkers trotz ihrer starren und edigen Form überall in Deutschland hervorgebracht haben, nur dann ganz begreifen, und die Gründe, aus denen der Genius Schillers und später die Romantiker immer wieder auf Kant zurückgriffen, nur dann voll erkennen, wenn wir uns klar geworden sind über das Sehnen jener ganzen Zeit nach dem Ewigen, Allgemeingültigen, über das gleichsam in der Luft liegende Streben nach Auffindung solcher Normen, welche aller empirischen Wirklichkeit entrückt sind, welche gelten, auch wenn sie thatsächlich niemals zur Erscheinung gekommen sind. Daß derselbe Denker, welcher die Gren-

zen des menschlichen Erkennens in schärfster und nüchternster Weise abgesteckt hatte, auf der anderen Seite nicht umhin konnte, zuzugestehen, daß die Wissenschaft nicht anreiche, um das von dem menschlichen Gemüt ersehnte Weltbild zu geben, sondern daß neben die Welt des Seienden die des Seinsollenden, des Ewigen, Allgeltenden trete, das hat seiner Lehre jene Fauberkraft verliehen, welche in tausenden deutscher Herzen einen mächtigen Wiederhall erweckte.

Welch ganz anderes Bild bietet dagegen unsere Zeit. Die außerordentliche Blüte der theoretischen Naturwissenschaft, die ungeahnte Vervollkommnung jedes einzelnen Zweiges der Technik, die immer mehr in den Vordergrund tretende sociale Frage, die Gründung des Deutschen Reiches und so manche andere Momente haben der Gegenwart ein völlig verändertes Gepräge aufgedrückt. Nicht die ewig gültigen Normen, nicht die absoluten Werte, an denen alles thatsächlich Gegebene gemessen werden kann, suchen wir in erster Linie zu ergründen, das Streben der heutigen Generation ist ein anderes, ein realeres und zugleich bescheideneres. Sie steigt herab von den Abstraktionen zu den Thatfachen, sie sucht weniger zu deduzieren, als zu analysieren; Verständnis für die Anforderungen der Zeit zu gewinnen, ist ihr Bemühen, möglichste Förderung der allgemeinen Wohlfahrt ihr Ziel. Mit dieser Anschauung

wird die dem einzelnen Individuum zukommende Stellung von Grund aus verändert. Erschien der Philosophie der Aufklärung der individuelle Mensch als der letzte Zweck alles Denkens und Handelns, so muß heute das Recht der Einzelperson zurückweichen vor dem, was der Gesamtheit zum Nutzen gereicht. Und weiter: Man hat aufgehört, mit dem abstrakten Typus eines unabhängig von allen geschichtlichen Bedingungen existierenden Menschen zu rechnen, und hält es nicht länger mit der Menschenwürde für unvereinbar, einzugestehen, daß der menschliche Wille, wie alles in der Erscheinungswelt, dem Kausalgesetz unterworfen ist. Die Handlungen des Menschen sind bedingt teils durch die ihm angeborene oder von ihm erworbene Eigenart, teils durch die ihn umgebenden äußeren Verhältnisse. Schon Kant hat diesen Gedanken ausgesprochen, ihn aber für das Gebiet des praktischen Handelns wieder fallen gelassen. Hier soll vielmehr das Gesetz gelten: „Du kannst, denn du sollst.“ Erst der Neuzeit war es vorbehalten, den Grundsatz von der Abhängigkeit des menschlichen Handelns von den genannten Einflüssen konsequent und ausnahmslos durchzuführen. Keine Ideale, sondern Menschenbeobachtung, so läßt sich das Princip der modernen Welttrichtung kurz charakterisieren. Welch große Reformen auf allen Gebieten des Wissens damit verknüpft sind, kann man zur Zeit nur ahnen. Wir haben es hier eben nirgends mit schon völlig abgeschlossenen Resultaten zu thun, und dennoch läßt sich bereits heute erkennen, wie nahe die Strömungen in den verschiedenen Disciplinen sich überall berühren, zu wie überraschend gleichen Ergebnissen die aus der Naturwissenschaft entlehnte, auf Beobachtung gegründete, exakte Methode auf allen Gebieten führt, welche frisches, kräftiges Leben sie in den stockenden Betrieb mannigfacher Lehren bringen wird, die heute in konventionellen, aber und abermals nachgeahmten Formen und Formeln verrostet und erstarrt sind. Die Richtigkeit dieser Sätze in zwei scheinbar einander so fremden

Gebieten, wie dies Dichtkunst und Strafrecht sind, zu verfolgen, soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein.

Zu der modernen realistischen Litteratur heben sich scharf zwei Richtungen voneinander ab — dieselben, welche auch in der Strafrechtswissenschaft der Gegenwart hervorragende Vertreter gefunden haben. Man kann sie als anthropologische und sociologische Betrachtungsweisen bezeichnen. Sucht diese den Menschen aus dem Milieu heraus zu erklären, so rückt jene die Vererbung in den Vordergrund. Sieht diese in dem Menschen das notwendige Produkt aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, in welchen sich sein Dasein abspielt, so faßt jene seine Thaten als das zwingende Endergebnis angeborener Anlagen, als Ausfluß seiner physischen und psychischen Individualität. Hüten muß man sich nur, diese Erklärungsweisen allzu mechanisch zu verstehen, gleichsam als ob es sich darum handele, das vielgestaltige Leben schablonenhaft auf Formeln zu ziehen. Trotzdem auch das menschliche Dasein unumstößlichen Naturgesetzen unterliegt, bietet vielmehr jeder einzelne Fall eine Fülle von Besonderheiten dar. Der wahre Dichter, welcher Menschenherzen bis in ihre tiefsten Tiefen zu ergründen versteht, wird daher nie auf den Gedanken verfallen, eine ein für allemal zu berechnende Wirkung von Vererbung und Milieu zu behaupten. Dies wird sofort klar, sobald wir einen Blick auf die Dramen Ibsens werfen. Welch großer Kunst der Individualisierung, welchem Reichtum der Gestaltung begegnen wir hier trotz Festhaltens an dem in allen seinen Werken wiederkehrenden Gedanken, daß der Charakter des Menschen im Kampfe gegen das eigene Innere zwar erstarken, die angeborene Natur aber niemals überwinden kann. In ihrer ganz außerordentlich feinsinnigen Schrift „Henrik Ibsens Frauengestalten“ zeigt uns Frau von Andreas-Salomé dieses Ziel aller Ibsenschen Dichtung in einem treffenden Bilde. Sie führt uns in eine dunkle, niedrige Bodenkammer, in welcher

die Menschen allerlei Tiere gefangen halten und durch ihre Zucht und Pflege dem freien Naturleben entwöhnen. In einem Winkel der Bodenkammer steht ein neu-geflochtener Korb, der mit ganz besonderer Sorgfalt weich ausgepolstert war. Denn er barg das vornehmste unter all diesen Geschöpfen, eine Wildente. Doch nicht nur die Vornehmste, sondern auch die am meisten Bedauernswerte von allen schien sie zu sein. Denn, mochten sich ihre Genossen noch so willig in dieses Idyll hineinbequemen — ein Wildvogel in eine Bodenkammer: das ist doch wohl notwendig eine Tragödie?

Schon in der „Nordischen Heerfahrt“ spricht ein solcher Wildvogel, Sigurd, die bedeutungsvollen Worte: „So manches Wert kann Menschenwille vollbringen, aber die großen Thaten werden vom Schicksal gelenkt.“ Und Hjördis erwidert ihm hierauf: „Ja, es walten böse Nornen; doch ihre Macht ist gering, finden sich nicht Helfer in unserer eigenen Brust. Das Glück gehört dem, der stark genug ist, die Nornen zum Kampfe zu fordern.“ Immer wieder hat es den Dichter gereizt, uns dorthin zu führen, wo diese große Schlacht ausgekämpft wird — diese Schlacht, in welcher alle Anflehnung des menschlichen Willens gegen die angeborene Individualität sich als ohnmächtig erweist, und welche uns daher die Lehre hinterläßt, nichts anderes zu wollen als Ausbildung der Persönlichkeit. Das verzärtelte und verwöhnte Leben, welches Nora im Hause ihres Vaters begann und in dem ihres Vaters fortsetzte, die naive kindliche Gläubigkeit, mit welcher sie sich willig der Führung ihres vergötterten Mannes überließ, kurz ihr ganzes in der Spielstube verbrachtes Dasein war nicht im Stande, die in ihr von allem Anfang an, wenn auch unklar und unbewußt, aber darum nicht minder mächtig und tief ruhende Sehnsucht nach einem Leben im Idealen zu ertönen. Es ist schwer begreiflich, wie unsere deutschen Schauspielerinnen diesen Punkt so oft übersehen und immer nur das spielende, naschende

Kind in der Nora betonen können. Dann allerdings bleibt zwischen dem zweiten und dritten Aufzug eine klaffende Lücke, dann allerdings scheint es, als ob der Dichter einer vermeintlichen Tendenz zuliebe die Einheit in der Nora-Gestalt gesprengt habe. Allein jeder nicht an der Oberfläche haftenden Betrachtung muß sofort die Fülle seiner Züge auffallen, in denen sich unter der Hülle der „holden, kleinen Lerche“ ein starkes Herz, ein leidenschaftlicher großer Sinn offenbart. Die Nora, welche Nacht für Nacht an Übersehnungen arbeitet, um eine heimliche Schuld abzutragen, welche es willig duldet, daß ihr Mann sie eine Naschlake schilt, während sie spart und darbt in dem Gefühl: „Amüsant war's doch, so zu arbeiten und Geld zu verdienen, mir war fast, als wär ich ein Mann“ — eine solche Frau ist ihrer Natur nach nicht dazu geschaffen, ein Leben zu führen, welches der klaren, nüchternen, nach Wunder nicht verlangenden Alltäglichkeit als erstrebenswertestes Ziel, als heiligste Pflicht erscheint. Für Nora bedarf es nur des Moments des Erwachens, um dem Milieu, in welchem sie bisher ihr ganzes Leben verbracht, allen Einfluß zu rauben. Erziehung und Umgebung prallen ohnmächtig ab von dieser starken Persönlichkeit, mit kräftigem Ruck wirft sie alles ihrer Individualität Fremde weit von sich — der Wildvogel breitet, wie Frau Salomé sagt, die Flügel und folgt seinem unwidderstehlichen Instinkte in das Unbekannte, Unermeßliche, die große Spielstube eingutauschen für ein All.

Auf „Nora“ ließ Ibsen die „Gespenster“ folgen, und abermals behandelt er hier das gleiche Thema, nur noch mit weit größerem Nachdruck. Wie fürchtbar rächt es sich an Frau Alving, daß sie während ihres ganzen Lebens sich durch Konvention und Sitte in einen Gedankenkreis hineinzwängen ließ, welcher ihrer nach Wahrheit dürstenden Natur zuwider war! Gehorsam beugt sie ihr eigenes starkes Selbst vor dem, was die Welt Pflicht und Schuldigkeit nennt, und was ist der Preis die-

ser Unterordnung? Sie sagt es selbst zum Pastor Maunders: „Als sie die traditionellen Lehren „an ihrem eigenen Saum prüfen will“, da muß sie erkennen, daß „alles nur Maschinennähterei war“. Der große aufreibende Kampf ihres Lebens war vergeblich. Immer deutlicher kommt ihr die schmerzliche Wahrheit zum Bewußtsein, daß es ein thörichtes Beginnen ist, eine fremde, von außen aufgezwungene Norm zur Richtschnur des eigenen Thuns machen zu wollen. Und von einer andern Seite aus angesehen, predigt das grausame Geschick des armen Oswald dieselbe These: die Anlagen, welche der Mensch mit zur Welt bringt, bestimmen die Geschichte seines Lebens, das Individuum ist nichts anderes, als das Produkt der Beschaffenheit seiner Vorfahren. Zugleich deutet der Dichter mit hohem sittlichem Pathos auf die Verantwortung hin, welche aus dieser Thatsache den Eltern gegenüber ihren Kindern erwächst, und zeigt damit das Fehlerhafte jener oft aufgestellten Behauptung, daß die Lehre von der Willensunfreiheit zur Untergrabung der Moral führe. Ob der Wissenschaft letztes Wort die Vererbungstheorie ist, bleibe hier dahingestellt. Wer aber von ihrer Wahrheit durchdrungen ist, muß zu einer Erhöhung seines Verantwortlichkeitsgefühls gelangen, da die Folgen des guten wie des schlechten Handelns sich hiernach viel weiter erstrecken, als wir bisher angenommen hatten.

Es sei gestattet, von dem hier berührten Gesichtspunkte aus auch auf die späteren Dramen Ibsens noch einen flüchtigen Blick zu werfen. Nur eines kurzen Hinweises bedarf es auf die seine Fronie, mit welcher die Relativität der menschlichen Ideale in der „Wildente“ betont wird. So leidenschaftlich Ibsen den Kampf gegen die Lüge und Heuchelei aufgenommen hat, mit noch leidenschaftlicherer Kraft tritt er für das Recht der Persönlichkeit, für die volle Entfaltung der Individualität ein, da diese ihm die Voraussetzung für alles erspriessliche Schaffen zu sein scheint. Die idealen Forderungen

passen nicht für jeden, sie müssen nach der Natur des Menschen modifiziert werden. Wer dies verkennt, wird, wie Gregers Werle, aus einem Wahrheitsapostel zu einem Unheilstifter, einem doktrinären Narren. Sein Gegenbild ist der Arzt Relling. Auch er ist kein krasser Materialist, er teilt mit Gregers den Glauben, daß die philisterhafte Alltäglichkeit, die nüchterne Verständigkeit in vielen Fällen keine innere Befriedigung gewährt. Aber er giebt darum dem Durchschnittsmenschen nicht die großen idealen Güter, er giebt ihm vielmehr gewisse Ideal-Surrogate, der Natur des Einzelnen gerade angepaßte Illusionen. Gebrauchen Sie, sagt er zu Gregers, doch nicht immer das Fremdwort „Ideale“. Wir haben ja das schöne deutsche Wort „Lügen“. Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, so nehmen Sie ihm gleichzeitig das Glück. So verfehlt es auch wäre, den Dichter mit Relling identifizieren zu wollen, hier decken sich beider Anschauungen bis zu einem gewissen Grade. Auch Ibsen ist tief durchdrungen von der Überzeugung, daß es nichts Falscheres giebt, als etwas in die Persönlichkeit einzupflanzen, was deren Wesen widerstrebt. — In Rebekka West, der Heldin von „Rosmersholm“, Ibsens größten Wert, gelingt ein solcher Umwandlungsprozeß, aber er wird mit dem Tode gesühnt. Als ein Weib von unwiderstehlicher Stärke, von rücksichtslofer sinnlicher Kraft kommt sie in das Haus des Pastors Rosmer mit dem von Anfang an fest im Auge behaltenen Ziel, sich den Weg zu ihm zu bahnen. Sie überwindet alle Hindernisse, treibt seine Gattin in den Tod und steht am Ziel ihrer Wünsche. Da aber vermag sie nicht mehr die Hand auszustrecken, um die reife Frucht zu pflücken. Die stete Verührung mit Rosmers feinem, unschuldigem Kindesgemüt, sein hoher, adliger Sinn haben ihren kühlen, wilden Mut gebrochen, „nach und nach, fast unmerklich, aber so überwältigend zum Schluß — bis auf den Grund meiner Seele.“ Die veredelte Rebekka

vermag nicht in einem über zerbrochene Existenzen gehenden Glück zu leben. Die zarte Menschenseele, welche sie eingetauscht für ihren kräftig-sinnlichen, brutal-egoistischen Willen, errichtet eine unübersteigliche Schranke zwischen Kosmer und ihr, der Schuldbeladenen. Damit aber — und hierin liegt der Schwerpunkt des Dramas — ist Rebekka zugleich lebensunfähig geworden. Sie hat einem fremden Ideal, welches ihrem eigenen Wesen widerstrebt, Einfluß über sich verstatet, sie hat sich nicht aus sich heraus entwickelt, sondern durch willkürliche Aneignung einer der ihrigen entgegengesetzten Natur. Für einen solchen Zwiespalt aber giebt es keine Lösung, das Milieu vermag wohl den Menschen zu veredeln, aber es entnervt, schwächt und ertötet die Persönlichkeit. Es ist deine Lebensanschauung, sagt sie in einer Scene von wunderbarer Schönheit zu Kosmer, die meinen Willen entnervt und krank gemacht, ihn unter ein Gesetz gezwungen hat, das nicht für mich galt. Sie hat meine Seele geädelt, aber sie tötet das Glück. — Und ganz derselbe Zwiespalt richtet Kosmer zu Grunde. Unter Rebekkas Einfluß wird der gläubige, konservative Mann zum Freidenker, er will versuchen, den Geist der Menschen durch deren eigene Kraft freizumachen und den Willen zu läutern. Aber auch hier ist die Unwandlung eine rein äußerliche. So wenig wie die Menschen, ringt Kosmer sich selbst hindurch zur Freiheit. Er muß erkennen, daß er nichts war als ein Werkzeug in Rebekkas starken Händen. Wohl konnten sie beide sich ein Stück Weges nähern. Ein Zueinanderaufgehen ihrer so grundverschiedenen Individualitäten aber war nicht möglich, die Natur bleibt Sieger, dauernde, nachhaltige Kraft bewährt das Milieu nicht. Die „Vermählung“, welche Kosmer und Rebekka zum Schlusse feiern, ist nur im Tode möglich.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Ibsen dieses sein tiefstes Drama schrieb, erschien Zolas poetischster Roman: *Le rêve*.

Und merkwürdig, auch hier treffen wir ganz auf denselben Grundgedanken. Die Heldin des Romans, Angélique, ein Sproß jener Familie, deren Schicksale Zola in seinem *Romancynflus* verfolgt, ist mit allen den wilden Trieben, welche in dieser Familie wuchern, erblich belastet. Ihren Pflegeeltern, einem alten, ganz dem Dienste Gottes weitab von allem weltlichen Treiben lebenden Ehepaar, gelingt es jedoch, durch das stete Vorbild einer hohen Selbstentäufnerung allmählich den zuchtlosen Individualismus Angéliques zu brechen. Als dann aber in ihre weltabgeschiedene Stille unterhohft das Glück kommt, ist sie ohnmächtig, danach zu greifen. Sie weigert sich, dem Geliebten zu folgen, solange dessen Vater ihrer Verbindung widerstrebt. Das enge, strenge Milieu, in welchem Angélique aufgezogen ist, hat ihren mntigen Willen entkräftet, aber auf der anderen Seite hat es auch nicht die Kraft gewonnen, sie ihrer Natur zu entfremden und an die erste Zucht der „Herdenmenschen“ zu gewöhnen. Angélique siecht elend dahin. Ihre Umgebung vermochte wohl sie anzustreben und damit lebensunfähig zu machen, nicht aber ihren angeborenen Charakter zu überwinden und neue starke Motive zu pflichtgemäßem Handeln zu schaffen. Auch von ihr gelten die Ibsenschen Verse:

Will er auf zum Lichte dringen
Aus der Angst der Nachtgepenster,
Stürzt er mit zerbrochenen Schwingen
Von dem trägerischen Heister.

Gelingt es aber nicht, Ellida, der „Frau vom Meere“, sich zu acclimatieren? Die Schlüßworte des Dramas lassen allerdings eine solche Deutung zu. Aber sollte Ibsen, der fast erbarmungslos folgerichtige Psychologe, wirklich der Ansicht sein, daß für Ellida die bloße Erinnerung an ihre Freiheit und Selbstverantwortlichkeit genügt, um auf sie eine nicht bloß momentane, sondern dauernde und für ihr ganzes ferneres Leben entscheidende Wirkung hervorzubringen? Sollten die Worte Wangels, gleichjam wie eine Zauberfor-

mel, mit einem Schlage die vom Wahnsinn der Mutter überkommene Nervosität Ellidas bannen und die großen Gegenjäge ausgleichen können in einer von Ellida geradezu als Kaufgeschäft bezeichneten Ehe? Alles dieses läßt sich kaum annehmen. Und endlich giebt uns Ibsens jüngstes Werk, der „Baumeister Solness“, einen deutlichen Fingerzeig, wie wenig der Dichter selbst an die Anpassungsfähigkeit der Frau vom Meere glaubt. Die Schlussszene, in welcher Ellida sich zum Weiben bei ihrem Gatten entschließt, bereitet der Dichter durch eine außerordentlich feine Wendung vor. Er läßt in Ellidas bisher von keiner ernsten Aufgabe erfülltes Gemüt den Pflichtgedanken seinen Einzug halten. Durch einen Zufall erfährt Ellida, wie innig ihre jüngste Stieftochter Hilde sie geliebt, wie diese tagaus tagein nach einem einzigen liebevollen Wort von ihr geschmachtet hat. Damit wird Ellidas überreizten, ins Unbestimmte sich verlierenden Phantasien ein begrenztes, reales Ziel, die Schaffensfreudigkeit, gegeben. Voll Staunen ruft sie aus: „Sollte hier noch eine Aufgabe für mich sein?“ Und nach ihrer Umkehr zum Gatten erinnert sie sich sofort wieder dieser Pflicht. Als Wangel ihr sagt: „O, zu denken, daß wir beide jetzt ganz füreinander leben können,“ fügte sie rasch hinzu: „und für unsere beiden Kinder, die ich nicht besitze, aber noch für mich gewinnen werde.“ Wie sehr täuscht sich Ellida hier über ihre Fähigkeiten, wie wenig ist ihre ungebundene, ziellose Natur für die Erfüllung einer derartigen nützlichen Aufgabe geeignet! Im „Baumeister Solness“ begegnet uns Hilde wieder als erwachsenes Mädchen, sie erzählt von ihrer Jugend, von ihrem Vater, den sie „so ungeheuer gern“ hat. Daß auch eine Mutter sich liebevoll ihrer angenommen, erfahren wir dagegen nicht. Wäre dies der Fall gewesen, so würde Hilde, in deren Wesen Vadsjshübertum und Gefühlstiefe eine köstliche Mischung eingehen, sich der ihren romantischen Sinn so mächtig reizenden Stiefmutter freudig ange-

schlossen haben. Ihr Heim hätte ihr dann nicht zu einem „Käfig“ und der kleine Scherz mit dem Baumeister nicht zu dem großen Ereignis ihres Lebens werden können. So dürften wir wohl kaum mit der Annahme fehl gehen, daß nach des Dichters Meinung auch bei Ellida innerlich jedenfalls der große Umwandlungsprozeß nicht gelingt. Eine Versöhnung zwischen Selbstentfaltung und Selbstentföherung, zwischen der Welt der Freiheit und der Welt der Schranke — diesem hohen Ibsenschen Ideal — ist eben in der Welt der Erscheinungen nicht möglich.

Und nun endlich noch ein letztes kurzes Wort über Ibsens letztes Drama. Baumeister Solness, der Mann mit dem „kränklichen Gewissen“, verzehrt sich während seines ganzen Lebens in einem tragischen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen. Er sehnt sich nach Großem und Hohem und ist im Grunde seiner Seele doch klein und feige. Da tritt in seinen Lebensweg Hildes Kraftnatur und weist ihm den Weg zur Freiheit und Größe. Er geht diesen Weg oder, wie es der Dichter im Bilde sagt, er steigt empor zur Turmspitze in schwindelnder Höhe, um hier mit dem Weltbaumeister Zwiesprache zu halten. Aber der arme Baumeister, der es „nicht einmal verträgt, auf den Balkon hinauszugehen droben im ersten Stock“, er kann wohl, wenn andere ihn stacheln und treiben, zur Spitze gelangen. Aber weiter reicht seine Kraft nicht, er stürzt herab. Seine Individualität ist nicht dazu geschaffen, sich zu wahrhafter Unabhängigkeit zu erheben, aus der Bodenkammerwelt aufzusteigen zu selbständiger Entwicklung und Menschengröße. Und eben darum kann auch der fremde Einfluß nicht siegen, nur besser machen, anstecken und töten.

Mit diesem kurzen Überblick über die Dramen Ibsens haben wir die Gedankenschätze seiner Poesie nicht annähernd angedeutet. Nur eine Seite derselben haben wir berührt, auf diese aber kommt es uns hier ausschließlich an. Hinweisen wollten wir auf den in allen seinen Werken wie-

berkehrenden Gedanken, daß es nach des Dichters Auffassung keine größere Todsünde giebt als das Ankämpfen des Menschen gegen die eigene Individualität, denn diese erweist sich schließlich doch immer kräftiger als alle die Einflüsse des Milieus in ihrer Gesamtheit. „Für das Solidarische“, sagt Ibsen in einem von Georg Brandes mitgeteilten Briefe, „habe ich eigentlich niemals ein starkes Gefühl gehabt; ich nahm es nur so mit als traditionelle Glaubensjahung, und hätte dann Mut, es ganz und gar außer Betrachtung zu lassen, so würde man vielleicht des Ballastes los, welcher am schwersten auf die Persönlichkeit drückt.“

Dieses energische Hervortretenlassen der Persönlichkeit ist auch sonst für die moderne Litteratur überaus charakteristisch. Unter dem Einfluß der Lehre Darwins finden wir wieder und immer wieder das gleiche Thema variiert. Die Anlagen, welche der Mensch von seinen Vorfahren ererbt hat, die Individualität, welche ihm eingepflanzt ist, sie machen das Geschick seines Lebens. Ein Einwirken auf die Natur ist vergeblich. An dieser Stelle hat auch das große und kräftige Talent Gerhart Hauptmanns eingeseht. Dem Grundgedanken nach Ibsens „Gespenster“ verwandt, behandelt Hauptmann die ererbte Trunksucht mit ihren gräßlich verheerenden Folgen in seinem Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang“. Weit tiefer noch führt das zweite Werk des Dichters, das „Friedensfest“, in die dunklen Wege der Vererbungsllehre hinein. Sobald der Vorhang sich zum erstenmal erhebt, fühlen wir die dumpfe Stimmung des Familienfluches, aus dem es kein Entrinnen giebt. Wir hören die Worte: „Der Wille, der Wille! Geh mir nur damit, das kenne ich besser. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und alles bleibt doch beim alten,“ und wir sehen, wie der arme begabte Wilhelm an der Seite eines gesunden, ihn herzlich liebenden Mädchens seine beste Kraft daran setzt, sich zu retten vor dem waltenden Verhängnis. Daß sein

Kampf nicht mit einem Siege enden wird, darüber läßt uns der Dichter keinen Augenblick im Zweifel. Der Vater Wilhelm, der alte Doktor Scholz, stirbt im Verfolgungswahnsinn, und Wilhelm, welcher ihm auf ein Haar gleicht, der schon als Kind düster und verschlossen war, nie einen Spielkameraden oder Schulfreund hatte, ist unrettbar demselben Schicksal verfallen. Nur auf Augenblicke vermögen seine treue Braut und deren brave Mutter ihn den traurigen Gedanken zu entreißen. Dann aber bricht es wieder in ihm los: „Ja, siehst du! Ich fürchte ja nichts so sehr, als daß alle deine Mühen um mich vergebens sein könnten. Ich bin so entsehrlich wandelbar! da ist kein Stillstand! Schicksale in Sekunden! mich selbst fürcht ich. Vor sich selbst auf der Flucht sein: kannst du dir davon einen Begriff machen?“

Ebenso wenig wie Wilhelm, ringt sich Johannes Boderat, der Held von Hauptmanns drittem Drama, den „Einsamen Menschen“, hindurch zu geistiger Freiheit und Selbständigkeit. Wie sein Arbeitszimmer neben den Photographien von Darwin und Häckel mit Bildern von Priestern geschmückt ist, so wogt auch in seiner Brust ein heftiger, aufreibender Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen den Anschauungen, welche er von seinen frommen, geistesengern Eltern als Erbteil empfangen, und jenen Wahrheiten, die er sich aus den Schriften der großen Forscher der Gegenwart geholt hat. An diesem Widerspruch geht Boderat zu Grunde. Die neuen Verhältnisse, welche auf ihn eindringen, können die ihm gleichsam im Blute liegenden Empfindungen nicht überwinden, stark genug sind sie, seine Lebenskraft zu vernichten. Trotz all seiner psychophysiologischen Studien bleibt er, wie sein Freund Braun ihm einmal vorwirft, ein Kompromißler, der, während andere mit ihren Gedanken rücksichtslos vordringen, immer nur für das Alte und Überlebte in jeder Form das Wort führt. Auch Boderat ist eine von jenen tragischen Naturen, welche, um in

der Sprache des „Baumeisters Solneß“ zu reden, etwas bauen möchten, „was emporzeigt, frei in die Luft hinauf, mit dem Wetterhahn in schwinbelnder Höhe“, und deren Individualität sie doch immer wieder herabzieht in die Alltäglichkeit, zu den „Heimstätten für Menschen“.

Ein anderer moderner Autor, der Schwede Ola Hansson, sagt uns selbst in der Vorrede zu seinen Novellensammlungen „Sensitiva amorosa“ und „Parias“, daß er in diesen Schriften habe zeigen wollen, wie das Individuum, ganz ohne eigene Selbstbestimmung, abhängig ist von angeerbten Dispositionen, von Zufälligkeiten, von geheimnisvollen Mächten und unerklärlichen Reigungen, so daß bedeutungslose Kleinigkeiten und die Launen des Zufalls und die flüchtigsten, lofesten Eingebungen des Augenblickes wie halb närrische Alleinherrscher über sein Leben und Glück entscheiden.

Wenn wir diese Worte lesen, so fällt uns zugleich die erbarmungslose Analyse ein, welche der Held des viel besprochenen Romans von Arne Garborg „Müde Seele“ von seinem eigenen Seelenleben giebt. „Ich weiß nicht,“ so philosophiert er, „wer mich geschaffen hat, aber ich weiß, daß der, welcher mich geschaffen hat, in allen möglichen Hinsichten mich vorausbestimmte. Er setzte dies und das bestimmte Verhältnis zwischen Können und Wollen, zwischen Lust und Kraft fest; er legte diese und jene Triebe in dieser und jener Stärke mir ins Blut, und zum Herrn dieser Triebe bestellte er ein Ich, das gerade dies und das bestimmte Vermögen hat, sich in einen Beschluß zu konzentrieren. Dann setzte er den Mechanismus in Gang, und je länger dieser geht, um so mehr wird er das, wozu er veranlagt war. Was von Anfang an schwach gewesen, wird angestrengt und immer schwächer; desto übermächtiger entwickelt sich das, was von Anfang an stark war. Und schiefer und schiefer geht alles, bis endlich eine Feder oder eine der Achsen springt.“

Wir könnten diese Betrachtung noch weit fortsetzen, auf Augengrubers gran-

diofes Drama „Das vierte Gebot“ und insbesondere auf die Werke Zolas näher eingehen, in welchen das Thema der Vererbung stärker noch als bei Ibsen dominiert, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß Zola einen höheren moralischen Maßstab als den heute geltenden niemals anlegt und in seinem düsteren Pessimismus keine Aussicht auf eine Besserung der bestehenden Verhältnisse eröffnet, während Ibsen durchaus Optimist ist, leidenschaftlich an einen Fortschritt des Menschengeschlechtes glaubt und einen Zustand für möglich hält, in welchem die Lüge und Zwiespältigkeit beseitigt sind und das Individuum nur danach trachtet, das zu entwickeln, was in seinem Wesen als fruchtbarer Keim schlummert. Das Gesagte mag aber genügen.

Man hat nun die Behandlung der Vererbungslehre in der modernen schönggeistigen Litteratur lebhaft getadelt und eingewendet, daß wir es hier doch nur mit einer wissenschaftlichen Tagesströmung zu thun haben, deren Richtigkeit gerade von den neuesten Forschungen wieder in Frage gestellt wird. Deshalb biete sich hier kein für die Dichtkunst geeigneter Stoff dar. Allein, so fragen wir einem solchen Einwand gegenüber, handelt es sich denn in der Poesie wirklich um Wahrheit im wissenschaftlichen Sinne und nicht vielmehr lebendig um die Überzeugung des Dichters und um die schöpferische Kraft, mit welcher er diese seine Überzeugung anderen mitzuteilen vermag? Gelingt es ihm, uns mit sich fortzureißen, ergreift er ein Problem, welches in unseren Herzen Wiederhall findet, so hat er sein Spiel gewonnen, gleichviel ob die von ihm versuchte These vor der strengen Wissenschaft bestehen kann oder von ihr verworfen wird. Und endlich, ist nicht ein origineller oder gar genialer Irrtum oft tausendmal mehr wert als die zwar nicht ansehbare, aber abgestandene, öde Mittelmaßigkeit? Der Dichter mag also nur mutig hinein ins volle Menschenleben ganz nach seinem Belieben greifen. Ihn bindet keine Schranke.

Diese richtet sich erst vor der Wissenschaft auf. Sie hat die Lehre von der Vererbung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen und zu verwerfen, wenn sie nicht beweisbar ist. Insbesondere wird eine Wissenschaft, welche, wie das Strafrecht, eine eminent praktische Aufgabe zu erfüllen hat, nämlich die Gesellschaft vor den Angriffen des Verbrechertums zu schützen, sich mit der Vererbungstheorie nur im äußersten Noisfall befreundend dürfen, denn diese führt zum Quietismus des Mohammedaners. Ist die verbrecherische Beschaffenheit dem Menschen angeboren, so daß sich dagegen nicht ankämpfen läßt, dann hat die Strafe keinen Zweck, dann ist sie eine nutzlose Granatsamkeit. In diesem Falle würde es sich lediglich darum handeln, die Gesamtheit vor dem Verbrecher zu schützen, wie man sich etwa vor einem Raubtier oder einem Wahnsinnigen sichert. Der Strafrichter würde dann aufhören, Ertitzungsbeziehung zu haben, an seine Stelle hätte der Arzt zu treten.

Die Lehre von dem geborenen Verbrecher, welche in dem vergangenen Jahrzehnt eine Zeit lang lebhaften Anklang in der Strafrechtswissenschaft zu finden schien, ist heute aber mit ziemlicher Einmütigkeit als fehlerhaft aufgegeben. Ebenso wie Ibsen und die anderen oben genannten Schriftsteller die Anpassungsfähigkeit des Menschen an das Milieu leugnen, so behauptet der geniale italienische Irrenarzt Cesare Lombroso und die von ihm begründete Schule, daß, wie alle menschlichen Handlungen durch die angeborene Individualität des Täters bedingt sind, so auch das Verbrechen das notwendige Ergebnis der ererbten Anlage des Verbrechers sei. Mit unermüdlichem Eifer hat Lombroso unter Anhäufung eines riesenhaften Materials in seinem berühmten Buche *L'uomo delinquente*, dem jüngst die *Donna delinquente* gefolgt ist, die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten des Verbrechers eingehend beschrieben und den Satz vertreten, „daß die Keime des moralischen Irreseins und der Ver-

brechernatur sich nicht ausnahmsweise, sondern als Norm im ersten Lebensalter des Menschen vorfinden, gerade so, wie sich beim Embryo regelmäßig gewisse Formen nachweisen lassen, welche beim Erwachsenen Mißbildungen darstellen, so daß das Kind als ein des moralischen Sinnes entbehrender Mensch das darstellen würde, was die Irrenärzte einen moralisch Irrensinnigen, wir aber einen geborenen Verbrecher nennen.“ Wir verzichten hier darauf, alle die einzelnen Merkmale aufzuzählen, welche den Verbrecher nach Lombroso charakterisieren sollen, wollen nur noch hervorheben, daß er schließlich zu dem Resultate gelangt, bei jedem Verbrecher handele es sich um eine Rückschlagsbildung auf prähistorische Menschenrassen oder niedere Rassen der Jetztzeit.

Die zahllosen Fehler dieser Theorie sind wiederholt von sachkundigster Seite eingehend dargelegt, zugleich aber ist bei dieser Gelegenheit stets betont worden, ein wie großes Verdienst sich Lombroso trotz all seiner Irrtümer um die Strafrechtswissenschaft erworben habe. Dieses liegt in seiner leidenschaftlichen Zuehr zum Leben, in seinem Wirklichkeitsinn, welcher ihn erkennen ließ, daß, wer das Verbrechen bekämpfen will, den Verbrecher, d. h. den Menschen, und nicht den Begriff studieren und also von den Höhen metaphysischer Spekulation nüchtern und sich bescheiden herabsteigen muß zu den Erscheinungen des Lebens. Dieses Verdienst Lombrosos hat auch der im vergangenen Sommer zu Brüssel versammelt gewesene dritte internationale Kriminalanthropologenkongreß durchaus anerkannt, während er im übrigen mit schonungsloser Offenheit die Irrgänge im System Lombrosos aufzudecken kein Bedenken trug. Man stellte zunächst fest, daß es einen Verbrechertypus nicht giebt und, wie Professor von Liszt (Halle) bereits vor Jahren mit aller Schärfe betont hat, nicht geben kann, da die Handlungen, die wir Verbrechen nennen, in ihrer Erscheinung, wie ganz besonders in den Motiven, aus welchen sie entspringen, so sehr von-

einander abweichen, daß sie unmöglich auf dieselben organischen Bedingungen zurückgeführt werden können. Es kommt hinzu, worauf namentlich der Italiener Vaccaro aufmerksam gemacht hat, daß die Strafgesetzgebung in jedem einzelnen Lande und zu den verschiedenen Zeiten verschieden und nirgends vollkommen ist. Bald werden vielmehr unschädliche Handlungen bestraft, bald gefährliche straflos gelassen. Wenn dem aber so ist, wie kann dann der Anthropologe, welcher doch nur die durch das gerade geltende Strafgesetz verfolgten und bestrafte Menschen untersucht, damit den wahren Verbrecher aufgefunden haben? Und weiter: So wenig geleugnet werden kann, daß die Abstammung des Menschen für dessen Entwicklung von höchster Bedeutung ist, daß die guten Eigenschaften der Eltern nicht minder wie deren körperliche und geistige Schwächen auf die Kinder übergehen, so sicher wissen wir doch auf der anderen Seite, daß sich niemals die Krankheit selbst, sondern immer nur der Keim, die Anlage dazu vererbt, diese aber in den meisten Fällen durch rechtzeitige Einwirkung und geeignete Gegenmaßregeln mit Erfolg zu bekämpfen ist. Endlich aber ist daran festzuhalten, daß es eine besondere Veranlagung zur Begehung von strafbaren Handlungen überhaupt nicht giebt, daß es vielmehr, wie Lijst einmal treffend sagt, von den äußeren Verhältnissen, von den Lebensschicksalen in ihrer Gesamtheit abhängt, ob die Störung des seelischen Gleichgewichtes zum Selbstmord, zum Wahnsinn, zu schweren Nervenleiden, zu körperlichen Krankheiten, zu unsterkem, abenteuerlichem Lebenswandel oder aber zum Verbrechen führt.

Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, verändert sich nun die Stellung, welche die Gesamtheit gegenüber dem Verbrechertum einzunehmen hat, völlig. Solange man die angeborene Natur des Menschen für unüberwindbar hält, ist die Strafe, wie bereits hervorgehoben wurde, ein zweckloses Beginnen. Macht man sich dagegen klar, daß der Mensch nicht bloß

ein Produkt seiner Abstammung ist, sondern auch der individuellen Entwicklung an der Hand der Erziehung und der socialen Lebensbedingungen, so können wir hoffen, dem Verbrechertum durch Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse allmählich den Boden abzugraben. Denn der Gang zum Verbrechen ist ja nunmehr nicht länger eine absolut unabänderliche Thatsache, mit welcher man sich wie mit einem Naturgesetz abfinden muß, sondern eine Anlage, welche durch stärkere Gegenreize aus einer antisocialen in eine gesellschaftsfreundliche umgewandelt werden kann. Dieser Standpunkt kam auch auf dem vorerwähnten Brüsseler Kongreß mit aller Schärfe zum Ausdruck. Man betonte dort, daß es Aufgabe der Strafrechtswissenschaft sei, mitten ins Leben hinein zu schreiten und den einzelnen Verbrecher in seiner Thätigkeitsphäre einer ersten naturwissenschaftlichen Beobachtung zu unterziehen. In diesem Falle würde man an ihm einen unglücklichen, verkümmerten Organismus erkennen, der es ihm nicht erlaubt, die Bedingungen zu erfüllen, welche sein Nisieu ihm für den Kampf ums Dasein stellt. Damit also lösen sich die Erscheinungsformen des menschlichen Verbrechens auf in der großen socialen Frage.

Diese Sätze sind unbedenklich richtig, nur muß man sich hüten, bei ihrer Durchführung in Einseitigkeiten zu verfallen. So gewiß es ist, daß die Ab- und Zunahme der Verbrechen in hohem Maße von den socialen Verhältnissen abhängig ist, so verfehlt wäre es auf der anderen Seite, anzunehmen, daß diese Einflüsse so mächtige, so elementare sind, daß sie wie ein ehernes Naturgesetz das Individuum beherrschen, ohne daß es möglich wäre, dieses dem Tribut, welchen Zucht, Haus und Schafott alljährlich fordern, zu entziehen. Der berühmte belgische Astronom Quetelet hatte bekanntlich bereits im Jahre 1835 diese irrige Ansicht vertreten. Als Ergebnis seiner mühevollen statistischen Untersuchungen stellte er fest, daß in allem, was das Verbrechen be-

trifft, dieselben Zahlen mit einer Beharrlichkeit wiederkehren, die kein Mißverständnis zuläßt, und daß dies selbst bei denjenigen Verbrechen der Fall sei, die von menschlicher Berechnung ganz unabhängig zu sein scheinen, z. B. bei Mordthaten, die gewöhnlich nach Streitigkeiten begangen werden. Diese Ausführungen hat Thomas Buckle in seiner Geschichte der Civilisation in England sich vollkommen zu eigen gemacht und noch erweitert. Er behauptet, daß in einem gegebenen Zustande der Gesellschaft eine gewisse Anzahl von Personen ihrem eigenen Leben notwendig ein Ende machen muß. Dies ist das allgemeine Gesetz. Die besondere Frage, wer die That begehen werde, hängt natürlicherweise von besonderen Gesetzen ab, welche jedoch in ihrer Gesamtwirkung dem großen gesellschaftlichen Gesetze gehorchen müssen, dem sie alle untergeordnet sind. Die Macht dieses höheren Gesetzes ist hierbei so unwiderstehlich, daß weder die Liebe zum Leben, noch die Furcht vor einer anderen Welt seine Wirkung irgendwie zu hemmen vermag.

Gegenüber diesen Ausführungen ist zweierlei zu bemerken. Sie rechnen zunächst allzu sehr mit der Stabilität der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wenn Quetelet meint, daß diese unabänderlich seien wie die ewigen Naturgesetze, so stimmt ihm darin gegenwärtig niemand mehr bei. Von allen Seiten arbeitet man heute mit an der Lösung der socialen Frage, und wir dürfen uns der wohl begründeten Hoffnung hingeben, daß jeder Schritt, mit welchem wir uns diesem Ziele nähern, zugleich einen Sieg über das Verbrechertum bedeutet. Ferner aber läßt Quetelet über die starke Betonung des Einflusses der gesellschaftlichen Zustände die Eigentümlichkeiten des Individuums ganz außer Ansaß. Quetelet sieht das menschliche Leben zu einfach, zu mechanisch an, wenn er den einzelnen, wie man treffend gesagt hat, als ein vom Milieu durchaus abhängiges, zusammenaddirtes Rechengempep betrachtet. Der Mensch ist nicht

ausschließlich das Ergebnis der socialen Verhältnisse, in welche er gerade verpflanzt ist, sondern er wirkt seinerseits auf diese wiederum zurück, und dies um so mehr, je stärker seine Persönlichkeit ist. Wenn wir vorher die Überschätzung der Individualität getabelt haben, so müssen wir hier also gegen deren Unterschätzung Verwahrung einlegen. Mit außerordentlicher Feinheit hebt der große Deuter der socialen Erscheinungen, Herbert Spencer, diese gegenseitige Beeinflussung der Gesellschaft und ihrer Einheiten hervor. Er legt in seinen „Principien der Sociologie“ dar, wie, sobald ein sociales Verhältnis eine gewisse Festigkeit erlangt hat, Wirkungen und Rückwirkungen zwischen der Gesellschaft als Ganzem und jedem Gliede derselben beginnen, so daß die eine auf die Natur des anderen Einfluß gewinnt. Die von dem Ganzen über seine Einheiten ausgeübte Kontrolle ist der Art, daß sie beständig die Thätigkeiten, Gefühle und Vorstellungen derselben zur Übereinstimmung mit den socialen Erfordernissen umzuprägen sucht, während andererseits diese Thätigkeiten, Gefühle und Vorstellungen in demselben Maße, als sie durch veränderte Umstände selbst verändert werden, die Gesellschaft zur Übereinstimmung mit sich zu bringen suchen. So erfahren die einzelnen Glieder der Gesamtheit unaufhörlich neue Modifikationen und sind ihrerseits wiederum beständig thätig, zu den früheren Modifikationen des socialen Baues neue hinzuzufügen. Damit wird dieses Zusammenwirken schließlich zu einer hochwichtigen Umwandlungsursache für beide.

Nachdem alles dieses vorausgeschickt ist, wird jedes Mißverständnis ausgeschlossen sein, wenn wir mit von Liszt das Verbrechen als eine sociale Erscheinung bezeichnen, bedingt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Daß daneben auch die teils angeborene, teils erworbene Eigenart des Thäters eine hervorragende Rolle spielt, soll keineswegs bestritten werden. Nur muß man sich gegenwärtig halten, daß auch diese Ursachen des Ver-

brechens in den meisten Fällen wieder auf sociale Bedingungen zurückweisen. Die erbliche Belastung, jenes furchtbare, schließlich zum Verbrechen führende Patengeschick, hat in zahllosen Fällen ihren Grund in der Not und dem Elend, welchem die Eltern ausgesetzt waren. Der junge Schalanter ruft in Angenrulers Volksstück, dem „Vierten Gebot“, dem geistlichen Freunde im Angesicht des Todes zu: „Wenn du in der Schule den Kindern lehrst, ehret Vater und Mutter, so sage auch von der Kanzel den Eltern, daß sie danach sein sollen“ — Worte, welchen wir noch hinzufügen können, daß auch die Gesellschaft die Verpflichtung hat, den Eltern dieses Gutssein zu erleichtern. Sind beide Forderungen erfüllt, dann kann die Wirkung auf die Kriminalität der kommenden Geschlechter nicht ausbleiben.

Die so charakterisierte socialpolitische Auffassung vom Verbrechen und von der Strafe immer mehr zur Anerkennung zu bringen und mit allen Konsequenzen in der Gesetzgebung durchzuführen, ist der Zweck eines vor etwa vier Jahren von den Professoren von Liszt (Halle), Brius (Brüssel) und van Hamel (Amsterdam) ins Leben gerufenen Vereins, der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung. Trotz der Kürze ihres Bestehens zählt die Vereinigung heute bereits mehr als sechshundert Mitglieder, unter welchen sich viele der namhaftesten Vertreter der Strafrechtswissenschaft aus den verschiedensten Ländern befinden. Es verlohnt sich daher gewiß der Mühe, die Ziele und die bisher erreichten Erfolge der jungen Vereinigung etwas näher ins Auge zu fassen.

Die alte klassische, noch heute in der Strafrechtswissenschaft weit verbreitete Schule sieht im Verbrechen nichts anderes als eine begriffliche Abstraktion der Rechtswissenschaft. Sie debuziert folgendermaßen: Die allgemeine Gerechtigkeit verlangt die unbedingte Geltung der Gesetze. Wer diese verletzt, begeht ein Verbrechen, welches durch die Strafe zu sühnen ist. Die Strafe hat keinen anderen

Grund, als die Strafwürdigkeit des schuldhaften, d. h. willensfreien Täters, sie hat keinen anderen Zweck, als diejem zu geben, was er verdient hat. Jedem einzelnen dieser Sätze nun tritt die moderne Richtung in ihrem Streben nach Wirklichkeit entgegen. Für sie ist das Verbrechen kein — oder wenigstens nicht nur ein — juristischer Begriff, sondern, wie wir bereits oben hervorgehoben haben, eine sociale Erscheinung, hervorgewachsen aus den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens. Ist dies aber der Fall, so muß die Strafe notwendig einen anderen Inhalt bekommen als den, an dem Verbrecher Rache zu nehmen. Von diesem Standpunkt aus soll die Strafe vielmehr lediglich mit dazu beitragen, das Verbrechertum wirksam und zielbewußt bekämpfen zu können. Und endlich muß die Auffassung vom Verbrechen als notwendigem Ergebnis gegebener Verhältnisse in Übereinstimmung mit den Lehren der modernen Naturwissenschaft zur Leugnung des Dogmas vom freien Willen führen. Damit aber wird nicht, wie vielfach behauptet worden ist, die Kraft und Würde des Strafrechtes geschwächt oder gar dessen Existenzberechtigung verneint, vielmehr ist gerade nur vom Standpunkt des Determinismus aus ein wirksames Strafrecht möglich. Lediglich weil wir anzunehmen berechtigt sind, daß der menschliche Wille nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung durch Vorstellungen bestimmt wird, kann auf den Erfolg der Strafe und ihre motivbildende Kraft in allen Fällen gezählt werden. Wäre dagegen der Mensch dem sonst überall in der Natur geltenden Kausalgesetz nicht unterworfen, so würde der Richter, wenn er mit der Verhängung der Strafe bestimmte Zwecke zu erreichen hofft, ständig im Dunklen tappen. Seine Erwartungen könnten dann ja jeden Augenblick getäuscht werden.

Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus diesen Sätzen? Der dem alten, formalistischen, schablonenhaften Strafrecht zu Grunde liegende Gedanke hat zu einer

höchst unzuweckmäßigen Trennung der Bestrafung von der Verhütung des Verbrechens, sowie ferner der Urteilsfindung von dem Strafvollzuge geführt. In der That läßt sich auch gegen dieses System nichts einwenden, sobald man eben in der Strafe lediglich ein Mittel sieht, die begangene objektive Handlung zu sühnen. Zu einem ganz anderen Resultate kommt naturgemäß, wer an die Stelle unfruchtbarer Theorien praktische Ziele setzt, wer der Strafrechtspflege die Aufgabe zuweist, mitzuarbeiten an der Lösung der großen Konflikte, die im Schoße unserer Zeit kreisen, anstatt sich noch länger in lebensfremder Abgeschlossenheit, verständnislos für die Anforderungen des Tages, in leere Doktrinen zu verlieren. Von diesem Standpunkt aus leuchtet ohne weiteres ein, welche große Bedeutung den Maßregeln zur Verhütung des Verbrechens, der Prävention im Gegensatz zur Repression, zukommt. Die Strafe ist ein äußerst zweischneidiges Schwert, sie greift tief in das Volksleben ein, vernichtet Leben und Freiheit des Bürgers und legt damit seine Arbeitskraft auch für den Staat lahm. Strafe ist nach einem ebenso treffenden, wie kurzen Ausprüche Disztes Rechtsgütererschutz durch Rechtsgüterverletzung. Der Staat, welcher sich ihrer ohne die dringendste Nötigung bedient, gleicht, wie Thering einmal fein bemerkt, dem Eigentümer, welcher durch Mißhandlungen sein eigenes Tier zu Tode peinigt. Man sieht also: die socialpolitische Betrachtung des Strafrechtes führt zu einer möglichst großen Einengung der staatlichen Straf Gewalt. Dieses Ziel kann durch die verschiedensten Mittel erreicht werden, durch Hebung der Bildung, sowie durch Besserung der wirtschaftlichen Lage der unbemittelten Volksklassen, durch Arbeitshäuser, Trinkerajple und ähnliche Einrichtungen. Mit Recht lautet daher einer der wichtigsten Sätze in dem Programm der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung: Die Strafe ist eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens, aber nicht das einzige.

Sie darf daher nicht aus dem Zusammenhange mit den übrigen Mitteln zur Bekämpfung und Verhütung des Verbrechens herausgerissen werden. Von diesen letzteren interessiert den Juristen namentlich der Erfas des Gefängnisses gegenüber der verbrecherischen und verwerthlosten Jugend durch die Zwangserziehung. Auf dem internationalen Gefängnißkongreß zu St. Petersburg im Jahre 1890 sprach Theophile Roussel die trefflichen Worte: *Sauvez l'enfant et il n'y aura plus d'hommes à corriger ou à punir.* Wie weit aber ist unsere Gesetzgebung von der Beherzigung dieses Grundsatzes noch entfernt. Nach dem zur Zeit in Deutschland geltenden Recht schließen sich Strafe und staatlich überwachte Erziehung gegenseitig aus. Diese darf nur dann zur Anwendung gebracht werden, wenn der jugendliche Delinquent wegen mangelnder Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung freigesprochen werden mußte. Wird er dagegen zu einer eigentlichen und, wie bei jugendlichen Verbrechern fast immer der Fall ist, kurzzeitigen Freiheitsstrafe verurteilt, so darf der Richter auf Zwangserziehung nicht erkennen, sollte er auch der Meinung sein, daß der Angeklagte ohne ernste und andauernde Bucht, ohne jahrelang fortgesetzte Überwachung, sobald die Thore des Gefängnisses sich hinter ihm geschlossen haben, notwendig dem Verbrechen wieder in die Arme fallen muß. Ein solches Verfahren ist formalistisch, ist lebensfremd. Die Psychologie ist bestrebt, uns ein Bild von der äußerst zusammengesetzten, komplizierten Natur des Menschen zu geben und jede Betrachtung desselben von irgend einem einseitigen Gesichtspunkte aus zu vermeiden. Die moderne Dichtkunst folgt ihr auf diesem Wege. Sie bemüht sich, die Menschen in ihrer vollen Eigenart bis hinein in die feinsten und subtilsten Vorgänge der Seele zu begreifen und darzustellen. Der Pädagoge sieht sich den ganzen Menschen an, wenn er sich über die zu ergreifenden Erziehungsmaßregeln schlüssig werden will, der

verständige Arzt endlich begnügt sich nicht damit, das äußere Symptom, an welchem sich eine Erkrankung zeigt, zu unterdrücken, er sucht vielmehr die eigentlichen Träger der Krankheit zu beseitigen. Nur der Jurist ist immer noch nicht zu der Einsicht gelangt, daß Gegenstand der Strafe der verbrecherische Mensch ist und nicht die gerade vorliegende einzelne Handlung, welche den äußeren Anlaß zum Einschreiten der staatlichen Strafgewalt bildet, und daß daher die richtige Behandlungsart für den jugendlichen Delinquenten nur auf Grund von dessen voller Persönlichkeit gefunden werden kann. Sein ganzes Vorleben, seine Erziehung, die Zustände im elterlichen Hause, sein bisheriger Umgang, kurz, die Individualität des Menschen in ihrer Totalität, dürfen verständigerweise allein die wichtige Frage entscheiden, ob eine Jahre hindurch fortgesetzte systematische Erziehung nicht mehr Aussicht auf Erfolg bietet als eine Freiheitsstrafe von wenigen Wochen oder Monaten.

Praktisch vielleicht noch bedeutamer ist die heute von den verschiedensten Seiten mit großer Energie vertretene Forderung nach Ausdehnung der Zwangserziehung auf solche Kinder, welche sich zwar einer strafbaren Handlung nicht schuldig gemacht haben, die jedoch in der Erziehung so sehr vernachlässigt sind, daß sittliche Verwahrlosung eingetreten ist oder zu befürchten steht. Daß nach unserem geltenden Reichsrecht sich der Staat des Kindes nur dann annimmt, nur dann die Kosten der Erziehung trägt und den Versuch macht, aus ihm einen tüchtigen, brauchbaren Menschen zu machen, wenn ihm ein Verbrechen zur Last gefallen ist, kann unmöglich gebilligt werden. „Liegt es unter solchen Umständen nicht vielmehr nahe,“ ruft Litz mit Recht aus, „die Vorsehung anzusehen, sie möge das sittlich verwahrloste Kind recht früh aus der Bahn des Lasters hinüberführen auf die Bahn des Verbrechens und so den einzigen Weg eröffnen, auf dem es gerettet werden kann?“ Welch außerordentlich

wohlthätige Wirkung die rechtzeitig eintretende, staatlich überwachte Erziehung erzielen kann, hat das Musterland des Zwangserziehungswesens, das praktische England, bewiesen.

Wir haben ferner bereits auf die ungesunde Trennung von Strafrechtspflege und Strafvollzug im heutigen Recht hingewiesen. Die Verständnislosigkeit und hochmütige Nichtachtung, mit welcher die Rechtswissenschaft lange Zeit den Erscheinungen der Wirklichkeit gegenüberstand, hat zu der noch heute nicht ganz geschwundenen Anschauung geführt, daß der Richter keine andere Aufgabe habe, als eine der That angemessene Strafe auszusprechen; was dann aus dem Verbrecher werde, das kümmere ihn nicht. Kein Satz enthüllt uns deutlicher als dieser die isolierte Stellung, welche allein das Strafrecht noch inmitten der großen socialpolitischen Bewegung der Gegenwart einnimmt. Das richterliche Urtheil ist an sich doch wahrlich etwas Formales, es enthält Inhalt und Bedeutung, Leben und Kraft erst durch den Strafvollzug. Daher ist, wie es in den Statuten der Internationalen kriminalistischen Vereinigung mit Recht heißt, die dem heutigen Strafrecht eigentümliche Trennung des Strafvollzuges von der Strafrechtspflege unrichtig und zweckwidrig. Erst wenn dieser Zustand beseitigt ist und der Vollstreckung der Strafurtheile derselbe Wert beigelegt wird wie der Findung derselben, werden die heute aller Orten erhobenen Klagen über die Strafzumessung verstummen. Wie soll der Richter, welcher in den meisten Fällen den Angeklagten das erste Mal im Termine sieht, von den socialen Vorbedingungen der That kaum etwas erfährt, die Persönlichkeit des Thäters nicht kennt, in der Lage sein, die zweckentsprechende Strafe zu bestimmen? Dies zu verlangen, ist absurd, weil es unmöglich ist. Sieht sich doch deshalb sogar Adolf Bach, der bekannte Leipziger Professor, welcher im übrigen weit davon entfernt ist, für radikale Neuerungen Sympathien zu hegen, zu der

bitteren Klage veranlaßt: „Es ist wahr, die richterliche Strafzumessung ist zum guten Teil Willkür, Laune, Zufall. Ob der Angeklagte zu sechs, fünf oder vier Wochen oder zwei Monaten Gefängnis verurteilt wird, das hängt mehr von der zufälligen Zusammensetzung des Kollegiums, den subjektiven Anschauungen und Anregungen des Richters, seinem Gebüt und seiner Verfassung als von der Schwere des Verbrechens ab.“ Wie hierin Wandel geschaffen werden soll, ist eine außerordentlich schwierige Frage. Sehr beachtenswert ist der unter den deutschen Fachmännern insbesondere durch von Liszt vertretene Vorschlag, bei langzeitigen Freiheitsstrafen die endgültige Festsetzung von Art und Dauer der Strafe erst während des Strafvollzuges eintreten zu lassen, also die richterliche Strafzumessung, etwa nach dem Vorbild der indeterminate sentences der Nordamerikaner, wesentlich einzuschränken. Unser geltendes Recht kennt bereits Ansätze dazu in der bedingten Freilassung, durch welche die richterlich erkannte Strafe unter bestimmten Voraussetzungen abgekürzt werden kann, und zwar mit dem Vorbehalt, daß der Entlassene bei schlechter Führung wieder ins Gefängnis zurückgeführt wird. Etwas Verwandtes hat auch die Nachhaft, welche der Polizeibehörde die Befugnis verleiht, gewisse Verbrecher, wie beispielsweise Landstreicher, nach verbüßter Hauptstrafe auf Jahre hinaus in einem Arbeitshaufe unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden. Dehnen wir den hierin liegenden Gedanken aus, so kommen wir zu den sogenannten unbestimmten Strafurteilen, deren Prinzip vor der vorigen dritten Hauptversammlung der kriminalistischen Vereinigung in folgendem Beschlusse gebilligt wurde: „Gegenüber den sogenannten unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern ist es absolut notwendig, daß nicht im Urteil über die letztbegangene That auch das definitive Urteil über die Behandlung des Delinquenten abgegeben werden soll, sondern daß dabei der Fall einer neuen

Untersuchung, betreffend die Person des Delinquenten, seine Vergangenheit, sein Betragen während einer festzustellenden Probezeit u. s. w., einer späteren Entscheidung überlassen werde.“ Wir gehen hier auf die Einzelheiten, wie dieser Satz nach den sehr detaillierten Vorschlägen Liszts durchgeführt werden soll, nicht näher ein. Dies alles ist nebensächlicher Natur. Ein Weg wird sich leicht finden lassen, sobald erst das namentlich durch von Liszt mit unermüdlicher Energie vertretene Princip anerkannt ist, daß die Strafrechtspflege der Zukunft es als ihre Aufgabe betrachten muß, nicht mehr die That zu bestrafen, sondern den Thäter wegen der durch seine That dokumentierten verbrecherischen Gesinnung und nach Maßgabe derselben.

Aber auch die Strafe selbst bedarf gründlicher Umgestaltung. Hier handelt es sich darum, je nach der Individualität des Verbrechers die geeignete Art und Weise der Behandlung ausfindig zu machen. Zur Lösung dieser Aufgabe finden sich im geltenden Recht kaum erst Ansätze. Die zu einseitige Betonung des Besserungszweckes hat allmählich zu einer fast ausschließlichen Herrschaft der Freiheitsstrafen geführt, welche, gleichmäßig und schablonenhaft gehandhabt, den Eigentümlichkeiten des Einzelfalles nicht gerecht werden. Auch hier haben die Bemühungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, wenn auch noch nicht zu absolut abgeklärten, für die Praxis schon jetzt verwertbaren Resultaten, so doch jedenfalls zu neuen, höchst interessanten Ausblicken, zu einem verlockenden, fruchtbaren Arbeitsfelde für die Zukunft geführt.

Die Hauptpunkte, um welche es sich hierbei handelt, sind folgende: Das formalistische Hervorkehren der objektiven That, die irrtümliche Ansicht, als ob die Verschiedenheit der Schwere verbrecherischer Handlungen nicht in der Persönlichkeit des Handelnden, sondern in erster Linie in der Handlung selbst zu suchen sei, hat die herrschende Richtung in der

Jurisprudenz den fundamentalen Unterschied zwischen den Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechern übersehen lassen. Diese beiden Kategorien aber sind so von Grund aus verschieden, daß ihre gleichmäßige Behandlung notwendig zu Verlehrtheiten führen muß. Dem in fortwährendem Anwachsen begriffenen Gewohnheitsverbrechertum gegenüber, diesem gefährlichsten Feind aller gesellschaftlichen Ordnung, ist unser geltendes Recht — darüber besteht unter den Sachkundigen kein Zweifel — viel zu milde. Man muß hier unterscheiden zwischen den präsumtiv unverbesserlichen Verbrechern und solchen, bei denen eine Wiederherstellung des gestörten seelischen Gleichgewichtes durch Anwendung der gesetzlichen Strafmittel ausichtsvoll erscheint. Erstere sind — immer unter der Voraussetzung, daß es gelingt, die Merkmale zu finden, aus welchen auf die vorhandene Unverbesserlichkeit mit wissenschaftlicher Sicherheit geschlossen werden kann — dauernd unschädlich zu machen. Der Sicherungszweck darf hier allein maßgebend sein. Sobald dagegen noch Hoffnung vorhanden ist, den Gewohnheitsverbrecher für die menschliche Gesellschaft wiederzugewinnen, muß der Versuch einer Nachholung der veräumten und vernachlässigten Erziehung unter allen Umständen gemacht werden. Nur leuchtet ohne weiteres ein, daß dazu ganz andere und weit einschneidendere Maßregeln notwendig sind, als sie heute zur Anwendung zu kommen pflegen. Von einigen Wochen oder Monaten Gefängnis läßt sich doch sicherlich keine nachhaltig bessernde Wirkung auf den Sträfling erwarten, und auch eine abschreckende Kraft vermag die kurzzeitige Freiheitsstrafe, welche man in ihrer häufigen und unterschiedslosen Anwendung mit Recht als die Strafe des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet hat, bei der heutigen Einrichtung unserer kleinen Gefängnisse, beim Fehlen einer genügenden Beaufsichtigung und Beschäftigung der Gefangenen, nicht zu äußern. Sehr treffend weist Vijz darauf hin,

daß wir in diesen Gefängnissen alle die Mängel wiederfinden, welche die alten Zuchthäuser zu Brutstätten des Lasters, zu Hochschulen des Verbrechens gemacht haben, daß wir in denselben Räumen miteinander alte und junge Sträflinge hausen, hartgefottene Sünder und schüchterne Anfänger auf der Bahn des Verbrechens. Nur die harte ernste Zucht der alten Häuser fehlt. Den Gewohnheitsverbrecher schreckt das Gefängnis nicht, den Gelegenheitsverbrecher aber — und damit kommen wir auf den letzten Punkt — richtet es sittlich zu Grunde, und zwar nicht bloß wegen der damit verbundenen Gefahr der Ansteckung, sondern mehr noch wegen des gesellschaftlichen Mafels, welcher nach unserer gesellschaftlichen Anschauungen dem auch nur einmal und zu einer noch so geringfügigen Freiheitsstrafe verurteilten Menschen sein ganzes Leben lang anhaftet, der seine Existenzbedingungen oft für immer untergräbt und damit den Rückfall zur unvermeidlichen Folge hat.

Aus diesen und einigen anderen Gründen ist man heute emsig bestrebt, die nicht nur nutzlose, sondern geradezu schädliche kurzzeitige Freiheitsstrafe, soweit es sich um Neulinge auf der Bahn des Verbrechens handelt, durch geeignetere, mehr der Individualität des Verbrechers angepasste Strafmittel zu ersetzen. Man hat eine ganze Reihe derselben vorgeschlagen, teils auch in verschiedenen Ländern schon gesetzlich erprobt. Die wichtigsten unter ihnen sind: die Zwangsarbeit ohne Einsperrung, der Verweis, die Einführung einer gänzlich umgestalteten, dem Vermögen des Verurteilten angepassten Geldstrafe, die Friedensbürgschaft, die rechtzeitige Entschädigung des Verletzten und vor allem die bedingte Verurteilung. Das Wesen dieser letzteren, außerordentlich schnell populär gewordenen und in die Gesetzgebung verschiedener Länder bereits aufgenommenen Maßregel besteht darin, daß der Vollzug einer ausgesprochenen Verurteilung einzuweisen noch aufgeschoben wird. Der Thäter wird also bestraft, braucht aber die

erkannte Strafe nicht abzubüßen, sofern er sich während einer bestimmten Bewährungsfrist keines neuen Deliktes schuldig macht. Er hat damit den Beweis geliefert, daß die Vollstreckung der Strafe bei ihm nicht nötig war. Die Resultate, welche man mit diesem Strafmittel erzielt hat, sind überraschend günstige gewesen. So wurden beispielsweise in Belgien während der ersten dreizehn Monate nach Einführung des neuen Institutes 13 195 Verurteilungen mit bedingtem Strafvolzuge ausgesprochen. Hier von kam in nur 246 Fällen Rückfall vor. So ist es auch später geblieben. In ganz überwiegendem Maße also wurde das Gesetz bisher mit bestem Erfolge angewendet.

Wir haben hiermit die Bestrebungen der mit frischer Jugendkraft in das Rechtsleben eingreifenden Bewegung nur in ihren Hauptpunkten, und auch diese nur in großen Umrissen dargestellt, müssen aber unsere Betrachtungen nunmehr abbrechen. Sie werden gezeigt haben, wie mannigfach die Verührungspunkte sind zwischen der modernen Kunst und der modernen Strafrechtswissenschaft. Beide setzen sich die Menschenbeobachtung zu ihrer Aufgabe, beide wollen das neue, selbst erlebte Leben lebendig erfassen, beide streben nach Wirklichkeit und Wahrheit, abseits von aller hergebrachten Doktrin und transcendentalen Spekulation. Allerdings ist die Dichtkunst der Rechtswissenschaft hierin zur Zeit noch weit überlegen. Der Jurist mag bei Ibsen und Hauptmann, bei Garborg und Tolstoi in die Schule gehen und lernen, was es heißt, wirkliche Menschen in ihrer Eigenart zu begreifen. Doch dies ist nur ein Unterschied des Könnens, kein principiieller Gegensatz. Ein solcher besteht nur darin, daß, während das Recht bei der Frage nach der Bekämpfung des Verbrechens allen Nachdruck auf die gesellschaftlichen Verhältnisse legt, welche einer Beein-

flussung zugänglich sind, die bisherigen Schöpfungen der modernen Kunst nur selten neben dem Niederbrückenden etwas Erhebendes, Versöhnendes an sich tragen, da der Vererbungsgedanke allzu sehr dominiert. Noch einmal sei betont, daß dies das gute Recht des Dichters ist, und außerdem soll nicht verkannt werden, daß die Möglichkeit einer Erziehung des Menschen, die Möglichkeit seiner Anpassung an das Milieu und damit die Hoffnung auf Besserung von einer ganzen Reihe von Schriftstellern genugsam betont wird. In seinem erschütternden Drama „Die Nacht der Finsternis“ zeigt uns Tolstoi, wie das russische Volk nur deshalb verkommt und vertiert, weil es von obenher gewaltfam in Dummheit und Fanatismus erhalten wird. Wie gewaltig ergreifende, heitere und tief-ernste Töne Anzengruber für die Folgen einer schlechten Erziehung auf von Natur gut geartete Menschen findet, ist bekannt. Und auch Zola läßt trotz seines festen Glaubens an die Vererbung die schädlichen Wirkungen unserer gesellschaftlichen Zustände niemals unberücksichtigt. Sudermann hat bisher sogar nur diese Seite ins Auge gefaßt. Das Princip der Erziehung und Gewöhnung spielt bei ihm die entscheidende Rolle. Insbesondere wird dieses Motiv in seinem letzten Drama „Die Heimat“ glänzend verwertet. Doch alles dies sind nur Ausnahmen, vorherrschend bleibt immer der Gedanke von dem Fluche der Vererbung. Hierin aber darf die Rechtswissenschaft dem Dichter nicht folgen, sie ist zur Ohnmacht verurteilt, sobald sie an der Verbesserungsfähigkeit des Menschen verzweifelt; sie muß optimistisch sein, aber auf durchaus realistischer Grundlage. Der Jurist darf nie die Hoffnung aufgeben, daß es gelingen wird, um noch einmal die Sprache des Baumeisters Solneß zu reden, ein Schloß aufzurichten mit einer Grundmauer darunter.





Wanderungen durch den alten Orient.

Von
Georg Steindorff.

III.

Von der mesopotamischen Tiefebene, von den Trümmerstätten an den Ufern des Euphrat und Tigris, wenden wir uns jetzt westwärts nach den syrischen Ländern, an das Gestade des Mittelmeeres.

Die älteste Kunde, die uns über die Geschichte Syriens erhalten geblieben ist, entstammt ägyptischen Quellen. Wir erfahren aus ihnen, daß bereits um das Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends das Pharaonenreich am Nil mit dem Lande „Charu“ — so bezeichneten die Ägypter Syrien allgemein — in regem Handelsverkehr stand. Ägyptische Waffenschmiede zogen nach Norden, um im Barbarenlande ihre Erzeugnisse abzusetzen; von den Gebirgsstämmen des Libanon wurden wertvolle Nadelhölzer nach Ägypten geliefert, um zum Schiffsbau oder zur Fabrikation von Särgen verwendet zu werden. Auch syrische Sklavinnen waren in den Häusern der ägyptischen Großen ein nicht ungerne begehrter

Artikel. Indessen fließen für diese ältere Zeit unsere Quellen nur recht spärlich, von den politischen Verhältnissen des Landes erfahren wir fast gar nichts. Erst seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, von der Zeit an, da die ägyptischen Könige mit ihren siegreichen Heeren erobernd nach Norden vordraugen, gewinnen wir ein klareres Bild von den syrischen und palästinischen Verhältnissen. Das Land war von semitischen Volksstämmen bewohnt, und zwar wohnten im Norden in der Euphratebene und weiter südlich bis in die Gegend des heutigen Damaskus Kramäer, während der Süden von Kanaanäern eingenommen war. Ein einheitliches Reich existierte in dem durch Gebirge vielfach zerklüfteten und gepalteten Lande nicht. Wir sehen nur eine ganze Zahl kleiner Gemeinwesen, die sich ähnlich wie in Griechenland um die Städte gruppierten und von fürstlichen Geschlechtern regiert wurden. Nur im Norden bestand ein größeres Reich, Nabarina, wie es die Ägypter nannten, Mitani, wie es

das Volk selbst bezeichnete. Es lag am oberen Euphrat und scheint seine Hauptmacht zur Zeit der achtzehnten ägyptischen Dynastie, also im sechzehnten und fünfzehnten vorchristlichen Jahrhundert, entfaltet zu haben. Als die Thutmosis ihre Heerzüge gegen Syrien unternahmen, waren es die Fürsten von Naharina, die ihnen entgegentraten und die Oberherrschaft streitig zu machen suchten. Unter Amenophis III. von Ägypten sehen wir das Reich Naharina-Mitani als einen dem Pharaonenreiche ebenbürtigen Nachbarstaat, der im Norden die Grenze des ägyptischen Reiches bildet. Aus der Zeit dieses Herrschers und seines Nachfolgers Amenophis IV. stammt auch die Korrespondenz, die Duschratta, „der große König von Mitani“, mit Amenophis III. geführt hat und von der bereits in meinem ersten Aufsatz (vgl. Monatshefte Bd. LXXIII, S. 512) ausführlich die Rede gewesen ist. Die Sprache des Volkes von Mitani war übrigens eine nicht-jemitische; sie ist uns aus einer Thontafel bekannt, welche sich im Berliner Museum befindet, die aber bis jetzt noch nicht entziffert worden ist; im internationalen Verkehr dagegen bedienten sich die Könige von Mitani der babylonischen Sprache und der babylonischen Keilschrift.

Um das Jahr 1350 v. Chr. ist nun das Reich Mitani durch die aufstrebende Macht eines anderen Volkes, der auch aus der Bibel bekannten Hethiter oder, wie sie die ägyptischen Inschriften nennen, der Cheta, vernichtet worden; sie nehmen jetzt die leitende Stellung in Nordsyrien ein und sind an Stelle der Fürsten von Naharina die energischen Vorkämpfer des asiatischen Widerstandes gegen die Eroberungsgelüste der Ägypter geworden. Welchem Volksstamme die Hethiter angehörten, wo sie ursprünglich zu Hause waren und wie sie sich in den Besitz der Herrschaft gesetzt haben, darüber sind wir noch vollends im unklaren. Aus einigen Briefen, die sich in dem Thontafelarchiv von Tell Amarna vorgefunden haben, erfahren wir, daß sie schon unter Ame-

nophis IV., also um 1400 v. Chr., im Vordringen begriffen waren und daß einige der ägyptischen Vasallen, die in Syrien saßen, mit ihnen heimlich Verhandlungen anzuknüpfen suchten. Vor allem scheint hier ein gewisser Abd-Aschirti gegen die Ägypter gewählt zu haben. Der dem Pharao treu ergebene Kommandant der phöniciſchen Stadt Byblos berichtet entrüstet über dieses hochverräterische Treiben an den ägyptischen Hof: „Der König, mein Herr, möge erfahren, daß die Feindschaft Abd-Aschirtis gegen mich sehr heftig ist; jetzt sucht er sogar die Städte, die mir allein übrig geblieben sind, aus der Hand des Königs zu entreißen. Wie kommt denn aber Abd-Aschirti, der Knecht, dazu, daß er alle Städte des Königs, der Sonne, einzunehmen trachtet? Ein Knecht des Königs von Mitani, des Königs von Kaskhe und des Hethiterkönigs ist er!“ Zum Schluß bittet er dann noch den Pharao, ihm zahlreiche Truppen zu senden, „damit diese die Feinde des Königs aus dem Lande vertreiben, auf daß alle Länder wieder in den Besitz des Königs kommen.“ Weit gefährlicher erscheint die Lage in einem anderen Schreiben, in dem direkt über das siegreiche Vorrücken der neuen Feinde Meldung erstattet wird: „Der König des Hethiterlandes steht im Lande Kuchasche (in Nordsyrien), und ich fürchte mich vor ihm, daß er nach dem Westlande, dem Lande des Königs, meines Herrn, ziehe. Darum möge der König Truppen und Wagenkämpfer mir zu Hilfe senden, damit ich das Land des Königs, meines Herrn, beschützen kann.“

Allein die erbetene Hilfe aus Ägypten kam nicht. Politische Wirren und Revolutionen im ägyptischen Hinterlande ließen die Pharaonen nicht dazu gelangen, in Syrien thatkräftig einzugreifen und dem gefährlichen Feinde entgegenzutreten. Er konnte sich ungehindert festsetzen und ein neues Reich begründen.

Erst etwa sechzig Jahre später nahm Sethos I. den Kampf gegen die Hethiter in Syrien auf; doch regierte er nicht

lange genug, um dauernde Erfolge gegen den mächtigen Gegner zu erringen. Sein Sohn Ramses II. führte das Werk seines Vaters fort. In seinem fünften Regierungsjahre zog er mit einem großen Heere nach Syrien, um den Ansturm der Hethiter zu brechen und ihnen die eroberten Gebiete wieder zu entreißen. Wir besitzen mehrere, zum Teil poetische Berichte über diesen wichtigen Feldzug, so daß wir uns ein klares Bild von seinem Verlaufe und besonders von der Entscheidungsschlacht gegen die Hethiter machen können.

Der König der Hethiter hatte auf die Kunde von dem Heranrücken der Ägypter ein großes Heer von Bundesgenossen aufgebracht und erwartete im nördlichen Syrien bei der Stadt Kadesch am Dronetes das feindliche Heer. „Als nun Ramses II. in die Gegend südlich von der Stadt Schabton gekommen war, kamen zwei Beduinen zu ihm und meldeten: „Unsere Brüder, die als Häuptlinge der Stämme bei dem Fürsten der Hethiter weilen, haben uns zu dir gesandt, um dir zu sagen, daß wir uns dir unterwerfen und uns vom Fürsten der Hethiter lösen wollen. Der Fürst der Hethiter befindet sich augenblicklich im Lande Charbu und fürchtet sich zu sehr vor dem Pharao, um weiter nach Süden vorzurücken.“ Aber was diese beiden Beduinen zu Seiner Majestät gesagt hatten, das hatten sie gelogen. Der Fürst der Hethiter hatte sie nämlich abgeschickt, um auszukundschaften, wo der König stünde, damit ihn nicht sein Heer überrumpeln könnte.“

Beinahe ging Ramses in die Falle, und nur durch einen glücklichen Zufall bekam er Wind von der List. „Es kamen nämlich zwei Spione, die im Dienste Seiner Majestät (d. i. Ramses) standen, und brachten zwei Spione des Fürsten der Hethiter herbei. Man führte sie vor den König, und dieser fragte sie: „Wer seid ihr?“ Als sie ihm nun geantwortet hatten, daß sie zum Fürsten der Hethiter gehörten, und von ihm ausgesandt seien, um die Stellung der Ägypter auszukundschaften,

da fragte sie Seine Majestät: „Wo ist denn der Fürst der Hethiter? ich habe ja gehört, er stehe im Lande Charbu.“ „Siehe,“ erwiderten sie, „der Fürst der Hethiter hat viele Völker bei sich, die er im Siege mit sich geführt hat aus allen Ländern, die zum Gebiete des Hethiterlandes, des Landes Naharina, des Landes Kebe (d. i. Ciliciens) gehören. Sie sind gerüstet, haben Fußvöll und Wagenträger, und ihre Waffen sind zahlreicher als der Sand am Meere. Siehe, sie stehen zum Kampfe, versteckt hinter der Stadt Kadesch.“ Die Wirkung dieser unerwarteten Nachricht mag man sich leicht vorstellen. Der König berief sofort einen Kriegsrat, „ließ die Fürsten vor sich rufen, damit sie alles hörten, was diese beiden Spione vor dem Könige ausgesagt hatten, und sprach zu ihnen: „Da seht ihr nun, wie die Offiziere und die Großen der Länder des Pharao sind! Täglich haben sie dagestanden und gesagt, der Fürst der Hethiter halte sich im Lande Charbu auf und sei vor Seiner Majestät geflohen. So kamen sie und meldeten täglich. Und nun seht: eben habe ich von diesen beiden Spionen gehört, daß der Fürst der Hethiter gekommen ist in Begleitung vieler Völker, mit Leuten und Pferden zahlreich wie der Sand am Meere, und daß sie alle hinter Kadesch stehen. So wird mir gesagt, und die Offiziere und die Großen, denen das Land des Pharao untergeben ist, haben mir das nicht berichten können?“ Da antworteten die Fürsten, die vor Seiner Majestät standen: „Ja, es ist ein schweres Verbrechen, das diese Offiziere und die Großen des Pharao begangen haben, daß sie nicht angezeigt haben, wo der Fürst der Hethiter sich aufhält, obwohl sie doch täglich Seiner Majestät Bericht erstattet haben.“ Da befahl Ramses dem Oberkommandanten, eiligt die Soldaten, die südlich von Schabton marschierten, herbeizurufen und sie zu ihm zu führen. Während der König noch dasaß und mit seinen Generalen Kriegsrat hielt, war aber der Fürst der Hethiter schon angerückt mit seinem Fußvöll

und seinen Wagenkämpfern, sowie mit den vielen Völkern, die ihn begleiteten, und hatte den Kanal auf der Südseite von Kadesch überschritten. Sie stieñen zusammen mit den ägyptischen Soldaten, die, ohne einen Angriff zu ahnen, marschirten; das Fußvolk und die Wagenkämpfer Seiner Majestät wurden mutlos vor ihnen. So umzingelte das Heer des Fürsten der Hethiter die Diener Seiner Majestät, die bei ihm waren. Aber als nun Ramses die Feinde erblickte, ward er wild wie ein Löwe gegen sie, gleich dem Kriegsgotte Mont, dem Herrn von Theben. Er ergriff den Schmutz des Kampfes und legte seinen Harnisch an; er glich dem Gotte Baal, wenn er zürnt. Darauf eilte er zu seinen Rossen und stürmte vorwärts, er ganz allein. Da drang er ein in das Heer des Fürsten der Hethiter und all der verbündeten Völkerschaften. Seine Majestät glich dem Kriegsgotte Sutech, dem Ruhmreichen, als er seine Feinde niedermachte und schlachtete. Seine Majestät warf sie niedergemetzelt einen über den anderen in das Wasser des Drontes. „Ich habe,“ so rühmt sich der König, „allen Völkern getrotzt, als ich allein war und mein Fußvolk und meine Wagenkämpfer mich verlassen hatten. Keiner von ihnen hatte still gestanden und sich umgewendet.“ Und an einer anderen Stelle werden dem Könige die poetischen Worte in den Mund gelegt: „Ich bin wie der Kriegsgott Mont, ich schieße nach rechts und schleudere nach links. Ich bin wie Baal, als eine Pest über den Feinden. Ich finde die 2500 Gespanne, die unter ihnen waren, niedergemetzelt vor meinen Pferden liegen. Siehe, keiner von ihnen vermag vor mir zu kämpfen, ihr Herz wird schwach in ihrem Leib, ihre Arme sinken, sie können nicht schießen und finden nicht den Mut, ihren Dolch zu fassen. Ich lasse sie sich ins Wasser stürzen, wie die Krokodile sich hineinstürzen. Sie fallen übereinander und ich töte sie nach Belieben. Keiner von ihnen blickt hinter sich und keiner wendet sich um. Wer von ihnen fällt, steht nicht wieder auf.“

Den Schluß dieses pomphaften Schlachtberichtes bildet dann bezeichnenderweise der Schwur des Königs, „daß er alles, was er gesagt habe, wahrhaftig selbst gethan habe vor den Augen seines Fußvolkes und seiner Wagenkämpfer.“*

Entkleidet man diesen Bericht, wie ich ihn hier in möglichst getreuer Übersetzung nach den Tempelinschriften gegeben habe, des poetischen und ruhmredigen Beiwerkes, so sieht man klar, wie der König von dem Heere der Hethiter überrumpelt worden ist und daß es nur durch sein persönliches, tapferes Eingreifen gelungen ist, eine vollkommene Niederlage zu vermeiden. Jedenfalls war die Schlacht von Kadesch kein großer Sieg für das ägyptische Heer, und auch die folgenden Ereignisse bestätigen uns dies. Denn der Krieg gegen die Hethiter dauerte noch Jahre hindurch fort, ohne daß eine der kriegführenden Parteien einen dauernden Erfolg errungen hätte. Endlich war man wohl der langen Feldzüge müde; es kam zu einem Waffenstillstand zwischen Ägypten und dem Hethiterreiche, in dem man sich dahin einigte, daß der Pharao auf seine ehemaligen nordsyrischen Besitzungen Verzicht leistete und sich auf Südtyrien beschränkte. Im einundzwanzigsten Regierungsjahre Ramses' II. kam es dann zu einem definitiven Friedensvertrage, der uns noch im Wortlaute erhalten geblieben ist. Da er der älteste völkerrechtliche Vertrag ist, der uns überhaupt aus der Weltgeschichte bekannt ist, so lohnt es sich wohl der Mühe, etwas näher auf ihn einzugehen.

Er beginnt mit einem einfachen, sachlichen Protokoll: „Der Vertrag, den der große Fürst der Hethiter, Chetasar, der starke, der Sohn des Marjar, des großen Fürsten der Hethiter, des starken, der Enkel des Saparuru, des großen Fürsten der Hethiter, des starken, gerichtet hat auf einer silbernen Tafel an Ramses II., den großen Herrscher von Ägypten“

* Vergl. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 696 ff.

ten, den starken, den Sohn des Sethos I., des großen Herrschers von Ägypten, des starken, des Fufels Ramses' I., des großen Herrschers von Ägypten, des starken, der schöne Friedens- und Bündnisvertrag, der Frieden giebt bis in Ewigkeit."

Hierauf wird in ziemlich allgemein gehaltenen Redensarten erörtert, wie man sich zu dem Friedensvertrage entschlossen habe: „Anfangs, seit Ewigkeit, waren die Beziehungen des großen Herrschers von Ägypten zu dem großen Fürsten der Hethiter derartig, daß die Gottheit keine Feindseligkeiten zwischen ihnen entstehen ließ. Aber zur Zeit des Mutenr, des großen Fürsten der Hethiter, meines Bruders, befragte dieser den König Ramses II., den großen Herrscher von Ägypten. Aber nunmehr vom heutigen Tage an steht Chetasar, der Hethiterkönig, in einem Vertrage, der das gute Verhältnis zwischen beiden Ländern andauernd

mir verbündet und in Frieden ist und andererseits auch ich mit ihm verbündet und in Frieden bin.

Seit nach des Mutenr, des großen Fürsten der Hethiter, meines Bruders, Tode, ich, Chetasar, als Fürst der Hethiter mich auf den Thron meines Vaters gesetzt habe, da habe ich und auch Ramses II. von Ägypten den Wunsch gehegt, daß wir den Frieden und das Bündnis herstellen möchten, daß sie besser seien als der frühere Frieden und das frühere Bündnis, daß der Vertrag des großen Fürsten der Hethiter und Ramses' II., des Königs von Ägypten, zu einem schönen Frieden und schönen Bündnis sich gestalte, daß die Kindeslinder des Fürsten der Hethiter in schönem Bündnis und Frieden stehen mit den Kindeskindern Ramses' II., indem sie in gleicher Weise wie wir verbündet und in Frieden sind; daß endlich das ganze Land Ägypten mit



Relief am Felsen von Bogastidi in Kappadocien.

läßt, damit keinerlei Feindschaft zwischen ihnen bis in Ewigkeit entstehe. Siehe, Chetasar hat sich mit Ramses II. durch einen Vertrag gebunden, damit ein schöner Friede und ein schönes Bündnis zwischen uns ewiglich entstehe, indem er mit

dem ganzen Lande der Hethiter ewig im Bündnis lebe, daß niemals Feindseligkeiten zwischen ihnen entstehen, daß niemals der Fürst der Hethiter in Ägypten einfallt, um etwas daraus fortzuführen, und daß umgekehrt auch Ramses niemals

in das Land der Hethiter einfallen, um aus ihm etwas fortzuführen.“

Auf diesen Friedensparagraphen folgt nun ein völkerrechtlich überaus wichtiger Passus, der die Bestimmung über ein Schutzbündnis gegen jeden äußeren Feind enthält. Es heißt darin:

„Wenn ein anderer Feind in die Länder Ramses' II., des großen Herrschers von Ägypten, einfällt und dieser an den großen Fürsten der Hethiter schreibt: „Komme mit mir als Verstärkung gegen ihn“, so soll der Fürst der Hethiter zu ihm als Verstärkung kommen und seinen Feind töten. Und wenn er selber nicht zu kommen wünscht, so soll er wenigstens sein Fußvolk und seine Reiterei schicken, um

ihm beizustehen. Und wenn Ramses auswärtigen Unterthanen, die ein Unrecht gegen ihn begangen haben, zürnt und auszieht, um sie zu töten, so soll der Fürst der Hethiter ihm ebenfalls beistehen.“

Die gleichen Bestimmungen werden alsdann in gleichem Wortlaute für den Fall getroffen, daß der Hethiter mit Krieg überzogen werden sollte. Hierauf kommt ein Abschnitt, der sich mit der Frage der Auslieferung von Flüchtlingen und Verbannten beschäftigt. „Wenn nämlich Einwohner der Länder Ramses' II. fortgehen und zu dem großen Fürsten der Hethiter kommen, so soll dieser sie nicht aufnehmen, sondern sie zu Ramses zurückbringen lassen. Und wenn Sklaven aus Ägypten entlaufen sind und sie kommen ins Hethiterland, um bei einem anderen Dienste anzunehmen, so soll man sie dort

nicht lassen, sondern sie zu Ramses zurückbringen lassen.“ Das Gleiche gilt für hethitische Unterthanen oder Sklaven, die in Ägypten Zuflucht nehmen sollten.

„Und alles,“ so schließt der eigentliche Vertrag, „was auf dieser silbernen Tafel



Stöcke mit hethitischer Aufschrift aus Marash.

steht, das bezeugen tausend von den Göttern und Göttinnen des Landes der Hethiter samt tausend Göttern und Göttinnen des Landes Ägypten. Die Worte, die auf dieser silbernen Tafel für das Hethiterland und für Ägypten stehen, wer sie nicht bewahren wird, dem mögen die Götter des Landes der Hethiter und des Landes Ägypten Haus und Familie und Diener verfolgen. Wer sie aber hält, den sollen sie schützen.“ Dem Ganzen ist dann noch eine Klausel angehängt, welche die Auslieferung von vorhandenen Flüchtlingen bestimmt, diesen aber bei ihrer Rückkehr volle Indemnität zusichert: „Sind Leute aus Ägypten geflohen, einer, zwei oder drei, und zu dem großen Fürsten der Hethiter gekommen, so soll dieser sie verhaften und wieder zu Ramses zurückbringen lassen. Aber wer zurückbefördert

wird, der soll nicht unter Anklage gestellt werden, ihm soll Haus, Weib und Kind nicht zu Grunde gerichtet, ihm soll seine Mutter nicht getötet, er soll nicht bestraft werden, weder an seinen Augen, noch an seinem Munde, noch an seinen Füßen, eine Anklage soll gegen ihn nicht erhoben werden.“ Und ebenso soll es mit hethitischen Flüchtlingen gemacht werden.*

Liest sich dieser Vertrag von vor dreitausend Jahren mit seinen Bestimmungen und Klauseln nicht wie ein moderner Friedensvertrag?

Somit war das Reich der Hethiter als eine Ägypten gleichberechtigte Großmacht anerkannt worden, und der Friede zwischen beiden Reichen blieb auch lange Zeit hindurch bestehen. Wenigstens hören wir nie wieder etwas von Feindseligkeiten, die beide Staaten von neuem zum Kriege geführt hätten. Während Ägypten aber die Segnungen des Friedens jahrhundertlang genießen durfte, fiel das Hethiterreich schnell von seiner Höhe herab. Als sich etwa im zwölften Jahrhundert eine große Völkerbewegung von Kleinasien her nach Süden schob, wurde das Hethiterreich als eines der ersten über den Haufen geworfen. Zu der Zeit, als der assyrische Großkönig Tiglathpileser, der um 1120 v. Chr. regierte, mit seinen Heeresmassen nach Syrien zog, leistet ihm keine gewaltige Hethitermacht mehr Widerstand. Das Reich war aufgelöst und in eine Reihe kleiner Fürstentümer zerfallen, die nicht mächtig genug waren, um sich erfolgreich einem starken Feinde entgegenzustellen.

Es erhebt sich nunmehr die Frage, was denn von diesem Kulturstaat — denn ein solcher war das Hethiterreich sicherlich — auf uns überkommen ist, was sich von seiner jahrhundertlangenen Blüte bis auf unsere Tage erhalten hat. Ihre Verantwortung ist nicht ganz leicht. Im nördlichen Syrien und im Inneren Kleinasiens sind in der That eine große Zahl

von Denkmälern mit und ohne Inschriften aufgefunden worden, die in ihrem Stil vielfach an babylonisch-assyrische Skulpturen erinnern und die man dem Volke der Hethiter zugeschrieben hat. Die Inschriften sind in einer eigentümlichen Schrift abgefaßt, die bis jetzt allen Entzifferungsversuchen hartnäckigen Widerstand geleistet hat und uns noch immer das Geheimnis ihres Inhalts und vor allem der Art und Beschaffenheit ihrer Sprache und ihrer Urheber verbüllt. Neuerdings hat es der Berliner Archäologe Buchstein wahrscheinlich zu machen gesucht, daß diese Monumente erst nach dem Jahre 1000 geschaffen sein können, somit also nicht, wie man bisher vielfach annahm, der Epoche der hethitischen Großmacht angehören. Mag er nun recht haben oder nicht, eines ist wohl sicher, daß sie hethitisch sind, wenn sie auch nicht von den Zeitgenossen des Chetasar und Ramses' II., sondern von ihren späteren Epigonen herrühren.

Das Berliner Museum besitzt nun von diesen hethitischen Denkmälern teils im Original, teils in prächtigen Gipsabgüssen eine große Zahl, und wir sind somit imstande, uns ein ungefähres Bild von dieser eigentümlichen, für die gesamte antike Kunstentwicklung sehr wichtigen Denkmälergattung zu machen. Zunächst sind zwei total verschiedene Gruppen zu unterscheiden, deren eine in dem alten Kappadocien gefunden worden ist, während die Heimat der anderen das nördliche Syrien, die Gegend südlich vom Taurus und westlich vom Euphrat ist.

Zu der ersten Gruppe gehört vor allem ein großes Relief, das sich auf einer geglätteten Felswand bei dem heutigen Bogazköi, östlich von dem durch die Schlacht zwischen Kröjus und Cyrus berühmten Flusse Halys, befindet und eine große religiöse Prozession darstellt. Den Mittelpunkt des großen Monuments bildet eine Schar von Göttern, die teils auf Menschen, teils auf Tieren stehend aufeinander zuschreiten und deren Namen in hieroglyphischen Zeichen beigezeichnet

* Vergl. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 704 ff.

sind. Ihnen nahen sich von links und von rechts zwei Reihen von Leuten, von denen die eine aus Männern, die andere aus Frauen zu bestehen scheint. Der Teil des Reliefs, der hier in Abbildung E. 496 wiedergegeben ist, gehört der linken Gruppe an, giebt also Männer wieder, die besonders an der kegelförmigen Kopfbedeckung und dem kurzen Schurze zu erkennen sind. Bemerkenswert ist die Gruppe zweier tierbeiniger, stierköpfiger Männer, welche die Mondichel tragen. Was das Ganze bedeuten soll, ist nicht klar. Man hat gemeint, daß hier die Vereinigung zweier Völker versinnbildlicht werden soll, die unter dem Schutze ihrer heimischen Götter sich miteinander verbrüderern. Ich glaube nicht recht an diese Deutung des Vorganges und möchte eher die Verherrlichung eines religiösen Festes in dem Relief erblicken.

Von den Reliefs der zweiten Gruppe, also den in Nordsyrien gefundenen, besitzt das Berliner Museum Stücke aus drei verschiedenen Ruinenstätten, aus Marasch, Saktischegözü und aus Sendschirli.

Marasch ist eine am Südbhange des Taurus gelegene Stadt, die fast durchweg von Türken und Armeniern bewohnt ist und heute etwa 40000 Einwohner zählt. Im Westen der Stadt erhebt sich ein einzelner größerer Hügel, auf dem die ziemlich gut erhaltene Citabelle liegt. Auf einer Mauer dieser kleinen Festung ist nun ein Löwe, der eine Höhe von etwa einundvierzig Centimetern hat, aufgefunden worden und der deshalb von besonderer Wichtigkeit für uns ist, weil sein ganzer Leib mit einer erhabenen gearbeiteten Inschrift in hethitischen Hieroglyphen bedeckt ist. Er ist teils im Relief, teils ganz frei ausgehauen und erinnert deshalb lebhaft an ähnliche assyrische Sculpturen, die in den Palästen von Ninive als Thürverzierungen gebildet haben. Auch eine Reihe anderer hethitischer Denkmäler ist in Marasch gefunden worden, zum Teil Grabreliefs, welche die Darstellung des Totenmahles enthalten und den Verstorbenen, sei es allein, sei

es mit einer zweiten Person, vor einem mit Speisen bedeckten Tisch uns vor Augen führen.

Wesentlich anderen Inhaltes ist das in dem Dorje Saktischegözü aufgefundenene Relief, das in der Mauer eines Hauses als Werkstein verbaut war, dort aber abgebrochen worden ist und sich nun im Museum von Berlin befindet. Es ist auf drei Blöcke von grauem, basaltartigem Dolerit gearbeitet und hat eine Höhe von 1,17 Metern, während die Länge 2,66 Meter beträgt. Auf einem von zwei Pferden gezogenen Streitwagen sieht man den König an der Seite seines Wagenlenkers stehen. Beide sind mit Schuppenpanzern bekleidet; über ihnen schwebt schützend die geflügelte Sonne, das Symbol des höchsten Gottes, das der ägyptischen Kunst entlehnt ist. Der König schießt mit dem Bogen auf einen gemächlich dahinschreitenden Löwen, dem noch zwei andere Männer kräftig zu Leibe gehen. Der eine derselben, der rechts steht, ist mit einem Schuppenpanzer angethan, sein Haupt ziert eine spitze Mütze. Er stößt mit beiden Händen eine Lanze in den Kopf des Löwen, der sich noch mit der Vordertatze gegen den Angreifer zu wehren sucht. Der andere Mann in kurzem Schurze, mit krauem Haar, ist vielleicht ein Keger; er durchbohrt das Tier mit einer Lanze, die andere Hand schwingt eine Doppelaxt. Das ganze Relief ist oben und unten von einem eigentümlichen Flechtbande eingefasst, einem Ornament, das sich auch auf anderen nordsyrischen Monumenten wiederfindet. Der Vergleich dieses hethitischen Reliefs mit den Darstellungen der Assyrer, die den gleichen Gegenstand behandeln, wird sich jedem ohne weiteres aufdrängen. Aber wie grundverschieden ist dieses Motiv hier und dort behandelt worden! Auf den assyrischen Reliefs die feste, frische Naturbeobachtung, hier ein nüchternes, langweiliges Werk, von einem Handwerker geschaffen, der sicherlich in seinem Leben niemals einen wirklichen, lebendigen Lencn vor die Augen bekommen hat. Es kann

kein Zweifel obwalten, daß das hethitische Relief von Saktischegözü eine Nachahmung der Palastskulpturen von Ninive und deshalb sicher jünger als die früher geschilderten Bildwerke des Sanherib und Assurbanipal aus dem achten und siebenten

ist man an die genaue, wissenschaftliche Ausgrabung dieses Hügels gegangen. Unter Leitung von Karl Humann, dem erfolgreichen Entdecker des pergamenischen Altars, und unter Mitwirkung von Felix von Luschan und F. Winter begann die



Relief einer Löwenjagd aus Saktischegözü.

Jahrhundert ist. Ein wertvoller Anhaltspunkt für die Datierung der hethitischen Skulpturen überhaupt!

Die wichtigste, weil die uns jetzt am besten bekannte Ruinenstätte des hethitischen Nordsyriens ist Sindschirli.*

Sindschirli ist ein Kurvendorf, das nahe dem Ostfuße des nördlichen Amanus, in der großen Ebene zwischen diesem und dem Kurd-Dagh, westlich von dem eben genannten Saktischegözü gelegen ist. Schon im Jahre 1883 waren in dem Schutthügel altertümliche Reliefs von deutschen archäologischen Reisenden aufgefunden worden; aber erst im Jahre 1888, nachdem in Berlin das Orient-Komitee behufs Erforschung der Trümmerstätten des alten Orients zusammengetreten war,

erste Grabung im April 1888 und wurde unter unerwartet ungünstigen Umständen — es erkrankten fast alle Mitarbeiter infolge des schlechten Klimas lebensgefährlich am Wechselfieber — bis zum Juli desselben Jahres fortgeführt. Eine zweite Campagne, deren Leitung nunmehr in die Hände Luschans gelegt war, dauerte vom Januar bis Juni 1890; ihr schloß sich, nur durch die nötige Sommerpause getrennt, eine dritte an, die sich vom Oktober desselben Jahres bis zum März 1891 erstreckte. Obwohl erst etwa die Hälfte der gesamten Masse des Hügels abgetragen ist und infolge dessen noch vieles der Aufklärung bedarf, so haben doch die Ausgrabungen schon den großen Erfolg gehabt, daß wir von der allgemeinen Anlage dieser altjhrischen Burg und Stadt uns ein ziemlich deutliches Bild machen können. Der Hügel von Sindschirli, der eine eiförmige Gestalt hat, umschloß die

* Vergl. die Ausgrabungen von Sindschirli I. (Heft XI der Mitteilungen aus den orientalischen Sammlungen der Königl. Museen zu Berlin; Berlin, W. Spemann, 1893.)

eigentliche Burg, in der die Paläste der Fürsten belegen waren. Um diese Burg lag die Unterstadt mit den Wohnstätten der Bürger, die von einer doppelten, fast kreisförmigen Ringmauer umschlossen war, die einen Umfang von über zwei Kilometern hatte. Drei doppelte Thore führten durch sie in die Stadt hinein, während hundert Türme sie gegen den Angriff von Feinden schützten. Das südliche, in der inneren Stadtmauer befindliche Thor war mit Reliefs geschmückt, die von allen in Sendschirli gefundenen Skulpturen bei weitem den ältesten Stil aufweisen. Die Burg liegt in der Mitte der Unterstadt und ist auch ihrerseits von einer dreifachen Gürtelmauer umschlossen. Auf der Südseite der äußeren Mauer liegt ein großartiger Thorbau, dessen Mauern mit vierzig Reliefplatten verkleidet sind. Überaus mannigfaltig sind

bewaffnet ist. Zwischen den Menschen schreiten Götter und Fabeltiere einher: ein Jagdgott, der mit dem Wurfschwert, einer Art Bumerang, das noch heute in jenen Gegenden beim Jagen in Gebrauch ist, einen Hasen erlegt hat und auf dessen Schultern zwei Jagdfalken sitzen; ein anderer Gott mit Greifenkopf und Vogelfittichen, eine geflügelte Sphinx und Greifen. An einer anderen Stelle sind zwei Ziegenböcke dargestellt, welche an einem Baume in die Höhe springen; daneben sitzt ein Mann, die Gitarre spielend, ein anderer steht dabei und schlägt mit beiden Händen den Takt. Wie in den assyrischen Thorgebäuden, wird auch hier der eigentliche Thürdurchgang von Löwen flankiert, die dem eindringenden Feinde sich entgegenstellen sollen.

In einem der Höfe dieses Thorgebäudes, mitten zwischen den eben geschilderten



Der Hügel von Sendschirli (mit dem Burgthor) vor der Ausgrabung.

die Darstellungen dieser Reliefs. Hier erblicken wir einen Reiter, der in vollem Laufe dahinsprengt und den Kopf eines erschlagenen Feindes in der Hand schwingt; hier einen Krieger mit Schild und Speer neben einer Frau, die mit einem Spiegel

Reliefs, ist nun ein gewaltiger Denkstein aufgefunden worden, der mit assyrischen Bildwerken und assyrischen Keilschriften bedeckt ist und eine Höhe von 3,5 Metern bei einer Breite von 1,35 Metern hat. Er ist hier im Jahre 670 v. Chr. von

dem Assyrenkönig Sarschaddon errichtet worden, nachdem dieser Herrscher von seinem großen Feldzuge gegen das Pharaonenreich am Nil heimgekehrt war. Das Reich vom Samal, dessen Hauptstadt das heutige Samschirli bildete, war damals eine Provinz der assyrischen Monarchie, und zum Staunen seiner Unterthanen und zu seinem eigenen Ruhme hat der König, als er bei der Rückkehr von Ägypten hier sein Lager aufschlug, diesen Denkstein aufstellen lassen. Die Vorderseite zeigt uns den Sarschaddon selbst in aufrechter Haltung im Königsornate, mit der assyrischen Krone geschmückt, die aus einem größeren und einem aufgesetzten kleineren Kegel besteht. In der einen Hand hält er einen Streitkolben, in der anderen eine Art Wedel, der wohl das Abzeichen der Könige bildete. Vor dem König kniet der besiegte Pharao Thirhata, der durch seine negerhaften Züge deutlich genug als von äthiopischer Herkunft und durch die Uräneschlange an der Stirn als ägyptischer König charakterisiert ist; neben ihm steht ein syrischer Fürst, wahrscheinlich der König von Tyrus, der die gefesselten Hände bittend zu dem mächtigen Herrscher erhebt. Beiden Unglücklichen sind Stricke durch die Lippen gezogen, an denen sie Sarschaddon wie eingefangene wilde Tiere hält. Erinnerung diese hier im Bilde vorgesehrt, nicht gerade sehr menschenfreundliche Behandlung der überwundenen Feinde nicht an die Worte, die der Prophet Jesaias (Jes. 37, 29) den Herrn zu dem Assyrenkönig Samschirib, dem Vater unseres Sarschaddon, sprechen läßt: „Wegen deines Lobens gegen mich und weil dein Übermut aufgestiegen ist zu meinen Ohren, darum lege ich meinen Haken in deine Nase und meinen Jamm in deine Lippe“? Vor dem Gesichte des Großkönigs sind noch vier assyrische Gottheiten auf Tieren, ferner der Mond, die geflügelte Sonne, der Venusstern und andere Sternbilder dargestellt, während die Seiten der Stele je einen assyrischen Hofbeamten, demütig die Hände faltend, uns vor Augen führen.

Die Vorder- und Rückseite des Denkmals ist mit einer Keilschrift bedeckt, die insgesamt 93 Zeilen umfaßt und die Großthaten des Königs, im besonderen die Eroberung Ägyptens schildert. Sie hebt an mit einer Anrufung der assyrischen Nationalgottheiten, „die dem König, ihrem Liebling, Ruhmesmacht verleihen, dem Sarschaddon, dem großen König, der ohne Erbarmen die Widerspenstigen niederschmettert, der kein Schlachtgerummel fürchtet, der den Strich von Königen hält, der alle ihm nicht botmäßigen Könige wie Rohrstengel abschneidet und mit den Füßen zertrat“.

Dann geht sie auf die Erzählung des ägyptischen Feldzuges über: „Thirhata, dem König von Ägypten und Äthiopien, erschlug ich alltäglich in zahlreicher Menge seine Krieger von der Stadt Sischupri an bis zu seiner Königsstadt Memphis. Ihm selbst griff ich fünfmal an mit der Spitze des Speeres in tödlichem Angriff. Memphis, seine Residenz, belagerte ich einen halben Tag, dann nahm ich sie ein, verwüstete, zerstörte und verbrannte sie. Seine Frau, seine Weiber, seine Söhne und seine Töchter, all sein Hab und Gut, seine Pferde, Rinder und Schafe führte ich nach Assyrien weg; auch nicht einen bis zum Geringsten ließ ich in Ägypten zurück. Über das ganze Land setzte ich Könige, Satrapen, Statthalter, Oberbeamte, Amtleute und Oberaufseher ein. Tribut legte ich ihnen auf.“ Den Schluß der Inschrift bildet dann, wie bei allen ähnlichen Denkmälern, der Bericht von der Aufstellung der Stele, sowie Flüche für die, welche sie etwa zerstören sollten: „Wer dieses Steindenkmal von seinem Orte wegnimmt,“ heißt es darin, „meinen Namen auslöscht und seinen dafür hinschreibt, wer es mit Staub bedeckt, ins Wasser wirft oder mit Feuer verbrennt oder aber an einen finsternen Ort bringt: dem soll die Göttin Ishtar (Astarte), die Herrin des Kampfes und der Schlacht, seine Männlichkeit zur Weiblichkeit herabwürdigen und unter seinen Feind als Gefangenen fallen lassen. Ein künftiger

Führt möge das Steindenkmal, die Inschrift meines Namens, beschauen, laut lesen, mit Öl salben, ein Opfer vor ihm darbringen und den Namen Assurs, meines Herrn, preisen.“

Haben wir nun, an dem Denkstein Narhaddons vorbei, das eben geschilderte äußere Burgthor durchschritten, so gelangen wir bald an eine zweite Mauer mit abwechselnd viereckig und halbrund vorspringenden Thürmen. Ein starkes Doppelporth, das mit gewaltigen Löwen geschmückt war, führt hin zum Inneren der Burg. In ihm sind bis jetzt außer einer Reihe kleinerer Bauwerke ein sehr alter Bau mit besonders dicken Mauern und zwei sehr großen Thürmen, ein kavernenartiges Gebäude mit dreizehn sächerartig angeordneten Räumen, sowie zwei größere Paläste aufgefunden und untersucht worden. Von den letzteren lag der eine im Westen des Burghügels, der andere im Nordosten. Jener stammt aus dem achten vorchristlichen Jahrhundert; dieser ist noch ein Teil jünger; beide gehören in eine wesentlich spätere Zeit als die Reliefs in den oben erwähnten Thoren.

Was nun die Geschichte des Reiches Samal, zu dem unser Sendschirli zählte, anlangt, so ist wohl kein Zweifel darüber, daß es zu jenen Kleinstaaten gehörte, die sich nach der Niederwerfung des großen Hethiterreiches um das Jahr 1000 in Nordsyrien entwickelt hatten und zu denen unter anderen auch das Hethiterreich von Karlemisch, das Land Patin, die Stadt Aleppo gehörten. Alte einheimische Fürstengeschlechter herrschten in diesen Ländern, die sich gewiß, als im neunten Jahrhundert die assyrischen Heere ihren Siegeslauf nach dem Westen nahmen, gegen den gemeinsamen Feind miteinander verbündeten. Auf die Dauer konnten sie aber dem Ansturm der assyrischen Großmacht nicht Widerstand leisten; sie wurden unterworfen und zur Tributleistung nach Ninive gezwungen. Zwar liebten die Kleinfürsten zunächst noch selbständig auf ihren Thronen; als sie es aber wagten, in Aufständen gewaltsam

das fremde Joch abzuschütteln, wurden sie bejeitigt, ihre Länderchen annektiert und Assyrien ergebene Vasallen an ihre Spitze gestellt. Mitten in diese kleinstaatlichen Verhältnisse führt uns nun eine Inschrift, die sich auf dem Rumpfe einer Kolossalstatue befindet. Sie wurde gelegentlich der ersten Ausgrabungen von Sendschirli im Frühling 1888 auf einem alten mohammedanischen Friedhofe bei einer Quelle, die den Namen Tachtaly-Bumar, d. h. „Balkenquelle“, führt, eine halbe Stunde nordöstlich von Sendschirli, von Dr. v. Luschan, der von einem Kurden auf diesen großen Stein „mit Ischerfessen-Patronen“ — für solche hatte dieser die Franzen des Hochsamme gehalten — aufmerksam gemacht worden war, aufgefunden und freigelegt. Sie besteht aus Dolerit und hatte ursprünglich eine Höhe von 3,5 Metern. Die Inschrift ist in altjemitischen Buchstaben geschrieben und berichtet, daß die Statue dem Panammu, einem Zeitgenossen des Königs Tiglathpisefer von Assyrien (745 bis 727 v. Chr.), von seinem Sohne Bar-Nekub gesetzt worden ist; die Sprache, in der sie zu uns spricht, ist daselbe Syriach (oder richtiger Aramäisch), in dem die Abgesandten des Assyrenkönigs Sanherib und die Minister des jüdischen Königs Hiskias vor den Mauern Jerusalems miteinander verhandelten, dieselbe Sprache, in deren jüngerer Form Christus zu den Seinen sprach. Der ganze Text erinnert in seiner einfachen und schlichten Ausdrucksweise, in seiner innigen Religiosität, in seinen ganzen Anschauungen aufs lebhafteste an die Schilderungen in den historischen Büchern der Bibel, und es dürfte schon deshalb sich verlohnen, einige der wichtigsten Stellen in der trefflichen Übersetzung, die Sachau, der erste Herausgeber und Bearbeiter unserer Inschrift, gegeben, zu wiederholen. Sie beginnt mit den Worten: „Diese Statue hat gesetzt Bar-Nekub seinem Vater dem Panammu, dem Sohne des Barjur.“ Dann wird erzählt, wie sein Vater durch die Götter des Landes vor dem Verderben gerettet

worden sei, als eine Verschwörung gegen ihn angezettelt war, welcher der Großvater Bar-Relabs, der genannte Barjur, nebst siebzig seiner Anverwandten zum Opfer fiel. Einer der Empörer bemächtigte sich der Herrschaft, „er machte, daß die zerstörten Städte zahlreicher wurden als die bewohnten“. In dieser Zeit der Not wandte sich Panammu an den König von Assyrien um Hilfe, „und dieser machte ihn zum König über das ganze Haus seines Vaters; die Kerker wurden zerstört

Sträße eine Leichenfeier veranstalten und die Leiche von Damaskus nach dieser Stadt überführen. Und ich, Bar-Relab, wurde wegen der Gerechtigkeit meines Vaters und wegen meiner eigenen Gerechtigkeit von Tiglathpileser auf dem Thron meines Vaters eingesetzt.“ Die Inschrift schließt, wie sie begonnen, daß der Sohn dem Vater dieses Bildnis errichtet hat und daß er es dem Schutze der Götter des Landes und seines Hauses empfiehlt.



Kelebs vom Burghor in Sendjchirli.

und die Gefangenen freigelassen“. Panammu baute wieder „das Haus seines Vaters und machte es schöner, als es je vorher gewesen, und reichlich war Weizen und Gerste und anderes Getreide in seinen Tagen“. Zum Dank für seine Rettung schloß er sich in unverbrüchlicher Treue den Assyriern an; er leistete dem Großkönig Heeresfolge, und auf einem dieser Kriegszüge starb Panammu „an der Seite des Herrn Tiglathpileser, des Königs von Assyrien, im Lager; und es beweinte ihn der (das Hauptwort ist leider unklar), es beweinte ihn das ganze Lager des Herrn, des Königs von Assyrien. Und der König ließ ihm an der

Wir gewinnen durch diese Inschrift ein frisches Bild von den Verhältnissen eines assyrischen Vasallenstaates, wie es deren damals Duzende im nördlichen Syrien gab. Als dann später um das Ende des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts das assyrische Weltreich dem vereinigten Ansturm der Chaldäer und Meder zum Opfer fiel, als die Hauptstädte des Reiches, Ninive, Sargonsburg, Kalach und Assur in Flammen aufgingen, da hat wohl auch unser Sendjchirli ein gleiches Schicksal erreicht: es wurde zerstört und zum Schutthaufen verwandelt. Als sich dann nach dem Tode Alexanders des Großen im nördlichen Syrien kleine helle-

nische Reiche bildeten, kam Samal wohl zu dem Fürstentum Kommagene, das von einheimischen Königen regiert wurde, die sich pomphaft als Nachfolger der persischen Großkönige betrachteten.

Von einem dieser Herrscher, Antiochus I., der vom Jahre 69 bis 34 v. Chr. regiert hat, ist uns ein gewaltiges Denkmal erhalten geblieben, das von deutschen Forschern entdeckt und aufs gründlichste untersucht worden ist. Es ist dies der Grabbau, den sich Antiochus auf dem Nemruddagh, einem 2100 Meter hohen Gipfel des Taurus, am oberen Euphrat errichtet hat. Es besteht aus einem großen Steinhügel, der die natürliche Fels Spitze des Berges verbirgt und an dessen Ost- und Westfüße man zwei große Terrassen aus dem Felsen gearbeitet hat. Auf diesen sind die griechischen und persischen Nationalgötter Zeus, Apollo, Herakles, die Lokalgöttin Kommagene, sowie der Stifter Antiochus selbst in Kossalstatuen aufgestellt, sowie in Reliefs die persischen und seleucidischen Könige



Siegesdenkmal des Assyrerkönigs Ajarhadbon, in Senbjirtli gefunden.

als Ahnen des Antiochus dargestellt worden. Der Stil dieser Skulpturen ist ein eigentümlich orientalischer, von der griechischen Kunst aber sehr stark beeinflusst. Von den Reliefs ist ein Teil, sei es im Original, sei es in guten Gipsabgüssen, in das Berliner Museum gewandert und veranschaulicht hier diesen merkwürdigen Zweig der orientalisches-hellenistischen Kunst. Von den Reliefs, die jetzt in Berlin ausgestellt sind, zeigt das eine zwei Könige in komagenischer Nationaltracht, die aus einem langen, zwischen den Weinen aufgeschürzten Gewande, einer Panzerjacke und einem auf der rechten Schulter befestigten Mantel besteht. Sie stehen einander gegenüber und reichen sich freundschaftlich die Hände. Ein anderes Relief stellt die Kolossalfigur eines Löwen, des Sternbildes, dar, an dessen Hals die Mondichel und über dessen Rücken die drei durch griechische Beischriften gekennzeichneten Planeten Mars, Merkur und Jupiter angebracht sind. Er soll den Stand der Gestirne bei der Geburt des Antiochus versinnbildlichen. Die diesen Planeten entsprechenden griechischen Götter Herakles, Apollo und Zeus sind auf anderen Reliefs wiedergegeben, wie sie dem Könige die Hand entgegenstrecken. Das eine davon zeigt unsere Abbildung S. 508: auch auf ihm sind beide Personen in der oben schon geschilderten komagenischen Tracht dargestellt. Apollo, der rechts steht, ist durch die vorn überfallende Diara und den Strahlenkranz, der sein göttliches Haupt umgiebt, kenntlich. Die Linke hält ein Rutenbündel, während er die Rechte dem König Antiochus reicht. Dieser trägt eine oben ausgegakte Krone; die Hand hält das königliche Scepter, an der Seite hängt ein mit Rosetten reich verzierter Dolch.

Wir steigen jetzt von den Gebirgen Nordbyriens hernieder zu den Hochthälern Palästinas und zur phönizischen Küstenebene, um hier unsere archäologische Wanderung zu beschließen.

Wenn wir nun die große Zahl von Denkmälern betrachten, die uns aus dem

ägyptischen, dem babylonisch-assyrischen und dem nordbyrisch-hethitischen Altertum überkommen sind, so muß es uns im höchsten Maße befremden, wie wenig uns aus Alt-Israël und aus Phönizien, die doch beide eine nicht minder hohe Kulturstufe als jene Staaten eingenommen haben, erhalten geblieben ist, wie sehr in unseren Museen die Altertümer dieser Völker verschwinden gegenüber dem, was uns an die Vergangenheit jener Reiche erinnert. Der Grund für diese eigentümliche und immer beklagte Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß gerade Palästina und Phönizien während des Mittelalters der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe gewesen sind und daß in ihnen alles, was an Denkmälern aus dem Altertum erhalten geblieben ist, seinen Untergang gefunden hat. Dazu kommt, daß auf den Trümmern der alten Städte und Tempel sich neue Wohnstätten und Gotteshäuser erhoben, die zum Teil aus den Werksteinen der alten erbaut wurden. Immerhin ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß noch manche alte, heilige Stätte einmal zu neuem Leben erwachen wird, wenn nur sorgfältige Grabungen angestellt werden. Ist es doch erst vor wenigen Jahren dem unermüdblichen Fleiße des englischen Archäologen Flinders Petrie gelungen, in dem Hügel von Tell el Hesi in Palästina eine altpalästinenische Stadt wieder aufzudecken und in ihr Reste aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend wiederzufinden, Reste, die sich zwar an Großartigkeit nicht mit den Trümmern assyrischer, hethitischer oder ägyptischer Paläste und Tempel vergleichen lassen, die uns aber immerhin einen Einblick in die palästinenischen Kulturverhältnisse dieser alten Zeit gewähren.

Was wir bis jetzt an altisraelitischen Denkmälern besitzen, beschränkt sich auf wenige Siegelsteine, die nicht viel mehr als die Namen von Privatpersonen in alt-hebräischer Schrift tragen; an historischen Monumenten ist uns weder aus der uralten Richter- noch aus der Königszeit etwas erhalten geblieben. Mit um

so größerem Interesse betrachten wir deshalb ein Denkmal, das auf dem Gebiete des alten Moab gefunden worden ist, von einem moabitischen Könige, dessen Namen uns auch die Bibel überliefert, herrührt und von den kriegerischen Beziehungen zwischen Moab und dem Reiche Israel berichtet. Es ist dies die Siegessäule des Königs Mesa, die in Dibon, dem alten Diban, im Jahre 1868 aufgefunden wurde und sich jetzt im Museum des Louvre zu Paris befindet. Wir wissen aus der Bibel, daß das Reich Moab, dessen Bevölkerung den Israeliten sehr eng verwandt war und die uns überall als eine sehr kriegerische entgegentritt, zur Richterzeit die Israeliten tributpflichtig machte. Als dann Saul zum Könige gesalbt war, kämpfte er mit Glück gegen die Moabiter, und auch sein Nachfolger David konnte die Herrschaft über den Nachbarstaat mit gleichem Erfolge behaupten. Bei der Teilung des Reiches nach dem Tode Salomos fiel Moab an das nördliche Samaria. Noch unter Ahab zahlten die Moabiter ihren schuldigen Tribut. Als aber König Ahab vor den Mauern von Damaskus seinen Tod gefunden hatte, wagte es der König Mesa von Moab, die Tributzahlung an Israel einzustellen und den offenen Kampf gegen das Nachbarreich aufzunehmen. In diese Zeit führt uns nun der erwähnte Denkstein, der uns die siegreichen Kämpfe des Mesa schildert. Zunächst heißt es darin von der Abhängigkeit Moabs: „Omri, der König von Israel, bedrückte Moab lange Zeit; denn es zürnte Kemosch [d. i. der Schutzgott der Moabiter, wie Jehova der der Israeliten] auf sein Land. Und dann folgte ihm sein Sohn [d. i. Ahab von Israel], und auch er sprach: Ich will Moab bedrücken.“ In meinen Tagen sprach er so, aber ich sah meine Lust an ihm und an seinem Hause, und Israel ging auf ewig zu Grunde.“ Dann erzählt der König, wie er die den Israeliten gehörige Stadt Rebo erobert habe: „Und Kemosch sprach zu mir: Wehe, nimm die Stadt Rebo den Is-

raeliten ab.“ Und ich ging in der Nacht und kämpfte vom Anbruch des Morgenrausens bis zum Mittag gegen sie und nahm sie ein und tötete alle, 7000 Personen an Männern, Knaben, Weibern, Mädchen und Sklavinnen.“ Leider verschweigt uns die Inschrift die kommenden Ereignisse, wie Joram, der jüngere Sohn Ahab's, gegen die Rebellen zu Felde zog und sie besiegte, wie er den Mesa in der Festung Kir einschloß und wie Mesa den drohenden Untergang seiner selbst und seines Reiches nur dadurch fernzuhalten vermochte, daß er auf der Stadtmauer seinen ältesten Sohn den heimischen Göttern zum Opfer brachte.

Im übrigen sei noch bemerkt, daß der Stein des Mesa, der etwa aus dem Jahre 850 v. Chr. stammt, das älteste bis jetzt bekannte Denkmal der altsemitischen Schrift ist, die im Gegensatz zu den anderen altorientalischen Schriften, z. B. der ägyptischen Hieroglyphen- und der babylonisch-assyrischen Keilschrift, eine reine Buchstabenschrift ist, die dann später durch Vermittelung der Phönizier zu den Griechen gelangte und allen unseren modernen Alphabeten zu Grunde liegt.

Außer diesem Denkstein ist uns nun nur noch eine einzige längere Inschrift auf palästiniischem Boden bekannt, die sogenannte Siloah-Inschrift, die im Jahre 1880 in Jerusalem in einem durch den Felsen gehauenen Kanale, der das Wasser der Marienquelle an den Abhang des Berges nach dem Siloahtheile führte, aufgefunden, aber leider vor kurzem durch die Roheit der Eingeborenen zerstört worden ist. Die Inschrift, die aus dem Jahre 700 v. Chr. stammt, berichtet uns in knapper, aber lebendiger Form, wie der Durchstich dieses 1200 Ellen langen Fellentunnels vollendet worden ist; es heißt darin: „Als die Arbeiter noch gegeneinander die Spitzhaden schwingen, als noch drei Ellen zu durchstechen waren, da vernahm man die Stimme des einen, der zurief dem anderen ... Und nachdem am Tage der Durchstechung die Steinhauer Spitzhade auf Spitzhade einander

entgegengeschlagen hatten, da floß das Wasser von der Quelle bis zum Teiche zwölfhundert Ellen weit. Und hundert Ellen betrug die Höhe des Felsens über dem Skopie der Steinmeßen.“

Wie von den Hauptstädten Palästinas, so sind auch in den großen Städten der phönizischen Küstenebene, in Sidon und Tyrus, in Berytos und Akko keine Bauwerke erhalten geblieben, die aus dem frühen Altertum stammen. So ist denn das, was wir von dem politischen und kulturellen Leben der Phönizier aus älterer Zeit wissen, in Folge des Mangels ein-

sowie auf die Notizen, die uns die Bibel liefert, angewiesen. Wir lernen hier die große weltgeschichtliche Bedeutung der Phönizier kennen, die vor allem darin bestand, daß sie, durch die eigentümliche Beschaffenheit ihres schmalen, havenreichen Landes von alters her auf die See angewiesen, den Verkehr mit der Alten Welt jahrhundertlang vermittelt und die Erzeugnisse des Orients an den Küsten des Mittelmeeres eingeführt haben.

Was nun ihre Kunst anlangt, so herrschte früher die Meinung vor, daß sie stets in allem wesentlichen von Ägypten beeinflusst worden sei. Seitdem

wir aber durch den schon oft erwähnten, epochemachenden Fund von Tell Amarna erfahren haben, daß um die Mitte des zweiten vordhriftlichen Jahrtausends auch in den Hauptstädten Phöniziens die babylonische Sprache die offizielle, die babylonische Keilschrift die allein im Gebrauch befindliche gewesen ist, können wir uns nicht mehr der Ansicht verschließen, daß auch auf künstlerischem Gebiete, in Architektur und Plastik, der babylonische Einfluß in hervorragendem Maße wirksam gewesen ist, ja daß auch Religion, Mythologie und Literatur vom Euphrat aus in bestimmte Bahnen gelenkt worden sind. Erst in späterer Zeit, vielleicht



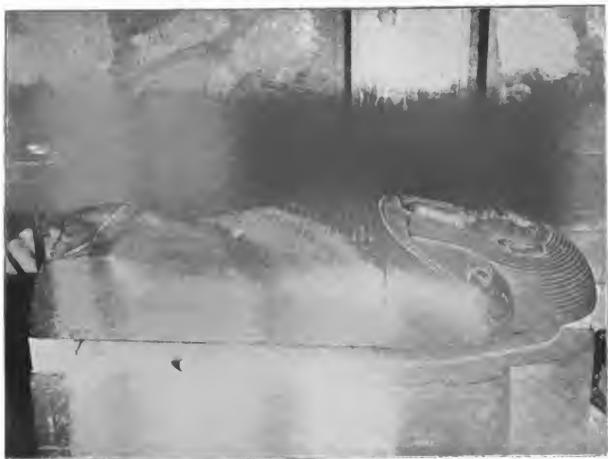
Relief vom Grabmal des Antiochus auf dem Nemrudtag.

heimischer Denkmäler nur sehr wenig, und wir sind hier fast ausschließlich auf die oft recht spärlichen Nachrichten der ägyptischen und assyrischen Inschriften,

seit dem Sturze des Assyrerreiches, also seit dem siebenten vordhriftlichen Jahrhundert, schwand der mesopotamische Einfluß mehr und mehr und wurde durch den ägypt-

tischen ersetzt. In diesem Stadium lernen wir die phönizische Kultur kennen. Die Felsen- und Pyramidengräber sind den ägyptischen genau nachgebildet, die Heilig-

nicht etwa bei ägyptischen Steinmetzen in Bestellung gegeben und für den phönizischen König besonders angefertigt; nein, sie sind aus ägyptischen Gräbern gestoh-



Sarkophag des Königs Schmunazar von Sidon.

tümer des Landes sind Nachahmungen ägyptischer Tempel. Wo uns auf Reliefs oder geschnittenen Steinen Götter- und Menschengestalten begegnen, sind sie gewöhnlich mit ägyptischen Attributen, mit ägyptischen Kleidern angethan. Die Königsschlange an der Stirn der göttlichen und menschlichen Herrscher, die geflügelte Sonne und das einem gehenkeltten Kreuze gleichende Lebenszeichen, die uns so häufig auf phönizischen Denkmälern als Ornamente begegnen, sind aus Ägypten entlehnt. Wer sich am meisten ägyptisch trug, war zu dieser Zeit in Phönizien am modernsten. Und die Könige gingen darin ihren Unterthanen mit bestem Beispiel voran. Wir besitzen die Särge zweier Herrscher von Sidon, die direkt für das Begräbniß vom Nilthale nach Phönizien importiert worden sind. Aber sie wurden

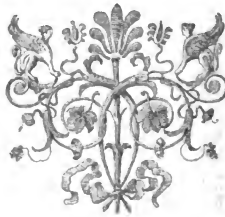
len und dann als gesuchte Liebhaberware nach Phönizien auf den Markt gebracht und von dem Könige für sein Begräbniß erstanden worden. Beide Särge (der eine befindet sich im Museum des Louvre, der andere in Konstantinopel) stammen aus der Nekropole von Sidon, dem heutigen Saïda. Sie zeigen die Gestalt einer Mumie, ganz genau wie die in ägyptischen Gräbern gefundenen Sarkophage dieser Zeit. Während man aber auf dem Sarge des Schmunazar — diesem gehört der eine der beiden Särge — die ursprüngliche ägyptische Inschrift ausgemeißelt hatte, bevor man die neue phönizische Grabchrift daraufsetzte, hat man sich bei dem zweiten Sarge, dem des Königs Tabnith, auch diese kleine Mühe erspart und die phönizischen Schriftzeichen neben die ägyptischen Hieroglyphen gesetzt. Dieser Nach-

lässigkeit müssen wir heute Dank schulden. Denn durch sie sind wir in die glückliche Lage versetzt, daß wir genau wissen, wem einst der Königsarg gehört, bevor er nach Sidon kam, und wo er in der ägyptischen Erde bestattet gewesen war.

Es war nämlich ein General Pen-Ptah, der einer angesehenen Offiziersfamilie entstammte, die ihr Erbbegräbniß in der Totenstadt von Memphis hatte. Er lebte wahrscheinlich kurz vor oder nach der Zeit Alexanders des Großen, und die Wirren, die während der letzten Jahre der Perserherrschaft in Ägypten an der Tagesordnung waren, mögen es begünstigt haben, daß die Gräber der Vornehmsten zerstört und geplündert und ihr kostbarster Inhalt, der Sarg, in das Ausland verhandelt werden konnte. Tabnith kaufte sich einen der Särge und läßt nun seine Inschrift zu uns reden: „Ich, Tabnith, der Priester der Astarte, der König der Sidonier, der Sohn Eschnunazars, des Königs der Sidonier, ruhe in diesem Sarge. Mensch, wer du auch seist, der du diesen Sarg findest, öffne nicht meine

Totenkammer und störe mich nicht. Denn an meiner Seite ist kein Gold, kein Silber, kein Schatz. Nur ich allein ruhe in diesem Sarge. Öffne diese Totenkammer nicht; denn das ist ein Frevel in den Augen der Göttin Astarte. Wenn du aber trotz alledem meine Totenkammer öffnest und meine Grabesruhe störst, so sollst du selbst keine Nachkommenschaft unter der Sonne, kein Ruhebett bei den Toten haben.“

Der Wunsch des Herrschers ist zweitausend Jahre hindurch erfüllt worden, bis der Spürsinn des Archäologen — in diesem Falle Hamdy Bey, des Direktors des Museums von Konstantinopel — auch zu diesem Grabe vorgebrungen und die Ruhe des Königs gestört hat. Nun schlummert er nicht mehr auf dem Totenselde seiner Königsstadt, sondern fern im Norden an den Ufern des goldenen Horns. Ja, jede Schuld rächt sich auf Erden. Tabnith, der, wenn auch wohl unbewußt, dem ägyptischen General den Totenschlaf gestört, hat ihn nun selbst nicht bis in die Ewigkeit gefunden.





Madonna zürnt.

Novelle

von

Serdinand Sonnenburg.

Am Ufer des Arno zu Florenz unterhalb des Hippodromo waren Fischer beschäftigt, ihre Boote in Sicherheit zu bringen. Das Wasser war unerwartet rasch gestiegen; wirbelnd drängten sich die Fluten des Flusses, in welchem die Regenmassen niederrauschten, die während der vorigen Tage auf den toskanischen Bergen gefallen waren. Auf der Höhe des Ufers standen mehrere Männer und schauten den Fischern zu.

Alle Rähne waren geborgen bis auf einen, den die Wellen weiter vom Ufer abgedrängt hatten. In dem langen, schmalen Fahrzeuge mit hohem Schnabel stand ein Fischer und kämpfte gegen die Gewalt des Stromes an. Bald vorn, bald hinten stieß er seine lange Stange nieder in die Flut, bis sie den Grund erreichte, und mit allen Kräften stemmte er sich dann, das Boot gegen das Ufer hin zu drücken. Noch war nicht zu erkennen, ob der Arm des Schiffers oder die Gewalt der Wellen den Sieg gewinnen würde.

Auf diesen Rahn waren die Augen der Zuschauer gerichtet, die oben am Ufer standen.

„Der Mann hat seine Not,“ sagte einer derselben; „seht, wie er arbeitet! Ich möchte nicht an seiner Stelle sein.“

„Ein dummer Teufel ist er,“ entgegnete ein anderer; „er will ein Schiffer sein und weiß nicht einmal, wie er sein Boot lenken muß.“

„Hoho, Cesare!“ erwiderte der erste „ständest du dort auf der Planke, du würdest dasselbe Gesicht schneiden wie jener.“

„Carlo!“ versetzte Cesare, „sprich nicht von Dingen, die du nicht kennst.“

„Der Mann dort hat auch Kraft,“ entgegnete Carlo, „sieh, wie er jetzt den Rahn festhält!“

„Was nützt ihm seine Kraft, wenn er sie nicht zu brauchen versteht?“ erwiderte Cesare; „der Dummkopf springt wie ein Besessener hin und her, darum können die Wellen ihn immer wieder fassen. Zu die Spitze müßte er treten und den Schnabel

seines Bootes stroman gegen das Land drücken, dann wäre er in wenigen Minuten gesichert."

"Bist du deiner Sache so gewiß," entgegnete Carlo, „so steig in ein Boot, fahr hinaus und rette den Mann."

„Er ist es nicht wert, daß man ihm hilft!" versetzte Cesare.

„Hast du kein Mitleid für den Armen?" erwiderte Carlo.

„Nein," versetzte Cesare. „Ich hoffe noch zu sehen, wie der Esel mit seinem Boote dort unten über das Wehr hinabschießt."

„Cesare!" entgegnete Carlo entrüstet, „du verdienst, daß du dort in jenem Kahne ständest, statt hier in Sicherheit so schlimme Worte sprechen zu können."

„Mag sein, daß dir Furcht und Zittern den Rücken hinauflaufen würden, wenn du an der Stelle jenes Dummkopfes wärest," erwiderte Cesare kalt; „mir würde dieser Trog voll Wasser nicht schaden können."

„Gut," versetzte Carlo, „laß deine Worte zur That werden! Dort liegen genug Kähne; fahr hinaus und hole den Mann ans Ufer. Ich wette zehn Stück Virginia, daß du es nicht vollbringst."

„Die Wette gilt!" entgegnete Cesare, „und ich wette außerdem noch zwanzig Virginia, daß ich dort mit jenem Kahne mitten im Arno über das Wehr fahren und bei Ponte alle Grazie landen will. Hältst du mit?"

„Das ist Prahlerei!" riefen die Umstehenden, „nicht für hundert Lire würde er es thun!"

„Reizt ihn nicht, er thut es," erwiderte Carlo. „Cesare, bleib hier, du hast Weib und Kind!"

„Hältst du mit?" fragte Cesare noch einmal.

„Nein," entgegnete Carlo.

„Ich halte!" rief ein anderer.

„Ich auch!" rief ein dritter.

„Gut," versetzte Cesare, „ich wette mit jedem von euch! Geht hinab nach Ponte alle Grazie und erwartet mich dort." Er sprang das Ufer hinab auf die Kähne zu.

Carlo eilte ihm nach. „Cesare, bleib!" rief er, „versuche die Heiligen nicht!"

Aber schon stand Cesare in dem kleinen Boote, und im nächsten Augenblick stieß er es in die Wellen hinein. Gewandt trieb er es in dem ruhigeren Wasser am Ufer hinauf, dann schob er es in den Strom und ließ es von den Wellen dahin führen, wo der Schiffer mit seinem Kahne arbeitete. Cesare drängte den seinigen daneben und brauchte seine Stange so geschickt, daß die beiden Fahrzeuge aus dem Machtbereich der Wellen getrieben wurden und sich dem Ufer näherten. Als beide nur noch wenige Bootslängen davon entfernt waren, gab Cesare mit seiner Stange dem Boote des Schiffers einen so heftigen Stoß, daß der Mann lang in seinen Kahu hinstürzte.

Cesare lachte auf, dann wandte er sein eigenes Boot in den Fluß zurück und trieb es mit starken Stößen in die Wellen hinein.

„Halt ein, Cesare! Komm zurück!" riefen die Männer vom Ufer aus; sie winkten, sie drohten, sie beschworen ihn.

Aber Cesare hörte auf keinen Zuruf; in wenigen Minuten war er in den hochgehenden Wellen, und je stärker sie sein Fahrzeug faßten, desto mächtiger stieß er es vorwärts, bis seine Stange den Grund verlor. Da sprang er ans Steuerende des Kahnes, richtete sich hoch auf und ließ das kleine Boot in den wirbelnden Wogen treiben.

Sie faßten es, sie führten es mit reißender Gewalt stromab. Immer rascher schoß es dahin; jetzt war das Wehr erreicht, das Boot neigte seine Spitze, es verschwand fast unter den spritzenden Wogen. Doch im nächsten Augenblick tauchte es unterhalb des Follés wieder auf.

Ohne zu wanken, hatte Cesare seine Stellung behauptet; jetzt brauchte er seine Stange als Steuer, er zwang das Boot dem Ufer zu, es kam näher und näher, und mit hartem Stoß fuhr es neben der Treppe von Ponte alle Grazie an die hohe Ufermauer. Da sprang Cesare auf

die Treppe und hielt das Boot am Seil fest, bis die Männer nahten und ihm halfen, es ans Ufer zu ziehen.

Den kühnen Schiffer überhäuften sie mit Lobsprüchen. Cesare erwiderte nichts darauf; er nahm die gewonnenen kleinen Beträge in Empfang, dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und ging den Lungarno della Vorja hinab.

Cesare war Seidenweber, einer der besten Arbeiter der großen Fabrik an Porta San Gallo; er war von mittlerer Größe, schön gebaut, jede Bewegung seiner Glieder zeigte seine Gewandtheit. Seine Kleidung war nachlässig geordnet, sie deutete auf einen Mann hin, der Geschmac bejaß, aber nicht gewillt war, sich den Anforderungen der guten Sitte auch da zu fügen, wo sie mit seinen Neigungen in Widerspruch geriet. Eine runde blaue Wollmütze deckte sein Haupt, sie war tief in die Stirn gezogen; unter ihr standen zwei Augen, welche gleichgültig, fast müde erschienen; wer sie aber gesehen hätte, als Cesare durch die tosende Flut hinsuhr, der hätte ihre Blicke für Flammen halten können.

Als Cesare an dem stattlichen Gebäude der Toskanischen Bank vorüberschritt, starrte er finster auf die vergitterten Fenster der Geschäftsräume, hinter denen er für ihn unerreichbare Schätze aufgehäuft wußte. Durch das Gewühl der Menschen und Wagen an Ponte Vecchio wand er sich geschmeidig hindurch, und bei Ponte della Trinita bog er in die Via dei Tornabuoni ein. Hier wurde sein Schritt langsam, sein Gesicht war noch finsterner als sonst; beim Eingang in die enge Via della Spada blieb er einen Augenblick stehen, als wolle er umkehren, dann ging er weiter und trat in ein niedriges Haus ein. Dort stand er und horchte; eine Frauenstimme sang ein Wiegenlied, leise und innig. Cesare öffnete die nächste Thür, in dem freundlichen Stübchen warf er sich in einen Sessel, der neben dem großen Bette stand, streckte die Beine weit von sich und schaute, ohne zu reden, vor sich hin.

Einige Schritte von ihm entfernt stand eine Wiege, darin ruhte ein frisches, rotwangiges Kind von wenigen Monaten, daneben kniete Teresa, Cesares junges Weib. Sie sang ihr Liedchen weiter, aber sie wendete das Haupt zur Seite und wartete, daß ihr Gatte sie anschauen sollte. Es dauerte lange, bis Cesare aufblickte; da lächelte Teresa ihn an und nickte ihm zu, und mit der Hand deutete sie auf das entschlummernde Kind. Cesare schlug die Augen nieder; er that, als habe er nichts gesehen. Teresa bengte sich über ihr Kind, der Gesang erstarb auf ihrer Zunge.

Jetzt ließ Cesare seine Blicke in dem Gemache umherwandern; sie haften auf dem Tische, der zum Abendessen gedeckt war, auf dem Schranke, in dem Teresa Kleider und Wäsche verwahrte, auf dem sauberen Bette, auf dem Blide der Madonna, das unter einer hohen Glaskuppel da stand; künstliche Rosen und Lilien prangten zu beiden Seiten, das treu gepflegte Flämmchen in der kleinen Lampe leuchtete davor und gewann jetzt in der beginnenden Dämmerung lebhafteren Schein. Scheu und Bitterkeit stritten sich in Cesares Antlitz, als er seine Blicke auf das Licht und auf die Gestalt der Heiligen richtete.

Teresa erhob sich, breitete ein weißes Tuch über das schlummernde Kind und ging dann hinaus, in der kleinen Küche das Abendessen zu besorgen.

Auch Cesare stand von seinem Sitze auf; er schritt zu der Wiege hinüber, hob das Tuch auf und betrachtete das Gesichtchen des Kindes, das vom Schein des Lämpchens der Madonna beleuchtet war; er nahm von der Wand den kleinen Spiegel, schaute darin seine eigenen Züge und heftete dann die finsternen Blicke wieder auf Wange und Mund des Kindes. Allmählich glättete sich seine Stirn, er stellte den Spiegel zurück, deckte das Tuch über die Wiege und nahm seinen Platz in dem Sessel wieder ein; seine Augen schlossen sich, er lehnte den Kopf gegen das Bett und schlief ein.

Als Teresa draußen in der Küche das

Mahl bereit hatte, trug sie auf; sie sah ihren Gatten schlafen, leise setzte sie alles auf dem Tische zurecht und zündete die helle Lampe an. Dann trat sie vor Cesare hin, strich mit der Hand über sein Antlitz, und als er verwundert die Augen aufschlug, küßte sie ihn.

Da flog ein Lächeln über die Züge des Mannes. „Teresa!“ sagte er freundlich, stand auf und setzte sich an den Tisch.

Sie schob ihm die Schüssel mit dem gebratenen Lammfleisch hin; er zerschnitt es und legte ihr die Hälfte auf den Teller mit Makkaroni, der auf ihrem Platte stand. Sie wehrte freundlich. „Nimm doch, Cesare,“ sagte sie, „es ist für dich nicht zu viel.“

„Wir teilen,“ entgegnete er, nahm sich von den Makkaroni, und beide aßen nun und plauderten dabei.

Aus der stromumwundenen, banchigen Flasche füllte Teresa dem Gatten und sich die kleinen Gläser. „Du kamst heute früher, Cesare,“ sagte sie.

„Schon um ein Uhr hat uns der Inspektor fortgeschickt,“ versetzte Cesare, „weil ein Schaden an dem großen Dampfkessel ausgebessert werden müsse — so sagte er; in Wahrheit aber wohl, damit unser Wochenlohn möglichst gering wird. Er gönnt uns Arbeitern nichts.“

„Meinst du, Cesare?“ erwiderte Teresa; „der Inspektor giebt euren Wochenlohn doch nicht aus seiner eigenen Tasche.“

„Er gönnt uns nichts!“ entgegnete Cesare hastig, „ich weiß es, wir alle wissen es. Er steckt lieber alles, was unsere Arbeit einbringt, in seinen eigenen Beutel. Er ist ein Schurke! Er wird schon einmal seinen Lohn finden!“

„Cesare,“ versetzte Teresa, „wenn du solche Überzeugung hegst, wär's da nicht besser, du suchtest dir anderswo Arbeit?“

„Ist's anderswo besser?“ erwiderte Cesare; „überall sind wir Arbeiter gezwungen, für andere die Kastranen aus dem Feuer zu holen. Es ist ein elendes Leben, Teresa! Es ist nicht wert, daß man die Hand darum rührt!“

„Warum erträgst du's, Cesare?“ ent-

gegnete Teresa. „Du hast Geschick für alles, und du bist ein Mann. Ist nur in der Fabrik Brot zu finden?“

„Wahr ist es,“ versetzte Cesare, „aber weißt du etwas Besseres?“

„Drüben in der Straße,“ erwiderte Teresa, „sitzt der alte Arlotto. Den ganzen Tag über habe ich ihn vor Augen, es vergeht keine Viertelstunde, daß nicht Käufer zu ihm eintreten. Ohne Aufhören fließt ihm das Geld zu. Ich dachte, wenn mein Cesare dort stände, so würden die Leute bei ihm noch viel lieber kaufen als bei dem alten Murrkopf, dem Arlotto.“

„Wer handeln will, muß Geld haben,“ entgegnete Cesare, „meine Hände sind leer.“

„Der alte Mann würde sein Haus gern verkaufen,“ versetzte Teresa, „ich weiß es.“

„Soll ich es noch einmal sagen?“ erwiderte Cesare ungeduldig, „du weißt auch, daß wir kein Geld haben, ein Haus zu kaufen.“

„Vielleicht findet sich jemand, der uns die nötige Summe borgt,“ entgegnete Teresa.

„Wer wird uns borgen?“ versetzte Cesare, „wir können keine Sicherheit bieten.“

„Alle Welt weiß, daß wir ehrliche Leute sind,“ erwiderte Teresa, „das ist die beste Bürgschaft. Wenn wir die Mühe nicht scheuen und fleißig anpochen, so werden wir schon eine Thür finden, die sich aufthut.“

Cesare schwieg und schaute nachdenklich vor sich hin.

Teresa fuhr fort: „Kannst du nicht einmal zu deinen Verwandten nach Fiesole gehen? Sie haben Geld und sind uns gut gesinnt.“

„Sie waren es,“ versetzte Cesare.

„Sie sind es,“ entgegnete Teresa, „ihren Groll haben sie vergessen.“

„So etwas vergißt sich nicht,“ erwiderte Cesare.

„Wir haben sie nicht beleidigt,“ entgegnete Teresa, „und in das, was nicht zu ändern war, haben sie sich gefügt. Du

soltest doch einmal dein Glück bei ihnen versuchen.“

Cesare gab keine Antwort.

„Geh hin, Cesare.“ mahnte Teresa. „Willst du? Sag!“

„Ich weiß nicht, warum du so drängst,“ entgegnete Cesare finster. „Meinst du, daß du in dem Laden, den jeder betritt, leichter nach seinen Herren ausschauen kannst als hier?“

„Heilige Jungfrau, was bist du für ein Mensch!“ rief Teresa bestürzt. „Nur an dich habe ich gedacht, daß du mehr Freude an deinem Leben haben solltest, und nun zerrst du die alten Gespenster wieder hervor! War das Unglück, das sie uns brachten, noch nicht groß genug?“

„Reinst du, ich würde vor dem äußersten zurückschrecken?“ erwiderte Cesare ingrimmig. „Erwürgen würde ich dich mit meinen Händen, wenn du mir untreu wärest!“ Und er schaute sie an, als wenn er sie mit seinen funkelnden Blicken durchbohren wollte.

Mit einem Schrei sprang Teresa auf, flüchtete zu dem Bilde der Heiligen und hob die Rechte zu ihr empor.

Cesare wandte die Blicke nicht von ihr ab. „Auch die Madonna würde dich nicht schützen, wenn du unter meiner Hand wärest!“ sagte er.

Neben der Wiege ihres Kindes sank das junge Weib zusammen und brach in Thränen aus. Cesare trommelte mit den Fingern auf dem Tische.

Das Kind erwachte aus seinem Schlummer und begann zu weinen. Teresa breitete ihre Arme über die Wiege hin. „Sei ruhig, süße Annetta,“ sagte sie, „deine Mutter ist bei dir, deine Mutter verläßt dich nicht; sie wird bei dir bleiben, solange ihr Herz noch einen Schlag hat. Und wenn dein Vater sein eigen Fleisch und Blut von sich stößt, deine Mutter wird dich auf ihren Armen tragen, wenn sie auch mit dir auf den Straßen von Florenz betteln gehen sollte.“

Wieder stürzten die Thränen von ihren Wangen, sie drückte ihr Antlitz in das Kissen, auf dem das Köpfchen ihres Kin-

des ruhte. Erschreckt fuhr die Kleine auf. Teresa hob sie aus dem Bettchen, faßte sie in ihre Arme und warf sich vor dem Bilde der Heiligen auf die Knie. „O Madonna!“ rief sie, „warum hast du mich nicht sterben lassen, als der barmherzige Tod seine Hand nach mir ausstreckte? Dann wäre ich jetzt frei von aller Qual, und dieß arme Wesen wäre mit mir gestorben, bevor es das Licht dieser unbarmherzigen Welt erblickte!“ Erschöpft sank sie zusammen. „Heilige Jungfrau!“ betete sie mit leiser, zitternder Stimme, „o erbarme dich, laß diese Stunde unsere letzte sein!“

Cesare stand neben ihr, er berührte ihr Haupt mit seiner Hand. „Teresa!“ sagte er unruhig.

Sie fuhr erschreckt empor und wich vor ihm zurück, mit zitterndem Arm drückte sie ihr Kind an ihre Brust. So stand sie, die Blicke auf ihn gerichtet, angstvoll, als stände sie dem schlimmsten Feinde gegenüber.

„Teresa!“ sagte Cesare, „wilst du mich auch verlassen?“

„Dich verlassen! Wenn ich's könnte!“ entgegnete Teresa. „Eine Erlösung wäre es für dich und für mich, wenn ich mit deinem Kinde hinwegflöhe, daß dein Auge uns niemals wieder sähe. Aber wie könnte ich leben ohne dich!“

Er streckte die Hand nach ihr aus, er zog sie an seine Brust; er fühlte, wie sie zitterte. „Teresa!“ sagte er leise, „vergieb mir!“

Sie schlug die Augen zu ihm auf und schaute immer noch angstvoll zu ihm empor.

Er streichelte ihre Wangen, er küßte sie. „Teresa!“ sagte er, „laß die Madonna solche Worte nicht wieder hören!“

Sie lächelte ihn an. Dann drückte sie ihr Haupt an seine Brust. „Cesare!“ sagte sie, „ich wollte, ich könnte jetzt sterben!“

„Leben sollst du!“ verjetzte Cesare zärtlich, „und eine neue Sonne soll aufgehen für dich und für mich und für unser Kind!“

„Cesare!“ sagte Teresa, „zürne mir nicht, ich kann nicht schweigen, eine fürchtbare Angst wohnt in meinem Herzen, daß die Leidenschaft dich und uns alle verderben wird!“

„Hilf mir, sie zu bezwingen, Teresa!“ erwiderte er.

„Was soll ich noch thun?“ entgegnete sie traurig; „du hast gesehen, wohin die Verzweiflung mich getrieben; du hast mich vor dir liegen sehen, dem Tode nahe; du hast mir die heiligsten Eide geschworen, daß du mich nicht wieder kränken wolltest durch die entsetzliche Beschuldigung, zu der du auch nicht einen Schatten des Rechtes hast. Und alles, Cesare, ist vergebens gewesen, du willst mir nicht glauben, mir nicht vertrauen; als du vorhin mich anschautest mit deinen fürchterlichen Blicken, da war es mir, als fühlte ich dein Messer in meinem Herzen!“

„Teresa!“ versetzte er, „du weißt nicht, was in meiner Brust tobt!“

„Cesare!“ sagte sie, „die Heiligen haben sich von uns abgewandt! Und doch vermag ich nicht zu ergründen, warum sie uns zürnen. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht zur Madonna stehe, nicht ein einziges Mal habe ich vergessen, ihr die Lampe mit frischem Öl zu füllen, und wenn ich darnun habe hungern sollen. Ich bin mit meinem Kinde auf dem Arme in den Dom gegangen, ich habe alle Heiligen in unsern Kirchen besucht und angefleht, aber keiner, keiner hilft mir!“

„So ist es unser Schicksal, daß wir von Gott und von den Menschen verlassen sein sollen!“ entgegnete er wüth.

„Die Heiligen verlassen keinen guten Menschen,“ erwiderte Teresa, „aber den Schuldigen wissen sie zu finden. Cesare, lieber Cesare, zürne mir nicht, wenn ich mein Herz erleichtere, ich suche ja nichts als Frieden für dich und für mich und für unser Kind! Cesare, laßt vielleicht auf deiner Seele eine verborgene Schuld, die du nicht gebeichtet hast? Sag es mir, deinem Weibe, ich will dir helfen, sie zu sühnen!“

„Mein Gewissen ist rein,“ versetzte Cesare. „Alles, was ich gefehlt, habe ich stets gebeichtet und gebüßt.“

„Vielleicht war deine Beichte nicht genügend,“ entgegnete Teresa; „besinne dich, Cesare! Ist es nötig, so will ich dir büßen helfen, ich will für dich mit unserm Kinde barfuß nach der heiligen Gottesmutter von Voretto wallfahrten, oder nach St. Peter zu Rom. Du brauchst mir deine Schuld nicht zu nennen, du brauchst nur zu sagen: Teresa, geh! so gehe ich morgen beim ersten Tagesgrauen fort!“

„Nicht ohne mich könntest du gehen!“ erwiderte Cesare, und wieder zuden die finsternen Schatten über seine Züge. „Bleibe daheim, Teresa! Wenn die Heiligen uns übelwollen, so thun sie's grundlos; ich bin kein Verbrecher!“

„So laß uns beide zur Madonna beten! Komm, Cesare!“

Sie faßte seine Hand; er widerstrebte nicht. Sie zog ihn neben sich auf die Knie, sie hob die gefalteten Hände zur Gottesmutter empor und betete laut, in der tiefsten Herzensbewegung, und die Thränen rannen über ihre Wangen.

In scharfer Andacht, wie im Reichthum, horchte Cesare ihren Worten. Als Teresa schwieg, zog er sie in seine Arme und küßte sie. „Teresa!“ sagte er, „du bist so gut! Vergiß, was ich dir zuleide that! Gedenke daran, wie heiß meine Liebe zu dir ist! Meine Seele gäbe ich um dich!“

„Das sollst du nicht, Liebster!“ versetzte Teresa, „aber vertrauen sollst du deinem Weibe. Wir könnten so glücklich sein.“

„Vergiß, was hinter uns liegt!“ entgegnete Cesare, „laß uns das Glück erwarten!“

„Und wirst du morgen nach Fiesole gehen?“ fragte Teresa.

„Ich werde gehen, Teresa,“ versetzte Cesare.

„Wie freue ich mich!“ sagte Teresa. „Haben wir erst unser Häuschen, so wird mein lieber Mann den ganzen Tag bei

mir sein, und jeden Abend zählen wir zusammen unser Geld."

"Und meinem Weibe kaufe ich das schönste Seidenkleid in der Via Calzajuli," versprach Cesare.

"Und deinem Kinde ein seidenes Mäntelchen!" bat Tereja.

"Sie soll es haben," versicherte er.

Hell auf jubelte Tereja. "O liebster Cesare!" rief sie, "wenn es doch erst morgen wäre!" Und sie schlang ihren Arm um seinen Nacken.

"Und Sonntags," sagte Cesare, "bestelle ich einen schönen Wagen und wir fahren in die Cascinen. Aber jetzt ist es Zeit zu ruhen. Komm, Tereja!"

Am nächsten Morgen stand Cesare früher auf als gewöhnlich; die Aussicht auf die Neugestaltung seines Lebens ließ ihn nicht ruhen.

"Tereja," jagte er, "ich denke, es wird mir gelingen, das nötige Geld zu beschaffen."

"Cesare," erwiderte die junge Frau, "ich habe die ganze Nacht, so oft ich wach war, die Madonna um ihren Beistand gebeten. Du wirst sehen, diesmal werden wir Glück haben."

Rajch hatte sie ihr Gewand übergeworfen, sie holte ihres Gatten Festtagskleider hervor; dann bereitete sie das Frühstück und stellte es auf den Tisch, einen Zinntopf mit schwarzem, süßem Kaffee, weißes Brot, und für Cesare zwei Eier, die sie schon am Abend zuvor gekocht hatte.

Hastig, als ob der Tag für sein Unternehmen zu kurz werden könne, verzehrte Cesare, was Tereja ihm vorlegte.

"Heute schläft unser Kind lange," sagte die junge Frau; "sie ist klug, die Kleine, sie weiß, daß ich dir helfen muß." Sie schob den Vorhang der Wiege zur Seite. "Sieh nur, Cesare, wie rot ihre Wäddchen sind! Gewiß wird sie ein schönes Mädchen werden."

"Wie ihre Mutter, als ich sie zuerst auf Ponte Vecchio sah!" entgegnete Cesare und schaute sein Weib voll Stolz an.

"Geh, du Schmeichler!" versetzte Te-

reja, "geh und komm mit einer großen Tasche voll Geld wieder!" Sie reichte ihm den Hut.

Cesare stand auf. "Halt dich im Hause, Tereja," sagte er, "damit ich dich treffe, wenn ich wiederkomme."

"Soll ich nicht nach der Spinnerei gehen und den Inspektor benachrichtigen?" fragte Tereja.

"Geh immerhin," erwiderte Cesare, "sag ihm, bringende Angelegenheiten der Familie nötigten mich, fortzubleiben. Nimm die Kleine mit, wenn du zur Spinnerei gehst."

"Ihr beide seid immer bei mir," entgegnete Tereja; "meine Kleine trage ich auf meinem Arme, und meinen Cesare in meinem Herzen."

Er küßte sie und ging.

Auf Piazza San Marco wartete er auf den Wagen der elektrischen Bahn; ungeduldig schritt er auf und ab, als die Ankunft des Juges sich verzögerte.

Endlich ertönte das kreischende Rollen des Wagens; Cesare sprang hinein und trieb zur Abfahrt. Der Condottiere hielt ihm seine Uhr hin. "Noch fünf Minuten!" sagte er.

Zur bestimmten Zeit setzte sich der Wagen in Bewegung; in langen Krümmungen wand er sich die nördlich gelegenen Höhen hinauf, und eine halbe Stunde später hielt er auf der kleinen Piazza des hochgelegenen Bergstädtchens Fiesole.

Als Cesare anstieg, sah er einige Weiber über den Platz schreiten; es waren Strohslechterinnen, welche ihm bekannt waren. Er rief sie an und reichte ihnen die Hand. "Habt ihr den Pietro Maratti gesehen?" fragte er, "ist er daheim?"

"Er ist daheim," versetzte eine der Frauen, "und auch seinen Sohn trifft du, den Pasquale; du wirst ihn ja wohl noch kennen."

Die Frauen lachten, Cesare zog ein finsternes Gesicht.

"Warum siehst du mich an, als ob du mich beißen wolltest?" rief die Frau, "hast doch nun keine Not mehr! Solltest

dich lieber freuen, daß die Teresa dich genommen hat und nicht den Pasquale.“

„Was macht er hier?“ forschte Cesare, „wird er bei seinem Vater bleiben?“

„Habe keine Sorge!“ entgegnete die Frau, „er ist nur zum Besuch gekommen und geht in einigen Tagen zurück nach Pistoja.“

„Wie gehen die Geschäfte?“ fragte Cesare.

„Gut!“ erwiderte die Frau, „es sind viele Bestellungen eingegangen. Kannst nachher einmal zu uns kommen und uns einen guten Trunk mitbringen.“

„Ihr denkt an nichts als an Schlemmen und Schwafeln,“ versetzte Cesare. „Guten Morgen!“ Er wandte sich und ging auf den Dom zu, der an der Ostseite der Piazza stand. Driinnen sangen die Schüler des nahegelegenen Priesterseminars; Cesare trat ein, kniete in der Nähe der Thür nieder und bewegte betend die Lippen. Aber bald verließ er die Kirche wieder.

Eine schmale Straße führte ihn an dem römischen Amphitheater vorüber, das man vor Jahren aufgegraben hatte; Cesare warf keinen Blick darauf, er verfolgte seinen Weg, den Berg hinab, bis er im Thalgrunde ein gut gebautes Haus erreichte. Es lag in einem Garten mit Feigenbäumen, der von einer Mauer umgeben war; daran schlossen sich frischgrüne Weizenfelder, und hinter dem Hause zogen Weinpflanzungen sich den Berg hinan.

Vor dem Gartenthore blieb Cesare stehen, zögernd blickte er zu den Fenstern des weiß gefätkten Hauses hinauf.

Während er da stand, erschien auf der Schwelle des Hauses ein junger Mann von ansprechendem Ansehen. Sobald dieser den Besucher am Gartenthor ersah, schritt er auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Sieh da, Cesare!“ rief er, „du mußt dich wohl gar erst besinnen, ob du bei deinen Freunden einkehren willst? Schämest du dich?“

Cesares Gesicht hellte sich auf. „Pas-

quale!“ entgegnete er, „ich dachte, du wärest in Pistoja!“ Und er trat in den Garten ein.

Der Freund zog ihn mit sich ins Haus. „Freilich bin ich in Pistoja, und ich will dort auch bleiben,“ versetzte er; „fort ginge ich von da um keinen Preis, es müßte sonst Teresa sein!“

Cesare riß die Rechte zurück, welche der Freund noch gefaßt hielt. Pasquale lachte und strich mit seiner flachen Hand über Cesares finsternes Gesicht. „Bist doch unverbesserlich,“ sagte er, „und warst sonst ein so guter Kerl!“ Er öffnete die Stubenthür und schob den Gast ins Zimmer. „Hier kommt der Cesare!“ rief er.

Es war ein langes, schmales Gemach mit gewölbter Decke, das sich aufthat; ein Tisch, Stühle mit Strohfuß und ein starker Schrank bildeten die ganze Ausstattung. Der Schrank war geöffnet, daneben am Ende des Tisches saß ein älterer Mann, er hatte ein großes Rechnungsbuch aufgeschlagen, Papiere lagen umher.

„Guten Morgen, Herr Oheim!“ sagte Cesare und reichte dem Sitzenden die Hand. „Aber ich sehe, Ihr seid beschäftigt,“ fügte er hinzu, „ich werde mit Pasquale hinausgehen und werde wiederkommen, wenn Ihr Eure Arbeit beendet habt.“

„Thu das, Cesare,“ erwiderte Pietro Maratti, „geht beide zum Weinberge hinauf; ich komme euch nach.“

Die Freunde verließen das Zimmer; Pasquale trat in die Küche ein, wo eine Frau und zwei Mägde thätig waren.

„Rutter,“ sagte er, „kennst du den noch?“

„Ei, Cesare!“ sagte die Hausfrau. „Wir dachten, du seiest schon längst gestorben, daß du dich gar nicht mehr sehen ließe.“

Cesare erwiderte: „Es war mir zuweilen selber zu Mute, als könnte ich nichts Besseres thun, als mich begraben zu lassen.“

„Wie du redest!“ versetzte die Signora Maratti. „Bist ein junger Mann, hast

Frau und Kind und leideſt keine Not. Sieh acht! Dem Unzufriedenen nehmen die Heiligen leicht alles!"

„Verzeiht, Frau Tante," entgegnete Cesare, „hier in eurem Hause erfahrt ihr nichts von dem, was ein Arbeiter in der Stadt zu tragen hat."

„Vergiß es!" erwiderte die Hausfrau freundlich, „bleib heute bei uns, und auch morgen, wenn du willst. Nachher plaudern wir miteinander; du mußt mir von den Deimigen erzählen, von Teresa und deinem Kinde."

„Ihr seid sehr gütig gegen mich, wie ihr es immer waret," versetzte Cesare erfreut. „Ich hoffe, ihr werdet uns bald einmal besuchen."

„Du weißt, daß ich nicht gern zur Stadt komme," erwiderte Signora Maratti, „aber wenn du mit Teresa zu uns kommen willst, so sollt ihr freundliche Aufnahme finden."

Die beiden jungen Männer schritten durch den Garten; in der weichen Märzluft schimmerten die schwellenden Knospen der Feigenbäume in grünlichem Glanze. Oben im Weinberge war eine Steinbau aufgemauert, dahin setzten sich die Freunde und redeten miteinander über das, was die letzte Vergangenheit ihnen gebracht hatte.

Pasquale erzählte, daß er in Pistoja Teilhaber einer Trattoria sei und gut verdiene. „Aber im nächsten Herbst," sagte er, „werde ich selber eine Weinstube einrichten; ich will mein eigener Herr sein! Nach Pistoja kommen viele Fremde, besonders unsere Freunde, die Deutschen; sie trinken gern und bezahlen reichlich, und wer ihnen einen redlichen Trunk vorsetzt, der kann an ihnen verdienen. Mein Vater kennt, wie du weißt, alle guten Weinberge bis Chianti hin; er wird für mich einkaufen, und unser Nutzen wird ein doppelter sein."

„Das wäre kein Leben nach meinem Geschmack," entgegnete Cesare; „in deiner Osteria mußt du Tag und Nacht springen, sobald ein Fremder ruft. Du hast dich zum Essen hingesezt, du hebst den

Bissen zum Munde: ‚He, Pasquale! einen Halben!‘ Du läufst und sehest dich wieder hin: ‚Pasquale! zwei Viertel weiß und ein Fünfstel rot!‘ Du gehst —"

„Und ich verdiene am Halben, wie am Viertel und am Fünfstel!" unterbrach ihn Pasquale; „essen kann ich im Laufen, und der eiligste Bissen schmeckt vortreflich, wenn das Geld in der Tasche klingelt."

„Was hast du von dem Gelde, wenn du keine Stunde Zeit hast, es zu genießen?" erwiderte Cesare. „Ich in deiner Stelle bliebe bei deinem Vater; hier bist du Herr. Ich wollte mich hüten, Diener zu sein, wenn ich nicht müßte."

„Dieses Haus ist das Erbteil meines jüngeren Bruders," versetzte Pasquale. „Ich liebe das Leben in der Stadt, und glaube mir, ich werde meine Tage und meine Nächte zu genießen wissen, auch wenn täglich in meiner Osteria hundert Gäste sitzen. Je bunter das Gewühl um mich her, desto fröhlicher ist mein Sinn. Was soll ich mit Bäumen und Häusern anfangen? Lustige Brüder und schöne Schwestern sind mir lieber!"

Vom Hanse kam langsam Pietro Maratti heraufgeschritten und mit ihm seine Gattin. Sie betrachteten die Reben und die Feigenbäume des Gartens, welche vor kurzen beschnitten und mit dünnen Gersten aufgebunden waren. Die Arbeiter hatten sich ihres Werkes mit wenig Sorgfalt entledigt, denn an verschiedenen Stellen waren vom Winde die Ranken und Stämme wieder losgerissen, so daß sie in der Märzluft hin und her schaukelten.

„Geh, Pasquale," sagte der Alte, als die beiden Freunde ihm entgegenkamen, „geh und suche den Paolo, er soll sogleich kommen und seine elende Arbeit an den Reben anschauen. Er wird sich nicht eher zum Essen an den Tisch setzen, bis alles hier in Richtigkeit ist."

Pasquale ging.

Pietro reichte dem Gaste die Hand. „Sei willkommen, Cesare!" sagte er. „Du hattest wohl ganz vergessen, daß du zu unserer Verwandtschaft zählst?"

„Vergessen hatte ich's nicht, Oheim," entgegnete Cesare, „aber ich wollte euch nicht ein freudloses Gesicht zeigen.“

„Da hast du thöricht gehandelt, Cesare!" erwiderte Pietro. „Hattest du Lasten zu tragen, so müßtest du kommen und fragen: Könnst ihr mir helfen?“

„Man zeigt nicht gern seine Wunden," versetzte Cesare.

„Besonders nicht solche, welche man sich selber geschlagen hat," erwiderte Pietro.

Schon blickte Cesare zu dem Alten auf, seine Lippen regten sich, aber kein Laut kam hervor.

„Cesare," jagte Pietro, „was uns die Leute zuge tragen haben, das hätten wir lieber nicht gehört.“

„Nicht die Leute allein redeten von dir," fügte die Hausfrau eifrig hinzu, „auch in der Zeitung mußten wir von dir lesen und von der guten Tereza. Und was mußten wir erfahren! Es war schrecklich!"

„Es war entsetzlich!" erwiderte Cesare finster, „es war die Hölle!" Und er schüttelte sich wie im Fieber.

„Armer Junge!" jagte Signora Maratti mitleidig, „den Weg zu uns konntest du nicht finden.“

Cesare schwieg und starrte vor sich nieder.

„Mutter," jagte Pietro, „er kann ihn immer noch nicht finden.“

Cesare richtete sich auf. „Doch," sagte er, „eure Güte öffnet mir das Herz; ich will euch alles erzählen.“

„Rede frei," erwiderte Pietro, „beschönige nichts!"

„Seit der Stunde, wo ich Tereza zum erstenmal auf Ponte Vecchio sah, bin ich ein anderer Mensch geworden," jagte Cesare. „Alles, was mir früher Freude machte, verlor seinen Wert für mich; ich kannte keinen Wunsch mehr, als Tereza zu besitzen; sogar die Heiligen vergaß ich darüber.“

„Böse Stunde!" murmelte Signora Maratti, „jemand muß es dir angethan haben!"

„Ihr wißt, daß mein bester Freund, ener Pasquale, um Tereza freite," fuhr Cesare fort. „Hätte sie ihm ihr Jawort gegeben, ich hätte nicht mehr leben können.“

„Ich hätte keine größere Freude gekannt, als wenn das liebe Mädchen meine Tochter geworden wäre," versetzte die Hausfrau.

„Tereza wurde mein Weib," fuhr Cesare fort. „Ich glaubte, ich hätte vergehen müssen in diesem Taumel des Glücks; aber die Heiligen zürnten mir, sie banden an mein Glück eine fürchterliche Gabe: die Furcht, mein Weib könne mir untreu sein.“

„Thörichter Mann!" versetzte Pietro.

„So jagt Ihr," entgegnete Cesare unruhig; „aber wenn mir jede Ader nach Tereza bebte, wie konnte ich annehmen, daß sie anderen Augen reizlos blieb?"

„Was kümmern dich tanzend andere, wenn du deinem Weibe vertraust?" erwiderte Pietro.

„Wir alle sind Menschen," versetzte Cesare finster, „und ein Weib bleibt ein Weib!"

„Aber der Mann soll nicht blind sein, er muß unterscheiden können," entgegnete Pietro.

„Ich habe es nicht immer gekonnt," erwiderte Cesare, „es kamen Stunden, in denen ich keiner Überlegung fähig war.“

„Hat dir Tereza jemals Grund zur Eifersucht gegeben?" fragte Signora Maratti.

„Ich glaube es nicht," versetzte Cesare; „aber mir schien es so.“

„Und was thatest du da?" fragte Pietro. „Nicht wahr, du gingst zu Tereza und sagtest ihr: Tereza, sieh mir ins Auge! Bist du mir untreu? Handeltest du so? Gabst du deinem Weibe Gelegenheit, sich zu verteidigen?"

„Ich that es nicht!" erwiderte Cesare, indem er vor sich niederhaupte.

„Nein, du thatest es nicht!" antwortete Pietro hart, „du schaltest wie ein Unsiniger auf das arme Weib, und als sie

dich mit Thränen beschwor, da drohstest du ihr mit dem Messer!"

Cesare starrte in düsterem Schweigen zur Erde.

„Heilige Jungfrau!" betete Signora Maratti mit gefalteten Händen, „erbarme dich dieses sinnlosen Menschen!"

„Du hast uns noch mehr zu erzählen!" sagte Pietro.

„An einem Abend," berichtete Cesare, „war ich bei Freunden; wir hatten uns verabredet, zusammen fröhlich zu sein. Mir schmeckte der Wein nicht; ich hatte Teresa gescholten und hatte sie eingeschlossen; eine Unruhe faßte mich, ich eilte heim. Als ich ins Haus kam, fand ich die Thür des Zimmers von innen versperrt; ich sprengte sie auf, da war die Stube mit Kohlendampf erfüllt, Teresa lag auf dem Bette, sie war wie tot. Ich schrie laut vor Verzweiflung, ich trug mein Weib auf die Straße. Da kamen alle Nachbarn gelaufen, sie schalten mich wüthend, die Weiber schlugen mich, die Carabinieri schleppten mich ins Gefängnis."

„Und Teresa?" fragte Pietro.

„Am anderen Tage," versetzte Cesare, „wurde ich vor den Richter geführt; da fand ich Teresa, sie bat und flehte, man möge mich wieder freigeben."

„Und du?" fragte Pietro.

„Mich trafen ihre Worte wie lauter Dolchstiche," erwiderte Cesare. „Ich habe mich zu Terejas Füßen geworfen und habe sie um Verzeihung gebeten, und dem Richter habe ich in die Hand gelobt, ein anderer Mensch zu werden."

„Hast du dein Wort gehalten?" fragte Pietro.

„Nicht immer," entgegnete Cesare unruhig, „gestern abend faßte der böse Geist mich wieder."

„Heilige Jungfrau, er hat nach dem Messer gegriffen!" rief Signora Maratti entsetzt.

„Meine Hand hat Teresa nicht gekränkt," versetzte Cesare; „ich bin heute in Frieden von ihr gegangen, und auf ihren Rat bin ich zu euch gekommen."

„Gott sei Dank!" sagte Signora Maratti, „die Vernunft kehrt ihm wieder!"

„Was trieb dich gestern, deinem Weibe zu zürnen?" forschte Pietro.

„Ich hatte Arger gehabt in der Fabrik," erwiderte Cesare, „mein Blut kochte den ganzen Tag; alle schlimmen Gedanken waren in mir aufgewühlt."

„Und darum mißhandeltest du dein wehrloses Weib!" versetzte Pietro.

„Oheim," entgegnete Cesare leidenschaftlich, „wenn Ihr nur eine Woche lang erdulden müßtet, was ich in der Fabrik alle Tage zu tragen habe, Ihr würdet mich nicht scheuten, sondern mich bemitleiden."

„Mein Mitleid fehlt dir nicht, Cesare," erwiderte Pietro. „Als du noch in Fiesole warst, haben wir uns oft an deinem gefälligen Wesen und an deiner Klugheit erfreut, du warst uns wie Sohn im Hause. Aber du verstandest deinen Nutzen nicht, du konntest die Früchte nicht langsam reifen lassen, du wolltest von einem Tage zum anderen jäen und ernten. Hättest du auf meinen Rat gehört, so wärest du jetzt nicht Fabrikarbeiter."

„Ihr meintet es gut mit mir," entgegnete Cesare.

„Wenn mein Wort dir etwas gilt," fuhr Pietro fort, „so verlaß die Fabrik und suche auf eine andere Art den Unterhalt für dich und die Deinen. Du taugst in die Fabrik wie der Falke in den Käfig."

„Heute sind die Heiligen mit mir!" versetzte Cesare freudig. „Oheim, auf Terejas Rat bin ich zu euch gekommen, euch zu bitten: helft uns, daß wir ein anderes Leben führen können!"

„Ich habe mich oft nach dir erkundigt," erwiderte Pietro, „ich weiß, daß du dich in schlummer Lage tapfer durchgekämpft hast; an meine Thür sollst du nicht vergeblich gepocht haben. Hast du einen bestimmten Plan?"

Stimmen wurden laut, Pasquale kam mit dem Arbeiter. Pietro wies ihn zur Arbeit an. Dann wandte er sich wieder zu dem Gäste.

„Kommt," sagte er, „laßt uns alle ins

Hans hinabgehen und die Sache besprechen. Folge uns, Pasquale, du kennst das Stadtleben und bist um guten Rat nicht verlegen. Du magst uns helfen."

In der Wohnstube setzten sie sich an den Tisch, und die Hausfrau trug die bauchige Chiantiflasche herzu.

Durch den freundlichen Empfang war Cesare mutig geworden; mit erregten Worten trug er den Verwandten vor, wie leicht er seine Verhältnisse umgestalten könne, wenn ihm das nötige Geld zur Verfügung stände.

Ruhig hatte Pietro der lebhaften Rede des Gastes zugehört. Als Cesare schwieg, sagte er: „Der Gedanke, das Haus des alten Arlotto zu kaufen, ist nicht schlecht; Teresa wird schon aufpassen, daß die Kunden gute Ware erhalten und ein freundliches Wort dazu, und sie werden wiederkommen und andere Käufer mitbringen. Und du, Cesare, wirst bei den besseren Verhältnissen ruhiger werden. Mein Geld sollt ihr haben, aber ich stelle die Bedingung, daß Pasquale mit nach Florenz geht und sich Hans und Geschäft ansieht; er ist Kaufmann, er wird beurteilen können, ob ihr auch nicht betrogen werdet."

„Daß mich nur machen, Cesare," sagte Pasquale, „ich verstehe zu handeln. Du wirst sehen, wie schön ich dem Alten die Nägel beschneiden werde, wenn er sie zu sehr ausstrecken sollte."

„Ihr seid vortreffliche Freunde," entgegnete Cesare, „und ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht früher darauf gedacht habe, um eure Hilfe zu bitten. Wollt ihr mir das Geld borgen, so könnt ihr euch versichert halten, daß wir auf Tag und Stunde die Zinsen entrichten und mit Hilfe der Heiligen auch allmählich das Kapital abtragen werden. Auch dir, Pasquale, bin ich von Herzen dankbar, aber ich möchte dir nicht geru eine Last zuschieben, die ich selber tragen kann. Wißt ihr was? Wartet, bis ich das Geschäft übernommen habe, und dann bereitet mir und meiner Teresa die Freude, uns zu besuchen, alle, wie ihr da seid.

Ihr sollt wie die lieben Heiligen angesehen werden!"

„Das kann auch einmal geschehen," versetzte Pietro; „aber ich sehe, Cesare, daß du in der That noch keine Vorstellung vom Leben eines Geschäftsmannes hast. Statt dich zu freuen, daß du bei deinem Kauf mit vier Augen, statt mit deinen beiden eigenen allein sehen kannst, willst du alles selbst besorgen. Aber daraus wird nichts, der Pasquale geht mit."

„Laßt ihn nur, Vater!" erwiderte Pasquale scherzend, „der Cesare ist ein guter Kerl, und wir vertragen uns vortrefflich zusammen. Fragt ihn nicht weiter! Heute abend gehe ich mit ihm nach Florenz, über Nacht bin ich Cesares Gast und morgen schließen wir das Geschäft ab."

„Gut," erwiderte Pietro, „dabei bleibt es; ich gebe dir eine Anweisung auf die Toskanische Bank mit, morgen magst du das nötige Geld erheben und dem Cesare helfen, den Handel nach allen Formen abzuschließen. Und nun laßt uns von etwas anderem reden. Unnütze Worte liebe ich nicht."

Cesare sagte nichts mehr, aber auf seinem Gesichte lag ein Schatten; er saß und grübelte, als ob er nach einem Mittel suchte, das Geschäft nach seinem Sinne umzugestalten. Aber er fand nicht, was er suchte.

Die Hausfrau ließ es an nichts fehlen, den Gast zu erfreuen.

„Du handelst gut daran, Pietro," sagte sie zu ihrem Gatten, „daß du dem Cesare das Geld geben willst; es wäre schade um ihn, wenn er in der Fabrik verbraucht werden sollte."

„Er ist an seinem Mißgeschick selber schuld," entgegnete Pietro, „aber man hat ihm auch übel mitgespielt. Wenn ihm Gutes geschieht, wird er selber wieder gut sein."

Zum Frühstück um zwölf Uhr kam ein Nachbar, man ließ sich das gute Mahl der Signora Maratti trefflich munden und verschmähte auch den Wein nicht, den Pietro diesmal aus einem seiner ältesten

Fiasco spendete. Es gab viel zu erzählen.

Gegen Abend nahm Cesare unter lebhaften Dankesworten Abschied, und mit Pasquale schlug er den Weg nach Florenz ein.

Auf der Piazza in Fiesole begegnete ihnen Giuseppe Melini, der Küster des Domes. Er lachte, als er die beiden Freunde erblickte, blieb stehen und bot dem einen die rechte, dem anderen die linke Hand.

„Früher waret ihr zwei feindliche Brüder,“ sagte er, „jetzt wollt ihr wohl Geschäftsgenossen werden?“

„Freilich!“ entgegnete Cesare mit grimmigem Blicke; „für unser Geschäft brauchen wir gerade einen Esel; vielleicht kannst du uns helfen!“

Der Küster wich schon zurück. „In deine Finger möchte ich selbst meinen Esel nicht geben!“ versetzte er und schritt eilig davon, der gegenüberliegenden Osteria zu, wo er sich jeden Abend von seinen geistlichen Anstrengungen erholte.

Pasquale schlug ihm ein Schnippen nach. „Eigentlich sollte ich mich ärgern,“ sagte er; „jeder, der uns beisammen sieht, erinnert mich daran, daß die schöne Teresa nicht mein, sondern dein Weib geworden ist. Aber was hilfst's? Ich habe mir längst vorgenommen, allen Kummer zu vergessen. Wir sind so manches Jahr gute Freunde gewesen, ich denke, wir können es auch ferner sein. Was meinst du, Cesare?“

„Ei sicherlich!“ erwiderte Cesare, „was sollte uns entzweien?“

Sie gingen auf dem alten Wege den steilen Berg hinab. Vor ihnen lag im Abendschein die herrliche Landschaft, die glänzenden Berge, die reichen Gefilde, durch welche der volle Arno hinflutete, und an seinen Ufern die schöne Stadt mit ihren Thürmen und Palästen.

„Es war doch eine lustige Zeit, als wir sechzehn Jahre alt waren, Cesare!“ sagte Pasquale; „weißt du noch, wie wir beide in dunkler Abendstunde dem Steuernehmer den Strohmann vors Fenster

setzten, den er für einen Räuber hielt? Du hocktest daneben im Garten und schaltetest und drohdest mit verstellter Stimme und schwurft dem Einnehmer den Tod in so fürchterlichen Worten, daß mir auf der Straße, wo ich aufpaßte, ein Schauer über den Rücken lief.“

Cesare lachte. „Dort war es!“ sagte er und zeigte auf das städtische Zollhaus, an dem sie eben vorüberschritten; „des Einnehmers Frau lief, ohne daß wir's merkten, zum Bürgermeister, und dieser kam mit seinen Carabinieri; sie umstellten den Garten früher, als du mich warnen konntest. Auf den Strohmann gingen die Tapferen mit dem Bajonett los und singen ihn; ich aber rettete mich, indem ich durchs Fenster in des Einnehmers Schlafzimmer kroch.“

„Und als der ruhreiche Kampf vorüber war,“ fügte Pasquale hinzu, „kamst du wieder zum Vorschein. Durch die Gärten schlichen wir zur Piazza, wo die Leute zusammenliefen und fragten, was es gäbe.“

„Der Sindaco und seine Carabinieri,“ fuhr Cesare fort, „wollten nicht mit der Sprache heraus, aber du wußtest auf der Piazza bald dem einen, bald dem anderen ein Wörtlein des wahren Sachverhaltes ganz unschuldig hinzuwerfen, daß bald die volle Geschichte bekannt war. Ganz Fiesole hallte wider von dem Hohngelächter der Bürger.“

„Und Bürgerinnen,“ versetzte Pasquale. „Nach den Urhebern des Späßes forschst die Stadt noch heute. Um Teresa haben wir uns entzweit, aber im Herzen sind wir doch Freunde geblieben, unsere Geheimnisse haben wir nicht verraten.“

Er legte seinen Arm in Cesares Arm; lachend und scherzend wanderten sie den Bergweg am Mugnone nach Florenz hinab.

Es war dunkel geworden, als sie am Thore San Gallo ankamen. Sobald sie die erleuchteten Straßen der Stadt betraten, verstummte Cesare, sein Schritt wurde zögernd.

„Was hast du?“ fragte Pasquale.

„Nichts,“ entgegnete Cesare. „Aber ich dachte daran, daß ich dir in meiner engen Wohnung nur ein sehr unbequemes Nachtlager bieten könnte. Ich würde ruhiger sein, wenn ich dich im Gasthose gut untergebracht wüßte. Das Albergo Parigi ist nur —“

„Cesare,“ unterbrach ihn Pasquale, „es ist nicht hübsch von dir, daß du diese Frage noch einmal hervorkramst. Sei dir, in deinem Hause will ich bleiben! Und nun laß uns davon schweigen. Aber wart ein wenig.“ Er trat in einen Blumenladen und kam mit einem herrlich blühenden Fliederstrauch in einem großen Topfe zurück. „Das soll für Teresa sein,“ sagte er.

Cesare gab keine Antwort.

Sie kamen an San Gaetano vorüber, sie bogen in die Straße der schönen Frauen ein, sie betraten die Via della Spada, und nun standen sie vor Cesares Hause.

Die beiden Fenster der Wohnstube waren verhängt, nur matt schimmerte das Licht hindurch. Cesare trat dicht heran und spähte; Pasquale folgte ihm, er schmalzte leise mit der Zunge; unruhig drängte sich Cesare neben den Freund.

„Sieh hin,“ flüsterte Pasquale, „um ein solches Glück würden sieben Könige dich beneiden.“

Ein Zipfel des Vorhauses hatte sich verschoben, man schaute in das Zimmer. Neben der Wiege saß Teresa, sie hielt ihr Kind auf dem Arme, sie lachte es an in Mutterfreude, sie hob es empor und ließ es wieder in die Kissen sinken, und das Kleine freischte lustig zu dem anmutigen Spiele. Die schönen Formen der jungen Frau, das herrliche Antlitz, das strahlende dunkle Auge zeigten sich den Beobachtern in nächster Nähe.

Pasquale wandte den Blick nicht ab. „Cesare,“ sagte er, „wenn du bei solchem Glück jemals ein finstres Gesicht ziehen kannst, dann verdienst du, als Holzpuppe an einer Straßenecke aufgestellt zu werden.“

Hart legte Cesare seine Hand auf Pasquales Arm und zog ihn zurück. „Hin-

weg!“ jagte er, „was sollen die Leute denken?“

Sie traten ein.

Teresa wandte sich rasch um, sie erblickte ihren Gatten und seinen Begleiter. „Heilige Jungfrau!“ rief sie freudig. „Pasquale kommt zu uns! Welche frohe Aussicht!“ Sie reichte ihm ihre Hand.

Pasquale hielt sie einen Augenblick in der seinen, er schaute Teresa in schmerzlicher Freude an und reichte ihr den Blütenstrauch. Dann beugte er sich nieder und streichelte die Wange des Kindes.

Teresa wandte sich ihrem Gatten zu, ihn zu begrüßen. Sie schreckte zurück vor seinem Blicke. „Cesare,“ stammelte sie, „was ist dir?“

Der Gast blickte auf, er klopfte auf Cesares Schulter. „Sorge nicht, Teresa,“ jagte er mit Ernst, „dein Gatte dankt der Madonna, daß er Weib und Kind gesund wiedergefunden hat.“

„Auch ich will ihr danken, daß ich meinen Cesare wiedersehe,“ sagte Teresa, und sie setzte den Blumentopf vor dem Bilde der Heiligen nieder.

Cesare bezwang sich. „Pasquale will unser Gast sein,“ sagte er, „aber wie sollen wir Platz schaffen?“

„Für einen so willkommenen Gast haben wir immer noch Platz,“ verjette Teresa rasch. Sie schob den Polsterstuhl an das obere Ende des Tisches. „Setz dich, Pasquale. Ich bringe sogleich das Essen. Wieber Cesare, bitte, sieh nach deiner Tochter, daß sie nicht schreit.“ Sie eilte hinaus.

Das Kind wurde unruhig, es versuchte vergeblich, sich aufzurichten, es begann zu weinen.

Cesare kümmerte sich nicht um die Kleine. Pasquale hob sie auf, er hielt das Kind in seinen Händen — groß schaute die Kleine mit den dunklen Augen ihn an.

„Es ist gut, Cesare,“ sagte Pasquale, „daß deine Tochter nur deinen freundlichen Mund, aber nicht deine finsternen Blicke geerbt hat. Sie wird einmal schön wie ihre Mutter werden.“

„Gefällt sie dir auch?“ fragte Cesare, und wie bitterer Vorwurf klangen seine Worte.

„Wenn du Geduld hast zu warten, so wirst du in mir vielleicht noch deinen Schwiegerjohn sehen,“ entgegnete Pasquale, und mit dem Kinde im Arm schritt er in dem kleinen Zimmer umher, sumnte ein Liedchen vor sich hin und schaukelte die Kleine nach dem Takte.

Cesare saß am Tische und starrte vor sich hin.

In der Küche hörte man die junge Frau sich emsig regen. Bald nachher trat sie ins Zimmer.

„Guter Pasquale,“ sagte sie scherzend, „du könntest als Kindermädchen bei uns bleiben.“

„Es möchte sich wohl lohnen,“ verlegte der Gast.

Zwei Gedecke legte Teresa auf und trug ein gutes Essen herbei. „Nehmt Platz,“ sagte sie freundlich, „und laßt es euch schmecken.“

„Willst du nicht teilnehmen?“ fragte Pasquale. „Hast du dich etwa gewöhnt, von der Lust zu leben?“

„Ich habe bereits gegessen,“ erwiderte Teresa. „Sekt euch und verschmähnt meine Kost nicht.“

Die Männer begannen ihr Mahl. Cesare wußte sehr wohl, daß Teresa niemals früher einen Bissen anrührte, als bis ihr Gatte daheim war; auch heute hatte sie, davon war er überzeugt, noch nicht gespeist. Aber er gewann es nicht über sich, sie einzuladen. Er redete sich ein, daß für drei das Mahl zu knapp sei.

Pasquale ließ sich durch nichts in seiner Stimmung stören. Er plauderte fröhlich, von Vergangenheit und Zukunft, in Scherz und Ernst, und er richtete seine Worte fast immer an Teresa, die neben ihrem Gatten saß und ihn freundlich bediente, ohne ein Wort des Dankes von ihm zu hören. Je finsterner aber Cesare dareinschaute, desto herzlicher zeigte sich Pasquale gegen die junge Frau.

„Glaub mir, Teresa,“ sagte er, „schon jetzt freue ich mich auf die Stunde, in der

ich bei euch in eurem Hause einkehren werde; mein erster Gang, so oft ich nach Florenz komme, soll allemal zu euch sein. Ich brauche zum Vergnügtsein kein Geld, aber jezt bin ich ganz besonders befriedigt darüber, daß mein Alter fleißig gespart hat.“

„Gestern war ich viel ruhiger als heute,“ erwiderte Teresa; „wie ein Schrecken kommt es über mich, nun ich weiß, daß in unsere Hände so viel Geld gelegt werden soll.“

„Du brauchst nicht zu sorgen,“ versetzte Pasquale, „mit zwei Fingern kannst du die ganze Kaufsumme tragen.“ Er zog die Anweisung hervor und legte sie in Teresa's Hand. „In diesem Papier hältst du euer ganzes Haus.“

Nengierig schlug Teresa das Blatt auseinander und schaute hinein. „Wenn ich's nur lesen könnte,“ sagte sie, „aber ich habe es nicht gelernt.“

„Auf der Bank werden sie's zu deuten verstehen,“ erwiderte Pasquale, „morgen wird es sich in Tausendlirecheine verwandeln.“

Teresa blickte immer noch auf das Papier. „Pasquale,“ sagte sie, „wolltest du mir dies Blatt wohl in Verwahrung geben, bis du es brauchst?“

„Nimm es,“ entgegnete er, „du wirst es sicher hüten.“

„Ich habe meine besonderen Gedanken dabei,“ erwiderte Teresa. „Ich gebe das Blatt in die Obhut der Madonna, dann wird sie gnadenvoll auf uns schauen.“

Sie stand auf; behutsam hob sie die Glasknuppel von dem Standbilde der Gottesmutter, unter dem Saume des lang herabwallenden Gewandes zog sie zwei Fünflirecheine hervor.

„Hier ist meine geheime Schatzkammer,“ sagte sie, „dies Geld habe ich gespart, einen Soldo nach dem anderen. Ich wollte es verwahren, wenn vielleicht meinem Cesare oder meinem Kinde etwas Notwendiges fehlte.“

„Gutes Weib!“ jagte Pasquale, indem er den Freund anschaute. „Nimm von mir noch diesen Schein dazu und ver-

wende ihn für dein Kind; denke, ich sei dein Oheim."

"Gabe Dank!" versetzte Teresa erfreut, "wie könnte ich eine solche Gabe unseres besten Freundes zurüdwweisen."

Cesare zog die Stirn in scharfe Falten, über seine Lippen kam kein Wort.

Teresa schob ihr Geld und Pasquales Anweisung unter den faltigen Saum des Gewandes der Heiligen. "Nun ruht es an gutem Orte," sagte sie. "O Madonna, steh uns huldvoll bei!"

Die Stunden vergingen, es wurde Zeit zum Schlafengehen.

"Heute seid ihr beiden Freunde Schlafgenossen," sagte Teresa, "dort steht euer Lager." Sie zeigte auf das große Bett. "Nieber Cesare, hilf mir die Wiege mit dem Kinde in die Küche tragen."

"Ich will dir deinen Platz nicht rauben, Teresa," sagte Pasquale, "laß mich in der Küche schlafen."

"Das geht nicht an," entgegnete die junge Frau, "des Kindes wegen muß mir die Küche unversperrt bleiben. Sorge nicht um mich, ich werde schon schlafen. Gute Nacht!"

Mit ihrem Gatten trug sie die Wiege hinaus.

Cesare verschloß die Hausthür und nahm den Schlüssel zu sich. Teresa legte den Arm um seinen Nacken. "Nieber Cesare!" sagte sie und schaute ihn bitteud an.

Wie Sonnenschein zog es über sein Gesicht, er deutete sich und küßte sein Weib. "Morgen laufen wir das Haus," sagte er leise.

"O Cesare," entgegnete Teresa, "nun werden wir glücklich sein."

"Die Heiligen mögen es geben!" erwiderte er. "Gute Nacht, Teresa." Er kehrte in das Zimmer zurück.

Der Morgen brach hell und sonnig an. Schon zu früher Stunde waren die drei wach. Sie frühstückten zusammen. Cesare war heute ruhiger als gestern.

"So," sagte Pasquale, indem er die Tasse zurückschob, "was ich von dem alten Arlotto wissen muß, das hast du mir er-

zählt, Cesare. Laß uns nun beide hinübergehen."

"Gut," versetzte Teresa, "auch ich habe einige Besorgungen, ich verlasse das Haus und verschließe die Thür. Vergiß nicht, Cesare, den anderen Schlüssel einzusteken. O heilige Mutter Gottes! Wie werde ich jubeln, wenn ich heimkehre und von euch gute Nachricht höre."

"Freue dich nur, Teresa," erwiderte Pasquale, "ich weiß eine Sprache zu reden, welcher der Alte nicht widerstehen wird."

Sie verließen zusammen das Haus. Teresa, welche ihr Kind auf dem Arme trug, ging links die Straße hinan; die beiden Freunde wandten sich rechts.

Nicht weit von der Ecke der Piazza San Pancrazio lag das Häuschen, dessen Besitz für Teresa die zweifellose Gewähr ungetrübten Glückes zu sein schien. Seine Verhältnisse waren sehr bescheiden; neben dem hohen Nachbargebäude erschien es wie ein Auswuchs desselben; doch es war stark in seinen Mauern, vom Alter geschwärzt; seine Jugend hatte jedenfalls den Glanz der Medicäer gesehen.

Es zeigte auf der Straßenseite den breiten Eingang eines niedrigen Gewölbes, welches sich ganz bis in die dunkle Tiefe des Hauses hineinzog. Zwei mächtige Thürflügel verschlossen in der Nacht das Gewölbe; wenn sie den Tag über geöffnet waren, lag der ganze Raum vor den Augen der Vorübergehenden da.

Am Eingange standen die großen flachen Gemüsekörbe mit Artischofen, Broccoli, Blumenkohl, Erbsen, Pastinaken und anderen Dingen; weiter hinein sah man Feigen und Kastanien in kleinen Fässern, deren Deckel abgehoben waren; in Brettern mit runden Löchern gab es gekochte und rohe Eier in langen Reihen; an den Wänden und an dem äußeren Thürfranze hingen die flaschenförmigen gelben Maultierkäse.

Tief im Hintergrunde des Gewölbes hauste in einem abgenutzten Lehnstuhl der alte Arlotto; neben ihm stand ein Becken mit glühenden Kohlen, mit Asche über-

streut, und hinter dem Sessel befand sich der eisenbeschlagene Kasten, der die Tageskasse verwahrte.

Diesen innersten Winkel seines Gewölbes betrat nur der Alte allein; für den Dienst zwischen den Gemüselörben erschien jeden Morgen ein halberwachsener Junge, Francesco, der die Badereien besorgte und im Nothfalle auch als Verkäufer walten durfte, aber nur, wenn das Gewölbe so voll stand, daß Arlotto sich nicht mehr zu helfen wußte.

Heute morgen war Francesco ausgeblieben, gewiß verschlief er die Zeit; der Alte mußte selber die schweren Thüren aufsperrn, die Körbe tragen und die neuen Vorräte in Empfang nehmen, die ihm ein zweirädriger Kaultierfarren von einem Gemüsebauern in Rifredi brachte. Als der Karren abgefahren war, zog Arlotto sich in der übelsten Lanne in seinen dunklen Winkel zurück; sein Trost war die blecherne Kaffeekanne, aus welcher er sein vielgebrauchtes Glas füllte.

In diesem Augenblick erschienen Pasquale und Cesare am Eingange des Gewölbes. Der Alte sah sie von seinem Versteck aus. „Die werden nichts als ein paar gekochte Eier kaufen wollen,“ sagte er mürrisch zu sich, „sie können warten.“ Und er griff nach seinem Kaffeeglas.

„He!“ rief Pasquale laut, „wo ist der Padrone?“

Langsam kam Arlotto zum Vorschein. „Das muß ich sagen,“ rief Pasquale, „Ihr habt ein bequemes Leben. Nur drei Schritte braucht Ihr allemal zu gehen von Eurer Wohnung ins Geschäft. Wer es auch so haben könnte!“

„Ihr redet, wie Ihr's versteht!“ entgegnete der Alte mißlaunig. „Solltet Ihr täglich mehr als hundertmal um einen Soldo springen, Ihr würdet nicht so laut krähen. Was steht zu Diensten?“

„Wir brauchen sehr vieles,“ erwiderte Pasquale, indem er um sich schaute. „Schöne Sachen habt Ihr. Diese Erbsen sind vortrefflich. Auch die Broccoli sind gut. Halt! Und diese Artischocken! Wie

groß, wie zart! Aber habt Ihr wirklich so viel Last hier im Geschäfte?“

„Niemand glaubt es, wer es nicht selber erfahren hat,“ versetzte der Alte höflicher. „Die viele Arbeit den ganzen Tag über! Die hohen Preise für alles, was man einkaufen muß! Dazu die vielen Verluste! Der Fuhrmann betrügt mich, mein Gehilfe betrügt mich, die Kunden borgen und bezahlen nicht! Tag für Tag hat man nichts als Ärger, Verlust über Verlust!“

„So,“ entgegnete Pasquale, „dann ist Euer Verdienst wohl nur ein sehr geringer?“

„Nicht der Rede wert,“ versicherte der Alte. „Man schlägt sich so durch.“

Pasquale wandte sich zu dem Freunde. „Ja, Cesare,“ sagte er, „das hatten wir nicht erwartet. Was meinst du, sollen wir uns lieber nach einem gewinnreicheren Geschäfte umsehen?“

„Der Padrone macht die Sache schlimmer, als sie ist,“ erwiderte Cesare, „ich glaube, er füllt seinen Kasten recht schön.“

„Das sagst du wohl,“ versetzte Pasquale, indem er dem Freunde zuwinkerte, „aber ich glaube dem Padrone doch mehr als dir, der Verdienst ist nur klein.“

„Sehr klein,“ bestätigte Arlotto, „deshalb kann ich auch von meinen Preisen nichts ablassen. Was steht den Herren zu Diensten? Durch meinen Gehilfen kann ich alles ins Haus schicken.“

„Signore Arlotto,“ erwiderte Pasquale, „ich will Euch nur gerädezu sagen: Wir hätten Lust, Euch für Haus und Geschäft einen guten Preis zu bieten. Aber wenn Ihr selber meint, daß in diesem Gewölbe nichts zu verdienen ist —“

„Entschuldigt, Herr,“ entgegnete Arlotto plötzlich sehr lebhaft, „für mich, habe ich gesagt, für mich alten Mann ist hier nichts zu verdienen, aber für zwei junge, kräftige, schöne Männer wie die Herren da —“

„Nichts als Ärger und Verluste, Herr,“ bemerkte Pasquale bedenktlich.

„Nur für einen schwachen Alten,“ ent-

gegnete Arlotto eifrig, „für einen Alten, vor dem niemand Schen hat.“

„Der Fuhrmann betrügt, der Gehilfe betrügt,“ meinte Pasquale.

„Kann ich sie zwingen?“ rief Arlotto; „Ihr hant sie an die Ohren, dann thuu sie's nicht zum zweitenmal.“

„Aber die Kunden?“ wandte Pasquale ein, „sie borgen und bezahlen nicht.“

„Ei,“ entgegnete Arlotto, „Ihr seid gewiß ein reicher Mann, Ihr braucht keinem zu borgen.“

„So meint Ihr,“ erwiderte Pasquale, „daß wir es doch einmal versuchen könnten mit diesem Geschäft?“

„Aber sicherlich,“ versetzte der Alte, „ich sage Euch, Ihr werdet reich werden. In wenigen Jahren könnt Ihr mit Euren eigenen Brannen zum Corso fahren!“

„Das wäre!“ meinte Cesare mit funkelnden Blicken. „Was fordert Ihr für Euer Geschäft, Arlotto?“

„Gutschuldigt, Nachbar,“ entgegnete der Alte kühl, „wollt Ihr etwa für Euch selber kaufen?“

„Hier, mein Freund Pasquale Maratti ist der Käufer,“ versetzte Cesare beleidigt, „wenn wir Euch nicht gut genug sind, können wir uns ja auch anderswo umsehen.“

„Signore Maratti hat einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht,“ erwiderte der Alte vorsichtig; „ich glaube, der Herr trägt die nötige Summe Geldes schon bei sich.“

„Wenigstens habe ich eine sichere Anweisung auf die Toskanische Bank,“ versetzte Pasquale.

„Verzeiht, Herr,“ erwiderte der Alte, „dürfte ich diese Anweisung sehen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Pasquale. „Cesare, gib mir deinen Haus Schlüssel, ich hole sie.“

„Soll ich nicht gehen?“ versetzte Cesare.

„Gieb nur,“ erwiderte Pasquale, und leise fügte er hinzu: „Du kannst inzwischen mit Arlotto um den Preis handeln und den Alten mühe machen.“

Cesare reichte den Schlüssel hin; Pas-

quale trat auf die Straße, er wanderte die wenigen Schritte hinauf und stand bald vor Cesares Hause.

Den Schlüssel, den er in der Hand trug, brauchte er nicht anzuwenden, die Thür war nur angelehnt. Er ging hinein, in der Stube saß Teresa, sie hielt ihr Kind auf dem Schoße; verwundert schaute sie auf.

„Schon wieder zu Hause?“ fragte Pasquale freundlich, indem er näher trat.

„Die Luft ist rau,“ entgegnete Teresa, „ich mußte meine Kleine wärmer anziehen.“ Und sie fuhr fort, die Kleider des Kindes zu ordnen. „Wo ist Cesare?“ fragte sie.

„Er blieb bei Arlotto und feilscht mit ihm,“ erwiderte Pasquale; „ich komme, die Anweisung zu holen.“ Von dem Wilde der Heiligen nahm er das Papier und behielt es in seiner Hand. Dann stand er und sah Teresa zu.

Sie blickte von ihrer Arbeit auf und schaute den Gast an. Pasquale trat schweigend dicht neben sie — da senkte Teresa ihr Haupt.

Keinen Blick verwandte Pasquale von dem jungen Weibe, und plötzlich beugte er sich nieder, schlang seinen Arm um ihren Nacken und küßte ihre Lippen.

Vor Schreck bebend sprang Teresa auf. „Pasquale!“ stammelte sie, „was thust du! Wenn Cesare das sähe, so wäre für uns beide der letzte Augenblick gekommen. Geh! Sei barmherzig! Geh!“

Pasquale wich nicht von der Stelle. „Teresa!“ sagte er, „ich glaubte, ich hätte dich vergessen, aber jetzt weiß ich, daß ich die ganze Welt darum geben könnte, wenn du mein Weib wärest!“

„Warum redest du so?“ entgegnete Teresa leise, „weißt du nicht, daß für dich alle Hoffnung vergeblich ist?“

„Die Hoffnung, Teresa, hört niemals auf!“ erwiderte Pasquale. „Ich gönne deinem Gatten alles Gute, ich will ihm helfen, wo ich kann. Aber stände ich noch einmal mit Cesare als Freier vor dir, dann, Teresa, müßtest du mein werden, und stellten sich Gegner so zahlreich wie

Schneeflocken in meinen Weg. Nicht zum zweitenmal ließe ich dich mir rauben!"

Sie gab keine Antwort.

"Noch weiß ich es nicht, warum du nicht mein Weib geworden bist, Teresa!" fuhr Pasquale fort. "In meiner Brust steigt allemal der Zorn auf, wenn ich bedenke, was du von deinem Gatten erdulden mußt."

Die junge Frau schüttelte lebhaft den Kopf.

"Streite nicht, Teresa!" versetzte Pasquale; "ich weiß es, alle Welt weiß es, wie er dich behandelt hat. An dich denke ich, wenn ich deinem Gatten das Geld meines Vaters gebe, und wissen sollst du es, daß du zu jeder Stunde Zuflucht und Hilfe bei uns droben in Piesole findest. Ich fürchte, daß du sie einmal nötig haben wirst."

"Ich baue auf die Hilfe der Heiligen," entgegnete Teresa, "sie werden mich und meinen Gatten nicht verlassen."

Einen Augenblick schwieg Pasquale; ein ungewohnter, schmerzlicher Ernst lag in seinen lebensfrohen Zügen. "Eines sag mir noch," versetzte er dann; "wie ist es gekommen, daß du dich damals, als wir beide um dich warben, plötzlich für Cesare entschieden hast?"

"Ich mußte ihm folgen," erwiderte Teresa.

"Du mußtest?" fragte Pasquale, "weßhalb mußtest du?"

"Ich wußte es selber nicht," versetzte Teresa.

"Weißt du es jetzt?" forschte Pasquale.

Teresa schwieg.

"Du hast keinen treneren Freund als den, der vor dir steht," entgegnete Pasquale. "Teresa, sag es mir!"

"Meine Freundin drüben in der Bigna Nuova hat es mir erklärt," erwiderte Teresa. "Als ich noch schwankte, da gab mir Cesare ein goldenes Muttergottesbildchen an einer Schnur von seinen Haaren; sobald meine Hand es berührte, verlangte mein ganzes Herz nach dem, der es mir gab."

"Wo hast du dies Bild?" fragte Pasquale.

"Ich trage es stets an meinem Halse," versetzte Teresa.

"Nun weiß ich," erwiderte Pasquale rasch, "warum ihr beide, du und Cesare, unglücklich und von der Gottesmutter verstoßen seid! In dem Bilde, das du trägst, liegt ein schlimmer Zauber. Wirf es von dir, du Unselige, wenn du nicht mit Gatten und Kind zu Grunde gehen willst!"

Erschreckt starrte das junge Weib den Gast an. "Wie magst du das sagen?" entgegnete sie, "kann auch das Bild der Gottesmutter etwas Böses sein?"

"Weißt du," versetzte Pasquale, "welcher Höllesegen über das Bild gesprochen sein mag? Der Teufel scheut kein Mittel, die Seelen zu fangen, und er weiß seine Schlingen zu bereiten."

"Cesare ist gut," erwiderte Teresa, "er kann mir nichts Böses geben."

"Hat er dir jemals gesagt," fragte Pasquale, "woher er das Bild nahm?"

"Er hat nicht davon geredet," erwiderte Teresa.

"Siehst du?" versetzte Pasquale, "er hat keine Gründe gehabt, zu schweigen! Dich aber und ihn hat das Unglück getroffen von jener Stunde an, wo du ihm dein Wort gabst. Alle Heiligen haben sich von euch abgewendet, und sie werden wissen, warum sie euch verließen."

"Es muß wahr sein!" murmelte Teresa, "nichts nimmt die Madonna von mir mehr an, kein Gebet, kein Opfer; hart wie Stein ist sie gegen mich und mein Schicksal!" Rasch zog sie unter ihrem Gewande die Schnur mit dem Bilde hervor. "Nimm, Pasquale!" sagte sie, "vernichte es! Befreie meine Seele von dem Unrecht!"

"Aber was willst du deinem Gatten sagen?" fragte Pasquale.

"Glaubst du, daß ich ihm etwas verbergen werde?" entgegnete Teresa, "noch heute soll er alles erfahren. Nimm das Bild, Pasquale! Trag es fort! Schnell! Ach, ich fürchte, es wird uns immer noch Unglück bringen!"

Der Gast ergriff die Schnur, wickelte sie zusammen und steckte das Bild in seine Brusttasche. „Der Arno soll es zum Meere hinabtragen!“ sagte er. „Die Heiligen mögen dir gnädig sein, Teresa! Vergiß meine Worte nicht!“ Er verließ das Haus.

Draußen stand er still. Heftiger Groll füllte seine Brust. „Er hat uns beide betrogen, Teresa und mich!“ dachte er. „Wer konnte so etwas von ihm erwarten? Soll ich die Hand von ihm zurückziehen und die Stadt verlassen?“

Er wandte sich um und schritt langsam die Straße hinab, bis er zur Via dei Tornabuoni kam. Vor einem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete die ausgelegten Meeresschamwaren. Seine Hand suchte nach der Haarschnur, er zog sie aus der Tasche, er schaute das Bild der Heiligen an; zornig drückte er das Goldblech zwischen seinen Fingern zusammen, dann stieß er es in die Tasche zurück. Wieder stand er, und wieder fragte er: „Soll ich ihn verlassen?“

Vor seiner Seele tauchte Teresas Bild auf; er sah die junge Mutter sitzen und gärtlich ihres Kindes warten.

„Wer sorgt für sie, wenn ich sie verlasse?“ dachte er. „Um Teresas willen muß ich ihm helfen!“ Er lehrte zur Via della Spada zurück.

Als er vor dem Gewölbe Arlottes anlangte, scholl ihm heftiger Wortwechsel entgegen.

„Was?“ rief Cesare, „Ihr wollt leugnen, daß Ihr Eure Preise bald so, bald so stellt? Daß Ihr in derselben Stunde Eure Artischoden für zwei oder drei Soldi verkauft, je nachdem Euch der Käufer erscheint? Ihr seid —“

„Signor Arlotto!“ rief Pasquale dazwischen, „ich muß Euch doch noch etwas fragen.“ Er trat zwischen die beiden Männer und beugte seinen Kopf an Arlottes Ohr: „Habt Ihr einen guten Steuerbeamten? Hat man Euch niemals vom Dazio ans am Zeuge zu sicken versucht?“

„Die Blutsauger!“ schalt der erregte Alte. „Die leibhaftigen Wölfe sind sie!

Man könnte sie in die Berge zu ihren vierbeinigen Genossen jagen!“

„Aber Ihr wußtet ihnen doch wohl manche Nase zu drehen?“ entgegnete Pasquale zutranlich, „nicht wahr, Signor Arlotto? Ich glaube, zu den Dummen gehört Ihr nicht!“

„Nun, nun,“ versetzte der Alte besänftigt, „man ist ja doch nicht erst gestern auf die Welt gekommen! Man lernt schon, sich seiner Haut zu wehren!“

„Daran thut Ihr recht,“ erwiderte Pasquale, „ein Thor, wer sich die Fade vom Leibe ziehen läßt. Und nun, wie war es doch? Was fordert Ihr für Haus und Geschäft?“

„Siebentausend Lire, keinen Soldo weniger!“ entgegnete der Alte trozig.

„So, so!“ meinte Pasquale, „siebentausend Lire! Eine schöne Summe! Aber das Geschäft ist auch gut!“

„O!“ versetzte Arlotto zuversichtlich, „in ganz Florenz findet Ihr kein besseres! Eine wahre Goldgrube!“

„Ei, wirklich?“ fragte Pasquale.

„Bleibt nur einen einzigen Tag hier und schaut Euch meine Käufer an,“ entgegnete Arlotto, „dann werdet Ihr nicht mehr an meinen Worten zweifeln.“

„Das hoffe ich!“ versetzte Pasquale. „Siebentausend Lire! O ja! Ich habe nur ein Bedenken dabei.“

„Wie wäre das möglich?“ entgegnete Arlotto mitleidig, „bei einem solchen Preise?“

„Sagt einmal, Signor Arlotto,“ erwiderte Pasquale mit gedämpfter Stimme, „wenn Ihr Euer Häuschen für siebentausend Lire verkauft, wird Euch die Behörde da nicht nachträglich Schwierigkeiten wegen Besteuerung Eures bisherigen Einkommens bereiten? Ihr wißt, das kann eine sehr unangenehme Sache werden, das kostet viel, viel Geld! Denn wenn wir den Verkauf abschließen für siebentausend Lire, so kann der Notar nicht schweigen, die Behörde muß alles erfahren! Was meint Ihr zu dreitausend Lire?“

„Aber geht mir doch!“ versetzte der

Alte, „was denkt Ihr wohl?“ Seine Stimme sollte entrüftet klingen, aber das Schreckgepenst der Steuerbehörde raubte ihm den besten Theil seiner Zuversicht.

Pasquale erzählte Geschichten von Leuten, welche tausend und mehr Lire an Strafe hatten zahlen müssen oder wohl gar ins Gefängnis gewandert waren.

Arlotto wurde nachgiebiger. „Euch zu Gefallen will ich sechstausend Lire sagen,“ entgegnete er.

Pasquale zog das Papier hervor. „Seht her!“ sagte er, schlug das Blatt auseinander und hielt es dem Alten hin: „Leset einmal, was da steht!“

Arlotto zog eine alte Brille hervor und setzte sie auf. Langsam und genau beschaute er jedes Wort. „Die Bank von Toskana!“ sagte er, „ja freilich, die Bank ist gut. Ihn, ja! Und Euer Vater ist ein reicher Mann! Ei freilich, ihm kommt es auf tausend Lire nicht an. Warum wollt Ihr so geizig sein?“

„Dreitausend Lire, Signor Arlotto!“ erwiderte Pasquale, „Ihr könntet sie bald in Händen haben!“

„Gebt fünftausend, Signor Maratti!“ versetzte Arlotto, „keinen Soldo mehr lasse ich ab!“

„Signor Arlotto,“ entgegnete Pasquale, „nehmt dieses Blatt einmal in Eure Hand. So! Habt Ihr schon jemals so viel Geld in Euren Fingern gehalten?“

Der Alte sagte das Papier mit beiden Händen. „Laßt mich damit zur Bank gehen und die Summe erheben!“ sagte er, „ich gehe gern zur Bank!“

„Mag sein!“ erwiderte Pasquale, „und Euch zuliebe will ich fünfhundert Lire zulegen. Aber nun zögert nicht lange mehr, sonst möchte meine Geduld reißen. Es giebt noch andere Häuser zu kaufen.“

„Nun,“ entgegnete Arlotto, „so will auch ich noch fünfhundert Lire ablassen. Das ist aber das Auserste!“

„Gebt mir mein Papier, Signor Arlotto!“ versetzte Pasquale und streckte die Hand aus.

Der Alte hielt das Blatt fest. „Viertau-

sendfünfhundert Lire!“ sagte er, „eigentlich kann ich es nicht verantworten!“

„Gebt mir mein Papier, Signor Arlotto!“ erwiderte Pasquale mit Festigkeit.

„Viertausendfünfhundert!“ rief der Alte und wich mit dem Blatte einen Schritt zurück.

„Mein Papier!“ entgegnete Pasquale rauh.

„Nun, viertausend denn!“ kreischte der Alte, „aber bei allen Heiligen! Es ist mein letztes Wort!“

„Es sei!“ sagte Pasquale ruhig. „Für Haus und Geschäft viertausend Lire. Schlagt ein!“

„Ihr richtet mich zu Grunde!“ erwiderte Arlotto klagend und reichte schnell seine Hand hin. „Jetzt will ich zur Bank gehen!“

„Bemüht Euch nicht!“ entgegnete Pasquale, „das Geschäft ist Euch sicher. In einer Stunde bin ich wieder hier, und dann gehen wir zusammen zum Notar.“ Er nahm dem Alten das Papier aus der Hand und steckte es ein. „Kommt, Cesare!“

Sie verließen das Gewölbe.

Cesare schaute fröhlich drein. „Heute ist ein Glückstag für mich!“ rief er, „und du, Pasquale, bist der gute Heilige dieses Tages. Wie du den alten Geizdrachen zusammenrollen konntest!“

„Der Preis des Hauses ist mäßig,“ versetzte Pasquale; „ihr werdet euch gut stehen, du und Teresa, und du wirfst fremdliche Worte für jedermann finden können.“

Sie langten vor Cesares Wohnung an. Die Thür war verschlossen.

„Teresa bleibt lange!“ bemerkte Cesare. Er trat an das Fenster und schaute hinein. Dann wandte er sich um. „Pasquale,“ sagte er, „wo hast du den Schlüssel?“

Pasquale suchte in seinen Taschen. „Wo habe ich ihn?“ fragte er. „Ich finde ihn nicht. Sollte ich ihn in der Stube haben liegen lassen?“

„In der Stube?“ entgegnete Cesare, „wie wäre das möglich? Dann hättest

du ja die Thür nicht verschließen können."

"Ich traf Teresa, als ich ging, das Papier zu holen," versetzte Pasquale, "sie hat nach mir die Wohnung verlassen."

"Du warst allein mit ihr!" erwiderte Cesare, und seine Wange entfärbte sich.

"Ja!" entgegnete Pasquale. "Aber komm, laß uns zur Bank gehen."

Cesare rührte seinen Fuß nicht. "Warum bleibst du so lange fort?" fragte er und starrte den Freund an.

"Ich blieb nicht länger, als nötig war," versetzte Pasquale. "Komm!"

Sie gingen schweigend nebeneinander her.

Als sie einige Straßen durchwandert hatten, begann Pasquale zu reden. Cesare antwortete nicht.

Pasquale sah den Freund an. Er begegnete einem Blick, als wenn sein Todfeind neben ihm schritte.

"Cesare," sagte er, "wie schaust du mich an? Was willst du von mir?"

"Warum bleibst du so lange bei Teresa?" fragte Cesare mit bebenden Lippen.

"Bist du wieder vom Teufel besessen?" zürnte Pasquale, "wirfst du niemals klug werden?"

Cesare antwortete nicht.

Sie setzten ihren Weg fort. Sie kamen auf die Piazza Signoria.

Plötzlich trat Cesare dicht an seinen Begleiter heran. "Es war Verabredung von euch beiden," sagte er, "ihr habt mich aus dem Hause schaffen wollen!"

"Du verdienst, daß ich dich laufen ließe!" erwiderte Pasquale verächtlich.

"Habt ihr mich betrogen?" murmelte Cesare, indem er die Faust ballte, "ich will Antwort von dir haben! Rede!" Und er vertrat seinem Begleiter den Weg.

Pasquale blieb stehen. "Cesare!" sagte er, "mein Vater will, daß dir geholfen werde. Wüßte er, was ich jetzt von dir weiß, so würdest du wohl vergeblich an seine Thür geklopft haben."

"Du willst mir ausweichen!" rief Cesare. "Meinst du, daß ich dir für dein

Geld mein Weib verkaufe? Nicht von der Stelle wirst du —"

"Cesare!" entgegnete Pasquale erregt, "du willst mir drohen? Auf welche Weise hast du Teresa gewonnen? Sprich!"

"Was soll das heißen?" versetzte Cesare, indem er, bleich wie der Tod, einen Schritt zurücktrat.

"Nicht einmal den Mut hast du, deine That zu bekennen?" erwiderte Pasquale zornig. "Von welchem Höllebruder hast du Teresa gekauft?"

"Du bist ein Ehrloser, mir so etwas zu sagen!" schrie Cesare außer sich.

"Du willst leugnen?" rief Pasquale, "du Gleser, kennst du dies?" Und er riß die Haarschnur aus der Tasche und warf sie seinem Begleiter vor die Füße.

Nur einen Blick warf Cesare darauf, in der nächsten Sekunde blickte das Messer in seiner Hand.

Pasquale packte den erhobenen Arm. Es war ein wildes Ringen, aber es dauerte nur einen Augenblick. Mit überlegener Kraft riß Cesare seinen Arm los, und in sinnloser Wut stieß er den Stahl in die Brust des Freundes. Dann raffte er die Haarschnur auf und eilte davon.

Zwei Schritte noch that Pasquale und streckte die Arme aus, den Davoneilenden zurückzuhalten; dann stürzte er schwer auf das Pflaster nieder und überströmte die dunklen Lavaplaten mit seinem Blute.

Leute sprangen hinzu und riefen laut um Hilfe, ein Carabiniere hob den Kopf des Betroffenen auf.

"Eilt ihm nach!" stöhnte Pasquale, "rettet — das Weib! Teresa!" Es war sein letztes Wort, der Stoß hatte sicher getroffen.

Der Carabiniere aber hatte rasch verstanden, was hier auf dem Spiele stand; er ließ von dem Toten ab und eilte dem Entflohenen nach.

Die Straßendurchgänger, welche dem Mörder nachsahen, zeigten ihm den Weg. Er rief sie an, der Ruf pflanzte sich fort von Mund zu Mund in der Menge der Vorübergehenden, welche erschreckt standen und gafften. Die Worte: "Haltet ihn!

„Haltet den Mörder!“ eilten dem Flüchtenden nach, sie erreichten ihn, sie überholten ihn. Auf der Piazza della Trinita, als Cesare nur noch eine kurze Strecke von seinem Hause, von Teresa und dem Kinde entfernt war, warfen zwei Carabinieri sich ihm entgegen.

Cesare sprang zurück. „Ich fasse sie doch!“ murmelte er wütend und wandte sich der Kirche Santa Trinita zu, um auf einem Seitenwege seine Wohnung zu erreichen.

Doch auch hier erblickte er in der zusammenströmenden Menge den dunklen Rock eines Carabinieri, der den Säbel zog.

Mit einem Fluche wich der Mörder und wandte sich dem Arno zu. Wagen und Menschen strömten ihm über die Brücke entgegen, die Flut staute sich, sie bildete einen dichten Wall, und schon griffen von allen Seiten die Arme der Verfolger nach dem Flüchtenden, der keinen Raum mehr für seinen Fuß sah.

Noch einmal schaute Cesare hinter sich, vor sich. Als er alle Wege versperrt sah, hob er das Messer, das vom Blute des Freundes geröthet war, und stieß es in die eigene Brust.

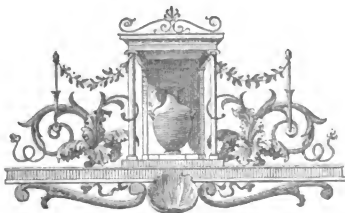
„Ich kenne ihn! Ich kenne ihn!“ rief entsetzt eine Frau, welche dicht neben sich den Mann stürzen sah, „es ist der Seidenweber, der Cesare aus der Via della Spada. Ach, was wird die Frau sagen!“ Und sie drängte sich eilig durch die Menge, um die schlimme Botschaft zum Hause des Unglücklichen zu tragen.

Am Abend des Unheilstages trat der alte Pietro Maratti in die kleine Wohnung in der Via della Spada ein. Teresa saß an dem Tische, das bleiche Haupt auf den Arm gelegt. Als sie Schritte hörte, fuhr sie auf und startete den Eintretenden an. Sie erkannte Pietro, da schrie sie laut auf, stürzte vor dem Manne nieder und umschlang seine Knie.

Schwere Thränen rauhen in Pietros grauen Bart. „Teresa!“ sagte er, „die Heiligen haben es nicht hindern wollen, wir müssen es tragen, du und ich. Er hatte dich lieb, ich weiß es, nimm seine Stelle ein in meinem Hause. Komme!“

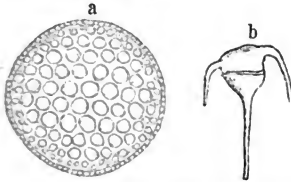
Er hob sie auf, er nahm das Kind auf seinen Arm, er führte sie fort zu dem Wagen, der draußen harrete.

Sie bestiegen ihn. „Fort!“ rief Pietro dem Kutscher zu, „nach Fiesole!“



Augen springt, ist das Vorwalten der Pflanzen. Den Grund dieser Eigentümlichkeit, welcher man auch anderswo vielfach begegnet, wird uns eine einfache Überlegung aufklären: es ist bekannt,

Figur 1.



Pflanzpflanzen.

a Eine Diatomee (*Coscinodiscus vigilans*), nach Schmidt; 660 mal vergrößert. b Eine Peridinee (*Coratium tripos*), nach Schütt; 125 mal vergrößert.

daß die Pflanzen allein befähigt sind, unter dem Einfluß des Lichtes ihren Körper aus anorganischen Verbindungen, aus Kohlenäure, Wasser und einigen Salzen, Verbindungen, die sich fast überall in der Natur finden, aufzubauen. Zum Aufbau des tierischen Körpers sind die von den Pflanzen geschaffenen organischen Verbindungen unbedingt erforderlich. Ohne pflanzliches Leben ist also kein tierisches Leben denkbar, und die Tiere sind deshalb in ihrer Zahl vollkommen von der Masse der pflanzlichen Stoffe abhängig. Da nun eine Landpflanze oft schon zu Grunde geht, wenn sie von einem Tier an einer empfindlichen Stelle verletzt wird, so kann sich das Tier damit seine eigenen Existenzbedingungen untergraben. Ein kleines Tier kann eine große Pflanze zerstören, deshalb müssen die Pflanzen überall da, wo in der Natur ein biologisches Gleichgewicht existiert, die Tiere an Masse weit übertreffen. Es liegt in der Natur selbst begründet, daß derartige Gleichgewichtszustände zwischen Pflanzen und Pflanzenfressern dauernd erhalten werden. Gesetzt nämlich, die pflanzenfressenden Tiere nehmen einmal überhand, so werden sie den Pflanzenwuchs schwächen und herabsetzen und legen damit schon zur Schwä-

chung ihrer eigenen Generation die Grundlage. Ein ähnliches Gleichgewichtsverhältnis, wie es zwischen den Pflanzen und Pflanzenfressern der Wiese besteht, muß sich natürlich auch zwischen den Insekten und Insektenfressern ansbilden, ebenso zwischen Insektenfressern und Raubtieren — kurz, eine dauernde Harmonie giebt sich in der ganzen Lebensgemeinschaft zu erkennen.

Wie auf der Wiese, so treffen wir überall, wohin wir unseren Blick richten, Lebensgemeinschaften zwischen Pflanzen und Tieren verschiedener Art. Der Wassergraben am Rande der Wiese bietet uns ein ähnliches Bild, wenn auch Pflanzen sowohl als Tiere vollkommen andere sind. Wieder andere Zusammensetzung zeigt die Lebensgemeinschaft in einem Sumpf, in einem Gebüsch, einem Walde, einem Gebirge, an einem Meeresstrande und an der Meeresküste.

Nur einen Teil der Erdoberfläche, den Ocean, hielt man lange Zeit für vollkommen pflanzenlos. Pflanzen können nur unter dem Einfluß des Lichtes gedeihen. Das Licht dringt aber, wie man schon seit langer Zeit wußte, nicht sehr tief in das Wasser ein; es erreicht im Ocean nur in den Küstenregionen den Boden. Es ist demnach klar, daß der Meeresboden nur bis zu jener bestimmten Tiefe mit Pflanzen bewachsen sein kann. Da man nun früher nach Analogie der Landflora als eine der Hauptexistenzbedingungen für den Pflanzenwuchs den festen Boden ansah, so konnte man allerdings

Figur 2.



Hensen'sches Planktonnetz. a undurchlässiger Stoff; b filtrierender Zell; c Eimer.

im Ocean, der den bei weitem größten Teil der Erdoberfläche bedeckt, kein Pflanzenleben erwarten. Die unendlichen Wasseroberflächen mußten für die Stoffherzeugung auf der Erde als vollkommen wertlos erscheinen. Seitdem man mit dem Mikroskop an die Untersuchung des Meerwassers herangetreten ist, seitdem man begonnen hat, mit einem sehr engmaschigen Gewebe das Meerwasser zu filtrieren und den Rückstand zu untersuchen, hat man gefunden, daß es zahllose freischwimmende Pflanzen giebt, die nur deshalb dem Auge des Forschers entgangen waren, weil sie

Figur 3.



Fischleerpflanze (*Ornithocerus splendidus*),
nach Schütt.

meistens außerordentlich klein sind (Fig. 1). Um dem Leser eine Vorstellung von der Massenhaftigkeit dieser mikroskopisch kleinen Pflanzen zu geben, brauche ich nur darauf hinzuweisen, daß nach den Berechnungen Professor Hensen's die Ostsee, auch abgesehen von der Bodenflora, in ihren freischwimmenden Pflanzen ebensoviel organische Substanz produziert als eine gute Wiese.

Die genannten kleinen Pflänzchen fand man naturgemäß zuerst in der Nähe der Küsten, und da man sich gar nicht von dem Gedanken losmachen konnte, daß Pflanzen stets mit dem festen Boden in Beziehung stehen müßten, so nahm man an,

daß auch diese Pflanzen am Grunde des Wassers ihren Ursprung nähmen, um darauf an die Oberfläche geschwemmt zu werden. Man nannte sie nach dieser ihnen zugeschriebenen Eigenschaft „Auftrieb“. Genaue Untersuchungen haben aber ergeben, daß die an der Oberfläche vorkommenden Pflanzen von denen des Meeresbodens vollkommen verschieden sind. Der Name Auftrieb zeigte sich also, da er von falschen Voraussetzungen ausging und immer wieder zu Mißverständnissen Anlaß geben konnte, nicht mehr geeignet. Bei der Wahl einer neuen, passenderen Bezeichnung ging Hensen von einer anderen Eigenschaft dieser Pflanzen aus, von einer Eigenschaft, welche sie mit vielen freischwimmenden Tieren teilen. Die kleineren freischwimmenden Organismen besitzen entweder gar keine oder eine nur sehr geringe Eigenbewegung. Willenlos werden sie von Strömung und Wellen im Meere umhergeführt. Das griechische Spracherlehnungswort „Plankton“ soll dieses Umhergeschlagenwerden andeuten.

Außer Professor Hensen haben es sich namentlich mehrere Angehörige der Kieler Universität zur Aufgabe gemacht, das Plankton als Lebensgemeinschaft zu studieren. Zunächst lieferte die Kieler Yacht hinreichenden Stoff zur Untersuchung. Dann wurden zwei kleinere Expeditionen in die weiteren Teile der Ostsee und in die Nordsee unternommen. Und endlich schloß sich im Jahre 1889 die vier Monate dauernde, größere Plankton-Expedition an. Es zeigte sich nämlich, daß das Plankton unserer Küstemeere stets bedeutende Beimischungen von Organismen enthielt, welche unzweifelhaft von der Küste oder vom Boden stammten. Ein reines Plankton, welches uns die gegenseitigen Beziehungen in der Lebensgemeinschaft am vollkommensten zeigen konnte, war nur im Ocean zu erwarten.

Ich will hier zunächst kurz auf die Apparate, welche zur Erforschung des Planktons benutzt wurden, eingehen, um daran anschließend die Resultate der Plank-

ton-Expedition,* soweit sich dieselben schon übersehen lassen, in allgemeinen Zügen zu schildern.

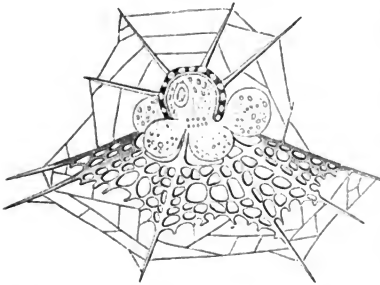
Will man eine Lebensgemeinschaft näher

Zahreszeiten erkennen zu können, hat es sich als notwendig erwiesen, die einzelnen Organismen im Meere der Zahl und der Masse nach festzustellen. Das Heusen-

sche Plankton-Netz (Fig. 2) ist dazu konstruiert, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Es hat den Zweck, aus einer gemessenen Wassermasse das flottierende Plankton vollkommen in sich aufzunehmen. Dieser Zweck scheint zunächst sehr leicht erreichbar. Ein Netz von einer bestimmten Öffnungsfläche, z. B. einem Quadratmeter Öffnung, wird in eine gewisse Tiefe, z. B. zehn Meter, senkrecht hinabgelassen und dann wieder aufgezogen. Es ist dann eine Wasserfäule von zehn Kubikmetern durchfischt. So einfach, wie sie scheint, ist indessen die Sache doch nicht. Die Hauptschwierigkeit

liegt in der außerordentlichen Kleinheit vieler Plankton-Organismen. Um diese kleinen Wesen annähernd vollständig fangen zu können, muß man ein

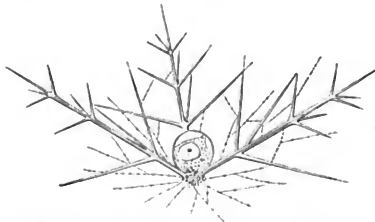
Figur 4.



Eine Radiolarie (*Arachnocorys circumtexta*), nach R. Hertwig.

kennen lernen, will man die gegenseitigen Beziehungen der Einzelwesen erforschen, so muß man allerdings zunächst jene Einzelwesen selbst, das ist die Anatomie der Lebensgemeinschaft, studieren; denn nur dann ist man im Stande, den Gang eines Uhrwerkes zu verstehen, wenn man die Räder, die Zahl ihrer Zähne etc. kennt. Zum vollkommenen Verständnis kommt aber noch ein zweites Haupterfordernis hinzu. Außer der Form der Räder muß man unbedingt auch ihre Zahl kennen, um in einem komplizierten Uhrwerk ihr Zueinandergreifen zu verstehen. Um zufällige Bestandteile des Planktons von den integrierenden unterscheiden zu können, um auch die Bedeutung der letzteren an den verschiedenen Orten und zu verschiedenen

Figur 5.



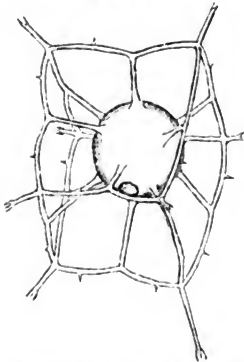
Eine Radiolarie (*Plagiocantha abietina*), nach R. Hertwig.

sehr feines Gewebe anwenden. Die feinste Müllergaze, welche den Anforderungen einigermaßen entspricht, filtriert aber Wasser in so geringer Menge, daß eine zweite Schwierigkeit entsteht. Es zeigt sich der Übelstand, daß nicht die ganze durchgezogene Wasserfäule filtriert, sondern

* Von den „Ergebnissen der Plankton-Expedition“ (Ziel, Verlag von Lipsius u. Tischer) sind bisher der Reisebericht und einige weitere Teile erschienen. Die Abbildungen sind teilweise diesem Werke entnommen.

ein Teil des Wassers verdrängt wird. Um die filtrierende Fläche des Netzes im Verhältnis zur Öffnung zu vergrößern, ist die vorliegende Form gewählt worden.

Figur 6.



Eine Rabiolarie (*Cannosphera geometrica*),
nach Forger.

Einerseits ist derbeutel des Netzes sehr lang ausgezogen und andererseits ist sein Umfang durch einen aus schwer durchlässigem Stoff hergestellten Ring um die Öffnung vergrößert. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auf die Fehler, welche dieses Netz beim Fischen immerhin macht, und auf die Art und Weise, wie diese Fehler in Rechnung gebracht und dadurch beseitigt werden, eingehen wollte. Ebenso kann ich nur ganz kurz andeuten, daß die gefangene Masse in den unteren Eimer zusammengespült wird und aus diesem in konservierende Flüssigkeiten gebracht wird. So konserviert liegen die auf der Plankton-Expedition gemachten Fänge jetzt noch vor und werden nach jeder Richtung hin untersucht. Die erste Arbeit war natürlich die vorläufige Bestimmung der einzelnen Organismen, und dann begann die Zählung. Dem ganzen Fang werden zu diesem Zwecke genau gemessene Bruchteile entnommen, diese auf eine größere Glas-

platte gebracht und nun unter dem Mikroskop die einzelnen Organismen der Zahl nach festgestellt. Die Zählung der Bruchteile gestattet eine Berechnung der Zahl, in welcher die verschiedenen Arten oder Gattungen in dem ganzen Fang und damit in der durchsichtigten Wassersäule vorkommen. In dieser Weise ist man, so unglaublich es klingen mag, im Stande, annähernd anzugeben, wie viele von diesen kleinen Organismen im ganzen Ocean vorkommen, vorausgesetzt allerdings, daß dieselben gleichmäßig genug verteilt sind, um aus den gemachten Fängen auf das Ganze schließen zu können.

Damit wären wir bei dem ersten Hauptergebnis der Plankton-Expedition angelangt, es ist die früher stark bezweifelte Tatsache, daß alle Plankton-Organismen von geringer Größe über außerordentlich große Meeresgebiete sehr gleichmäßig verteilt sind. Wenn immer und immer wieder nicht nur die unmittelbar nebeneinander gemachten, sondern auch die um Tagesreise voneinander entfernten Fänge dieselben Organismen und zwar in annähernd gleicher Zahl lieferten, so kann das kein Zufall sein, es ist das nur möglich, wenn jene Organismen eben vollkommen gleichmäßig im Meerwasser

Figur 7.



Eine Qualle (*Periphylla hyacinthina*), nach
Banhöfen.

verteilt sind. Die gleichmäßige Verteilung erstreckte sich oft über Meeresstrecken, welche wie das Sargassomeer dem größten Teil von Europa gleichkommen. Es

ist das Resultat allerdings überraschend, wenn man bedenkt, daß man auf dem Lande fast mit jedem Schritt andere Pflanzen und namentlich andere Tiere findet. Freilich sind die Lebensbedingungen auf dem Lande viel wechselvoller. In wenigen Schritten können wir von einer Wiese über einen Graben und über eine Hecke in ein Kornfeld gelangen, Gebiete, die jedes eine ihm eigentümliche Lebensgemeinschaft beherbergen, während das Meerwasser durch seine Bewegung alle Differenzen fortwährend ausgleicht.

Noch ein zweites Resultat ist auf den ersten Blick überraschend. Es hat sich ergeben, daß die mikroskopisch kleinen Organismen im Ocean der Masse nach das Gros bilden. Es muß dies um so mehr auffallen, da man dieselben mit unbewaffnetem Auge überhaupt nicht sieht, während andererseits der Ocean, namentlich der Norden, wahre Kolosse, die Walfische beherbergt. Bei näherer Überlegung sehen wir ein, warum es so sein muß, warum die Masse der mikroskopischen Pflanzen und Tierchen größer sein muß als die der Walfische. Wie auf dem Lande sind eben auch hier die Pflanzen die einzigen Nahrungserzeuger. Von ihnen geht der Nährstoff in die Plankton-Tierchen und endlich in die Wale. Wenn also auch nicht unmittelbar, so ernähren sich die Wale doch mittelbar von jenen kleinen Pflänzchen.

Ein eigentümlicher Gegensatz doch zwischen den Organismen der hohen See und denen des Landes! — Auf dem Lande sind die Pflanzen im Vergleich mit den Tieren wahre Riesen, und im Ocean, der in den Walfischen die bei weitem größten

Tiere beherbergt, giebt es nur mikroskopisch kleine Pflanzen. Eine auffallende Erscheinung, die ihren Grund haben muß, denn in der Natur kommt nichts vor, was nicht seine zwingenden Gründe hätte. Eingehende Plankton-Forschungen haben in der That befriedigende Gründe aufgedeckt. Die Pflanze bedarf des Wassers, der atmosphärischen Luft und des Lichtes zu ihrer Existenz. Luft und Licht finden sich auf dem Lande überall. Aber von dem

Figur 8.

Scylopendrawurm (*Tomopteris scylopendra*), nach Apstein.

dritten Hauptbedürfnisse, dem Wasser, gilt nicht das Gleiche. Der Regen bleibt im Sommer oft wochenlang aus. Nur in den tieferen Erdschichten hält sich die Feuchtigkeit. Eine Landpflanze muß also (abgesehen von einzelnen Ausnahmen) einerseits in die tieferen Erdschichten und andererseits an die belichtete Oberfläche ihre Ausläufer erstrecken. Dies ist aber nur möglich, wenn sie eine gewisse Größe besitzt. Ganz anders sind die Verhältnisse im Ocean. Überall in der Nähe der Oberfläche ist Licht, überall ist Wasser, überall ist atmosphärische Luft dem Wasser beigemischt. Eine größere Ausdehnung der Pflanze ist also nicht un-

bedingt erforderlich. Jede Zelle kann für sich alles zur Existenz Erforderliche finden. Es kommt nun hinzu, daß in anderer Beziehung gerade die kleinsten Pflanzen größeren gegenüber manche Vorteile besitzen. Jede Nahrungsaufnahme der Pflanze beruht auf einer Flächenwirkung. Je größer die Oberfläche einer Pflanze ist, um so mehr Wasser und Gase können unter sonst gleichen Verhältnissen hindurchdringen. Die flache Form aller Blätter und die außerordentlich feine Zerfaserung der Wurzeln demonstrieren uns diesen Vorteil bei den Landpflanzen. Nehmen wir noch

ein Gesetz der Mathematik hinzu, so haben wir die Erklärung für den Vorteil der geringen Größe. Körper von gleicher Form besitzen im Verhältnis zur Masse eine um so größere Oberfläche, je kleiner sie sind. Bei der Kugel nimmt z. B. die Masse im Kubus des Durchmessers, die Oberfläche aber nur im Quadrat des Durchmessers ab. Im Meere, wo die Nahrung gleichmäßig verteilt ist, sind also die kleinsten Pflanzen am günstigsten gestellt. Damit hätten wir wohl die Kleinheit der Pflanzen im Ocean erklärt, aber noch nicht die kolossale Größe mancher Tiere, welche den Gegensatz besonders scharf hervortreten läßt.

Figur 9.



Pfeilmurm (Sagitta euflata), nach Strodtmann.

Auch bei den Tieren beruht die Aufnahme der Nahrung und des Sauerstoffes auf einer Flächenwirkung. Aber die Tiere finden ihre Nahrung nicht mehr so gleichmäßig verteilt wie die Pflanzen. Die Pflanzen sind für sie Nahrungshäufchen von bestimmter, wenn auch recht geringer Größe. Diese treibenden Häufchen müssen aufgesucht werden, und dazu ist eine geringe Eigenbewegung unbedingt erforderlich. Die Wellenbewegung des Wassers bewirkt zwar eine fortwährende Ortsveränderung; dieselbe trifft aber Pflanzen und Tiere in gleicher Weise und kann nicht wohl dahin wirken, daß die Pflanzen den Tieren genähert werden. Soll das Tier sich von Pflanzen nähren, so ist selbständige Bewegung auf einer Seite nötig, und da die Pflanze des Planktons sie nicht besitzt, so muß sie fähig dem pflanzenfressenden Tiere innewohnen.

Die Eigenbewegung hat nun bestimmte Eigenschaften im Bau des Tieres zur Folge. Vor allem ist es das Princip,

eine bedeutendere Größe anzunehmen. Die Reibung, welche bei einer Bewegung im Wasser recht erheblich ist, wächst nämlich nur mit der Größe der Oberfläche, d. h. im Quadrat des Durchmessers, während die dem Körper innewohnende Bewegungsenergie in der Masse zu suchen ist und deshalb mit dem Kubus des Durchmessers zunehmen wird. Kleine Tiere sind also, was die Bewegung anbetrifft, den größeren gegenüber im Nachteil. Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich leicht durch ein Experiment darlegen. Jeder weiß, daß ein feines Pulver selbst von einem schweren Körper, z. B. einem Stein, langsam zu Boden sinkt und deshalb das Wasser lange trüb erhält. Hier ist die Bewegungsenergie die mit der Masse wachsende Schwere.

Es beruht nun allerdings auch bei den Tieren die Nahrungsaufnahme auf einer Flächenwirkung, deshalb muß von dieser Seite wie bei den Pflanzen geringe Größe als ein Vorteil gelten. Die Principien der Vergrößerung und der Verkleinerung treten hier also, wie man sieht, miteinander in Widerspruch und deshalb muß die Natur einen Ausweg finden. Der Ausweg besteht darin, daß beim Tiere Faltungen und Einstülpungen mannigfacher Art auftreten, welche eine Oberflächenvergrößerung bei gleichem äußerem Umfang bewirken. Kiemen und Darm sind nichts anderes als derartige Oberflächenvergrößerungen.

Wie auf der Wiese Vögel, Frösche zc. sich von den pflanzenfressenden Insekten nähren, so giebt es auch im Ocean Tiere, welche auf den von den Pflanzen erzeugten und von den Pflanzenfressern weiter verarbeiteten Nährstoff angewiesen sind. War in den Pflanzen schon die Nahrung in kleine Häufchen zusammengeballt und nicht mehr gleichmäßig im Wasser verteilt, so ist diese Zusammenballung bei den Pflanzenfressern noch um eine Stufe weiter fortgeschritten. Tiere, die sich von ihnen nähren sollen, müssen also die Fähigkeit, ihre Nahrung aus einer größeren Wassermenge aufzuleiten, in noch höherem

Maße besitzen. Zu diesem Zwecke kommen zwei verschiedene Principien zur Geltung. Die genannten Tiere sind entweder mit wohlentwickelten Fangapparaten oder aber mit besseren Bewegungsorganen ausgestattet. Am meisten Interesse für den Menschen haben die Tiere mit größerer Ortsbewegung, weil zu ihnen die größten gehören, die Fische und die Wale. Wegen ihrer schnellen Bewegungen gehören sie nicht zum Plankton im engeren Sinne. Es sind aber Hochseetiere, die dem Plankton allein ihre Existenz verdanken. Fische, die von kleinen Plankton-Tieren leben, sind in der Ostsee der Hering, in den Tropen die fliegenden Fische, und im Norden des Atlantischen Oceans ist es in erster Linie ein Stintartiger Fisch, die Lodde. Alle haben in ihrem Munde gewissermaßen einen Filtrierapparat, durch welchen sie das Wasser zurückfließen lassen können, während die Plankton-Tiere in großer Menge zurückbleiben.

Wie wir die Insektenfresser der Wiese noch von Raubtieren verfolgt sahen, so fehlt auch im Meere diese letzte Klasse von Tieren nicht. Ich nenne nur einige der häufigsten. In der Ostsee ist es der Dorsch. In den Tropen sind es besonders Haie und Goldmatraken. Im Norden sind es in letzter Instanz die Riesen unter den Tieren, manche Wale. Deshalb diese Räuber groß sein müssen, ist klar. Sie müssen eben ihre Beute bewältigen können. Warum sie größer werden als Landtiere, versteht man auch. Der Widerstand, welchen das Wasser der Bewegung entgegensetzt, ist eben weit bedeutender als der der Luft.

Ich muß hier noch einer Eigentümlichkeit des Planktons gedenken, eines Unterschiedes dieser Lebensgemeinschaft von allen anderen Lebensgemeinschaften: Messungen und Zählungen haben ergeben, daß die Gesamtmasse der Pflanzen oft

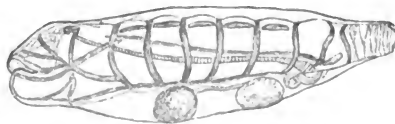
kaum größer ist als die Gesamtmasse der Tiere, jedenfalls macht die Masse der Tiere einen erheblichen Bruchteil des ganzen Planktons aus. Es muß dies sehr auffallen, wenn wir uns des zu Anfang gewählten Beispiels der Wiese erinnern, wo

Figur 10.

Kieltschnecke (*Pterotrachea coronata*), nach Mercellano.

durch die unendlich überwiegende Masse der Pflanzen das Tierleben fast ganz verdeckt wird. Eine genaue Vergleichung der beiden genannten Lebensgemeinschaften klärt uns bald über diesen Unterschied auf: bei den vielzelligen Landpflanzen kann die Zerstörung einer oder weniger Zellen den Tod des ganzen Organismus zur Folge haben; im Plankton dagegen werden von den Pflanzenfressern nur so viele Pflanzen vernichtet, als wirklich gefressen werden; alle anderen können sich voll-

Figur 11.

Eine Salpe (*Salpa pinnata*), nach Trautsch.

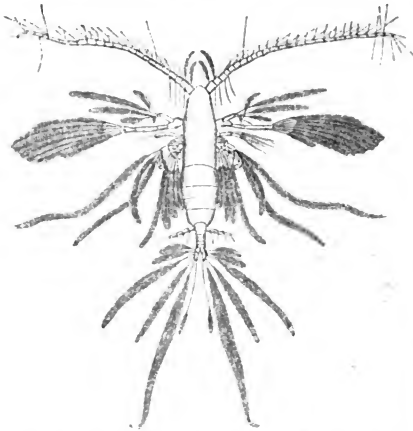
kommen ungestört vermehren. Die vielzelligen Landpflanzen haben ferner eine Grenze ihres Wachstums. Ist diese erreicht, so gehen sie zu Grunde, und nur relativ wenige Zellen bilden die Grundlage zu neuen Organismen. Die einzelligen Plankton-Pflanzen dagegen teilen sich unbegrenzt in je zwei neue Pflanzen. Sie altern nie und gehen ohne äußere Ursache nie zu Grunde. Alle einzelligen

Pflanzen, die nicht gefressen werden, haben ein unbegrenzt dauerndes Leben. Mit kurzen Worten ist der Unterschied der: auf dem Lande muß vieles ohne Nutzen für weitere Generationen zu Grunde gehen; im Meere dagegen kommt nichts um.

Eine kurze Übersicht der Plankton-Organismen aller Klassen mag schließlich noch eine gemeinschaftliche Eigentümlichkeit dieser Organismen selbst demonstrieren. Von den Pflanzen wurde schon gesagt, daß sie sämtlich sehr klein sind und deshalb meist zu den einzelligen, den Protophyten gehören. Trotz der Einzelligkeit zeigt die Gestalt der Arten eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit. Oft sind blatt- oder stabförmige Fortsätze vorhanden. Eine Pflanze (Fig. 3) besitzt

im engeren Sinne nicht gehören, sind Tiere von ansehnlicher Größe nicht selten. Freilich fehlt der Kreis der einzelligen und deshalb kleinsten Tiere, der Protozoen oder Urtiere, im Plankton keineswegs vollkommen. Im Gegenteil ist die Klasse der Radiolarien oder Strahlentierchen, die sich meist durch ein zierliches Gerüst auszeichnen, in einer geradezu wunderbaren Mannigfaltigkeit der Formen vertreten (Fig. 4, 5 u. 6). Daneben aber sind vielzellige Tiere oder Metazoen, Vertreter fast sämtlicher Tierkreise vorhanden. Und bei allen diesen macht sich wie auch schon bei vielen einzelligen Organismen das Princip geltend, durch sparrige Fortsätze oder durch Anhänge gerade einen möglichst großen Umfang anzunehmen. Die Fortsätze sind oft fest und starr, so daß an eine Einrichtung zur leichteren Absorption von Sauerstoff nicht gedacht werden kann. Bei vielen Formen läßt die äußere Erscheinung einen übermäßig großen Reichtum an Wasser in den Geweben vermuten. Sie sind gallertartig durchscheinend, ja, oft im Wasser fast vollkommen durchsichtig, sie besitzen also im Verhältnis zur Masse einen großen Umfang. Die im Spätsommer so zahlreich im Kieler Hafen vorkommenden Quallen veranschaulichen uns das Aussehen eines derartigen wasserreichen und deshalb gallertartigen Plankton-Tieres. Die Qualle kann uns zu gleicher Zeit als

Figur 12.



Rubettréb (Aequorea vlietii), nach Giesbrecht.

sogar vollkommen die Form eines Fallschirmes.

Unter den pelagischen Tieren waltet die einzelligen nicht in demselben Maße vor. Auch abgesehen von den schnell beweglichen Fischen z., die zum Plankton

Beispiel des zweiten Tierkreises, der Cölenteraten oder Pflanzentiere, dienen, die im Plankton durch zahlreiche Formen vertreten sind (Fig. 7). Mit ihren Fangarmen wissen sie ihre in Tieren bestehende Beute zu packen und lähmen dieselbe

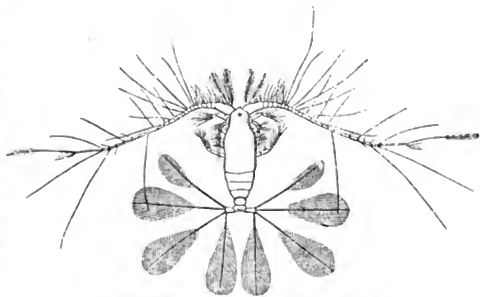
mittels eines Giftes, das aus kleinen Zellen, sogenannten Nesselzellen, abgetrennt wird. Der Tierkreis der Würmer ist im Plankton ebenfalls durch eine größere Zahl von Formen vertreten. Die Plankton-Würmer besitzen wieder mannigfaltige lappenartige Anhänge, so daß sie allem anderen eher gleichen als einem Wurm (Fig. 8 u. 9). Der Kreis der Weichtiere oder Mollusken besitzt recht zahlreiche Vertreter. Alle gleichen aber wegen ihres Wasserreichtums oder ihrer Körperanhänge ihren Verwandten, den Schnecken und Muscheln der Küste und des Lan-

des, so wenig, daß sich oft nur durch eine genaue wissenschaftliche Untersuchung ihre Zugehörigkeit feststellen läßt (Fig. 10). Kurz sei der Kreis der tonnenförmigen Manteltiere oder Tunikaten erwähnt, welcher ausschließlich Meeresbewohner enthält (Fig. 11). Fast die Hälfte von allen zu diesem Kreise gehörenden Formen sind Plankton-Tiere. Wohl am meisten fällt schließlich der Kreis der Gliederfüßer, der Krebse, auf (Fig. 12 u. 13). Sie scheinen geradezu darauf auszugehen, einen möglichst großen Raum einzunehmen, indem sie ihre mit Borsten und Fiedern reich besetzten Gliedmaßen nach allen Seiten ausstrecken.

Alle diese Körperanhänge und Körpererweiterungen können nicht zwecklos sein. Wie aber vereinigt sich das Princip größtmöglicher Ausdehnung ohne entsprechende Massenvergrößerung mit dem in anderen Gruppen zur Geltung kommenden Princip größtmöglicher Kleinheit? Den Bearbeitern des formenreichen Materials der Plankton-Expedition ist es gelungen, das

beiden Gegenätzen Gemeinsame herauszufinden. Alle Plankton-Organismen mit fehlender und geringer Eigenbewegung müssen die Fähigkeit besitzen, im Wasser sich schwebend zu erhalten. Das Schweben wird aber erleichtert einerseits durch

Figur 13.

Plautentrebs (*Calocalanus pavo*), nach Wiesbrecht.

geringe Größe und andererseits durch lappen- oder federartige Anhänge. Daß kleine Körper relativ langsam sinken, wurde schon gesagt. Und daß daselbe Schweben durch lange Anhänge erreicht wird, dafür brauche ich wohl kein Beispiel anzuführen. Wie die Körperanhänge zc. das Sinken verhindern, so erschweren sie selbstverständlich auch die Ortsbewegung. Es ist aber klar, daß für die pflanzenfressenden Plankton-Tiere eine schnelle Ortsbewegung absolut nicht erforderlich ist. Ihre Nahrung ist eben ungemein gleichmäßig im Wasser verteilt.

Hätten die bisher genannten Resultate der Plankton-Forschung fast nur theoretische Bedeutung, so muß ich jetzt noch von einer praktischen Aufgabe sprechen, welche sich die Plankton-Expedition gestellt hatte. Es handelte sich um den Fischreichtum der hohen See. Bis jetzt werden nirgend auf hoher See Fische erwerbsmäßig gefangen. Vielleicht aber gab es dort noch eine gute Erwerbsquelle zu erschließen. Vielleicht war der bis-

herige Mißerfolg nur der Mangelhaftigkeit der Fangapparate zuzuschreiben.

Man könnte vermuten, daß sich der Leiter der Expedition die Aufgabe gestellt hätte, neue Fischernetze zu konstruieren und diese auf der Expedition zu probieren. Es wäre das in der That ein Weg gewesen, den Fischreichtum eventuell nachzuweisen, wenn auch ein recht unsicherer. Fischereigerätschaften wurden zwar mitgenommen, aber auf den Erfolg der Fischerei sehr wenig Wert gelegt. Es handelte sich vorläufig gar nicht um die geeigneten Apparate, sondern nur um die Frage, ob Fische in genügender Menge vorhanden seien, um eventuell, bei Anwendung geeigneter Netze, den Fang zu lohnen. Professor Hensen suchte diese Frage durch indirekte Schlußfolgerungen zu beantworten, die unter Umständen viel sicherere Resultate versprachen als alle noch so gründlichen und noch so lange fortgesetzten Versuche, die Fische selbst zu fangen.

Die Hochseefische legen ihre Eier einzeln ab. Die Eier schwimmen, bis sich der junge Fisch entwickelt hat, frei im Ocean umher. Sie müssen also nebst den ganz jungen Fischchen mit dem Plankton-Netz gefangen werden.

Kennt man nun in anderen Meeresabschnitten den Fischreichtum und gleichfalls die Zahl der dort vorkommenden Eier, so läßt sich einfach aus der Zahl der Eier der Fischreichtum berechnen. Als hinreichend bekannt konnten die Verhältnisse in der Ostsee gelten, und deshalb konnten sie als Ausgangspunkt für die Berechnung dienen.

Die zweite Schlußfolgerung geht von der Menge der Nahrung aus. Da die Hochseefische sich vom Plankton nähren, so kann man auch aus der Menge des Planktons einen indirekten Schluß auf die Menge der Fische machen.

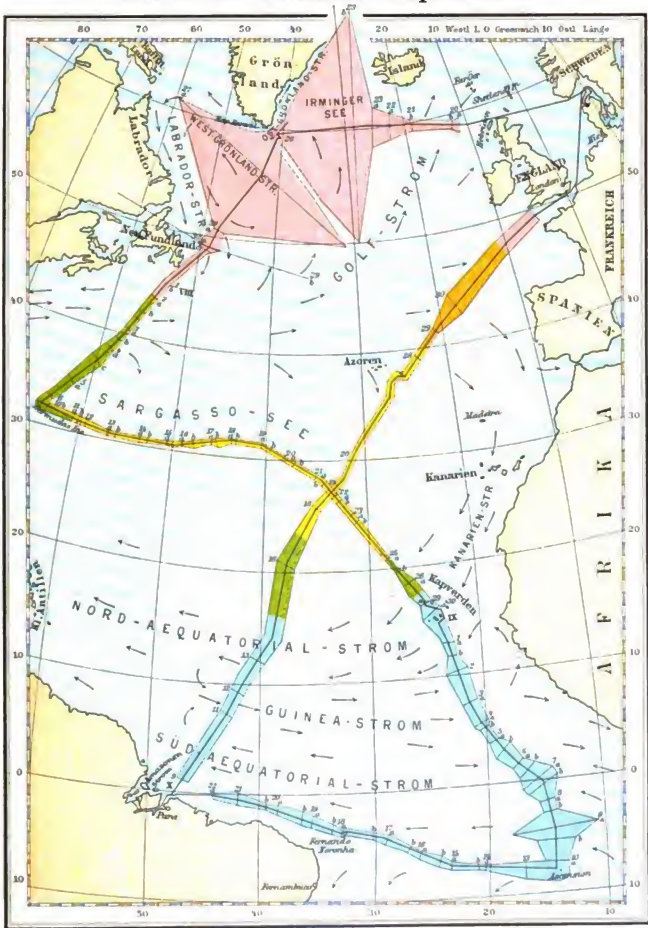
Was das Resultat anbetrifft, so hat sich ergeben, daß man von beiden Seiten auf vorläufig noch unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. Um aus der Zahl der Eier und jungen Fischchen auf die Zahl

der erwachsenen schließen zu können, muß man vor allen Dingen erst die Zahl der von einem Fisch produzierten Eier und die Dauer der Entwicklung dieser Eier kennen. Ebenso kommt bei dem Schluß aus der Menge der Nahrung nicht nur der augenblickliche Bestand, sondern auch die Zeit, in welcher sich ein fortgenommener Teil wieder ersetzt, in Frage. Kurz, man muß, um jene Frage sicher beantworten zu können, die Lebensgeschichte der Hochseeeorganismen weit besser kennen, als dies bisher der Fall ist. Auf der Plankton-Expedition konnten nur die ersten Schritte zu einer Lösung gethan werden.

Noch ein paar eng miteinander verbundene Fragen hatte sich der Leiter der Expedition gestellt. Die erste ergab sich aus folgender Überlegung: Auf einer großen englischen Expedition, welche gewöhnlich nach dem Namen des Schiffes Challenger-Expedition genannt wird, hatte man seine Hauptaufmerksamkeit dem Meeresboden in großen Tiefen zugewendet und hatte gefunden, daß in diesem ewigen Dunkel ein nicht eben spärliches Tierleben existiert. Natürlich lag die Frage nahe, woher die Nahrung dieser Tiere stamme. Pflanzen können nur unter dem Einfluß des Lichtes gedeihen, sie müssen also in jenen Tiefen fehlen. Mit dieser Schlußfolgerung stand der negative Befund vollkommen im Einklang. Nun wissen wir aber ebenso sicher, daß die Tiere in ihrer Existenz stets auf das Vorkommen von Pflanzen angewiesen sind, da sie selbst anorganische Verbindungen nicht verarbeiten können. Woher also dort in der Tiefe die Nahrung? Es stand zu erwarten, daß die Nahrung der Tiefenbewohner von der Oberfläche stamme, daß sie aus gesunkenen Plankton-Organismen bestehe. Aber der Nachweis fehlte. Er konnte nur dadurch erbracht werden, daß Organismen während des Sinkens zwischen Oberfläche und Meeresboden aufgefangen wurden.

Eine zweite Frage konnte gleichzeitig mit dieser ersten beantwortet werden.

Karte der Plankton-Expedition.



- Gebiet der nördlichen Tiere.
- Gebiet der subtropischen Tiere.
- Gebiet der tropischen Tiere.
- Nordisch-subtropisches Übergangsgebiet.
- Subtropisch-tropisches Übergangsgebiet.
- Stromrichtung

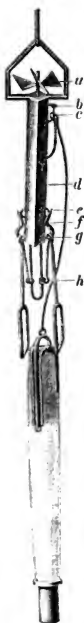
Die Zahlen geben das Datum der Fänge und die Breite des die Fahrtlinie begleitenden farbigen Feldes die relative Masse derselben an.

Es war bekannt, daß die Oberfläche des Meeres von zahlreichen Organismen bevölkert ist. Es war bekannt, daß am Meeresboden Tiere existieren. Es war aber noch nicht sicher bekannt, ob zwischen Oberfläche und Meeresboden freischwimmende Tiere vorkämen. Diese

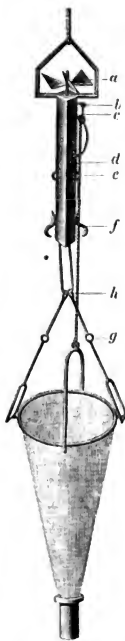
Frage forderte um so mehr zur sorgfältigen Untersuchung heraus, als von einem amerikanischen Forscher, Agassiz, noch ganz kürzlich behauptet war, unterhalb zweihundert Faden seien freischwimmende Tiere nirgends mehr vorhanden. Um die Fragen sicher beantworten zu können, besaß man bisher keinen vollkommen einwandfreien Fangapparat. Professor Hensen brachte deshalb an einem schon früher konstruierten Schließnetz einige Veränderungen an, welche ein vollkommen zuverlässiges Resultat sicherten. Das Netz wird zunächst geschlossen bis zu derjenigen Tiefe, in welcher man fischen will, z. B. bis auf tausend Meter, senkrecht hinabgelassen. Beim Herausziehen setzt sich nun eine Schraube in Bewegung, welche nach kurzer Zeit das Netz öffnet. Nachdem zweihundert Meter zurückgelegt sind, löst die Schraube einen zweiten Hebel aus, welcher einen sicheren Schluß des Netzes bewirkt. Was sich im Netz befindet, wurde also in einer Tiefe von achthundert bis tausend Meter gefangen (Fig. 14, 15 u. 16). Das Resultat des Fisches mit dem sogenannten Schließnetz war folgendes: Erstens für die Beantwortung der ersten Frage: in allen Tiefen kommen, wenn auch spärlich, in Verfall begriffene Organismen der Oberfläche vor. Dann zweitens

für die Beantwortung der zweiten Frage: in den verschiedensten, selbst sehr bedeutenden Tiefen wurden auch lebende Tiere gefangen, Tiere, die meist sowohl von denen der Oberfläche als von denen des Meeresbodens der Art nach ver-

Figur 14.



Figur 15.



Figur 16.



Das Schließnetz

(schematisirt; der Verschluss am Bügel ist fortgelassen).

- Figur 14. Vor dem Herunterlassen. a ein Propeller, der beim Herausziehen eine Schraube im Inneren des Kastens d in Drehung versetzt; o der seitliche Fortsatz einer Schraubennutter, der sich beim Drehen der Schraube in einem seitlichen Vorgesäß des Kastens d von unten nach oben bewegt; das Netz hängt an dem Ring g, welcher durch den Haken f gehalten wird; der Fortsatz o drückt diesen Haken gegen die Kastenwand.
- Figur 15. Nachdem es sich beim Herausziehen geöffnet hat. Der Fortsatz o der Schraubennutter ist durch den Propeller gehoben, der Haken f hat mitgegeben den Ring g losgelassen; das Netz hängt jetzt an dem Haken c, der durch den Hebel b gehalten wird.
- Figur 16. Nachdem es sich wieder geschlossen hat. Die Schraubennutter ist weiter nach oben gerückt und hat den Hebel b gehoben; der Haken c hat das Netz fallen lassen, dieses hängt an den Ringen h.

schieden waren. Es sind dies also Wesen, die dauernd im ewigen Dunkel, gewissermaßen zwischen Himmel und Erde schweben. Der Druck des Wassers ist in den verschiedenen Tiefen so sehr verschieden, daß den Tieren jener Mittelzonen oben wie unten in gleicher Weise Verderben droht. Gehen sie zu weit nach oben, so wird der äußere Druck zu gering, die Gastheilchen, welche sich im Körper finden, dehnen sich aus und zersprengen die Gewebe. Gehen sie zu weit nach unten, so wird der Körper unter dem stärkeren Druck zusammengedrückt, sie sinken bald ohne ihren Willen tiefer und tiefer und fallen schließlich jenen gespensterhaft gestalteten Bewohnern der Tiefe zur Beute. Sie sind darauf angewiesen, die spärlichen Abfälle, welche von der lebenspendenden Oberfläche aus an ihnen vorübergleiten, im Dunkel aufzutasten, um ihren Hunger zu stillen.

Nicht überall brachte übrigens das Schließnetz derartige Tiere herauf, und mitunter wurden auch Oberflächensorganismen, die wohl durch Strömungen zu weit nach unten gerissen waren, in bedeutenden Tiefen vollkommen frisch erbeutet. Wie diese verschiedenen Fänge durch Meeresströmungen zc. zu erklären sind, das werden wir wohl kaum überall entscheiden können. Oft werden wir nur Vermutungen am Schluß unserer Untersuchungen äußern können, deren Wert zu entscheiden künftigen Untersuchungen überlassen werden muß.

Zum Schluß will ich in aller Kürze den Weg angeben, welchen die Plankton-Expedition nahm, um zu zeigen, daß wir selbst keineswegs wie das Plankton willenlos im Ocean umhergeschlagen wurden. Die zickzackförmige Gestalt unserer Reiseroute könnte in der That leicht zu der Ansicht führen, daß wir vollkommen ziellos umhergetappt hätten. Dem ist aber nicht so. Der Leiter der Expedition hatte sich nach reiflicher Überlegung ganz bestimmte Ziele vorgezeichnet, und dieselben wurden auch mit einigen kleinen Ausnahmen, bei denen die Naturkräfte sich als mächtiger erwiesen als der Wille des

Menschen, erreicht. Der ganzen Reiseroute lag in erster Linie der Hauptgedanke zu Grunde, alle verschiedenen Meeresströmungen im Atlantischen Ocean nach Möglichkeit zu berühren. Da die Plankton-Organismen keine oder eine nur sehr geringe Eigenbewegung besitzen, so lag es auf der Hand, daß sie in ihrer Verbreitung vollkommen von den Hauptmeeresströmungen abhängig seien. Wenn also Verschiedenheiten in der Zusammensetzung des Planktons überhaupt vorhanden waren, so mußte sich diese bei der Untersuchung der verschiedenen Meeresströmungen zeigen. Es hat sich ergeben, daß trotz der Gleichmäßigkeit der Verteilung auf sehr weite Strecken, in dem ganzen befahrenen Gebiet doch auch erhebliche Verschiedenheiten zu Tage treten. Ein Hauptunterschied machte sich zwischen dem ganzen kälteren nördlichen Teil und dem wärmeren südlichen Teil bemerkbar.

Die Expedition (vergl. die Karte) ging zunächst an der Nordküste von Schottland vorbei, um dann in fast gerader Richtung auf Grönland loszusteuern. Es wurden hier zunächst die nördlichen Ausläufer des Golfstromes durchquert, des Stromes, der bekanntlich von den heißen Küsten Mittelamerikas kommend den westlichen Küsten von Nordeuropa, von England und Norwegen ein relativ mildes Klima verleiht. Der Norden zeigte sich besonders reich an Plankton, so daß dadurch das häufige Vorkommen gerade der größten Meerestiere, der Walfische, seine Erklärung findet.

Natürlich kamen auch uns mehrere dieser Tierkolosse zu Gesicht, und einem treibenden toten Walfisch wurde mit einer großen Säge der Kopf abgeschnitten und der Schädel mitgenommen.

Unser Plan, an der Südspitze von Grönland vorbei in den kalten Labradorstrom, der zwischen Grönland und Nordamerika vom hohen Norden herunterkommt, zu gelangen, wurde durch starkes Treibeis vereitelt. Dafür lernten wir diesen Strom weiter südlich in der Nähe von Neufundland kennen. Ende Juli

trafen wir hier auf den Breitengraden von Süddeutschland noch große schwimmende Eisberge. Hier war es auch, wo wir einer von der gleichmäßigen Verteilung des Planktons abweichenden anomalen Erscheinung, einer sogenannten Tierstraße, begegneten. Ein kleiner, wenige Millimeter langer Krebs (*Calanus finmarchicus*) trat hier derartig massenhaft auf, daß das Wasser von Krebsen rot gefärbt erschien.

Einen überraschend schnellen Wechsel der Temperatur (von 15 auf 28 Grad Celsius) und damit auch der sämtlichen Plankton-Organismen konnten wir etwas weiter südlich beobachten, als wir aus dem kalten Strom in den heißen Florida-Strom gelangten.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf Bermuda, einer kleinen Gruppe von Nordatlantischen Inseln, steuerten wir dann östlich, um das Sargassomeer, das durch seine Massen treibenden Blasentangs schon dem Entdecker Amerikas aufgefallen war, der Länge nach zu durchfahren. Der ganze tropische Teil des Atlantischen Ozeans, namentlich aber das Sargassomeer, zeigte sich als ganz außerordentlich arm an Plankton. Die Mannigfaltigkeit der Formen war weit größer als im Norden, aber alles war spärlich, so daß die Masse

trotdem weit hinter der des Nordens zurückstand. Wenn man also bisher immer von dem außerordentlichen Tierreichtum der tropischen Meere erzählt hatte, so zeigte die quantitative Untersuchungsmethode, daß man bisher stets die Mannigfaltigkeit mit der Masse verwechselt hatte.

Von den kapverdischen Inseln aus, die uns einen zweiten kurzen Landaufenthalt gewährten, wurden weiter südlich bis Ascension die drei einander entgegengesetzten äquatorialen Strömungen durchfahren und dann nach einem eintägigen Aufenthalt auf Südamerika losgesteuert. Die Rückfahrt endlich, die nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Brasilien erfolgte, ließ uns noch einmal die Hauptströmungen in umgekehrter Richtung passieren. Die Untersuchung der sämtlichen südlichen Stromgebiete ergab in betreff der darin enthaltenen Formen nur sehr geringe Differenzen. Dennoch ließ sich immerhin an der Hand einer größeren Anzahl von Arten ein tropischer Teil von einem subtropischen unterscheiden. Der tropische umfaßte die drei äquatorialen Strömungen und deren Ausläufer, den Florida-Strom; der subtropische aber besonders das Sargassomeer, das in betreff seiner Formen als dem Mittelmeer nahe verwandt erscheint.





Der Drehstrom als Kraftvermittler.

Don

W. Verdrow.

Der Wunsch, dem Menschen die überquellende Fülle von lebendiger Kraft dienstbar zu machen, die uns in der Natur allerorten, im Winde und fließenden Wasser, in der Sonne und im Spiel von Flut und Ebbe, gleichsam zur Benutzung auffordernd entgegentritt — dieser Wunsch liegt so nahe und ist so alt, wie seine Realisierung, wenigstens in einem der modernen Industrie würdigen Maße, schwierig ist und erst in den letzten Jahren es zu nennenswerten Fortschritten bringen konnte. Freilich giebt es Tausende von kleinen Wald- und Berggewässern, deren Wellen nebst dem Spiel der Winde seit hundert und mehr Jahren zum Betriebe von Hoch- und Sägewerken, von Mühlen und Erzhämmeru in Gebrauch genommen wurden, aber in dem Wirken der heutigen Großindustrie zählen sie trotz ihrer großen Zahl zu wenig mit, um gegen die zehn Milliarden Centner Steinkohlen, welche die letztere alljährlich verschlingt, ins Gewicht zu fallen.

Der Grund dafür, daß die sonst so kluge Technik einer so naheliegenden Forderung gegenüber, wie die Ausnutzung der Wasserkräfte aller Kulturländer, bisher im wesentlichen stumm geblieben ist, läßt sich in wenigen Worten angeben. Wohl versteht es der Ingenieur, dank der mächtig fortgeschrittenen Entwicklung unseres Turbinenbaues, einen Flußlauf, der sich durch ein Wehr stauen läßt, einen

Wasserfall, den ein Gerinne ableiten kann, in ruhbare Arbeit umzusetzen, und nichts ist leichter, als eine Fabrik, und wäre ihr Betrieb noch so verwickelt, mit den schäumenden Bogen eines kräftigen, in der Entfernung von ein paar Hundert, ja einigen Tausend Metern vorüberströmenden Baches oder Flusses in Bewegung zu setzen; aber so einfach stellt sich die Aufgabe leider nur in den seltensten Fällen. Unsere — und ebenso anderer Weltteile — zahlreichsten und ergiebigsten Wasserläufe liegen, wie z. B. die der Schweiz, in so abgelegenen und schwer zugänglichen Gegenden, daß für ihre Ausnutzung in der Nähe kein Wirkungsfeld vorhanden ist; umgekehrt häuft sich der Kraftbedarf mehr und mehr in den Großstädten an, welche meist in flachen, mit wenig verwertbaren Flußläufen gesegneten Gegenden liegen, und denen jene überschüssigen Naturkräfte, um sich zu entfallen, erst aus weiter Ferne zugeleitet werden müßten.

Dieser letzteren Aufgabe aber war bis in die jüngste Zeit die Technik nicht gewachsen. Alle älteren Mittel zur Transmission von mechanischen Kräften — man hat das Ziel mit Drahtseilen, mit Druckwasser, gepreßter Luft, ja mit explosiven Gasen und gespanntem Dampfe zu erreichen gesucht — versagten bei Entfernungen von höchstens zehn Kilometern und gaben schon, wenn man über zwei bis drei Kilometer hinausging, so schwache Effekte, daß die Kosten der Anlage den

Ruhen überwogen. Mit der Erfindung der elektrischen Kraftübertragung, die in kleinen Anfängen schon vor zwanzig Jahren sich regte, glaubte man das lang gesuchte Ziel erreicht zu haben; aber schnell zeigte es sich, daß auch die Elektrizität sich zur Überwindung der großen Distanzen, welche die Praxis bietet, in keiner der bekannten und gebräuchlichen Formen eigne. Was man durch die Vereinigung der Turbinen, der Dynamomaschine und des elektrischen Leitungsdrahtes bezwingen konnte, waren lediglich Entfernungen von zehn bis fünfzehn Kilometern, ja in wenigen Fällen bis zu zwanzig Kilometern, und derartiger Anlagen haben in der That besonders die letzten fünf Jahre eine große Menge entstehen lassen. Der Rhein, die Aar, die Rhone geben, um unter hundert Beispielen in und außerhalb Europas nur einige namhaft zu machen, Tausende von Pferdekraften ab, welche, in Elektrizität umgesetzt, ihren Weg in nahegelegene Industriezentren nehmen; aber über einige Meilen kam man, von zwei größeren durch Marcel Deprez in den achtziger Jahren angestellten Versuchen abgesehen, nicht hinaus. Diese Versuche aber bewiesen trotz vorübergehender Erfolge, daß der seitherige Stand der Elektrotechnik die Aufgabe in einer für die Praxis genügenden Weise nicht zu lösen vermochte.

Ein Beispiel wird die Gründe klarlegen, weshalb sie es nicht vermochte. Um eine Kraft von, sagen wir dreihundert Pferdekraften auf die Entfernung von fünfundsiebzig deutschen Meilen zu übertragen, bedarf es, wie wohl bei der häufigen Verührung dieser Frage in der letzten Zeit allseitig bekannt sein wird, im wesentlichen zweier Dynamomaschinen und einer die Entfernung überbrückenden Leitung. Die erste Dynamo, von dem ursprünglichen Motor, etwa einem dreihundertpferdigen Wasserrade, in Bewegung gesetzt, verwandelt die rohe mechanische Kraft des letzteren in elektrische Energie; die Leitung übermittelt die elektrische Kraft der zweiten Dynamomaschine, und

diese setzt sich unter dem Impuls der ihr zugeführten Ströme in Bewegung, kann also von ihrer sich drehenden Welle wieder abgeben, was man ursprünglich in einer Entfernung von fünfundsiebzig Meilen befaß: rohe mechanische Arbeitskraft. Damit ist der Prozeß der Kraftübertragung geschlossen; die Sekundärmaschine wird so viel Kraft abliefern, wie ihr, unter Abzug der unterwegs entstehenden Verluste, zugeführt wurde, die Summe dieser Verluste aber beträgt bei den besten seitherigen Ausführungen zehn bis zwanzig vom Hundert. Bemerken wir nun, daß dies für Kraftübertragungen auf höchstens zwei Meilen gilt und daß bei größeren Entfernungen entweder unverhältnismäßig starke Leitungen oder, falls man diese scheut, sehr bedeutende Verluste in den Kauf genommen werden müssen, so ist damit gleichzeitig der Grund ausgesprochen, weshalb man bei größeren Anlagen keine gedeihlichen Resultate erhielt.

Kehren wir zu unserem Beispiel zurück und versuchen wir, die oben angegebene Übertragung von dreihundert Pferdekraften auf fünfundsiebzig Meilen durch einen Strom von der geringen und unter allen Umständen gefahrlosen Spannung, wie sie die bekannten elektrischen Glühlampen verbrauchen, also von hundert Volt, zu bewerkstelligen. Die Hauptbedingung soll dabei sein, daß die Verluste sich auch hier in den obigen Grenzen halten. Prof. Dr. Braun von der Universität Tübingen hat sich anlässlich eines populären Vortrages der Mühe unterzogen, auszurechnen, was für eine Leitung hierzu erforderlich sein würde, und bezeichnet die nötigen Drähte sehr anschaulich als Kupferpäulen, die nur von drei Männern umspannt werden könnten und deren Kosten sich auf mehr als fünf Milliarden Mark belaufen würden. Es ist also überflüssig, diesem Projekt weiter nachzugehen; nur durch bedeutende Erhöhung der Stromspannung wäre dem Problem beizukommen, denn je höher die Spannung eines elektrischen Stromes ist, desto

dünnere dürfen die Leitungen sein, in denen er sich bewegt. Steigern wir die Spannung gleich um das Zwanzigfache und damit auf das höchste Maß, das man bisher bei Kraftübertragungen anzuwenden wagte: auch jetzt wären noch Stangen von der Stärke eines kräftigen Handgelenks erforderlich. Daß aber solche, ja auch nur halb oder viertel so starke Leitungen sich mit der Forderung eines gewinnbringenden Unternehmens nicht vereinigen lassen, liegt bei dem hohen Preise des Kupfers auf der Hand. Zudem — woher höhere als die bis jetzt benutzten Spannungen nehmen? Die Form der Elektrizität, welche man stets für Kraftübertragungen und zum Betriebe von elektrischen Eisenbahnen, deren Princip ja ein ganz ähnliches ist, in Anwendung gebracht hat, ist der gewöhnliche, seit Volta und Galvani bekannte Gleichstrom. Dieser läßt sich wohl in beliebig großer Menge oder Stromstärke, aber kaum in höheren Spannungen als zweitausend Volt beschaffen, denn bei jedem darüber hinausgehenden Versuche läuft man Gefahr, daß die hochgespannte Elektrizität, wie der überhitzte Dampf die Nähte des Kessels, schon nach den ersten Drehungen der Dynamomaschine die Isolation in den beweglichen Teilen durchbricht, die Maschine untauglich macht und den Betrieb lahmlegt. An diesem Umstande sind denn auch die erwähnten Versuche von Deprez, die in den Jahren 1882 in München und 1885 in Paris angestellt wurden, gescheitert.

Ein Jahr später, mit der Erfindung des Wechselstromes, schien es kurze Zeit, als ob die Schwierigkeit nunmehr behoben sei. Denn die Eigenschaft, welche das Wesen dieser besonderen Form der Elektrizität ausmacht, ein in ungeheurer schneller Folge — hundertmal und noch öfter in der Sekunde — sich wiederholendes Pulsieren der Stromrichtung in der Leitung, jetzt nach der einen, dann nach der anderen Seite — eben diese Eigenschaft vertieft dem Wechselstrom die Fähigkeit, im Gegensatz zum Gleichstrom sehr hohe

Spannungen anzunehmen, ohne daß die mechanische Anordnung der Dynamomaschinen Schaden erlitt. Diese Möglichkeit beruht auf der sogenannten Transformation der Wechselströme, das heißt ihrer Umwandlung von niedrigen auf beliebig hohe Spannungen, und diese Transformation findet in Apparaten (Transformatoren) statt, welche nicht, wie die Drahtspulen der Dynamomaschinen, rotieren, sondern in Ruhe bleiben und sich demgemäß weit besser gegen die erheizenden und funkenbildenden Eigenschaften des Stromes sichern lassen. Ist diese Sicherung bei allzu hoher Spannung auf keine andere Weise mehr erreichbar, so taucht man schließlich, was natürlich bei Dynamomaschinen nicht angeht, den ganzen Transformator in einen mit Öl gefüllten Behälter, denn die dünne Schicht von Öl isoliert sogar Spannungen, welche in freier Luft centimeterlange Distanzen überspringen.

So war die eine Schwierigkeit gehoben, aber keineswegs mit einem positiven Erfolge, denn zwei andere stellten sich dafür ein: erstens das Bedenken, Spannungen von zehntausend oder mehr Volt in die Praxis, besonders bei großen Leitungslängen einzuführen, zweitens, und am schwerwiegendsten, die Unverwendbarkeit des Wechselstromes für den Maschinenbetrieb. Schon die Erreger dieser Elektrizitätsform zeigen im Betriebe gewisse Nachteile, besonders im geringen Nusseneffekt gegenüber den Gleichstromdynamos; die Sekundärmaschinen oder Motoren aber taugen für die Zwecke der Kraftübertragung vollends nichts. Das erste Hindernis besiegte schließlich das wachsende Vertrauen auf unsere Mittel, die gefährlichen Wirkungen der Hochspannung einzudämmen, und vor allem die Überlegung, daß wir eben nur vor der Wahl stehen, entweder diesen Gefahren zu trotzen, wie wir der Explosionsmöglichkeit unserer Dampfkessel trotzen, oder aber das wichtige Problem der Fernleitung großer Kräfte endgültig fallen zu lassen. Die zweite Schwierigkeit allerdings blieb be-

stehen, bis in den letzten Jahren (1889 und 1890) unter Mitwirkung mehrerer unserer ersten Elektrotechniker das ganz neue System des Drehstromes erfunden und für die Praxis ausgebildet wurde. Damit war endlich, nach jahrzehntelangem Ringen der technischen Kräfte aller Nationen, das Ziel erreicht, denn der Drehstrom vereinigt in der glücklichsten Weise alle Vorzüge des Gleichstromes mit denen des Wechselstromes. Er eignet sich vortrefflich zum Maschinenbetriebe, und seine Dynamos und Motoren sind an Einfachheit und Betriebssicherheit sogar denen des gewöhnlichen Gleichstromsystems überlegen; er besitzt aber auf der anderen Seite auch die Fähigkeit der Transformation von niedrigen auf beliebig hohe Spannungen. Er allein ist demnach fähig, die im obigen Beispiel gestellte Aufgabe zu lösen, ja noch mehr — er hat sie bereits und in überraschend befriedigender Weise gelöst: in der im vorletzten Herbst gelegentlich der Frankfurter Elektrizitätsausstellung ausgeführten Übertragung von dreihundert Pferdestärken von Lauffen am Neckar nach Frankfurt am Main.

Die von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin und der Maschinenfabrik Orlikon unter Mithilfe zahlreicher anderer Hände hergestellte Krafttransmission Lauffen-Frankfurt ist als Ausstellungsobjekt vor und nach ihrer Fertigstellung viel besprochen worden. An Widerspruch und Zweifel fehlte es, sogar in einem großen Teil der Fachwelt, ebensowenig, wie andererseits an Hoffnung und Begeisterung. Inzwischen ging die Bedeutung des Unternehmens weit über ein bloßes Zugstück für eine Ausstellung hinaus, und erst nach dem Ablauf der letzteren, als in die Hallen des Ausstellungsplatzes wieder Ruhe und Stille eingezogen war, begann für die große Transmission die Zeit der ersten Arbeit. Müchtern wissenschaftliche Forscher unterzogen die Anlage einer langen Reihe von Versuchen und Proben, deren Resultate erst nach eingehender, sorgfältiger Prü-

fung im Frühling des folgenden Jahres zur Veröffentlichung gelangt sind. Sie dürfen für den ersten großartigen Versuch auf diesem Gebiete glänzend genannt werden. Nicht nur die Erwartungen der Zweifler, welche, wenn nicht ein völliges Mißlingen, so doch einen Nußeffect von höchstens 12 v. H. prophezeiten, sind gründlich widerlegt, sondern der Erfolg hat selbst die Hoffnungen der Freunde des Projectes übertroffen und erreicht mit einem Wirkungsgrad von 75 v. H. fast den Nußeffect der besten älteren mit einer zehn- bis zwanzigmal geringeren Entfernung arbeitenden Anlagen. Die Lösung des Problems ist demnach gelungen, und bei der Wichtigkeit und dem ausgebreiteten Interesse des Gegenstandes scheint eine wenigstens annähernde Kenntnis der neuen Form des elektrischen Stromes, welche diesen Erfolg ermöglicht hat, nunmehr auch für weitere Kreise geboten.

An der Hand einer kurzen Schilderung der Anlage werden wir sowohl das neue System der Kraftübertragung als auch die dabei in Anwendung gekommenen Hilfsmittel am besten kennen lernen.

Das alte württembergische Städtchen Lauffen besitzt in dem starkfließenden, ziemlich breiten Neckarfluß eine ganz bedeutende Menge verwertbarer Kraft, die, früher nur von wenigen alten mechanischen Betrieben unvollkommen ausgenutzt, seit einigen Jahren für die Zwecke einer Portland-Cementfabrik in großem Maßstabe, bis zu fünfzehnhundert Pferdestärken, herangezogen worden ist. Ein mächtiges Wehr fängt den Fluß ab, staut das Niveau zu der erforderlichen Höhe, und vom Bahnhof sieht man die überschüssige Wassermasse in breitem Falle darüber hinwegschäumen. Von den Turbinen, welche diese Kraftentnahme vermitteln, dienen nur zwei, mit sechshundert Pferdestärken, dem Betriebe der Fabrik, drei weitere dagegen, von denen eine jede dreihundert Pferdestärken leistet, sind zur elektrischen Beleuchtung und zur Kraftverteilung in der zwanzig Kilometer ent-

fernten Stadt Heilbronn bestimmt, und von diesen Turbinen wurde die eine für die Dauer des Übertragungsversuches Lauffen-Frankfurt den Unternehmern desselben zur Verfügung gestellt. Wie man in der Elektrotechnik im Verlaufe weniger Jahre von sehr kleinen Maschinen zu solchen, die Hunderte von Pferdestärken repräsentieren, vorgeschritten ist, so sehen wir auch hier die ganze Kraft von einer einzigen Drehstromdynamo aufgenommen, und nichts vermag mehr wie diese Maschine die Veränderungen zu illustrieren, welche der Bau elektrischer Apparate im Laufe eines Jahrzehntes durchgemacht hat. Alle Vorstellungen, die wir etwa von Grammes, Siemens- oder Edison'schen Dynamomaschinen, sei es auch neuester Gattung, im Gedächtnis tragen, haben mit diesem Produkt moderner Elektrotechnik außer dem allgemeinsten Princip nichts mehr gemein. Schon die Strommengen, mit denen hier operiert wird, bedingen ganz andere Verhältnisse, als man sie bisher gewohnt war, handelt es sich doch hier um Ströme, welche mit Leichtigkeit armdicke Eisenstangen ins Glühen bringen würden. Die Erzeugung der Elektrizität findet nicht mehr in Drahtbewicklungen statt, sondern in Kupferbarren von beträchtlicher Stärke, von denen ein jeder, um die etwaige Erhitzung unschädlich zu machen, in eine Asbeströhre eingeschlossen ist. Aus sechs- und neunzig solchen Stäben, die in drei Serien angeordnet und von denen je zwei- und dreißig unter sich verbunden sind, besteht die ganze Armatur der Dynamomaschine, und da dieselbe überdies nicht, wie gewöhnlich, mit ihrem Eisenkranz rotiert, sondern während des Betriebes unbeweglich bleibt, so ist es erklärlich, daß die Stromentnahme, die sonst einen komplizierten und leicht verderblichen Apparat von Schleifringen und Metallbürsten erfordert, hier unvergleichlich einfacher und betriebssicherer vor sich geht. Dagegen sehen wir hier als rotierenden Teil den sonst in der Regel festliegenden Magnet, der ebenfalls gegen frühere An-

ordnungen eine ganz absonderliche Gestalt aufweist. Von den mehr oder minder langen und starken Schenkeln, welche gewöhnlich die Drahtspulen der Elektromagnete tragen, ist hier nichts zu sehen, sondern es besteht der Drehstrommagnet lediglich aus drei mächtigen, aneinandergehefteten Eisenscheiben, von denen die beiden äußeren die mittlere an Umfang gleich Radfelgen überragen und die magnetischen Pole bilden, während die dritte, ihrem Umfange nach von einigen Windungen eines dicken Kupferseiles umgeben, die ehemaligen „Magnetschenkel“ vertritt. Gegen ältere Konstruktionen hat sich diese eigentümliche Anordnung als unvergleichlich zweckmäßig herausgestellt, indem sowohl das Eisen- und Kupfergewicht, wie die Stärke des Stromes, den die Magnete verbrauchen, durch sie aufs geringste eingeschränkt worden ist.

So ist im wesentlichen der Erzeuger des Drehstromes beschaffen; was seine Wirkungsweise von der anderer Dynamomaschinen unterscheidet, ist der Umstand, daß hier anstatt eines Stromes ihrer drei erzeugt werden, entsprechend den drei ganz gesonderten Serien von Kupferstäben im Hauptteil der Maschine. Ein jeder dieser Ströme ist bereits an und für sich ein Wechselstrom — und darauf beruht die Transformationsfähigkeit des Drehstromes —, untereinander aber stehen die drei Einzelströme in dem Verhältnis, daß in schnellem Kreislauf immer der eine den anderen ablöst, also in der Maschine und ebenso in den Leitungen ein fortwährendes, regelmäßiges Pulsieren der drei Ströme stattfindet. Diese immer in gleichem Sinne aufeinander folgenden Impulse sind es wiederum, die den Drehstrom hinsichtlich seiner Vorzüge für den Maschinenbetrieb dem Gleichstrom an die Seite setzen. Als ein besonderer Vorzug des Systems ist es noch zu rühmen, daß in der Maschine trotz der ungeheuren Strommenge doch alle Teile mit so geringfügiger Spannung arbeiten, daß man ohne Besorgnis alle stromführenden Teile des Erregers berühren darf,

ein Vorzug, der allen älteren Maschinen für Kraftübertragung abgeht.

Die Umwandlung dieser niedrigen Anfangsspannung zu dem hohen, für die Fortleitung geeigneten Grade findet erst in den Transformatoren statt, in drei einfachen, ganz in Ölkästen eingebetteten Apparaten, deren jeder die Spannung des in ihn eintretenden Stromes um das fünfhundertfache erhöht, das heißt auf nicht weniger als siebenundzwanzigtausend Volt, während man bei älteren Anlagen das Überschreiten auch nur von zweitausend Volt aus Gründen der Sicherheit für sehr bedenklich hielt. Diese Konzession mußte indes gemacht werden (und wird später, wie wir sehen werden, in noch viel höherem Grade gemacht werden müssen), denn nur auf diese Weise war es möglich, die Leitungen so dünn zu halten, daß die Anlage nicht nur ein interessantes wissenschaftliches Experiment, sondern eine praktische, finanziell sich rechtfertigende Lösung des Problems darstellte. Nur so konnte der Triumph erreicht werden, in Drähten, welche nicht dicker als Telegraphenleitungen sind, Hunderte von Pferdestärken auf eine Entfernung zu übermitteln, die noch kurze Zeit vorher für eine unübersteigbare Schranke der Krafttransmission galt.

Von den übrigen Punkten der Ausführung ist nur noch wenig zu erwähnen. Die isolierende Kraft des Öls wurde, wie in den Transformatoren, so auch für die Befestigung der Leitung auf den Pfosten in Anspruch genommen und hat sich auch für diesen Zweck so außerordentlich bewährt, daß trotz der ungeheuren Entfernung die Leitung nur einen Energieverlust von elf vom Hundert verursachte. In Frankfurt angekommen, laufen die drei Leitungen zunächst wieder in Transformatoren ein, in denen sie ihrer für den praktischen Gebrauch unnützen Hochspannung entledigt und auf etwa hun-

dert Volt gebracht werden. Jetzt endlich ist der Strom zur Verwendung, gleichviel ob zur Licht- oder Kräftezeugung, geeignet.

Wir sagten schon, daß der Erfolg ein glänzender genannt werden darf; bedürfte es dazu noch einer Erläuterung, so spricht die Menge der Anträge, welche seit der Vollendung des Frankfurter Experimentes bei der preussischen Regierung um Überlassung von Wasserkraften zum Zwecke industrieller Ausbeutung eingelaufen sind, wahrlich eine berebte Sprache. War doch ihre Zahl bereits groß genug, um den Minister der öffentlichen Arbeiten zu veranlassen, für die Behandlung solcher Anträge ganz bestimmte Normen aufzustellen und gegenüber der Frage der Ausnutzung öffentlicher Wasserläufe einen festen, glücklicherweise recht günstigen Standpunkt einzunehmen.

Als kühnstes aller neueren Projekte wäre die von dem berühmten Elektrotechniker Tesla in Aussicht genommene Übertragung von tausend Pferdestärken aus dem Niagarafall bis Chicago zu nennen. Alle Bedingungen sind hier gegen den Frankfurter Versuch derartig vergrößert, daß die amerikanische Weltausstellung, wenn auch die Priorität der praktischen Lösung nun einmal Deutschland zugefallen ist, doch durch die Ausdehnung ihres Experimentes immerhin noch etwas Neues, auf das die technische Welt gespannt sein darf, bieten wird. Die Entfernung beträgt dort mit 1080 Kilometern gegen die unsrige das Sechsfache, die zu übertragende Kraft mehr als das Dreifache, die Spannung aber soll mit hundertundfünfzigtausend Volt etwas bis jetzt ganz Unerhörtes darbieten. Hoffen wir zum Heil der Sache, daß dieser Versuch einen neuen Triumph der dynamischen Fernleitung darstellt und die letzten Unebenheiten, die dem jungen Drehstromsystem noch anhaften mögen, endgültig abschleifen wird.





Die Marquise von Crequy.

Don
Georg Horn.

II.

Es versteht sich von selbst, daß eine Frau mit allem Bewußtsein ihrer Stellung und allen Vorurteilen ihrer Rasse, wie es die Marquise von Crequy war, für den dritten Stand, der in ihrer Zeit aus der Taufe gehoben wurde, weder Verständnis noch Sympathie haben konnte. Sie sah in der Bourgeoisie nur Leute, die vom Unglauben und der Eitelkeit philosophischer Ideen erfaßt waren. Daß das Unglück Frankreichs viel wo anders lag, in einer fanatischen Geistlichkeit, in einem beutegierigen Adel, der den Staat als Familiengut betrachtete, und die beide das Volk unterdrückten und ausjaugten, dafür hatte die Marquise kein Auge und keine Auffassung, obgleich sie selbst dafür viele Beispiele auführt, daß gewisse Familien in Gouvernements, in Abteien, in Pensionen jährlich oft Millionen bezogen. So erpreßte ihr die Zusammenberufung der Notablen Frankreichs, die ihre Heilskünfte am todkranken Staate versuchen sollten, die Klagen, daß sich in der Liste der achtzig Maires der Städte nur acht Herzöge und Pairs und fünf Prälaten befanden. Am 5. Mai 1789 trat nach einer Unterbrechung von hundertfünfundsiebzig Jahren die Nationalversammlung in Versailles zusammen. Zuerst waren es Eitelkeitstreitigkeiten, welche die Empfindlichkeit des dritten Standes reizten, dann aber die Vorschriften für das Lei-

chenbegängnis des Dauphins, der als Kind gestorben war. Der kleine Leichnam war feierlich ausgestellt, und der Ober-Ceremonienmeister, Marquis von Brezé, trat an der Spitze der ihm folgenden Vertreter vor den Leichnam hin und sagte, sich vor dem toten Kinde verbeugend, mit feierlicher Stimme: Monseigneur, die Deputation der drei Stände des Königreichs! Von Seite des dritten Standes sah man diese Art und Weise, einem toten Kinde eine Deputation zu melden, für eine übersolene, für eine übertriebene Eitelkeit. Und dabei hatte man noch gar nicht gesehen, wie diese weiter beobachtet wurde, indem man zur Seite des Sarges eine Tafel deckte und ein Couvert auflegte, gerade wie man es zu Lebzeiten des Kindes gethan hatte zu der Stunde, wo der Dauphin gewohnt war, sein Mahl einzunehmen. Wenn man die Monarchie lächerlich machen oder herabsetzen wollte, so hätte man allerdings kein besseres Mittel finden können als diese unsinnige Ceremonie.

Die Marquise von Crequy verbreitet sich in ihren Erinnerungen über den Staat, den Hof, die Gesellschaft ihrer Zeit, aber sie ist merkwürdig schweigsam in Bezug auf ihre Familienverhältnisse. In den Erinnerungen kommt aber zu oft der Name des Herzogs von Penthièvre vor, als daß man nicht auf den Verdacht kommen müßte, als ob „der Freund“ das

eheliche Verhältnis der Marquise zu ihrem Gatten doch vielleicht nicht unbeeinträchtigt gelassen habe. Der Herzog war ein Enkel Ludwigs XIV., der Sohn des mit der Marquise de Montespan erzeugten und später legitimierten Grafen von Toulouse. Durch das Aussterben dieser Nachkommenschaft des Königs waren deren reiche Güter ihm zugefallen. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, den Prinzen von Lamballe, den späteren Gemahl der Freundin Marie Antoinettes. Die Tochter, Mademoiselle de Bourbon, hatte den berühmten Herzog von Orleans geheiratet und ward so die Ahnmutter der hertigen Prinzen von Orleans, deren Reichthum aus dem Besitz des Herzogs von Penthièvre stammt. Durch den Freund, der ein Schöngest war, mag die Marquise einen Einblick in die Menage Orleans bekommen haben, der ihre Abneigung gegen die Familie nur zu steigern angethan war. So erzählt sie, daß der junge Prinz von Lamballe nach einem Souper bei seinem Schwager Orleans plötzlich erkrankt war, so daß man allgemein an eine Vergiftung durch den Herzog glaubte, dessen Thäterschaft nach dem Cui prodest? um so wahrscheinlicher war, als er nach dem Tode seines Schwagers der einzige Erbe der Güter des Schwiegervaters geworden wäre und in der That geworden war. Den Einfluß dieses unseligen Mannes sieht die Marquise in allen Ereignissen jener schrecklichen Zeit. Um sich auf den Thronplatz Ludwigs XVI. zu schwingen, hatte er die Hand in allen revolutionären Bewegungen. Er wurde sogar in Versailles gesehen, als am 5. und 6. Oktober der Pariser Pöbel vor das Königsschloß gezogen kam, den König und die Königin herausholte und nach Paris führte. Die Marquise hatte diese Schreckenstage mit erlebt. Ihr Sohn war Oberhofmeister bei „Madame“, der Schwägerin des Königs, lag in Versailles an der Bränne erkrankt und wohnte im Schlosse, als der Pariser Pöbel in das Schloß eindrang. Der König kam von Meudon. Zwei Regimente waren zu

seiner Verfügung; ein einmaliger Angriff auf das Gefindel hätte genügt, es zurückzutreiben, aber in seiner Schwäche und Unentschlossenheit befaß er den Truppen, sich in die Kaserne zurückzuziehen, den Gardes du Corps verbot er, sich ihrer Waffen zu bedienen. So gelang es einer Pöbelrotte, bis zu den Gemächern der Königin vorzudringen, wo die Offiziere der Gardes du Corps sich ihnen entgegenstellten. Sie wurden überwältigt und erwürgt, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und dem Wagen vorgetragen, in welchem der König und die Königin mit ihren Kindern nach Paris in die Tuilerien geschleppt wurden. In der Verlassenheit, in der sich die königliche Familie befand, hielt es die Marquise von Crequy für ihre Pflicht, so oft als möglich den königlichen Duldern Besuche zu machen. Das erste Mal, als Madame de Crequy erschien, sagte die Königin zu ihr: „Sie kommen, um Ruinen zu begrüßen.“

Die königlichen Kinder wohnten mit ihren Eltern in den Tuilerien und waren der Sorgfalt der Frau von Maurepas anvertraut, der, wenn sie durch Krankheit an das Zimmer gefesselt war, die Königin die Kinder dorthin schickte. Der Dauphin war nach der Meinung der Marquise das schönste Kind, das man sehen konnte, „mit einem Teint wie Lilien und Rosen, blauen Augen und blonden Haaren von derselben Farbe wie sie die Königin hatte. Dabei hatte das Kind einen naiven, feinen und wohlwollenden Ausdruck um die Lippen.“ Noch später, als die Marquise ihre Erinnerungen niederschrieb, läßt sie sich folgendermaßen aus: „Ich weiß gar nicht, wie ich in Erinnerung an diesen jungen Märtyrer noch von anderen Kindern reden kann, aber das Andenken an seine Amant, an sein lebenswürdiges Wesen ist unzertrennlich von den Qualen, die das arme Kind gelitten hat. Ich sehe immer noch dieses schöne, dieses sanfte, so reine Kind abgezehrt, sterbend und beschimpft. Ich sehe immer einen schmutzigen Schuhsticker, der frevelnd es mit seinem Arme bedroht

und der seine schändliche Hand über den Sproßling des heiligen Ludwig erhebt. Ich glaube immer noch diesen schändlichen Simon zu hören, der während der Nacht vor das unschuldige, auf einem elenden Lager ruhende königliche Kind tritt und ihm in die Ohren ruft: Capet, schläfst du? Wach auf, wach auf!"

Was war dieser Behandlung, in deren Folge der Dauphin und legitime König von Frankreich an der Abzehrung gestorben war, alles vorangegangen! Die Flucht der königlichen Familie nach Varennes, ihre Zurückführung nach Paris, ihre Einkerkelung, der Prozeß und ihre Verurteilung zum Tode auf dem Schafott.

Um die Königin zu retten, war von den treu Ergebenen ein Fond gesammelt worden, um ihre Wächter zu bestechen und sie aus ihrem Gefängnis der Conciergerie zu befreien. Der Gedanke war von der Marquise de Janson ausgegangen. Sie engagierte sich mit ihrem ganzen Vermögen und suchte noch entsprechende Summen von mehreren Hunderttausend Franken von der Prinzessin von Talmont, genannt Bürgerin Titin, und der Marquise von Crequy zu erhalten. Ein früherer Kapuziner, späterer Deputierter von Voix et Cher, war außersehen worden, den Plan ins Werk zu setzen. Es war ihm eine Million versprochen, die er mit dem Portier Richard und zwei Gefängnisinspektoren teilen sollte. Die Marquise von Janson hatte eine große Ähnlichkeit mit der Königin, so daß es nicht schwer geworden wäre, auf Grund dieser die Königin aus dem Kerker gehen zu lassen, nachdem die Marquise unter irgend einem Vorwande zu ihr eingelassen war. Wäre später auch die Intrigue entdeckt worden, insofern als die Marquise im Kerker zurückgeblieben wäre, so war diese entschlossen, alle Folgen zu tragen, selbst zu sterben, ohne ein Wort zu sagen. Das Projekt scheiterte an dem Widerstand der Königin, die mit Stecknadelstichen auf einem Papier erklärte, ein solches

Opfer nicht annehmen zu können. Der frühere Kapuziner, der ungefähr hunderttausend Franken in Louisdors bekommen, denunzierte die Marquise von Janson und die beiden Gefängnisinspektoren vor dem Revolutionstribunal. Sie wurden zum Tode verurteilt; die Marquise entkam ins Ausland, der eine der Inspektoren wurde von der Marquise von Crequy verstedt, der andere aber auf dem Bastillenplatze hingerichtet.

Von der Hinrichtung der Königin giebt die Marquise noch herzerreißende Einzelheiten, die zum Teil neu sind. Vor der Hinrichtung riß ihr der Scharfrichter das weiße Leinwandtuch vom Halse und der Brust weg. Sie antwortete mit einem Ausdruck höchster königlicher Entrüstung gegen diese Gemeinheit, so daß selbst die Fenster von diesem Proteste weiblicher und königlicher Würde betroffen waren. Für ihren letzten Gang hatte man Marie Antoinette einen auf die Verfassung vereidigten, also treubrühigen Priester gegeben. Sie wollte diesen nicht hören; man hatte aber Gelegenheit gefunden, sie wissen zu lassen, daß die Getreuen des Königtums Mittel und Wege gefunden, sie in articulo mortis zu absolvieren und das auf den Ablass einer Reliquie des Kreuzes Christi hin. Die Königin wußte davon. Es war aber unterlassen worden, sie wissen zu lassen, wo der Almosenier des verstorbenen Königs, der Abbé de Puget, Aufstellung nehmen würde, auf einer Bank unterhalb des die Ecke nach dem Richtplatz bildenden Gardemöbel zur linken Seite. Nun aber hatte man der Königin auf dem Totenlatten keinen Platz nach vorwärts gegeben, sondern in der Länge, so daß sie dem genannten Gebäude den Rücken zulehren mußte und sich dem die andere Ecke bildenden Hotel de Coislin gegenüber sah. Als sie aber hier niemanden erkannte, wandte sie schnell das Haupt, und ihre Blicke waren von einem himmlischen Strahl Freude überglänzt, als sie die verehrungswürdigen Züge des Abbé de Puget erkannte. Er hatte eine Art Böschung er-

kommen, zeigte der Königin aus der Ferne das Bild des Heilandes am Kreuze und erteilte ihr die Absolution.

Die Marquise von Crequy war nicht dem Beispiele der Brüder des Königs und der meisten ihrer Standesgenossen gefolgt, selbst nicht ihrer Schwiegertochter, die allesamt ihr Leben in die Fremde retteten und den König und dessen Familie ihrem Schicksal überließen. Sie war in Paris zurückgeblieben, um der königlichen Familie, so sehr sie konnte, von Nutzen zu sein, sie hielt tapfer stand gegenüber den Bitten ihrer Freunde und Geschäftsleute, blieb auf ihrem Posten und um so mehr, als man ihr sagte, daß ein Prätendent einen Spruch des Gerichtes erwirkt habe, der sie ihrer Besitzrechte auf das Lehns-herzogtum Crequy und ihrer beiden Vasiläfte in der Rue Grenelle und der Rue d'Anjou entkleiden sollte. Wohl konnte Victoire de Froulay-Crequey mit Recht von sich sagen, daß sie niemals im Leben weder eine Schwachheit spüren ließ, noch einen Skandal provoziert habe. Demgemäß zeigte sie sich auch in dieser Angelegenheit. Ihren Geschäftsleuten erwiderte sie auf deren Vorstellungen: „Gehen Sie und sagen Sie den Dummlöpfen von Richtern, daß ich dieses mein Haus vom Marquis von Fouquieres gekauft habe. Lebend werde ich daraus nicht fortgehen, noch weniger freiwillig.“

Dieser Prätendent war gewissermaßen eine geheimnisvolle Persönlichkeit. Sein wirklicher Name war Bezuchet, im Quartier Saint-Denis hatte er früher Kalbdaunen verkauft. Gewisses wußte man nicht, nur wollte der juristische Vertreter der Marquise auf die Spur eines vornehmen Hintermannes und zwar keines Gerügeren als des Bischofs von Autun, des Grafen von Talleyrand, gekommen sein, und sein Rat war der, daß das Beste für die Marquise wäre, einen Gang zu diesem zu machen, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Gegen ein derartiges Ansuchen revoltierte ihr ganzes Gefühl. Nach ihrer Meinung konnte sie einen solchen Schritt nur unternehmen mit einem

gewissen Gefühl von Achtung für Talleyrand, aber dieser war nach ihrer Ansicht der verderbteste, der verworfenste, der verabscheuungswürdigste aller Revolutionäre — ein Priester, der von seinem Thron herniedergestiegen war, um wütende Volkshaufen anzuführen, der seine Mitra mit der roten Mütze vertauschte, der seinen der Kirche und seinem Könige geleisteten Schwur gebrochen hatte. Zu diesem treubruchigen Bischof gehen, diesem für Frankreich so unglückseligen Manne, niemals! was da auch geschehen möge. — Eher zu Robespierre! Und anstatt zu Talleyrand ging die Marquise zu Robespierre, zumal dieser noch nicht den Höhepunkt seiner gebietenden Stellung im Rationalkonvent und seiner Verbrechen erklommen hatte, „sich weder als Edelmann erniedrigt, noch weniger ein bischöfliches Kleid besudelt hatte.“ Robespierre wohnte damals sehr bescheiden in der Rue Saint Honoré. Die Marquise fuhr in dem Wagen ihres Sohnes dahin. Auf dessen beiden Schlägen war das Wappen der Crequy mit einer Wolfenschart übermalt und diese trug eine Legende in griechischer Sprache, wie die Marquise sagt, die ins Französische übersetzt lautete: „Ein Windstoß ist hinreichend.“ Es war das eine aristokratische Mode, daran sich die Vornehmen erkannten und deren Bedeutung das Volk nicht ahnte. Auf dem Wege dahin begegnete die Marquise einer Gruppe von Schreibern und Tumultanten; es waren an sechzigtausend, wie die Marquise besagt (können vielleicht auch weniger gewesen sein), es waren Arbeitergruppen, die nach Brot, nach Arbeit riefen und „Nieder mit den Vornehmen!“ Den Wagen der Marquise ließen sie aber unbehelligt, so daß diese ungehindert das Ziel ihrer Fahrt erreichen konnte. Man führte sie hier in ein Zimmer im Hochparterre. Hier befand sich Robespierre, der eben seine Toilette beendete. Die sehr scharf gebrannte Frisur war schon gepudert. Er trug einen Schlafrock von perlischem, mit blauem Taffet gefüttertem Stoffe, seidene, rosa und weiß chinirte

Strümpfe und goldene oder vergoldete Schuhschnallen. In der Mitte des Zimmers war ein recht hübsches junges Mädchen, welches die Krawatte dieses Tyrannen in der Hand hielt, ein Stück von gestärktem und breitem Organbin. Als sie jedoch die Marquise eintreten sah, legte sie die Krawatte auf den Tisch nieder und holte zwei andere Schmuckstücke herbei, zwei goldene Uhren mit sehr langen Ketten. Ehe Robespierre sich Zeit nahm, einen Blick auf die Besucherin zu werfen, steckte er als fürsichtiger Mann schnell die Uhren in seine Tasche, ebenso die Börse, die auf dem Kamme lag.

„Ich habe gehört — Madame de Crequy.“ Mit diesen Worten wandte sich Robespierre nach der Marquise, sie mit etwas verwundertem Ausdruck anschauend. Die Marquise sprach weiter: „Mein Sohn ist nicht wohl genug, um heute ausgehen zu können. Er ist brustleidend, gezwungen, in einem Kuhstall zu schlafen, und konnte wahrhaftig nicht.“ — „Aber,“ antwortete Robespierre mit einer Spähermiene, „ich habe vorgestern Herrn von Crequy gesehen, oder ich müßte nicht glauben, daß dieser Ihr Sohn ist.“

Die Marquise ging direkt auf ihre Sache ein und erklärte ihm den Grund ihrer Anwesenheit und alle die falschen Angaben und Verfolgungen dieses Bezuhet. Robespierre hörte sie sehr aufmerksam, wenn auch mit sehr trockenem Ausdruck seiner Züge an, und als er darauf kam, sie über den Patriotismus ihres Sohnes und über ihren eigenen zu befragen, unterbrach ihn die Marquise mit den Worten: „Mein Herr, ich bin zu alt, um lange stehen und um Komödie spielen zu können. Erlauben Sie, daß ich mich setze, und verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen von der Revolution spreche.“ — „Aber ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung!“ rief er, indem er ihr einen Lehnstuhl zuzob. „Ich bitte Sie inständig, mir meine Zerstreuung zu verzeihen. Niemals wird Madame de Crequy sich von meiner, von Robespierres Seite über Mangel an Rücksicht zu be-

klagen haben!“ Auf den Petitionär übergehend, sagte er ihr, daß dieser ein Schurke, ein Fälscher, ein dummer Sekulant sei und daß nach den Informationen, die er, Robespierre, sich amtlicher Weise verschafft habe, seine Petition weder Vertrauen oder auch nur Aufmerksamkeit verdiene. „Ich werde nicht verfehlen,“ fuhr er fort, „davon in derselben Weise in unseren Komitees und, wenn es sein muß, auf der Tribüne zu sprechen, und ich sehe nicht ein, wie Sie das Letztere von seite des gesetzgebenden Körpers zu befürchten haben könnten. Aber nicht so könnte ich für die Gerichte stehen; denn das Eigentümliche der Richter ist, aus der Ungerechtigkeit ein Metier zu machen. Beinahe alle haben sie weder Einsicht noch Mut. Darum möchte es nötig sein, Ihre Angelegenheit auf die Tribüne zu bringen, um den Geist der Richter wachzurufen, damit Sie nicht etwa glauben, daß die Majorität der Nationalversammlung sich für Ihren Gegner interessiere. Ja, ja, dieser hat es fertig gebracht, sich unter unseren Kollegen Anhänger zu verschaffen. Es wäre gut, wenn Sie zu diesen gingen und ihnen Ihre Sache ebenjogut vorzutragen, wie Sie es mir gethan haben.“ In demselben Augenblick trat das junge Mädchen ein und überreichte ihm ein Billet von dem Pseudo-Herrn von Crequy, auf dem der Betreffende um Antwort bitten ließe. Robespierre machte sich daran, mit einem malitiosen Lächeln den Brief von diesem Bezuhet zu lesen. „Du wirst ihm sagen, daß ich keine Zeit hätte,“ sagte er dem Mädchen. Die Marquise dankte ihm dafür, und dieser Dank, obwohl in den gemessensten Ausdrücken, kam aus der Tiefe ihrer Seele. Robespierre gab ihr den Arm, führte sie bis zu ihrem Wagen und wollte nicht eher in das Haus zurückgehen, als bis sich der Wagen in Bewegung gesetzt hatte. Das war so etwas Außerordentliches, daß das junge Mädchen darob ganz starr war und ihr Vater, der Tischler, der auf dem Hofe seine Werkstatt hatte, daraus hervorkam, um sich dieses Wunder zu betrachten.

Über Robespierre äußerte sich die Marquise, daß man von ihm eher den Eindruck eines Pedanten als eines Tyrannen hatte.

Die Marquise hatte einen Haushofmeister, Dupont, ein Faktotum, das ihr in allen Vertrauenssachen von großem Nutzen war. Eine Verwandte von ihm hatte einen Juwelenarbeiter Flipon geheiratet. Aus dieser Ehe entsproß ein Mädchen, Nanon, die spätere Madame Roland. Diese war, wie die Marquise schreibt, eine der schönsten Personen, die man sehen konnte: sehr schön gebaut und sehr gut mit einfacher Eleganz gekleidet. Ihr sehr regelmäßiges Gesicht von schönem Oval glänzte von rosiger Färbung. Und diese Augen! Unter dunkelbraunen Wimpern und unter einem Wald von braunem Haar kamen die schönsten blauen Augen zum Vorschein. Die Marquise hatte auf Bitten ihres Haushofmeisters den Ehekontrakt seiner Verwandten unterzeichnet. Herr Roland war Minister des Inneren geworden, und die Marquise ging zu ihm, um seine Hilfe in ihrem Prozesse anzurufen, da die Verfolgungen von seiten dieses Bezuges noch immer kein Ende nehmen wollten. Dieser hatte es bei dem Bezirksgericht sogar durchgesetzt, daß ihm das Hotel de Crequy in der Rue Grenelle und in der Rue d'Anjou zugesprochen wurden. Aber so leichtes Kaufes ließ sich die Marquise aus ihrem Besitzum nicht verdrängen. Sie legte Berufung gegen dieses Urteil ein, und die öffentliche Meinung unterstützte sie dabei. Vielleicht hatte sie recht, gegen Talleyrand mißtrauisch zu sein, als dieser in der Nationalversammlung den Vorschlag machte, die Klage an das Kriminalgericht des Seine-Departements zu überweisen. Hier, vor einer Versammlung von Richtern in niedergetretenen Schuhschlappen und schmutziger Wäsche, führte die Marquise (la veuve Froulay-Créquy) ihre Sache, die Sache der Gerechtigkeit, ohne Verteidiger, unter dem Beifall des Publikums so glänzend durch, daß die Richter ihren Gegner, den sogenannten Karl

Alexander Crequy, in die Kosten des Prozesses verurteilten, weiter zu einer Geldstrafe und zu einer Einferkung von sechs Monaten. Später, weil er so stark aristokratische Gesinnung gezeigt hatte, wurde er noch zur Guillotine verurteilt und durch diese auch exekutiert. Die falschen Ansprüche, die Verfolgungen dieses Menschen hatten der Marquise drei Jahre schweren Kummer und Sorge gebracht. Dazu kam, daß die Familie auf die Liste der Emigrierten gesetzt wurde, daß man ihr alle Revenuen einbehielt, mit wenigen Ausnahmen ihre Güter einzog, so daß sie anderthalb Jahre ohne alle Subsistenzmittel war. Nicht genug, die Marquise wurde auch vor das Revolutionstribunal gefordert. Ein Postwagen war in der Nähe ihrer Güter in der Bretagne beraubt worden. Man brachte diese That mit Anschlügen der Chouans, der royalistischen Partei, in Zusammenhang, und in Paris wurde die Marquise dafür in Untersuchung gezogen. Sie wurde zum Verhör in einen engen Saal geführt, und was sie erwartete, wenn ihre Ankläger sie für schuldig befinden würden, konnte sie aus den Weidenkörben ersehen, welche in Form von Holzkörben an den Wänden umherstanden und von denen einem sie den Deckel emporhob. Sie waren mit Haarbüscheln jeder Farbe angefüllt. Die Frau des Pförtners, die bei ihr war, klärte sie über den seltsamen Inhalt auf. In diesem Zimmer werde die letzte Toilette der zur Guillotine Verurteilten, welche nicht mehr in den Kerker, sondern gleich zum Richtplatz geführt würden, gemacht. Das gehe so schneller, und sie habe davon das Beneficium, indem sie die Haare an die Rückenmacher verkaufe. Die Marquise war entsetzt, da auch ihr ein ähnliches Schicksal drohte. Aber glücklicherweise konnte der Untersuchungsrichter die Akten nicht finden und wird sie auch nicht gefunden haben, da die Marquise in der Angelegenheit nicht mehr behelligt wurde. Man internierte sie in ihrem Hotel und gab ihr drei Sautenlotten zur Bewachung, denen nach

der Meinung des Haushofmeisters Dupont nur beizukommen war, indem er sie mit Essen vollstopfte und im Zustande der Trunkenheit hielt. Troßdem hatte es die Marquise nicht unterlassen, Werke der Barmherzigkeit zu üben und Almosen zu spenden, wie sie es früher gethan. Aber fast wäre ihr dieser Zug des Herzens verhängnißvoll geworden. Ihr Mittelmann war der Abbé de Dampierre, und dieser kam auf den Gedanken, dem Verwalter des Hospizes der Republik fünfzigtausend Franken in Assignaten — das damalige Geld der Republik —, das fünf zu hundert stand, zu übergeben. Der Verwalter ließ die Tochter Duponts, welche das Geld überbracht hatte, arretieren. Schließlich wurde die Marquise selbst festgenommen und über ihre Beziehungen zu der Bürgerin Dupont vernommen, welche falsche Assignaten verteilte. Man durchsuchte die Marquise und brachte sie in ein kellerartiges Gefängnis, wo weder Tisch noch Stuhl, noch ein Bund Stroh war, auf dem man sich niederlassen konnte. Man untersuchte sie von neuem, aber glücklicherweise hatte sie zwanzig Doppellouisdors in ihren Schubhohlen verborgen, die der Kerkermeister nicht fand. Dagegen nahm man ihr eine Priestsacke mit Assignaten weg und ihr Gebetbuch, beließ ihr aber den Rosenkranz. Sie war hier in Gesellschaft einer schmutzigen Bande, die mit ihren dreiundneunzig Jahren Spott trieb und so nicht einmal das menschliche Gefühl vor dem Alter respektierte. Nur eine Nacht blieb sie hier. Am nächsten Morgen wurde sie nach dem Palais Luxemburg übergeführt, das man zum Gefängnis eingerichtet hatte. Hier war allerdings bessere Gesellschaft. Hier fand die Marquise die Prinzessin Rohan-Rochefort, von der sie als Almosen ein Stück Brot erbat, weil sie vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Hier fand sie den Marschall und die Marschallin von Mouchy. Als der Marschall vor das Revolutionstribunal gebracht wurde, wollte die Marschallin durchaus ihren Gatten begleiten, der Ker-

kermeister dagegen sie zwingen, im Gefängnis zurückzubleiben, wohl wissend, was ihr bevorstehe. Aber die Marschallin bestieg mit ihrem Gatten den Karren, und zwei Stunden darauf waren beide nicht mehr. Die Gesellschaft bekam einen Zuwachs in einem sogenannten Marquis aus Languedoc, der die wunderbarsten Adelstitel aufwies und die Damen in ihrem Zimmer derart belästigte, daß sie sich weder ankleiden, noch ihr Gebet verrichten konnten. Da war noch ein Abbé de Saint-Simon, mit dem er stets disputierend in Streit lag.

Die Marquise erzählte, daß sie zeit ihres Lebens nur mit Leuten ihres Standes und mit Bauern zusammengekommen sei, aber niemals mit Leuten, „die nach der Philosophie Voltaires geartet waren“ — mit der Bourgeoisie. Aber auch diese für sie so herbe Prüfung sollte sie erfahren, indem eine neue Persönlichkeit in das Gefängnis geliefert wurde, eine Madame Buffaut, eine Dame des Quartiers d'Antin, welche die große Dame spielte. Eines Tages wurde eine kleine und blaße Frau in den Kerker gebracht, die drei Nächte und zwei Tage dablies, kein Wort sprach, den Mund nur öffnete, um etwas zu essen, auch nie in den Hof hinuntersteigen wollte, um ihre Portion Brot oder Milch in Empfang zu nehmen. Das thaten für sie, wie der Kerkermeister sich ausdrückte, „die alte Creguy“, „die dicke Latrimouille“ und „die kleine Monaco“. Sie hatte eine Kassette bei sich, auf der unverwandt ihr Bild ruhte. Eines Tages kam sie nicht mehr in das Zimmer, und als man nach ihr fragte, machte der Kerkermeister am Halse die Pantomime der Guillotine. Er öffnete die Kassette und zog daraus ein ganz blutiges Mannshemd mit einem Kragen, der abgeschnitten war, wie dies bei allen zur Hinrichtung Verurteilten geschah. Dabei lag ein Büschel schwarzer Haare und ein Papier, auf dem geschrieben stand: „Für meine Mutter.“ Die Frau war dem Sohne im Tode gefolgt, aber niemals hat man ihren Namen erfahren. Es

war da eine wunderbare Gesellschaft, die in dem Kerker zusammengeedrängt war. Da stürmte eines Tages eine Art kleiner Jockey herein, der ein Glas Champagner forderte und der sich als eine Herzogin von Vouillon entpuppte — „eine kleine Demoiselle, die man municipaliter einen halb blödsinnigen Herzog von Vouillon hatte heiraten lassen.“ Da kam auch eines Tages eine Deputation aus der Comédie Française; diese wurde in den Kerker geschickt, weil sie das damalige englische Modestück Pamela gespielt und einer von ihnen auf der Bühne den Bath- und Hosenbandorden angelegt hatte. Da war die Tragödin Raucourt, welche vor den aristokratischen Damen Theaterverbeugungen machte, im Gespräche aber ihnen ihre Titel und Eigenschaften gab. Da war noch die lustige Mademoiselle Mezeraye, welche jede Nacht an einem anderen Orte schlief, mitunter sogar in einer Marmorvase des Palastes. Mademoiselle Mezeraye war aber so frostig; es war im Luxemburg bitter kalt, so daß sämtliche Damen mit ihren Decken sie kaum erwärmen konnten. Die Marquise befand sich im Luxemburg so gut oder so schlecht, wie man sich eben in einem Gefängnis unter dem Schreckenregiment befinden konnte, bis eines Tages ihr und ihren Mitgefangenen die Mittheilung wurde, daß sie in ein anderes Gefängnis übergeführt werden sollten. Später erfuhren sie, daß der Gefängnißhüter die Anzeige gemacht hatte, daß unter den Gefangenen die Neigung zum Aberglauben (Religion), zur Intoleranz und zur Verachtung der nationalen Vertretung bestehe. Solche Anzeigen wurden von den Gefängnißhütern sehr oft gemacht, nur aus Habsucht. Sie wußten, daß sie die Betreffenden auf das Schafott lieferten und daß deren Hinterlassenschaft ihnen dann zufiel. Da der Marquise und ihren Schicksalsgenossen bei ihrem Ausgange nur erlaubt war, das wenige mitzunehmen, was sie bei sich zu tragen vermochten, so ahnten sie, welchem Schicksal sie entgegengingen. Auf einem Karren, der von Witenmänn-

nern eskortiert war, wurden sie nach dem Gefängnis von Sainte-Pelagie gebracht. Hier wurde die Marquise von ihren Schicksalsgenossinnen getrennt, hatte aber dafür den Trost, ein Zimmer für sich zu bekommen, so eng und schmugig dieses auch war. Es verging ihr hier keine Nacht, ohne daß sie nicht aus dem Schlafe emporgeschreckt worden wäre. Sechs Tage hatte sie nur von Wasser und Brot gelebt und vier Wochen hatte sie keine reine Wäsche gehabt. Aber noch mehr. Unter dem Vorwande, sie zu reinigen, hatte der Sohn des Gefängnißwärters ihr die Schuhe, in denen sie ihren Schatz versteckt hatte, weggenommen. Sie bekam sie nie wieder zu sehen. In demselben Gefängnis war vor ihr Madame Dubarry gewesen, und die Marquise hatte sie einen Augenblick gesehen, als sie nach der Conciergerie gebracht wurde. Sie war durch einen Neger, der in ihren Diensten stand und den sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, denunziert worden, und die Thatsache, daß sie während ihres Afsenthaltens in England für den König, le tyran, Trauer getragen hatte, brachte sie unter die Guillotine. Als sie das Gefängnis verließ, trug sie einen Überwurf von weißem Vinon, mit rosa und grünem Atlas besetzt, dazu Schuhe von grün und rosa gestreiftem Atlas; sie war in unbeschreiblicher Todesangst, und noch im Hineingehen zum Schafott flehte sie den Scharfrichter an: „O Citoyen, töten Sie mich nicht! Ich flehe Sie darum an! Gnade! Bitten Sie für mich um Gnade!“ Es muß bemerkt werden, schreibt die Marquise, daß sie die einzige Person war, die sich im Angesicht des Todes feig benahm. Eine Art von Trost war es für die Marquise, daß sie zur Zimmernachbarin die Verwandte ihres Haushofmeisters, Maunon Zipon, nun Madame Roland, hatte. Roland, der frühere Handlungscommis von Marjeille, war Deputirter und nun Minister des Inneren geworden an der Seite Dantons, der das Kriegsministerium hatte. Aber das Ministerium des Inneren wurde nicht durch den Minister,

sondern durch dessen Frau dirigiert. Manon Ripon, la citoyenne ministre, entwarf alle Circulare, redigierte alle offiziellen Notizen und übte einen derartigen Einfluß, daß Marat die Menage Roland denunzierte, als ob sie den öffentlichen Geist hätte verderben wollen. Roland wurde vor das Revolutionscomitee gefordert und gab sich, verzweifelnd an seinem politischen Ideal, verzweifelnd an der Gerechtigkeit des französischen Volkes, im Bewußtsein seiner reinen Absichten den Tod, um sich dem Schafott zu entziehen.

Einige Monate später wurde auch Madame Roland in den Kerker geworfen und hatte hier die Bitterkeit einer Maßnahme ihres Gatten durchzukosten, der einst die täglichen Unterhaltungskosten für die Gefangenen von fünf auf zwei Franken herabgesetzt hatte, wobei diese und Madame Roland zuerst am allermeisten Not leiden mußten.

Eine Frau wie Madame Roland, die einst in einer Zuschrift an den König Ludwig XVI. diesen getadelt hatte, daß er seine Osterandacht in der Pfarrkirche des alten Louvre, in Saint-Germain-Auxerrois, gehalten habe, die einst an den „Fürstbischof von Rom“ geschrieben hatte, daß seine Macht im Entschwinden sei, seine weltliche wie seine geistliche — eine solche Frau war nicht nach dem Geschmack der alten französischen Aristokratinnen und Katholikinnen; aber diese konnte sich doch dem Reiz der Plebejerin nicht völlig entziehen. Die Marquise machte sich daran, Madame Roland von ihrer atheïstischen Richtung zum Glauben bekehren zu wollen, indem sie einen Appell an ihr Muttergefühl machte. Hier traf sie in das Herz der Fran und der Mutter. Madame Roland begann zu weinen und küßte die Hände der Marquise, die sie mit ihren Thränen benetzte. „Ihr Mitgefühl,“ sagte sie schluchzend, „erfriecht mir das Blut, macht mich stark und stolz. Noch viel seltener als die Perlen sind doch die Thränen des Alters.“ Da zuckte die Marquise zurück. Sie hätte eher den

Atheïsmus der Madame Roland ertragen können, aber niemals diesen Mangel an guter Lebensart, „dem eine wohlherzogene Person niemals verfallen wäre.“ „Es war,“ wie sie schreibt, „weder zart noch höflich, mir mein hohes Alter in Erinnerung zu bringen, durch ihr Staunen darüber, daß ich noch nicht versteinert sei. Der Mangel an Erziehung kommt doch immer wieder zum Vorschein, selbst unter hohen geistigen Anlagen und hoher geistiger Bildung. In den Gewohnheiten der großen Welt giebt es eine große Menge von Regeln, die eine Person von gutem Geschmack niemals verletzen wird, sei es aus Kenntnis derselben oder auch nur aus Instinkt.“ Dann sagt die Marquise bei dieser Gelegenheit noch ein treffendes Wort. Auf das Herz der Madame Roland scheint der Girondist Barbaroux, der so schön war, „daß man ihm nachlaufen mußte“, nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Die Marquise schloß das daraus, daß Madame Roland sich über ihn und namentlich über seine Haltung gegen ihren Gatten so bitter beklagte, indem sie hinzufügte: „Der Gegenstand der Liebe ist nicht immer der, von dem man das Beste, sondern derjenige, von dem man am öftesten spricht.“

Vier Monate blieb die Marquise in Sainte-Beagie, dann wurde sie in ein anderes Arresthaus übergeführt, das den Namen „des Oiseaux“ führte. Dieses befand sich auf dem Boulevard des Invalides und hatte seinen Namen von einer Voliere im Garten, die man von der Straße durch ein Gitter sehen konnte. Beim Ausbruch der Revolution erkletterten die „Patrioten“ das Gitter, öffneten die Voliere und gaben allen den darin befindlichen Vögeln die Freiheit. „Die unglücklichen Sklaven“ waren allerdings frei, aber diese Geschichte der Voliere — heißt es in den Erinnerungen — war die Geschichte der französischen Revolution. So wie den Parfern erging es auch den Vögeln; sie hatten in ihrer Freiheit nichts zu essen und wurden von den Kägen erwürgt. Dieses neue Gefängnis

war das gesündeste, das bequemste und das friedlichste. Der gute Dupont hatte gesorgt, daß seine Herrin hier untergebracht wurde. Gold hatte auch unter dem Schreckensregiment seinen Zauber noch nicht eingebüßt, und die republikanische Tugend der Gefängniswärter ließ sich für die Gunst, den Gefangenen Zeitungen und Schreibpapier zukommen zu lassen, wöchentlich einen Doppellouisdor bezahlen, so daß der Kerkermeister für diese Gefälligkeiten monatlich fünfzehn- bis achtzehnhundert Louisdor bezog. Später kaufte der kluge Mann eine Abtei und richtete darin eine Kattunfabrik ein. „Hätte er nicht Kirchengüter gekauft, so hätte ich weiter nichts Schlimmes über ihn zu jagen.“ Hier in diesem Arresthause hatte sich die Marquise über den Mangel guter Gesellschaft nicht zu beklagen. Sie fand die Prinzessin Josephine von Monaco, die Herzogin von Choiseul, die Vikontesse von Maille! Dieser Gefängniswärter hatte kleine Kinder, die natürlich nicht getauft waren. Als die zwei jüngsten die Mätern hatten, erhob sich die Marquise des Nachts und kaufte die Kinder, um sie zu Christen zu machen. Als sie den Kerker verließ, gab sie der Mutter davon Mitteilung, „damit die armen Kinder wüßten, woran sie sich zu halten, wenn Gott ihnen das Leben ließ.“

Es gehörte in jener schrecklichen Zeit kein geringer Mut dazu, politischen Überzeugungen, den Gesetzen der Religion und des Glaubens die Treue auch in Handlungen zu bezeigen. So hinderten selbst die Kerkermauern die Marquise nicht, die Verbindungen mit einem royalistischen Komitee aufrecht zu erhalten. Das Haupt desselben war der Abbé de Dampierre, der beinahe jede Nacht in ihrem Hotel Rue de Grenelle schlief. Aber er betrat dieses nie bei hellem Tage, und wenn er es verließ, geschah es mit Hilfe einer Strickleiter über einer Mauer des Gartens. Von da konnte er zwischen grün bewachsenen Mauern in ein Gewirr von Gäßchen kommen, wo sich eine Bretterbude befand, die durch Steinhaufen

und durch Erdauswürfe so versteckt war, daß man von den benachbarten Häusern aus davon kaum etwas sehen konnte. Hier fand er immer Schiffszwieback, Wein, getrocknete Früchte und die Kleider eines Arbeiters vor. Erschien ihm der Ausgang aus dem Gäßchen sicher, so öffnete er eine kleine Pforte, welche auf einen engen Durchgang führte, und dieser mündete wieder auf das Haus der Marquise, „Kotkreuz“ genannt, aber niemals lehrte er durch dieselbe Pforte zurück, durch die er gekommen war. Das alles hatte der gute Dupont ins Werk gesetzt, so daß selbst die Spürhunden des Komitees der allgemeinen Sicherheit davon nichts entdecken konnten. In „Kotkreuz“ hatte Abbé de Dampierre seine Kapelle eingerichtet; unmittelbar nach der heiligen Messe wurden die Gefäße in dem Versteck untergebracht, wo sich die ganze Korrespondenz der royalistischen Komitees mit Frankreich und dem Auslande, die Diamanten der Marquise, die Reliquien des Hauses, ebenso die Eriparnisse und der Schatz der Partei befanden. Auch der Herzog von Penthièvre hatte dahin alle seine Papiere gegeben. Während dieser krank in der Normandie danieder lag, führte der Schwiegersohn wieder einen bösen Streich gegen den Vater seiner Gemahlin aus. Um zu verhindern, daß das Sequestergegeß auf die Güter Anwendung finde, die er nach dem Tode seines Schwiegervaters erben würde, denunzierte er diesen, als wolle er auswandern, woran der Herzog von Penthièvre niemals dachte. Durch die Abwesenheit des Herzogs von Paris sah die Marquise sich vollständig verlassen. Ihr Sohn befand sich im Gefängnis des Madelonnettes, ihre Schwiegertochter in einer Villa bei Basel und ihr Enkelsohn in Privatpflege, immer weinend und nach seiner Vonne verlangend, nach der Tochter des guten Dupont, welche ebenfalls in das Gefängnis geworfen worden war, nachdem sie in das große Spital von Paris für fünfzigtausend Franken Assignaten, die man für falsch erklärte, hatte bringen wollen. Der Aufenthalt

im Gefängnis des Oiseaux wurde der Marquise dadurch erträglich, daß die Gefangenen Verlehr mit der Außenwelt unterhalten konnten. Dieser wurde durch den Abbé de Dampierre ins Werk gesetzt; durch ihn stießen die Unterstützungsgelder der royalistischen Association de la Regence aus Frankreich und dem Auslande der königlichen Familie und deren Umgebung zu, durch ihn kamen die Briefe von den Emigranten und die Nachrichten über alle Vorgänge in Paris selbst zur Kenntniß der Gefangenen. Die Vermittlerin war die Frau des Gefangenwärters. So war man über die Wegführung der königlichen Familie aus den Tuileries nach dem Temple unterrichtet, wie diese in einem Wagen vor sich ging, in welchem außer dem König und seiner Familie, der Prinzessin Lamballe und der Gouvernante der Kinder von Frankreich, der Marquise Madame de Tourzel der Ankläger der Commune Manuel und ein Municipalrat sich befanden. Die Marquise erzählt, wie dieser schreckliche Manuel dem Könige im Gefängnis die Mitteilung machte, daß Frankreich sich zur Republik erklärt habe, daß er nun nicht mehr König sei und sich jetzt die Gelegenheit biete, ein guter Bürger zu werden. Dabei befahl er dem Kammerdiener des Königs, diesem alle Orden und den königlichen Anzug abzunehmen. Sei er mit diesem aufgestanden, so könne er sich im Schlafrock eines einfachen Bürgers zu Bette legen. Man wird sich denken können, welche Empfindungen die Mitteilungen einer Korrespondenz vom 11. Dezember 1792 hervorriefen, in der angezeigt wurde, daß man dem Könige, der nur noch Louis Capet oder Louis de la Tour genannt wurde, verweigert worden war, sich selbst zu rasieren, nachdem dies drei Monate und dreizehn Tage nicht geschehen war, so daß der Bart eine ungewöhnliche Länge erreicht hatte, was in jener glattrasierten Revolutionszeit etwas ganz Ungewöhnliches war. Man gestattete dem König zwei Rasiermesser, mit denen er sich aber nur unter den Augen von vier Kom-

missären rasieren durfte, die sie nach vollendeter That in Verwahrung nahmen. Der Königin und ihren Kindern verweigerte man sogar die Scheren, um sich die Nägel zu beschneiden, und für sie und ihre Kinder reine Wäsche. Das Schrecklichste aber war Marie Antoinette in den Septembertagen desselben Jahres vorbehalten, als sich unter ihren Fenstern im Temple eine Horde von Schreckensmännern versammelte, die ihr wildes Toben ertönen ließen, eine Aufforderung an die Königin, sich am Fenster zu zeigen. Und als Marie Antoinette diesem Begehren nicht nachkam, brangen die Kannibalen in das Zimmer der Königin ein, um ihr den Kopf ihrer Freundin und Verwandten, der Prinzessin von Lamballe, zu bringen. Das unglückliche Opfer war vor den Thoren des Gefängnisses La Force getödet worden. Man hatte ihr das Herz aus dem Leibe gerissen, die Wangen mit Blut beschmiert und einen Friseur gezwungen, das blonde Haar des entseelten Kopfes zu rasieren und zu pudern, und so wurde es auf einer Pike durch die Straßen von Paris getragen bis vor den Temple und in das Gefängnis der Königin, in das die Bluthunde lachend mit den Worten eintraten: „Wir wollten dir nur den Kopf der Lamballe zeigen.“ Die Königin fiel in eine Ohnmacht, die zwei Stunden dauerte und sich in der Nacht mehreremal wiederholte.

Die Marquise wollte nach ihrer Äußerung in ihren Erinnerungen keine Geschichte der Revolution schreiben, sondern die Ereignisse nur insofern berühren, als sich diese auf die Gestaltung ihres äußeren Lebens und die Empfindungen des Herzens bezogen. An einer Stelle schreibt sie: „Wenn man so alt geworden ist und die Macht der Thränen über einen kommt, so muß man den Schleier niederfallen lassen und unter seinem Schleier weinen.“ Zu diesen Worten kommt sie bei Gelegenheit des Todes ihres alten Freundes, des Herzogs von Penthièvre, der fern von Paris in der Normandie gerade

einen Monat vorher starb, als der Konvent die Einkreuzerung aller französischen Prinzen und den Sequester auf deren Güter dekretiert hatte. Dann kamen die Blutgesetze gegen alle diejenigen, welche des Verkehrs mit den Emigrierten oder auch nur mit dem Auslande verdächtigt worden waren. Schon die Anklage war eine Verurteilung, und kein anderes Gesetz in der Welt wäre vermögender gewesen, die schlummernden bösen Leidenschaften der menschlichen Natur zu wecken, als dieses, welches den Demunzianten ein Drittel der Besitztümer des Angeeschuldigten versprach. Wie die Marquise direkt davon berührt wurde, werden wir später erfahren. „Paris,“ bemerkt sie, „gehörte damals niemandem.“ Der sozialistisch-kommunistische Charakter der Revolution begann durch alle Mächte des republikanischen Paradeskostüms hindurchzubilden. Wer noch etwas besaß, mußte es zum Besten des Ganzen hingeben. Jeder Staatsangehörige, auch jeder Lump, hatte das Recht, täglich vierzig Sous zu seinem Lebensunterhalte zu bekommen, „damit so diesen Subjekten Gelegenheit gegeben sei, den Sitzungen der Klubs oder den Versammlungen ihrer Sektion anzuwohnen zu können.“ In Paris herrschte damals die Hungersnot, und man empfand dies in den Gefängnissen bitterlich, da kein Brot mehr gereicht wurde, sondern nur kleine Portionen von getrockneten Hülsenfrüchten, die sich die Gefangenen, um nicht dem Hungertode zu verfallen, erst zurecht machen mußten. Dabei wandelte die Guillotine durch das Land. In Paris konnte man nicht mehr mit einem Beile der unheilvollen Maschine fertig werden, man erfand eine mit neun Messern. Die heutige Place de la Concorde war derart mit Blut überflutet, daß die Hunde von ganz Paris herbeikamen, um es zu lecken. Die Blutgier der Menschen war in die Tiere gefahren. Sie fanden sich in so ungeheuren Massen zusammen, daß sie eine Gefahr für alle Passanten wurden, daß sie diese, namentlich die Fuhrwerke, angriffen, bis

die Nationalgarde von Paris unter sich beschloß, sich der Bestien zu entledigen. Sie wurden aus den Champs Elysées auf die heutige Place de la Concorde und die Rue Royale zusammengetrieben und erschossen. „Auch darunter ein Jakobiner,“ bemerkt die Marquise nicht ohne Genugthuung. Es waren dreitausend tote Hunde, über deren Hinwegschaffung zwischen der Commune von Paris und der Staatsbehörde Streitigkeiten entstanden, indem die eine der anderen die Verpflichtung dazu zuzuschreiben trachtete. Die Verhandlungen dauerten drei Tage, und sie hätten sich auch noch länger hingezogen, wäre nicht durch die Thür des Sitzungssaales der bestialische Gestank gedrungen, welchen die Kadaver der Tiere verbreiteten. Und nun kam man überein, sich dieser Gefahr für den Gesundheitszustand von Paris zu entziehen. Nichts vermag den Haß gegen die Aristokratie eindringlicher zu illustrieren, nicht die Verfolgungen, nicht die Guillotine, als die Bosheit, die Verachtung, die in dem Mittel lag, sich der Tierleichen zu entledigen. Man holte aus den Remisen alle die Equipagen und Staatswagen, in denen die Vornehmen einst durch die Straßen von Paris oder nach den Tuileries gefahren waren und welche die sogenannte Regierung mit Beschlag belegt hatte. In diese Equipagen verpackte man die Hunde so, daß aus den offenen Schlägen die Hundeköpfe und Hundeschwänze heraussehen; und so ging die Prozession durch die Straßen von Paris.

Kein Verbrechen, kein Laster giebt es, dessen die Marquise von Crequy den Herzog Ludwig Philipp von Orleans, den Schwiegersohn des Herzogs von Penthièvre, nicht für fähig gehalten hätte. Auf ihm lag die Blutschuld vom Tode des Königs, und nicht undeutlich läßt sie durchblicken, daß ihm auch die Schuld an dem Tode der Prinzessin Lamballe beizumessen sei, der er, als der Schwiebertochter des Herzogs von Penthièvre, ein ansehnliches Wittwengehalt zu bezah-

len gehabt hätte. „Es giebt Familien,“ schreibt sie, „in denen der Durst nach Gold so erblich und unaustilgbar ist, daß die tragischsten und unvorhergesehensten Vorfälle immer vorkommen und gerade zu rechter Zeit, damit jene sich bereichern können.“ Und schließlich kam auch für den Orleans die Stunde, wo er den Karren besteigen mußte. Vom Spiele im Palais Royal wurde er hinweggeholt und in die Kerker von Marseille gebracht, dann aber wieder nach Paris zurückgeführt und in die Conciergerie, das Vorzimmer der Guillotine, eingeschlossen. Hier empfing er das Todesurteil, und die royalistische Kongregation sorgte dafür, daß ihm, der alle Geseze und Gebräuche der Religion verabscheut und profaniert hatte, der letzte Trost in der Todesstunde nicht entzogen würde. Als er von dem Justizpalast bis vor die große Pforte des Palais Royal, seines Palastes, gefahren wurde, verfolgten ihn die wilden Volksmassen mit Gebrüll und tosendem Geschrei, und das ging so fort bis zum Schafott. Mit ihm auf demselben Karren befand sich ein Schlosser, der laut tobte und schrie und seiner Entrüstung Luft machte, daß man ihn mit dem Verbrecher Orleans gemeinsam zum Tode bringe. Das einzige, was die Marquise mit dem Herzog veröhnen konnte, war ein Brief des deutschen Priesters, Pfarrers Lothringer, an sie mit einem Berichte über die letzten Stunden des Herzogs. Danach hatte er gebeichtet und seine Sünden bekannt und bereut. Am Fuß des Schafotts angekommen, hat er den Priester noch um eine zweite und letzte Absolution. Und als dessen Worte durch das wilde Geschrei der Menge erstickt wurden, sagte er: „Ich bin ihnen darum nicht böje. Ich erkenne jetzt wohl, daß meine Verurteilung von weiter und von höher herkommt.“ Als der Moment des Todes für ihn gekommen war und die Henkersknechte, die ein Recht an den Kleidungsstücken der Guillotinierten hatten, ihm die Stiefel ausziehen wollten, jagte er: „Ich will so schnell als mög-

lich sterben. Machen wir schnell; es wird viel leichter gehen, die Stiefel meinem Leichnam auszu ziehen.“

Dupont, der treue Diener der Marquise, hatte Mittel und Wege gefunden, seine Herrin im Gefängnis von diejem allem zu unterrichten, was sich in Paris unter der Bevölkerung, die endlich der Blutorgien der Revolution und namentlich des Konventes überdrüssig zu werden begann, vorbereitete und sich insolgebeßen begab. Dupont hatte von der Marquise die Erlaubnis erhalten, die Volkstracht der Revolution, die Carmagnole, anzulegen, konnte sich aber nicht dazu entschließen, die rote Mütze der Revolution aufzusetzen, auch nicht den Hut ohne Kolarde, was ihn verdächtig gemacht hätte. So begnügte er sich, barhaupt zu gehen, „dank seiner Fülle von roten Haaren, welche ihm das Aussehen eines vollkommenen Terroristen gaben,“ wie seine Herrin schreibt. So war es ihm möglich, die ganze Peripetie des neunten Thermidor, des Sturzes von Robespierre, zu beobachten und seiner Herrin davon Bericht zu geben. Er war dabei, wie der Volkstyrann nach den Scenen im Stadthause, wo Tallien ihn beschuldigte, nach der Diktatur zu streben, auf der Straße von dem Pöbel, der ihn einst zugejauchzt hatte, insultiert, verwundet und auf dem Wege zu dem Revolutionstribunal in die Tuilerien gebracht und in den Gemächern der Königin, wo der Wohlfahrtsauschuß tagte, auf eben dieselbe Tafel niedergelegt wurde, auf der er so viel Todesurteile unterschrieben hatte. Er, der todwunde Mann, konnte, um seine Wunden zu verbinden, nur Fetzen einer dreifarbigten Schärpe erlangen. Hier vor ihm zogen die Mitglieder des Konventes vorbei und überhäuften ihn mit Beschimpfungen und Berwünschungen. Er wurde in den Todestarren geworfen, und auf dem Wege zur Guillotine verfolgte ihn der Geschrei der Volksmassen, die ihn zu zerreißen drohten. Nicht ohne Genugthuung verzeichnet die Marquise, immer nach den Erzählungen ihres Dupont, den Ausruf,

den ein alter Mann in der Uniform eines Gendarmen angeichts aller dieser Vorgänge gethan hatte. „Es ist wahr, es existiert ein höheres Wesen.“ Mit dem neunten Thermidor, dem Sturze des Hauptes des Terrorismus, war aber noch nicht dieser selbst beendet. Für die armen Gefangenen war nur der Name des Tyrannen weg, der Terrorismus war geblieben; er gebärdete sich nur etwas gemäßigter, entsprechend der Äußerung Talliens, daß die Gegenrevolutionäre mit mehr Anstand verurteilt werden sollten. Man könne nicht dreihunderttausend Personen in den Kerker behalten und füttern, man müsse die Verurteilung derer fordern, welche auf das Gesetz gegen die Verdächtigen hin gefangen genommen waren. Von der Anwendung dieses sollte die Marquise betroffen werden und zwar durch einen abtrünnigen Mönch. Dieser, Namens Dasny, hatte die Stelle eines Substituts des Gefängnishüters erlangt, den er auch bei dessen Abwesenheit vertrat. Die Marquise machte aus ihrer Abneigung gegen den entlaufenen Mönch gar kein Hehl, und er bezahlte ihr diese hundertfach zurück. So schien er etwas von ihrer Verbindung mit dem Auslande gewittert zu haben und machte diese zum Gegenstand einer Denunziation, die aber vorläufig kein Resultat hatte, da der Gefängnishüter mit Tallien gut stand, denn er, wie die Marquise annehmen zu dürfen glaubte, einen Teil der oben erwähnten Gelder der Gefangenen zukommen ließ. „Wir waren,“ so erzählt die Marquise, „immer in Angst, wenn der Gefängnishüter abwesend war; denn dann trat dieser Dasny an seine Stelle und benutzte die Abwesenheit seines Vorgesetzten, um uns zu tyrannisieren.“ So war eines Tages, Ende Juli, der Gefängnishüter in Geschäften weggegangen. Während dieser Abwesenheit kam Dasny und befahl der Marquise, vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen und auf den Karren zu steigen, wo sich schon die Gräfin von Narbonne befand. Er fügte hinzu, daß „der Wadofen“ nur noch sie

erwarte. Entschlossen und nach Abschiedsgrüßen an alle älteren und jungen Gefangenen folgte die Marquise dem Befehle — zum Tode bereit. Eine Dame, Olympia de Neuillant, machte dem ehemaligen Mönchspfaffen Vorwürfe, eine so tugendhafte Frau, eine Dame von diesem Alter in den Tod zu schicken. „Liebes Kind,“ antwortete ihr die Marquise, „man hat in dieser Zeit gar kein Alter mehr, alle Welt ist fünf und neunzig Jahre alt.“

Dasny drängte in die Marquise, daß sie sich beeilen möge. Diese aber wollte noch dem Abbé Texier einige Worte sagen und einige von ihm empfangen, und daher ging sie in dessen Zimmer, zum großen Verdruß des abtrünnigen Mönchs, der sie bedrängte. Der Karrenführer fing an zu schimpfen in folgenden Worten: „Wirst du denn niemals fertig, alte Aristokratin, alte Autokrat, alte vornehme Pfaffenhaube? Sage mir deinen Namen und deine sonstigen Zugehörigkeiten für mein Register!“ — „Das ist Eure Sache, meinen Namen zu wissen,“ erwiderte ihm ruhig die Marquise, „und was die Eigenschaften betrifft, die Ihr mir da vorwerft, so habe ich dieselben nie belesen.“

Die Ruhe und Würde, mit der die Marquise ihm das sagte, schien den Mann entwaffnet zu haben. Er entschuldigte sich, daß er ihr keine Grobheiten habe sagen wollen, nur ein wenig Scherz mit ihr machen, nicht sie beleidigen aus Respekt vor ihrem Geschlecht und ihrem Alter.

Dasny aber drängte zur Abfahrt, um so mehr, als sich von draußen jetzt an der großen Pforte die Klingel hören ließ. Der Gefängnishüter trat ein und ließ sich die Register des öffentlichen Anklägers geben. „Nichts da,“ sagte er. „Hier handelt es sich nicht um die Witwe Crequy-Froulay, sondern um die Frau Crequy du Muy, Maria Theresia du Muy (die Schwiegertochter der Marquise), die angezeigt ist, aus dem Auslande zurückgekehrt zu sein. Bürgerin, Sie können wieder hinauf gehen.“ Ohne die Dazwischenkunft des Kerkermeisters wäre die Marquise unfehlbar zum Schafott geführt

worden unter dem Namen ihrer Schwiegertochter gemeinsam mit der Gräfin von Narbonne und drei Bauern aus der Vendée. Bierzehn Tage darauf durfte sie den Kerker verlassen.

Als die Marquise frei in ihr Haus, das Hotel de Crequy, in ihre früheren gewohnten Verhältnisse zurückkehrte, fand sie sich in einem ganz merkwürdigen geistigen Zustande. Sie wußte nicht, was sie mit sich und ihrer Freiheit anfangen sollte. Sie glaubte sich in einer ihr ganz fremden Welt. Es war noch daselbe Hotel die Crequy, aber daraus war alles fort, was mit der Vergangenheit in Zusammenhang gestanden hatte: ihre Familie (ihren Enkel hatte man zuletzt noch zu seiner Mutter nach der Schweiz gebracht), ihre ganze Gesellschaft, die du Chatelets, die Damen Grammont, Ronaco, die Lauzun, die Mouchy, die Lesdiguières, Canaple und die Marschallin von Noailles. Zwölf Personen ihrer intimsten Bekanntschaft hatte sie verloren, so daß sie zuletzt sich nach dem Kerker zurückkehrte, nach den Gefährtinnen ihrer Gefangenschaft, anstatt in dieser neuen Welt allein zu stehen. Die merkwürdigste Veränderung aber war in ihrem Inneren mit ihr selbst vorgegangen. Jetzt, wo sie niemand um sich hatte als ihre Dienerschaft; jetzt, wo diese allein ihren Verkehr mit Menschen bildete, kam ihr die Erkenntnis, daß dieses ihr Niedersehen auf diejenigen, welche sie nicht für so vornehm glaubte als sich, daß ihre Exklusivität ein falscher Standpunkt war, ein Widerspruch gegen die religiösen Überzeugungen, die sie immer bekannt hatte. Diese seien in dem äußeren Gang der Ereignisse zum Ausdruck gekommen und hätten da eine vollkommene Gleichheit zu stande gebracht, von der sie während der Revolution genugsame Beweise erhalten. Zu diesem Geständnis kommt die Marquise bei Gelegenheit einer Spazierfahrt im Fialer. Sie begegnete dabei einem Volkshaufen, und als ihr Diener auf Kundschaft ging, um zu hören, was denn los sei, wurde ihr der Bescheid, daß das Volk im Pan-

theon die Gebeine Marats aus dem Grabe gerissen habe und in einem Korbe in die Latrinengänge von Paris verschütten wolle — die Gebeine deselben Marat, vor dessen „heiligem Herzen“ sie im Luxemburg einst hatte niederknien sollen! Aber noch Merkwürdigeres erlebte sie auf dieser Fahrt — die vollständige Umwandlung in der Stimmung des Volkes. Was vor zwei Jahren noch ein Todesverbrechen gewesen wäre, das wurde jetzt, 1794, geradezu mit Sympathien aufgenommen — die Ansehung des Dieners, daß die Frau Marquise von Crequy die Herren um Auskunft bitten lasse. Und nun kamen fünf bis sechs junge Leute an den Wagen heran, frugen die Marquise, ob sie aus dem Kerker komme, drückten ihr die Hände und erwiesen ihr so viel Respekt, Anteil und Wohlwollen, ergingen sich geradezu in Jubelausbrüchen, daß nach dem Ausspruche der Marquise ein derartiger Umschlag für spätere Zeiten kaum zu glauben sein möchte, auch selbst in den Büchern der Geschichte nicht. „O,“ ruft sie aus, „die Menschlichkeit ist doch mehr, als man glaubt, namentlich, wenn sie durch das Leiden geläutert ist!“ Die Marquise befand sich so in einer völlig veränderten Lebensatmosphäre. Es war noch daselbe Paris, es waren dieselben Straßen, dieselben Plätze, aber es gingen Menschen darin herum, die einer anderen Zeit anzugehören schienen, um zweitausend Jahre zurück, dem griechischen oder römischen Altertum; denn in dieses gehörte ihre Kleidung in Tunika, mit bloßen Beinen, ihre Sprache, ihr ganzes Behaben. Unter jungen Leuten beiderlei Geschlechts mußte ihr ein roher und familiärer Ton auffallen, der nicht der ihrer Eltern gewesen war. Sie klagte über die Erziehung, die da erlaubte, daß die Kinder Vater und Mutter dügen durften. Sie erwähnt einer Marquise de Saint-Pierre, die aus der Emigration nach Frankreich zurückgekehrt war, aber nicht mehr bleiben wollte, weil bei ihrer Ankunft ihr Enkel sie mit Du angeredet hatte, da das so Mode sei, und die darum

nach England ging, „wo man niemanden duzt“. Mit dem Ende des Schreckensregimentes hatten die Leiden, die Beängstigungen und Verfolgungen für die Marquise aber noch nicht völlig aufgehört. Was bis dahin Robespierre oder Fouquier-Tinville geheißt hatte, wurde jetzt Bonaparte und sein Helfershelfer Fouché genannt, besonders nach den Atteutaten auf den ersten Konsul, welche man den Royalisten in die Schuhe schob und von denen auch die Marquise berührt wurde, wenn auch nicht direkt, so doch in dem Schicksal ihrer Freunde. Aber alle diese Erlebnisse waren nichtsjugend gegen den großen Schmerz, der sie auf der Höhe ihres Lebens an der einem Menschenleben gesetzten Grenze traf. Sie verlor ihren Enkel, den man zu seiner Mutter nach der Schweiz gebracht hatte und der in einem Schlosse bei Basel an einer Gehirnentzündung starb. Kurze Zeit darauf verstarb auch der Vater des Jungen, ihr Sohn, der Marquis von Crequy, am Herzschlag. Nun stand die fast Hundertjährige ganz allein, ohne Familie, ohne Freunde, in einer Zeit, die sie nicht mehr verstand, aber — nicht ohne Erben, und diese waren die Breteuil, ihre Verwandten, und für diese setzte sie auch die Aufzeichnungen fort, die sie bis dahin für ihren Enkel niedergeschrieben hatte. Auf deren Bitten schrieb sie noch ihre Andeutung bei Napoleon Bonaparte, die den Schluß ihrer Denkwürdigkeiten bildet und in der sich der Ring ihres Lebens schließt. In ihren alten Tagen machte sie noch eine Reise in die Provinz auf ihre Domänen nach Montflauz, ihren Geburtsort, als wollte sie von ihren Besitzümern und dem Leben Abschied nehmen; aber der Eindruck von dieser letzten Tour war ein sehr trauriger. Überall zerstörte Schlösser, zerstörte Pachtböfe, Straßen, die nicht mehr passierbar waren, weil die Unterhaltung den Gemeinden zufiel und diese unter der Steuerlast fast zusammenbrachen. In den Städten begegnete sie fast nur inso-

lenten oder böswilligen Gesichtern, einem herausfordernden, brüskten oder mißtrauischen Tone. Das ging bis zu den Kindern, die ein feindliches und verderbtes Wesen zeigten, den Haß im Herzen. „Der Reid,“ schreibt die Marquise, „hat keine Sättigung erfahren, überall herrscht Elend. Das war der Mühe wert, um eine Revolution zu machen!“ Ein in sich geschlossener Charakter, blieb die Marquise sich bis in ihre letzten Tage treu, treu auch ihrem Haffe gegen die Orleans, deren Hausfarben Blau und Rot sie zu ihrem Schmerze mit dem weißen Lilienbanner zur Tricolore von Frankreich vereint sehen mußte. Und nun gegen Ende ihres Lebens kam jene drückende, furchtbare Stimmung der Nichtigkeit alles Irdischen über sie und die Frage, die keinem denkenden Geiste, keiner hervorragenden Natur erspart bleibt, die Frage: Wozu war das alles? „Was hilft mir heute,“ schreibt sie am Ende ihrer Aufzeichnungen, „dieser schöne Name Crequy, dessen letzte Trägerin ich bin und den man bald in ein schmutziges Register an Seite von irgend jemand eintragen wird!“ Dieses geschah am 15. Februar 1803, wo man Madame René Charlotte Victoire de Fronlay, Witwe von Louis Marie Marquis de Crequy, im Alter von hundertein Jahren in Paris verstorben einzeichnete. Das Journal des Debats sagt in einem Nachrufe: In hohen Tagen, in guten Werken und in vollem Ruhme hat Madame de Crequy einen Lebenslauf vollendet, der sehr lang in den Augen der Welt, aber viel zu kurz für ihre treuen Freunde war.

Anmerkung. In der ersten Hälfte des Artikels „Die Marquise von Crequy“ S. 410 zweite Spalte ist ein sinntestellender Druckfehler, second anstatt second, zu verbessern. Ebenso wäre S. 416 zwischen die Namen Egmont und Horn ein „von“ einzufügen, um so der Annahme vorzubeugen, als wären die Grafen Egmont und Horn ein und dieselbe Familie, wenn sie auch schon durch Bande des Blutes verwandt waren.



Litterarische Mitteilungen.

Das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon.



n verhältnismäßig kurzer Zeit folgt der dreizehnten Auflage unseres berühmtesten und gediegensten Nachschlagewerkes die vierzehnte, und es ist dies ein Beweis dafür, wie weit verbreitet und viel begehrt dieses Werk ist; denn ohne Notwendigkeit wird keine Verlagshandlung ein so kostspieliges Unternehmen in neuer Auflage erscheinen lassen; namentlich seitdem die Ausstattung durch Illustrationen und Karten beträchtlich teurer geworden. Es ist entschieden ein Zeichen der Zeit, daß man schon nach fünf Jahren mit voller Berechtigung eine neue Auflage herstellen kann, nicht nur, weil die alte vergriffen ist, sondern auch, weil in einer großen Menge von Fragen auf den verschiedensten Gebieten ganz neue Gesichtspunkte, Erweiterungen, Aufschlüsse und daneben eine gleichfalls beträchtliche Menge ganz neuer Begriffe das Recht der Erörterung beanspruchen können. Eigentlich tritt das Konversations-Lexikon mit den letzten Auflagen in eine ganz neue Phase der Bedeutung: es bildet zugleich eine Art Chronik der Zeit, denn viele Begriffe, die sich durch die Bewegungen auf dem socialen Gebiete bilden und entwickeln, werden hier erörtert und es wird nicht, wie dies in früherer Zeit gebräuchlich war, der Abschluß einer bestimmten Erscheinung auf geistigem oder socialen Gebiete abgewartet, sondern der Standpunkt klargelegt, den die Sache für den Augenblick einnimmt.

Wir haben bei einer früheren Gelegenheit bereits die Entwicklung des ganzen Unternehmens geschildert und erwähnen hier nochmals, daß dasselbe das Hauptunternehmen der am 15. Oktober 1805 von Friedrich Arnold Brockhaus in Amsterdam gegründeten, 1811 nach Altenburg und 1818 nach Leipzig verlegten weltbekannten Firma ist; Brockhaus hatte das Werk 1808 während seines Besuchs der Leipziger Messe gekauft. Es war 1796

von Dr. Löbel und Advokat Bouche begonnen worden, dann nach und nach an vier weitere Besitzer übergegangen, ohne aber über den Buchstaben S hinausgebracht worden zu sein. Brockhaus beendete die erste Auflage 1809 bis 1811 mit Hinzufügung zweier Supplementbände. Gleich im folgenden Jahre begann er eine neue gänzlich umgearbeitete Auflage des Werkes herauszugeben. Der Erfolg war überraschend. Es folgten zu seinen Lebzeiten noch vier weitere Auflagen; Umfang und Zahl der Bände wurde immer größer. Das Verdienst von Brockhaus besteht darin, daß er in dem verunglückten Unternehmen seiner Vorgänger den Stoff zu einem Volksbuch erkannte und es durch seine Energie und geschickte Leitung auch wirklich zu einem solchen machte. Das Konversations-Lexikon ist seitdem zu einem der wichtigsten Typen des Büchermarktes aller Länder geworden.

Die Verlagshandlung beabsichtigt, die neue Auflage bis zum Jahre 1896 fertigzustellen, um dann mit ihrem vollständigen Erscheinen das Jubiläum des hundertjährigen Bestehens zu begehen. Nimmt man die vierzehn Auflagen, welche in diesem Zeitraume verankaltet wurden, so hat man eine Darlegung und Entwicklung des öffentlichen Lebens, die einzig in ihrer Art dasteht und für das historische Studium von denkbar größtem Werte ist. Denn abgesehen von den bereits vor hundert Jahren abgeschlossenen Fragen kann man alle späteren Ereignisse und Forschungen hier in getreuer und doch schon abgeklärter Weise verfolgen, weit wertvoller als die in Journalen und vom Freithader beeinflussten Zeitungen gegebenen Mitteilungen.

Unter den vierhundert Mitarbeitern, welche das Werk aufzuweisen hat, befinden sich Gelehrte aller Richtungen, Fachmänner auf praktischen Gebieten, militärische Kapacitäten, und man darf anerkennen, daß die Mitarbeiter sämtlich bemüht sind, sich dem Zwecke des

Ganzen unterzuordnen und nach besten Kräften in objektiver Weise die allgemeine Bildung zu fördern. Wir könnten an einzelnen Beispielen leicht beweisen, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Redaktion des ganzen Werkes vorgeht. Soweit es irgend möglich ist, werden die wichtigen Tagesereignisse bis zur Ausgabe der einzelnen Bände berücksichtigt. Es sollen planmäßig sechzehn Bände erscheinen, von denen jeder tausend Seiten enthalten wird. Neunhundert Tafeln bringen Abbildungen, wobei außerdem noch eine große Anzahl erläuternder Bilder im Texte angebracht werden. Nur da, wo das Bild wirklich ergänzend und belehrend wirkt, ist von ihm Gebrauch gemacht. Aber dann auch in

einer Herstellung, die dem Zweck in bester Weise entspricht. Besonders Lob verdienen die farbigen Tafeln, welche zu Abhandlungen aus der Naturgeschichte gehören; aber auch die Karten und Pläne sind in jeder Hinsicht gelungen.

Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, auf das verdienstvolle Unternehmen zurückzukommen. Vorläufig sollte hierdurch nur auf das neue Erscheinen hingewiesen und dabei betont werden, daß auch diesmal wieder das Brochhaus'sche Konversations-Lexikon durch die Gediegenheit der einzelnen Artikel, die Reichhaltigkeit im ganzen und die sorgfältige, man könnte sagen mustergültige Ausstattung seinem alten Rufe entspricht. W.

Litterarische Notizen.

Eifernde Stebe. Roman von Ernst von Wildenbruch. (Berlin, Freund u. Jedel.) — Wildenbruch hat hier einen Roman geschaffen, der nach dem zu Grunde gelegten Problem auffallend zur dramatischen Behandlung geeignet scheint, aber der Dichter hat doch wohl gethan, die Form des Romans zu wählen, denn sein Held, in dessen Erscheinung das ethische Princip dem künstlerischen untergeordnet ist, würde auf der Bühne nur schwer geduldet werden können, weil die Entrüstung beim größten Theile der Zuschauer die Bewunderung für die konsequente Durchführung des Problems zurückdrängen würde. Man würde überdies denselben Einwand erheben können, der den meisten von Wildenbruchs größeren Bühnenwerken zu teil wurde: nämlich, daß die Handlung in zwei Theile zerfiel, von denen der erstere große Erwartungen erweckte, während der letztere denselben einen entsprechenden Abschluß schuldig bleibt. Immer dabei angenommen, daß auf der Bühne der schuldige Mensch persönlich uns vor Augen steht, während wir im Roman Zeit gewinnen, seine Handlungsweise durch reflektierende Betrachtungen zwar nicht zu entschuldigen, aber doch zu erklären. Der erste Teil des Romans spielt auf einer schön gelegenen Villa zwischen Hamburg-Altona und Blankenese. Wir lernen dort den soliden und reichen Großkaufmann Pfeisenberg, der den Titel Etatsrath führt, seinen Sohn Moriz, einen unbedeutenden nächsternen Menschen, und die Tochter Dorothea kennen. Letztere ist ein innerlich vornehmer Geschöpf, aber ihr Wesen bildet, trotzdem sie bereits achtundzwanzig Jahre zählt, eine unerschlossene Knospe. Bis jetzt fehlte eben der Sonnenstrahl, der die Blüte hervor-

locken könnte, und wenn er nie erscheinen würde, müßte sie sich am Ende entschließen, einen der um sie werbenden Männer zu heiraten, von denen uns Wildenbruch eine Probe zeigt. Nun aber fährt ein Zufall das Element in Dorotheas Nähe, welches ihrer Seele die Reife verleiht. Innerhalb ihres Kreises ist sie eine bevorzugte Natur, die in stiller Weise alles beherrscht und lenkt. Sie entspricht ganz dem Milieu, dem sie entsprossen ist, und überragt daselbe nur durch ein bis dahin noch unentwickeltes Verständnis für höhere geistige Selbständigkeit. Zwischen ihr und ihrem Vater entsteht der Plan, eine große Wandelhalle durch ein Gemälde schmücken zu lassen; der alte Herr wendet sich an einen befreundeten Diplomaten in Berlin, durch dessen Vermittelung Professor Werner einen jungen Künstler in die Villa am Ufer der Elbe sendet, um dort nach eigener Wahl das Gemälde auszuführen. Der junge Künstler findet in Dorothea ein Modell, das ihn begeistert, und ihre Natur wird durch die Begegnung mit dem genialen, aber etwas ungebändigten jungen Mann zur Entfaltung geführt. Es stehen sich zwei junge Menschen gegenüber, deren Erziehung durchaus verschieden ist, die sich aber in der Begeisterung begegnen und im Reiche der Phantasie in verhängnisvoller Weise zusammenfinden. Die Weiterentwicklung des Romans bringt dann die Gegenfälle zu tragischer Konsequenz. Dorothea bringt auf eine Trennung; als sie dann aber später erfährt, daß das Bild, an dem sie gewissermaßen durch ihre Persönlichkeit beteiligt ist, bei einer Ausstellung in München großes Aufsehen gemacht und den Künstler mit einem Schlage zur Berühmtheit erhoben hat, duldet es sie nicht länger in der

Entfernung und sie reißt heimlich unter einem Vorwand nach München, wo sie dann den Künstler trifft und ihr Schicksal sich unaufhaltsam weiter entwickelt. Widerstandslos folgt sie ihm, aber während bei ihm in der Bewunderung der Natur- und Kunstschätze Italiens an ihrer Seite kein weiterer Wunsch entsteht, fühlt sie das zehrende und drängende Bedürfnis nach Versöhnung mit dem Vater und nach geselliger Verbindung mit dem Geliebten. Nur lässig schließt sich der Künstler diesen Wünschen an; ihm ist es wichtiger, daß sie ihm auch im Schmerz und in der Verzweiflung als Vorbild zu künstlerischer Verwendung geeignet erscheint; im Verlauf tritt der Gegensatz, der die beiden Naturen scheidet, so grell hervor, daß Dorothea sich auf der Insel Capri in einem Anfall der Verzweiflung ins Meer stürzt. Heinrich Verheißer, so heißt der Künstler, kann nun immerhin seine Künstlerlaufbahn aufwärts weitergehen, denn die passiv Schuld, die auf ihm lastet, wird ihm kaum zum Bewußtsein kommen. Er hat in der Natur des Künstlers und des Mannes das Erlebnis mit seinen Entzückungen, seinen Trennungsschmerzen, den Kränkungen und dem künstlerischen Aufschwung ohne weiteres Nachdenken hingenommen. Aber das unglückliche Weib scheiterte daran, daß ihr eigentlicher Beruf nur im Schoße der Familie wurzelt und sie nur dort Halt und Schutz gefunden hätte. So verkehrt daher auch der zweite Teil und der Abschluß dieses neuesten Wildenbruch'schen Romans auf den größten Teil der Leser wirken mag, psychologisch ist er durchaus folgerichtig.

Frau Jenny Treibel. Roman aus der Berliner Gesellschaft von Theodor Fontane. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Wiederholt haben die Anhänger der naturalistischen Schule in Deutschland auf die Romane Theodor Fontanes hingewiesen, um gewissermaßen zu konstataren, daß hier ein älterer und angesehener Dichter sich ihrer Richtung angeschlossen habe; aber das kann doch nur in gewissem Sinne zugegeben werden. Gewiß schildert Fontane Personen und Vorgänge aus der Wirklichkeit, aber er thut dies mit einem Anfluge von überlegenem Humor. Auch in der vorliegenden Erzählung zeigt er seine genaue Kenntnis der modernen gesellschaftlichen Zustände der Reichshauptstadt. Es ist diesmal jener Kreis, den man die reich gewordene Bourgeoisie zu nennen pflegt, in ihren Berührungen nach oben und unten. Den Mittelpunkt bildet die kluge Frau Jenny Treibel, eine richtige Berlinerin und dabei eine Frau, die nicht schlimmer und nicht besser ist als die meisten ihrer Art. Die Erzählung ist unterhaltend von Anfang bis zu Ende und entbehrt jedes absichtlich aufregenden Reizgeschmacks.

Kurländische Geschichten. Von Th. v. Pantenius. (Leipzig, A. G. Liebestind.) — Das zierlich ausgestattete Bändchen enthält vier Erzählungen, die sämtlich darin übereinstimmen, daß sie die Rechte des Gemüths, das Glück der Häuslichkeit und das Zusammenhalten der Familie hochstellen. Dabei haben sie alle den gemeinschaftlichen Hintergrund der kurländischen Gegend und greifen in einzelnen Fällen, wie z. B. bei „Arent Clauffens Neujahrsgeheim“, auch noch über die Grenze in das russische Gebiet hinein. Die behagliche Art der Erzählungsweise trägt dazu bei, den gemüthvollen Eindruck zu verstärken, während die genaue Kenntniss von Land und Leuten den Wert der poetischen Gaben vertieft. G.

Junge Leiden. Roman von G. Mengé. (Berlin, Otto Jantke.) — Der Verfasser — oder Verfasserin? — schildert in seinen „Jungen Leiden“ jenen bekanten Konflikt, daß sich ein junger Mann und ein junges, geistig hochveranlagtes Mädchen zunächst in ihrer gegenseitigen Zuneigung einer Täuschung hingeben. Durch den Tod des Vaters kommt Luise von Trebbin von ihrem Irrtum zurück und heiratet einen Witwer und Gymnasialdirektor, während der stürmische Georg seine Gili heimführt. Sympathisch berührt, daß der Verfasser nur Verhältnisse schildert, die er sehr genau kennt: die Fortdätierung dieser vornehm bürgerlichen Kreise wirkt als eine wohlgelungene. Auch die Episoden und Kinderszenen entbehren nicht eines gewissen poetischen Hauches.

In niederdeutsche Hochlektreise fährt uns Victor Blüthgen mit seinem zweibändigen Romane Frau Gräfin. (Dresden, Alfred Henschel.) Die Frau Gräfin, in Verkennung ihres soliden Ehegatten, schwärmt für einen Herrn von Poser, der sich schließlich als ein leichtlebiger, bürgerlicher ehemaliger Offizier und späterer Gutsbesitzer aus Oesterreich entpuppt und mit Selbstmord endet, nachdem er ein anderes, geistig scheinbar emancipiertes weibliches Wesen in seinen Abgrund mit hinabgezogen hat. Auch hier ist das Kolorit zu loben; diese Menschen alle bis zu dem unglücklich liebenden Pastor sind dem wirklichen Leben entnommen. Und so unympathisch die Heldin selber berühren mag mit ihrem unverstandenen Drange nach dem Höheren, so sind doch gerade leider solche Erscheinungen in diesen Kreisen keine Seltenheit.

Aus der Kiese. Roman von Irma von Tross-Borostyáni. (Dresden, E. Pierion's Verlag.) — Die Dichterin entrollt ein düteres Lebensbild: ein fleißiger Sohn gerät in den Verdacht, seinen Vater, einen ehemaligen Offizier und späteren Trunkenbold, bei einem Streite getödt zu haben, während die That ein schlechtes Subjekt vollführt hat. Seine

Unschuld stellt sich heraus, und er kann sein geliebtes Mädchen zur Gattin nehmen. Die Dichterin zeigt tiefe Einblicke in manche Mißstände moderner Lebensverhältnisse; das sonst recht fesselnd geschriebene Werk würde an Stimmung und Einheitlichkeit noch gewonnen haben, wenn die Verfasserin sich in ihren weitläufigen moralischen Exkursen mehr Sparsamkeit auferlegt hätte.

Genannt zu werden und gelobt wegen seiner religiösen Tendenz verdient auch der Roman von Anna Frein von Lilien: *Im Kampfe des Lebens*. (Paderborn, J. Effer.) Auch hier wird uns ein Bild aus den höchsten Gesellschaftskreisen gegeben, welche ohne tendenziöse Vorliebe und Gehässigkeit geschildert sind.

Ein eigentümlich anziehendes Werk giebt uns Adolph Pichler, der bekannte Tiroler Poet — nicht zu verwechseln mit Friedrich Pichler, dem Grazer Dichter der „Runen und Keime“ — in seiner an eine Biographie streifenden Schrift: *Zu meiner Zeit*, Schattenbilder aus der Vergangenheit. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Den Hauptinhalt bildet ein geistvoller Briefwechsel zwischen dem Dichter und Cornelia; daran reihen sich andere Briefe, tief-sinnige Sentenzen, Bruchstücke von dramatischen Werken und eine Reihe von stimmungsvollen, formvollendeten Liedern. Ernsthafte, nachdenkliche Gemüther, die sich noch die Zeit zu derartiger gehaltvoller Lectüre zu gönnen vermögen, werden dem Buche einige erhebende Stunden verdanken.

Eine Prosadichtung, bei der gleichsam der selige Aristophanes, Goethe, mit seinem Faust, und Hamerling, als der Dichter des „Domunktus“, die geistige Patenschaft übernommen haben, ist die Erzählung von Carlo Gottfried Reuling: *Anekt Hageduhen*. (Berlin, Hans Rastendorfer.) Sie handelt von den gar seltsamen Lebensschicksalen eines Menschen, der, dem Holze und fremder Kunst sein Dasein verdankend, aus seiner ursprünglichen Hölzernheit heraus zu höchster Macht und Ansehen gelangt und ein stolzes Geschlecht hinterlassen wird, solange die Welt steht. Dem Ganzen fehlt es nicht an echtem, schlagfertigen Humor. Selbst zu Realismus oder Naturalismus neigende Naturen werden in diesem halb politisch angehauchten, grotesken Phantasiestück dem Verfasser gern bis zum Ende seiner wahrhaftigen Geschichte aus einem fremden, durchaus nicht so fern liegenden Lande folgen.

Eine der hochbedeutendsten Erscheinungen auf novellistischem Gebiete ist Hans Hoffmanns neueste Erzählung *Landsturm*. (Berlin, Gebr. Paetel.) Das Werk spielt zur Zeit der Befreiungskriege; der norddeutsche landschaftliche Hintergrund ist immer meisterhaft,

mit wenigen Strichen, gezeichnet; der Meister des „Laotoon“ hätte an dieser Art von stimmungsvoller Schilderung, die es niemals versuchen will, den vergeblichen Kampf mit dem Farbenreichtum der Malerpalette aufzunehmen, seine Freude gehabt. Auch die Charaktere treten in bestimmter Deutlichkeit vor uns; der Dichter giebt keine langatmigen psychologischen Analysen, sondern beschränkt sich gleichsam einer kleinsten Anschaulichkeit und Kürze. Über den dramatisch beweglichen und doch musterhaft episch vorgestellten Inhalt des Werkes sei an dieser Stelle nichts verraten: das kleine Meisterwerk verdient von jedermann gelesen zu werden.

Ein neuer, bisher noch unbekannter Autor, ein Volkschriftsteller im besten Sinne des Wortes, ist Karl Wolf in seinen *Geschichten aus Enrol*. (Innsbruck, A. Eblingers Verlag.) Kofegger, der gefeierte steiermärkische Volksdichter, gewiß eine Autorität auf diesem Gebiete, sagt in dem kurzen Geleitworte: „Es giebt ganz klassische Sachen drin, klassisch an ursprünglicher Volkstümlichkeit. Ich wäre stolz darauf, sie geschrieben zu haben. Und da sie nun ein anderer geschrieben, so habe ich meine ledige Freude daran.“ Diesem schwerwiegenden Lobe kann nur beigepflichtet werden, wobei freilich die Nebenbemerkung nicht überflüssig erscheint, daß das Buch vornehmlich auf süddeutsche Landesgenossen von Wirkung sein wird.

Ganz im Gegensatz zu dieser Kunst, die nach gesundem Realismus strebt, zeigt sich Paul Scheerbart in seinem Wunderfabelbuche mit dem seltsamen, aber bezeichnenden Titel: *Ja, was wir nicht alles möchten*. (Berlin SW., Teufcher Verlag.) Jede einseitige Richtung erzeugt ihr Gegenbild. Wie der Naturalismus nichts von Phantasie wissen will, sondern nur von exakter Lebensbeobachtung, so ist es natürlich, daß auch eine Richtung entstehen mußte, welche wieder die Phantasie in ihre untergeordneten Rechte einsetzt. Und wer sollte neben einem Adolph Menzel nicht auch Teilnahme und Verständnis für den kolossalen Farbenphantasten Arnold Böcklin hegen? In diesem Sinne sind auch Scheerbarts Fabeln aufzufassen. Neben einer symbolisch gefaßten, leicht lösbaren Lehre blenden sie vor allem durch eine farbenglänzende Stilbehandlung, die eben an die Farbensprache des Schweizer Malers erinnert. Gewiß ist vieles in diesen Fabeln sehr phantastisch und deshalb für manche Leser unzeitgemäß; indessen, um nur einen zu nennen, finden wir in Goethes Werken nicht vieles von phantastischer Art, das doch echte Poesie bleibt? Geshährlich wird diese Richtung einem modernen Autor nur dann, wenn sie in Manier, in handwerksmäßig geübte Wiederholung

ausartet. Im übrigen wäre unseren modernen Kunstjüngern überhaupt eine etwas größere Dosis Phantasie zu wünschen, selbst auf die Gefahr hin, daß man sie deutsche Phantasten hieße.

In vierter Auflage, als besondere Miniaturausgabe, liegt vor: *Innocens*, Novelle von Ferd. von Saar. (Heidelberg, Georg Weis.) Das Werk, das schon vor Jahren in der ersten Novellensammlung des feinsinnigen Poeten erschien und bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen erregte, bedarf keines besonderen Lobes mehr; es ist längst als eine Perle moderner Erzählungskunst anerkannt worden; bei seiner erneuten Lektüre wird manchem zu Bewußtsein kommen, wie häufig vor dem wahrhaft Schönen beliebte Schlagworte des Tages werden.

Zum Schluß sei noch gedacht einer Novelle, einer Seegeschichte von Hans Nagel von Braue: *In schwerer Pö* (Leipzig, C. Reißner), die gewiß auf viele freundliche Leser rechnen darf. Hat doch der deutsche Wandertrieb, seitdem es eine reichsdeutsche Flotte giebt, ein eigenes Gebiet gefunden, nach dem auch die Dichter gern ihre Blicke richten.

Auch in den Siebeswirren, aus den beiden Novellen „Die Wäscher-Käthe“ und „Ajuba“ bestehend, von Hanna Schomaker (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), verrät sich mehr als die übliche Durchschnittbegabung, die bei den meisten derartigen Erzeugnissen zu Tage tritt. Zumal die zweite Geschichte aus den höheren Kreisen der Petersburger Gesellschaft zeigt, daß die Verfasserin aus eigener Anschauung schildert; freilich wird mancher hier mehr schlafertige Kürze und stimmungsvolle Beleuchtung wünschen. U.

Angeregt durch die sociale Utopie Bellamys, hat Friedr. Kleinmüller der *Klaatsromane* aller Zeiten und Literaturen einer eingehenden Betrachtung gewürdigt, die sich wohl als ein „Beitrag zur Lehre vom Kommunismus und Socialismus“ bezeichnen dürfte. (Wien, M. Breitenstein.) Er gruppiert die stattliche Reihe von Schriften dieser Art, die mit Platons Gesetzen beginnt und mit Petzlas „Freiland“ endet — ausgefallen ist mir dabei, daß der bedeutendste deutsche Roman dieser Gattung aus dem achtzehnten Jahrhundert, „Die Insel Felsenburg“, keine Erwähnung gefunden hat — in der Weise, daß er politische und volkswirtschaftliche Staatsromane und unter den letzteren wieder socialistische, ganz- und halbkommunistische scheidet. Einer knappen, aber stets ausreichenden und charakteristischen Inhaltsangabe folgt eine mehr oder

minder eingehende Kritik, die naturgemäß mehr den Ideengehalt als die künstlerische Einleitung berücksichtigt. Das Buch lieh sich gut.

Eine große Aufgabe, des Schweißes der Ehlen wert, hat sich Hellmuth Mielle in seinem Buche *Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts* (Braunschweig, C. A. Schwetsche u. Sohn) gestellt und in anerkanntem Maße gelöst. Er hat das weit-schichtige Gebiet gründlich durchackert und aus eigener Lektüre — was man nicht von jedem Vitterarhistoriker sagen kann — ohne Schulmeinung sein Urteil gebildet. Nicht überall wird man zustimmen: Reuter scheint mir zu wenig gewertet, in Freytag und Raabe zwei sehr ungleiche Poetennaturen zusammengeschürt. Selten aber trifft man auf sachliche Irrtümer, wie wenn Brentanos Dorsgeschichte zweimal mit verschiedenem Titel und beidemal unrichtig citiert oder der alles modernisierende Wallott mit Glaubert, dem Archäologen unter den Meistern des historischen Romans, in Parallele gestellt wird. Vielleicht hätte der Verfasser auch den Wurzeln des modernen Romans etwas tiefer als bis zum Werther nachgraben und unter seinen sonstigen Vätern den Dichter des Anton Meiser nicht ganz mit Stillschweigen übergehen sollen. Aber derartige Ausstellungen treffen nicht das Wesen des tüchtigen, verdienstvollen Buches, dem schließlich noch das Zeugnis ausgestellt werden muß, daß es durchweg schick und innerlich fesselnd, nicht in jener leidigen geistreichen Manier geschrieben ist, bei der der Gegenstand nur das corpus vile bildet, woran der Kritiker seine Künste zeigt.

Aus der Sammlung von Dichter-Biographien, die Anton Betteleheim unter dem etwas fähligen Titel „Führende Geister“ herausgibt (Dresden, L. Ehlermann), haben wir Anton E. Schönbachs *Walter von der Vogelweide* und das Lebensbild Ludwig Anzengrubers aus der Feder des Herausgebers hervor. Die vornehmlich schlichte Darstellung des ästhetisch gerichteten Germanisten giebt uns das Bild des Sängers vor dem weiten Hintergrunde der ganzen literarischen und politischen Zeitströmungen. Für den Mangel an festen Konturen der äußeren Lebensumstände, für welche die Gedichte selber fast die einzige Quelle sind, sucht eine möglichst vielseitige Auslese und eindringende Charakteristik der schönsten dieser Gedichte zu entschädigen. Die schwierige Aufgabe ist meisterhaft gelöst. — Schwierigkeiten anderer Art brachte Betteleheims Held mit sich; hier galt es einen bis vor kurzem im hellen Licht des Tages Standes und Strebenden in seinem Wollen und Vollbringen, über dessen Bedeutung erst eine spätere Zeit endgültig wird urteilen können, vortretend zu würdigen; hier strömten

reale Thatsachen zum Teil aus eigener Erfahrung in Fälle zu, aus zahllosen Momentaufnahmen mußte ein künstlerisches Porträt der Persönlichkeit gewonnen werden. Es ist ein typisches deutsches Dichterverbot, in das wir Einblick erhalten, mit seiner Not und seiner Glorie, seinen Erfolgen und Enttäuschungen, seinem schmerzlichen Wechsel zwischen Tagesdienst und Musespriesterthum, reich an erhebenden, reich an niederdrückenden Jagen. Freundeshand hat es gezeichnet, doch ohne daß der Freund den Kritiker bestochen hätte, der zumal in dem letzten Abschnitt „Das Werk“ — entfangen genug seines Antes waltet. Keine Periode unserer Litteratur scheint heute so völlig abgethan und tot — den einen Heinrich Heine ausgenommen — wie die des jungen Deutschland. Ob Prößl' enthusiastisches Werk — alle Specialforscher sind geneigt, ihr Sondergebiet zu überschätzen — dafür mehr als ein rein historisches Interesse wieder erweckt wird, ist mir sehr zweifelhaft. Es ist eine Welt weit fremder als die der extremen Romantiker — von den ewigen Klassikern gar nicht zu reden — in die wir hineinschauen, wenn wir ein Buch ihrer „führenden Geister“ aus den dreißiger Jahren aufschlagen. Eins aber hat Prößl erwiesen, daß sie persönlich durchweg brauer, zahmer und ungeschährlicher waren als ihr Ruf, die Mundt, Wienbarg und Genossen, und dasselbe erweist die Auslese aus Gustav Kühnes Papieren, welche uns Edgar Bierjon zu einem Lebensbilde gerundet vorlegt (Dresden und Leipzig, E. Bierjons Verlag). Kühne selber tritt uns daraus als ein geistig beweglicher, politisch wandelbarer — man vergleiche die Briefe aus 1848, 1866 und 1870 —, aber durchaus reiner, sanfter und sympathischer Charakter entgegen, außer ihm aber in dem ausgewählten Briefwechsel ein geistesverwandter Freundeskreis, obenan der feurige Mundt, die hohe geistvolle Ottilie von Goethe und der quälerisch spiritisierende Heinrich König. Kaviar für ein großes Publikum, ist die Veröffentlichung als Beitrag zum Verständnis der Kultur- und Litteraturzustände vor fünfzig Jahren in hohem Grade interessant und schätzenswert.

Die vierte Folge von Herman Grimm's Essays (Hätersloh, E. Bertelsmann) bringt unter dem Sondertitel „Aus den letzten fünfzehn Jahren“ vielerlei und somit manchem etwas: außer einer Reihe neuer Goethestudien, feinsinnig, tiefgehend und beziehungsreich, wie wir es von Grimm gewohnt sind, finden wir zwei umfangreiche Aufsätze zur Schulreform, die in dem nunmehr durch die Thatsache der „Reform“ erlebten Schritte eine Vermittelung der Gegensätze antreiben. Die zweite Hälfte des Bandes beschäftigt sich überwiegend mit Fragen der bildenden Kunst, wobei am

ersten wohl hier und da Ephemeres mit untergelaufen ist. Sehr wohlthuend berühren die dazwischen eingeschobenen Würdigungen Friedrich Rückerts und Uhlands zu ihren Säculartagen geschrieben und annütend die seine Charakteristik des italienischen Novellisten Salvatore Farina.

Vor einigen Jahren erregte ein neuer Faustcommentar extrem symbolisierender Richtung unter dem absonderlichen Titel Sphinx locuta est allgemeines Aufsehen und laum minder allgemeines Kopfschütteln. Der Verfasser F. A. Louvier hat jetzt ein neues Opus gleicher Tendenz erscheinen lassen: Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie. (Berlin, Bibliographische Gesellschaft.) Danach fordert Goethes Lebenswerk eine vierfache Auslegung, eine poetische, eine philosophische, eine historische und eine kabbalistische, wovon bisher die Forschung beschränkten Sinnes nur die erste ins Auge gefaßt hat. Gleich die Zueignung ist nicht bloß „eine Elegie auf die Jugendtage und Freunde des Dichters“, sondern auch „das Chiffernrätsel“, „ein Denkmal für Herdes Geist der hebräischen Poesie 1782“ und ein Hinweis darauf, daß der Faust „ein Geheimbuch, ein Chiffernrätsel“ ist. Aber es kommt noch anders: die Sirenen in der klassischen Walsburgnacht bedeuten erstens wirklich die Sirenen der Mythe, zweitens jedoch auch „die Verse (Reime)“, drittens „Seume und andere schwache Verskünstler“ und viertens (kabbalistisch!) „die Vokale“. Und damit noch nicht genug, haben ganz harmlos sich gebarende Wörterchen wie „Ru (Nu)“ und „hier“ heimtückischerweise bloß kabbalistisch wieder drei, vier tiefgründige Bedeutungen: „Da habt ihr's nun!“ sagt Wephisto, als er den paralytischen Faust auf die Schulter nimmt; das heißt nach Louvier: „Da habt ihr das (!) oov“, nämlich den Verstand, als dessen Verförperung Faust damit klärlieh erwiesen ist. Wer Gefallen daran findet, sich durch solche rabbinische Kalauer, solche vierdimensionale Beziehungsweberei, wegen die dreifache Schriftauslegung der mittelalterlichen Kirche die Klarheit und Selbstverständlichkeit selber ist, die Dichtung größer, tiefer und reicher zu machen, dem sei Louvier als Geleitmann bestens empfohlen; wir scheint er immer mehr dem Tier auf rärrer Heide sich zu nähern, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt. Damit soll übrigens nicht gelengnet werden, daß sein Spürsinn nebenher einzelnes, wie die Beziehung der „Mütter“ zu Wagners mathematischer Philosophie und die Ankänge an Don Juan in der Keller-scene richtig aufgefunden hat.

Einen höchst erfreulichen Beweis, daß unsere klassische Litteratur in Frankreich neuerdings wieder Gegenstand liebevollen Studiums

wird, giebt das Buch von G. Bonet Maury: *G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne.* (Paris, Hachette u. Comp.) Der Verfasser, Professor an der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris, bringt seinem Volken ein warmes persönliches Interesse entgegen und für das poetische Stoffgebiet ein seines Verständnis mit. Mit der einschlägigen deutschen Litteratur hat er sich so weit vertraut gemacht, daß sein ästhetisches Urteil und seine historischen Darlegungen, soweit Bürger und seine Zeit in Frage kommt, auch vor der deutschen Kritik bestehen können. Namentlich seine Analysen der Hauptballaden nach dramatischem Schema sind vortrefflich. Weniger tief geht seine Kenntnis der älteren Litteratur; vor allem hätte er den Deutschen die Volksballade auch in dem engeren Sinne der Engländer nicht völlig abprechen dürfen: schon des Ruaben Wunderhorn bietet dafür Beispiele genug, die nicht bloß heroischen oder mythischen Charakters sind. Auch die neuere deutsche Balladendichtung scheint ihm weniger bekannt; er stellt darin Heibel und — Hoffmann von Fallersleben zusammen und läßt epochemachende Meister, wie Strachwitz und die Troste, unerwähnt. Die beigelegten Übersetzungen in Prosa geben den Wortsinn meist korrekt wieder, haben aber freilich kaum einen Hauch des poetischen Reizes der Originale bewahrt. Doch das ist zumeist Schuld der Sprache, nicht des Übersetzers, welcher überdies kein Nachdichter sein wollte. Alles in allem ist das Buch aus einem jenseit der Vogesen seltenen Verständnis und einer ebenso seltenen Schätzung deutscher Art und Kunst hervorgegangen und verdient schon deshalb den Dank aller derer, welche die leidige Kluft zwischen zwei auf geistigen Austausch angewie-

senen Völkern endlich auch von drüben wieder überbrückt sehen möchten. Br.

In dem rührigen Kunstverlage von G. Hirth in München erscheint zur Zeit ein kunstliterarisches Lieferungswerk von hervorragender Bedeutung, so daß wir nicht verkümmern, unsere Leser schon jetzt auf dasselbe aufmerksam zu machen. Nach Beendigung der Lieferungen werden wir um so ausführlicher auf die Arbeit zurückkommen. Es ist die Rede von *Ruthers Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert.* Ist schon der Titel geeignet, dem Werke in den weitesten Kreisen unseres Publikums Interesse zu zuführen, so ist es noch mehr die Darstellungsweise, der Stil und der Standpunkt des Verfassers, welcher der Schrift die Aufmerksamkeit aller Fachgelehrten sowohl wie Kunstliebhaber zuwendet. Es ist das erste Mal, daß die moderne Kunstgeschichte vom modernen Standpunkte aus behandelt wird. Hier spricht nicht der traditionelle Dozent, welcher altüberbrachte Meinungen von neuem aufwärmt, hier spricht der Mensch unserer Zeit, unserer Empfindung, unserer Ziele — und wie Schuppen fällt es uns von den Augen, wie oft wir mit Gleichem, mit verdorbenem Blicke die angeblichen Größen unserer Kunst vergöttert und ihrer wahren Bahnbrecher verkannt haben. Ruthers ist ein hinreichender Stilistiker und eine wahr subjektive Natur, er wird — wer noch nicht Freude seiner Anschauung ist — Tausende zu sich bekehren. Die Lektüre seines, zumal vortrefflich mit Abbildungen ausgestatteten Buches ist spannend, weil es wie ein Selbstleben geschrieben ist. Kein Freund der modernen Kunst wird an ihm vorübergehen dürfen, er wird ihm viel danken. B.





Skaldengesänge.

Dichtungen

von

Philipp Graf zu Eulenburg.

Mit Illustrationen

von

Prof. Otto Seitz.

In reichem Einband. Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verfasser war der stete Begleiter Sr. Majestät des Kaisers auf dessen Nordlandsfahrten, und seine „Skaldengesänge“ sind direkt unter dem Eindruck nordischer Natur und altnordischer Volksdichtung entstanden. Es sind Neubildungen, hervorgegangen aus dem Geiste der altnordischen Sage und erfüllt von der Gemühtiefe, der Innigkeit und dem Formensinn des echten Poeten. Prof. Otto Seitz in München hat die Bilder dazu komponiert und steht dem Dichter würdig zur Seite. Das Buch ist Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet, und die Verlagshandlung hat ihm eine all diesen Umständen entsprechende prächtige, geschmackvolle und gediegene Ausstattung zu teil werden lassen.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Edward Whympers

Berg- und Gletscherfahrten

in den Alpen
in den Jahren 1860 bis 1869.



Nebelbild, vom Matterhorn aus gesehen am 14. Juli 1863.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. Friedrich Steger.

==== Zweite unveränderte Auflage. ====

Mit 3 Karten und 112 Abbildungen in Holzschnitt. Preis geheftet M. 10.—; gebunden M. 11.20.

Westermanns
illustrierte deutsche
Monatshefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Inhalt.

	Seite
Hermann Heiberg: Einmal im Himmel. Novelle. II. (Fortf.) . . .	577
August Trinius: Die Wartburg	602
Mit einundzwanzig Abbildungen: Schanze und Thorgebäude (Wohnung des Schloß- kommandanten). — Gejantiansicht der Wartburg von Südwesten. — Blick auf die Wartburg. — Aufstieg zur Wartburg. — Burghor und Ritterhaus vom ersten Thor gesehen. — Erker in der Thorthube (Wohnung des Schloßkommandanten). — Lutherhube. — Sictreiberstübchen. — Bedeckte Halle im Burggärtchen. — Der Halle. — Blick aus der Laube auf das Wirtshaus. — Blick in den Burggarten. — Innerer Hof. — Kemenate der Landgrafen. — Statue der heiligen Elisabeth. — Küche auf der Wartburg. — Zimmer der heiligen Elisabeth. — Rückkemenate. — Das Tab. — Cisterner und Marsjall (Kavallerhans). — Zwinger mit Putoerturm.	
Christian Meyer: Philippine Welfer	631
Marie Hfje: Ernst Wichert. Ein litterarijches Charakterbild	636
Mit einem Porträt: Ernst Wichert.	
Rudolf von Gottschall: Eine Dichterliebe. Erzählung. I	650
Hans Nagel von Brawe: Aus dem Leben des Bildhauers Friß Drake. Eine biographische Skizze	679
Mit einem Porträt und neun Abbildungen: Friß Drake. — Standbild König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Tiergarten zu Berlin. — Relief vom Fries des Tiergarten: Standbildes. (Vier Abbild.) — Gruppe von der Schloßbrücke in Ber- lin. — Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in Jena. — Heinrichsbild König Wilhelms I. von Preußen auf der Rheinbrücke in Köln. — Die Siegessäule in Berlin.	
Ernst Gastein: Der unbestimmte Artikel	702
L. Gubalke: Vorfrühling. Novелlette	707
Litterarische Notizen	713
Meyers Konversations-Lexikon. — Meyers Kleines Konversations-Lexikon. — Entartung. Von Max Nordau. — Einleitung in die Philosophie. Von Fried- rich Paulsen. — Geschichte der neueren Philosophie. Von Richard Falckenberg. — Die großen Welträtsel. Von Eilmann Peich S. J. — Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Von H. Bahinger. — Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Von Vincenz Knauer. — Moral-Philosophie des Morgen- landes. Von D. Freiherrn von Schlecht-Bischoff. — Biologische Studien. Von Dr. Rudolf Arndt. — Bemerkungen über Kraft und auslösende Kraft im besonderen. Von Dr. Rudolf Arndt. — Geschichte der deutschen Litteratur. Von Otto von Leizner. — Das jüdische Weib. Von Rahida Kemm. — Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Von F. Bornhat. — Luigi Settembrini. Von Francesco de Sanctis. — Alfred Methel. Von Veit Valentin. — Der große Kaiser im deut- schen Lied. Von Paul Grotowsky. — In gerechter Fehde. Von Anton Dohrn. — Das Drama Richard Wagners. Von Houston Stewart Chamberlain. — Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen in der Nibelungenliedichtung Richard Wagners. Von Dr. Ernst Meink. — Illustrierte Musik-Geschichte. Von Adal- bert Evoboda. — Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius.	
Litterarische Neuigkeiten	I
Anzeigen	III

Inbegrifflicher Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unterliegt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



III. D. Honorsbete.

August 1893.

Ernst Wichter.



Einmal im Himmel.

Novelle

von

Bermann Heiberg.

11

Und nun, lieber Onkel und meine unvergleichliche Frau Tante, möchte ich gern mit euch über eine mir sehr am Herzen liegende Angelegenheit sprechen," begann Herr von Baeske am folgenden Tage kurz nach Beendigung des zweiten, durch warme Lederbissen und namentlich durch frische Köweneier besonders ausgezeichneten Frühstück, leerte das geschliffene Glas mit dem alten weißen Portweinrest und entzündete — nach einem „Pardon, ich habe, lieber Onkel! Mit deiner Erlaubnis rauche ich meine, die etwas schwerer ist!" — eine Cigarre. „Um ganz kurz zu sein: Ich habe das einsame und gelegentlich wieder unruhige, auf die Wirtshäuser angewiesene Leben satt und möchte mich auf meine Besitzung zurückziehen. Dazu gehört aber eine Frau, ein gebildetes, lebenswürdiges Mädchen, wie ich sie in meinen Consinen gefunden habe. Ich kann nicht umhin, euch ein bewunderndes Kompliment über sie zu

machen: sie sind von vollendeter Vornehmheit und von einer Wohlerzogenheit, die nicht oft in der Welt zu finden ist. Sie erinnern in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen an die reizenden jungen Französinen, die, aus den Erziehungsköstern entlassen, in das elterliche Haus zurückkehren, um nun in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Aber während von jenen bald meist schon die Blüte bescheidener Weiblichkeit abgestreift ist, hat sie sich bei meinen Consinen erhalten; sie sind wirklich ‚ladylike im höchsten Sinne‘, und namentlich ist es Elzzie, die mich außerordentlich anzieht.“

Hier erfolgte das bekannte, eine unangenehme Empfindung verratende Mundschmalzen des Justizrats, und Frau von Vardensteth bog sich nicht minder befriedigt zurück und schob, während ein eigentümlicher, nicht gewollter, aber sich vordrängender Ausdruck von Eitelkeitsfüttigung in ihre Züge trat, die Oberlippe unter die nagenden Zähne.

Das bemerkend, nahmen die beim Beginn der Rede der gewohnten Selbstgefälligkeit etwas entleideten Mienen Krogs wieder den alten Ausdruck aristokratischer Überlegenheit an und er fuhr mit knarrender Stimme und in umständlich höflicher Rede fort:

„Wenn ich nun auch an Jahren ein gut Teil älter bin und insofern vielleicht nicht ganz den Erwartungen meiner Cousine entspreche, so hoffe ich doch, daß sie sonst mir nicht abgeneigt ist, und daß sie nach vorangegangener ehrerbietiger Voranfrage bei ihren von mir überaus hochgeschätzten Eltern, mit denen ich das Verwandtschaftsband nur noch enger knüpfen zu dürfen mich sehr beglückt fühle, meinem Antrage kein Nein entgegenzusetzen wird. Möglicherweise wird sie zuerst etwas überrascht, vielleicht erschrocken sein, nicht gleich sich entschließen können — ja, ja, ich nehme das an, weil ich eben Frauennaturen kenne“ — Krog schob den Hals tiefer unter die tadellose Krawatte herab, machte einen schief-hochmütigen Mund und kniff die Augen zusammen, als ob er durch Verkleinerung des Sehwinkels seinen Geist höher schrauben könne — „weil ich plötzlich hereinplatze und meine Cousine mich vielleicht nach allerlei Außerlichkeiten doch nicht ganz richtig und günstig beurteilt.“

Zu die Schlußworte legte Krog zu Bardensteths Überraschung einen sehr bescheidenen Ausdruck, einen Ausdruck, der bewies, daß die Nasallaute diesmal nur einer starken Verlegenheit entsprungen und daß ihn Selbstkenntnis durchaus nicht abging. Es fiel deshalb auch die Antwort der Justizrätin, die für ihren Mann das Wort nahm, noch günstiger aus, als sie ihm zu erteilen aus kluger Berechnung sich vorgenommen hatte.

Sie sagte, und der Justizrat pflichtete bei, indem er das Haupt bewegte und mit der frauenhaft gepflegten Linken auf dem Tischchen neben dem Frühstücksteller eine gleichmäßig sich wiederholende Zin-gerbewegung machte:

„Ganz offen erwidert, lieber Krog,

gehörte es seit Jahren zu unseren Lieblingsgedanken, daß gerade Sie eine unserer Töchter heimführen möchten. Es ist uns deshalb — ich spreche auch in meines Mannes Namen — eine große Freude, von Ihrer Absicht soeben gehört zu haben, und ich kann nur betonen, daß Sie sich auf unseren Beistand für Ihre Pläne durchaus verlassen können. Ja, ich möchte vorschlagen, daß wir Lizzie gleich hereinrufen, um ihr ihr Glück zu verkünden, ich —“

„Hm! — Ja, würde es doch nicht besser — sein —“ schob der Justizrat ein und richtete einen unsicheren, aber doch seinen Willen bekundenden Blick auf seine Frau.

„Du meinst, mit ihr vorher zu reden? Ach nein! Unsere Kinder wissen, daß wir, wenn wir ihnen etwas vorschlagen, ihr wahrhaftes Glück vor Augen haben, und —“

„Ich sollte doch auch meinen,“ näselte Krog in besonnener Erwägung, „daß es klüger wäre, noch zu warten, bis — bis —“

Zum erstenmal stockte er in seiner Rede, und Frau von Bardensteth blieb, da er nicht ansprach, im ungewissen, welche Gründe ihn für seine Bedenken leiteten.

Infolgedessen ermunterte sie ihn zum Sprechen durch ein steifes: „Ja, bitte,“ nahm aber die Gelegenheit wahr, ihn durch künstliche Schwofheiten gefügiger zu machen, indem sie in auffallender Weise dem Tabaksdampf answich.

Mit einem „Pardon, Pardon! Ich bitte sehr um Verzeihung, verehrte Frau Tante! Eigentlich erlauben Sie wohl gar nicht, daß geraucht wird! — Sehr, sehr liebenswürdig!“ sich entschuldigend, entgegnete er:

„Vielleicht habe ich zu meinem Schmerz kein Glück bei Lizzie, meine gnädigste Tante, aber finde Entgegenkommen bei meiner Cousine Arde. Ich muß gestehen, daß ich ihnen beiden sehr zugeneigt bin. Ich möchte deshalb vorschlagen, beide Mädchen vorher zu sondieren und — und —“

„Ah!“ stieß der Justizrat heraus und hob die Stirn hoch. „Du willst uns eventuell die andere entführen? Ja, ja, Frau, da hat Krog recht. Man muß die Empfindungen der Mädchen schonen, in ihrem Alter verstehen sie weniger leicht, daß ein Mann mit durchaus ruhigen Gefühlen einen solchen Schritt unternimmt, daß, daß —“

Krog, sichtlich etwas geniert, neigte, diesmal laugsam beipflichtend, das Haupt. Daß sein Onkel gleich beipflichtete, erfreute ihn sehr, aber durch dessen Erklärungen drängte sich ihm die geschäftliche Behandlung der Angelegenheit doch als sehr peinlich an. Frau von Vardensteth aber stimmte, völlig kühl denkend, sogleich zu und sagte:

„Gewiß, gewiß, durchaus einverstanden! Dieser Gesichtspunkt ist maßgebend. Ich werde also beide Mädchen im Laufe des Tages sondieren und Ihnen sodann Bericht abstatuen.“

„Na schön,“ entschied der Justizrat, dem schon seine Arbeiten wieder im Kopfe steckten, sich rasch erhebend, „dann also weiteres heute nachmittag! Du entschuldigst mich jetzt, lieber Krog. Du wolltest ja wohl einige Besuche machen, auch dem Doktor Pfeil?“

Krog bestätigte stumm, legte die Cigarre fort und ergriff, nachdem er sich während des Erhebens rasch und sorgfältig mit der ausgefaherten Serviette die Lippen geäubert hatte, seiner Tante Hand und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf.

Wenig später hatten alle Anwesenden das Speisezimmer verlassen.

* * *

Als sich Frau von Vardensteth nach Fortgang der Herren nach Lizzie umsah, fand sie sie nicht, und erst jetzt erinnerte sie sich, daß sie an diesem Vormittag zur französischen Konversationsstunde gegangen sei.

Ohne Ruhe, im heftigen Verlangen, eine Entscheidung herbeizuführen, änderte

Frau von Vardensteth deshalb ihre Absicht, erst mit Lizzie zu sprechen, begab sich sogleich nach oben in das Zimmer ihrer Tochter Arve und sagte, ihre Rede durch eine Verstimmung über Lizzies langes Fortbleiben einleitend, dem in gewohnter Wohlerzogenheit sich erhebenden, ihre Arbeit unterbrechenden jungen Mädchen:

„Kommi, Kind, setze dich einmal ruhig zu mir und höre mich an. Ich habe dir etwas sehr Wichtiges und sehr Erfreuliches zu sagen. Aber ich seude gleich voraus, daß ich dir zunächst völliges Schweigen auferlegen muß. Hörst du! Ich nehme dir das Wort ab.“

Aber unerwarteterweise sagte Arve die dargebotene Rechte ihrer Mutter nicht. Sie sah letztere vielmehr mit größtem Schrecken an und stieß heraus:

„Du bist so feierlich, Mama! Du ängstigt mich! Um Himmels willen! Bitter Krog will mich doch nicht etwa heiraten? Da muß ich dir gleich erklären, daß ich dazu nicht im Stande bin. Und ich bitte, meine liebe Mama, versuche nicht, meine Ansichten zu ändern. Ich vermag unter keinen Umständen meine Frau zu werden!“

Des schönen Mädchens Körper war während dieser Rede in einen gewaltigen Aufruhr geraten, der Oberkörper nahm eine stark auflehrende Haltung an, noch mehr aber verrieten ihre Mienen sowie eine starke Gesichtsröte und der entschlossene Ausdruck in den Augen, in welcher Erregung sie sich befand.

Aber ihre Mutter schien dadurch nicht sonderlich berührt zu werden. Sie sagte sehr ruhig und uur tadelnd den Kopf schüttelnd:

„Das kommt davon, wenn man jemand unterbricht, statt ihn zu Ende anzuhören. Du hättest dir deine Aufregung ersparen können. Von dir ist gar nicht die Rede. Es handelt sich um deine Schwester Lizzie. Ich wollte dir sagen, daß Krog sich für sie interessiert, sie zu seiner Frau machen will, und ich wollte dich anfordern, einmal hinzuhorchen, wie sie denkt. Da ich

aber zunächst nicht wünschte, daß die Vermutung in ihr Raum gewinne, die Frage gehe von mir und deinem Vater aus, so wollte ich dich verbinden, ihr davon nichts zu sagen. Du solltest dir den Anschein geben, als sei dir der Gedanke gekommen. So, das war's und das ist's."

Indem Frau von Vardenfleth in solcher notgedrungenen Weise den Rückzug antrat, war sie sich klar, daß sie nach dieser Seite hin schon ihr Spiel verloren habe. Aber sie hatte, wenn sie sich und Krog nicht bloßstellen wollte, nur so handeln können. Dadurch, daß Arve die Initiative ergriffen hatte, waren alle ihre Pläne über den Haufen geworfen worden.

Was aber noch mehr ins Gewicht fiel: wenn Lizzie ebenso dachte wie ihre Schwester, fielen alle schönen Schlösser in Trümmer. Die Frau sagte sich, daß jetzt nur größte Klugheit und die Erneuerung der Arve gegenüber zwingungsweise außer acht gelassenen Entschiedenheit im Stande sein werde, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Sie legte sich, ohne Arve zu Worte kommen zu lassen, zu diesem Zweck auch sogleich aufs Sondieren und sagte:

„Übrigens möchte ich, bevor wir auf Lizzie zurückkommen, wissen, weshalb du mit einer solchen Leidenschaftlichkeit eine Verbindung mit deinem Vetter zurückweist? Was hast du gegen ihn? Es ist mir unverständlich, daß ein Mädchen eine solche Partie ausschlagen kann. Krog ist ein vollendeter Kavalier, erfahren, geschickt, von geübter Konstitution und in den denkbar besten Lebensverhältnissen. Was willst du mehr?“

Die Frau hielt inne und richtete einen kalten, strengen Blick auf ihre Tochter, denselben, durch welchen sie zeitlebens den jungen Mädchen ihre Meinung als Befehl aufgedrängt hatte.

Arve, die anfänglich nur die Achseln gezuckt hatte, ward dadurch zum Sprechen genötigt und sagte jetzt in einem weichen Ton:

„Ich kann nicht, liebe Mama! Einem Mann, den man heiraten soll, muß man doch gut sein. Ich fühle aber nicht nur nichts für ihn, sondern er lößt mir Abneigung ein. Solch ein alter Herr paßt doch auch nicht zu unserer Jugend, liebe Mama. Sag selbst —“

„Zu unserer? Was heißt das? Schließt du deine Schwester gleich in dein abfälliges Urteil ein? Weißt du bereits etwas von ihren Gefinnungen über euren Vetter? Antworte!“

Der Ton, in dem Frau von Vardenfleth sprach, ließ keinen Zweifel über die Erwiderung, die sie wünschte, und die zornblühenden Augen verrieten überdies, daß ein Gewitter schlimmster Art im Anzuge war. Und brach ein solches los, dann gab's nur rücksichtslose Tyrannei, dann war das Wort Widerspruch von anderer Seite in dem Lexikon der Frau ausgelöscht. Sie war eisern in ihrem Willen, sie bezwang ihre Umgebung durch jene unbengsame Festigkeit, die nicht im geringsten nachgibt, die keinen entgegenkommenden Schritt thut, solche aber durch ihre Zähigkeit zu erzwingen weiß und sich früheres Wohlwollen auch nach der Unterwerfung nur ganz allmählich wieder abtödeln läßt.

Und weil Arve das wußte und für ihre Schwester zitterte, wagte sie auch nicht, zu handeln, beschloß sie vielmehr, die völlig Unwissende zu spielen. Wie ihre Schwester es als eine selbstverständliche Pflicht der Liebe angesehen hatte, bei der Unterredung mit Pfeil für sie einzutreten, so nahm auch sie durch Anwendung von Klugheit Lizzies Partei. Dementsprechend entgegnete sie:

„Ich weiß von Lizzies Ansichten nichts, Mama. Ich nahm unwillkürlich für sie das Wort. Entschuldige, bitte! Und wenn du wünschst, daß ich bei ihr vorhörche, so soll's sogleich geschehen, es kann ja sein, daß sie ganz anders denkt als ich.“

„Nein, nein! Ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde selbst mit deiner Schwester sprechen. Aber das bleibt —“

hörst du? — du sagst ihr unter keinen Umständen, daß ich mit dir geredet habe! Verstanden? Ich verbiete dir, ihr von dieser Unterredung das Geringste mitzutheilen!"

Arve wollte sich auflehnen, sie wollte sagen, daß sie ein solches Versprechen nicht geben könne. Aber sie bezwang sich doch, erwiderte nichts und wandte sich wie zufällig ab, um dadurch der verlangten Zustimmung durch Worte auszuweichen.

Zum Glück achtete die keinen Widerspruch kennende und einen solchen auch nicht vermutende Frau diesmal auf die Umgehung ihrer Wünsche nicht. Ihre Gedanken waren bereits anderswo, ihr Gehirn arbeitete, wie sie ihrer zweiten Tochter Widerstand — den sie nach dieser Unterredung fürchtete — schon im Voraus und sicher brechen, wie sie ihre Zwecke erreichen könne.

Bei Arve hatte sie durch die ungünstigen Nebenumstände verspielt; aber sie hatte gelernt, wie man es nicht anfangen mußte, ein Mädchenherz zu überrumpeln.

Zunächst befahl sie für alle Fälle der Dienerschaft, Lizzie nach Wiedereintritt ins Haus sogleich in ihr Zimmer zu senden. Dadurch verhinderte sie, daß die beiden jungen Mädchen sich verständigen konnten, und daß bei ihrem Verlangen, so bald wie denkbar eine Entscheidung herbeizuführen, irgend welche Zeit verloren ging.

Ihre Gebuld wurde auch nicht lange auf die Probe gestellt. Kaum nachdem sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, ertönte die Klingel, und sie hörte Türd über den Flur eilen. Aber sie wartete in ihrer unruhigen Besorgnis vor störenden Zwischenfällen die herkömmliche Meldung des Alten nicht ab, sondern öffnete die Thür und rief:

„Run, Lizzie, bist du endlich zurück? Tritt zu mir herein!“

Schon bei Türds Mitteilung hatte Lizzie, die, in der fortwährenden Angst vor der Entscheidung lebend, auf alles achtete, das ungewöhnlicher Natur war,

die Befürchtung ergriffen, daß am Ende nun der Augenblick gekommen sei. Dennoch gab sie sich, bevor sie ihrer Mutter gegenüberstand, der leisen Hoffnung hin, daß es anders sei.

Als sie nun aber deren ernste Miene sah, stieg die Gewißheit in ihr empor, daß sich jetzt ihr Schicksal entscheiden werde. Mit äußerster Gewalt die tobende Unruhe ihres Inneren bekämpfend, folgte sie Frau von Wardensteth ins Wohnzimmer; aber ihr war's, als ob ihr unter dem engen Druck des Paletots der Atem vergehen solle.

Doch gerade in demselben Augenblick kam dem jungen Mädchen ein rettender Gedanke, ein Gedanke, durch den sie zwar noch das Wirrnis nicht löste, durch dessen Ausführung sie aber sich alle vorangehende Unruhe und Qual abschnitt und sich unter allen Umständen einen Vorteil sicherte.

Bevor noch ihre Mutter den Mund zu öffnen vermochte, trat sie ihr mit einer stürmischen Bewegung entgegen, ergriff ihre Hände und hauchte, ihre Züge glücklich verklärend:

„Meine liebe, liebe Mama! Ich muß dir etwas sagen, und zunächst dir, meiner besten Freundin, derjenigen, die an allem, was mich angeht, stets den zärtlichsten und liebevollsten Anteil genommen hat. Ich habe mich mit Doktor Pfeil verlobt, ich bin seine Braut!“

Wenn sich vor Frau von Wardensteth plötzlich die Erde aufgethan haben würde, hätte sich schwerlich in ihren Gesichtszügen größeres Entsetzen malen können. Die Augen nahmen einen starren Ausdruck an, und ihr Inneres geriet in der furchtbaren Erregung in ein solches Stocken, daß sie vergeblich nach einem freien Atem suchte. Dann aber packte sie ihre sich aufbäumende Seele mit ganzer Willenskraft und sagte mit unheimlicher Ruhe:

„Meine Antwort auf diesen Unsinn lautet, daß Herr Doktor Wilhelm Pfeil zum letztenmal unser Haus betreten hat und daß du — unweigerlich — deinem Vetter Krog, der heute mittag um dich

angehalten, die Hand reichst. Daran ist nicht mehr zu deuteln und zu ändern. Dein Vater und ich haben bereits für dich zugefagt, und noch heute werden wir die Verbindung deklariieren. So, und nun begieb dich auf dein Zimmer. Herrn Pfeil schreibe ich sogleich, daß er sich andere Häuser aussuchen möge, in denen solchen Komödien Vorschub geleistet wird. Ein Mensch, der nicht zwei zahlende Klienten, wohl aber Tausende von Schulden besitzt, handelt, abgesehen davon, daß es wenig ehrenhaft ist, hinter dem Rücken der Eltern dergleichen ernste und verantwortliche Dinge einzufädeln, geradezu frivol. Es ist ein ganz unverantwortlicher Leichtsin, den er begangen hat, aber ich hoffe von deiner Einsicht und deiner Liebe zu uns, daß du rasch zur Besinnung gelangst und dir unsere Verzeihung dadurch sicherst, daß du ohne Einrede — die übrigens, wie ich nochmals betonen will, völlig nutzlos sein würde — deinem trefflichen, hochachtbaren und dir eine sorgenfreie Lebensstellung sichernden Verwandten dich zu eigen giebst. Die Auseinandersetzungen mit Herrn Pfeil brauchen dich nicht zu beunruhigen. Gegebenes Wort nicht brechen zu dürfen und dergleichen romanhafte Vorstellungen wollen wir anderen Leuten überlassen. Du wußtest nicht, was du thatest, dich entschuldigst deine Unerfahrenheit, und Papa wird schon den Dingen einen angemessenen Abschluß verleihen.“

Und dann zog Frau von Wardenfleth jene eifige Miene an, durch die sie bisher noch jedermann entwaffnet hatte, und hieß ihre Tochter durch eine kurz gebietende Handbewegung das Zimmer verlassen.

Sobald das aber geschehen war, klingelte sie auch Türk und rief ihm bei seinem Erscheinen zu, daß sie Baronesse Arve sofort zu sich entbieten lasse.

Frau von Wardenfleth hegte nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge keinen Zweifel, daß Lizzie sich sogleich zu ihrer Schwester begeben werde, und das

mußte sie unter allen Umständen verhindern. Sie stand unter dem Eindruck, daß Arve ihr nicht glaube, daß diese wisse, daß sie auch bei ihr hatte vorherrschen wollen, sie also ihre Kinder einer Ware gleich behandeln wollte. Und diese Vorstellung beunruhigte sie aufs höchste, und um so mehr, als Krog deutlich an den Tag gelegt hatte, wie er zu den Eindrücken stand, die eine solche Doppelwerbung auf die jungen Mädchen hervorgerufen mußte.

Es gab Dinge, an die man nicht rühren durfte; vor einem Kreuz wich selbst ein Teufel zurück.

Sobald Arve erschien, sandte Frau von Wardenfleth sie mit einem Auftrag in die Stadt, vergewisserte sich, daß sie, ohne Lizzie gesehen zu haben, das Haus verließ, und richtete nunmehr zunächst ihre Schritte zu ihrem Manne hinüber.

Da er sich während seiner Arbeitsstunden nur in ganz besondern Fällen stören ließ, klopfte sie an, war aber sehr befreundet, als sie drinnen unruhiges Sprechen und jetzt heftiges Schluchzen vernahm. Schon im Begriff, Türk zu fragen, wer sich bei ihrem Manne befände, schoß es ihr durch den Kopf, daß sich am Ende Lizzie zu ihrem Vater begeben habe, und dieser Widerstand und dieses Eingreifen in ihre Absichten und Pläne stählte die Entschlossenheit der Frau in solcher Weise, daß sie den Kopf in den Nacken warf und blinkenden Auges die Thür ohne Herein öffnete.

Beide, Vater und Tochter, sahen empör, aber die Frau sah mit raschem Blick, daß in den Zügen ihres Mannes noch ein Ausdruck straffer Entschiedenheit haftete, daß er also durchaus nicht den Nachgiebigen gegen seine Tochter gespielt hatte.

Das kräftigte ihr Vertrauen, obgleich sie, mit ihm im Fall des Widerstandes fertig zu werden, als ein Geringes ansah.

Aber die Dinge nahmen doch einen ganz anderen Charakter an, als sie erwartet hatte. Statt wie bisher einer demütig sich Fügenden, Geschlagenen zu begegnen, erhob sich ihre Tochter nach

Überwindung der ersten Überraschung mit finsternem Angesicht, und eine Entschlossenheit drückte sich in ihren Mienen aus, welche der Mutter bewies, wie hier die alte Wahrheit sich bewährte, daß alle Lehren ihrer Wirkung verlustig gehen und alle Fügbarkeit wie Spreu vor dem Winde verfliegt, wenn man in Liebesangelegenheiten mit den gewohnten Mitteln der Kinderstudenzucht Erfolg zu erzielen vermeint. Wie den Baum zuletzt der Sturm nicht mehr zu biegen vermag, so lassen sich auch Herzen und Seelen zuletzt nicht mehr nach Willkür regieren. Freilich erschütterte diese Erkenntnis die Unbeugsamkeit der Frau nicht. Es kam hinzu, daß es ihre wirkliche, von Nebenabsichten unabhängige Überzeugung war, ihre Tochter durch eine Heirat mit Krog glücklich machen zu können. Sie hatte so viel um sich her gesehen und so oft erlebt, daß der größten Glückseligkeit stärkste Abneigung gefolgt war, sie wußte aus Erfahrungen, daß gute materielle Verhältnisse und eine kavalierrmäßige Gesinnung des Mannes so viel größere Gewähr zu einem späteren, dauernden Glück boten als heißstürmische Liebe, daß ihr in der That die Verlobung mit Pfeil, den sie zudem nicht sonderlich mochte, als eine durchaus thörichte Partie erschien. Wenn sie in der That nicht erreichen konnte, daß Krog ihre Tochter heimführte, so wollte sie doch auch einer Verbindung mit Pfeil ihre Zustimmung nicht geben. Lizzie konnte zwar durch ihre Vermögensverhältnisse einem unbegüterten Manne die Sorgen von der Thür weisen, aber das war in ihren Augen nun einmal nicht das Rechte. Der eigentliche Fundus mußte sich bei dem Manne finden durch das Resultat seiner Thätigkeit oder durch ein gutes Kapitalvermögen.

„Wie, du bist nicht, wie ich es dir befehle, auf dein Zimmer gegangen? Was thust du hier, störst und regst deinen Vater auf! Geh! Ich will es!“ stieß die Frau mit blihenden Augen heraus und warf den vollen Oberkörper gebietend zurück.

Ihres Mannes achtete sie nicht; sie sah, es war nicht nötig, Rücksicht auf ihn zu nehmen, da er bei ihrem Eintreten bereits in gewohnter Rücksicht die dampfende Meer Schaumpfeife beiseite gestellt hatte. Solange solche Zeichen seiner Ehrerbietung gegen die Dame des Hauses zu Tage traten, wußte sie, daß sie Herrin war.

Aber ein Aufbäumen ihres Selbst kam bei Lizzie in solcher Weise zum Vorschein, daß sich eine Blutwelle vom Herzen nach dem Kopf empordrängte.

Sie that deshalb auch nicht, wie ihr geheißen war, sondern richtete sich empor und sagte, einen unbeugsamen Blick auf ihre Mutter richtend:

„Ich erkläre dir, daß ich mich mit Doktor Pfeil verlobt habe, und bat dich um deine Einwilligung. Du hast sie mir verweigert, und auch bei Papa finde ich Widerstand. Dem will ich mich fügen, obgleich mein Gefühl sagt, daß mir ein großes Unrecht geschieht, daß es nicht zu meinen kindlichen Pflichten gehört, mich diesem Verbot unterzuordnen. Ich bin doch kein Ding, sondern ein lebendiges Geschöpf, das so gut Anspruch auf Befriedigung des Herzens hat, wie ihr selbst sie einst erhoht und dadurch euren Bund schloßet. Aber, wie gesagt, trotzdem beuge ich mich. Einen Mann aber zu heiraten, der mir schon bei erster Begegnung Abscheu einflößte, muß ich mich auf das entschiedenste weigern! Mein ganzes langes Leben unglücklich zu sein, weil dieser Mann euch gefällt, ist eine so grausame Forderung, daß sie der Auserlegung eines langsamen Todes gleich kommt! Das ist mein letztes Wort. Zum Altar laun mich niemand schleppen. Der Mann, der um mich wirbt, würde ja beweisen, wie recht ich in meiner Weigerung hätte, wenn er mich zwingen wollte, sein Weib zu werden.“

Und plötzlich sich von ihrer Mutter ab und ihrem Vater zuwendend, schloß sie in einem flehenden, herzerreißenden Tone:

„Ach, mein teurer Papa, sei barmherzig! Stehe mir bei in dieser ernsten

Stunde! Alles, alles will ich thun, für mein ganzes Leben auf die Liebe eines Mannes verzichten, aber verlange nicht dieses Opfer, das ich dir nicht bringen kann! Es giebt keinen Einwand, der meinen Entschluß entkräften könnte! Liebe und Sympathie lassen sich nicht gebieten! Ich wiederhole, ich empfinde sie nicht nur nicht für meinen Vetter, sondern mich überläßt schon ein Grauen bei dem bloßen Gedanken, ihm angehören zu sollen!"

„Ah!“ züchte die Frau, ihren Blick auf den Justizrat richtend und ihrer Tochter beugend, als sei sie gar nicht anwesend, „es ist mir alles klar und offenbar! Ich höre den Doktor aus ihr sprechen! Schon in so kurzer Zeit gelang es ihm, ihr Innerstes zu verwirren, ihr Auffassungen beizubringen, an deren Vorhandensein oder gar Ausübung sie bisher nicht einmal gedacht hat! Aber sein Spiel soll ihm nicht gelingen! Nicht wahr, du teilst meine Ansichten! Der Mann, der unser Vertrauen in solcher Weise mißbrauchte, gehört nicht mehr in unser Haus! Du wirst ihm noch heute schreiben, und was sonst geschehen soll, darüber werden wir, nicht unsere Töchter bestimmen!“ Und sich zu Lizzie wendend: „Entferne dich!“ Und während sie den Fuß in steigender Erregung auf den Teppich drückte und die Stimme einen gewaltsam klingenden Ton annahm, wiederholte sie, die Hand ausstreckend: „Nun, hörst du?“

Noch einen mit vorwurfsvollem Flehen vermischten kurzen Blick richtete Lizzie auf ihren Vater, dann that sie, wie ihre Mutter ihr befohlen hatte.

* * *

Etwa eine halbe Stunde nach dem Vorgeesehenen stieg Krog nach Erledigung anderer Besuche zu der Wohnung des Doktor Pfeil hinauf und ließ sich von einer kleinen, mageren Frau mit dummen fragenden Augen bei Pfeil melden.

„Hier, geben Sie meine Karte. Ich bäte, dem Herr Doktor meine Aufwartung machen zu dürfen.“

Die kleine, magere Frau faßte das stark duftende Biered vorsichtig an den Rändern an und eilte fort.

Zwischen sah sich Krog im Vorzimmer um, aber während es geschah, wurde geklopft und — Fräulein Arve von Bardenfleth steckte den Kopf in die Thür. Die Überraschung beider war so außerordentlich, daß Krog förmlich emporschoß, Arve aber mit einem leisen Aufschrei und den Worten: „Verzeihen Sie, verzeihen Sie! ich habe mich in der Wohnung geirrt!“ wieder verschwand. Als Krog dem Mädchen nacheilte, hörte er nur noch das Geräusch ihrer Schritte unten auf der Treppe, und nicht gering beschäftigt durch diesen Zwischenfall, besonders durch des Mädchens verwirrtes Wesen, galten seine ersten Worte, als er Pfeil wenig später nach Entlassung eines Patienten gegenübertrat, dieser unerwarteten Begegnung.

Obgleich Pfeil, den im übrigen diese Mitteilung außerordentlich aufregte, keine Auskunft erteilen konnte, ward dadurch sogleich das Gespräch auf die beiden jungen Mädchen gelenkt. Krog wollte des klugen Doktors Meinung über sie ausforschen.

„Vortrefflich — ganz vortrefflich erzogen!“ erklärte Krog, zog den Mund herab, kniff die Augen zusammen und schob die Stirn in Falten, wie jemand, der von seiner eigenen Intelligenz und Urteilskraft selbst ganz überwältigt ist.

In solchen Fällen erschien er als ein recht beschränkter Mensch. Aber was er dann über Frauen hinzufügte, bewies etwas anderes, und wie jüngst ward Pfeil von seinem unbefangenen Urtheil aufs angenehme berührt.

„Die Frauen sind in unseren Kulturstaaten noch heute kaum etwas anderes als den Männern dienende Sklavinnen,“ äußerte er. „Im öffentlichen Leben steht allein der Mann, und ist von den Reden der Weiber die Rede, so geht man, wie in den Parlamenten, zur Tagesordnung über. Im engeren Verkehr, in der Ehe sind sie durchweg entweder nur gelegentlichen Launen der Männer dienen-

der Schmutz oder die Lasten von Lasten, die jene selbst nicht übernehmen wollen. Gleichberechtigung der Frau ist so selten, daß sie als kaum vorhanden in Betracht gezogen werden kann. Und dabei sind sie, die Frauen, im allgemeinen nicht nur sittlichere, sondern auch weit pflichttreuere und thatkräftigere Geschöpfe, welche die über den Menschen verhängten Leiden des Körpers und der Seele mit einer klagenlosen Standhaftigkeit ertragen, mit einer Resignation, von denen die Männer selten Proben ablegen. Ich speciell würde meiner Frau, wenn ich eine besäße, den Platz eines guten Kameraden einräumen, so zwar, daß ich ebensosehr bemüht wäre, ihr zu geben, wie ich Forderungen an sie stellte. Natürlich kann man nicht gegen den Strom schwimmen und nicht über seinen eigenen Schatten springen. Damit will ich sagen, daß ich mit Beziehung auf die Freiheiten, die ich meiner Frau einräumen würde, mich nicht in Widerspruch mit den herrschenden Sitten setzen und eine Garantie für mich nur in dem Umfange meiner Kräfte und Veranlagung übernehmen könnte."

Freilich! Bei und nach dieser Rede hatte Krog sich geräuspert, die Augen zusammengekniffen und eine so unerträglich selbstbewußte Miene aufgezogen, daß er den sympathischen Inhalt fast ganz wieder aufgehoben und dadurch namentlich auch den letzten Worten zweifelhaften Wert beigelegt hatte.

Er gehörte zu den Menschen, bei denen man stetig zwischen Sympathie und Auflehnung schwankt. Aber bei Pfeil blieb doch am Schluß der gute Eindruck haften. Er gelangte zu dem Resultat, daß Krog im Grunde seines Herzens ein Cavalier sei.

Als das Gespräch auf die beiden jungen Mädchen kam, sagte Krog:

„Ja, allerdings, ich habe dieselben Eindrücke. Wir sind selten zwei so schöne und wahrhaft gebildete junge Mädchen vorgekommen. In ihren Seelen fließt, wenn ich mich so ausdrücken darf, hellklares, ungetrübtes Quellwasser. Aber

auch die Quelle kann gefrieren und es kann sich ihre Flut jählings in die Tiefe stürzen. Ich halte sie beide keineswegs für unselbständige, vielmehr für durchaus charaktervolle Geschöpfe. Man weiß auch kaum, welcher man den Vorzug geben soll. Ich würde, wenn ich die Wahl hätte, in Zweifel sein. Welche von den beiden Damen interessiert Sie am meisten, Herr Doktor?“

„Ich gebe Fräulein Lizzie den Vorzug,“ entgegnete Pfeil, brach aber nach dieser Antwort sogleich das Gespräch ab.

Zum Schluß äußerte sich Krog auch noch über die alten Vardensteths und sagte zu Pfeils Überraschung:

„Sie haben nicht die Niedrigkeit und die Tiefe ihrer Kinder, besitzen aber eine vortreffliche Eigenschaft, nämlich die, sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten und mit diesen in sehr zweckmäßiger Weise zu beschäftigen.“

In diesem Augenblick kam Pfeil der Gedanke, ob es nicht weise sein würde, sich Krog zu eröffnen, jetzt gleich handelnd für Lizzie einzutreten. Aber schon Arves Besuch ließ ihn schwanken; sicher hatte sie ihm etwas Wichtiges mitteilen wollen, und er verdarb vielleicht die Situation, statt sie zu klären.

Auch die Überlegung, es müsse einen sehr befremdlichen Eindruck auf Krog machen, daß Lizzie vielleicht unmittelbar nach dieser Unterredung erklärte, sie habe sich mit Pfeil verlobt, änderte seinen Entschluß nicht. Es war später noch Zeit, Krog über seine Zurückhaltung Erklärungen zu geben, und der Inhalt der Begründung mußte sich dann finden.

Kam, nachdem sich Krog entfernt hatte, trat Pfeils Wirtin in sein Zimmer und überreichte ihm ein Couvert.

„Ich sollte es erst an Sie abgeben, wenn der Herr weg war, und es war die Baronesse von Vardensteth, eine von die jungen,“ erklärte sie in ihrem nicht eben ganz tadelstreuen Deutsch.

Das Couvert enthielt eine Karte von Arve, auf der geschrieben stand:

Meine Schwester bittet Sie — ich selbst bin über die Vorgänge noch gar nicht orientiert — dringend, uns heute nicht zu besuchen. Sie wird Ihnen so bald wie möglich schreiben. Ich wollte Ihnen das mündlich bestellen, traf aber zu meinem Schrecken meinen Vetter, und bin, beiläufig gesagt, in großer Besorgnis, daß sich daran noch allerlei unliebsame Fragen zu Haus knüpfen werden. Es grüßt Sie aufs herzlichste

A. B.

Nach der Lektüre dieser Zeilen geriet Pfeil in eine sehr wenig behagliche Stimmung. Offenbar war's bereits zwischen Lizzie und ihren Eltern zu einer Erklärung gekommen, und das Resultat war, daß Vardensteth ihm, Pfeil, das Haus verboten.

Also alles vollzog sich, wie er es befürchtet hatte, und schon der Anfang trug den Charakter eines bösen Endes in sich.

Aber da es der Sachlage nach nur einen verständigen Entschluß gab, Weiteres abzuwarten, so glättete Pfeil mit Gewalt die Falten auf seiner Stirn und begab sich bald darauf in das Wirtshaus, in dem er das Mittagessen einzunehmen und Abreden für den Abend zu treffen pflegte.

Krog war inzwischen in sehr guter Laune von seinen Besuchen nach Haus zurückgekehrt und erschien, als bald darauf Türk ihm in seinem Zimmer meldete, daß serviert sei, mit äußerst aufgeregter Miene vor seinen Verwandten. Aber die erste Enttäuschung ward ihm durch Frau von Vardensteth's Mitteilung, daß Lizzie unwohl sei und daß sie insolge dessen noch nicht habe mit ihr sprechen können, und eine weitere durch den fortwährend gezwungenen Ton, der während der Tafel herrschte. Die beiden Vardensteths vermochten nur mit größter Mühe dem Gespräch einen ungezwungenen Charakter zu verleihen. Krog entging das nicht, obschon sein Wesen stets den Ein-

druck hervorrief, als ob er nur mit sich beschäftigt, und Arve saß in Todesängsten da, daß Krog das Gespräch auf ihr Erscheinen bei Pfeil bringen werde. Sie begriff sogar nicht, daß er es bisher unterlassen hatte.

Um so angenehmer ward sie berührt, daß er, als sie nach Aufhebung der Tafel eine Weile mit ihm im Garten promenierte, nach kurzer Einleitung herausstieß:

„Wir haben uns heute beim Doktor Pfeil getroffen. Ich wollte dir nur meine Entschuldigung über meine Unhöflichkeit aussprechen. Aber ich hoffe, etwas entlastet zu sein, weil du so rasch davoneilst. Es war mir zufolgebedessen nicht möglich, dich anzusprechen und hinabzuleiten.“

Arve verstand, was in diesen klug gewählten Worten lag, aber bevor sie ihm für seine ritterliche Höflichkeit, so die Dinge zu ihrem Vorteil umzuwenden, danken konnte, fuhr er fort:

„Ich habe nichts in Gegenwart deiner Eltern gesagt, ich glaubte zu bemerken, daß dies in deinem Sinne sei. Bitte, bitte, es bedarf gar keiner Erklärungen! Alles, was meine schöne Cousine thut, wird tadellos sein und kann deshalb keinerlei falscher Beurteilung unterliegen.“

Damit brach er ab und nahm ein anderes Gespräch auf.

Diese kleine Episode wirkte so auf Arve, daß sie in der Folge Krog in ganz anderer Weise begegnete, auch für einige sie später wieder wenig angenehm berührende Äußerungen von seiner Seite schließlich doch ein milderes Urtheil fand.

Er sprach unter anderem von einem seiner Beamten und sagte mit seiner nieselnden hochmütigen Stimme:

„Ich habe den unverschämten Kerl, als er zu widersprechen wagte, selbstverständlich sofort zum Teufel gejagt!“

Und über den in seinem Gutsbezirk angestellten Schullehrer ließ er sich mit den Worten aus:

„Ja, natürlich! Nach den Ansichten dieses Volkes müßte unsereins noch besondere Kniefälle thun, daß sie den Buben

und Mädchen das Einmaleins beibringen. Dafür werden sie doch bezahlt und haben ihr Brot. Daß nicht jeder Kultusminister sein kann, versteht sich doch wohl von selbst.“

Die Standesunterschiede lehrte Krog stets in unangenehmster Weise hervor, und über das Nichtsthunleben, das er selbst führte, schien er gar nicht einmal zum Nachdenken zu gelangen.

Als man beide später zum Kaffee rief, sagte Krog, ein Geispräch über seine Herrschaft beendend und sich galant verbeugend:

„Der höchste Wert würde meinem Besitz verliehen werden, wenn meine schöne Cousine ihn einmal mit ihrem Erscheinen beehren würde.“ Und dann leicht, vertraulich und liebenswürdig: „Sag, Arve, ernsthaft! Würde es dir nicht Spaß machen, mich dort länger, gar dauernd zu besuchen? Oder bist du fürs Landleben nicht eingenommen?“

Sie erwiderte jedoch, um ihm gar keine Zweifel über die darin versteckte tiefere Frage zu lassen:

„Nein, ich muß gestehen, ich schwärme durchaus nicht dafür! Auf dem Lande leben zu sollen, wäre mein Tod.“

„hm — hm — obgleich das Sterben nicht gar so leicht ist, wie man glaubt,“ gab Krog steif und überlegen zurück.

Er hatte gefühlt, daß sie ihn über ihre Gefühle für ihn belehren wollte.

Wenige Sekunden später traten sie ins Haus, und später unternahmen der Justizrat und Krog einen Spaziergang ins Freie.

* *

Nach diesen Vorfällen waren fast vier Jahre verflossen. Lizzie von Vardensteth hieß lange Frau von Baeske; Doktor Pfeil hatte bereits wiederholt von St. Thomas, wohin er fast unmittelbar nach der Scheinverlobung mit Lizzie seinen Weg genommen, über seinen Aufenthalt und sein Wohlbefinden an seine Bekannten in Wisborg Bericht gegeben, und Arve war schon über sechs Monate die Frau des Rittmeisters von Dahl.

Es war wieder Sommer, und ein strahlender Tag lag auch über der Gutsherrschaft Rinkenäs. Die Herrin von Rinkenäs aber wandelte mit einer verheirateten Dame aus der Nachbarschaft durch den mit beschnittenen Hecken und hellstimmernden Statuetten besetzten Park auf und ab, und gerade heute fiel die bisher beobachtete Zurückhaltung, und Lizzie von Baeske ergriff das Verlangen, ihrer Freundin, der Baronin von Rosenkranz, einmal ihr Inneres rüchhaltlos aufzuschließen.

Anne von Rosenkranz hatte sich über ihre Ehe mit ihrem älteren Mann, wie schon oft, in sehr bitterer Weise geäußert, ihr Schicksal als ein unvergleichlich hartes hingestellt und dagegen Lizzies Leben als ein wahrhaft beneidenswertes bezeichnet.

„Du urteilst, wie dir die Dinge erscheinen,“ hub Lizzie mit schmerzlichem Lächeln an. „Aber höre einmal die Wahrheit. Schon als vor vier Jahren mein Mann um mich warb, fand ich ihn so unerträglich, daß ich hätte ins Wasser springen mögen, um dem Los, seine Frau zu werden, zu entgehen. Ich griff auch nach einem verzweifelten Mittel, indem ich einen bei uns verlehrenden jungen Arzt ins Vertrauen zog und ihn bat, erklären zu dürfen, daß ich mich insgeheim mit ihm verlobt habe. Er ging auf meinen Wunsch ein, ja, aber seine vorher geäußerten schweren Bedenken durchaus bestätigt, da meine Eltern ihm das Hans verboten. Er geriet durch diese Form der Begegnung in eine so verbitterte Stimmung, daß er, zudem unfähig, sich mit mir in irgend einer Weise zu verständigen — und das hielt zwei Wochen an —, einen ganz außerordentlichen, aber auch sehr energischen Entschluß faßte. Er zeigte meinen Eltern kurz und bündig an, daß er ein Anerbieten, als Arzt nach St. Thomas zu gehen, angenommen und die Stadt verlassen habe. Den Abschiedsbrief, den er mir damals schrieb, besitze ich noch, ich werde ihn dir gelegentlich zeigen. In diesem erklärte er, er habe

die Überzeugung gewonnen, daß die Aufrechterhaltung unserer Scheinverlobung zwecklos sei, daß sie mir nur Schaden statt den erhofften Nutzen bringe. Aber er äußerte sich gleichzeitig in so anerkennender Weise über meinen Mann, daß ich, ohnehin ohne Willen und in meiner Liebe — ich liebte ihn leidenschaftlich — betrogen, blindlings, wie eine Verurteilte, Krog zum Altar folgte. Aber auch noch andere Umstände wirkten auf meinen Entschluß ein, den ich noch vor wenigen Wochen als einen undenkbaren gehalten. Meine Mutter erkrankte sehr schwer, und mein Vater stellte mir vor, daß sie genesen werde, wenn ich ihren Lieblingswunsch, Krog zu heiraten, erfülle. Endlich aber stand ich unter dem Eindruck, daß ich das Glück meiner Schwester Arve, die den Doktor Pfeil schon seit lange liebte, durch diesen Verzicht werde fördern können. So bin ich also wie du, meine liebe Anne, ein Opfer der Verhältnisse geworden, und wenn du meinst, daß ich glücklich sei, so befindest du dich in einem schweren Irrtum. Ich fühle mich im Gegenteil sehr unglücklich, da ich meinen Mann zwar in vieler Hinsicht respektiere, aber eher Abscheu als irgend welche Neigung für ihn empfinde.“

„Wußte dein Mann,“ fragte die junge Frau, die mit Staunen und Spannung zugehört hatte, „daß du dich für den jungen Doktor interessierst, daß ihr verlobt waret oder vielmehr angabet, es zu sein?“

„Nein. Meine Mutter hatte es ihm, wohl wissend, daß er dann zurückgetreten wäre, verschwiegen, und ich, die ich das Bett gehütet und erst nach vierzehn Tagen Krog überhaupt wieder gegenübertrat und gleichzeitig Pfeils Absagebrief empfing, hatte also gar kein Recht mehr, darauf hinzuweisen. Wie die Dinge mit Pfeil in Wahrheit zusammenhängen — ob er meiner Schwester Liebe erwiderte, ob er mir dieselben Empfindungen entgegenbringt, wie ich ihm, ob er sich und uns durch seinen unerwarteten Schritt aus allen Wirrnissen am besten zu lösen vermeinte

— kurz, welche Umstände die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen gewesen sind, ist mir nie klar geworden. Ich weiß heute noch nicht, ob er eine schwankende Natur war oder ob eben Verhältnisse mitspielten, die anseinanderszusehen ihm sein Hartgefühl verbot. Daß durch die Erschütterung meines Vertrauens in seine Zuverlässigkeit meine Liebe bei ruhigerem Nachdenken nicht wuchs, wirst du begreifen.“

„Nein, das begreife ich nicht, beste Lizzie. Mich würde im Gegenteil eine um so größere Leidenschaft erfassen, durch sie würde sie angeführt werden. Aber darin sind ja die Naturen verschieden. Bitte, vergiß nicht, mir den Brief zu zeigen, es verlangt mich sehr, mir danach ein Urteil über den Doktor zu bilden. Schon seine Handschrift zu sehen, interessiert mich. Übrigens — wie lange bleibt dein Mann fort? Fühlst du dich nicht sehr einsam ohne ihn?“

„Er kehrt morgen vormittag zurück. Einsam? Liebe Anne, sagte ich dir nicht, daß ich froh sei, wenn ich nicht in seiner Nähe zu sein brauche, daß ich mir jedesmal einen ungeheuren Zwang anferlegen muß? Ich habe einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen sein Äußeres, gegen viele seiner Gewohnheiten, gegen die Art sich zu geben und auszudrücken. Und das nun bis an mein Lebensende ertragen zu sollen! Ach, bisweilen —“

Die letzten Worte verklangen unter plötzlichem Schluchzen, und zu Annes Schrecken und Bekümmernis ließ sich Lizzie plötzlich auf eine der nahestehenden Bänke nieder und weinte zum Erbarmen.

„Wisse, Anne,“ hub die Frau nach mühsam zurückgewonnener Fassung an, „ich befinde mich in dem furchtbaren Zustande, daß mich zeitweilig alles reizt, was er thut. Es ist eine wahrhafte Krankheit. Mein Mann hat unter anderem die Gewohnheit, morgens zum ersten Frühstück Eier zu essen. Statt sich dazu, wie andere Menschen, eines Bechers zu bedienen und sie mit Hilfe eines Löffels zu verzehren, füllt er ihren Inhalt in ein

Weinglas, rührt ihn mit einer unerträglichen Umständlichkeit durcheinander und schlürft endlich mit überaus vernehmbaren Tönen die Mischung hinunter. Überhaupt schlürft und schmaht mein Mann, wie du bemerkt haben wirst, beim Essen stetig und sticht und rührt auch in den Speisen in unangenehmster Weise herum. Durch sein Junggefellentum hat er allerlei Gewohnheiten angenommen, die auf die Länge unerträglich sind. Dabei ist er aber von allem, was er thut, maßlos eingenommen; er hält sich für einen mit allen Allüren eines vornehmen Mannes ausgerüsteten Menschen. Und dann seine Pedanterie! Sie ist zum Verzweifeln und nimmt mit jedem Tage zu. Ehe er sich entschließt, Wäsche anzulegen, prüft er sie viertelstundenlang, und dann besißt er die Angewohnheit, beim Ankleiden einige Duzende Mal unnötig hin und her zu gehen, zu schnauben, zu stöhnen und sich zu räuspern. Ich versichere dich, Anne, ich bin ein paarmal auf dem Punkt gewesen, emporzuspringen und ihm zuzurufen: „Ich werde verrückt, wenn du diese Unarten nicht ablegst, Krog!“ Du weißt, Anne, wenn man durch das Gebell eines Hundes in der Nacht gestört wird, daß man immerfort darauf achten muß und zuletzt in einen Zustand der Verzweiflung gerät. So geht's mir mit Krog, seinen tausend Eigenheiten. Statt mich der Beachtung seines Thuns zu entschlagen, forsche ich förmlich danach, ob er nicht wieder etwas thut, was mich irritiert. Alle Vernunft und alle Gerechtigkeit nehme ich in mir zusammen, um mich aus diesem unglücklichen Bann zu lösen, aber es ist vergeblich. Und wenn ich ihn dann noch so selbstbefriedigt sehe, ihn von seiner Unwiderstehlichkeit so überaus durchdrungen, so blind, so einseitig, dann laufe ich bisweilen aus dem Hause und schreie die mühsam unterdrückten Worte in die Lüfte aus. Du wirst sagen, die Dinge, die ich hier anführe, seien doch nur Außerlichkeiten. Sie sind mit gutem Willen zu ertragen. Gewiß! Von deinem Standpunkt hast du recht! Aber

nicht wahr, es sind ja weit weniger die großen Geschehnisse, die uns das Leben schwer machen und es uns verbittern, als die vielen kleinen, die wie unsichtbare Holzwürmer nagen und zuletzt einen Fußboden unterminieren. Ich habe dergleichen Auflehnung früher nie gekannt. Auch meine Eltern besaßen störende Eigenheiten, aber ich habe sie eben als etwas einmal Bestehendes hingenommen; bei Krog aber reizt mich jegliches. So kann ich es auch nicht ertragen, daß er die Menschen häufig so empörend behandelt. Neulich war hier ein Viehhändler, der sich erlaubte, einen etwas vertraulichen Ton gegen ihn anzunehmen. Den Menschen hat er in einer Weise heruntergemacht, daß mir das Blut in den Kopf schoß. Ganz unvermittelt schrie er ihn an: er sei ein unverschämter Geselle, ein Dube! Er möge sich sofort aus dem Schloß entfernen, sonst würde er ihn hinauspeitschen lassen! Ich denke immer, daß sich eines Tages alle die Beleidigten zusammenthun und Rache an ihm nehmen könnten. Ich befreie mich nicht von der Angst, daß dergleichen einmal geschehen wird.“

Als Lizzie wie erschöpft innehielt, sagte Anne von Rosenkranz:

„Und wie begegnet er denn dir? Auch so grob und rücksichtslos? Ich habe nie etwas bemerkt, vielmehr gefunden, daß er eine sehr ritterliche Art gegen dich beobachtet.“

Lizzie bewegte beipflichtend den Kopf, und ein stiller, schwerwütiger Zug trat in ihr Angesicht.

„Ja, du hast recht,“ bestätigte sie. „Er ist niemals unsrenndlich oder heftig oder gar ungerecht gegen mich. Er ist mir gegenüber der vollkommenste Kavaller. Und das ist's ja auch, was mich denn doch wieder versöhnt, mich zu ihm führt und an ihn hält, obgleich seine gelegentlichen Vertraulichkeiten —“

Sie brach wieder ab, und ein Schauer lief über ihren Körper.

Als die beiden jungen Frauen wenig später in das Schloß eintraten und sich hier in dem neben dem in Gold und

Weiß gemalten, mit wundervollen Empiremöbeln geschmückten Gartenzimmer befriedlichen, reizend ausgestatteten Kabinett Vizzies niederließen, erinnerte Anne von Rosenkranz die Freundin an den Brief von Pfeil.

„Du wolltest mir das Schreiben des Doktors zeigen, Vizzie,“ hub sie an, und die junge Frau nickte bereitwillig und zog aus einem hinter einem Bücherbord versteckten Kästchen ein Bündelchen mit grüner Seide umwidelter Briefe hervor.

„Wie? dort verbirgst du deine Briefe?“ fragte Anne erstaunt.

„Jawohl, und ich begreife deine Verwunderung. Aber höre: das ist auch eine von meines Mannes mich irritierenden Eigenheiten, daß er immerfort umhersucht, den Gegenständen einen anderen Platz giebt, sogar indiskret in meine Schublade guckt. Mich würde es nicht wundern, wenn er eines Tages jeden Stein auf seinem Hofe polieren, die Dachpfannen der Wirtschaftsgebäude einzeln sorgfältig waschen und jeden Baumstamm in seinem Garten von Moos befreien ließe. Seitdem ich ihn einmal dabei ertappte, daß er sich mit dem Inhalt der offen stehenden und etwas in Verwirrung geratenen Schublade meines Schreibtisches zu schaffen machte, habe ich mir diesen Platz ausgesucht. Hier vermutet er nichts; es darf niemand bei mir abstäuben, ich thue das selbst. Denke dir, er steht bisweilen in der Nacht auf, um auf seinem Arbeitstisch irgend einen Gegenstand, ein Buch, eine Flasche oder dergleichen, nachträglich fortzuräumen. Er kann nicht schlafen, wenn ihn der Gedanke an Unregelmäßigkeit befällt. Daß er mich durch sein unzeitiges Verlassen des Bettes in meiner Ruhe stört, kommt ihm dabei gar nicht in den Sinn.“

„Warum sprichst du aber nicht einmal über all diese Dinge, Vizzie? Ich würde ihm sagen, was dir nicht gefällt, und ihn bitten, es zu ändern!“

Vizzie bewegte unglänbig den Kopf.

„Ach, Liebe! Ein Mann in seinen Jahren ändert sich nicht mehr, und, liebste

Anne, ist's nicht dies, so wird's etwas anderes sein, was mich zur Auflehnung reizt. Wo Sympathie und Liebe vorhanden sind, sieht man Schwächen und störende Angewohnheiten kaum einmal, aber ich sagte dir schon: mich ärgert im Grunde alles, was er thut, weil es mit so grenzenloser Selbstbefriedigung verbunden, weil er so unendlich von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt ist. Ich halte es nicht für unmöglich, daß, wenn ich ihm von einer anderen Person erzählen und auf all das aufmerksam machen würde, was ich an ihm table, er seine Glossen darüber machen würde. Aber daß ihm selbst diese Gewohnheiten anhaften, weiß er gar nicht. Während er an anderen alles bemerkt, ist er über sich vollkommen blind. Als ich damals zu einem Jawort gezwungen ward, als Arve mir zuredete, ihn zu heiraten, hob sie zwar das Gegenteil hervor, rühmte seine Rücksicht und seine große Unbefangenheit in der Beurteilung menschlicher Dinge. Sie hatte sich, während ich krank daniederlag, täglich mit ihm beschäftigt. Auch Doktor Pfeil sprach sich sehr lobend über ihn aus. Aber da fällt mir ein, daß ich dir ja den Brief des Doktors hervorgerufen wollte. Hier — hier — ist er. Lies einmal vor, was er damals geschrieben hat. Ich möchte sehen, wie seine Worte heute auf mich wirken, und Geheimnisse vor dir habe ich nicht.“

Hierauf las Anne von Rosenkranz:

„Meine teure Baronesse!

Nachdem vierzehn Tage vergangen sind, in denen ich von Ihnen gar nichts gehört habe, es mir auch nicht gelungen ist, in irgend einer Weise mit Ihnen oder mit einer Person Ihrer Umgebung mich in Verbindung zu setzen, wohl aber ein Schreiben Ihres Herrn Papa mich erreichte, in dem er in sehr deciderter, ja verletzender Weise mir sein Haus und jegliche Annäherung an Ihre Familie in Zukunft und für alle Zeiten unterjagt — ich füge Abschrift seiner Zeilen zu Ihrer Kenntnisnahme bei —, glaube ich, daß

ich die Situation am besten dadurch kläre, daß ich mich ganz von Wisborg entferne. Brauchen Sie mich dennoch, so bitte ich zu rufen. Für die nächsten drei Wochen bin ich noch in Hamburg, um die Vorbereitungen zu meiner Übersiedelung nach St. Thomas, wohin ich unter vorteilhaften Bedingungen einen Ruf angenommen habe, zu treffen. Ich übernehme die Praxis eines bisher dort ansässigen deutschen Arztes, der sich genügend erworben hat und nach Deutschland zurückkehren will. Empfange ich während dieser Zeit keine Nachricht, nehme ich an, daß ich auch in Ihrem Sinne gehandelt habe, daß auch Sie die Zwecklosigkeit unserer Abrede erkannt haben.

Indem ich von Ihnen Abschied nehme, teure Baroness, sage ich Ihnen nochmals, wie sehr mich Ihr Vertrauen beglückt hat, wie es mein höchster Wunsch gewesen wäre, auch meinerseits die Gefühle der Freundschaft zu bethätigen, wie unendlich schwer es mir wird, Sie niemals wiedersehen zu sollen. Verzeihen Sie, wenn ich etwas that, was Ihre Mißbilligung findet; aber es giebt noch andere Gründe, die ich Ihnen nicht zu erörtern vermag, die mich veranlassen, durch einen solchen gewaltsamen Schritt mich außer jeder Mitwirkung der kommenden Dinge zu setzen. Vielleicht findet sich einmal im Leben eine Gelegenheit, darüber zu sprechen, Ihnen darzulegen, daß es wohl doch am besten war für alle Teile, so zu handeln, wie ich es zu thun mich entschlossen habe. Jedenfalls weiß ich, daß ich das größte Opfer bringe, daß — Doch gleichviel und zum Schluß noch eins:

Zu Ihrem Herrn Vetter habe ich einen Mann von starkem Verstande, scharfem Blick und, abgesehen von seinen unerfreulichen Standesvornurtheilen, großer Objektivität gefunden. Er wird meines Erachtens in allen Lebenslagen cavaliermäßig, ja, sogar als ein Mann von Herz handeln, wenn es wirklich ernste Dinge betrifft. Insofern werden Sie sich gegebenen Falles nicht in Ihren Erwägungen getäuscht finden. Sie haben es seinerzeit

abgelehnt, daß ich mit ihm sprechen sollte, ihm, als Ihr Beauftragter, erklären durfte, daß Sie ihm Ihre Hand nicht reichen könnten. Die Gründe, die Sie leiteten, waren mir durchaus einleuchtend. Dennoch hätte ich diesen Weg für den richtigen gehalten, aber es hätte gleich geschehen müssen. Noch einmal lebewohl! Möge Ihnen alles zu teil werden, was ich für Sie vom Schicksal erbitte, dann wird Ihr Leben ein ungewöhnlich glückliches sein, teure Baroness. Ich bitte, bewahren Sie ein freundliches, nachsichtiges Andenken Ihrem

Wilhelm Pfeil.

Am ersten Juli des Jahres 1880 werde ich, sollte ich am Leben bleiben, mich in Hamburg im Hotel l'Europe befinden. Vielleicht brauchen Sie meine Dienste, oder Sie behielten in Erinnerung, wie Sie unvergeßlich in Erinnerung behält und Ihnen unverbrüchliche Liebe und Treue gelobt, Ihr

W. Pfeil."

Dem ersten Teil des Briefes hatte Lizzie mit der Miene eines Menschen zugehört, in dem der erste Inhalt alle Erinnerungen wachruft, auf ihn aber, weil er bekannt ist, keine Überraschung hervorruft; als jedoch der Nachsatz an ihr Ohr draug, sprang sie, Anne, die etwas zu äußern im Begriff stand, nicht zu Worte kommen lassend, empor und rief:

„Was — was liest du denn da zum Schluß? Steht das in dem Briefe? Bin ich denn blind gewe—“

„Ja, der Nachsatz ist in stenographischen Schriftzügen abgefaßt. Eben wollte ich die Frage an dich richten, ob du das entziffert hättest.“

Lizzie ergriff Pfeils Brief und ließ die Blicke über die ihr allerdings bisher nicht entgangenen, aber sie zu keinem besondern Nachdenken anregenden Schriftzeichen gleiten.

„Also das heißt's?“ fuhr sie erregt fort. „Und welcher Zufall, daß du das übersehen konntest! Wann hast du Steno-

graphie gelernt? Wie kam's? Und irrst du dich auch nicht?"

Mit zunehmender Bewegung hatte die junge Frau auf Anne von Rosenkranz eingespochen, und noch stärker ward ihre Erregung, als Anne von neuem den unzweifelhaften Inhalt bestätigte.

Von diesem Augenblick war Lizzie von Baeske wie verwandelt, sprach von nichts anderem als von Feil und beriet zuletzt sogar mit der Freundin, ob sie, da der erste Juli unmittelbar bevorstand, Pfeil schreiben oder die Mittel finden sollte, ihm persönlich zu begegnen. Alles, was bei einem solchen Schritt einer Frau von Erziehung und Grundfäßen sich abmah- uend aufdrängt, gestaltete sich auch in ihr, aber auch alle Stimmen, welche sich in dem Inneren einer Frau, die liebt, erheben und zureben, machten sich geltend.

„O Anne, Pfeil wiederzusehen, Welch ein Gedanke! Ich sagte dir bereits, daß ich ihn zuletzt leidenschaftlich geliebt habe, und ich bekenne dir, daß in diesem Augenblick alle Gefühle in ganzer Stärke wieder in mir erwachen! Sag, was ich thun soll? Verdenkst du es mir, daß ich die Gelegenheit ergreife, einmal den süßen Trank zu genießen, der mir so grausam von den Lippen gerissen ward? Was habe ich denn verschuldet, um auf jedes wirkliche Glück zu verzichten? Ich liebte einen braven, klugen, guten Menschen. Man verbot mir, ihn auch nur wiederzusehen, und zwang mich, einem völlig ungeliebten Manne die Hand zu reichen. Rächt sich nicht alles Unnatürliche im Leben? Müssen die Urheber dieser Unbarmherzigkeit — wißte, Anne, niemals habe ich seit meiner Heirat an meine Eltern auch nur eine Zeile geschrieben — nicht darauf gefaßt sein, daß die Saite zerreißt? Begreiffst du, Liebste, daß mich ein Gefühl unbeschreiblichen Glückes schon bei dem Gedanken erfasst, diesem ritterlichen Manne wieder gegenüberzutreten? Was steht da geschrieben? Wie Sie unvergeßlich in Erinnerung behält und Ihnen unverbrüchliche Liebe und Treue gelobt!

Meinst du nicht, daß er mich jetzt fragen will, ob ich sein Weib —“

Aber nur bis so weit gelangte die in ihren Gefühlen aufgerührte Frau. Als sie sich bewußt ward, was ihr Inneres zu Tage gefördert hatte, sank sie voll Schrecken und von der Aufregung erschöpft zurück und verhällte mit den Händen das thränenbenehete Gesicht.

Und lang andauerndes Schluchzen blieb, ihr krankes Herz weinte; erst als sie durch einen ihr Haupt berührenden Druck von der Hand der Freundin an sie und die sie umgebende Welt wieder erinnert ward, löste sich der Schmerz, und indem sie über die Stirn glitt, als ob sie damit alles Unrechte von sich abstreifen könne, stand sie auf und schloß unter einem tiefen Atemzug die Reihe ihrer schwermütigen Gedanken ab.

Anne von Rosenkranz sah auf das unglückliche Weib und fand sie gerade in ihrem Schmerz von einer unvergleichlichen Schönheit. Und daneben trat vor ihr Inneres die Erscheinung des Mannes, des verlebten Elegants mit der gelblich-grauen Gesichtsfarbe, den zusammengekniffenen Augen, den gezierten Manieren, und dem durch einen starken Zug von Sinnlichkeit verunschönten Mund, halbe Gebrechlichkeit und allerlei eckige Kunst neben den reinsten, edelsten Schönheitsformen, neben blühender Jugend.

In der gesamten Umgegend warben die Männer im stillen um die wunderschöne Baronin von Baeske; manche hatten auch schon den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, aber schon bei den ersten Ansätzen hatte sie gezeigt, daß sie für dergleichen versteckte Absichten bergende Artigkeiten durchaus keinen Sinn besäße. Doch geschah's nicht in einer irgendwie verletzenden Weise. Sie ging leicht darüber fort, nur so, als ob ein Scherz ein wenig zu weit getrieben sei. Meist schoß ein verlegenes Not in ihre Wangen, wie bei einem jungen, zum erstenmal angesprochenen Mädchen. Von Strenge, pröder Abwehr, von einer Verstimmung zeigte sich nichts; ihr liebenswürdiges, unschuldiges

Wesen kam allein zum Vorschein. So hatte denn auch Krog niemals einen Grund zu der geringsten Eifersucht gehabt. Er sah wohl einmal rasch und forschend mit seinen grauen Augen zu ihr hinüber, wenn sie mit einem fremden Herrn lebhafter sich unterhielt, aber sie ruheten dann in der Folge scheinbar völlig harmlos auf ihr. Auch war's immer nur für eine kurze Weile. Vermöge seiner Lebensart vermied er alles, was Aufsehen erregen konnte.

So hieß man denn auch die beiden Eheleute für vollkommen glücklich. Es sei unbegreiflich, äußerte man, daß dem so sei, aber man fand nichts, was auf das Gegenteil schließen ließ. Er begegnete ihr mit ausnehmender Rücksicht und lebenswürdigster, ehrerbietigster Artigkeit, und sie gab sich gefügig wie eine Tochter, die wohl ihres Vaters Fehler sieht, aber ihn so sehr liebt, daß nur die Eindrücke seiner guten Eigenschaften in ihr Raum haben. Um so überraschter, aber auch erschrockener war Anne gewesen, als Vizzie vorhin solche Eröffnungen gemacht hatte. So war denn auch hier nur Schein wie fast überall, so war denn auch hier nur eine Coullisse gezogen; hinter sie durfte man nicht blicken.

Als Vizzie später doch noch wieder auf Pfeil zurückkam und Anne zu dem Aussprechen ihrer Meinung drängte, sagte sie: „Mich liebt niemand, und ich liebe keinen, obschon mich manche Männer interessieren. Über die Regungen meines Inneren kann ich also nur insofern sprechen, als auch ich unglücklich verheiratet bin. Wenn ich mich aber in die gleiche Lage denke und mir vorstelle, daß ich den Mann wiedersehen könnte, der mir, wie dir, entrisen ist, so würde ich nur meinem Herzen folgen. Freilich würde ich aber dabei die äußerste Vorsicht anwenden. Wenn jemand einmal sagte, daß schlecht lügen, wenn man von der Wahrheit abzuweichen gezwungen, ein Verbrechen sei, so gilt das von verbotener Liebe ohne Anwendung von Klugheit in noch höherem Grade. Meine Worte, liebste Vizzie, klingen dir

vielleicht wie die Rede einer Schlange,“ fügte Anne, den leichten Ton verlassend, ein. „Du hörst sie gern und möchtest mich doch verdammen, weil dein reines Herz sich dagegen auflehnt. Ich will aber nur sagen, daß, wenn du einen abweichenden Schritt thust, einen, bei dem eben mehr das Herz seine Stimme erhebt als Einsicht und Vernunft, du nicht ohne Rücksicht auf deinen Ruf und nicht ohne Rücksicht auf den verfahren darfst, dem du Rechenschaft über deine Handlungsweise zu geben schuldig bist. Auch darf dich nach gefaktem Entschluß nicht mehr der Gedanke eines Unrechtes beherrschen. Du mußt dir vielmehr sagen, daß du in der Notwehr handelst, daß du durch dein Verschweigen anderen Unruhe ersparen willst. Ein natürliches Recht auf diesen Schritt hast du meines Erachtens unbedingt; freilich steht es mit den Folgen anders. Diesen kannst du nur entweichen, indem du — verzichtest.“

„Was meinst du, wenn ich meinen Mann fragte, ob er etwas dagegen hätte, daß Pfeil hierher käme?“ fiel Vizzie ein. „Dann verfare ich wenigstens ehrlich. Pfeil in Hamburg zu treffen, widersteht mir. Auch wird es sich schwer, vielleicht gar nicht bewerkstelligen lassen. Was soll ich auch meinem Manne sagen? Ich wünschte einmal etwas von dem Leben der größeren Stadt zu genießen? Es ist schon deshalb undenkbar, da er jetzt eben von einer Reise heimkehrt, an der ich teilzunehmen ablehnte.“

Anne nickte. „Sa, thu's! Lasse Pfeil hierher kommen. Du kannst deinem Mann sagen, daß du in der Zeitung des Doktors Ankunft in Hamburg gelesen hättest und Verlangen empfändest, ihn wiederzusehen. Am Ende könntest du aber auch dadurch den Wunsch, dahin zu reisen, motivieren; nicht als ob du deshalb zu reisen allein Lust und Neigung verspürtest, sondern weil dieser Umstand hinzuträte.“

Vizzie sann eine kurze Weile nach, dann sagte sie entschlossen:

„Rein, es ist doch besser, ich bitte

Pfeil, uns auf einige Tage zu besuchen, und hole dazu meines Mannes Erlaubnis ein. Ich werde auch hier ungenierter mit Pfeil verkehren können. Was in Rinkenäshof harmlos erscheint, zum Beispiel Spaziergänge zu zweien, würde an fremdem Orte auffallen."

Noch eine Frage warf Anne von Rosenfranz auf, bevor sich die beiden Frauen trennten. Sie sagte:

"Und wie denkst du dir das Ende, Lizzie?"

"Das Ende —" wiederholte die junge Frau und blickte mit verlorenem Ausdruck ins Leere. "Ich möchte einmal, ein einziges Mal den Himmel schauen, dann mag es Nacht bleiben bis ans Lebensende."

Kurze Zeit später bestieg Anne von Rosenfranz den ihrer bereits wartenden Wagen und fuhr davon.

* * *

Als am folgenden Vormittag Krog auf einem offenen vierspännigen Wagen, der ihn von der Bahn abgeholt hatte, in raschem scharfem Bogen und unter lautem Beifall vor dem Rinkenäshof-Schloß vorfuhr, stand Lizzie auf der Eingangstreppe. Von den hohen, goldverzierten, von oben bis unten mit Glas eingelassenen Schloßthüren hob sich die Gestalt der ganz in Schwarz gekleideten jungen Frau in einer Art geheimnisvoller Schönheit ab. Um so mehr zog das vornehme Bild an, als sie sich kaum rührte; nur den Kopf senkte sie mit janzter Freundlichkeit, als Krog mit Hilfe des blitzschnell herabspringenden, in reicher, scharlachroter Livree steckenden Lakaien sich vom Wagen schob, in gewohnter kavalierrmäßiger Weise einen Kuß auf ihre Hand drückte und sie auch leicht umarmte. Dann fuhr der Vierspanner langsam dem Herrenstall zu, und Krog von Tasche und seine schöne Frau traten durch die mit einer Galerie und einer prachtvollen alten Orgel geschmückte große Halle zur Linken in sein Arbeitszimmer.

Während er schwägend sich seines Mantels und seiner Gamaschen entledigte, blieb Lizzie zurückgelehnt in einem Sessel sitzen und hörte stumm und aufmerksam seinen Worten zu. Im Grunde aber vernahm sie gar nicht, was er sagte — daß er, noch ziemlich erregt, über eine „horrible“ Unregelmäßigkeit auf der letzten Station berichtete. Ihre Gedanken gingen allein auf das eine: wie sie ihm ihre Wünsche bezüglich Pfeils vortragen könne. Sie verharnte auch in dieser Schweigsamkeit, als sie sich eine geraume Weile später, während der er mit gewohnter Umständlichkeit noch besondere Toilette gemacht hatte, ihr beim Frühstück gegenüber saß.

"Übrigens hier, meine schöne Frau!" hub er dann beim letzten Gang plötzlich an und richtete einen seiner artigen Blicke auf sie. "Das habe ich dir mitgebracht. Ich hoffe deinen Geschmack getroffen zu haben."

Nach diesen Worten schob er ihr einige in Seidenpapier eingeschlagene Etuis, die einen mit kostbaren Juwelen besetzten Schmud: eine Brosche, ein Armband und einen Ring, enthielten, herüber.

Aber als Lizzie sich die Gabe ansah, fuhr sie zusammen. Die diamantenbedeckte Brosche war in Form eines Pfeils gearbeitet. Auf dem Rubinring saß ebenfalls ein solcher, mit Perlen geziert, und endlich begegneten sich auch auf dem Armband die Diamantspitzen zweier derartiger Nachahmungen.

Es waren wahre Kunstwerke, und gerade die übereinstimmende Wiederholung in der Ausführung — Liebespfeile — machten den Schmud sehr eigenartig.

"Ganz neu! Paris!" betonte Krog, dem die Blässe, die in Lizzies Angesicht getreten, entgangen, oder der sie auf die freudige Überraschung geschoben hatte, mit gewohnter Hervorhebung des französischen Ursprungs. Nur was in Paris angefertigt war, hatte für ihn Bedeutung. Die junge Frau aber stand, nachdem sie mit ihren feinen Händen die Kostbarkeiten wieder in die Etuis geschoben, mit rascher Bewegung auf, beugte

ihre schlante Gestalt zu ihm herab und preßte einen festen Kuß auf seine graue Wange.

„Zu schön! Ich danke dir, Krog!“ sagte sie mit aufrichtiger Wärme.

Seine Aufmerksamkeiten rührten sie stets, durch sie ward sie entwaffnet; sie hatten schon oft bewirkt, daß sie die schmerzvollen Klagen, die sich aus ihrem Innern lösen wollten, zurückgedrängt hatte.

Und heute war der Eindrud, den seine Aufmerksamkeit auf sie hervorrief, ein solcher, daß sie mit aller Gewalt ihr Herz zusammenpressen mußte, ja, von einem abratenden Gefühl gedrängt, den Beschlusß faßte, von jeglicher Annäherung an Pfeil abzusehen. Wie eine Schicksalsmahnung erschien es ihr, daß er gerade einen Pfeilschmud gewählt hatte.

Unter solchen Umständen wirkte es vollständig verwirrend auf sie, als Krog plötzlich anhub:

„Übrigens wird es dich interessieren, daß ich gestern den — den —“ — es passierte Krog neuerdings nicht selten, daß ihn das Gedächtnis für Namen verließ — „na, den früheren Doktor, den gezeichneten Kerl aus Wisborg — aber das ist doch in der That — hilf doch, Frau, der Arzt, der damals nach St. Thomas ging — richtig, Doktor Pfeil, Doktor Pfeil in Hamburg traf. Ich war wirklich erfreut, ihn wiederzusehen. Ein selten anständiger Mensch — sah süperbe aus. Ist noch unverheiratet — hat sich bereits etwas erworben. hm — erkundigte sich auch angelegentlich nach dir — hätte ihn fast mitgebracht, wenn — wenn —“

Hier räusperte sich Krog.

„Nun? Warum unterliehest du es?“ fragte Lizzie, die bisher nur ihren Empfindungen durch das etwas weniger ruhige Spiel ihrer Miene Ausdruck verliehen hatte, faust.

„Wäre es dir angenehm gewesen?“ stieß Krog heraus, und ein schnell forschender, aber dann jede Erregung wieder abstreifender Blick traf Lizzie. Und als sie leidenschaftslos, aber zustimmend das Haupt neigte, fuhr er lebhaft fort: „Das

ließe sich ja leicht noch machen. Ich glaube, wenn ich ihn schreibe, wird er sehr gern kommen. Also wirklich? Ist's dein Ernst?“

„Wenn es dir auch Vergnügen macht, gewiß! Ich hatte ihn immer sehr gern. Durch meine Krankheit und seinen raschen Entschlusß, Wisborg zu verlassen, habe ich ihn nicht einmal wiedergesehen. Wie erfreulich, daß es ihm drüben gelungen ist! Es war ihm zu gütigen, er wollte so gern vorwärts. Wie lange bleibt er in Europa?“

„Soviel ich mich erinnere, drei Monate. Dann kehrt er zurück.“

Lizzie überlegte, ob sie noch mehr sprechen, ihn zu einem Entschlusß veranlassen sollte, aber Klugheit ließ sie schweigen. Sie lenkte sogar gleich darauf das Gespräch auf andere häusliche Dinge, und es schien, als ob die eben berührte Angelegenheit sie nicht viel tiefer berühre als die Aussicht auf einen anderen Besuch, etwa aus der Nachbarschaft.

Eine Last sank aber von ihrem unruhigen Herzen, als Krog nachmittags nach dem Kaffee, sich erhebend und sich anscheidend, in sein Arbeitszimmer zu treten, ganz unvermittelt noch sagte:

„Ich möchte mich übrigens noch mit dir wegen des Doktors Pfeil verständigen. Ich lade ihn ein, wenn dir eine Freude damit geschieht.“ Er betonte das Wort dir. „Offen gestanden, wurde ich damals durch die heimliche Verlobung zwischen ihm und Arve etwas stutzig. Die Art und Weise, wie er um deine Schwester warb — ich habe es dir nie gesagt, aber ich kann's heute wohl erzählen, daß Arve zu einem Rendezvous erschien, als ich dem Doktor meinen Besuch machte —, konnte ich so wenig billigen wie deine Eltern, wenn schon die Abjage und Aufhebung der Verlobung, wie sie dieselbe inszenierten, allerdings — allerdings nicht —“

„Hat dir meine Mutter gesagt, daß Pfeil und Arve heimlich verlobt seien?“ fiel Lizzie, ihre grenzenlose Empörung nur mit Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft beherrschend, ein.

„Nun — ja — gewiß! Gewiß!“ bestätigte Krog rasch und arglos. „Darin lag ja auch der Grund, daß er fortging. Dein Vater verbot ihm das Haus. Damit war die künftige Stellung zwischen beiden entschieden, und damit hörte denn auch für deine Schwester — Na, sie ist ja, wie wir wissen, glücklich. Man soll sonst doch sehr vorsichtig sein, solche — solche Dinge in derartiger Weise — Pfeil war jedenfalls ein Gentleman. Man müßte auch ihn hören, bevor man zu einem Urtheil gelangt. Natürlich, natürlich, deine liebe Mama ist ein wenig einseitig in der Wiedergabe von derlei Dingen.“

Das Wort einseitig begleitete Krog mit einem feinen Lächeln; dann stand er auf, und indem er die ursprünglich angeregte Frage durch die Worte entschied: „Also, ich werde den Doktor bitten — ich schreibe gleich — für einige Wochen unser Gast sein zu wollen,“ verließ er unter freundlichem Kopfnicken das Gemach.

* * *

Die beiden Tage, die dieser Unterredung folgten, verlebte Vizzie in einer ungeheuren Spannung, und zugleich wurde sie von schweren Zweifeln gequält. Es gab Augenblicke, in denen sie es erwünschte, zu Pfeils Besuch den Anlaß gegeben zu haben; ja, so sehr schalt sie sich wegen ihrer schnell wechselnden Entschlüsse, ihres Wankelmutes und Mangels an Grundfäßen, daß sie einmal schon im Begriff gewesen war, dem Brief ihres Mannes einen von ihrer Hand folgen zu lassen, der den Freund ersuchte, der Einladung nicht zu folgen. Aber wenn sie dann in die Zukunft schaute, sich vergegenwärtigte, wie kahl und trostlos alles vor ihr lag, dann schnellte sie wieder empor, und nur ihr Herz hatte Stimme. Treue hatte sie ihrem Mann am Altar nur mit Worten gelobt. Wie konnte sie unverbrüchliche Treue schwören, da ihr Bund durch Zwang geschlossen wurde?

Sie beging also kein Unrecht, sie nahm nur ein altes, ihr zustehendes Recht in

Anspruch. Und zwischen der Bethätigung warmer Gefühle und Empfindungen und verbotener Liebe bestand ein Unterschied. Wer vermochte seinen Gedanken Einhalt zu thun? Niemand! Sie waren aber bei Menschen oft von fürchtbarer Art. Die That jedoch entschied, der Gedanke war nicht strafbar. Wäre er es, müßten wohl alle Menschen ihrer Freiheit beraubt werden! Und ein Gleiches nahm sie für sich in Anspruch.

Daß sie Pfeil liebte, konnte kein Vergehen sein; nur die Bethätigung dieser Liebe, obgleich sie ihrem Manne keinen Schwur der Treue geleistet, konnte einer Verdammung unterliegen. Indem die junge Frau in solcher Weise sich ihren Moralkodex selbst zusammensetzte und die Stimme ihres mit Zweifeln erfüllten Inneren unterdrückte, kam zuletzt sogar eine mit Sicherheit verbundene Ruhe über sie.

Sie wollte die wenigen Tage des Glückes genießen, und sie wollte Pfeil, wenn er sie fragte, bekennen: „Ja, ich habe dich geliebt, liebe dich noch heute und werde dich lieben mein Lebtag!“

Daselbe von ihm zu hören, sollte ihr Schatzkästlein sein, an dem sie für den Rest ihres Daseins sich weidete, durch das sie sich entschädigte für Gewesenes und Kommendes. Und sollte ihrem Manne ihre Herzensbeschaffenheit nicht verborgen bleiben, sollte er sie zur Rede stellen, wollte sie ihm sagen: „Meine Mutter betrog dich. Meiner Mutter hatte ich erklärt, daß ich mit Pfeil verlobt sei. Nicht Arve war seine Braut, ich war's. Wage mich zu verdammen, wenn ich eine Wiederbegegnung mit dem Freunde herbeiführte. Frage dein eigenes Herz, wenn du in gleiche Lage geraten sein würdest!“

Zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung kam am Tage vor Pfeils Ankunft die Meldung von Krogs Eltern, daß auch sie zum Besuch eintreffen würden.

Nun hatte Vizzie noch vier Augen mehr über sich. Nun war sie auf ihre Schwiegermama hauptsächlich angewiesen. Die Gelegenheiten, mit Pfeil zusammen zu

sein, würden sich dadurch weit weniger leicht bieten. Das machte die junge Frau wieder ernst und schwermütig.

Es trafen auch die beiden alten Baeskes, der dänische Hofjägermeister Kammerherr Baron von Baeske und seine Gemahlin, die Schwester von Lizzies Vater, am Tage der Anmeldung in Rinkenäs Hof ein, und ganz wie bisher stets ward die junge Frau von den Unbequemlichkeiten eines solchen Zusammenlebens berührt. An sich waren die beiden Alten keine üblen Menschen, aber sie trieben eine vollkommene Abgötterei mit ihrem einzigen Sohn. Er war in ihren Augen das Mustermodell eines Menschen, und sie besleißigten sich insgesammt einer unerbittlichen Einseitigkeit, indem sie hartnäckig und ohne Einspruch zu dulden, zusammenhielten, sobald die Interessen des einen oder anderen in Frage kamen.

Aber es trat auch noch etwas anderes hinzu, etwas, dessen Vorhandensein Lizzie bei erster Begegnung mit ihren Schwiegereltern als sehr schwer zu ertragen empfunden hatte.

Baeskes gehörten zu den Familien, die bis ans Lebensende den angeheirateten Personen immer nur eine zweite, niemals gleichberechtigte Stelle einräumen, der übrigen Verwandtschaft sogar das Recht auf eine solche überhaupt absprechen. Es sind und bleiben halbe Fremde für sie.

Lizzie hatte bisher niemals das Gefühl gehabt, daß die beiden Alten sie als Tochter betrachteten; sie jahen sie lediglich als ein Wesen an, das in Seligkeit schwimmen mußte, daß Krog ihr die Hand gereicht hatte. Er war und blieb ihr Mittelpunkt. Er wurde gefragt, was er zu essen und zu trinken wünsche, ob Ruhe oder Bewegung um ihn sein solle, ob er früh oder spät ins Bett gehen wolle.

Wenn er schlechter Laune war, schlichen die Alten stumm beiseite; sie wagten ihn kaum anzureden; und wenn er eine Meinung äußerte, so galten seine Worte als ein Evangelium. Von der Frau war gar nicht die Rede. Da sie eine gesunde Natur besaß, ging man über eine Unpäß-

lichkeit, die sie betroffen hatte, mit flüchtigen Worten fort, während für Krog gleich zum Arzt gesandt werden oder sonst ein schwerfälliger Apparat zur Beseitigung einer geringfügigen Erkältung in Bewegung gesetzt werden mußte.

An ihm hing seine Mutter mit eifersüchtig zärtlichen Augen, und der alte Kammerherr war schon ganz beglückt, wenn Krog sich herabließ, einmal seine Meinung einzuholen oder gar ein längeres Gespräch mit ihm zu pflegen.

Wenn die Kammerherrin die zahllosen Trefflichkeiten ihrer Schwiegertochter anderen gegenüber hervorzuheben sich herbeiließ, so gehörte das eben mit zu der Glorifizierung ihres Sohnes, und wenn in Gesellschaften ihre Blicke voll Befriedigung auf Lizzie ruhten, so weidete sie sich an dem Abganz, welcher gleichsam, durch ihre Person verkörpert, von ihm ausging.

In derselben Stunde, um die Krog wieder nach Rinkenäs zurückgekehrt war, traf denn auch Doktor Pfeil, ebenfalls durch einen Bierspanner von der eine Stunde entfernten Bahnstation abgeholt, vor der Schloßstreppe ein.

Krog hatte sich auf den Altan begeben, um den einstufigen Freund der Familie von Vardensteth zu bewillkommen, und wenige Augenblicke später lag auch die feine Hand Lizzies in der Rechten des Doktors.

Pfeil sah vortrefflich aus. Er glich noch jezt in seiner Erscheinung einem Diplomaten. Ein verbindliches, kluges Lächeln umspielte seinen bartlosen Mund, wenn er besonders angeregt ward, und eine beobachtende und abwartende Zurückhaltung kam im allgemeinen zum Ausdruck. Auch war er äußerst sorgfältig gekleidet, vermied jedoch, im Gegensatz zu Krog, alle auffallenden Farben. Nur die blendend weiße Wäsche unterbrach das ruhige Dunkel des Stoffes, aus dem sein Anzug geschnitten war.

Die alten Baeskes hatten sich sehr genau vorher nach dem Doktor bei ihrem Sohn erkundigt, und Krog hatte alles

vermieden, was nur den geringsten Schatzen hätte auf den Gast werfen können.

Seine Mutter sei eine von so und so, sein Vater aber ein sehr geistvoller und angesehener Mann, ein intimer Freund von Onkel von Vardensteth gewesen.

Pfeil selbst sei ein tadelloser, in jeder Weise aristokratisch denkender und gut situirter Mann, der zu seiner Erholung Deutschland einen Besuch abstatte.

Diese Mittheilungen machten den beabsichtigten Eindruck und bewirkten, daß die alten Baestes sich sehr um Pfeil bemühten.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Pfeil und Vizzie zwischen dem Frühstück und dem Diner auf eine kurze Weile allein blieben. Die Alten zogen sich um diese Zeit stets für einige Stunden zurück, Krog aber wurde gerade durch den Gutsinspektor abberufen, als sie sich anscheiden wollten, einen Spazierritt zu unternehmen. Vizzie hatte sich eben mit einem sanften Kopfschütteln entfernen wollen. Nun erheichte die Höflichkeit, daß sie mit dem Doktor zurückblieb, und Krog erjuchte sie sogar darum.

Sie befanden sich in dem großen, prachtvoll dekorierten, seitwärts nach dem Park belegenen Speisezimmer, als Krog sich unter einem: „Also in einer kleinen Viertelstunde stehen die Pferde bereit, verehrter Herr Doktor!“ entfernte.

Sowie er das Zimmer verlassen hatte, trat Pfeil mit einer die ganze Fülle und Tiefe seiner lang zurückgebrängten Gefühle an den Tag legenden Miene auf Vizzie zu und stieß, auch sonst seine gewaltige innere Bewegung durchaus nicht verbergend, heraus:

„Gleich mögen Sie mir gestatten, eine Frage an Sie zu richten, meine gnädigste Baronin! Verdanke ich es Ihnen, daß mir das unverhoffte Glück geworden ist, Sie wiederzusehen, oder ist es Ihr Herr Gemahl, der vielleicht sogar ohne Ihr Zutun, gar gegen Ihren Wunsch und Willen, diese freundliche Einladung mir zukommen ließ?“

Gespannt hingen seine Blicke an ihrem

Angesicht, aber statt ihm mit Worten zu erwidern, wandte sie ihre reizende Gestalt mit drängend zustrebender, sehnuchtvoller Bewegung zu ihm, so zwar, als müßte sie sich innerlich die ungeheure Gewalt anthun, ihm nicht in die Arme zu sinken. Dann aber senkte sie sich, wie von Schrecken erfaßt, die Augen. Die seine Gestalt zitterte, die weißen Hände ballten und die Schultern hoben sich, und während die Büste in wildem Aufruhr sich spannte, holte sie schwer und hörbar Atem.

Durch Pfeils Brust zog ein Gefühl von jauchzender Befriedigung und namenlosem Verlangen. Ihre Schönheit und Unnahbarkeit, ihr halbes Gewähren und erschrockenes Besinnen wirbelte einen solchen Sturm von Gefühlen in seinem Inneren auf, daß er in diesem Augenblick für einen Kuß von ihren Lippen alles: Gott, Welt, Leben und Ewigkeit, hingegen hätte. Nur ein Gedanke beberrschte ihn: vor ihr niederzustrürzen, ihr zu sagen, wie grenzenlos er sie liebe, und ihr Gegenständnis zu hören.

Aber beide besannen sich, und sie war's, die sich zuerst wiederfand. Mit sanfter, von einem leisen Aufatmen begleiteter Bewegung die Stirn streichend, erhob sie das Auge und sagte:

„Lassen Sie mich hoffen, daß es Ihnen hier bei uns in unserer Einsamkeit gefallen möge, Herr Doktor. Jedenfalls werde ich mich bemühen, Ihnen auszuweichen, wie dankbar ich für die damals an den Tag gelegten Zeichen Ihrer Freundschaft geblieben bin.“

Aber obgleich sie die Worte mit ehrlicher Wärme gesprochen hatte, blieb Pfeil in Zweifel, und nur diesen Eindrücken folgend und ihre Worte umgehend, erwiderte er:

„Vediglich um Ihnen Erklärungen über mein damaliges Verhalten zu geben, überwand ich, gnädige Frau, das Schwanken, Sie hier in Rinkenäs zu besuchen, Ihnen vielleicht lästig zu fallen. Ich begreife, daß Sie mir zürnen, aber ich hoffe, Sie werden mich, wenn ich Ihnen alles dar-

lege, entlasten.“ Und ohne sie zu einer Verichtigung gelangen zu lassen, nach der ihr sichtlich verlangte, fuhr er fort: „Und jezt noch eine Frage, gnädigste Baronin, obchon meine erste ohne Ihre gütige Antwort blieb: Sind Sie glücklich mit Herrn von Baeske?“

Aber auch diesmal gab sie nur eine stumme Antwort, eine Erwiderung, die ihm das Herz stoßen machte, die eine grenzenlose Qual in seiner Brust erweckte. Sie neigte mit sanfter, zustimmender Bewegung das Haupt. Sie bejahte seine Frage. Zwar malte sich etwas in ihren Zügen, das sie Zügen zu strafen schien. Aber was Pfeils Auge gesehen, war doch Bestätigung gewesen. Sie hatte auf seine unzweideutige Frage das Haupt geneigt.

So war also der Blick von vorhin nur ein Ausdruck ihrer lebenswürdigen Natur gewesen, er hatte ihn falsch gedeutet, wenn er ihn auf sich bezogen hatte. Oder täuschte er sich doch? War's ihre Sitte, weibliche Scham, war's nur eine Maske, unter der sie ihre Gefühle verbarg? Er stand da in nicht zu lösenden Zweifeln.

Eine ehrbare Frau zieht undurchdringlichere Mauern um sich, als eines Baumeisters Hand jemals aufzuführen vermag. Wie die Himmelsdecke die Welten der Unendlichkeit verbirgt, so bleibt dem fragenden Blick verborgen, was hinter dem ernststen Auge und den verschlossenen Rippen einer Frau sich versteckt.

Oft flammen gerade dort die wildest brennenden Essen, wo eisigste Kälte zu herrschen scheint, und ein andermal tritt in die Züge ein Ausdruck, als ob das Herz sich vor Leidenschaft verzehre, während nichts anderes dasselbe durchdringt als Laune oder eifersüchtige Gesallsucht.

Pfeil wich nach dieser ersten Begegnung Lizzie aus, und sie ward irre an ihm, nachdem er es an ihr geworden.

Er gab sich wie ehemals, war launig, sarkastisch und beredt und nahm wie früher Krog ganz gefangen. Und da dem so war, lockerte auch Krog die anfangs strenger innegehaltenen Grenzen.

Er machte am Ende der Woche zum erstenmal den Vorschlag, daß Pfeil und Lizzie, da beide nach Tisch nicht nach Ruhe verlangten, einen Spaziergang in den Park unternehmen möchten, und verabschiedete sich von ihnen ohne den geringsten Argwohn.

„Sie nehmen es mir nicht übel, lieber Doktor!“ rief er. „Der vierundsechziger Rotwein hat mir den Kopf etwas heiß gemacht.“

Wenige Augenblicke später trat Doktor Pfeil mit Lizzie, die einen breiten, sogenannten italienischen Strohhut aufgesetzt und ein leichtes seidenes Tuch um die Schultern gelegt hatte, die nach dem Park führenden Balkonsufen hinab.

Während sie dahinwandelten, waren sie ganz miteinander beschäftigt. Sie sahen nicht das hoch emporragende dicke Tannenrevier zur Linken, in dessen luftdurchwürztem Innern eine Bank zum Niederlassen einlud, und hatten auch keinen Blick für die drei aus der Mitte des lang dahingestreckten Majens emporragenden, in der ganzen Umgegend wegen ihrer Schönheit berühmten Buchen. Die größte, eine Blutbuche, trug ihr braunrotes Laub mit gleichsam schwermütiger Würde, die anderen beiden streckten ihre grünschimmernden Äste mit stolzer Majestät in die golddurchwirkte Luft hinaus. Und kein Blättchen und schier kein Stäubchen lag auf den nach englischer Art angelegten, inmitten vertieften sammetebenen Partien, aber aus den Beeten schauten seltene, prangende Gewächse, und über den sich durch den Park windenden Bach waren weiße, malerisch sich abhebende kleine Brücken gezogen. Und alles war umrahmt von der dichten Waldcoulee, die durch lichterle Eingänge zum Eintritt einlud.

Pfeil erzählte von seinem Aufenthalte in St. Thomas und von den dort herrschenden Sitten, von der Hitze des Südens und der Gewohnheit, sich von Dienern tragen zu lassen; aber auch den Charakter der Inselaner und das Temperament der dortigen Frauen berührte er

und rühmte es. Eine Frau ohne Temperament gleiche einem Palast mit einer Bauerneinrichtung, äußerte Pfeil, und in Lizzies Angesicht, die durch diese Bemerkung zu Vergleichen gedrängt und an ihr bisher geflissentlich beobachtetes Schweigen erinnert ward, erschien ein, Pfeil nicht entgehender Zug von Bedrängung. Auch wollte sie sichtlich zu Worten anheben, aber doch blieben ihre Lippen geschlossen.

War's wiederum besseres Besinnen, Scheu, oder bewegte sie etwas ihm noch Unbekanntes? Pfeil wußte es nicht zu deuten. Aber die alte Unruhe erfaßte ihn, die künstliche Sorglosigkeit war wieder völlig dahin. Solange sie ihm mit der stillen, wunschlosen Freundlichkeit der letzten Tage begegnet war, hatte er sich der Erinnerung an Vergangenes entschlagen und die Kraft zu dem Entschluß fassen können, alles Verlangen zu unterdrücken und lediglich sein Augenmerk darauf zu richten, die Tage des Aufenthaltes in Rinkenäs fröhlich und sorglos zu genießen.

Nun aber stiegen die alten Wünsche und Hoffnungen von neuem in ihm auf, und während er eifrig über seine Erlebnisse drüben, über Land, Leute und Sitten sprach, ging stetig die Überlegung nebenher, wie er sie zum Reden bewegen, wie er endlich einen Einblick in ihr Herz gewinnen könne. Zufällig kam durch das Vorüberschreiten eines krank und hilflos einhergehenden Bauern, den Lizzie in mitleidiger Theilnahme auredete und beschenkte, das Gespräch auf andere Dinge. Die Kunst, sich mit dem Leben abzufinden, ward zwischen ihnen erörtert.

Ein Wort fiel Pfeil ein, das er gelesen hatte: Wem sonst nichts übrig bleibt, wofür er leben möchte, lebe dafür, ruhig zu sterben.

Das ist ein herrliches, ein tiefsinniges Wort. Es ist der Spruch eines Weisen, und man könnte es sogar fassen und sagen: „Nichte, o Mensch, dein Leben auf ein ruhiges Sterben ein!“

Und Lizzie pflichtete angeregt bei und

sagte, aus ihrer Zurückhaltung heraus-tretend:

„Meine Eltern hätten mich verzichten und entsagen lehren sollen, statt meinen Kopf mit Kenntnissen, mein Herz mit Hoffnungen anzufüllen. Hätte ich ein Kind, würde mein Augenmerk darauf gerichtet sein, ihm die Freude am Kleinen zu erhalten, seine Sinne von reizbaren Genüssen gänzlich abzulenken. Wer wenig erwartet, der wird auch von dem Schweren, was ihm sicher das Leben später bringt, weniger betroffen. Man soll die Menschen gegen die Unerbittlichkeit des Lebens beizeiten stählen, man soll zum Beispiel den jungen Mädchen zur rechten Stunde verdeutlichen, daß die Ehe kein Singsang ist, sondern ein Dienst, den man bei dem Brotherrn Pflicht eingeht.“

„Wird man ihnen aber nicht die goldenen Jugendtage rauben, ihre sorglose Fröhlichkeit, ihre unbefangene Freude, ihr seliges Hoffen, ihren rührenden Glauben an die Wohlgestaltung aller Dinge nehmen, wenn man mit so ernsten Mahnungen an sie herantritt?“ fiel Pfeil ein.

„Ja, wenn es solche goldenen Tage gäbe!“ stieß Lizzie bitter heraus. „Ich weiß mich an wenig Fröhliches aus meiner Jugend zu erinnern und erlebte später noch weit weniger in meiner —“

Der Kopf sank tief herab, und als nun eben Pfeil den Blick auf das junge Weib richtete, sah er, wie die Augen sich unter zurückgedrängten Thränen verdunkelten.

Und da sagte er, dem Sturm in seinem Innern nachgebend und alle Bedenken beiseite werfend:

„So sind Sie also doch nicht glücklich, Frau Baronin — liebe Freundin — teure Lizzie?“

Während er zögernd die Worte hervorstieß, hatte er sie beobachtet, und nach den Eindrücken, die er empfing, die größere Vertraulichkeit gewagt.

Und noch einmal flüsterte er weich und verbend das Wort: „Lizzie!“ und als sie ihm nicht wehrte, wollte er sie, nicht mehr Herr seiner selbst, in die Arme schließen und ihr sagen, daß er sie mehr

liebe als je, und stand doch davon ab, weil sich wieder der gemessene Ausdruck in ihre Züge legte, weil er sah, daß er zwar etwas in ihrer Brust gewekt, aber eben doch nicht das erschlossen hatte, was ihm als das höchste Erdengeschenk erschien. Auch wirkte seine kavaliermäßige Denkungsart mit. War sie unglücklich, liebte sie ihn, stand er einer Frau gegenüber, die in ihrer Ehe dem Zwang, nicht ihrem Willen gefolgt war, fand er sich entlastet, wenn er ihr gestand, daß er sie liebe und als Entschädigung für den Betrug um ihr Glück Augenblicke der Wonne für ihr Herz verschaffe? Aber Künste anzuwenden, um die Frau des Mannes, der ihn gastlich bei sich aufgenommen hatte, mit ihren Grundsätzen in Widerspruch zu bringen, konnte er nicht über sich gewinnen.

Sie mußte wissen, was er für sie empfand; jezt war's an ihr, ihm zu antworten.

Es zertrümmert ohne Strupel ein Kauflustiger alles, was ihm unter die Hände gerät, aber vor dem Altarbild in der Stille der Kirche werden seine Hände erlahmen. Das Heilige zu profanieren, wird er sich besinnen.

Ein solches Heiligtum bleibt auch dem grundstaplofesten Lebemann eine sittenreine Frau.

Schon ihr Blick entwaffnet ihn, und das Gewissen, bisher tot und begraben, lebt wieder auf.

Lizzie von Waeske erfuhr, daß zwischen der Welt der Vorstellungen und der Welt der Wirklichkeit ein weites Meer liege. In ihren Gedanken sollte dem Freunde nichts verborgen bleiben, eine Entschlossenheit hatte sie erfaßt, die vor bedeutamen

Folgen nicht zurückgeschreckt war. Aber als nun Pfeil ihr gegenüberstand, erhob sich immer wieder eine Stimme in ihrem Inneren, die flüsterte:

„Ein Recht hast du auf Liebe, aber unter der Maske der Ehrbarkeit Vertrauen mißbrauchen, widerstrebt einer wahrhaft sittlichen Natur.“

Und so war denn wohl zeitweilig ihre Natur stärker als ihr Wille. Aber sie fand sich im letzten Moment doch immer wieder, und der Mann, teils in Zweifel, oft auch ohne solche, aber ihren Kampf ehrend, vergaß den Spruch, daß schüchtern in der Liebe sein, sich um die höchsten Erdenfreuden bestreben heißt.

Einmal war's in der Frau emporgestiegen, sie wollte ehrlich vor Krog hinetreten und ihm sagen:

„Gieb mich frei, ich liebe den Mann, den du mir ins Haus geführt hast, ich liebte dich nie! Und gewährst du nicht freiwillig, dann nehme ich mein Recht!“

Aber sich erinnernd, daß er ihr bot, was immer er nur nach seiner Veranlagung ihr bieten konnte, daß sie bisher stets die Empfangende gewesen, daß kein Tag vergangen war, an dem er nicht bemüht war, sie zu erfreuen, sanken alle solche Vorsätze wieder in nichts zusammen, und neben grenzenloser Trostlosigkeit bemächtigte sich ihrer die Reue, und dieses Gefühl half ihr, ihren besseren Überzeugungen treu zu bleiben.

Er, Pfeil, mußte sie in seine Arme nehmen, sie im Rausch vergessen lassen, daß es einen Mann gab, der Krog von Waeske hieß, daß es überhaupt etwas anderes gab in der Welt als die Süßigkeiten verbotener Liebe.

(Schluß folgt.)





Schanze und Thorgebäude (Wohnung des Schloßkommandanten).

Die Wartburg.

Von

August Trinius.

Mit Abbildungen nach Original-Zeichnungen von W. Lucas von Cranach.

Wort, wo das in sanften Wellenlinien dahinfließende Thüringer Waldgebirge im Norden bei Eisenach in das Hörfelthal ausstrahlt, durch das schon im frühesten Mittelalter die Nord- und Süddeutschland verbindende uralte Heer- und Handelsstraße sich zog und heute das Dampfroß am Gelände des sagenreichen Hörfelberges entlang braust, da thront auf walddunranschier Bergkuppe die Wartburg: die Königin unter den Festen des deutschen Vaterlandes. Mag manche Burg Europas sie an Größe übertreffen: an

Glanz der inneren Einrichtung, an malerischer Wirkung inmitten prächtigster Berglandschaft nimmt sie den Wettkampf mit den gefeiertsten Burgen auf. Was sie aber ganz einzig erscheinen läßt, das sind die großen, heiligen Erinnerungen, die für das deutsche Volk mit ihr verknüpft sind, die sie geweiht für alle Zeiten erscheinen lassen und dem deutschen Herzen teuer gemacht haben.

In ihrer Gesamterscheinung, den prächtigen Innenräumen spiegelt die Wartburg trenlich die Romantik, den Glanz und berückenden Farbenschnelz vergangener

ner Jahrhunderte wieder. Wie um keine andere Ritterfestе windet sich um diese ein voller Kranz sinniger und blühender Sagen, ein wahrer Schatz dem poetischen Gemüt der Thüringer, ein unverfägliches Born für ihre Phantasie, ihre Kunst und Volksspiele. Dem deutschen Volke aber ward diese ehrwürdige Feste ein symbolisches Denkmal der Erinnerung an die gewaltigsten Vorgänge und Wandlungen im Drama der deutschen Kultur- und Volksgeschichte, ein ragender Leuchtturm in trüber Geistesnacht, von wannen einmal das hellste Licht hinaus in alle Lande siegreich sich Bahn brach, Freiheit und Erlösung aus dumpfem Glaubensbanne, sonnenhellen Völkerfrühling bringend. Das hat die Wartburg zu einem Heiligthum für uns erhoben, zu einem Wahrzeichen, zu dem wir gehobenen Sinnes blicken. Seit ihrer unvergleichlichen Wiederherstellung durch den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach ist die Wartburg zu einem Wallfahrtsorte nicht nur für die Deutschen allein geworden. Aus allen Ländern kommen sie jahraus, jahrein gezogen, um mit Bewunderung diese seltene und seltsame Stätte zu beschreiten. Dem Deutschen aber wird es warm ums Gemüt beim Klange ihres Namens, beim Anblick ihrer Schöne. Wenn nach längerer Trennung sie wieder wie frei strebend über rauschenden Hochwäldern vor ihm aufsteht, von felsigem Berggastan kühn und weit mit hellen Augen über Gebirge und Land schauend: dann rührt ihr Anblick ihm tief die Seele an, und mit Andacht und erfülltem Sehnen grüßt er still dankend das ihm lieb gewordene Bild.

Man muß sie sehen, wenn die Morgen-
nebel noch zwischen den Thälern wogen,
der erste Vogelklang aus den Buchenhallen
klingt und dann das aufrauschende Tages-
gestirn das goldene Kreuz des mächtigen
Vergfrieds aufblitzen läßt. Und nicht min-
der schön ist die Wartburg am Abend,
wenn hinter den fernen Höhen des Hesse-
landes der purpurne Blutball immer tie-
fer und tiefer sinkt. Sieht man dann auf

einsamer Waldeshalbe, da kommt das
Träumen von selbst herangeschlichen, und
alte Bilder, halberklingene Erinnerun-
gen werden wieder wach. Und welche
Erinnerungen!

Klingt's nicht wie gedämpfter In-
schlag, das Geklirr stahlblanker Rüstun-
gen aus dem aufhorchenden Waldthale?
Wartburg, öffne deine Thore! Und schon
raffelt die Jngbrücke nieder, das Fall-
gatter steigt in die Höhe, und auf herr-
lich geschmückten Rossen sprengen sie he-
ein, die bunten Federn nicken von den
Eisenhelmen, die Sonne malt sich in Schil-
dern und Panzern, zu süßem Minnedienst,
zu Waffenspiel und Augenweide tummeln
sich die ritterlichen Herren im Burghofe.
Und wenn der Abend kommt, dann sitzt
man um prasselndes Kaminfeuer, und
während des mannhafteu Umtrunkes geht
die Rede von Wolf- und Bärenhaß, von
blutigen Fehden, losen Schelmenstreichen
und den Gefahren fern im Gelobten
Lande. Es ist das Mittelalter in seiner
berückenden, bunten Zaubrerpracht. Und
wie ein Bild aus himmlischen Höhen
taucht dazwischen die rührende Gestalt
der heiligen Elisabeth empor. Verze-
rende Andachtsglut, weltentrücktes Bäu-
erthum umschweben sie wie Weihrauchswol-
ken. Ihr wandelt sich Brot in Rosen, sie
entlockt dem Felsgestein heilenden Quell.
Wohin sie schreitet, vollziehen sich Wun-
der über Wunder. Engel geleiten sie
durch Wildniß und Gefahr. Sie lächelt,
doch es ist ein Lächeln der Entsagung,
geheimen Schmerzes.

Und wieder ein neues Bild steigt her-
auf! Im Sängerjaale droben sitzt das
Landgrafenpaar im Kreise der Ritter und
Vasallen. Die Harfen der meisterlichen
Sänger tönen, Gejang begleitet ihre Sai-
tenkunst. Das klingt gar ernst, begeiste-
rungsfroh und markig durcheinander, und
dazwischen jubiliert's wie süßer Nachtigal-
lenton ans Walter von der Vogel-
weides kundigem Munde. Da bricht Spiel
und Gejang ab. Heurich von Osterbin-
gen ist im Wettkampfe unterlegen. Sein
Haupt ist dem Hentler verfallen. Be-

stürzung malt sich in allen Zügen. Der Sänger aber stüchelt zu Füßen der Landgräfin und birgt sein Antlitz schutzfliegend in den Falten ihres Gewandes.

Jahrhunderte verwehen. Wie heraufsteigendes Donnerrollen zittert es durch die Welt. Und dann blüht ein helles Licht von der stillen Thüringer Feste aus hinaus in die Lande. Und wie Jubel geht es durch die Gemüter. Luther hat seinem Volke die Bibel geschenkt. Wie ein Sturmwind braust es durch die Herzen und bricht sich mächtig Bahn in dem herrlichen Liebe: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Der Stuhl Petri scheint zu schwanken. Rom erzittert vor dem schlichten Augustinermönche.

Und wieder rauschen Jahrhunderte dahin! In den Freiheitskämpfen hat sich das deutsche Volk den Druck forsjischer Welterobererschaft abgeschüttelt. Unter Blut und unfäglichen Opfern gab es sein Liebstes hin: der Erbfeind ward vernichtet, doch schlimmer als sein Fuß beugt jetzt die düsterste Reaktion die Herzen nieder. Da ist es wieder die hehre Thüringer Feste, von welcher in weit hinausleuchtenden Fanalen das deutsche Volk das Zeichen zu Kampf und Sieg empfängt. Deutsche Mäusenöhne feiern 1817 auf der Wartburg ihr Burschenfest, und in gewaltiger Kundgebung geben sie der Sehnsucht des deutschen Gemüths begeisterungswedenden Ausdruck.

Von da ab trat keine Pause mehr ein, in welcher die Wartburg vergessen schien. Fortan ward sie ein Sammelpunkt feiernder Deutschen. Zu ihren Füßen fand man sich zum Raten und Thaten zusammen, in ihren Hallen droben gelobte man Treue dem deutschen Idealismus. Dann aber kam die herrliche Zeit, in welcher edle Fürstenhuld, Kunstsin, Thatkraft und Liebe für die Vergangenheit die verfallene Feste in ungeahnter Pracht, in bezwingender Schöne neu erstehen ließ. Selten ist einem großen Volk von einem seiner Fürsten ein so herrliches Geschenk dargeboten worden. Als der Entschluß des Burgherrn der Wartburg bekannt

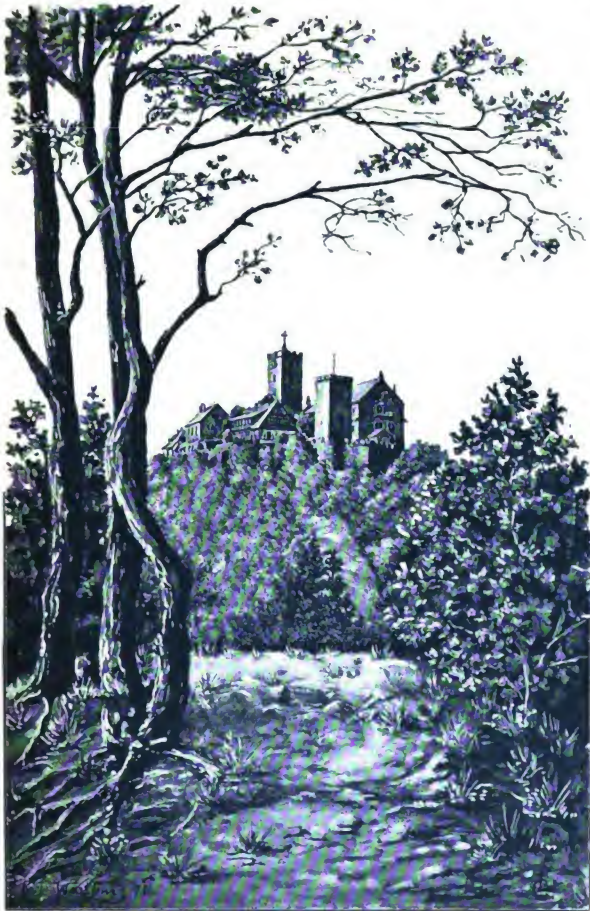
wurde, da ging ein Jubel durch die deutschen Lande. Mit der Wartburg ist fortan für alle Zeiten der Name des Großherzogs Karl Alexander eng verknüpft, und solange noch die deutsche Zunge diese heilige Feste preisen und feiern wird, wird man in dankbarer Verehrung des hochherzigen Fürsten gedenken, der dieser unvergleichlichen Stätte erneuten Glanz lieh, das Alnenschloß der sächsischen Fürstenhäuser aus Verfall und Trümmern zu schimmernder Herrlichkeit emporhob.

Wie einst in alten Tagen rauschen auch heute wieder die Harfen der Sänger zum Preise der Wartburg und ihres kunstsinigen Landgrafen, und alle Künste wetteifern, die Schönheit, den Sagenkranz und die geschichtliche Bedeutsamkeit dieser Feste immer wieder zu verkörpern. Den Thüringern allen und vielen tausend anderen Deutschen auch hat darum der Dichter aus der Seele gefungen, wenn er voll Heimweh nach der Wartburg anhebt:

Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Sinne trage,
Wartburg, deiner Schönheit Bild.
In des Forts umtaubtem Grunde,
In der Thalschlucht dunklem Graus
Schaut das Aug zu jeder Stunde
Sich nach dir, mein „Fetz-ruh-aus“!

Der erste Bau der Wartburg begann im Sommer 1067. Was die Gründung dieser Feste anlangt, so fließen hier Geschichte, Sage und Überlieferung ineinander, zumal ihr Erbauer Ludwig der Springer war, der glänzendste und gefeiertste Sagenheld des Thüringer Volkes. Dasselbe hat es sich denn auch nicht entgehen lassen, diesen Vorgang reich mit romantischem Beiwerk auszusmücken.

Als im Jahre 1056 nach dem Tode seines Vaters, Grafen Ludwig mit dem Barte, der „Springer“, Graf Ludwig II. an die Regierung kam, zählte er eben erst sechzehn Jahre. Von dem ersten Sitz, mutmaßlich nur ein Holzbau, der sich über dem Dorfe Altenbergen erhob, wo heute die „Bonifaciussäule“ weit hinaus in das Land blickt, war der Vater nach der oberhalb Friedrichroda von ihm neu



Gesamtansicht der Wartburg von Südwesten.

erbauten Schauenburg im Jahre 1045 übergesiedelt. Die Schauenburg, von der heute kein Stein mehr auf dem andern steht, muß daher als eigentliche Wiege aller sächsischen Fürstenhäuser angesehen werden. Der Glanz der Wartburg hat

indessen ihr Augedenken fast völlig vermischt. Ludwig II. ward es nach dem Tode des Vaters jedoch bald zu eng in dem düsteren Waldthale. Er sehnte sich nach Freiheit, Licht, und vor allem nach Ausbreitung von Besitz und Macht. Dafür aber konnte diese einsame Waldfeste jedoch nie den Ausgang und Grundstein bilden. Ehrgeiz und kluger Sinn sagten ihm bald, daß solch ein Mittelpunkt für weiteres Aufwachsen einer Regierungsmacht unbedingt nur dort zu gründen sei, wo in nächster Nähe lebendiger Handel vorüberflute, wo Wald und Land sich schieben. Das alles aber bot in damaliger Zeit nur das Hörjelthal an seinem Endpunkte, wo zwei höchst wichtige Straßen von Erfurt und Mühlhausen sich einten und nun hinauf nach dem Südwesten Deutschlands führten. Freilich saßen hier bereits auf dem Mettelsein oberhalb Eisenach die Frankensteiner, jenes mächtige Dynastengeschlecht, dessen Burgen die Gelände der Werra säumten und das damals weit aus reich im Thüringerwalde begütet war als der Sohn des einst geheimnisvoll in Thüringen aufgetauchten härtigen Grafen. Doch Ludwig II. scheute vor nichts zurück, für seine kühnen Ziele freie Bahn zu gewinnen. Es wird erzählt, daß er sich einst auf einer Jagd bis zur Kuppe des Berges, der heute die Wartburg trägt, verirrt habe. Nur durch ein schmales Felsenthal von ihm getrennt, ragte der Mettelsein der Frankensteiner empor. Druuten lag das Hörjelthal, dahinter das weite Land bis zum Eichsfelde, nach Hessen und Franen. Da rief der junge Graf entzückt aus: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ Davon ist dann der Name Wartburg entstanden.

Die Frankensteiner zu überlisten, deren Stammburg sich oberhalb Salzung am rechten Werra-Ufer erhob, ersann Ludwig II. folgendes Schelmstückchen. In einer dunklen Nacht erschien er mit zwölf Rittern auf der Bergkuppe. Ein jeder trug einen Korb, hoch angefüllt mit Erde, welche man dem Boden der Schauenburg

entnommen hatte. Diefelbe ward nun droben ausgeschüttet und dann vorläufig ein hölzerner Burgfriede darauf errichtet. Die Frankensteiner machten sehr verdubte Gesichter, als sie eines Morgens die unerwartete Nachbarschaft erkannten. Sie erhoben Widerspruch, sie zogen bewaffnet hinüber. Alles blieb umsonst. Ludwig zeigte sich in Worten und Waffen gleich tapfer. Da wandten sich die Überlisteten an den Kaiser, den schlauen Eindringling hart anzuklagen. Vorgelesen, erklärte der Graf, er habe den Burgfrieden auf seinem eigenen Grund und Boden aufgeschlagen und unterwerfe sich dem Urtheil und Recht. Das Reich forderte einen Eid. Da zog Ludwig mit seinen zwölf Rittern hinan zur Wartburg; sie stießen die Schwerter in die Erde und schwuren, daß dieser Boden immer thüringisch gewesen wäre und Ludwig solchen von seinem Vater rechtmäßig ererbt habe. Da sprach das Reich dem Grafen den Berg zu.

Nun stieg der steinerne, stattliche Bau im Angesicht der grossenden Frankensteiner empor. Gern hätte der prunzliebende Ludwig die neue Feste mit verguldetem Kupfer gedeckt, doch das Reich ließ es nicht zu. So ward Blei dazu verwandt. Viel Volk fand dabei Arbeit, das sich später am Fuße des Berges innerhalb der von Ludwig im weiten Halbbogen gezogenen Mauer ansiedelte und damit den Grundstein zur Stadt Eisenach legte. Ein Dorf Eisenach, dessen Bewohner jetzt ebenfalls hinter der Mauer Schutz suchten, hatte bis dahin östlich jenseit der Hörjel am Fuße des Peterberges bestanden, der sich keilförmig zwischen Nesse und Hörjel einschleibt. In den Feldfluren dort giebt es noch heute Bezeichnungen wie: Altstadt, Hellsgerasse und Steinstraße.

Der staatsmännische Blick Ludwigs hatte sich nicht getäuscht. Die außerordentlich günstige Lage ließ Eisenach rasch emporblühen; Handel und Handwerk hoben sich, und durch geistliche Stiftungen, Gotteshäuser, Klöster sorgte die Kirche dafür, durch Prachtentfaltung, Ab-

haltung von feierlichen Messen die Anziehungskraft, den Verkehr und die Bedeutung der Stadt immer mehr zu steigern. Außer der Wartburg hatte sich der „Springer“ späterhin auch noch am linken Ufer der Unstrut, zwei Stunden nördlich von Raumburg an der Saale, ein neues, mächtiges Bergschloß, die Neuenburg erbaut, an deren Fuße allmählich die Stadt Freiburg entstand. Dort lernte er auch die junge Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, die schöne Adelheid, kennen. Damit begann das düstere Drama in seinem Leben. Aus glühender Reigung heraus wuchs das Verbrechen. Der Pfalzgraf ward, durch Hinterlist verlockt, im Walde ermordet, und nach verfloßenem Trauerjahr führte Ludwig das verführerische Weib als sein Ehegemahl hinauf zur Wartburg. Späterhin ist aber doch nach thatenreicher, verwegener Lebensführung die Reue über den genialen, tapferen Grafen gekommen. Da hat er denn unterhalb Friedrichroda im stillen Waldthale das herrliche Kloster Reinhardsbrunn gegründet, in das er am Abend seines Lebens als Mönch eintrat. Dreiundachtzig Jahre alt, schloß er daselbst 1125 die Augen und ward in der Abteikirche feierlich beigelegt. Fortan haben dann fast alle Burgherren der Wartburg ihren letzten Weg hierher genommen. Reinhardsbrunn ward die Grust der Thüringer Landgrafen.

Ludwigs Sohn war vom Kaiser Lothar ob treu geleisteter Dienste zum Landgrafen von Thüringen 1130 auf dem Reichstage zu Luedlinburg ernannt worden. Das Wappen, welches ihm dabei mit einer Fahne verliehen ward, zeigte einen silbernen, aufgerichteten Löwen mit goldener Krone im blauen Felde, mit vier roten und vier weißen Querstrichen. Nun war Landgraf Ludwig I. der oberste Herr im gesamten Thüringer Lande und sprach alljährlich unter Weisß von zwölf Grafen dreimal zu Mittelhausen als oberster Landrichter in Thüringen Recht. Der kühne Traum des Springers hatte sich an seinem Sohne erfüllt. Damit empfing

nun auch die Wartburg ein noch glänzenderes äußeres Gewand, sowie eine der neuen Fürstenwürde entsprechende Hofhaltung, deren Schimmer weit hinaus ins Land leuchtete.

Bereits 1140 schloß der erste Thüringer Landgraf auf der Wartburg die Augen für immer und ward an der Seite seines großen Vaters in Reinhardsbrunn beigelegt. Ludwig II., sein Nachfolger, stand erst im elften Lebensjahre und unter Vormundschaft seiner Mutter. Erst nach dem Tode derselben, 1148, übernahm er die Zügel der Regierung. Diese Zwischenzeit aber hatte sich der Adel im Lande zu Nutzen gemacht und schonungslos das Volk geknechtet und ausgezogen. Der lebensfröhliche Jüngling ahnte von dem Leide seines Volkes nichts. Erst in jener merkwürdigen Nacht, in der ihm der Schmied von Ruhla bei Hammer Schlag und Funken sprühen die Worte in die Seele rief: „Landgraf, werde hart!“ da gingen ihm die Augen auf. Ein Mann war er über Nacht geworden, der seinem Volk Recht und Zufriedenheit zurückgeben wollte. Den Troß der Adelligen zu brechen, spannte er droben auf einem Felde nahe der Neuenburg je vier vor einen Pflug. Den mußten sie ziehen, und murrten sie, dann fauste die Geißel auf die entblöhten Rücken nieder. So erfuhren sie, wie bitter es sei, im Schweiß des Angesichtes für „den gnädigen Herrn“ das Feld zu bearbeiten. Ludwig aber trug fortan einen Panzer unter dem Waffensrocke, denn er wußte, daß sie ihm nach dem Leben stellen würden. Das Volk nannte ihn deshalb den „eisernen“ Landgrafen. Unendlich reich hat die Sage das Leben dieses Fürsten ausgeschmückt, wie sie auch erzählt, daß die Vasallen, als er 1172 auf der Neuenburg verschieden war, seinen Sarg auf ihren Schultern den zwölf Meilen langen Weg bis Reinhardsbrunn trugen, immer in der Furcht, der harte Landgraf könne noch einmal wieder aufwachen.

Auf Ludwig den Eisernen folgte Ludwig der Milde, der aber trotzdem mit

dem Schwerte in der Faust verstand, die Würde seines Hauses wohl zu wahren. Tren hielt er zu den Hohenstaufen, folgte Barbarossa zum Gelobten Lande und starb auf der Rückreise 1190 auf der Insel Cyprien. Seine Gebeine wurden späterhin nach Reinhardtsbrunn übergeführt.

Unter seinem Nachfolger Hermann I. ging ein ganz neuer heller Stern über der Wartburg auf. Bietet auch der Charakter dieses Fürsten im politischen Leben ein trauriges Herrbild von Verschlagenheit und Tücke, dessen Wankelmuth und Untreue dem Lande so manches schweres Ungemach aufbürdete: im Reiche der

scher Meisterfänger erhoben, die er an seinen Hof lud, wo sie lange Jahre die fast königliche Freigebigkeit dieses kunstbegeisterten Fürsten genossen, ausgezeichnet und in hohen Ehren gehalten. In dem Lobe des Landgrafen Hermann I. sind sich alle Meister der ersten klassischen Dichterzeit einig. So singt Walter von der Vogelweide von ihm:

unt gulte ein suoder guotes wines tāsent pfant
da sitlend doch niemer ritters becher lere.

Wolfram von Eschenbach vollendete hier droben seinen „Parzival“ und widmete ihn dem Burg Herrn der Wartburg. Er blieb bis zum Tode des Landgrafen Gast auf der Wartburg, um erst unter Ludwig IV., dessen Sinn und Streben andere Wege gingen, nach seinem heimathlichen Frankenlande zurückzukehren.

Der Überlieferung nach soll unter Hermann I. im Jahre 1207 auf der Wartburg der berühmte Sānger-Wettstreit stattgefunden haben, welcher durch Richard Wagners Oper „Tannhäuser“ neuen Glanz empfing und auch fast allen Künsten reichen, anregenden Stoff gegeben hat.

Das eine muß hier freilich gleich bekannt werden: der Hauptheld der Oper, der Ritter und Sānger Tannhäuser, hat niemals die Wartburg betreten. Neuere Forscher sprechen überhaupt diesem Sāngerkriege jede geschichtliche Wahrheit ab und führen die Entstehung dieser Sage auf ein unbedeutendes, von einem unbekanntem Verfasser 1290 veröffentlichtes lyrisch-didaktisches Gedicht zurück, das noch in zwei Bearbeitungen sich bis heute erhalten hat: in der Manessischen Liederhandschrift zu Heidelberg und der Handschrift der Minnesānger zu Jena. Wie dem auch sei: wir wollen mit dem Volke,



Blick auf die Wartburg.

Kunst, der deutschen Litteratur hat er sich bedeutende Verdienste erworben. Selbst trefflich in der Dichtkunst beanlagt, hat er die Wartburg zu einer Freistadt deut-

das ja in solchen Dingen schließlich immer recht behält, aus einer poetischen Notwendigkeit gern und gläubig an diesem Sängerkampfe festhalten, welcher die Thüringer Feste mit einem romantischen Schimmer für alle Zeiten umwob. Zu den hauptsächlichsten Sängern, welche damals auf der Wartburg weilten, zählten Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich der Schreiber, Reinhard von Zwepfen, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen.

Die Eckle waren Meister, zu dichten, Manoh Lieblein sie ausdröchten,
Mit gar vernünftigen Sinnen
Konnten sie dar beginnen,
Geistlich und auch weltlich,
Lebensbiglich und auch zärtlich.

Fünf der genannten Sänger hatten nun eines Tages im Wettgefange den Landgrafen als den Tag gepriesen, dem die Sonne nachfolge, Ofterdingen aber feierte den Herzog Leopold von Österreich als Sonne, der alle Sterne unterthan seien. Zimmer erbitterter ward der Kampf, und die Sänger bestimmten, wer unterliege, dem solle durch den Henker das Haupt abgeschlagen werden. Ofterdingen ward als besiegt erklärt. An der Thür wartete schon der Scharfrichter Steupfel. Da flüchtete der überwundene Sänger zu den Füßen der Landgräfin und flehte um Gnade. Die hohe Frau bestimmte, daß man Ofterdingen ein Jahr Frist geben solle, währenddem müsse er sich auf den Weg nach Ungarn machen und den berühmten Sangesmeister und Zanberer Klingjor zum Schiedsrichtern holen. Und Ofterdingen wandte sich zum fernem Lande, fand auch den geheimnisvollen Meister. Der hüllte ihn in seinen Mantel, und so flogen sie in einer einzigen Nacht hinüber nach Thüringen. Als Ofterdingen erwachte, lag Eifenach mit der ragenden Wartburg vor ihm im Morgenglanze, und

die Meßglocke von St. Georgen hallte durch das taufrische Thal.

Klingjor ward mit hohen Ehren auf der Wartburg empfangen. Ehe der Lie-



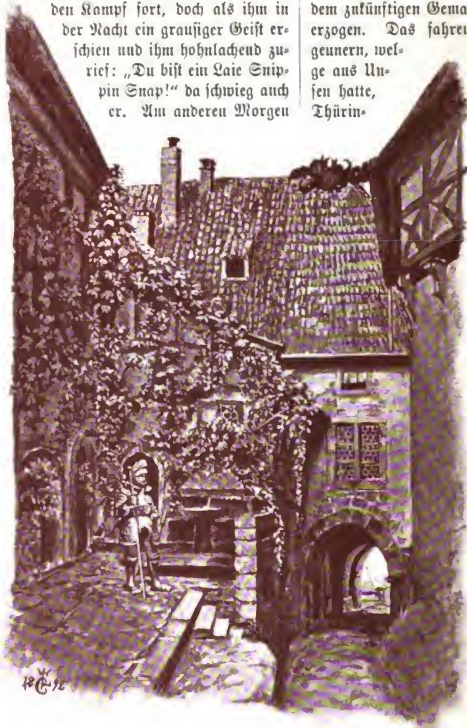
Auffstieg zur Wartburg.

derwettstreit einige Tage später stattfand, weißsagte der ungarische Meister noch aus den Sternen, daß um selbige Zeit fern in seiner Heimat dem Könige Andreas ein Töchterlein geboren werde, welches einstmals als Landgräfin von Thüringen über alles geliebt und wie eine Heilige von der gesamten Christenheit angebetet werden würde. Darob entstand, als diese Weissagung bekannt wurde, allüberall helle Freude im Thüringer Lande.

Als dann unter starkem Zudrang des Hofgesindes, vieler edler Herren und Frauen der Viederwettstreit seinen Abschluß fand, da entschied der weise Klingjor dahin, daß der Tag von der Sonne komme, daß es ohne Sonne keinen Tag

gäbe und somit Osterdingen recht behalten müsse. Damit ward der grimme Streit geschlichtet. Wolfram von Eschenbach setzte zwar noch eine Weile allein den Kampf fort, doch als ihm in der Nacht ein graufiger Geist erschien und ihm hohnlachend zurief: „Du bist ein Laie Snip-pin Snap!“ da schwieg auch er. Am anderen Morgen

Braut seines Sohnes im feierlichen Zuge von Preßburg nach Thüringen geleiten. Als ein vierjähriges Kind hielt es seinen Einzug auf der Wartburg und ward mit dem zukünftigen Gemahl fortan zusammen erzogen. Das fahrende Volk von Zigeunern, welche sich dem Zugarn angegeschlossen scheint dann immer der Walde geblieben zu sein. Zahlreiche Anzeichen sprechen dafür, daß diese Fremdlinge den Ort Rabarz begründeten. 1221 sprach die Kirche den Segen über Elisabeth und Ludwig IV., dem die Geschichte nach seinem Tode den Namen eines Heiligen beilegte, obwohl niemals eine päpstliche Kanonisation erfolgte. Elisabeth aber genoß schon bei ihren Lebzeiten den Ruf und die Verehrung einer Heiligen. Ueberreich sind die frommen Geschichten und die Wunderthaten, welche die Sage von dieser gottsuchenden Bäu-



Burgthor und Ritterhaus vom ersten Thor gesehen.

war Klingsof verschwunden, ebenso wunderbarlich als er gekommen. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, sah man ihn nicht mehr.

Wahr hatte er jedoch gesprochen. Im Jahre 1208 ward dem Ungarntönig ein Töchterlein geboren und Elisabeth getauft. Dasselbe ließ Ludwig III. als die

rin zu erzählen weiß. Fast jeder Fußtritt rings um die Wartburg scheint besetzt von den Wundern dieser edlen Fürstin, die sich im Gemüt des Thüringer Volkes einen festen Platz erworben hat. Den Armen, Kranken und Beladenen gab sie mit vollen Händen hin. Immer umschwebten sie unsichtbare Engel. Sicht-

Sich war der Himmel mit ihr, daß man ihre Worte nicht Lügen strafen solle. Wenn sie hinaus auf den Burghof mit den Mägen trat, frischgewaschene Wäsche aufzuhängen, da schossen Sonnenstrahlen hernieder, an welchen Elisabeth die Linnen nun befestigte. Als sie schlicht und ärmlich fast wie eine Bettlerin zur Hofstafel schritt, legten Engel ihr heimlich einen blauen, goldblitzenden Sternemantel um. Nach dem Tode ihres im Gelobten Lande verschiedenen Gemahls, bedrängt von ihrem habgüchtigen Schwager Heinrich Raspe, floh sie nach Warburg zu ihrem strengen Beichtiger, dem Reherverbrenner Konrad von Warburg. Den harten Kasteiungen und Qualen, welche ihr dieser fanatische Mönch auferlegte, war die zarte Fürstin nicht gewachsen. Sie siechte rasch hin und starb im vierundzwanzigsten Lebensjahre am 16. November 1231. Am 1. Mai 1236 wurden ihre Gebeine in dem Dome zu Warburg in Gegenwart des Kaisers, vieler Fürsten, Bischöfe und einer Menge Volkes heilig gesprochen. Kaiser Friedrich II., der geniale Hohenstaufe, der die Absicht gehabt, sich mit Elisabeth zu vermählen, nahm von seinem Haupte eine goldene Krone, setzte sie auf das Haupt der Heiligen und sprach: „Da ich sie auf Erden nicht krönen sollte als eine Kaiserin, so will ich sie mit dieser Krone als ewige Königin im Himmel ehren!“ Unvergessen ist bis heute ihr Angebenken im Thüringer Lande geblieben, das in Legenden und Sagen seine „heilige Elisabeth“ mit anhänglicher Liebe immer aufs neue feiert.

Elisabeths Sohn, Hermann II., eine kränkelnde Natur, hatte selbst nach erreichter Volljährigkeit die Verwaltung des Landes seinem Oheim Raspe überlassen.

Ob dieser in der That, völlig Herr zu werden, dem Raspen nach dem Leben trachtete, ist nie klar bewiesen worden. Jedenfalls starb Hermann II. 1242 ganz plötzlich auf dem Schlosse Kreuzburg an der Werra, einem Sommerfize der Thüringer Landgrafen. Es wird behauptet, daß man dem unglücklichen Fürsten heimlich Gift eingegeben habe. Wenig, Heinrich Raspe war nun unumschränkter Gebieter,



Orter in der Chorstube (Wohnung des Schloßkommandanten).

den sogar die deutschen Fürsten 1246 zum Kaiser erwählten, nachdem Rom den kühnen Hohenstaufen Friedrich II. mit dem Vann belegt hatte. Lange sollte jedoch diese neue Herrlichkeit des „Pfalzenkönigs“ nicht währen. Das Volk hielt fest am alten Kaiserhause, und so kam es zum Kriege. Am 17. Februar 1247 traf Heinrich Raspe vor Ulm ein Pfeil in den Unterleib, an dessen Verwundung er starb. Da er keine Kinder hinterließ, so starb mit ihm der Mannesstamm des einst von Ludwig dem Bär-

tigen begründeten Thüringer Landgrafen-
hauses an.

Wehevolle Jahre brachen für Thürin-
gen herein. Der furchtbare Erbfolgekrieg

Wartburg aus in die Luft schleudern.
Mit dem Rufe: „Das Land gehört doch
dem Kinde von Brabant!“ gab der Un-
glückliche seinen Geist auf. Ein kunstlos



Lutherstube.

entbraunte zwischen Heinrich dem Er-
lauchten, dem fangeskundigen Markgrafen
von Meißen, und Sophie von Brabant,
einer Tochter der heiligen Elisabeth.
Sophie begründete außerdem ihr Recht
darauf, daß ihre Tochter Beatrix die
letzte Gemahlin Heinrich Raspes ge-
wesen sei. So kam es zum Kriege. Heinrich
von Meißen hielt die Wartburg besetzt
und verteidigte auch Eisenach. Doch ein
Ratsherr und Anhänger der Herzogin
von Brabant, Heinrich von Belsbach,
überredete die Bürger der Stadt, daß sie
Sophie Einlaß gewährten. Dies geschah.
Sophie von Brabant hatte sich mit Her-
zog Albrecht von Braunschweig verbun-
den. Doch alles half nichts. Der Meißner
Markgraf zerstörte alle Kastele auf
den Höhen um Eisenach und blieb Sie-
ger. Den Ratsherrn Heinrich von Bels-
bach nahm er gefangen und ließ ihn mit-
tels einer Blide (Wurfmaschine) von der

bahener Stein am Abhang des Berges
zeigt noch heute die Stelle, wo ein
der Ratsherr von Eisenach niederfiel.
Wer um diesen schräg aufragenden Stein
dreimal, ohne sich anzuhalten, herumgeht,
empfängt vom Stadtrat drunten Messer
und Gabel in Silber ausgehändig. Denn
damit ist der noch immer irrende Geist
des armen Ratsherrn erlöst, so lehrt die
Sage.

Nach glücklichem Siege überließ Hein-
rich der Erlauchte leider Thüringen seinem
Sohne Albrecht, dem die Geschichte den
wenig schmeichelhaften Namen „der Un-
artige“ beigelegt hat. Vestridt von den
Reizen einer Hofdame, Kunigunde von
Eisenberg, beschloß er auf deren Anstiften,
seine eigene Gemahlin Margarete zu
töten. Doch der zum Nord gebundene
Feststreiber verriet in letzter Stunde den
Anschlag. Margarete beschloß zu fliehen.
In der Nacht nahm sie Abschied von ihren

Kindern, wobei sie, von brennendem Schmerz erfaßt, ihren Lieblingssohn Friedrich in die Wange biß. Dann ließ sie sich aus einem Fenster des heutigen Margaretenganges an einem Seil hinab in die Tiefe und floh in der ersten Nacht bis zur Kragenburg an der Berra. Von da wandte sie sich nach Frankfurt, wo sie bald an gebrochenem Herzen starb.

Die späteren Kämpfe, welche die Söhne Margaretes gegen ihren unnatürlichen Vater zu bestehen hatten, der das Land durchaus dem „Mantelkinde“ seiner Bühlerin überlassen wollte, müssen hier übergangen werden. Vollständig geschlagen, zog sich endlich Albrecht der Unartige in eine freiwillige Verbannung nach Erfurt zurück. Friedrich mit der gebissenen Wange war nun Herr im Thüringer Lande. 1317 legte ein Blitzstrahl einen Teil der Wartburg in Trümmer, so daß ein teilweiser Neubau nötig ward. Besonders die Kemenate hatte schwer gelitten. Damals entstand auch die Dirniz, ein durch Öfen heizbar gemachtes Wohnhaus, das man später Hofschule oder Prinzenbau nannte.

Als Friedrich betagt war, legte sich Schwermut auf sein Gemüt. Zu ernst und bewegt waren für ihn die Tage der Jugend gewesen. Als er unten in Eisenach im Predigerkloster einmal mit seinem Hofstaate dem geistlichen Schauspiele „Von den klugen und thörichten Jungfrauen“ bewohnte, ward er so gewaltig erschüttert, daß ihn ein Schlagfluß traf. Von da ab kränkelte er schwer, bis der Tod ihn 1324 von seinen Leiden erlöste. Auch die Gestalt dieses Fürsten hat die Sage überreich ausgeschmückt. Gleich dem „Springer“, dem „eisernen Landgrafen“, ward auch „Friedrich mit

der gebissenen Wange“ ein Lieblingsheld beim Thüringer Volke.

Der letzte Landgraf, welcher auf der Wartburg noch zuweilen Hof hielt, war Balthasar, ein prunkliebender, lebensfröhlicher Herr, der gern schönen Edelfrauen und Bürgerinnen tiefer in die Augen sah. Außer der Neuenburg und Kreuzburg waren im Laufe der Zeit noch andere Schlösser zu Fürstenthronen ausersehen worden: Schloß Weißensee, Schloß Tenneberg oberhalb Waltershausen, der Grimmenstein bei Gotha. Hierher zog es denn auch die letzten Landgrafen nach dem im Jahre 1405 erfolgten Tode Balthasars. Die Wartburg empfing zum Verwalter



Eiseltreiberstübchen.

einen Vogt und trat mehr und mehr in den Hintergrund. Nur aus Sagen und Legenden hallte noch zuweilen ihr Name hervor.

Ein Jahrhundert verging. Man schrieb das Jahr 1521. Da zog still und heimlich ein Gast zur Wartburg ein, welcher der ehrwürdigen Thüringer Feste nun ungeahnte Bedeutung geben sollte. Martin Luther war es, den sein weiser Kurfürst fürsorglich auf einer Reise von Wöhra nach Gotha-Wittenberg oberhalb des Schlosses Altenstein am Rennstieg des Thüringer Waldes durch verummte Reiter hatte aufnehmen und zu der halbvergesenen Wartburg geleiten lassen. Hier mußte der Reformator als „Junfer Jörg“ in schlichten Ritterkleidern weilen, da Kaiser und Kirche seiner Freiheit und seinem Leben nachstelleten. Dort oben hat denn Luther in seiner „Einsiedelei“, seiner „Vogelherberge“, seiner „Insel Patmos“ gefessen und mit der Bibelübersetzung den Schlüsselstein der Reformation gleichsam gesetzt. Zuweilen übte er sich auch im Weidwerk, ein „bitterrühes“ Vergnügen, „ein Geschäft, daß sich wohl für müßige Leute schickt“. Oder er flog hinab zum lauschigen Hellthale, in dessen stillen Teichen sich heute das weiße Landhaus Artz Reuters



Geböckte Halle im Burggärtchen.

spiegelt, friße Erdbeeren einzusammeln und dem Gesang der Waldvögel zu lauschen.

Zehn Monate lang, vom 4. Mai 1521 bis 3. März 1522, barg sich der Re-

formator droben auf der Wartburg. Die Welt hielt ihn für verschollen oder wohl auch tot, nur seine engeren Freunde wußten von seinen geheimen Aufenthalt. In der Zelle, welche er mutmaßlich damals inne hatte, wird noch der hin und wieder von liebevollen Händen erneuerte Tintenleck an der Wand gezeigt, wohin einmal Luther im ehrlichen Zorn das Tintenfaß schleuderte, als ihn der Gottseibeius allzu sehr bedrängte. Eine auf der Wartburg noch heute gepflegte Überlieferung weiß übrigens zu berichten, daß es ein ganz lieblicher Teufel gewesen sein soll, der in Gestalt des frischen Töchterleins des Schloßhauptmanns von Verlepisch zuweilen ihm die sehnsuchtsvollen Sinne verwirrte. Darauf scheint auch die Stelle eines Briefes hinzudeuten, den er von der Wartburg an seinen liebsten Freund Melancthon schrieb und worinnen es heißt: „Es sind acht Tage, daß ich nichts schreibe noch studiere, weil ich teils mit Versuchungen des Fleisches, teils mit anderen Beschwerden heimgejucht bin.“

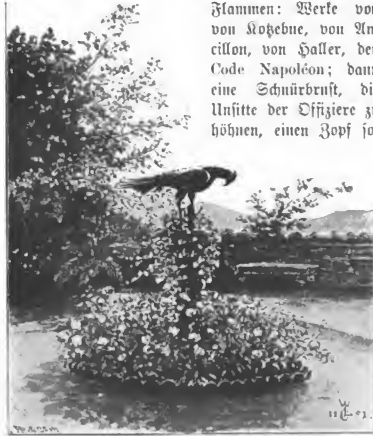
Im Sinne des Kurfürsten von Sachsen mochte es wohl gelegen haben, Luther noch länger in gesicherter Verwahrung zu halten. Aber er hatte nicht mit dem Wagnis dieser stark empfindenden Natur gerechnet. Als die Nachrichten von den wilden Anschlägen der Bilderstürmer und Bauernhorden immer mehr sich häuften, da hielt es den Reformator nicht länger auf der Feste droben. Wie ein vom Lager aufgeschreckter Löwe brach er auf und erschien zum Staunen aller bald darauf in Wittenberg, mit starker Hand dort den Aufruhr dämpfend und sich öffentlich von der Gemeinschaft dieser Anhänger lösend. Drei Jahrhunderte zogen über die völ-

lig vergessene Wartburg hin. Im vorigen Jahrhundert war der Geschmack und das Verständnis für mittelalterliche Romantik verloren gegangen. Mit dem Siege Deutschlands über den forstischen Welt-eroberer erwachte auch wieder die Sehnsucht nach Einigkeit und Freiheit, und wie die Kaisersage des Kyffhäusers wieder in neuem Glanze erstand, so empfing auch die Wartburg geheiligten Schimmer. Als dann eine engstirnige Politik die Träume eines tapferen, guten Volkes vernichtete, brach die Stunde herein, wo das bedrängte und getäuschte deutsche Gemüt in öffentlicher Abwehr sich löst von allem Bann, der auf ihm lag. Und wieder war es die Wartburg, welche Zeuge einer deutwürdigen Feier werden sollte.

Am 18. Oktober 1817 zogen fünfhundert Studenten vom Marktplatz zu Eisenach hinauf zur Feste. Im Rittersaal, wo sich auch die Professoren Oken, Schweifer, Kiefer und Fries aus Jena eingefunden hatten, stimmte man das protestantische Sturm- und Kampflied „Ein feste Burg ist unser Gott“ an, worauf ein Student der Theologie, Riemann aus Mecklenburg, eine zündende Rede hielt. Nachmittags fand in Eisenach ein feierlicher Festgottesdienst statt. Am Abend ging es im Verein mit dem Landsturm der Stadt im prächtigen Fackelzuge noch einmal hinan zur Feste. Und wieder brausten wieder zur Ehre Deutschlands von den Felsen nieder zu den schlafenden Thälern.

Damit war die eigentliche Feier zu Ende. Doch sie sollte noch ein Nachspiel erhalten, dessen Folgen wahrhaft tragisch sich gestalteten. Ohne Wissen des Festausschusses — ein Teil der Fackelträger hatte bereits die Burg verlassen — ward

jetzt ein Scheiterhaufen errichtet und dann feierlich Gericht über alles gehalten, was mit der allgemeinen deutschen Volksstimmung nicht mehr im Einklang stand. Dies symbolisch anzudeuten, warf man folgende Gegenstände in die Flammen: Werke von Klopke, von Ancillon, von Haller, den Code Napoléon; dann eine Schürbrust, die Unsitte der Offiziere zu höhnen, einen Popf so-



Der Falke.

wie einen Korporalstod. Vaterlandsweisen erklangen, ein Raufsch ohne gleichen hatte alle erfaßt. Tags darauf wurden auf der Wartburg nochmals Vorträge gehalten, dann genoß man in der Kirche zu Eisenach das heilige Abendmahl und verließ die Stadt.

Dieses Wartburgfest erregte ungeheures Aufsehen in Deutschland wie über seine Grenze hinaus. Die beleidigten Schriftsteller tobten, den Regierungen ward es schmäht zu Mute. Unterjochung folgte auf Unterjochung. Sie ergaben fast nichts, um so höher aber schlugen die Wogen der Begeisterung innerhalb der akademischen Jugend. Noch tiefere Bedeutung empfing die Wartburgfeier aber durch die sich anschließende That des schwärmerischen Karl Ludwig Sand. Der seichte Spott Klopkes, mit welchem



derjelbe den Idealismus deutscher Jugend verunglückte, hatte in der Brust des Jünglings glühenden Haß entfacht. Haß und Verachtung gebaren die furchtbare Muttthat.

Sand traf am 23. März 1819 in Mannheim ein, ließ sich gegen Abend bei Kogebne unter falschem Namen anmelden, um ihm dann nach kurzem Wortwechsel den Dolch in die Brust zu stoßen, worauf er sich selbst einen Stich versetzte. Draußen auf der Straße führte er noch einen Stoß gegen die eigene Brust und sank mit einem Hoch fürs deutsche Vaterland schwer verletzt nieder. Doch er genas, und nach vierzehnmonatlicher Untersuchung ward er verurteilt. Vor dem Heidelberger Thore zu Mannheim führte er am 17. April 1820 unter dem Schwertstreich des Henkers seine blutige That. Das ist das dunkelste Nachspiel

Blick aus der Laube auf das Wirtshaus.

zu dem großen Burschenfeste auf der Wartburg gewesen.

Und wieder kam eine stille Zeit für die ehrwürdige Feste der Thüringer Landgrafen. Dann aber ging ein ungeahnter herrlicher Stern über der Wartburg auf. Bald nach seinem Regierungsantritt hatte der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach den Entschluß kundgegeben, die Burg seiner Ahnen, das einstige Residenzschloß der ersten Landgrafen, wieder zu neuer, glänzender Gestalt umzuwandeln. Tiefere Kunstsin-

fest wurzelnde Liebe zur glorreichen Vergangenheit seines hohen Hauses, sein eigenes Behagen an mittelalterlicher Romantik, sie waren kräftige Fürsprecher bei der Entstehung dieses Planes gewesen. Und der Plan ward zur Wahrheit, zur That, und fand ein hellklingendes Echo in den Herzen der begeistert zustimmenden Deutschen.

Bereits im Jahre 1835 hatte der damalige Erbgroßherzog, jetzige Großherzog Karl Alexander, den Gedanken erfaßt, den berühmten Landgrafenstiz seines Hauses neu herzustellen. Doch erst 1847 begann man eine Um- und Neugestaltung der Burg ernstlich in Angriff zu nehmen. Professor H. von Ritzen zu Gießen hatte durch langjähriges eingehendstes Studium

deutscher und vor allem Tiroler Burgen, von Chroniken, Kunstsammlungen, wie mittelalterlichem Burgleben, eine Burrgeschichte der Wartburg, wie ihrer mutmaßlichen inneren Einrichtungen entworfen und empfing infolgedessen den Auftrag, nun Pläne für die Wiederherstellung einzureichen. Was dem kunstsinigen Bauherrn als Aufgabe dabei vorschwebte, hatte derselbe bestimmt ausgesprochen: „Die Wartburg soll wieder hergestellt werden möglichst treu in ihrer früheren Gestalt, damit sie ein treues Bild gebe zunächst von ihrer Glanzperiode im zwölften Jahrhundert als Sitz mächtiger, kunstliebender Landgrafen, und als Kampfplatz der größten deutschen Dichter des Mittelalters; und dann später im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts als Asyl Dr. M. Luthers und als die Stelle, von welcher der große Glaubenskampf ausging.“ Alles in allem war es eine Doppelaufgabe. Es galt nicht nur die Geschichte eines der edelsten Fürstenthümer, die Geschichte Thüringens, ja ganz

Deutschlands in dem Bau zu vergegenwärtigen, sondern auch zwei große, erhabene Momente in der Kulturgeschichte unseres Volkes: das Kunstleben, die deutsch-mittelalterliche Poesie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, sowie die Zeit der Reformation, aus deren Mitte die markige Gestalt Luthers sich hoch emporhebt. Für die erste Aufgabe war in dem Landgrafenhause und der Hofburg die Stätte vorbereitet, während in Vorburg und Ritterhaus, beides zum Glück noch in der Gestaltung völlig so erhalten, wie es in den Tagen Luthers, 1521, ausschaute, es nur galt, die Innenräume möglichst in Einklang mit jener Zeit zu setzen, in Erinnerung nicht allein an Luther, sondern auch der Fürsten,



Blick in den Burrgarten.

Kämpfer und Beschützer der Reformation. Das war die herrliche, ernste und hohe Aufgabe, welche gestellt wurde, eine Aufgabe, vielleicht einzig in ihrer Art zu bezeichnen. Alle Künste wurden zum Welt-

kampf aufgerufen, und sie kamen und gaben begeistert ihr Bestes hin. In wahrhaft bestirrendender Schönheit ward gelöst und erfüllt, was hoher Fürstensinn erträumt und ersehnt hatte. Wer jemals die Burg durchwandelt hat, der kennt die „Wartburg-Stimmung“, die jeden ergreift und in Bann schlägt, der hat es an sich erfahren, warum die ehrwürdige Feste ein Heiligtum dem deutschen Volke geworden ist.

Die völlig unzugängliche Lage der Wartburg auf einem steil und wild zerklüftet aufragenden Felsgrate machte die sonst übliche Anlage von Wällen und Wassergräben, die man so oft doppelt und dreifach mittelalterliche Festen umziehen sieht, unnötig. Nur wo der scharf ansteigende Burgweg die Zugbrücke berührt, hatte man ein Stück Felsen abgesprengt und über diese Kluft die Zugbrücke gelegt. Wurde dieselbe in die Höhe gezogen, so war in der That die Wartburg von keiner Seite angreifbar.

Ist man, nach herrlichen Ausblicken auf das Marienthal mit dem Breiten- gescheid, auf Eisenach und das anmutige, vom sagenreichen Hörjelberg begrenzte Hörjelthal, den zuletzt durch den Felsen gehauenen Burgweg hinangeschritten, so steht man auf einem Vorplatze, von dem man einige Schritte weiter zu der Gastwirtschaft, über eine Stiege aber zur Schauze und von da über die Brücke zur Burg gelangt. Das Wirtschaftsgebäude, im Stile des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, ist ein reizvoller, in den Rahmen des Ganzen sich trefflich fügender Bau, auf Mauerresten errichtet, welche aller Wahrscheinlichkeit nach bereits vor vierhundert Jahren Baulichkeiten ähnlichen Zweckes trugen. Vieltausende halten hier jetzt alljährlich Einkehr, sich zu stärken und des Ausblickes auf die Burg und das wogende Wäldermeer des Thüringer Waldes sich zu freuen. Und wie gern beherzigt man, was Künstlerlaune an kräftigen Kernsprüchen zu Ruß und Frommen in bunten Schildereien an die Wände schrieb! So auch:

Wer auf Bergen und Burgen nicht trinkt noch singt,
Auch nüchtern im Thale nichts Kluges vollbringt.

Nun stehen wir auf dem zinnengefrünten Vorwerk, von wo der Blick zum Reitenstein mit der Felsgruppe Mönch und Rounne, zum Hörjel- und Berrathale bis hinüber nach Hessen fliegt. Die hier seitlich nach Osten vorjpringende Schanze erschließt wieder ein anderes Bild von lachender Schönheit. Über die Zugbrücke fort gelangen wir durch die enge, düstere Thorhalle, in welcher sich rechts die Wachstube für die kleine Besatzung der Burg befindet. Das einflüge Fallgatter ist beseitigt, wohl aber stehen noch die beiden schwerfälligen, stark mit Eisen beschlagenen Thore. Den holperigen, zum Teil über Felsen führenden Weg hinan gelangt man in den schmalen, langgestreckten Hof, den die Baulichkeiten der Vorburg umschließen. Es sind dies die Thorhalle (der untere Teil des 1558 abgetragenen Thorturmes), welche mit dem angrenzenden Ritterhaus, dessen oberes Stodwerk im gleichen Jahre beseitigt werden mußte, unter ein Dach gezogen wurde, links und rechts die malerischen Lehen, überdachte Mauergänge (weniger zur Verteidigung als Verbindung zwischen Vor- und Hofburg angelegt) und — bereits zur Hofburg gehörend — die Dirniz, die zweite Thorhalle mit sich anschließender Kemenate. Jenseit der letztgenannten drei Baulichkeiten, welche die Vorburg nach Süden abschließen, gelangt man in den zweiten Hof. Rechts zieht sich das Burggärtlein längs der Linde hin, mit wahrhaft entzückenden Blicken auf das Gebirge und die blau schimmernden Rasaltuppen der Vorderrhön, zur Linken liegt der Palas (Landgrafen- oder auch Müshaus genannt) mit anstoßendem Bade. Ein Kavallerhaus, die Cisterne, der halbrunde, offene Zwinger mit dem Pulverturm schließen die Burganlage nach Süden ab, über welche hoch, mit weithinans strahlendem goldenem Kreuze der mächtige, zwischen Palas und Kemenate befindliche Bergfried aufragt.

Beginnen wir den Rundgang durch die Räume der Burg mit dem Thorgebäude nebst anstoßendem Ritterhause, das im Verein mit dem sich mühsam hinaufwindenden Wege, den grotesken Wasserpeiern, Steinbögen, dem belaubten Fachwerk, dem ganzen traulichen, eng eingeschachtelten, altertümlichen Ganzen entschieden den malerischsten Teil der Wartburg darstellt und mehr als tausendmal von Malern, Zeichnern und Photographen verewigt worden ist.

Thorgebäude und unteres Stockwerk des Ritterhauses umfassen die Wohnung des Schloßkommandanten. Ein köstliches Stillleben dieser Eingang! Neben dem niedrigen Pfortlein Steintisch und Bank, deren Rückenlehne einen Drachen darstellt; darüber ein kleines Fenster mit Wappensteinen, Gerant am Hause bis zum Wasserpeier, buntblühende Blumen da und dort, das Pfortlein öffnet sich — der Zauber altdeutscher Poesie umfängt uns. Es ist, als verfanke die Gegenwart hinter uns. Wir stehen mitten im fünfzehnten Jahrhundert und meinen die Lust der Reformationszeit zu atmen. Die altertümliche Vorhalle mit dem Stein-Estrich, ihrer Architektur, dem Gewölb und Schmuck aus jenen fernen Tagen, die behaglichen niedrigen Gemächer drinnen mit ihren tiefen Fensterbänken, den Erker, Humpen, Bildern, Schnitzereien, dem ehrwürdigen Hausrat, mit den köstlichen Ausblicken über Gebirge und Land — dies alles bildet eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges der Wartburg, deren Genuß freilich dem großen Publikum ver sagt bleiben muß. Schon zu Luthers Zeiten war dies die Wohnung des Amtmanns der Burg. In diesen Räumen weilte der Reformator sehr oft in freien Stunden im ersten oder launigen Gespräch mit Hans von Berlepsch, der ihn bei Alenstein aufgehoben hatte; hier schaute er wohl auch dessen minniglichem Töchterlein in die hellen Augen, so daß es in seiner Klause über ihn kam und er meinte, der Böse treibe sein grausam Spiel mit ihm. Wie es heute in diesen Räumen ansieht,

so mag es in der Hauptsache schon damals ausgesehen haben. Dies und die Erinnerung an jene Tage geben dem Heim seinen unaussprechlichen Zauber, seine hohe Weihe. Und dazu gesellt sich eine Gastfreundschaft seines glücklichen Inhabers, deren Lob nicht erst gesungen zu werden braucht. Der heute achtzigjährige, noch immer jugendlich bewegliche Schloßkommandant von Arnswald darf auf eine lange, erinnerungsreiche Zeit zurückblicken. Vieltausende gingen hier oben aus und ein, und wohl alle schieden dankbar und mit schwerem Herzen von dieser gastlichen Stätte. Fast alle gekrönten Häupter Europas, was Kunst und Wissenschaft, Armee und Diplomatie, Handel und Wandel an bekannten und berühmten Namen aufzuweisen hat, haben im Laufe eines halben Jahrhunderts einmal hier Einkehr gehalten. Das hat die hier oben aufbewahrten kostbaren Fremdenbücher zu einer wahren Schatzkammer der Erinnerungen gemacht und ihnen einen seltenen, unersehblichen Wert verliehen.

Das obere Stockwerk des Ritterhauses birgt alles, was auf die große Zeit der Reformation Bezug hat. Das Melka aller Wartburgbesucher bildet natürlich das Lutherstübchen. Der ganze Stimmungsgehalt dieses schmalen Raumes gemahnt uns an den kerndeutschen, gewaltigen Mann, wenn auch nichts von alledem, was heute hier das Auge mit innerer Bewegung betrachtet, in jenen Tagen von Luthers Aufenthalt vorhanden gewesen ist. Der Tisch stammt aus einem der von Luthers Verwandten in Köhna einst bewohnten Häusern, nachdem der echte Tisch, auf dem die Bibelübersetzung geschah, nach und nach von „begeisterten“ Besuchern in Spanien und Splittern mit fortgeschleppt worden ist. Ein gleiches Geschick steht der Bettstelle bevor, die aus der Burg Gleichen hierher geschenkt worden ist. Die Überlieferung erzählt, daß der Reformator als vorübergehender Gast auf jener Burg eine Nacht darin geschlafen haben soll. Da finden wir ferner die Grubenlampe seines Vaters, die Geldbüchse des

kleinen Kurrendeschülers Martin Luther zu Eisenach; die Bilder seiner Eltern, seines Freundes Lukas Cranach, wie sein eigenes. Ein eigenhändiger Brief des Reformators hängt eingerahmt darunter; ein Bücherschrein enthält Bibeln; eine prächtige Truhe birgt die ersten Bibelausgaben nach Luthers Übersetzung, der schöne gotische Schrank die Alten der evangelischen Konferenz, welche alle zwei Jahre auf der Wartburg tagt. Ein Kachelofen, aus dem Bau-schnitt der Burg ausgegraben, ein Walfischwirbel, als Fußschemel angeheben, vervollständigen die Einrichtungen. Nahe dem Ofen erblickt man den berühmten Tintenleck, dem freilich die Narrheit der Besucher auch längst böse mitgespielt hat. Schön ist der Aus-

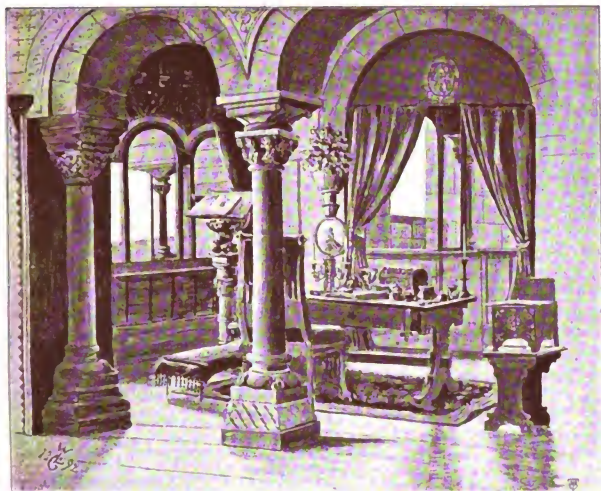
Bücher laufen, damit man ihn nicht für einen Schreiber oder Pfaffen halten möchte". So hat damals Luther heimlich Eisenach, Marktsuhl, Erfurt, Gotha, Reinhardsbrunn besucht. An letzterem Orte wurde er erkannt und nur mit Mühe zur Wartburg gerettet. Auch in Wittenberg war er Ende November im Hause Arn-



Innere Hof.

blick aus dem Fenster hinab zum grünen Waldgebirge. Hier hauste Luther als Zimler Jörg zehn Monate lang. Der Burghauptmann gewährte ihm schließlich auch weitere Ausflüge, nur durfte er unterwegs in den Wirtschaftshäusern nicht das Schwert ablegen und „alsbald über die

dorfs, wo er einige vergnügte Tage verlebte und dann zur Wartburg zurückkehrte. Am wenigsten Vergnügen bereite ihm das Weidwerk, an welchem er aus Gesundheitsrücksichten teilnahm. „Ich habe,“ so schreibt er, „auch hier unter Regen und Hundstheologie Gedanken



Kemenate der Landgrafen.

gehabt.“ Und am Schlusse dieses an Spalatin gerichteten Schreibens heißt es: „Da wir ein armes Häschchen auf mein Bemühen lebendig erhalten, und ich es in den Armel meines Rockes gesteckt, und ein wenig davon gegangen, haben unterdessen die Hunde den armen Hasen gefunden und ihm durch den Rock das rechte Hinterbein zerbissen, und die Kehle zerwürgel, daß wir ihn tot funden. So wütet auch der Papst und Satan, daß er auch die geretteten Seelen verderbet, und sich wenig um meine Mühe kümmeret.“

Die drei Reformationszimmer, welche in derselben Flucht des Lutherstübchens liegen, sollen in der Hauptache den Geist jener Tage widerspiegeln, den geläuterten Glauben, die Rückkehr zu deutschem Wesen, Kraft und Reinheit. Der Architektur, Malerei und Plastik fiel diese Aufgabe zu und ward auch trefflich gelöst. Im ersten Zimmer herrscht der neue, Bahn sich

brechende Stil Dürers vor, im zweiten die Frührenaissance, im letzten die echt deutsche Renaissance. Die Wandmalereien zeigen durch alle drei Räume hindurch den Lebensgang Luthers. Die kostbare Täfelung der Zimmer, ihre reiche Ausstattung, die Harmonie und der satte Glanz der Farben, dies alles eint sich zu hoher künstlerischer Wirkung.

Gegenüber dem Lutherstübchen liegt ein Raum mit einem schönen alten Erker, der aus dem ursprünglich Harsdörfer'schen Hause zu Nürnberg stammt, in dem die um ihres Glaubens wegen aus Wien verbannte von Rhevenhüllersche Familie in der Reformationszeit eine neue Heimat fand. Ebenfalls aus Nürnberg rührt das nachbarliche zierliche Holzgewach her, das sogenannte Birzheimer Stübchen, in dem der wackere Nürnberger Ratsherr und thätige Förderer der Reformation geweiht hat. Dergleichen kleine Zellen wurden als Einbauten in den größeren Familien-

raum hingestellt, um dem Vorsteher des Hauses Gelegenheit zu geben, sich dort hinein zu stiller Arbeit oder wichtigen Beratungen ungestört zurückzuziehen. Jetzt schmücken dieses originelle Zimmer sehr gute Bilder des einstigen Besitzers, sowie Melanchthons, Dürers, Ulrichs von Hutten und Philipps des Großmütigen.

Von hier aus gelangt man in das winzige Ecktreiberstübchen, aus dessen Fenster, der Überlieferung nach, sich nach heißem Abschied von ihren Kindern die unglückselige Landgräfin Margarete in einem Korb an Seilen hinab in die Tiefe zur Flucht gleiten ließ, nur gefolgt von ein paar Dienerinnen. Der sich hier anschließende überdeckte, zinnengekrönte Gang heißt darum auch der Margaretegang. Er führt in die Dirniz, die früher durchweg nur heizbare Wohnräume enthielt, jetzt aber im untersten Stockwerk die kostbare Rüstkammer birgt.

An Stelle der Dirniz hat aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Burgkapelle sich erhoben. Nach dem schweren Unglück, das die Wartburg 1317 durch einen einschlagenden Blitzstrahl getroffen, welcher den Palas, Bergfried und die Kemenate zum Teil zerstörte, ging Friedrich der Gebissene daran, die Wartburg neu aufzubauen. Dabei wurde auch die Dirniz errichtet, nachdem die alte Kapelle zerfallen war oder auch in der Feuersbrunst gelitten hatte. Johannes Rothe, Thüringens ältester, wenn auch sonst nicht gerade zuverlässigster Chronist (gestorben 1430), berichtet darüber: „Anno 1319 do hatte Landgrafe Frederich von Doringin Warperg weder gebuyt, das vorbrant was, unde liez ez allir enden besetene unde bessirn, unde legete dar uf gar eyne schone Hofedoruzcin.“ Dornzcin, Dorniz, Dirniz bedeutet aber nach alten Vokabularien einen durch Eisen heizbaren Raum, im Gegensatz zu den bisher gebräuchlichen allein durch Kamine zu erwärmenden Wohnräumen. Die Dirniz der Wartburg ist eine der ersten Anlagen dieser Art gewesen. Von da ab mehrten sich dieselben in deutschen Burgen.

Der Raum, welchen heute die Rüstkammer beansprucht, diente zur Zeit seines Erbauers als Speisesaal. Darüber lagen die Wohnzimmer. Die wirkliche Aufstellung der Rüstungen ist das Werk des verstorbenen Bruders des jetzigen Schloßkommandanten von Arnswald. Derselbe hat, in gleicher Stellung, sich durch seinen künstlerischen Sinn hohe Verdienste um die Inneneinrichtung der Wartburg erworben. Die Rüstkammer der Wartburg enthält zwar keine Rüstungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, nur einige Waffenstücke besitz sie aus jener Zeit, dafür aber sind die sogenannten Plattenrüstungen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert reich und in wahren Meisterwerken vertreten. Auch geschichtliche Rüstungen findet der Besucher. Das Gesamtbild selbst ist von padender Wirkung.

Aus der Rüstkammer tritt man in das kleine Burggärtlein, das ebenfalls mittelalterlich angelegt wurde. Über einem Rundbeet erhebt sich das Bronzebild eines Falken. Eine gedeckte Halle, eine dicht überwucherte Laube, sowie ein hübsch versteckter Sitz laden zum Weilen und Genießen ein. In seiner Länge wird dieses Gärtlein hier durch den großen Burghof begrenzt, nach Westen aber durch die verwetterten Mauerzinnen, über welche das Auge nieder in die heimlich-süßen Täler, über wogende Waldmassen, zu fernen bläulich schimmernden Höhen schweift. Einen stillen, reinen Abend hier erleben zu dürfen, zählt zu den unvergeßlichsten Eindrücken, welche die Wartburg gewährt.

Oberhalb der Rüstkammer liegen mittelalterlich eingerichtete Wohnräume der großherzoglichen Herrschaften. Hier atmet alles Behaglichkeit, Stimmung, geläuterten Kunstsinns. Von diesen Räumen gelangt man über die, beide Burghöfe trennende, zweite Thorhalle zur Kemenate. Die hochinteressante, mit sehenswerten Altertümern reich ausgestattete Galerie aber dient auch noch zur Aufstellung von Ahnenbildern des großherzoglichen Hauses. Hier finden wir auch das Bildnis der

berühmten Gräfin von Orlamünde, der „weißen Frau“, welche als Vorbotin schweren Leides durch das Königsschloß an der Spree der Sage nach seit Jahrhunderten zur mitternächtigen Stunde schreitet. Aus der Galerie tritt man in das obere Stockwerk, aus der eigentlichen Thorhalle unten in das Erdgeschoß des Burgteiles, welcher einst die Wohn- und Schlafräume der Landgräfinnen umschloß. Hier atmen wir in Architektur, Malereien, Teppichen, Möbeln und sonstigen Kunstgeräten den Geist und die Stimmung des zwölften Jahrhunderts. Das untere Stockwerk dient heute der regierenden Großherzogin zum Aufenthalt. Heitere Anmut tritt uns hier überall entgegen. Alle Frauentugenden sind durch Meisterhand hier in Sinn und Geschmack jener fernen Zeit künstlerisch vereiwigt worden. Lustiges Rankenwerk scheint über der Wandtäfelung hervorzuspriessen, und wo Blätter und Blüten ein wenig Raum gewähren, erschaut das Auge manch sinnig Wort und Spruch. Ein besonderes Studium fordern allein die prächtigen Säulenkapitälé der einzelnen Räume, welche das Burgleben jener Tage, manche bedeutsame Sage und die hohen Vorzüge der deutschen Edelfrau in reizvollen und charakteristischen Darstellungen verkörpern, zu welchen die Werke der Minnesänger und manch ehrwürdige Andachtsbücher die Motive liehen. Kamine, Erker, lauschig versteckte Söller sorgen dafür, jedem einzelnen Raum Reiz und Fräulichkeit zu geben. Besondere Anziehung in dem unteren Stockwerk besitzt das Elisabethzimmer, das einst Wohn- und Schlafzimmer der heiligen Elisabeth gewesen sein soll. Die schöne Säule in der Mitte des Raumes, die prächtig mit Holz ausgelegte Decke und Wandtäfelung, dazu die ruhig

und ernst gehaltenen Farben üben eine tiefe Wirkung aus. Der kostbare Teppich, welcher hier den Estrich deckt, ist die Arbeit und das Geschenk von Frauen Eichenachs an die Großherzogin. Aus dem Elisabethzimmer kommt man in das Landgrafenzimmer. Hier ist die größte Kunst bezüglich der Ausschmückung und Einrichtung entfaltet worden, als man beim Wiederherstellen der Burg darauf ging, das einstige Wohn- und Empfangszimmer möglichst getreu im Geschmack des zwölften Jahrhunderts auszurichten. Der schöne Kamin mit seinen gestickten Polsterbänken, der große Eschenstisch, all die Truhen, Schemel, Tische, Ruheplätze und Teppiche geben diesem Raume ein streng einheitliches Gepräge, während rings an den Wänden, durch Moriz von Schwind angeführt, farbige Freskogemälde uns Hauptscenen aus dem Leben der in Geschichte, Sage und Lied so oft gefeierten Thüringer Landgrafen vorführen. Das obere Stockwerk der Kemenate dient jetzt dem Großherzog zum Aufenthalt. Hier sind die Einzelräume etwas ernster gehalten als



Statue der heiligen Elisabeth.

die darunter sich befindlichen Frauengemächer. Eine Hauptzierde bildet ein mächtiger Schrank, bestimmt für Bücher und Handzeichnungen, ein Geschenk der Großherzogin an ihren hohen Gemahl. Rudolf Hofmann aus Darmstadt hat ihn mit sehr poetischen Malereien bedeckt. Den Stoff dazu boten die drei größten Meisterwerke der epischen Poesie des Mittelalters: Parzival, die Nibelungen und Tristan und Isolde. Der sonst auch reich ornamentierte Schrank ist ein Kunstwerk hervorragender Art. Zwischen Thorhalle, Kemenate und Palas eingeleit, steigt der mächtige, vieredrige Vergfried auf, der in Verbindung

die darunter sich befindlichen Frauengemächer. Eine Hauptzierde bildet ein mächtiger Schrank, bestimmt für Bücher und Handzeichnungen, ein Geschenk der Großherzogin an ihren hohen Gemahl. Rudolf Hofmann aus Darmstadt hat ihn mit sehr poetischen Malereien bedeckt. Den Stoff dazu boten die drei größten Meisterwerke der epischen Poesie des Mittelalters: Parzival, die Nibelungen und Tristan und Isolde. Der sonst auch reich ornamentierte Schrank ist ein Kunstwerk hervorragender Art.

Zwischen Thorhalle, Kemenate und Palas eingeleit, steigt der mächtige, vieredrige Vergfried auf, der in Verbindung

mit der Kemeate steht, und von dessen Zinnen sich ein großartiger Rundblick über das Thüringer Land und Gebirge dem dankbaren Auge erschließt.

Bogenfenster mit ihren kunstvollen Säulchen entlang gleitet? Der Palas ist architektonisch der Glanzpunkt der Wartburg, umschließt die größten Räume und



Rüchse auf der Wartburg.

Und nun lenken wir unsere Schritte dem Landgrafenhanse, dem Palas zu! Wessen Auge hätte sich nicht an diesem herrlichen Bau schon erfreut, wenn es über die Reichen zierlicher, eng aneinander gedrängter

hat durch den Sängerkrieg eine poetische Weihe für alle Zeiten empfangen.

Der Palas besitzt drei Stockwerke. Das Erdgeschoß — dem Publikum nicht zugänglich — enthält die alten Wohnräume der Landgrafen; darüber liegt der eigentliche Sängersaal mit der Sängergalerie, die Kapelle sowie die Elisabethgalerie und im Anschluß daran das bereits erwähnte Landgrafenzimmer. Noch höher, den gesamten Raum des Stock-

werkes füllend und darüber hinaus bis unseren Theatern als Dekoration zum unter das hohe Satteldach steigend, dehnt Sängerkrieg angeführt wird.

Zum Erdgeschoß des Palas steigt man vom Burghofe aus einige Stufen hinab in eine offene steinerne Laube oder Galerie, welche längs der Räume hin läuft und von diesen durch eine fünf Fuß starke Mauer geschieden ist, durch welche niedrige Thüren in das Innere führen. In Belagerungszeiten konnte man sich hier-



Zimmer der heiligen Elisabeth.

sich der prachtvolle Festsaal aus, welcher irtümlicherweise bei den Aufführungen von Wagners „Tannhäuser“ auf

her zurückziehen, worauf die Eingänge rasch vermauert wurden. Sonst aber diente die offene Laube zur Verbindung mit den Innenräumen und zur Erholung in schöner Jahreszeit. Unten hielt man in ihr Edelfalken und andere Jagdvögel zur Ergöpfung für die Männer, in der darüberliegenden Laube des zweiten Stockwerkes aber zwischerten Eingvögel. Hier ruhten die Frauen auf Polstern und lauschten dem Gesang ihrer Lieblinge.



Küd-Kemate.

Das untere Stockwerk enthält zuerst die alte Landgrafenküche. Bis auf den Kochherd ist hier alles noch in seiner ursprünglichen Gestaltung erhalten: die kräftigen Steinbogen der Decke, die gedrungene, mit Skulpturen geschmückte Mittelsäule, all die altertümlichen Winkel, Ecken und Thüren. Anher der Küche umschließt das Erdgeschoß noch den Speisesaal und das sogenannte Frauengemach. Beide Säle dienen heute zum allgemeinen Versammlungsraum. Hier vereinte sich der Hof mit seinen Gästen. Was der Tag mit seinen Anforderungen an Pflicht und Vergnügen schied, findet sich hier zum Abend wieder im geselligen Kreise. Da lodern die Flammen in den Kaminen auf, und der Kerzenschein von den altertümlichen Lichthaltern und Eisenbandkrönen taucht die mit seltsamen, uralten Geräten, Fellen, Gewaff und Humpen ausgeschmückten Räume in magische Helle, und in den tiefen Nischen und traulichen Ecken scheint es dann geheimnisvoll aufzuleben und uns mit fremden Augen ans fernem, längst verklungenen Tagen still anzu-

schau. Sage und Geschichte, der Partburg Märchenzauber, werden dann auf neue wach! Das sind wohl die schönsten Stunden auf der Feste, wenn der Burgherr in den ehrwürdigen Hallen seiner Säle mit seiner Familie die Gäste und den Hof um sich schart. Die Erlebnisse einer Auerhahnjagd oder Färsche werden dann erzählt; der Welt Handel, Kunst und Wissenschaft, Menzeit und Vergangenheit, sie bieten unerschöpflichen Stoff, die letzten Tagesstunden heiter und angenehm zu kürzen, bis man sich zur Ruhe begiebt.

Speisesaal und Frauengemach bieten ein getrenntes Bild des zwölften Jahrhunderts. Selbst die Möbel sind zum Teil alt, das andere hat man in kunstvollster Weise nachgemacht. Ehe durch Ofen heizbare Zimmer ankamen, hauchte man in solchen Räumen. Der Gipfelfestrich ward mit Lannenzweigen bestreut; zottige Felle mußten gegen Kälte schützen. Die Steinwände waren mit kostbaren Teppichen behangen, der mächtige Kamin, in dem zugleich vor den Augen der Herr-

schaffen feinere Speisen zubereitet, die anderen gewärmt wurden, strahlte zugleich Wärme aus. Charakteristisch für diese beiden Räume sind auch die breiten, hohen Fensterbrüstungen, vor welche man Schemel setzte. Auf diesen wie auf den mit Polstern belegten Brüstungen nahmen dann die Frauen Platz, die Laute zu spielen, in die Landschaft zu schauen oder dem Gespräch der drünten sitzenden Männer zu lauschen. Gar oft erzählten uns dies die Dichter: „Sie saßen in den Fenstern.“

Alles, was das Auge hier in diesen beiden Räumen erblickt, Truhen, Schränke, Vänle, Simse für Geschirr, Leuchter, Teppiche und sonstigen Zierat, ist im Geschmack jener Zeit gehalten, verhältnismäßig einfach, plump, aber dauerhaft. Nicht ohne Rührung betrachtet man den rot getönten, aus Tannenholz gefertigten, dicht mit Eisenbändern beschlagenen Brotschrank der heiligen Elisabeth, in dem sie die Vorräte für ihre Armen barg. Auch sonst findet man hier noch manch ehrwürdiges Erinnerungsstück an die hohe, sagenumflossene Frau. Auch verschiedene alte Lauten schmücken den einen Raum. Ludwig Beschstein war es gelungen, dieselben für die Wartburg zu beschaffen. Aus dem letzten Gemach gelangt man in das Bad, einen Ausbau, dessen innere Ausschmückung noch nicht vollendet ist. Nach

Wenn erst Wandmalereien, Teppiche und Blumen den hohen, kalten Steinraum einhüllen, wird er jene einladende Behaglichkeit besitzen, die ihm bis jetzt noch abgeht.

Vom Burghofe aus steigen wir nun die Freitreppe empor. Hier empfängt uns die Elisabethgalerie, in welcher Meister Schwind in sehr fesselnden Wandbildern das Leben der heiligen Landgräfin dargestellt hat. Als die fromme Frau die erste Nachricht von dem Tode ihres Gemahls empfing, sank sie hier nieder.



Das Bad.

den Kreuzzügen ward nach der Weise des Orients auch auf der Wartburg ein Bad angelegt. Als es verfallen, legte man späterhin hier einen Bärenzwinger an.

Das gab der Galerie den Namen. Von hier treten wir in den berühmt gewordenen Sängersaal ein. Der sich anschließende Saal war ehemals ein Drittteil

größer und reichte bis zur Südwand des Palaß. Dort erhob sich die Brücke, eine Estrade für den landgräflichen Hof bei Sangesfesten oder theatralischen Aufführungen. 1319 ließ jedoch Friedrich der Gebissene beim Wiederaufbau der Burg den Saal kürzen und die Kapelle an dem Südenbe desselben errichten. Die Ausschmückung des Sängersaales gilt naturgemäß allein der Erinnerung der großen lyrischen und epischen Meister des Mittelalters, besonders aber dem Wettstreite derselben im Jahre 1207. Wie bereits erwähnt, zweifeln neuere Forscher freilich stark daran, daß jemals ein solcher Kampf, wenigstens in der geschilderten Art, stattgefunden hat. In dem mächtigen Wandbilde Moritz von Schwind's, welches den „Singerkrieg“ darstellt, und in dem der zu Füßen der Landgräfin hingesunkene

den sind, hier vereint. Während der Fenster bereits den unglücklichen Sänger ergreifen will, taucht Klingior als Richter und Retter wie aus Wolken auf.

Von der Elisabethgalerie aus betreten wir die stimmungsvolle Kapelle, die trotz ihrer heutigen prächtigen Ausschmückung in der Hauptsache noch das Bild gewährt, wie sie Friedrich der Gebissene erbauen ließ und sie auch noch zu Luthers Zeit bestand. Obgleich die Kanzel die Jahreszahl 1625 zeigt, also hundertundvier Jahr später als zu Luthers Gefangenschaft angefertigt worden ist, betrachtet das Volk doch mit Andacht dieselbe, da es sich nicht nehmen läßt, daß auf ihr der Reformator einst gepredigt hat. Den frommen Glauben des Volkes nicht zu verletzten, hat darum der Großherzog bei der Wiedereinrichtung der Kapelle angeord-



Cistern und Kavalierhaus (Kavalierhaus).

Heinrich von Osterdingen den Mittelpunkt bildet (irrtümlich von den nur die Oper Kennenden als Taunhäuser bewundert), hat der Maler beide Handlungen der Sage, die zeitlich durch ein Jahr geschie-

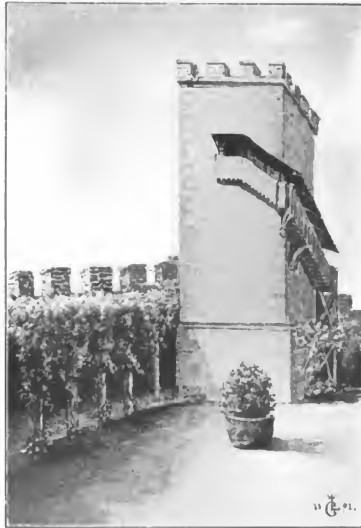
net, daß die Kanzel belassen werden sollte, obgleich sie hinsichtlich ihres Stiles nicht in die Zeit gehört, welche diese fromme Stätte äußerlich spiegeln soll. Daß Luther auf der Wartburg gepredigt hat, bezeugt

er selbst einigemal. So in einem Brief an Spalatin: „Ich bin aus der Maassen mit vielen Geschäften beladen, muß täglich zwier predigen, bringe die Psalmen zusammen, richte die Postille zu, antworte meinem Widersacher, will schweigen der Briefe, guten Freunden zu schreiben und andrer Hinderniß, die sich täglich zutragen, jezt mit denen, die um mich sind, jezt mit fremden Leuten zu reden, handeln, Rath geben.“

Mit der Einführung der Reformation wurde auch die Burgkapelle im Inneren völlig verändert, die alten Malereien übertüncht, das Gewölbe im schwülftigen Stile des Zeitgeschmades neu bemalt. Der bisherige Hochaltar mußte der jetzigen Kanzel weichen. Das geschah in den Jahren 1625 bis 1628. Mit der Wiederherstellung der Burg ging auch eine solche der Kapelle Hand in Hand. Bei dieser Gelegenheit war es der Großherzog selbst, der, einer Jugenderinnerung folgend, ein an der nördlichen Kapellenwand hinter Tünche verborgenes Gemälde wieder aufdeckte, das in seinem strengen Stil, der edlen, schlichten Behandlung vollständig die Zeit Friedrichs des Gebissenen erkennen läßt. Soweit es anging, ward daselbe zwar wieder erneuert, dann aber zum Schutze durch eine getreue, bewegliche Kopie verdeckt. Das Bild stellt die Muttergottes mit einem Buche in der Hand dar, umgeben von den zwölf Aposteln, deren jeder eine Schriftrolle mit einzelnen Glaubenssätzen in der Hand hält. Auf dem Buche der heiligen Marie liest man: *regina angelorum*. Auch sonst birgt die schöne, weichevolle Kapelle noch manche interessante und auch geschichtliche Reliquie.

Das dritte Stockwerk nimmt der glanz-

volle, langgestreckte Fest- oder Ritteraal ein. Seine Anlage rührt aus den Jahren 1130 bis 1140 her. Es gehörte damals zum guten Tone, sich einen solchen Waffen- und Festaal im obersten Geschos-



Zwinger mit Pulverturm.

des Palas oder Musshauses anzulegen. Galerien in halber Saaleshöhe waren für die Zuschauer und die Spielleute bestimmt. Die säulengetragenen Fenster waren nicht durch Glas geschlossen, sondern empfingen nur ein Gitterwerk oder wurden, wenn die Fackeln lohten, durch Teppiche verhängt, aus welchem Grunde dieser Raum auch nur zur wärmeren Jahreszeit zur Benutzung stand. Daß die erste Saalanlage bereits reiches Täfelwerk als Holzdecke zeigte, bemerkt schon der Chronist Nothe bei Beschreibung des Brandes, denn dieses Täfelwerk fiel dabei heruieder auf die Tische und „ver-

terbete diese, und verterbete vele schonis gemelzeis, wunders kostlicher wopyn der furstin.“ In der glänzendsten und gläubigsten Zeit des Mittelalters, das zu eigener Prachtentfaltung noch den Lugs und verfeinerten Sinn des Orients gesellte, entstand dieser Festsaal. In diesem Sinn, in zahllosen künstlerischen Einzelheiten, die hier wiederzuschildern unmöglich erscheint, empfing der herrliche Festraum seine innere Ausschmückung. Ein Lobgesang auf das Christentum und die Heldenthaten, zu welchen es die Burgherren der Wartburg begeisterte, von denen drei das Kreuz auf sich nahmen und zum Gelobten Lande zogen: das ist es, was die Künstler in diesem Raume mit Pinsel und Meißel verewigten.

Große Tage sah dieser Festsaal seit seiner Wiederherstellung gar oftmal, berühmte Versammlungen fanden in ihm statt. Aber der schönste Festtag für ihn war doch, als die Wartburg ihr achthundertjähriges Jubelfest 1867 feierlich beging und im Weisheit des Hofes und einer reich erwählten Schar von Festteilnehmern hier im Waffensaal die Auführung von Liszts Oratorium „Die heilige Elisabeth“ unter persönlicher Leitung des Komponisten stattfand.

Dem Palas gegenüber steht das Kavalleriehaus, einst der Marstall. Eine kleine Mauer schloß hier ehemals einen dritten, südlich und niedriger belegenen Hof ab, welcher die Cisterne, den zinnengekrönten Zwinger und den südwestlichen Eckturm,

Pulverturm genannt, umfaßte. Diese Mauer ist gefallen und beide Höfe bilden jetzt ein Ganzes. Unterhalb des Zwingers windet sich ein schmaler Fußweg an der Burg hin, der das Landschaftsbild bei einem Umgange wie einzelne Wandbilder entrollt. Dieser still verborgene Gang ist ein Lieblingspfad des Großherzogs.

Wir aber steigen über die mit einem malerischen Holzdache versehene Außentreppe hinauf zur Zinne des Pulverturmes, der einstmal in seinem unteren Teile das schauerliche Verließ umschloß. Hier nehmen wir Abschied von der Wartburg. Unbeschreiblich schön, besonders in den Morgen- und Abendstunden, ist hier der Ausblick über die grünen Waldberge, in nahe und ferne Thäler, zu von Duft sanft verschleierten Höhenzügen am Horizont, in das Thüringer Land hinaus, zum Eichsfelde, nach Hessen und ins alte Frankenland. Immer aber kehrt der Blick wieder zurück zur Feste, die, vom Abendlichte feierlich angehaucht, in einer das Herz rührenden Schönheit sich vor uns aufbaut.

Wahrlich, das Vaterland hat keine zweite Stätte, wo alle Innigkeit, Treue und Tiefe des deutschen Gemütes so zum Ausdruck kommt, denn die Wartburg, um welche die Sage dichte Kränze wand, welche die Geschichte in reichen Erinnerungen uns heiligte und alles Zaubergold der Poesie für uns Deutsche darüber ausbreitete!





Philippine Welsler.

Don
Christian Meyer.

Vielleicht noch bekannter als durch seine Teilnahme an der politischen Geschichte unseres Volkes, ist die vormalig freie Reichsstadt Augsburg als Heimat mehrerer durch Geschichtschreibung und Poesie vielfach gefeierter Frauen. Zwei Namen sind es vorzugsweise, welche in den Kreisen namentlich unserer Leserinnen die höchste Popularität besitzen: Agnes Bernauer und Philippine Welsler. Meine heutige Skizze gilt der zweiten dieser durch hohe Schönheit ausgezeichneten Augsburgerinnen. Ihr Bild weicht in den meisten Punkten von dem ihrer Vorgängerin ab. Namentlich unterscheidet sie der harmonische Abschluß ihres Lebenslaufes von der unglücklichen Baderin. Sodann war Philippine Welsler einem alten und vornehmen Patriciergeschlecht entsprossen, während Agnes Bernauer von niederer Herkunft war. Endlich ist das Band, das Philippine mit dem deutschen Kaiserjohn verknüpfte, eine rechtsgültige, wenigstens später vom Kaiserhose anerkannte Ehe gewesen, während Agnes nur die Geliebte des Bayernherzogs war. Beide Frauen gleichen sich lebighch darin, daß sie beide aus Augsburg stammen, durch hervorragende körperliche Schönheit einen gewissen Ruf bei den zeitgenössischen Geschichtschreibern erlangt und das Interesse von Fürstenthöhnen dauernd an ihre Person gefesselt haben, sowie endlich darin, daß Mit- und Nachwelt einen Kranz von

Sagen um ihre Gestalten gewoben haben, die aufzuklären und richtig zu stellen jetzt, bei der Armut guter gleichzeitiger Nachrichten, eine schwierige Arbeit ist.

Philippine Welsler ist, laut Ausweis des Ehrenbuches der Familie Welsler, im Jahre 1527 zu Augsburg geboren. Ihr Vater war Franz Welsler, der jüngste des brüderlichen Dreigestirns Bartholomäus, Anton und Franz Welsler, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, gleich den Fuggern, durch seine kühnen Handelsunternehmungen eine Art Weltstellung in der damaligen Kaufmannswelt errungen hatte. Namentlich war es der älteste Bruder, Bartholomäus, Kaiser Karls V. Geheimer Rat, welcher durch die Großartigkeit seiner Pläne und Thaten die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich zog. Bekannt ist er insbesondere durch seine Eroberung und Kolonisierung der südamerikanischen Provinz Venezuela, die er sechsundzwanzig Jahre lang durch eigene Gouverneure verwalten ließ, bis sie ihm zuletzt durch die Spanier weggenommen wurde. Im Jahre 1532 waren die drei Brüder von Karl V. in den Reichsadelstand erhoben worden und gehörten jetzt, gleich ihren mächtigen Konkurrenten, den Fuggern, zu den vornehmsten und angesehensten Familien der Reichsstadt Augsburg.

Philippines Mutter, Anna Welsler, war die Tochter Jakob Adlers von Speyer; eine Schwester derselben, die mit dem

böhmischen Vizekanzler Georg von Logan verheiratete Katharina von Logan, spielt in Philippines späterem Leben die Rolle der Aja, der treuen, stets hilfsbereiten und von allen mit größtem Vertrauen behandelten mütterlichen Freundin.

Über Philippines Jugendzeit wissen wir nichts. Erst mit dem Zeitpunkt ihrer ersten Begegnung mit ihrem späteren Gemahl gelegentlich des Augsburger Reichstages von 1547 wird ihr Name genannt. Schon hier, in den ersten Anfängen des Liebesbundes, ist die Sage geschäftig thätig gewesen, denselben mit einem romantischen Schimmer zu umgeben. Als Erzherzog Ferdinand — so lautet die übliche Erzählung — mit seinem Oheim Kaiser Karl V., seinem Vater König Ferdinand I. und zahlreichen Fürsten zum Reichstag in Augsburg einreitet, erblickt er an einem Erkerfenster ihres auf dem Heumarkt gelegenen elterlichen Hauses die dem Einzug zusehauende Patriciertochter, um alsbald in heißer Liebesleidenschaft für sie zu entbrennen. Es widerlegt sich diese Angabe schon dadurch, daß die beiden Ferdinande erst am 20. Oktober, drei Monate nach Karl V. und mehrere Wochen nach Eröffnung des Reichstages — derselbe begann am 1. September —, in Augsburg eintrafen. Eine zweite Version geht dahin, daß der junge Erzherzog Philippine zuerst bei einem Ritt durch die Straßen der Stadt erblickt habe. Zum Beleg hierfür wird auf ein noch jetzt vorhandenes Gemälde hingewiesen, das den Erzherzog auf einem Schimmel über den Heumarkt galoppierend und die am Fenster ihres Hauses — es soll das jetzt mit D 29 bezeichnete gewesen sein — stehende Philippine durch Hutschwenken grüßend zeigt. Das Bild ist jedoch, trotz gegenteiliger Versicherung einheimischer Lokalpatrioten, neueren Ursprungs, ebenso wie das in den Fürstenzimmern des Augsburger Rathauses aufbewahrte angebliche Originalbildnis der Agnes Bernauer. Der verstorbene deutsche Kaiser Friedrich, welcher als Kronprinz wiederholt in Augsburg weilte und den Kunst- und

Altetumsdenkmälern dieser Stadt immer das wärmste Interesse entgegenbrachte, erkannte dies mit seinem feinen Kunstverständnis sofort. Auch jenes Bild mit dem Erzherzog Ferdinand ist erst gemalt worden, nachdem sich bereits die Sage der Gestalten der beiden Liebenden bemächtigt hatte. Die ganze romantische Erzählung zerfällt schon deshalb in sich, weil Philippines Elternhaus gar nicht auf dem alten Heumarkt — den man leider in neuerer Zeit ohne nähere Prüfung in Philippine-Welser-Straße ungetauft hat —, sondern in der heutigen Ludwigsstraße stand.

Aus dem Nichts schöpft freilich die historische Sage ihren Inhalt auch nicht. Ein Körnchen Wahrheit liegt auch den ausge schmücktesten und unwahrscheinlichsten Sagen zu Grunde. So auch derjenigen bezüglich des ersten Begegnens Ferdinands und Philippines. Es ist nahezu sicher, daß daselbe gelegentlich des Augsburger Reichstages vom Jahre 1547 stattgefunden hat. Anstatt sich nun mit dieser einfachen Thatsache genügen zu lassen, ist die Phantasie des Volkes, der natürlich das lange im Dunklen gebliebene Liebesverhältnis einen Stoff darbot, wie man ihn romantischer sich kaum denken kann, bemüht gewesen, die Lücken, welche die bekannten und beglaubigten Thatsachen boten, durch allerhand romanhaftes Beiwerk auszufüllen.

Die übliche Erzählung weiß ferner von einer Einführung Philippines durch Erzherzog Ferdinand zu erzählen. Auch hierfür liegt keinerlei geschichtliches Zeugnis vor. Sicher ist nur, daß Philippine noch während oder bald nach dem Reichstag Augsburg verließ. Wahrscheinlich reiste sie mit ihrer Tante Katharina von Logan, welche wohl mit ihrem Gatten gleichfalls auf dem Augsburger Reichstag anwesend war, auf deren Güter nach Böhmen. Erzherzog Ferdinand residierte seit 1549 als kaiserlicher Statthalter von Böhmen in Prag und mag von hier aus mit Philippine weiter im Verkehr gestanden haben. Wertwürdigerweise findet

sich von einer ehelichen Verbindung der beiden vor dem Jahre 1557 keine Spur. Freiherr Joh. Mich. von Welfer, welcher in neuester Zeit das urkundliche Material über seine berühmte Geschlechtsgegnissin mit großer Mühe gesammelt hat,* nimmt an, daß Ferdinand den Abschluß der Ehe so lange hinausgezögert habe, bis sein Oheim Karl V., bei dem er in besonderer Gunst stand, Deutschland auf immer verlassen hatte, was erst im Jahre 1556 der Fall war. Ende 1556 treffen wir Ferdinand noch in den Niederlanden, wohin er von seinem Vater geschickt worden war, um Karl zur Rücknahme seiner Thronentsagung zu bestimmen. Bald nach der Rückkehr von dieser erfolglosen Reise fand dann durch den Weichtvater des Erzherzogs, Johann de Cavalleriis, in Gegenwart der Tante Logan in aller Heimlichkeit die Trauung des Paares statt. Es ist ein vollwertiges Zeugnis für die tiefe Neigung Ferdinands, daß er noch nach neun Jahren an der Erwählten seines Herzens mit gleicher Liebe hing.

Die Ehe wurde mit größter Vorsicht und unter Anwendung der merkwürdigsten Kautelen geheim gehalten, denn man hatte den Hohn des kaiserlichen Vaters, der nicht um seine Zustimmung angegangen worden war und andere Heiratspläne für seinen Sohn hegte, zu fürchten. Am 15. Juni 1558 gebar Philippine auf Schloß Brzesniß, dem Besitztum ihrer Tante Logan, ihren ersten Sohn Andreas. Am 21. Juni wurde das Kind von der treuen Hüterin des Geheimnisses und deren Tochter am Schloßthor niedergelegt und von dem ius Vertrauen gezogenen Thorwart der Schloßherrin als Findelkind zugetragen. Ganz dasselbe geschah bei der Geburt der nächstfolgenden Kindes: des im Jahre 1560 auf dem königlichen Schlosse Bürglitz — wohin das

Ehepaar inzwischen übergesiedelt war — geborenen Sohnes Karl und der 1562 ebendasselbst geborenen Zwillinge Maria und Philipp. Als Geburts- und Taufzeugin fungierte bei allen Kindern die Tante Logan, bei den drei letzten nebenbei noch die Mutter Philipines, Anna Welfer. Außerdem scheint in das Geheimnis eingeweiht gewesen zu sein der Kämmerer des Erzherzogs Ladislaus von Sternberg, vielleicht auch noch der Jugendfreund desselben, Graf Franz von Thurn, und ein Graf von Vodrou, wenigstens erscheinen diese beiden bei der Geburt der drei letzten Kinder.

Lange konnte jedoch, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, der Ehebund nicht geheim gehalten werden. Vermutlich hat auch Ferdinand selbst schon bald das Feinliche eines solchen Verhältnisses empfunden und seinen kaiserlichen Vater von dem Geschehenen unterrichtet. Im September 1561 fand nach mannigfachen Verhandlungen eine Ausöhnung zwischen Vater und Sohn statt, nicht ohne daß zuvor letzterer eine Reihe noch immerhin drückender Verpflichtungen auf sich genommen hatte. Das Schlussergebnis der vorausgegangenen Verhandlungen ist zusammengefaßt in einer zu Wien ausgestellten Urkunde vom 13. September 1561. Die beiden Gatten verpflichteten sich eidlich, das Ehegeheimnis auch fernerhin aufrecht erhalten zu wollen, und leisteten für ihre Kinder Verzicht auf die Nachfolge in den Erbfürstentümern; nur wenn der ganze legitime Mannesstamm ausstürbe,* sollten die Nachkommen Ferdinands zur Succession, mit Ausnahme derjenigen in die Länder der ungarischen und böhmischen Krone, befähigt sein. Ferner war ihnen untersagt, Titel und Wappen des Hauses Österreich zu führen. Dagegen wird ihnen und ihrer Mutter, falls sie ihren Gatten überlebt, ein standesgemäßes Deputat zu-

* Nachrichten über Philippine Welfer, bis jetzt (1864) gesammelt und zusammengestellt von Freiherrn Joh. Mich. Welfer. Als Manuscript gedruckt, nachmals veröffentlicht in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, Jahrgang XIV, S. 1 bis 29.

* Welcher Fall 1740 mit dem Ableben Kaiser Karls VI. eintrat. Wären damals noch Nachkommen Philipines vorhanden gewesen, so würden diese und nicht Maria Theresia auf den Thron gelangt sein.

gesichert, und zwar den Söhnen insgesamt 30 000 Gulden jährlich und jeder Tochter 10 000 Gulden Heiratsgut. Weiter wird dem Erzherzog gestattet, außer denen, die bereits um die Ehe wußten, noch seinen jeweiligen Oberstkämmerer und seiner Gemahlin Hofmeister, sowie die jeweilige Hebamme und sonst noch eine vertraute Kammerfrau ins Geheimniß zu ziehen; doch sollten diese alle, wie die alten Vertrauten, eidlich zur Wahrung desselben verpflichtet werden. Schließlich versichert der Kaiser „seinen freundlich lieben Sohn samt seiner lieben Gemahlin und Kinder“ seiner vollen Huld und Gnade und verspricht, auch seine anderen Söhne, Maximilian und Karl, zur Anerkennung der Versöhnungsurkunde bestimmen zu wollen.

Dies war, laut Ausweis der Urkunden, der Vorgang und das Ergebnis der zwischen Vater und Sohn stattgehabten Ansöhnung. Was Dichter und Dichterrinnen, wie Oskar von Redwitz in seinem bekannten Schauspiel und Karoline Bichler, von einem Fußfall Philippines vor Kaiser Ferdinand zu erzählen wissen, gehört in das Reich der Fabel. Ferdinand I. war nicht so weichmütig, um sich unvorbereitet von den Thränen einer Frau zu einem Schritte bestimmen zu lassen, der von den wichtigsten staatsrechtlichen Folgen für ihn und sein Haus begleitet war, und Philippine wohl auch zu stolz, um zu einer solchen Rührscene die Hand zu bieten, die auch ganz und gar nicht im Charakter der damaligen Zeit liegt.

Von Philippines späteren Lebensschicksalen wissen wir nur wenig. Noch aus der Zeit ihres bürgerlichen Aufenthaltes wird uns ein Zug ihres barmherzigen Gemüths in folgender Erzählung überliefert. In den Kerkern dieses Schlosses schmachtete nämlich seit vierzehn Jahren, völlig vergessen von der Welt, da niemand um seinen Verbleib wußte, der nach der Unterdrückung der böhmischen Brüdergemeinden in Haft genommene Bischof der Unität Johann Augusta. Nicht lange blieb Philippine das versteckte Gefängnis dieses Märtyrers seines Glau-

bens ein Geheimniß. Wie ein Engel des Lichts trat sie am Karfreitag 1561 in die Kerkernacht des Unglücklichen, ihm Erlösung aus derselben anzufünden. Aber nur das eine erbat der Greis: die bevorstehende heilige Osterfeier im Tageslicht feiern zu dürfen. Philippine erwirkte dies auch bei ihrem Gatten, und die völlige Befreiung folgte dann bald nach.

1567 übernahm Ferdinand, nachdem er vorher noch einen Feldzug gegen die Türken mitgemacht hatte, die Regierung des ihm kraft väterlichen Testaments zugefallenen Landes Tirol. Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte er seiner Gemahlin Schloß und Herrschaft Ambras bei Innsbruck geschenktweise überlassen. Jetzt als selbständiger Landesherr erhob der Erzherzog seinen Schwiegervater Franz Welser und dessen eheliche Nachkommen unter dem Namen „Freiherrn von Sinneburg“ in den Freiherrnstand, welchen Titel von jetzt ab auch Philippine führte.

Eine drückende Sorge war dem fürstlichen Paar die Verpflichtung, den geschlossenen Ehebund vor der Welt nach wie vor geheim halten zu müssen. Erzherzog Ferdinand sandte daher seinen Beichtvater, welcher im Jahre 1557 die Trauung vollzogen hatte, nach Rom, um vom Papste die Lösung von dem gegebenen Versprechen zu erlangen. Dem Antrage wurde jedoch vorerst nicht stattgegeben, vielmehr die Gültigkeit der Ehe wegen formaler Schwierigkeiten beanstandet und Neueinsegnung derselben gefordert. Aber Ferdinand blieb standhaft und setzte es schließlich durch, daß ihn Papst Gregor XIII. im Dezember 1576 von seinem Gelöbniß entband und die Bekannmachung des Ehebundes gestattete. Gleichzeitig erteilte der Papst dem für den geistlichen Stand bestimmten ältesten Sohn Andreas, obgleich derselbe noch nicht einmal Priester war, die Kardinalswürde.

Von jetzt an führte Philippine den fürstlichen Titel und genoß alle Vorrechte einer legitimen Gattin. Doch nur kurze Zeit sollte sie sich dessen erfreuen. Schon vier Jahre später, am 24. April 1580,

stark sie nach kurzer Krankheit, nachdem ihr wenige Tage vorher ihre treue Pflegerin und mütterliche Freundin Katharina von Goran im Tode vorausgegangen war. Die im vorigen Jahrhundert zuerst aufgetauchte Sage, Philippine sei keines natürlichen Todes verstorben, sondern — wahrscheinlich auf Anstiften der Verwandten ihres Gatten — mittelst Öffnung einer Ader im Bade getödet worden, verdient wegen ihrer Albernheit keine ernsthaftige Widerlegung.

Der durch ihren Verlust tiefbetroffene Gatte erließ alsbald ein noch erhaltenes, von zärtlicher Liebe zu der Geschiedenen zeugendes öffentliches Ausschreiben behufs allgemeiner Landestrauer für dieselbe. Ihre Leiche wurde einige Tage hindurch öffentlich ausgestellt und dann am 29. April mit großer Pracht in der Zunsbruder Hofkirche, und zwar in der kurz vorher von Erzherzog Ferdinand als Ruhstätte für sich und seine Gemahlin errichteten sogenannten silbernen Kapelle, beigesetzt. Über der Gruft ließ Ferdinand von der Meisterhand des berühmten niederländischen Bildhauers Collin ein Denkmal von weißem Marmor aufrichten. Philippine ruht in ganzer Figur im Sterbkleide unter einem Bogenaufbau. Im Mittelfeld des Sockels steht: Ferdinandus Dei gratia Archidux Austriae, Dux Burgundiae, Comes Tirolis Philippinae conjugii carissimae fieri curavit. Obiit XXIII mensis Aprilis Anno salutis MDLXXX. Rechts und links der Inschrift stellen Vasreliefs die Werke der Schöpfung, der Erlösung und der menschlichen Barmherzigkeit dar.* Ein weiteres Zeugnis inniger Gattenliebe widmete Ferdinand der Entschlafenen, indem er zu ihrem Gedächtnis eine silberne Medaille mit ihrem Bildnis und den wenigen, aber inhaltschweren Worten Divae Philippinae prägen ließ.**

* Eine Abbildung des Grabentmals findet sich in Merians Topographia provinciarum Austriae.

** Abgebildet in Köhlers Münzbelustigungen, Nr. III, Bild 2.

Um noch mit einigen Worten auf Philippines Söhne Andreas und Karl — das Zwillingpaar war schon im zartesten Kindesalter gestorben — zu kommen, so haben wir von Andreas schon oben gemeldet, daß er bereits mit neunzehn Jahren zum Kardinal ernannt wurde. 1580 erfolgte seine Wahl zum Koadjutor des Bischofs von Brigen, 1589 wurde er Bischof von Konstanz und 1591 zugleich auch Bischof von Brigen. Er starb zu Rom am 12. Nov. 1600 und liegt in der deutschen Kirche Sta. Maria de Anima begraben.

Der zweite Sohn, Karl, widmete sich dem Kriegsdienste. Zuerst erscheint er im Seebienste Philipps II. von Spanien, seit 1593 als Kommandant der kaiserlichen Armee in Ungarn und Kroatien. 1605 erhielt er als österreichisches Mannlehen die Markgrafschaft Burgau in Schwaben nebst der Landgrafschaft Nellenburg, den Herrschaften Hohenberg, Feldsich, Bregenz und Hoheneck mit einem Ertrag von jährlich 30000 Gulden, und nahm jetzt, nachdem er schon vorher (1601) sich mit Sibylla, Tochter Herzog Wilhelms von Jülich, Kleve und Berg, verheiratet hatte, seine Residenz zu Günzburg an der Donau. Nach seinem im Jahre 1618 erfolgten Tode fiel, da er eheliche Nachkommen nicht hinterließ, die Markgrafschaft Burgau an Kaiser Matthias zurück.

Schloß Ambras, Ferdinands und Philippines Lieblingsstift, erbten nach der letzteren Tode vorerst die Söhne, traten es aber 1590 an ihren Vater ab, der jetzt seine später weltberühmt gewordene Kunst- und Altertumsammlung anlegte. Nach dessen Tode kam Ambras wieder an Markgraf Karl und von diesem 1613 durch Kauf an Kaiser Rudolf II. 1806 wurden die herrlichen Sammlungen nach Wien übergeführt und bilden dort unter dem Namen Ambras's Sammlung eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der österreichischen Hauptstadt.



Ernst Wichert.

Ein litterarisches Charakterbild

von
Marie Ufse.

Ernst Wichert ist geboren am 11. März 1831 in dem ostpreussisch-litauischen Städtchen Insterburg. Den ersten Elementarunterricht empfing er in Königsberg, wohin sein Vater mittlerweile versetzt war, hier auch seine Gymnasialbildung, und ebenso war es auch die Universität Königsberg, die alte Albertina, auf welcher er sich zuerst in die philosophische Fakultät einschreiben ließ, im zweiten Semester aber dann zum Fuß überging. Die verschiedenen Stationen seiner späteren juristischen Laufbahn hielten ihn in dem gleichen örtlichen Bannkreis; sie wechselten zwischen Memel, dem litauischen Marktleden Prokuls und wiederum Königsberg; erst 1888 siedelte Wichert als Kammergerichtsrat nach Berlin über. So hat sich seine körperliche und geistige Entwicklung einzig und allein auf heimischer Erde vollzogen; bis in sein reifes Mannesalter hinein hat er auf ihr allein gewirkt, ihr verdankt er den Hauptteil der Erfahrungen und fördernden Eindrücke, die dem rastlos aufwärts Strebenden zu gute kamen. Was Wunder, daß er nun auch als ein echter Sprößling seiner Heimat vor uns steht, ihre Eigenart ihm unverkennbar ausgeprägt ist.

Es ist dies keine solche, welche im Sturme die Herzen zu bezwingen trachtet und mit dem ersten Eindruck gleich eine bestrickende Wirkung ausübt; der

Ostpreuße hält sich selbst zurück und wehrt auch allzu schneller Annäherung von anderen. Sein Verstand hält das Gefühl im Zaum und zügelt es durch kritisches Erwägen; vom Gaukelspiel der Phantasie läßt er sich nicht beirren. Doch reizt es ihn, den realen Lebenserscheinungen nachzuspüren, Dingen und Menschen auf den Grund zu schauen; und wenn er hier auf Schätze stößt, die ihm des Lebens wert dünken, dann erst geht er aus sich selbst heraus, dann bewähren sich seine Vorzüge: die Verstandesklarheit, die Energie des Könnens, die Stetigkeit des Vollens, welche den ostpreussischen Menschen Schlag nun einmal charakterisieren, und die auch das künstlerische Wirken Ernst Wicherts in markanter Weise kennzeichnen.

Sie gelangen schon zum Ausdruck in der Sicherheit, mit welcher er gleich bei Beginn seiner Laufbahn die Ziele ins Auge gefaßt hat und ihnen steten Schrittes entgegenstrebt, welche, in geistiger und ethischer Hinsicht von hochtragender Bedeutung, seiner individuellen Eigenart und seiner Begabung am meisten entsprechen. Es gab für ihn kein planloses „Umber-schweifen im Zaubergarten der Poesie“, kein Irren und kein Suchen in den rechten Wegen und nach den rechten Zielpunkten; er wußte von Anbeginn, was er wollte und was er konnte. Seine Künstlerschaft trat demgemäß als etwas in ihrem innersten Wesen Fertiges an

Tageslicht. Die äußere Form wandelt sich wohl noch zu größerer Vollkommenheit, sie gewinnt an reizvoller Schönheit; die mit dem Wechsel der Zeiten sich mehrenden Lebenserfahrungen des Autors erweitern noch seinen geistigen Horizont; sein Auge lernt noch schärfer sehen, das Wichtige immer mehr vom Unwichtigen sondern, im Farbdurchscheinender auch die feinste Schattierung schließlich zu erkennen; aber im triebkräftigen Kern bleibt er derselbe, und unbeirrt geht er seines Weges, den er für den rechten erkannt und der sich als der rechte erwiesen hat.

Folgen wir Wichert aufmerkamen Blickes auf diesem Wege, so finden wir, daß seine Schaffensfreude nicht von der Lust am Fabulieren gewedt wird, sondern aus dem Drange hervorgeht, lebhafteste Empfindungen, sei es Begeisterung, sei es Mitgefühl, Abſcheu oder Nichtachtung, welche die Außenwelt in ihm erregte, zur Gestaltung zu bringen und damit sich einmal die Seele freizuschreiben, dann aber auch läuternd, reformatorisch auf weitere Kreise einzuwirken. Sein Erstlingsdrama, welches er als Schüler verfaßte, eine Tragödie in süßfüßigen Jamben, hatte zum Helden Johann Huß; das Mitempfinden mit dem unglücklichen Märtyrer religiöser Überzeugung also fiel zuerst befruchtend in die empfängliche Seele des Jünglings. Das erste Schauspiel, welches von Wichert zur Aufführung kam, „Unser General York“ (1857), strebte diesem vielfach geschmähten vaterländischen Helden gerecht zu werden; die Entstehungsgeschichte eines anderen Bühnenerwerkes „Licht und Schatten“ erzählt er selbst wie folgt: „Im April 1858 fuhr ich zum großen Staatsexamen nach Berlin. Unterwegs traf ich auf der Mittagstation einen alten Bekannten, den ich hier nicht vermutete. Es war ein schon älterer Kandidat der Theologie, von dem ich wußte, daß er seiner freigeistigen Richtung wegen keine Anstellung hatte erhalten können, kürzlich aber von der hochherzigen Patronin einer reich dotierten Pfarre in der Nähe von Königs-

berg berufen war und sich nun einem konsistorialrätlichen Kollegium hatte unterwerfen müssen, bei welchem sehr verfängliche Fragen gestellt sein sollten. Es ermittelte sich nun, daß der sehr gewissenhafte Mann sich diese Dinge zu Gemüte gezogen hatte und in eine Geisteskrankheit verfallen war: ein Begleiter brachte ihn in eine Anstalt nach Berlin. Er hatte mich bemerkt und ließ ihn zu mir in das Coupé einsteigen. Der Anblick war erschütternd. Der Unglückliche bildete sich ein, er könne die Pfarrstelle, die endlich seiner alten Mutter eine sorgenfreie Lage verschaffen würde, nicht annehmen, weil er nicht an den Teufel glaube. Einer der geistlichen Herren hatte ihm gesagt, daß man ihn nicht von der Kanzel fernhalten könne, ihn aber vor Gott verantwortlich mache für die Seelen, die er der Hölle zuführe. Das hatte diese traurige Wirkung geübt. Ich beschäftigte mich mit ihm den ganzen Tag und brachte den Plan meines sozialen Schauspiels ‚Licht und Schatten‘ nach Berlin mit, wo auch die ersten Akte, aus diesem frischen Eindruck heraus, trotz der juristischen Arbeiten zu Stande kamen.“

So war es auch hier wieder sein Mitempfinden mit dem tragischen Geschick eines anderen, das ihn zu künstlerischem Schaffen anregte, und gleichzeitig das Streben, die damals noch besonders mächtige Verfolgungssucht der Kirche gegen alles freie Denken und Lehren in ihrer ganzen mitleidslosen Härte bloßzulegen. Das gleiche Motiv liegt einer Erzählung „Parcival“ („Wider den Erbfeind“ und andere Erzählungen, drei Bände, 1873) zu Grunde und wirken dabei die Eindrücke nach, welche Wichert als Schüler noch im Hause des Dr. Julius Rupp, des Begründers der freien Gemeinde in Königsberg, empfangen hatte. Die Worte, welche er dem Prediger der Johannis-Kirche in den Mund legt, können wohl als maßgebend für sein eigenes religiöses Empfinden gelten: die Kirche solle von sich ablösen, was ihr von Grund aus fremd sei. Es hat Zeiten gegeben, wo

sie habe Landwirtschaft lehren müssen, um zum Fleiße zu spornen; wo sie die Politik beeinflussen mußte, um den Frieden zu bewahren, wo alle Kunst und Wissenschaft allein von ihr ausging und in ihr Förderung fand. Man bedarf ihrer auf diesen Gebieten nicht mehr und sie sollte diesen Fortschritt als eine Wohltat für sich selbst betrachten und nun daran denken, sich in ihren letzten Zwecken zu erweitern: die Menschen zu befriedigen in dem, was über alles materielle Wissen hinaus ist, und ihnen die Liebe zu allem Reinsten, was der Seele vorstellbar, ins Herz zu predigen. Nicht im Formelzwang sollte sie ihre Macht bewahren, denn der Buchstabe töte; nicht verdammen sollte sie, sondern segnen; nicht das Verkenntnis konservieren, sondern die werktätige Liebe in der Gemeinde stärken und neu beleben. So werde sie auch denen eine Lichtquelle bleiben, die selbst vorleuchteten im Guten, Wahren und Schönen.

Zu verschiedenen Malen kennzeichnet Wichert auch mit energischen Strichen gewisse Standesvorurteile, die in gleichem Maße in das Geschick des einzelnen Menschen hindernd eingzugreifen vermögen, wie sie von zweifellos gefährlichem Einfluß auf eine normale Entwicklung der socialen Verhältnisse sein können. In dem Roman „Aus anständiger Familie“ ist es der läppische Dünkel des kleinen Beamten, welcher den Ausgangspunkt eines tragisch endenden Konfliktes bildet; der prächtigen Erzählung „Schuster Lange“ liegen ähnliche Züge zu Grunde, nur tritt hier neben dem Hochmut noch der slavische Abhängigkeitsinn bureaukratischen Strebentums auffällig hervor.

Ebenso geißelt er mehrfach die Schwächen und Thorheiten, welche sich die Geburtsaristokratie zu schulden kommen läßt, indem sie noch Vorrechte für sich beansprucht, die mit den herrschenden socialen Anschauungen nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Man kann ihn deswegen nicht der Animosität gegen den ganzen Stand zeihen, er wird auch dessen Vorzügen vollauf gerecht. Die vornehme

Sicherheit des Auftretens, die Formherrschung, das überlegene Kraftgefühl, alles Eigenschaften, welche durch die adlige Erziehung in erster Linie gefördert werden, gelangen durch ihn zu voller Geltung und verleihen seinen Kavalieren häufig ein Übergewicht über die minder sorgfältig erzogenen Gegner. Nach welcher Seite aber seine Sympathie hinneigt, darüber kann man nicht im Zweifel bleiben, wenn man liest, wie er bürgerliche Schlichtheit und Geradheit und durch keinerlei konventionelle Rücksicht gehemmte Tüchtigkeit und Energie im Widerspruch zu adliger Anmaßung, Selbstsucht und Engherzigkeit schildert. Diese Gegensätze sind trefflich verwertet in „Pauline“ (Kleine Romane, III), dem größeren Romane „Rosa Lichtwart“, und zu ganz hervorragend drastischer Wirkung gelangen sie in dem Romane „Eine vornehme Schwester“. Adliger Großmannsjucht kann kaum schlagender der Standpunkt klar gemacht werden, als es hier durch die mutige Lucy geschieht: „Die Freiherren von Meerfelde mögen vor je und so viel hundert Jahren große Herren gewesen sein; heute müssen sie wie die anderen in die Schule gehen und studieren, und sich examinieren lassen und geistig arbeiten, wenn sie im Leben eine Stellung erreichen wollen, die ihres Namens würdig ist. Und eine Heirat, die sie in den Stand setzt, sich sorgenfrei einzurichten, mag ihnen selbst wohl ein glückliches Ereignis erscheinen.“

In „Aus der Briefmappe der Freundin“ (Aus dem Leben, II) wird klar gelegt, wie gewisse Ehrbegriffe, die nur von Standesrücksichten abhängig sind, mit der eigentlichen Bedeutung des Wortes „Ehre“ gar nichts gemein haben. „Der Ehrbegriff, der in gewissen exklusiven Schichten der Gesellschaft herrscht, ist durch und durch korrupt, vor dem gesunden Menschenverstande, vor dem natürlichen Gefühl für Recht und Unrecht gar nicht haltbar, auf einer bloßen Konvention beruhend, die in dem Bedürfnis ihren Grund hat, den Schein für das Wesen gelten zu

lassen." So sagt die Präsidentin, eine geistvolle Frau, die sich selbst vorurteilsfrei nennt; aber sie weint doch des weiteren: „Wir leben nun einmal in einer unvollkommenen Welt und müssen uns fügen." So bekundet denn auch die weibliche Hauptfigur dieser reizvollen Erzählung ein gewisses Heldentum, als sie trotzdem und alledem dem Geliebten treu bleibt, der wohl seiner Offizierslehre zuwider handelte und darum von der „vornehmen Gesellschaft" geächtet wurde, dessen folgenschwere That aber vom rein sittlichen Standpunkte aus als eine hochherzige und edle anzusehen ist.

Aus diesen wenigen Belegen schon geht hervor, wie energisch Wichert selbst dem Ziele entgegenstrebt, welches er in einem seiner älteren Romane (Hinter den Coulißen, 1872) dem Schriftsteller der Gegenwart zuweist: „Wir leben nicht mehr in der Zeit der friedlichen Idylle; es genügt nicht, im stillen Studierstübchen bei der traulichen Lampe die Phantasie arbeiten zu lassen. Der Dichter muß auf den Markt des Lebens hinaus, wo um die wichtigen Fragen der Menschheit, Freiheit, Gleichberechtigung, Erziehung, Arbeit und Lohn gehandelt wird. In der Politik, in der religiösen Anschauung, in der Gesellschaft bereiten sich die wichtigsten Umwälzungen vor. Es gilt nun, den Bestrebungen der Gegenwart ihre Ideale zu zeigen, und das ist der Dichter und Denker heilige Aufgabe." Und wie schön, wie vollendet nahezu hat Wichert diese Aufgabe gelöst! Klaren Auges ist er auf den Markt des Lebens hinausgetreten, empfänglichen Gemüthes hat er die vielen seiner dort harrenden Eindrücke in sich aufgenommen. Welch bedeutungsvolle Zeit hat er aber auch durchlebt! Das Jahr 1848 mit seinen merkwürdigen Kontrasten wirkte mächtig schon auf den Jüngling ein, der sich mit seinen Mitschülern in die Bürgerwehr einreihen ließ, heimliche Verbindungen anstrebte, die den Burschenschaften vorarbeiten sollten und auf Gleichberechtigung aller Mitglieder hinausliefen. Im Hause eines Freige-

meindlers, der kommunistischen Principien huldigte, wurde er schon frühzeitig zum Nachdenken über sociale Probleme angeregt; wie er sich die Lösung derselben dachte, ergiebt der überaus wirkungsvolle Roman „Die Arbeiter" (1873) und die neuere Erzählung „Der jüngste Bruder" (1891).

Als Student konnte er noch weniger denn als Schüler von den politischen Tagesströmungen unberührt bleiben; vollends in Königsberg, wo damals der Herd der wütendsten Reaktion war gegen die zum Teil sieghaften Bestrebungen der achtundvierziger Jahre. Ein sehr anschauliches Bild dieser Zustände entrollt die Novelle „Ein Streber" („Unter einer Decke", Novellenammlung 1884), welche gleichzeitig als Charakterstudie von eminenter Bedeutung ist.

Dann wieder waren die Kämpfe in Schleswig-Holstein, die Jahre 1866 und 1870 ihren Zündstoff in Wicherts Gedankenwelt. In verschiedenen seiner Werke spiegeln sich jene Eindrücke wieder; eine besonders hinreißende Wirkung übte das kleine Festspiel „In Feindes Land", das Wichert, angeregt durch den schnellen und sieghaften Verlauf der Ereignisse in Böhmen, verfaßt hatte und das sofort in Königsberg aufgeführt wurde. Es fand stürmischen Beifall; der Autor mußte auf der Bühne erscheinen und durfte von hier ein Hoch auf den König, die Armee und das deutsche Vaterland ausbringen, „das in diesen wenigen Monaten einen weiteren Schritt zur Einigkeit gethan habe, als in hundert Jahren zuvor". Ein für das kühle Königsberg unerhörter Jubel folgte dieser patriotischen Kundgebung.

Außerst fruchtbar für sein künstlerisches Schaffen erwiesen sich auch die drei Jahre (1860 bis 1863), welche er als Richter in dem litauischen Marktflecken Proklus zubrachte. In materieller Hinsicht war diese Zeit für ihn reich an Entbehrungen; er hatte eben geheiratet und schildert nun den jungen Hausstand selbst, wie folgt: „Man kann sich unsere erste Einrichtung in dem einsamen Häuschen am Walde,

eine achtel Meile vom Orte, nicht bescheiden genug vorstellen. Wir hatten zwei Stübchen und eine Kammer mit halbem Fenster zu unserer Verfügung, im Sommer freilich auch ein hübsches Gärtchen. Mein Schreibtisch stand dicht an der Küchentür. Im kältesten Winter ließ sich das Vorderzimmer nicht einmal erheizen. Die Stubendieseln hatten so große Ripen, daß durch dieselben häufig Kröten zum Besuch kamen, auf die dann mit der Feuerzange Jagd gemacht wurde. Doch haben wir drei volle Jahre, wenn nicht herrlich, so doch in Freuden dort gelebt, ich möchte sie aus meinem Leben nicht ausgestrichen wissen.“ Der Roman „Aus anständiger Familie“ und die „Litauischen Geschichten“ sind dort zwar nicht geschrieben, aber doch erlebt und dichterisch conzipiert.

Die „Litauischen Geschichten“ erregen schon durch ihre Eigenart Interesse. Litauen kann im großen und ganzen als unbekanntes Land gelten; soweit es im Grenzgebiet Preußens liegt, hat es zwar politisch viel von sich reden gemacht; aber seine charakteristischen Eigenheiten, insbesondere die jenes entlegenen Teiles, auf welchem noch das Stammvolk haust, und mit dem wir es auch in diesen Geschichten zumeist zu thun haben, werden den meisten Lesern völlig fremdartig erscheinen, und auch nur wenige Autoren haben sich der Mühe unterzogen oder Gelegenheit gehabt, jene zu erforschen. Um so größere Anerkennung verdient Wichert, daß er uns einen Einblick gewährt in diese förmlich romantisch anmutenden Verhältnisse; und da er drei Jahre unter denselben gelebt hat und wie wenige die Gabe besitzt, eingehend zu beobachten und anschaulich zu schildern, so unterliegt die Wirklichkeit des von ihm Erzählten keinem Zweifel.

Die Entwicklungsgeschichte der Litauer nimmt eine entschieden tragische Wendung, da ihr Landbesitz nach und nach völlig in deutsche Hände übergeht, ihr allmählicher Untergang also vorauszu- sehen ist. Sie verschulden diesen selbst; man kann nicht sagen, daß die Regierung

es ihnen erschwert habe, ihren alten Sitten und Gebräuchen, ihrer Wirtschaftsweise treu zu bleiben. Aber letztere gerade, ihr zähes Festhalten an denselben, ist der Grund, daß sie mehr und mehr an Boden verlieren. „Die unselige Neigung der Litauer, sich möglichst jung zur Ruhe zu setzen, das Grundstück dem ältesten Sohne zu überlassen, sich einen Altenteil und den anderen Kindern eine Abfindung in Geld und Naturalien auszubringen, belastet den Grundbesitz über alles Maß und zwingt die Wirte zum Verkehr mit Wucherern, die ihre Not ausnutzen und sie in wenig Jahren ruinieren.“ Sie suchen nun den geschäftlichen Niedergang durch den Schmuggel aufzuhalten, der infolge der russischen Sperre an der ganzen Grenze entlang blüht. Es entspricht dies durchaus ihrem gewaltthätigen Charakter und ihrem auffälligen Mangel an Rechtsbewußtsein, der sie auch ohne langes Überlegen zum Gifte greifen läßt, wenn es gilt, einen lästigen Altstücker oder irgend einen Nebenbuhler oder Nebenbuhlerin zu beseitigen; der es bewirkt, daß Scheinverträge aller Art, Zeugenbestechungen und Meineide dort etwas ganz Alltägliches sind. Charakteristisch für den Litauer ist noch der Ausspruch: „Das Gesetz existiert für das Volk nicht. Wenn es sie aber schließlich am Kragen hat, dann erheben sie großes Lamento“; dann laufen sie zum König, scheuen nicht die weite Wegstrecke, nicht Beschwerde, noch Zeitverlust, denn da sie als gute Soldaten angesehen und demgemäß während ihrer Dienstzeit mehrfach von den Vorgesetzten oder auch dem Landesherrn selbst ausgezeichnet sind, glauben sie auf diesen Vorzug auch jetzt noch pochen und für sich eine Ausnahme von dem allgemeingültigen Gesetz fordern zu können. Die unausbleibliche Enttäuschung verbittert sie dann nur um so mehr und verschärft ihr Elend.

Rechnet man zu diesen psychologischen Merkmalen noch hinzu, daß die Litauer sich auch viele Züge von poetischem Reiz erhalten haben, die insbesondere durch ihre Volkslieder, die Dainos, zum Aus-

druck gelangen; ferner daß sie einen schönen, kräftigen Menschenschlag bilden, der durch die malerische Tracht noch besonders gehoben wird — so sind dies wohl Farben genug auf der Palette des Künstlers, um damit ein besonders reich schattiertes und fesselndes Bild zu schaffen.

Dies ist Wichert denn auch ganz nach Wunsch gelungen. Die „Litauischen Geschichten“ sind den besten seiner Schöpfungen zuzurechnen, einzelne derselben gehören aber auch zu den Perlen unserer Novellenlitteratur überhaupt, so aus der ersten Sammlung (1881) „Der Schattarp“ und aus der zweiten (1890) „Mutter und Tochter“ und „Für tot erklärt“. Letztere besonders ist mit vollendeter Dichtkunst ausgeführt; diese spricht aus jeder Einzelheit des großartigen landschaftlichen Hintergrundes, der sich malerisch gruppirenden oder leidenschaftlich bewegten Staffage und wirkt schließlich erschütternd mit der Riesenwucht des tragischen Geschehes, das unschuldig-schuldige Menschen der Verzweiflung überantwortet.

Der Umstand, daß Wichert die Anregung für sein künstlerisches Schaffen fast stets unmittelbar aus der Wirklichkeit schöpft, veranlaßt ihn auch von jeher zu einer vorwiegend realistischen Darstellungsweise. Man bemerkt also an seinen Werken das charakteristische Moment, daß der „Realismus“ in der Dichtkunst, welcher seit wenigen Jahren erst als neues Dogma gepredigt wird, von Wichert schon seit Jahrzehnten geübt ist. So sind Erfindung und Ausführung seines ersten Romanes „Aus anständiger Familie“ (1866) entschieden realistischer Art und das ganz in dem Sinne, welchen wir heute mit diesem Schlagworte verbinden — so sehr, daß, als das Werk im vorigen Jahre, nur wenig gefürzt, sonst aber unverändert, in einer neuen Auflage erschien, es durchaus „modern“ annahm, ja, dem heutigen Geschmack mehr zusagte als dem damaligen, welcher solcher Schaffensweise noch ablehnend gegenüberstand.

Auch der Held des Romanes „Ein häßlicher Mensch“ (1868) zeigt innerlich

wie äußerlich so viel Gegenätze zu dem um diese Zeit noch üblichen Romaneheldentum, daß man deutlich empfindet, es war dem Autor um Wahrheit, nicht um Abglanz vom Konventionalismus zu thun. Auch die Vorgänge im Café Bullenrieser („Hinter den Coulissen“, 1872) sind scharf realistisch geschildert; ja, selbst was von uns heute als Naturalismus bezeichnet wird, wurde von Wichert schon in seinen älteren Werken geübt, so auch in dem Roman „Rose Dichtwart“ (1871), in der Novelle „Eudrik Kranpatis“ (Litauische Geschichten).

Es herrschte also bei unserem Autor schon damals die Neigung vor, den thatsächlichen, wirklichen Lebensverhältnissen nachzuspüren und sie so naturgetreu, wie dies innerhalb der von der Ästhetik gezogenen künstlerischen Grenzen möglich, zu schildern. Wicherts juristischer Beruf, der ihm die tiefsten Einblicke in verschiedene Lebensläufe gewährt, veritärte diese Neigung einerseits noch, bot ihm aber auch stets Gelegenheit, sie in ausgiebigster Weise für sein künstlerisches Schaffen zu verwerten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er nun mit Vorliebe kriminalistische Stoffe behandelt; vor einem Übermaß nach dieser Richtung hin schützt ihn sein vornehmer Geschmac — aber es sind auch psychologische Eindrücke ganz anderer, mannigfachster Art, welche ein vielbeschäftigter Justizbeamter im Verkehr mit dem Publikum gewinnt, und Wichert ist ganz der Mann danach, Aug und Ohr ihnen gegenüber offen zu halten.

Was seinen „Realismus“ aber in wohlthuender Weise von dem der „Jüngsten“ unterscheidet, ist, daß er sich frei erhält von Weltjamerzelei und Zweifelsucht, jener herben Beimischung, die den Eindruck der modernen Werke mehrfach zu einem peinlichen, ja oft geradezu widerwärtigen macht. Aus Wicherts Werken strahlt uns der leuchtende und erwärmende Glaube an das Gute und Schöne in der Welt, an das Gute und Schöne im Menschen entgegen. Gelegentlich einer Unterredung über gerichtliche Strafen

(„Advokatenbriefe“) legt er einer seiner Phantastiegestalten die Worte in den Mund: „Das eine weiß ich, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen sich nicht aus Furcht vor Strafe von Übertretungen zurückhält, sondern aus Freude am Guten und aus Scheu vor der eigenen Entwürdigung.“ Diese Worte kennzeichnen Wicherts gesamte Weltanschauung aufs glücklichste; sie sprechen deutlich vernehmbar aus allen seinen Kunsischöpfungen zu dem Leser. Er hegt Vertrauen zur Menschengröße und zeigt sich bestrebt, ihr in seinen Werken gerecht zu werden. Ich habe bei keinem anderen Autor eine solche Fülle von sympathisch berührenden, geistig und sittlich fördernden Figuren gefunden, wie gerade bei Wichert. Doch glaube man nicht etwa, daß er in diesen nur ideale Traumgebilde verkörpert habe. Nein, die Figuren, die uns Wichert vorführt, sind solche von Fleisch und Blut — die Umstände, welche ihr Thun und Lassen bestimmen, entsprechen durchaus den realen Lebensverhältnissen. Und er streift von letzteren nicht nur die Oberflüche, die von der Sonne des Glückes beschienene, von jener Strahlenwirkung, die es den Keimen des Guten, Reinen und Schönen leicht macht sich zu entfalten — nein, er steigt auch hinab in die Schattentregionen der Tiefe, wo die Alltagsorgen und Alltagskümernisse ihre erstickende Wirkung ausüben. Dann zeigt er uns, wie auch die Unglücklichen und Enterbten, denen kein freundlicher Schimmer von außen mehr lächelt, sich doch einen göttlichen Funken in der Brust noch bewahren konnten; sei es die Treue, die zwei Herzen bis zum Tode eint, wie in „Anfaß und Gritta“; sei es der Abscheu vor der Schande, der sich selbst noch mächtig erweist in einer so verkümmerten Existenz, wie es die der Frau Pfannenbier in „Hinter den Coulissen“ ist; beweist er uns, daß es ernstem Willen und tapferem Mute doch noch gelingen kann, auch den finstersten Mächten obzusiegen, wie wir es an Eduard in „Advokatenbriefe“ sehen, der selbst als Zuchthäuser

noch die hehrste Mission, die That der Menschenliebe, zu erfüllen vermag. Und schildert uns Wichert ja einmal solche Menschen, die völlig dem Verderben anheimgefallen sind, so findet er doch immer noch eine Schlusswendung, welche auch in das häßlichste Bild einen versöhnenden Zug hineinbringt; ich führe als Beispiel nur aus dem Erstlingsroman Wicherts „Aus anständiger Familie“ das ergreifende Moment an, da der verlorene Sohn zum erstenmal in die unschuldigen Augen seines Kindes schaut und dadurch vor dem tiefsten Fall bewahrt bleibt.

Ganz besonders anregend weiß Wichert mit seinen wundervollen Frauentypen zu wirken; hier einen sich poetische Kraft und geläuterte Weltanschauung zu köstlichster Gestalt. Seinem Vertrauen zu sittlich begründetem Empfinden, zu Charakterstärke, Opfermut und Treue im Weibe giebt er überzeugenden Ausdruck, und indem er nachweist, wie beglückend und befreiend jene Tugenden sich zu bethätigen im Stande sind, übt er wahrlich einen sehr viel tiefer gehenden und sehr viel förderlicheren Eindruck aus als die Hunderte von Autoren, welche der Abschreckungstheorie huldigen und sich nicht genug thun können in möglichst kraffen Schilderungen von sittlicher Verwahrlosung und geistiger Verkümmern — als wenn man Schmutz mit Schmutz zu entfernen vermöge!

In Wicherts Schilderungen von Frauentugenden und Frauenwert ist deutlich der Einfluß zu spüren, den Mutter und Gattin auf ihn ausgeübt; beides Frauen von sittlicher Bedeutung, von opferwilliger Hingebung. Auf dem Wichertischen Vaterhause hat pekuniäre Sorge dauernd schwer gelastet, und doch blieben die Eltern in treuester und herzlichster Liebe einander zugethan. Wie mutig und voll guten Humors sich die junge Frau von Anfang in die mißlichen Verhältnisse zu schicken wußte, erzählt Wichert mit inninger Rührung: „Mein Vater war ebenfalls Jurist und hatte gleich nach seiner Anstellung am Oberlandesgericht in Insterburg als

Affessor geheiratet, und zwar die gleich ihm völlig unbemittelte Tochter des ehemaligen Oberbürgermeisters von Elbing, Warenski. Gleich nach der Hochzeit gestand er seiner jungen Frau, daß er von seinem Gehalt nur noch fünfzehn Thaler besitze, womit einen ganzen Monat gewirtschaftet werden müsse. Am letzten Tage zeigte sie ihm ihre geschlossene Hand und fragte: „Schenkst du mir, was ich darin habe?“ Und da waren es noch vier Thaler, die sie erübrigt hatte.“ In gleicher Weise hatte sie auch den ferneren Kampf gegen Sorge und Entbehrungen mit dem Gatten treulich geteilt und dabei noch immer Zeit gefunden, geistig anregend auf die Kinder einzuwirken, insbesondere auf Ernst, dessen kindlichen Wissensdrang niemand, wie er selbst sagt, so zu befriedigen wußte wie die Mutter mit ihrer lebhaften Phantasie und ihrem poesievollen Empfinden. Als sie starb, verlor er seine „beste Freundin“.

Daß auch des Autors eigener Hausstand das junge Paar zu mancher Einschränkung und Entbehrung zwang, habe ich bereits mitgeteilt. Um so bedeutungsvoller klingt, was er über seine Gattin sagt: „Ich verdanke es nicht zum wenigsten meiner trefflichen Frau, wenn mir trotz unseres lange Zeit sehr kümmerlichen Einkommens häusliche Sorgen ganz fern geblieben und die Freistunden nach der amtlichen Arbeit zu dichterischem Schaffen fruchtbar geworden sind.“ Wir finden also hier die Spuren der praktischen Tüchtigkeit, der energischen Thatkraft, der Einsicht und Gewissenhaftigkeit, welche den Gesamteindruck der Wichertschen Frauengestalten zu einem so eminent wohlthunenden machen.

Von seinen männlichen Charakteren kann ich gleich Günstiges anführen; keiner seiner Helden hat irgend welchen verschwommenen, hyper-idealisierten Zug aufzuweisen; sondern alle sind Männer, von gesunder Triebkraft bewegt, und sie alle überzeugen uns, daß sie auch im praktischen Leben ihren Platz ausfüllen würden, sie sind nicht nur als Seladons denk-

bar, die von Liebe und Gefühl allein leben.

Diese Gefühlsbujesei, in welcher die konventionellen Romanhelden dahindämmern, gelegentlich auch rasen und toben, hat es ja leider verschuldet, daß sich ernst denkende und anspruchsvolle Männer mehr und mehr des Romanlesens entwöhnt haben. Welches Interesse können ihnen auch solche Figuren wecken, die der Dichter mit pomphaftem Heldentum umkleidet, und in der Wirklichkeit doch nur eine recht klägliche Rolle spielen würden; in der Wirklichkeit, die nun einmal mehr Wert auf Thun als auf Reden legt, mehr vom Verstand als vom Gefühl verlangt. Jean Paul sagt: „Wenn das Weib liebt, liebt es in einem fort; der Mann hat dazwischen zu thun“ — die Wahrheit dieses Ausspruches wollen die meisten Schriftsteller nicht anerkennen, oder nichtachten sie wenigstens bei ihrem Schaffen; vielleicht sind sie auch nicht immer im Stande, am wenigsten wohl die Schriftstellerinnen, dem, was „der Mann dazwischen zu thun hat“, gerecht zu werden. So kommt es, daß so viele „Helden“ nichts weiter sind als schön gestaltete, aber hohle Puppen, und daß man beim Schlußwort so vieler belletristischer Werke mit Schopenhauer ausrufen möchte: „Wozu der Lärm? wozu das Drängen, die Angst und die Not? es handelte sich ja bloß darum, daß der Hans seine Grete fand.“

Nun, auch dieser Gefahr geht Wichert aus dem Wege; seine „Helden“ sind nicht die romanüblichen „Hänse“, wie seine Heldinnen keine „Gretchen“ sind, und in den meisten seiner Werke handelt es sich nicht nur darum, ob beide sich „kriegen“ — sondern um noch recht viel wichtigere Dinge, um das allgemeine Menschliche sehr viel tiefer berührende Probleme. Darum gehört Wichert auch zu den wenigen Autoren, welche männliches Interesse wecken. Die Männer leben in seinen Werken Kämpfe sich entwickeln, Gegenfäße aufeinanderstoßen und die Lösung von Streitfragen erstrebt, welche alle auf die eine oder die andere Weise von Einfluß

auf ihr eigenes Dasein gewesen sind oder werden können; sie schöpfen praktisch zu verwertende Erfahrungen daraus und lernen Anschauungen kennen, die von läuterndem Einfluß auf ihr eigenes Denken sein können. Denn so viel Wichert auch bestrebt ist, seine Phantasiegebilde möglichst realistisch, möglichst der Wirklichkeit gemäß in die Erscheinung treten zu lassen, so verleugnet er doch nie und nirgend seine ideale Auffassung von Welt und Menschen, bekundet er stets ein der Höhenrichtung zugewandtes Streben. Höchste Wertschätzung finden bei ihm stets Klarheit des Geistes, Reinheit des Empfindens und Energie des Willens; mit ihnen allein, davon ist er überzeugt, wird im Lebenskampfe ein Sieg errungen. Und mahnend ruft er den Schulbigen zu: „Es kostet jeder, was er sich bereitet, der eine früher, der andere später — einmal gewiß. Und es giebt keine Reinigung des Lebens von der Schuld, als durch das Leid!“

So ist mit allen diesen Werken eine geistige und ethische Förderung angestrebt, und wer dies als Vorzug zu schätzen weiß, der wird in ihnen eine Quelle reinen Genusses finden und Wichert, je mehr er sich in seine Schöpfungen vertieft, desto mehr würdigen lernen. Freilich, wer sich durch ein Romanwerk nur von außergewöhnlichen Ereignissen unterhalten lassen will, deren Verknüpfung und Entwirrung krampfhaft Neugier weckt, der wird bei Wichert nicht auf seine Rechnung kommen. Seine Stärke liegt in der Fähigkeit, die maßgebenden Faktoren unserer sozialen Zustände klar zu erkennen und ein getreues Spiegelbild von ihnen zu entwerfen, damit im Zusammenhang stehende Charaktere zu erkennen, ihre Sonderart allmählich und konsequent vor dem Leser zu entwickeln und für ihr Denken und Empfinden anhaltendes Interesse zu erwecken; und ferner den Aufbau der Handlung stets in Übereinstimmung zu bringen mit dem psychologischen Grundmotiv, aber so, daß dieses doch stets als Hauptsache in den Vordergrund tritt. Dazu kommt

noch ein gediegener und klarer Stil, der nur auf eine überzeugende Wirkung ausgeht, nie zu blenden versucht. Bei aller Schlichtheit ist er reich an Poesie und bleibt stets edel im Ausdruck, auch wo er das Alltägliche zu schildern hat. Phrasenhafte Wortverschwendung, schwülstige Übertreibung läßt sich Wichert nie zu schulden kommen; er ordnet sich zumeist einem gewissen Gleichmaß des Empfindens unter, welches seinem verstandesklaren, ostpreussischen Naturell entspricht und das am auffälligsten hervortritt, wenn er Gefühlleben, Liebesromantik zu schildern unternimmt. Denn auch hier weidet unser Autor eine jede Exaltation; glühend auflohernde Sinnlichkeit, phantastisch schwärmendes Begehren spielen in seinen Werken nur eine ganz untergeordnete Rolle; dagegen weiß er tiefste Innigkeit des Empfindens, Treue, die allen Hindernissen Troß bietet, manhaft ernstes Werden, vertrauens Gewähren in wahrhaft herzbezwingender Weise zum Ausdruck zu bringen. Wie dem Autor selbst wohl solche Menschen am meisten sympathisch sind, die unter allen Umständen Selbstbeherrschung, das markanteste Kennzeichen vornehmer Gesittung, zu üben wissen — so gelingen ihm auch derartige Charaktere am besten.

Ein sehr wirksames Mittel, jeder Gefühlsschwelgerei zu wehren, besitzt er in seinem trockenen drahtischen Humor, der Wichert als Lustspielsdichter zu großen Erfolgen verhalf. Wo er ihn auch gelegentlich in seinen Romanen und Erzählungen so als kleinen „Dämpfer“ gegen übertriebene Empfindsamkeit anwendet, versagt er nie die Wirkung.

Als besonders hoch zu schätzenden Vorzug will ich noch Wichters nationales Selbstbewußtsein hervorheben. Ihm fällt es nicht ein, wie so vielen seiner Zeitgenossen, der Fremdländerei zu huldigen, mit Schilderungen fremder Sitten und Landschaften für seine Werke einen außergewöhnlichen Reiz zu erstreben. Vermocht hätte er es wohl, denn er hat auf weit ausgedehnten Reisen tiefgehende Eindrücke

in sich aufgenommen; aber mit seinem gesamten Fühlen und Denken sucht er doch nur auf vaterländischer Erde, aus ihr allein erwächst ihm die Anregung für sein Schaffen; in ihr allein wurzelt der triebkräftige Stamm seiner Künstlerschaft. Am überzeugendsten tritt dies hervor in einer Reihe von dichterischen Erzeugnissen, denen Wichert eine durch dreißig Jahre fortgesetzte Thätigkeit gewidmet hat, die alle von seiner Heimatsliebe ins Leben gerufen sind, und die zu schaffen, so zu schaffen, es eines ganz besondern Aufwandes von Fleiß und Hingebung bedurfte. Ich spreche von seinen kulturhistorischen Werken, die durchweg Motive aus seiner Heimat Altpreußen behandeln. Ihnen gerecht zu werden, dazu genügt nicht die geistige Intuition des Genies — sie mußte Hand in Hand gehen mit der mühevollen Denkarbeit des Forschers, mit seinem ausdauernden Spürsinn, seiner Gewissenhaftigkeit, seiner weitumfassenden Bildung. Gerade der historische Roman kann sehr leicht zur leichtesten Unterhaltungslektüre herabsinken, wenn sich hinter ihm nur des Autors Armut an eigener Phantasie versteckt; wenn ein triviales Motiv nur annehmbar gemacht werden soll durch das lose angelegte historische Beiwerk; oder wenn nur freundartige Außerlichkeiten einer längst vergangenen Zeit durch ihn zur Anschauung gebracht werden, er nur durch antiquarischen Trödelstrom eine Wirkung zu erzielen strebt. Doch dies ist Wicherts Art wahrlich nicht: er forscht in erster Linie dem geistigen Inhalte der Vergangenheit nach, sucht in ihm nach den Ausgangspunkten der Gegenwart. Und diese nun klar zu legen, an ihnen das ewig Wiederkehrende im Laufe der Zeiten, wie ebenso die steten Wandlungen des rein Menschlichen, den Wechsel der geistigen und sittlichen Anschauungen, den Gewinn oder Verlust an nationalem Selbstgefühl zu erläutern, darauf ist sein Bestreben gerichtet, und er verbindet es hier mit der Absicht, den eigenartigen politischen Schicksalen seines Heimatlandes gerecht zu werden.

Die Reihe dieser Werke wird eröffnet mit der Tragödie „Der Wiking von Samland“ (1859), welche in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zurückführt, in den Kampf hinein, der damals zwischen dem deutschen Orden und den heidnischen Bewohnern Preußens wüthete. Der Roman „Heinrich von Plauen“ spielt dann zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und zeigt, wie der Orden jetzt mächtig im Lande herrscht, aber die ersten Anzeichen des Sturmes, der bald an seinen starken Säulen rütteln und sie allmählich zu Falle bringen wird, sich doch schon bemerkbar machen. An ihn schließt sich zeitlich fast unmittelbar der Roman „Eilermann vom Wege“ an, welcher den Verzweigungskampf des Ordens gegen die Städte des Reichslandes schildert, wobei ersterer den größten Teil seines Besitzes und seine Unabhängigkeit einbüßt.

Die Novelle „Der Schulmeister von Labian“ führt den Leser in das junge Herzogtum Preußen und behandelt als Hauptmotiv den von Herzog Albrecht 1525 grausam niedergeworfenen Bauernaufstand. Eine andere, „Glaube und Liebe“ („Schule und Leben“, Novellen-sammlung), hat die kirchlichen Streitigkeiten, welche ein Vierteljahrhundert später in Preußen wütheten, zum historischen Hintergrund. Dann schildert wieder ein sehr umfangreicher Roman, „Der große Kurfürst in Preußen“, wie der preussische Adel zu Polen neigt und der Vereinigung Preußens mit Brandenburg entschieden widerstrebt. Der Roman zerfällt in drei Abtheilungen: Konrad Born, Der Schuppenmeister, Christian Ludwig von Kalkstein.

Die Erzählung „Nesi“ veretzt den Leser dann nach Litauen, so ungefähr in die Jahre 1730 bis 1740, wo die ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburger unter dem Schutze von König Friedrich Wilhelm I. eine Zuflucht fanden. Die Erzählung „Fanchon“ spielt in Memel, zur Zeit, da das unglückliche Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Luise nach der Schlacht von Jena und dem Tilsiter

Frieden hier in stiller Zurückhaltung lebten. — Die bald darauf von Stein und Schön durchgeführten wirtschaftlichen Reformen bilden in der Novelle „Das Bannrecht“ die Ursache eines tragisch endenden Konfliktes, welcher einen so lange patriotisch gesinnten Mann zur Auflehnung gegen Gesetz und Recht treibt. Diese eben genannten drei kleineren Werke sind mit dem „Schulmeister von Labiau“ in der Novellenammlung „Von der deutschen Nordostmark“ vereint. Die Reihe der „Altpreussischen Geschichtswerke“ wird geschlossen durch das Schauspiel „Unser General York“, das die Erhebung Ostpreußens gegen Napoleon und den Beginn des Befreiungskrieges von 1813 zum Mittelpunkt hat.

So sind alle diese Schöpfungen zu einer fest ineinander greifenden Kette vereint; sie alle sind dem gleichen bedeutungsvollen Boden entwachsen und suchen dem vaterländischen Empfinden von Tausenden gerecht zu werden: wahrlich, eine Aufgabe, wie sie sich kein Dichter schöner und verdienstvoller stellen kann!

Das diesen Werken entgegengebrachte Interesse beweist, daß sie eine dankbare gewesen, und die Art, wie Wichert sie gelöst, legt Zeugnis dafür ab, daß er ihr auch gewachsen war. Insbesondere der Roman „Heinrich von Plauen“ kann als Meisterschöpfung bezeichnet werden, wie ebenso in „Der große Kurfürst in Preußen“ seine künstlerische Bedeutung überzeugend zu Tage tritt.

Der unleugbare kulturhistorische Wert der Wichertschen Romane liegt in den zuverlässigen Schilderungen von Handel und Wandel, des Familienlebens, der öffentlichen Feste, der Sitten und Anschauungen vergangener Zeitepochen. Sie sind mit großer Klarheit ausgeführt, erweitern das Verständnis des Gewesenen in dankenswerter Weise und regen zu fesselnden Vergleichen an. Mit überraschendem Geschick weiß Wichert auch die topographische Gestaltung der alten Städte, die einestheils verändert, zum anderen jetzt völlig verwischt ist, klar zu legen und dabei dem

ganzen eigenartigen Reiz der altertümlichen Burgen und Kirchen, der Häuser, Straßen und Plätze gerecht zu werden. Welche Poesie lebt und webt in den Schilderungen der alten Städte Danzig, Königsberg und Thorn; wen packte nicht Begeisterung, sieht er die Marienburg, dieses „Wunder der Christenheit“, in alter Schöne vor sich erstehen; wem weitete sich nicht das Herz, lieft er von der Waldwildnis, die sich vor Jahrhunderten den Pregelsturz hinauf bis zum Remelstrom und noch weiter hinstreckte.

Hervorheben will ich noch, daß Wichert bei all der sorgfältigen Ausnützung des geschichtlichen Materials doch nie die Gesetze der Romandichtung außer acht läßt; er übt gleichzeitig noch immer die Kunst spannend zu erzählen, eine fesselnde Fabel zu erfinden, sie logisch zu entwickeln. Es ist wahrlich nichts Leichtes, so die Geschichte mit der Dichtung zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Unter allen den Werken Wicherts hat die für unsere Zeit größte politische Bedeutung der Roman „Der große Kurfürst in Preußen“. Wichert legt in diesem überzeugend klar, wie unendlich viel für die gegenwärtige Gestaltung der Weltlage von der Energie und dem Zielbewußtsein des Kurfürsten bei seinen Reformbestrebungen abhing; daß die anscheinend hierbei zu Tage tretende Härte und Willkür berechtigt war, nur ein rücksichtsloses Draufgehen zum Ziele führen konnte. Der Leser gewinnt einen tiefen Einblick in das Gefährliche der sich bemerklich machenden partikularistischen Engherzigkeit, welche nur ihre Eigeninteressen im Auge hat und nach des Landes Wohlfahrt wenig fragt; sie giebt sich kund in dem Widerstand der Bürger gegen eine Vereinigung Preußens mit Brandenburg, die dann als selbständiges Land dem Reiche gegenüber stehen würden — weil sie dadurch die Freiheit des Handels, der auf der polnisch-litauischen Zufuhr beruht, gefährdet glauben; in dem jähen Festhalten des übermütigen Adels an Polen, weil er sich dem „kleinen Fürsten“ nicht beugen

will. Doch der Kurfürst läßt sich nicht beirren, er kennt diese „harten Köpfe! Immer ihre Rechte und Freiheiten! dazu gehört vor allem ein ohnmächtiger Fürst. Aber sie sollen an mir eine Wand finden, die auch der härteste Schädel nicht einrennt.“

Mit der gleichen Energie wendet der gewaltige Herrscher auch den inneren Reformen seine Fürsorge zu: „Habt auch ein scharfes Auge auf die Administrationen der fürstlichen Domänen,“ mahnt er den Oberpräsidenten Schwerin; „freilich ist's dem Adel zugesagt, daß er da primo loco berücksichtigt werden solle, worunter doch nicht verstanden, daß er eine rechte Schelmenzunft bilde, das Land auszusaugen.“ Und ferner: „Bedenkt mit treuer Sorge des kleinen Mannes Wohl! Der Bauer führt nun gar ein elendiges Dasein und wird für leibeigen gehalten, ob er's schon nach dem Rechte nicht ist. Diese armen Leute wissen, daß sie keinen Schutz finden, als bei ihrem Fürsten. Und so mir Gott helfe, ich will mich ihrer Not erbarmen. Aus einem kräftigen Bauernstand erwächst mir ein kräftiges Heer.“ Treffend aber auch warnt er: „Nur müssen die Bürger sich dessen entwöhnen, auf der Bierbank hohe Politik treiben zu wollen.“ Welch lehrreiche Perspektive öffnet sich von diesem Werke aus auf unsere heutige Zeit!

In „Heinrich von Plauen“ tritt neben der geschichtlichen Bedeutung des ganzen Romanes noch der ethische Gehalt der Titelfigur bezwingend hervor. Letztere berührt von Anfang bis Ende entschieden sympathisch. Bewunderung weckt die Tapferkeit und Einsicht des willensstarken Mannes, Nahrung seine Herzensfreude und sein Herzeleid, und Ehrfurcht die hehre Größe, mit der er seine Umgebung weit überragt und die ihn auch bei den härtesten Schicksalsschlägen der Ehre Schild unbeslekt erhält. Es liegt etwas monumental Erhabenes in dieser herrlichen Gestalt, die Geist und Gemüt in gleicher Weise bezwingt und auch auf unser heutiges Geschlecht noch eine fördernde Wirkung ausüben kann.

Rudolf von Gottschall sagt in seiner „Deutschen National-Litteratur“: „Wir räumen nur unter drei Bedingungen dem historischen Roman eine künstlerische Berechtigung und eine tiefere Bedeutung ein, wenn er nämlich entweder auf nationalem Boden wurzelt, oder im geistigen Inhalte seiner Verwickelungen ein Spiegelbild der Gegenwart giebt, oder das allgemein Menschliche, das durch alle Zeiten hindurchgeht, mit dichterischer Weise in den Vordergrund stellt“ — nun, Wichert hat mit seinen historischen Werken diese Bedingungen alle drei glänzend erfüllt und mit ihnen den Besten seiner Zeit genug gethan.

Die enorme Vielseitigkeit Wicherts ist bekannt: er hat sich als Romanschriftsteller und Novellist, als Dramen- und Lustspielbildner bewährt. Als letzterer wurden ihm die größten Erfolge zu teil; sein „Schritt vom Wege“ und „Der Narr des Glückes“ neben vielen Einaktern haben den Weg fast über alle Bühnen gemacht. Minderes Glück hatte er mit seinen Schauspielen, doch verschuldet dies wohl nur die Teilnahmslosigkeit des Publikums ersten Stofsen und Problemen gegenüber, nicht etwaige Mängel in der künstlerischen Ausführung. Das sociale Schauspiel „Die Fabrik zu Niederbrunn“, das auf ethischer Grundlage aufgebaute „Peter Kunt“, im Stile Raimunds, Realistit mit Märchenromantik verbindend, dann die poetisch schwingvolle Tragödie „Der Witting von Samland“ verdienen unbedingte Anerkennung. Doch was Wichert 1872 in seinem Roman „Hinter den Coullissen“ über die damaligen Theaterverhältnisse sagen läßt, trifft ja heute noch viel mehr zu: „Kunst! wer fragt heute noch danach? Wenn die reisenden Virtuosen nicht Kunststücke machten, wer würde sie sehen wollen? Die Tragödie spielt vor leeren Bänken, das Märchen-spiel packt nicht mehr; selbst die Posse ist schal geworden und zieht nicht, wenn die weiblichen Nuditäten nicht zum Erfolge verhelfen. Wer füllt noch allenfalls die Plätze? das Weibervolk, das sich zu Hause

nach schlechter amüsiert, da die Männer Abend für Abend in die Kneipen laufen. Sie sitzen so fest am Bierseidel, daß sie keine besseren Genüsse kennen wollen. Ja, wenn sie ihre Seidel und ihre Cigarren mitnehmen könnten — dann vielleicht!“ Es geht hieraus gleichzeitig hervor, daß Wichert mehrfach mit seinen älteren Werken Interessen vertritt, welche auch heute noch als durchaus „aktuell“ bezeichnet werden können, ja, das sogar mehr noch als damals sind. Als Beweis hierfür nenne ich noch den Roman „Die Arbeiter“ (1873), in welchem der Kampf zwischen Kapital und Socialdemokratie geschildert und genau dieselbe Lösung angestrebt wird, welche auch heute noch als die einzig denkbare gilt, und die Novelle „Percival“, welche den Widerstreit zwischen religiösen Anschauungen zum Grundmotiv hat. Die erste Mahnung, welche der Held derselben gewissen Übereifrigen zuruft, ist heute erst recht angebracht: „Ich bin der Meinung, daß man nicht gut thut, mit etwas anzuräumen, wie Sie diesen Prozeß zu nennen belieben, wenn man nicht gleich etwas anderes, mindestens gleich Gutes, womöglich Besseres und jedenfalls Positives an dessen Stelle setzen kann. Dem Ungebildeten, ich meine dem zum Selbstdenken nicht Ergozogenen und Befähigten, seine Religion nehmen, heißt nicht nur ihm seinen sittlichen Halt nehmen, sondern auch sein geistiges Leben abschneiden. Selbst sein Aberglaube in unserem Sinne ist noch immer ein Glaube; jeder Glaube aber bezeichnet ein ideales Verhältnis zu etwas Höherem, Reinerem und Freierem. Damit soll nicht dem Fortschritt das Thor geschlossen sein. Nur darf er nicht wähen, mit Spott und Hohn einziehen und dem Armen sein Evangelium weg-laden zu dürfen, sondern er wird Bildung und Wissen zu verbreiten haben und damit ganz von selbst eine vernünftigeren Erkenntnis fördern. Es giebt zwei Sorten von Menschen, die wir ganz unseidlich sind: die einen sind die Politiker, die ohne jede Gesichtskunde und Ein-

sicht in die Bedingungen des Völklerlebens mit eingelernten und unverstandenen Phrasen den Staat und die Gesellschaft über den Haufen werfen, und die anderen sind die religiösen Freidenker, die mit vollem Munde Gott aus der Welt schwadronieren und sich nicht einmal auf ihr Einmaleins verlassen können.“

Diese wenigen Belege zeugen dafür, daß Wichert die Grundzüge unserer socialen Entwicklung von jeher richtig erkannt hat und von jeher erstrebte, gerade ihnen gerecht zu werden. Da sich nun auch gleichzeitig in seinen Werken der stattgehabte Wandel der Zeitverhältnisse getrennt wiederpiegelt, so bieten sie uns ein Stück Kulturgeschichte, wie es fesselnder und anregender kaum gedacht werden kann. Zu welch interessanten Vergleichen führen beispielsweise die Erzählung „Schuster Lange“ (1876) und der Roman „Der jüngste Bruder“ (1892). Beide behandeln das gleiche Grundmotiv, wonach der jüngste Sohn einer gesellschaftlich hochstehenden Familie ungünstiger pekuniärer Verhältnisse halber ein Handwerk erlernen muß und dadurch in einen Konflikt mit seinen studierten Brüdern gerät. In dem Schuster Lange tritt nun ein „gemachter Mann“ vor uns hin, der durch seine Tüchtigkeit sich eine so günstige und sichere Lebensstellung errungen hat, daß der Hochmut seiner Brüder sich dagegen als völlig unberechtigt erweist. In dem Roman „Der jüngste Bruder“ sehen wir aber den Handwerker als vollkommenen Lump die Wildthätigkeit der Familie in Anspruch nehmen. Er war nicht fähig, sich im Lebenskampf zu behaupten, und gerät, selbst als ihm die Mittel geboten werden sein Handwerk rationell zu betreiben, doch mehr und mehr dem völligen Untergang nahe. Vor diesem wird erschließlich durch die Energie eines schlichten Mädchens aus dem Volke bewahrt; er findet als Fabrikarbeiter ein bescheidenes Glück, das ihn durchaus befriedigt und auch sein Selbstbewußtsein wieder stärkt, aber doch die Kluft zwischen ihm und seinen Brüdern zu einer unüberbrück-

baren macht. Der markante Unterschied zwischen diesen beiden, unter den gleichen Umständen begonnenen Lebensläufen, dem des Schusters Lange und dem des Tischlers Werke, erklärt sich aus dem Unterschiede der zeitlichen Verhältnisse. Lange konnte seine Tüchtigkeit bewähren zu einer Zeit, wo das Handwerk noch goldenen Boden hatte; der andere verinchtete sich in ihm, wo es fast überhaupt keinen Boden mehr fand, wo die Fabrikarbeit den Wert der Einzelleistung in den Hintergrund drängte und obendrein socialdemokratische Forderungen die Freude am ruhigen Schaffen verkümmerten. Vergleicht man damit nun noch die eingehenden Schilderungen aus dem Handwerkerleben in dem Roman „Der Große Kurfürst in Preußen“, so hat man ein Wandelbild von fesselndstem Reize vor sich.

Zu dem günstigen Gesamteindruck seiner epischen Werke trägt sehr viel bei, daß Wichert die Technik des breit angelegten Romans ebenso sicher beherrscht wie die der Novelle, bei welcher es ganz besonders auf die feinciselirte Ausführung ankommt. Unter den ersteren treten neben den großen kulturhistorischen Werken („Heinrich von Plauen“ hat es bereits zur vierten Auflage gebracht) noch besonders durch ihren ästhetisch-ethischen Wert hervor: „Die Arbeiter“ (1873), „Das grüne Thor“ (1875), „Eine vornehme Schwester“ (1883) und das überaus eigenartige und reizvolle Werk „Snam Cuique“ (1888).

Die meisten seiner Novellen nehmen durch ihre wahrhaft klassische Formvollendung und ihre gedankliche und psychologische Vertiefung einen hervorragenden Platz in unserer Novellenliteratur ein, und zwar trifft dies auf seine älteren, wie auf die neueren und neuesten Schöpfungen zu. Von einem Erlahmen der Schaffenskraft und einem minder Fruchtbarwerden der Phantasie ist bei Wichert trotz seiner mehr als dreißigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit nichts zu spü-

ren, Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit haben noch immer das alte Gleichmaß sich bewahrt.

Dieselbe warme Anerkennung, welcher sich der Schriftsteller von jeher erfreuen konnte, ist auch dem Menschen Wichert in reichstem Maße gezollt worden; die letzten Jahre, welche er in Königsberg verlebte, bekunden das überzeugend. Er galt dort als Vertrauensmann in allen das geistige Leben der Provinz und ihrer Hauptstadt betreffenden Angelegenheiten; er war die Hauptstütze von Vereinen, die er zum Teil begründet hatte (Königin Luise-Verein z. B.), seine kollegialischen und gesellschaftlichen Beziehungen waren die denkbar wohlthueendsten, so daß es ihm kein leichter Entschluß war, als es hieß, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Und doch konnte er ihm nicht widerstehen. Berlin als das Centrum der literarischen und politischen Bewegung ist gerade auf einen Schriftsteller von Wicherts Art von förderndstem Einfluß.

Nachdem seine Ernennung zum Kammergerichtsrat erfolgt war, siedelte er mit der Familie in den ersten Tagen des Jahres 1888 nach der Reichshauptstadt über und hat diesen Schritt nicht bereut. Wie willkommen er auch hier war, bewies seine noch in demselben Jahre erfolgende Wahl zum Vorsitzenden des Vereins „Berliner Presse“.

So dürfen wir Wichert wohl zu den Bevorzugten seiner Zeit rechnen und ihn als einen frohgemuteten und tapferen Kämpfer für ihre höchsten Ideale bezeichnen. Ihn ganz zu schätzen, wird freilich nur der vermögen, der ihn ganz kennen lernt. Wem dies vergönnt ist, erinnert sich vielleicht, wie mir's geschah, als ich den Gesamteindruck seiner Werke auf mich wirken ließ, des schönen Wortes Humboldts:

„Wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht's wie ein Hauch von ihm auf uns über.“



Eine Dichterliebe.

Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

I.

Es war an einem milden Dezembertag des Jahres 1786; breit flutete der Elbstrom im Sonnenschein und fast wie sommerlicher Duft lag's über den Höhen der Sächsischen Schweiz. Ein rüstiger Spaziergänger hatte die Elbstadt verlassen, um nach dem Fischerdorf Blasewitz zu wandern; eine hohe, schlanke Gestalt, ein wenig vornübergeneigt, mit röthlichem Haar, scharfgeschnittenen Zügen von edlem Schwung und Augen, deren Blick etwas Festes und Beherrschendes hatte. Er trug einen maußfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einen weit übergeschlagenen Kragen, der trotz der ungünstigen Jahreszeit den Hals und einen Teil der Brust freiließ.

In Blasewitz angekommen, betrat er alsdann den Segedinschen Garten, ein Lieblingsziel seiner einsamen Spaziergänge. Jetzt hatten die schönen Linden ihre üppige Blattfülle eingebüßt; keine duftigen Blüten, von Bienen umsummt, er-

füllten den Garten mit ihrem Wohlgeruch und machten den Platz in ihrem Schatten so behaglich zum Plaudern, so einladend zum Träumen; jetzt ragten ihre sonst so vollen Kronen freudlos in die Luft und sie streckten ihre Geäste stelettartig von sich: doch auf dem Strom lag heute der Sonnenschein wie in schöneren Tagen und von drüben winkte freundlich das an dem Berge emporkletternde Loschwitz mit seinen Weinbergvillen und Winzerhäuschen, das dem Wanderer zur Sommerzeit eine zweite Heimat geworden war. Und von dort hatte er oft hinübergesehen nach dem Blasewitzer Garten, eingedenk der freundlichen Plauderstunden unter der Linde, und oft hatte er auf dem Boot den Strom gekreuzt, wenn die scheidende Sonne seine Fluten glührot entzündete, um einen traulichen Abend da drüben zu verplaudern.

Jetzt verbot die Witterung, den behaglichen Sitzplatz draußen einzunehmen; der Spaziergänger trat in die Wirtshube, wo Frau Segedin, Witve des Thorwär-

ters vom großen Park, dem dies Schenk-
gut überlassen war, rüstig wirtschaftete
und von einem Gast zum anderen lief.

„Willkommen, Herr Doktor,“ rief sie,
„Sie haben sich lange hier nicht sehen
lassen.“

„Hochnotpeinliche Geschichten,“ versetzte
der Gast; „ich muß die Leute verhaften
und hinrichten lassen, freilich! nur auf
dem Papier; doch das kostet nicht weniger
Kopfschmerzen, als wenn Malfiziant in
Lebensgröße vor einem stände.“

„Machen Sie's nur gnädig in Ihren
Tranerspielen,“ versetzte die stattliche
Witwe, ihm ein schäumendes Glas Bier
vorsetzend; „es grüßelt einem ja bei Ihren
Räuber Geschichten, und dann lassen Sie
die Schuldigen ins Meer werfen oder sich
selbst vergiften.“

Lachend nickte der Dichter und erquidete
sich dann an einem kräftigen Zug aus dem
Glas.

„Doch wo ist denn die Gufte?“ fragte er.

„Sie hat nur einen Gang ins Dorf ge-
macht und wird gleich wieder hier sein.“

Der Dichter saß in Gedanken verloren;
es wurde leerer in der Schenkstube; die
Gäste aus dem Dorfe, die jetzt nur eine
flüchtige Erquidung gesucht, entfernten sich
allmählich, um später am Abend wieder-
zukehren zu ihren regelmäßigen Sitzungen.

Da erschien ein schönes blühendes Mäd-
chen von stattlicher Gestalt, mit raschem
geschäftigem Gang, und trat zur Mutter
heran, um ihr Auskunft zu geben über
ihre Besorgungen; dann wandte sie sich
dem einsamen Gast zu.

„Ei, Herr Rat Schiller,“ sagte sie
lächelnd, „Sie haben wohl Malfiziant und
seine Gufte ganz vergessen? Habe die
Ehre, mich Ihnen vorzustellen, Justine
Segebin, und bitte um die Erlaubnis, an
Ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen, da
der große Dichter ja die Nachbarschaft
eines so ungebildeten Mädchens wie ich
bis dato nicht verschmäht haben.“

„Heute fallen mir keine Lindenblüten
ins Bier und keine Bienen umschwirren
mich wie zur Sommerzeit; aber die eine
ist doch immer da, mit ihrem Honig und

ihrem Stachel, und ich werde mich wehren
müssen, wenn sie mir um die Ohren
junmt.“

„Fürchten Sie nichts! Ich bin jetzt
friedlich und sanft und steche nicht, seit-
dem ich Braut bin. Mit uns beiden ist
nichts geworden, obgleich die Leute schon
davon zischelten; denn wir saßen oft
recht lange abends unter den Linden, und
wir waren recht übermütig zusammen,
doch mehr wie lustige Kameraden und
nicht wie Bräutigam und Braut. Und
es ist auch recht gut so, denn ein Dichter
ist nicht zum Heiraten. Das sind unstete
Menschen, und wenn sie nicht selbst zum
Wanderstabe greifen, so wandert ihre
Phantasie umher, von einer Stadt zur
anderen, von einer Schönen zur anderen.
Da findet sich eine neue Laura am Klav-
vier, und wo bliebe dann die Gufte, die
nicht Klavier spielen kann? Und eifer-
süchtig würde ich sein, toll eifersüchtig auf
jedes wirkliche oder gedichtete Mädchen,
das mir in den Weg käme, und einer sol-
chen Laura würde ich ihren Klaviertasten
in Stücke schlagen und sie mit einer F-
oder G-Saite erdroffeln.“

„Nur nicht so gewaltthätig, Gufte!“

„Nun, man hat nicht umsonst ‚Die
Räuber‘ gelesen. Und dann, es ist ein
unsicherer Erwerb, das Dichten; meine
Mutter hatte recht. Hier und dort ein
Honorärchen. Das scharft sich mühsam
zusammen. Und man kann auch nicht
immer dichten, und wenn man solch einen
Ehetüfel wie mich eingefangen hätte, da
würde man zwar die Engel im Himmel
musizieren hören, aber selber nichts mehr
heruntergeigen; denn wenn kein Geld im
Hause wäre, wehe über den armen Poe-
ten! Da lob ich mir meinen Bräuti-
gam, den Advokaten. Der gute Kenner
hat immer zu thun; an Streitigkeiten
fehlt es nie in der Welt, nur bei uns
im Hause soll's künftig daran fehlen.
Wir aber wollen gute Freunde bleiben;
einen herzhaften Handschlag darauf, daß
Sie die Gufte nie vergessen werden.“

Und sie reichte ihm die Hand und er
schlug ohne Zögern ein.

Justine Segebin war ein ländlich-städtisches Zwittergeschöpf; sie war zum Teil in der Hauptstadt erzogen, und als eines Advokaten Braut hatte sie die ländliche Tracht abgelegt; nur hier zu Hause gefiel es ihr noch, das bunte Wieder und die gefältelte Schürze zu tragen und den mohischen Puder von ihren Haaren fernzuhalten.

„Sie sind gar nicht mehr so heiter wie früher,“ meinte Justine; „was haben Sie denn für Grillen und Schrüllen im Kopfe? Die guten Freunde, die Sie hier gefunden, sind Ihnen doch nach wie vor treu geblieben. Der Konsistorialrat Körner — allen Respekt — das ist ein lebenswürdiger Herr, seine Frau ein liebes Weibchen, die Dora Stod ein geschicktes Mädchen. Sie können doch nicht besser aufgehoben sein als in der Familie!“

„Gewiß — und doch, es giebt eine Freundschaft, die mit ihren Wohlthaten uns bedrückt. Oft sehne ich mich hinaus nach größerer Freiheit und Unabhängigkeit von allem, meine Schaffenslust ist gelähmt; der göttliche Quell der Eingebung, aus welchem alles hervorkommt, was uns und andere erfreut, droht zu versiegen. Und da kommt man sich so überflüssig in der Welt vor, oder wie ein Mensch mit verkrüppelten Gliedmaßen. Das wissen Sie nicht, Güste, Sie sind ganz bei allem, was Sie thun und treiben. Das geht ohne Rest auf und steht Ihnen reizend. Usereins lebt wie im wachen Traum, und wenn uns der Geist nichts eingiebt, so wird uns das Leben wertlos. Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden, kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen und die Lichter meiner Phantasie sind verlöscht.“

„Es wird sich schon jemand finden, der sie wieder ansetzt,“ meinte Güste und eilte mit dem Glas des Dichters an den Schentisch, um es wieder zu füllen. „Das macht die trübe Jahreszeit,“ sagte sie, als sie sich wieder neben ihn setzte; „heute ist zwar ein sonnenheller Tag; aber die Sonne findet nichts Rechtes zu vergolten, und in der Dämmerung blin-

zelt einem alles so schläfrig entgegen. Warten Sie nur, bis der Frühling kommt, dann werden die Quellen wieder frischer rauschen, auch in Ihnen. Mir ist's auch bisweilen trift zu Mute — und ich denke dann, ich könnte auch etwas Geschickteres thun als den Kenner heiraten und mein Leben vollstopfen mit Altkaputen und Kinderwiegen. Doch ich hab ihn eben herzlich lieb und jage all die trüben Gedanken weit fort von mir.“

„Sie bleiben in der Heimat, und da lebt es sich immer gut. Ich bin heimatlos, und da ist es schwer, sich eine Stätte zu gründen, wo man sich wohl fühlt.“

„So gefällt es Ihnen nicht bei uns in Dresden?“

„Ein schönes Stück Erde — aber die Stadt ist eine Wüste der Geister und die Dresdener sind ein leichtes, zusammengeschrunpftes, unleidliches Volk.“

„Ei, ei, Sie schmeicheln nicht.“

„Der Hof ist bigott, der Adel steif, und welch ein Geschmack herrscht hier, wo ein Fremder, ein Italiener, das kurfürstliche Theater leitet. Eine kühne Dichtung kann hier keinen Boden finden.“

„Das mag wohl sein; ich habe da nennlich mancherlei gehört, was Ihnen recht geben könnte.“

Und Justine rückte näher an ihren Gast heran und flüsterte ihm zu, damit es zwei eintretende Besucher des Schenthauses nicht hörten:

„Neulich war hier auch von Ihnen die Rede. Es kam eine große Kavalkade; die Pferde hielten unten am Ufer, die Gesellschaft kam zu uns herauf. Uebermütiges Volk vom Hofe, behandelten uns sehr von oben herab und thaten, als ob wir gar nicht auf der Welt wären. Es war auch ein Jude dabei, ein reicher Jude, der Herr Eibschütz. Der vertehrte mit den Hofherren wie mit seinesgleichen. Ein schwerer Geldbeutel ist auch ein Adelsdiplom. Dann war der junge Graf Waldstein-Dug zugegen, ein sehr corpulenter Herr, so lebenswürdig, wie man nur sein kann bei schwerer Beweglichkeit; auch einige Hoffräulein ließen die Reitgerte

durch die Lüfte tanzen und entwickelten viel lustige Bravour in ihren Neben. Die Gesellschaft setzte sich lärmend dort an den langen Tisch und ich kredenzte unseren schlichten Trank. Dabei hörte ich denn ihre Gespräche. Man sprach vom Kurfürsten, der Oberhofmeisterin, der letzten Redoute bei Hof, und dann sprach man ungeniert von allerlei galanten Abenteuern, wie sie's neunen. Dann kam das Gespräch aufs Theater, und da wurden auch Ihre Stücke erwähnt. „Diese Stürmer und Dränger,“ sagte der junge Graf, „diese Lenz und Klinger, Goethe und Schiller verderben uns das ganze Theater; ich wundere mich, daß diese Schillerschen Stücke bei uns gespielt werden dürfen. Sie sind unglaublich roh, solche unmannerliche Helden! Wir haben doch bisher auf Grazie und Anstand gehalten; doch diese Räuberbanden mit ihrer herausfordernden Frechheit, und auf der anderen Seite die Hofkavaliere, die als lächerliche Geden erscheinen — gehört dergleichen auf eine kurfürstliche Bühne?“ „Diese fatalen Räubergesichter,“ meinte Eibschütz, „diese Spiegelberg, Schweizer und Koller; wenn man dergleichen gesehen, möchte man doppelte Vorleseschlöffer an seine Geldtaschen legen.“

Justine erzählte so posierlich; der dicke Graf mit seinen hervorgepusteten Kinnurteilen, der reiche Goldmann mit seinem mosaikischen Anflug im Sprechen, bewies für Justines glückliche Auffassung und die Kunst, die Personen nachzuzeichnen, so daß Schiller lächelnd sagte: „Sie gehören eigentlich auf die Bühne, Gnade.“

„Eine Komödiantin? Das schelte noch!“

„Nur Geduld,“ meinte der Dichter, „ich bringe Sie doch noch einmal auf die Bühne.“

„Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr. Doch hören Sie nur weiter! So ganz schlecht sind Sie neulich doch nicht fortgekommen; es faud sich auch jemand, der Sie in Schutz nahm, und Sie können sich etwas darauf zu gute thun, denn es war die schönste Dame der Gesellschaft. Ich kenne sie sehr gut; sie ist

zur Sommerzeit öfters zu uns herausspaziert mit ihrer Mutter, einer Frau von Arnim, die da bei Hofe gelegentlich die Prinzessinnen in feiner Lebensart erzieht. Und das schöne Fräulein wandte sich bald an den Grafen zu ihrer Rechten und bald an den Fuden zu ihrer Linken und setzte beiden den Kopf zurecht, nämlich in Bezug auf Sie; das wäre nicht langweilig süßliches Zeug, meinte sie, wie in den französischen Hofschauspielen oder in den altgriechischen Sagenstücken, wie in der ‚Ariadne auf Naxos‘; das wäre Kraft und Fener, und ein Räuber Karl Moor und ein Ferdinand wären ihr lieber als ein Duzend junger Hofherren und Offiziere, solche geschwiegelte Zuckerpüppchen mit dem Bonmot auf den Lippen und den verduckerten Liebeserklärungen, die einem in Munde zergingen. Und so las sie ihnen eine Zeit lang die Leviten, und der Graf wurde nachgiebig und küßte ihr die Hand, und auch Eibschütz ließ die wulstige Unterlippe hängen wie ein reuiger Sünder, blinzelte aber zur Frau Mama hinüber mit der schweigenden Bitte, sie möchte dem Töchterchen doch dergleichen Extravaganzen austreiben, wenn sie wünschte, daß ein Mann von Gewicht wie er noch ferner mit ihr Umgang pflege, und Frau von Arnim, eine sehr kluge Frau, die sich nicht bloß auf Kosten ihrer Tochter huldigen zu lassen braucht, da ihr mit Schönheitspflästerchen anstapeziertes Gesicht noch immer gar nicht so übel ist, verstand den Wink des zahlungsfähigsten Verehrers ihrer Tochter und sagte, indem sie eine gestrenge Miene annahm: „Aber, Henriette, es paßt sich nicht für ein junges Mädchen, ein solches Urteil über unsere Männerwelt zu sprechen. Etwas mehr Maß und Takt könnte dir nicht schaden. Entschuldigen Sie, meine Herren, es ist noch viel gärender Rost in diesem kleinen Kopfe.“

„Der gärende Rost,“ versetzte Schiller, „das ist das Rechte, das giebt später den Feuerwein. Ich frene mich, daß eine Dame vom Hofe sich meiner annimmt.“

„O, Fräulein von Arnim ist kein Hoffräulein; sie verkehrt nur in diesen Kreisen wegen der Stellung ihrer Mutter; sie gilt für eine Schönheit und ist auch eine Schönheit, Herr Rat, und daß sie Ihre Partei genommen, spricht doch auch für ihren gesunden Menschenverstand; denn Sie sind doch einmal ein echter Dichter — und wir Frauen müssen die Dichter ehren, und so gut ich für Sie schwärme, kann's auch die Zette Arnim, die freilich auf mich herabsieht, weil ich nicht von Adel bin und bei Hof nicht Zutritt habe. Ein Schenkut wie das unferige hat ihre Mama nicht, und mit Geld und Gut soll's recht trübe bei ihnen bestellt sein. Doch die leeren Kornähren guden ja am stolzeften auf die anderen herab — man lernt nicht umsonst seine Fabeln.“

Nachdenklich hörte der Dichter auf das Geplauder des liebenswürdigen Mädchens; er fühlte sich immer wohl in seiner Nähe: da war alles frische Natur, Heiterkeit, Offenheit, und fast that es ihm leid, daß diese schöne Blume in einen anderen Garten verpflanzt wurde. Justine war nicht spröde; sie glaubte nicht mit einem Kuß ihre Seele zu verkaufen, und so mochte es wohl vorgekommen sein, daß sie nach langer fröhlicher Unterhaltung dem scheidenden Dichter einen Kuß mit auf den Weg gegeben; doch es war nur ein Kuß der Freundschaft, der Begeisterung! Der Mondschein hat es nicht ausgeplaudert, wenn er am Sommerabend die große Linde versilberte — und auch diese nicht; denn schweigam war's unter ihrem rauschenden Wipfel, und dieser streute nur Blütenduft in die Lüfte, und Herr Kenner erfuhr nichts davon, daß die schöne Justine auch für einen Dichter schwärmte. Das war nun freilich anders geworden, seitdem sie die Braut des Rechtspraktikanten war; jetzt verbot ihr das Pflichtgefühl auch einen Kuß in Ehren einem bewunderten Dichter zukommen zu lassen, und es schien ihr nur noch erlaubt, in Worten ihre Begeisterung kund zu thun. Der Dichter selbst aber konnte nicht ganz

das Gefühl der Fremdheit überwinden, das ihn jetzt überkam gegenüber einem schönen Mädchen, das einem anderen gehörte; es war ihm doch zu Mute, als ob eine duftige Blüte seines eigenen Lebens dadurch entblättert worden wäre. Er hatte kein Recht auf sie und wollte keins haben; aber er freute sich ihrer unverkümmerten Schönheit; die Braut aber war unfrei und verloren auch für so unbefangenen Genuß.

Heute schied der Dichter von ihr mit dem Gefühl des Dankes für die Teilnahme, die sie ihm zeigte, für ihre Mitteilungen aus der Gesellschaft, für alles Gute und Schöne, was sie von seinen Dichtungen zu sagen wußte.

Er ging noch einige Zeit lang unten am Ufer der Elbe hin und her. Das Körnersche Weinberghäuschen drüben in Loschwitz erinnerte ihn an die Sommerzeit, wo er droben an seinem „Don Carlos“ gedichtet, und schwer fiel's ihm aufs Herz, daß dies große Drama noch immer keinen Abschluß gefunden. Wie hatte sich der anfängliche Plan erweitert, wie war auf dem Stamme des Familiendramas ein fremder weitschattender Baum gepflanzt worden, durch dessen Wipfel es zukunfts-voll rauschte von den Drakeln, welche der Genius der Menschheit verkündet; wie war der eine Held durch den anderen verdrängt worden, der Jüngling Carlos durch den Jüngling Posa, der Träumer durch den Schwärmer, die weiche Empfindung durch die schwunghafte Begeisterung — und das war alles dem Dichter selbst über den Kopf gewachsen; er wußte nicht, wie es kam, und hatte die dramatische Form geiprengt! „Don Carlos“, das Schmerzenskind langer Jahre, harrte noch immer der Vollendung; die beiden Akte, deren glänzender Held Posa ist, waren fertig, die Scene zwischen dem Marquis und der Königin das letzte, was er geschrieben, und dieser Scene stand er selbst zweifelnd gegenüber. Hatte nicht die Freundschaft zwischen Posa und der Königin eine allzu starke Schattierung einer zärtlichen Reigung, und kam damit nicht etwas ganz

Neues in das Stück, wofür die vorausgehenden Akte nicht die geringste Erklärung gaben? Und nun stand er vor der Schwierigkeit, im fünften Akte seinen Titelhelden Carlos wieder aus der Überschatung durch den begeistertsten Freiheitsmann Posa heraus an das dramatische Licht zu retten, seine Bedeutung durch große Scenen zu sichern, ihn wieder die Führung der Handlung in die Hand zu geben. Darüber brütete er in schlaflosen Nächten, erfand und verwarf, und auch jetzt schwankte er zwischen mehreren Plänen, und die rauschende Flut des Elbstromes weckte zwar seine Dichterphantasie, wollte aber den hin und her schaukelnden Kahn nicht in den rechten Hafen führen. Allmählich verlor sich der dämmernde Zug seiner Phantasiegestalten, und andere Bilder drängten sich über die Schwelle seines Bewußtseins. Das Körnerhaus drüben erinnerte ihn an den seltenen Freund, und wie diese Freundschaft sich entwickelt, ging vor seinem inneren Auge vorüber. Die Bewunderung der Kupferstecherstöchter Minna und Dora Stod in Leipzig für den Dichter, das Geschenk, das sie ihm gemacht, die Zuschrift von Minnas Bräutigam Körner — das hatte ihn ja aus den Thüringer Bergen in die sächsischen Flußebenen gezogen; das beherrschte sein Empfinden und Denken, als er, in Gohlis wohnend, im Schatten des Rosenthals die Wege ging, die einst Gellert und Goethe gewandert; das hatte ihn nach der Hochzeit des Freundes auch an die Elbe gelockt, und hier im neuen Heim des Konsistorialrates Körner, in Dresden und Loschwitz, hatte er sich selbst mit angesiedelt. Welche edle, aufopfernde Freundschaft! Was hatte Körner nicht für ihn gethan, wie gering achtete dieser die freigebige Hilfe, die er dem stets bedrängten Dichter gewährte! Und welcher geistig angeregter Kreis in der Dresdener Stidluft, welche schöne Gemeinschaft des Denkens und Empfindens, welche traulichen Tage gesellschaftlicher Heiterkeit! Und doch — es fehlte dabei dem Dichter etwas, der volle Einfaß seiner

Menschen- und Manneswürde, die nur durch Unabhängigkeit, durch Selbständigkeit der äußeren Stellung behauptet werden konnte. Er war doch immer nur Gast, wenn er auch in Dresden seine eigene Wohnung hatte; er war ein jahrelanger Gast des gastfreiesten Hauses, und Körners Eßsinn machte die Bande noch enger, die ihn mit diesem Hause verknüpften. Doch wo blieben seine Erfolge, wo seine glänzenden Ausichten für die Zukunft, wenn er dies für alle Teile ehrenvolle Parasitentum nicht von sich abschüttelte? In mehreren Jahren kein glücklicher Wurf, kein neuer Erfolg; nichts wirkt niederdrückender als die Erfolglosigkeit. Und dazu kam noch etwas, was der liebenswürdigsten Gastlichkeit einen gewissen unsoliden Beigeschmack gab: es war die leise Bevormundung, welche Körner und seine Damen über den Dichter ausübten; sein Leben, Denken und Schaffen sollte ihnen wie eine Uhr in einem Glasgehäuse sein; sie wollten immer genau wissen, wo der Zeiger steht, und rückten ihn auch gelegentlich vor und zurück, wenn er ihnen nicht auf die rechte Stunde zu deuten schien.

In solchen Gedanken war Schiller durch die Stadt und über die Elbbrücke gewandert, in sein Heim am Kohlenmarkte, nahe dem Japanischen Palais, wo er seinen Freund, den jungen Huber, fand, mit dem er zusammen wohnte. Der schlank junge Mann mit dem freundlich offenen Gesicht kam ihm schon auf der Treppe entgegen.

„Eben melbet Gottlieb, daß seine Herrschaften von der Reise nach Leipzig zurückgekehrt sind. Wir wollen zu ihnen hinübergehen!“

„Daß mich einen Augenblick Atem schöpfen,“ jagte Schiller; „ich habe mich eben in ein sehr trübseliges Gedankenueß eingesponnen, in dessen Maschen auch die Körnersche Familie eingefangen ist. Wenn ich ihnen unbefangen und herzlich gegenüber treten soll, so muß ich erst diese Gedankengänge verschmeißen. Doch wenn du solche Eile hast, deine Braut wiederzusehen . . .“

„Nein, nein,“ versetzte Huber, „plaudern wir noch etwas! Ich habe leider nichts Erfrentliches mitzuteilen! Dora erwartet gewiß bessere Nachricht; doch meine Bestrebungen, in die diplomatische Laufbahn einzutreten, haben keinen Erfolg gehabt; überall ablehnendes Bescheid, und so werde ich hier auf der Legation weiter arbeiten müssen, in sehr untergeordneter Stellung. Meine Kenntnis des Französischen wird ausgebeutet, und so nützt es mir, daß meine Mutter eine Französin war; doch sonst ist es überaus schwierig, für einen Bürgerlichen fast unmöglich, in dieser Laufbahn Förderung zu finden, man wird als ein unberufener Eindringling betrachtet.“

„Gewiß,“ sagte Schiller, „das ist eine Laufbahn für den Adel! Dem viel zu thun giebt's darin nicht. Wo es zu arbeiten gilt, da wird der Bürgerliche angepöbelt. Und du fürchtest dich wohl, mit leeren Händen vor Dora hinzutreten?“

„Meine Braut ist nur allzu geneigt, das Mißlingen meiner Pläne mir selbst zum Verbrechen zu machen. Du kennst sie ja; sie hat bei aller Herzensgüte ein sehr scharfes Urtheil und verschont uns alle nicht, mich am wenigsten. Da sie mehrere Jahre älter ist als ich, so werde ich bisweilen von ihr erzogen.“

„Bei deiner Flatterhaftigkeit kann dir's nicht schaden. Dora ist jedenfalls ein Charakter, und dazu hast du's noch nicht gebracht.“

Die Freunde hatten sich's indes in dem gemeinsamen Zimmer bequem gemacht, und daselbe füllte sich allmählich mit dichtem Tabaksqualm.

„Ein Charakter, jagst du, und ich bin es nicht! So seid ihr alle; ich soll wie Wachs in euren Händen sein. Nun, mit einundzwanzig Jahren ist man noch kein Cato, und dir fehlt auch noch manches dazu, obschon du sechs Jahre Vorsprung hast. Ich habe aber doch etwas vor dir voraus: ich habe mich bereits mit einem Mädchen verlobt; ich habe für mein ganzes Leben eine feste Entscheidung getroffen, und das ist doch wohl ein Zeichen von

Charakter! Doch du abenteuerst noch umher; du schwankst, du zögerst, aber im Grunde verdämmern jetzt alle deine Liebschaften im Ungewissen.“

„Du hast recht,“ versetzte Schiller, „doch es ist nicht meine Schuld. Ich habe an Margarete Schwan geglaubt; ich habe um ihre Hand angehalten.“

„Und du warst sehr praktisch darin: ein Dichter und eine Buchhändlerstochter, ein Verleger als Schwiegervater, der alles druckt, was der liebe Schwiegerohn gesündigt hat im Verkehr mit den neun Mufen! Und er braucht nicht einmal ein Opfer zu bringen, denn der Alte hat mit den ‚Ränbern‘ ein glänzendes Geschäft gemacht. Schade um den glücklichen Einfall!“

„Du weißt ja, daß ich Margarete in diesem Sommer wiedergesehen; sie hat noch immer die schönen großen Augen, die Freude an äußerem Glanz, an allem, was die Kunst erschafft, doch mir trat sie fremd und kühl gegenüber; sie wollte mir von Hause aus zeigen, daß sie nicht mehr an Herzensbeziehungen oder an eine dauernde Verbindung denkt. Nicht als ob ich ihr ganz gleichgültig geworden wäre: doch sie, welche die Verehrer an ihrem Zauberfädchen geleitet hat, angezogen und abgestoßen nach ihrer Laune, sie scheint jetzt auf Verehrer zu verzichten. Der Alte hat mich ins Vertrauen gezogen, ich habe dir's schon mitgeteilt: die Liebe zu einem Offizier, der sie später verlassen — nein, die Schwanin hat nicht mehr daselbe reine Gefieder wie früher, und der Korb, den ich von ihr erhielt, ist aus den Ruten geflochten, mit denen sie selbst vom Schicksal geächtigt worden.“

„Doch das entschuldigt nur die erste Dame,“ versetzte Huber, der die vollendeten Akte des Don Carlos auswendig kannte, „aber die anderen, das entzückende Wunder von Geist und Schönheit, Charlotte von Kalb, wie steh's denn mit ihr? Da gab es doch keine Ablehnung, keinen Bruch, da spielst du immer den Geheimnisvollen, und doch habe ich aus einigen Briefconversen gesehen, daß sie noch an

dich schreibt! Derartige Männer, wie dieser Kalb, sind für geniale Frauen ein notwendiges Übel, von welchem die Gerichte leicht befreien, wenn anderwärts durchaus geheiratet werden muß."

Huber war auf den leichtfertigen Ton der französischen Dichter gestimmt, deren Werke er zum Teil ins Deutsche übersezt hatte. Bei aller Bewunderung Shalespeares und Goethes und der Dramen seines Freundes liebte er doch die gewandte geistvolle Darstellungsweise der Franzosen, und der frivole Weltton war dem Jünger der Diplomatie geläufig.

„Laß mich davon schweigen," versetzte Schiller; „es gärt und stürmt in mir, wenn ich der merkwürdigen jungen Frau gedenke, die mich zugleich ängstigt und entzückt. Oft sehe ich ihr Bild vor mir, ihre hohe Stirn, ihren freundlich lächelnden Mund, die klugen, blauen, mächtigen Augen, die feingezogenen hohen Brauen. Es ist eine priesterliche Schönheit, und wenn ich erhabene Frauengestalten dichte, so wird ihr Bild mir vor der Seele stehen. Und dazu die leidenschaftliche Empfinden, diese stolze Eigenart des Denkens; und doch, auch sie ist eine Träumerin, sie weiß sich nicht mit der Wirklichkeit abzufinden; sie hat den Mut, in ihrer Phantasie alle Schranken zu überfliegen, und doch nicht den Mut, einen Entschluß zu fassen, der ihr Leben anders zu gestalten vermag. Und so hängt diese Wetterwolke der Leidenschaft immer noch am Himmel meines Lebens; aber von diesen zuckenden, zündenden Blicken wird es auf die Dauer nicht fröhlich erhellet."

So ging das Gespräch noch eine Zeit lang hin und her; bald aber ließ sich des Bräutigams Ungebud nicht mehr beschwichtigen, und auch Schillers Zweifel und Strupel über seine Dresdener Beziehungen waren durch jene Erinnerungen aus früherer Zeit verschleucht worden und auch er sehnte sich danach, seinen Freund Körner und die lieben Weibchen wieder zu begrüßen. Einige Schritte über die Straße — und sie waren in dem Körnerischen Hause.

Und da stand der Dichter ja wieder den lieben Freunden gegenüber, welche einst durch begeisterte Zuschrift aus der Ferne ihm in einer Zeit tiefster Entmutigung Trost und Freude gesendet, und das überströmende Dankgefühl, das ihn damals ergriffen, erneuerte sich jetzt in seiner Seele; alle Bedenken waren verschwunden und mit inniger Herzlichkeit reichte er den Freunden die Hand.

Das waren sie ja, die beiden Fräulein Stod, die er in Leipzig aufgesucht, bei seinem ersten Besuch in der Pleißenstadt hoch oben in der Mansardenstube des Silbernen Bären, um zu danken für ihre schöne Spende und warme Verehrung. Die eine war inzwischen Frau Rat Körner geworden; aber sie hatte immer noch den mädchenhaften Reiz bewahrt, die bestrickende Lieblichkeit ihrer Züge, die unschuldigen seelenvollen Augen, den zierlichen halbgeöffneten Mund, und ihr blondes Gelock war wie damals von einem seidnen Bande zusammengehalten.

Das war die anmutige Minna Stod mit ihrem gewinnenden Lächeln, ein echtes sächsisches Mädchen, wie sie hier der Sage nach auf den Bäumen wachsen. Jetzt aber war sie sorgjam waltende Hausfrau und seit kurzem auch Mutter, was man in ihren blauen Zügen lesen konnte. Die Schwester Dora war nicht so schlank und groß und ein wenig verwachsen, mit schärfer geschnittenen Zügen, einem fest geschlossenen Mund, mit dem Gepräge geistiger Bedeutung und Eigenart. Und daneben Körner, mit dem Talent der Begeisterung und Bewunderung, der lebenswürdigste Anempfänger, von welchem die deutsche Litteratur Kunde giebt, vielseitig gebildet, geistreich, aber nicht schaffenskräftig, ein offener, gewekter Kopf, freundliche Herzenswärme in seinem ganzen Wesen — ein echter Dichterfreund!

Herzlich war die Begrüßung Schillers und Körners. Dora trat mit Huber in die Fensterinsche. „Herr Doktor wurden katechisiert," würde Mephistopheles gesagt haben; doch schienen die Verhandlungen zu einem friedlichen Abschluß zu gedeihen;

beide traten Hand in Hand wieder zu den anderen heran. Dora legte einige neue Zeichnungen vor, die sie auf der Reise angefertigt: alles hatte Hand und Fuß, zeigte scharfe Auffassung und sichere Ausführung, und bei ihren Porträts wußte sie den Köpfen jene Züge abzulassen, durch welche ihr Charakter vorzugsweise bestimmt wird.

Dann versammelte sich der Freundschaftsbund der fünf zu einem fröhlichen Abendmahl; es kreisten voll edlen Weines die fünf silbernen Pokale, welche als Symbol des Bundes galten, nachdem Schiller bei einer früheren Mahlzeit beim Anstoßen mit Minna ein Glas zerstoßen; damals wurden auch die vier anderen Gläser dem Untergang geweiht; man goß den Inhalt aus, die Scherben flogen umher, denn das waren zu gebrechliche Gefäße, um die Opferspenden für der Freundschaft dauernden Bund in sich aufzunehmen, der damals mit jubelnder Begeisterung begrüßt wurde. Dafür wurden neue silberne Pokale angeschafft und eingeweiht. Das Gespräch wurde immer angeregter und drehte sich bald um den Gegenstand, der alle am meisten beschäftigte, um Schillers „Don Carlos“.

„Wie weit sind Sie mit dem Stück?“ fragte Dora in ihrer kurz angebundenen Weise.

„Es fehlt nur noch der letzte Akt,“ versetzte Schiller.

„Der muß geschafft werden. Mein Gott, was treiben Sie eigentlich? Mit diesen langen Pausen verlieren Sie zuletzt den Faden, wenn Sie ihn nicht schon verloren haben, denn seitdem Sie den Marquis hineingewirrt, wird die Sache sehr verwickelt. Ein Stück mit zwei Helden ist ja wie ein Ungetüm der Fabel mit zwei Köpfen.“

„Carlos bleibt doch immer der Held,“ versetzte Körner; „der Marquis übernimmt nur in zwei Akten die Führung; der letzte Akt aber muß wieder dem Infanten gehören.“

„Das aber ist eben die Schwierigkeit,“ meinte Huber, „dieser Jüngling, der unter

dem Genie des Marquis wie unter einer Lawine verschüttet ist, wieder herauszugraben. Darum schänfelt unser Freund so lange daran herum.“

„Er muß ans Licht, sobald wie möglich,“ versetzte der Dichter; „schon bewerben sich viele Bühnen um Seine Hoheit und ich selber brauche den klingenden Lohn. Doch leider! muß ich meine schönen Verse opfern.“

„Ein zu weit gehendes Zugeständnis,“ versetzte Huber.

„Welche Schauspieler können denn heutigetags Verse sprechen? Schon die Zunftung erschreckt sie; es fröstelt sie, wie wenn aus den Schluchten und Grotten des Parnasses ein eisig kalter Hauch sie überrieselte. Der Vers gilt für veraltet; haben doch die Stürmer und Dränger, hat doch Goethe seinen Götz in Proja geschrieben, wie ich meine drei ersten großen Stücke, Lessing seine ‚Minna‘ und ‚Emilia Galotti‘, und der Vers im ‚Rathen‘ ist doch auch nur verkleidete Proja. Für unsere heutigen Mimn ist der Vers etwas Unnahbares. Doch das wird anders werden. Die unvergängliche Schönheit der Dichtung braucht den Vers als ihren Träger. Davon zeugen die großen Meisterwerke aller Zeiten, und nur eine Zeit des Verfalls oder unreifer wilder Gärung kann sie entbehren.“

„Der Vers,“ sagte Dora, „gibt ein milderes Licht für das Schrofne und Grelle. Im Grunde, lieber Schiller, ist Ihre Eboli ein entseftliches Frauenzimmer und ich fürchte für sie, wenn Sie ihr das Versegewand herunterreißen. Ehebrecherin, Duhlerin, Diebin, betrügt sie Vater und Sohn, König und Königin. Gönnen Sie ihr doch die schönen Verse, das entzückende Lantenspiel; sonst gehört sie ja zu der Sorte, die von Gerichts wegen gestänpt wird.“

„Aber Dora,“ sagte Minna, „du beleidigst ja unseren Dichter.“

„Durchaus nicht,“ versetzte Schiller, „ohne Verbrechen keine Tragödie. Aber die Größe der Leidenschaft muß es abeln.“

„Wir wollen heute nicht vom Tisch

aufstehen," meinte Körner, „ohne daß Schiller uns sein Versprechen gegeben hat, in nächster Zeit den ‚Don Carlos‘ zu vollenden. Deutschland wartet darauf mit Ungeduld; die Akte in der ‚Thalia‘ haben die wärmste Aufnahme gefunden; ein junger Dichter darf keinen Torso, keine Fragmente schaffen. Der ‚Don Carlos‘ lebe hoch!“

Fröhlich klangen die silbernen Pokale zusammen, und der Dichter versprach, alles, was ihn sonst beschäftigte, beiseite zu werfen und der Vollendung des ‚Don Carlos‘ sein ganzes Denken und Schaffen zu widmen. Dieser Entschluß wurde mit Freuden begrüßt. Trotz der heiteren Weinlaune fand Huber den Freund schon beim Heimweg und zu Hause einsilbig und verschlossen — er brütete über dem Schlußakt des Trainerspiels, und schon gingen einige leuchtende Gedanken, einige Feuerworte in seiner Seele auf.

*
*
*

Die Winterjaison stand in Blüte; Hofbälle, Välle in den Bürgerfreien lösten sich ab; auch allgemeine Kostümbälle wurden veranstaltet, die ein Publikum aus verschiedenen Ständen versammelten.

Schiller hatte an seinem ‚Carlos‘ gearbeitet, die erste große Scene des letzten Aktes war vollendet.

„Heute," jagte Huber, „hast du etwas Großes vollbracht; du hast den Marquis aus dem Wege geräumt, und so ist wieder Platz geworden für deinen Helden, mit dem das Drama steht und fällt. Nun wollen wir uns einen frohen Tag machen, das heißt, eine frohe Nacht. Bei Körners haben die lieben Weiberchen Migräne, und unser Freund sitzt hinter den Akten, und wir wollen ihn darin nicht stören, denn er hat nicht allzu häufig solche Anwandlungen des Fleißes, es muß ihm irgend ein Prozeß über den Kopf gewachsen sein. Wir haben also einen freien Abend und wollen uns auf dem hentigen Maskenball zerstreuen.“

Der Dichter war ganz damit einver-

standen; er war in gehobener Stimmung wie immer nach einem gelungenen Gedicht; die schwinghaften Berse, die ihm sein Genius heute diktiert hatte, schwebten auf seinen Lippen und ihr feuriger Takt machte seine Pulse lebendiger schlagen; wie aus geöffneten goldenen Pforten der Zukunft wehte ihm ein Hauch von Ruhm und Glück entgegen.

Ein Domino, eine Maske waren rasch besorgt, und bald befanden sich die Freunde im bunten Gewühl des Balles. Hirten und Hirtinnen im Kostüm der französischen Schäferspiele, Zigeuner und Zigeunerinnen, Magier und Geisterfeger, die damals sehr in Mode waren, Ritter und Edelstränlein, Spanier und Spanierinnen. Das wogte durcheinander, wandernd und tanzend, und einige groteske Hanswürste und Bajazzi ließen der übermütigen Karnevalsstunde den Zügel schießen mit ledern Sprüngen und Pritschenschlägen. „Hier schlag ich dich zum Ritter," rief einer dieser Harleins, „großer Poet mit den langen Beinen und dem geträumten Raden, Mann der böhmischen Wälder und der württembergischen Wachtstuben, Regimentschirurg, der jetzt die Mäusen zu Tode kurirt mit schwülstigen Laganzen — hier kannst du deinem Karl Moor die Hände reichen.“

Und in der That kam ein Räuber des Weges, ganz im Kostüm des Karl Moor, wie er vor kurzem auf Vondinis Bühne gesehen wurde. Doch Schiller wandte sich von dem Hanswurst, der ihn zu kennen schien und erkannt hatte, und von dem nächertretenden Räuber ab und zog sich aus dem Getümmel an einen Scheintisch in ruhiger Ecke zurück.

„Kann ich mir nirgends selbst entfliehen? Es ist mir peinlich, überall an meine poetischen Sünden erinnert zu werden.“

„Du bist einmal berühmt," versetzte Huber, „und der Ruhm bringt dergleichen mit sich. Die alten Philister wollen nichts von dir wissen, aber die Jugend schwärmt für dich. Und verstecken kannst du dich auch nicht hinter deiner Maske. Wer ein

solches Gardistenmaß hat wie du und sich außerdein — nimm mir's nicht übel — so schlecht und schlotterig hält wie du, den findet jeder heraus, der dich einmal gesehen. Was habt ihr denn eigentlich in der Karlschule gelernt? Militärische Haltung gewiß nicht. Der Herzog von Württemberg hat recht, wenn er dich haßt und verfolgt; denn du bist eine klägliche Empfehlung seines Soldateregimentes."

Die Freunde ließen sich eine Flasche Wein bringen und musterten die Vorübergehenden.

"Die sächsischen Mädchen," sagte Huber, „haben doch etwas Grazioses, fast wie die Französinen. Ich freue mich dieser doppelten Landsmannschaft als Sache von Geburt und einer Französin Sohn. Sie sind hübsch und artig, diese Mädchen von Leipzig und Dresden. Sieh diese jungen Schäferinnen dort, ganz wie von Meißener Porzellan oder sagen wir lieber von Sedresporzellan abgesprungen; und wie zierlich und beweglich jene Pariser Kammerjofen, die aus den Gemächern von Versailles entwischt zu sein scheinen. Und jene italienischen Blumenmädchen — allerliebste, nur wenig italienisch — blonde Sächsinen. Und, ei, sieh da, etwas Mythologisches! Eine Göttin! weiß Gott, was sie da für Attribute hat! Man kann's nicht recht erkennen; doch das ist Nebenjache. Solch eine Göttin will etwas anderes zeigen als ihre Attribute, und auf dem Olymp herrscht Maskenfreiheit. In der That, da fällt etwas für die Bildhauer ab."

Huber blieb im fröhlichen Plaudern, während Schiller alle diese Erscheinungen wie im Traum an sich vorübergleiten sah; er sah nur die Bilder seiner Phantasie: diese schlanke, edle, zarte Gestalt, eine Königin wie Dou Philipps Gemahlin, diese wilde, feurige, rebenumkränzte Bacchantin, ein leidenschaftliches Weib wie seine Eboli.

Wald michteten sich die Freunde wieder ins Getümmel. Huber tanzte ein Menuett mit einer jungen Spanierin; Schiller sah, an einen Pfeiler gelehnt, dem

Hinundher der steifen Touren zu. Da legte sich eine zarte Hand auf seine Schulter; ein Paar muntere Augen blickten ihn durch die Maske an; eine schöne, stattliche Dame stand vor ihm im Hofkostüm von Versailles, duftend von Parfüms und einen mächtigen Straußenfächer tragend. Die Täuschung war so groß, daß der Dichter in der That einen Augenblick glaubte, eine sehr vornehme Dame vor sich zu sehen.

„Mein Chevalier," sagte sie, ein seidenes Schnupftuch hervorziehend, das von Wohlgerüchen duftete, „sind Sie wie ich einmal zur Canaille herabgestiegen? Nun, man muß auch einmal sehen, wie's da zugeht! Freilich, man muß dann viele Parfümfläschchen anwenden, um die Dämons zu verschrecken, die uns anhaften.“

Die Dame sprach dies alles in affectiertem Ton, süßlich und französiierend.

„Sie sind ein Poet, Monsieur, und ich hoffe, daß Sie mir bald widmen werden ein schönes Gedicht! Dazu sind ja die Poeten zu brauchen, wenn sie auch sonst sind unnütze Leute in der Welt! Ein paar Blumen in die Vasen, ein paar Verse auf ein seidenes Band — nun, Monsieur Schiller, stehen Sie doch nicht so hölzern da wie in einem Schilderbüschchen vor der Karlschule oder einer anderen Kaserne.“

Ein Schlag mit dem Fächer hatte offenbar den Zweck, das schlummernde Talent des Poeten zu wecken. Der Dichter wußte noch immer nicht, wen er hinter dieser vornehmen Hofdame suchen sollte.

„Sind Sie aber ungalant, Monsieur; kein Bonmot, kein Kompliment, und man ist doch nicht umsonst schön. Wenn man sich so viel Mühe damit gegeben hat, so will man auch bewundert und gefeiert werden. Nun, Ihren Arm, Herr Cavalier, und ein Rundgang durch den Saal. Wenn eine Marquise wie ich sich zu einem gemeinen Bürgerlichen herabläßt wie Sie, so kann der letztere eine solche Ehre nicht hoch genug aufnehmen.“

Schiller ergriff ihren Arm, stimmte in ihren französischen Ton ein und geleitete sie durch den Saal. Am anderen Ende

desselben angekommen, rief sie auf einmal aus: „Ach, da ist ja der Kenner,“ und ihrem Begleiter einen kräftigen Fächerschlag erteilend, entzog sie ihm ihren Arm. „Ach, Er kennt mich noch immer nicht, Er langer Peter! Ich bin ja die Gussel von Blasewitz,“ und heiter lachend verließ sie den Dichter.

Als dieser sich wieder zu Huber gefunden, sprach er seine Freude darüber aus, daß Fräulein Segebin von ihrem Darstellungstalent eben eine so glänzende Probe gegeben. Huber hatte inzwischen seine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe sehr fein kostümierter Damen gerichtet, die offenbar den höheren gesellschaftlichen Kreisen angehörten: ein Spanier und eine Spanierin, eine Zigeunerin und eine Zigeunerin; letztere, wie es schien, von schöner, harmonischer Körperbildung; wenn ihre Züge derselben entsprachen, mußte sie eine vollendete Schönheit sein. Auch Schiller war auf die junge Dame aufmerksam geworden; eine Zigeunerin in ihrem Kostüm, aber die blonden Zöpfe widersprachen der Charaktermaske. Das war kein dunkles Hindumädchen aus dem Orient, und auf Kostümtreue schien es der Dame nicht anzukommen, die gewiß in freier, phantastischer Tracht nur ihre Schönheit zur Geltung bringen wollte. Der Dichter bemerkte, wie sie offenbar zu ihm und dem Freunde herüber sah und dann mit dem Spanier flüsterte. Wieder durch die Maske ruhte ihr Auge auf ihm; er besand sich wie unter einem Banne, und dies Gefühl steigerte sich, als die Schöne auf ihn zuschritt und ihn anredete.

„Darf ich Ihnen weisssagen?“ fragte sie und der Dichter reichte ihr mit freundlicher Verneigung seine Hand; sie prüfte die Linien derselben und sagte dann mit wohlkautender Stimme:

„Ich sehe und stanne, da ist etwas Ungewöhnliches. Das deutet auf Großes, auf Bedeutendes, auf Schicksale, die wir armen Mädchen aus dem Wald und von der Heide nicht ergründen können! Das ist ein Stern, da kommen die Könige

und neigen sich davor. Und diese Lebenslinie hier! Sie werden leben lange und länger als wir alle, alle. Das ist wie ein Riesebaum, der in den Himmel wächst. Heil dem großen Dichter!“

Feurig blickten ein Paar große blaue Augen aus der Maske zu dem Dichter empor, und ehe dieser noch den Satz vollendet, in welchem er mit bescheidenen Worten eine so überschwengliche Huldigung ablehnte, war die Zigeunerin wieder zu den Thürigen zurückgekehrt.

„Ein Abenteuer,“ meinte Huber; „nun, du siehst, es ist nicht gerade ein Augglück, berühmt zu sein. Ich wenigstens möchte schon alle die kritischen Prügel ertragen, welche du für ‚Die Räuber‘ und den ‚Fiesko‘ erhalten hast, wenn mich dafür ein begeistertes Wort aus schönem Munde entschädigte.“

„Ich lasse sie nicht wieder aus den Augen,“ sagte Schiller; „bald schlägt die Mitternachtsstunde; dann fallen die Masken, und ich werde sehen, ob die Natur dieser bezaubernden Gestalt ein ebenso anmutiges Antlitz verleiht, und erfahren, wer diese Schöne ist.“

Bald sah Huber ein, daß es vergeblich war, irgend ein anderes Gespräch mit dem Dichter anzuknüpfen, der nur das schlanke Mädchen mit seinen Blicken verfolgte.

„Es ist unmöglich,“ sagte er, „daß sie häßlich ist von Gesicht. So launenhaft gereizt die Natur nicht den schönen Zusammenhang einer weiblichen Erscheinung. Ein häßliches Gesicht auf diesem Körper, es würde mich in Stein verwandeln wie ein Medusenhaupt. Die Fabel erjüht solche Fragen, nicht die Natur. Wo solcher Wohlklang ist in jeder Bewegung, etwas so Anmutiges, so Aufschmieglames, was uns unwillkürlich fesselt, da können nicht abstoßende Züge das ganze harmonische Gebilde Lügen strafen. Und ihre Augen hab ich ja gesehen, sie sind tief und herrlich.“

„Lehr mich die Hexen kennen, lieber Freund,“ sagte Huber; „es giebt auch solchen Spuk in der Menschenwelt, und

ehe du dich verziehst, wandelt sich die Schönheit in ein häßliches Aßche.“

Es schlug zwölf Uhr, die Masken fielen. Auch die Zigeunerin legte die Sammetmaske ab. Schiller blickte auf sie und stand wie in Verückung; der Freund störte ihn nicht; auch auf ihn machte die seltene Schönheit des Mädchens einen tiefen Eindruck. Wie gebannt an einen Pfeiler lehrend, von wo er den ungestörten Blick auf die Gruppe hatte, sagte Schiller:

„Diese Züge, diese Urriße der Gestalt, die schönste Laune der Natur! Sieh, jetzt sind die breiten Flechten, in die ihr lauges lichtblondes Haar geschlungen war, wahrscheinlich durch die Bewegung des Tanzes, losgegangen und fließen in reizender Unordnung über den Nacken herab. Ein himmlisches Antlitz, wo eine Engelsseele wie auf einem Thronsitze ihre ganzen Reize ausbreitet.“

„Du stehst ja hier wie ein Trunkener, das fällt auf,“ versetzte Huber, „da ist es wichtiger, sich die besonderen Kennzeichen zu merken, um solch ein Wunder wieder zu finden; denn, sieh, die Gruppe löst sich auf und scheint den Ballsaal zu verlassen. Die Zigeunermutter dort, die schon etwas dunkler und asiatisch gefärbt ist als deine blonde Wahrsagerin, scheint in der That das schöne Kind wie ihre Tochter zu behandeln. Sie ist auch gar nicht übel, diese Mutter! Ein Paar kluge Augen, die gelegentlich wetterleuchten, wie ich sehe; das ist eine kundige Thebanerin, die gewiß ein wenig den Teufel im Leibe hat. Wichtig, die beiden verabschieden sich von den anderen und gehen nach Hause. Die Mitternachtstunde hat geschlagen, der Spuk zerfliehet.“

Schiller ging mit Huber auf und ab, seine Schritte waren hastig, aufgeregter sein ganzes Wesen.

„Wenn ich's nur erfahren könnte, wer sie ist, wo sie weilt, ich habe keinen anderen Gedanken mehr. Kann man etwas nie gefamnt, nie vermist haben und wenige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den

Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir ebenso unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnt, dies lebendige mächtige Gefühl in mir: du kannst jetzt nichts mehr lieben als das.“

„Da spielt dir deine dichterische Einbildungskraft wieder einen Streich,“ versetzte Huber; „es sind die Übertreibungen deiner Phantasie, Auswüchse deines dichterischen Stils. Vergiß nicht, ein solcher Maskenball ist ganz geeignet, solche Auswüchse hervorzurufen. Das bunte Leben und Treiben ringsum, der von den Kronleuchtern herniederflutende Glanz, der Reiz einer fremdartigen Tracht, und dazu die eigene abenteuerlustige Stimmung, die noch erregt ist durch den starken spanischen Wein, den wir soeben genossen, das alles ist nur zu sehr geeignet, eine Täuschung hervorzurufen, die uns auf einige Augenblicke beseligen mag. Beim nüchternen Licht der Morgensonne sieht das alles gewiß ganz anders aus. In unseren diplomatischen Kanzleien lernt man auf solche Belenchtungseffekte achten, sie hervorzurufen und gelegentlich zerstören, ich meine nur mit Bezug auf Aktenstücke und Thatsachen, die wir zu gruppieren haben. Wir stellen dergleichen ins günstigste Licht, wenn es nötig und möglich ist — und so begegnet's uns ja auch oft im Leben, daß der Zufall alles angenehm und bestechlich gruppiert und wir daher, wenn wir die Ennme unserer Eindrücke ziehen, diese Zufallsispiele abziehen müssen.“

„Nein, nein,“ sagte Schiller, „das ist ein Wesen, an dem die nüchternste Morgen-sonne nichts verderben kann, das auch sie mit ihren Strahlen nur verschönern wird. Ich werde die Nacht kein Auge zuthun, wenn ich nicht wenigstens weiß, ob es mir möglich sein wird, diese Erscheinung, die so sieghaft in mein Leben trat, wiederzusehen.“

„Nun, was diese Nacht betrifft, so mache dir keine Sorge,“ erwiderte Huber; „du brauchst kein Auge zuzuthun, ich will

die meinigen ebenso offen halten; wir wollen fröhlich sein, bis die schläfrige Morgenroue aus ihren grauen Schuwwollen hervorblinzelt."

"Du hast recht, ich bin zu aufgeregt, um zu schlafen, und wenn man in glücklichen Empfindungen schwelgt, so muß man sein Leben um eine Nacht verlängern, die sonst der Schlaf uns stiehlt; doch du mußt mir entdecken helfen, wer die Schöne war. Nimm an, es sei eine unbekannte diplomatische Agentin aus feindlichem Lager und du hättest den Auftrag, sie um jeden Preis zu entlarven."

"O, es bedarf dazu gewiß nicht besonderer Vorkehrungen," versetzte Huber; „wir brauchen keine Spione in Thätigkeit zu setzen. Wenn du nur nicht so ungeduldig wärest, so würde sich das Rätsel in aller Bequemlichkeit lösen lassen; denn das ist keine geheimnißvolle Dame; das ist etwas vom Hofe — und da wissen wir Diplomaten Bescheid. Eine einfache Anfrage an rechter Stelle wird genügen."

"Zwischen aber dies peinigende Gefühl der Ungewißheit."

"Setze dich an deinen Schreibtisch und dichte am ‚Don Carlos‘ weiter. Wenn die Mägen besuchen, der kann's abwarten, bis die Grazien anklopfen."

"Die Grazien verderben den Mägen ganz das Concept; es wäre mir jetzt unmöglich, nur eine Zeile zu schreiben. Deine Mahnungen sind übrigens ganz am Platze; nur ärgert es mich, daß wir die Rollen auf einmal vertauscht haben. Daran erkenne ich zu meinem Schrecken, daß ich die Jahre, die ich vor dir voraus habe, gänzlich verlegue. Du bist auf einmal mein Mentor geworden, und ich lasse mir das ruhig gefallen, im Gefühl meiner augenblicklichen Unzulänglichkeit." Da rauhete etwas an den Fremden vorüber; es war die Hofdame aus Versailles, sie hatte die Maske abgelegt, und das blühende schöne Gesicht der Justine Segebin mit den lachenden Augen blickte ihnen freundlich entgegen. Schiller hielt die Vorübergehende fest, mit einer Hast, die aufgefallen wäre, wenn nicht die Maske

freiheit vieles entschuldigte. Die Blasenwiger Gustel sah ihn erstaunt an:

"Nun, was ist denn vorgefallen? Attackiert man so eine vornehme Dame, die gewohnt ist, sich im Salon des Eil de bouif zu bewegen? Was sind das für Manieren, Monsieur?" Und das parfümduende Schnupftuch vorhaltend, fügte sie, die Nase räumpend, hinzu: „Das fährt einem gleich auf die Nerven, wenn sich dergleichen in höhere Kreise drängt! Ich kenne Ihn, Er ist ein Stück Poet; hat Er ein Madrigal auf mich gemacht, das Er mir überreichen will?"

"Jetzt keine Scherze, Fräulein Guste! Sie sollen mir eine dringende Frage beantworten. Wer war die schöne Zigeunerin mit den blonden Zöpfen? sie ging mit einer Zigeunermutter, einem Spanier, einer Spanierin. Sie müssen sie bemerkt haben; denn es war ein auffallend schönes Mädchen."

"Hat der Monsieur einmal wieder Feuer gefangen? Es wäre nicht unmöglich, daß ich Ihn die gewünschte Auskunft erteilen könnte; aber ob es räthlich wäre, unter solchen Umständen, das ist eine andere Frage."

"Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Guste."

"So sieht es aus? Aha, das ist ja höchst bedenklich! Nun, einige Torturgrade müssen Sie schon überstehen. Warum sind Sie ein solcher Sünder, der sich immer nach schönen Mädchen umsieht?"

"Haben Sie Mitleid mit mir, Fräulein Segebin," warf Huber ein, „denn wenn Sie meinem Freunde nicht die gewünschte Mitteilung machen, so wird er gänzlich ungenießbar für mich, und das ist mir doppelt peinlich, weil wir zusammenwohnen."

"Sie kennen diese Dame?" fragte Schiller, mit fast heftiger Dringlichkeit.

"Gewiß, doch es ist gar nicht nötig, daß Sie mit solchem Eifer auf mich Beschlag legen. Ich weiß es zu würdigen, daß ich in diesem Augenblick für Sie einen so hohen Wert besitze; doch Sie können getrost in der Tage heruntergehen;

denn die Auskunft, die ich Ihnen erteilen kann, giebt mir kein besonderes Vorzugsrecht. Andere Leute sind ebenso gescheit wie ich; fragen Sie nur hier im Saal herum, und es werden Ihnen wenige die Antwort schuldig bleiben. Und weil ich daher ein Geheimnis nicht bewahren kann, welches alle Welt kennt, wenn ich's auch zu Ihrem Heil und Frommen gern gethan hätte, so lege ich die Karten auf den Tisch."

"Aber, Guste, wenn Sie früher alle Ihre Gäste so langsam bedient hätten."

"Ja, ich habe dabei noch ein böses Gewissen; ich fürchte Öl ins Feuer zu gießen. Ich habe Ihnen früher etwas ausgeplaudert, von dem ich jetzt lieber wünschen möchte, es für mich behalten zu haben. Eine junge Dame ist nämlich dieselbe, von der ich Ihnen erzähle, die Sie so warm und glänzend verteidigt hat; es ist Fräulein Henriette von Arnim, und die Zigeunermutter, die sie begleitete, ist Frau von Arnim, ihre fürsorgliche Mutter. Und nun hat der Mohr seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen."

Und mit zierlichem Knig empfahl sich Justine und eilte ihren Begleiterinnen nach, die am anderen Ende des Saales auf sie warteten.

Schiller stand betroffen; der Name wirkte auf ihn wie eine magische Formel, ihm war, als ob damit sich ein geheimes Schicksal ankündigte, eine Hand, die in sein Leben griff, ob zum Heil oder Unheil? Wer konnte es wissen?

"Die Arnims," sagte Huber; "nun, ich habe von ihnen sprechen hören; wir werden sie schon zu finden wissen, das laß meine Sorge sein. Du wirst ja sehen, ob der Zauber dieser Nacht Stich hält bei einer nächsternen Begegnung."

Und sie gingen in die Nacht hinaus. Dampf brandete der Elbstrom an die große Brücke; es rauschte in der Tiefe wie ein unverstandenes Orakel der Zukunft. Durch die Kenstadt ging's, immer weiter durch die schimmernden Gassen, die Hügel hinauf, nach Döschwitz zu. Bei einem Weinbauern, der früh aufgestanden, sauden sie

ein Unterkommen und einen erquickenden Trank. Und da blieben sie bis zum Morgenrauen. Wie ein dämmerndes Rätsel lag Dresden im Frühnebel, aber aus dieser Dämmerung sah der Dichter den Stern seines Lebens aufleuchten.

Am nächsten Tage wurde im Theater „Ariadne auf Naxos“ gegeben: es war spät am Abend, als die Darstellerin der Titelrolle, Frau Sophie Albrecht, nach Hause zurückgekehrt, in ihrem Salon den kleinen Kreis von Gästen fand, der sich hier oft noch um diese Stunde versammelte. Whist- und Phombretische standen bereit für die Spiellustigen, zu denen auch die Künstlerin selbst gehörte; auch der hochgewachsene Dichter der „Räuber“ fehlte an diesem Abend nicht. So gern er sein Glück im Spiel auf die Probe zu setzen pflegte — an diesem Abend hatte ihn doch ein anderer Wunsch hierhergetrieben; er beabsichtigte Frau Albrecht ins Vertrauen zu ziehen und ihre guten Dienste in Anspruch zu nehmen; denn er vermutete mit Recht, daß sie bei ihren Beziehungen zu aller Welt auch mit den Arnims bekannt sein würde. Schiller hatte Sophie Albrecht schon bei einem Ausflug kennen lernen, den er von Mannheim aus nach Frankfurt gemacht: hier lebte sie damals mit ihrem Gatten Doctor Albrecht und hier hatte sie sich zuerst dem Theater zugewendet. Für den Dichter Schiller hegte sie die wärmsten Sympathien; sie feierte ihn in einem schwunghaften Gedicht und schloß mit ihm einen innigen Freundschaftsbund. Der Dichter hatte sich sehr gefreut, sie in Dresden wiederzufinden.

Es waren einige Kollegen und Kolleginnen versammelt; auch der Lustspiel-dichter Jünger aus Leipzig, ein grillenhafter und schwermütiger junger Mann, trotz seiner heiteren dramatischen Dichtungen und tomischen Romane, wie man denn oft eine solche düstere Sinnesart auch bei den Komikern findet, die auf der

Bühne selbst eine zwerchfellerschütternde Wirkung auszuüben pflegen. Er unterhielt sich eifrig mit Doktor Albrecht, dem Gatten der Künstlerin, über Leberkrankheiten, von denen er heimgesucht zu werden befürchtete, und ihn benruhigte die Existenz eines inneren Organes, wie die Milz, von der niemand recht wußte, wozu sie eigentlich vorhanden sei. Doktor Albrecht, ein Mediziner, gab ihm Auskunft nach dem Stande seiner Wissenschaft; er war im übrigen ein ruhiger Mann, der mit seiner Frau in leidlichem Einvernehmen lebte; sie war ihm bereits im Alter von fünfzehn Jahren angetraut worden, und obchon sie jetzt wenig älter war als Schiller, so hatte sie doch bereits eine lange Ehe hinter sich. Doktor Albrecht war es auch längst müde geworden, die künstlerischen Leistungen seiner Frau zu bewundern; er besuchte nur ausnahmsweise das Theater, wenn sie spielte, und sobald ihre Garderobentörbe fortgetragen waren, ging er seinen eigenen Neigungen nach, die ihn ins Bierhaus und zu guten Fremden führten; ja, er war recht verdrießlich, wenn ihn die Aufführung eines neuen Stückes, in welchem seine Sophie eine hervorragende Rolle hatte, in das Theater rief — ein Opfer, das er dem Gerede der Welt brachte; denn seine Abwesenheit an einem für seine Frau so wichtigen Theaterabend wäre doch in unliebbarer Weise bemerkt worden. Seinen früheren Wunsch, daß sie von der Bühne zurücktreten möchte, weil es ihm nicht sehr angenehm war, daß, wie er sagte, die Person, die sein häusliches Glück bilden sollte, sich vor aller Welt zur Schau stelle, hatte er wieder vertagt; denn die für ihn ungestörten Abende, die seine Gattin an die Bühne fesselten, waren ihm ganz willkommen.

Schiller wurde inzwischen von einem seltsamen Kauz in Anspruch genommen; es war der drollige Berliner Poet Burmann, der sich in Dresden zum Besuche aufhielt; ein Männchen von quecksilberner Beweglichkeit, mit munteren, durch die Brille funkelnden Augen. Er machte lau-

ter spaßhafte Gedichte und hatte eben dem Verfasser der „Räuber“ zwei Fettel überreicht, auf denen sich die neuesten Ergüsse seiner Muse befanden: eine Ode auf einen Kanarienvogel und ein großes Gedicht ohne H. Schiller war für solchen Spaß sehr empfänglich; er hatte selbst in Dresden manches Ähnliche gesündigt; er lachte herzlich und fühlte sich einen Augenblick von der schwülen Spannung erlöst, die auf ihm lastete.

Endlich erschien Sophie Albrecht und begrüßte ihre Gäste. Man sah ihr's an, daß sie nicht für das Rollenfach der Heldinnen geschaffen war; dazu war ihre Gestalt nicht groß und imponierend genug; aber ein interessantes Gesicht und schwärmerische Augen kündigten ihren Beruf für empfindsame Liebhaberinnen an. Dem Dichter Schiller trat sie wie immer mit vieljagendem Augenaufschlag entgegen; er hatte eine Stelle in ihrem Herzen. Zunächst freilich erwählte sie ihn zu ihrem Partner am Whisttisch, da sich die Gesellschaft an die Whist- und Phombretische verteilte. Und nun klapperten die Marken und die Teller und die Geldstücke, und durch die Lust schwirrten nun jene Ausrufe und Bemerkungen, durch welche die Spieler ihrem bedrängten Herzen oder der Freude über den Gewinn Lust machten. Hier Schlemm, dort Cobille; hier wurde geklagt über eine verfehltete Juvite, dort über einen vernünftigen Schnitt des Mitspielers, und die Mäusen, denen ihre Jünger und Jüngerinnen hier huldigten, schienen sich in Coeur-, Carreau-, Pique- und Treffdamen verwandelt zu haben.

Schiller war ein eifriger Kartenspieler, und er liebte es sogar, wenn um einen nicht geringen Einsatz gespielt wurde — eine Neigung, die mit seinen Vermögensverhältnissen in einem grellen Widerspruch stand. An diesem Abend hatte er Glück; er und Sophie hatten mehrmals Großschlemm gemacht, das freute ihn; er war heute von besonderer Liebenswürdigkeit gegen seine Partnerin; denn er hatte ja vor, sie um einen Dienst zu bitten, und

zwar nur einen solchen, der ihr nicht leicht fallen würde; denn ohne ein Opfer für sie konnte es nicht abgehen, mindestens nicht ohne ein Opfer ihrer Eitelkeit; der kleine Mann, den sie noch im Herzen des Dichters einnahm, sollte ja noch mehr eingeengt werden.

Er wechselte mit Sophie verständnisvolle Blicke, wenn ihr Gegner, Jünger, seine Stirn immer dunkler in Falten legte, als ihn das Glück mit böswilliger Ausdauer im Stiche ließ. Der Lustspiel-dichter schien an seinem Schicksal und der Gerechtigkeit des Himmels zu verzweifeln. Auch über ihren anderen Gegner, Burmann, unterhielten Sophie und der Dichter ein schweigendes Einverständnis: sie winkten sich zu und lächelten, wenn der drollige Kauz mit seinen Augen unter den Brillengläsern vergeblich nach den Trümpfen in seiner Karte suchte und dann über den horror vacui, der ihn anwandte, verzweifelte Wiße machte.

Als die Gäste anbrachen und sich empfahlen, zögerte Schiller mit dem Abschied; er blieb zurück, den Hut in der Hand haltend, und begann zunächst ein gleichgültiges Gespräch mit Sophie. Doktor Albrecht, müde von seinem Tagewerk, bei dem mehrere vor dem Abendessen ausgestochene Flaschen Bier bei Sala eine wichtige Rolle spielten, hatte sich in einen Lehnsstuhl gesetzt und war aus dem Zustande des dämmernden Halbschlafes bald in denjenigen des vollständigen Schlummers übergegangen.

Da begann Schiller: „Wir sind noch die Alten geblieben, Sophie: unsere Seelen haben sich stets verstanden.“

Eine Pause. Sophie blickte mit leuchtendem Auge auf den bewunderten Dichter, und statt jeder Erwiderung deklamirte sie leise, ganz leise die Verse, die sie ihm damals geweicht:

„Schwebe denn auf, mein Lieb, dem Ranne,
Deßen Strahlenglanz meine Seele erquickt;
Läse ihm innigen Dank für jeden Schauer,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten,
Für die süßen Thränen,
Die ich mit seiner holden Lenore weinte,
Küßte ihm leise,
Daß ich ihn liebe mit heiligem Feuer.“

Und ist's denn jetzt anders geworden? Die Künstlerin, welche des Dichters Gestalten verkörpert, wird ja ein Teil von ihm, von seiner Seele; ich kann Ihre Luise, Ihre Leonore nicht spielen, ohne daß ich glaube, Ihr Geschöpf zu sein, wie diese Gestalten Ihrer Phantasie.“

Das Gespräch hatte so warme Töne angeschlagen, daß der Dichter fast darüber erschraf und fürchten mußte, der Übergang zu seiner Bitte werde ihm allzu schwer sein und er habe das Gemälde für den späteren Farbauftrag ungeeignet gründiert. Mit einem Blick auf den schlummernden Hausherrn sagte er dann:

„Die nähere Pflicht hat ja das überschwengliche Gefühl mäßigen müssen — das Ihrige, wie das meinige. Aber daß Sie ein Herz besitzen, ganz zur Theilnahme geschaffen, das macht Sie zu einer unersehblichen Freundin, und gegen solche dauernde Freundschaft verschwindet, was der Tag an wechselnden Neigungen bringt, so leidenschaftlich sie sich auch gebärden mögen.“

Das Wort Freundschaft hat einen etwas nüchternen, hölzernen Klang für ein Frauenherz, das in warmen Empfindungen aufgeht. Sophie schlug die schwärmerischen Augen nieder, sie hatte sich in einen schönen Roman hineingeträumt; sie hatte das Buch aber längst zugemacht, wenn auch mit dem Vorbehalt, es gelegentlich einmal wieder aufzuschlagen: dann sollte ihr aber der Blütenduft der zartesten Empfindungen daraus entgegenwehen, nicht der Moderduft von zerplühten und sortierten Blumen, mit der trostlosen Stilette „Freundschaft“.

„An Ihr Herz wende ich mich jetzt, an dies theilvolle Herz, liebe Sophie! Eine Frage zuvor: Sie kennen Frau von Arnim?“

Sophie dachte, ehe sie antwortete, einen Augenblick darüber nach, was den Dichter wohl zu dieser Frage veranlaßte.

„Ich kenne sie,“ jagte sie dann; „wir sind uns öfters in Gesellschaften begegnet, ja sie ist auch schon ein- bis zweimal bei mir gewesen.“

„Mit ihrer Tochter?“

Jetzt warf die Künstlerin dem Dichter einen fragenden Blick zu.

„Gewiß!“ und lächelnd fügte sie hinzu: „Warum haben Sie denn nicht gleich nach der Tochter gefragt?“

„Das klingt so böswillig, dahinter lauert etwas wie Eifersucht. Ich habe mich wohl auf einen gefährlichen Boden begeben? Ich rechnete auf Ihre Freundschaft, Sophie, und Freundschaft kennt keine Eifersucht!“

„Ich glaube doch, daß Carlos eifersüchtig sein würde, wenn sein Roderich sich einen anderen Vnsenfreund erwähnte. Doch zürnen Sie mir nicht, wenn mir einige monches volantes von früher in den Augen herumtanzen. Unsere Empfindungen sind mächtiger als wir, aber unsere Thaten haben wir in der Gewalt. Sagen Sie mir, was Sie wünschen; ich werde sehen, was ich für Sie thun kann.“

„Ich wünsche, liebe Freundin, daß Sie mich eines Abends zugleich mit Frau von Arnim und ihrer Tochter zu sich einladen.“

„Das hört sich an, als ob es wenig wäre, aber es scheint doch viel zu sein, recht viel. Mich kostet's dem Anschein nach wenige Reizen, und doch kostet's mich mehr, weit mehr. Ich habe kein Recht, in Fräulein von Arnim eine Nebenbuhlerin zu sehen, kein Recht, Ihren freien Empfindungen Fesseln anzulegen; aber es ist etwas anderes, Zeuge zu sein, wenn die Gefühle, die einst uns selbst beseligten, sich einem anderen Wesen zuwenden. Vor allen Dingen — beichten Sie!“

Und Schiller erzählte seine Begegnung mit dem jungen Mädchen auf dem Maskenball; seine Worte waren so voll Blut und Feuer, daß Sophie ein peinliches Gefühl bekämpfen mußte, ehe sie sich zu einer Antwort entschloß.

„Sie lieben — und weil das immer ein Glück ist für einen Poeten, so will ich deshalb nicht die Hände ringen; wenn man auch, wie ein Schatten am Kocytos, neben der rauschenden Quelle einer neuen Liebe steht, welche ihr stützendes Sitber über die düstigen Blumen verstreut:

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.

Das sang ja schon der Poet, als sein Fuß noch im Schwabenland wallte, der Württemberger Regimentsfeldscher, und was wären die Dichter, die ja den Göttern gleich sein wollen, ohne Liebe? Schiller, fürwahr, ich habe ein mitfühlend Herz, wenn seine Schläge auch mir selbst wehe thun, und dies Mitgefühl gilt vor allem dem Dichter, den ich bewundere und immer bewundern möchte. Um Ihrer Dichtkunst willen werde ich über Ihre Liebe meine schützende Hand breiten.“

„Sie sind ein Schutzengel, Sophie, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht.“

„O, ich habe heute nicht umsonst die Ariadne auf Naxos' gespielt; ich habe Talent zur Darstellung solcher verlassenen Geliebten. Die Dresdener Kritik hat es anerkannt; doch ich werde meine Leistungen noch vervollkommen, ich werde mich zu Hansje in dieser Rolle üben.“

„Sehen Sie doch dort den schlummernden Freund. Ariadne hatte nichts dergleichen.“

„Dergleichen hat auch die Milchfrau und das Gemüsenweib. Ehemänner sind wohlfeil; doch in der That, es ist ein braver Mann und ich will ihm nicht zu nahe treten. Was aber Ihr Fräulein von Arnim betrifft, nun, so kann ich Ihren Geschmack nur loben. Sie eignet sich wohl dazu, eines Dichters Muse zu werden; sie ist schön und hat auch Sinn für das Schöne, und so wird Ihre Dichtung neue Blüten treiben, wenn der Paukerstab dieser Liebe sie berührt; darum, und nur darum will ich Ihrem Wunsch entgegenkommen. Doch dieser Wunsch schafft noch kein Liebesglück. Haben Sie nicht Werthers ‚Leiden‘ gelesen?“

„Was soll diese Frage, liebe Freundin?“

„Wer sagt Ihnen denn, daß Sie kein Talent zum Werther haben? Wird diese Fette oder Lotte denn gleich von Ihren Liebesbitten gerührt werden? Haben Sie denn nicht bedacht, daß man auch sehr

unglücklich lieben kann? Was für das Leben ein Hagelsschlag ist, kann allerdings für die Dichtung auch ein befruchtender Gewitterregen sein. Doch wir Freunde werden trauernd daneben stehen, wenn Ihre schönsten Hoffnungen verhaleten. Bedenken Sie, ein vornehmes Fräulein, gewohnt an Pracht und Glanz und Grazie der Erscheinung — und Sie, in Ihrem mausefarbigen Rock mit den Stahlknöpfen, und ein wenig ungeschickt sind Sie doch auch und parieren nicht die Federbälle des Cyprius, die Ihnen auf der Nase tanzen werden.“

Schiller wurde nachdenklich.

„Aber sie kennt meine Dichtungen,“ sagte er, „und ist dafür begeistert.“

„Das ist zweierlei, mein lieber Boet! Zwischen dem Dichter und dem Menschen gähnt oft eine weite Kluft. Es giebt ja schwärmerische Naturen, welche dieselbe leicht überspringen, Künstlerinnen, wie ich selbst; aber diese vornehmen Fräulein sehen nicht über das Äußere hinweg, und ein Bürgerlicher kann für sie auch durch sein Genie nicht geadelt werden. Denken Sie an Lotte von Wolzogen.“

„Sie liebte mich nicht, sie liebte einen anderen. Da kam der Adel gar nicht in Frage.“

„Aber würde die Mutter, die edle, großmütige, liebenswürdige Frau, dem Dichter, den sie verehrte und bewunderte, die Hand ihrer Tochter gegeben haben? Bei einem Schwiegersohn hört die Bewunderung auf; von dem verlangt man solide, schätzbare Eigenschaften, und auch Eigenschaften, welche die anderen Standesgenossen schätzen.“

„Doch wohin geraten wir, liebe Freundin? Ich habe ja keinen Heiratsantrag in der Tasche; ich bitte Sie nur, mir eine neue Begegnung mit einem liebenswürdigen Mädchen durch Ihre Güte zu erleichtern.“

„Nun, ich habe kein Herz von Stein. Nächsten Sonntag bin ich theaterfrei, ich werde mir für diesen Abend eine kleine Gesellschaft laden, darunter Frau von Arnim und ihre Tochter, und wenn er

recht artig ist, auch den Rat Doktor Schiller. Lassen Sie ja den Rat nicht zu Hauie, wenn Sie zu mir kommen; diese Damen legen Gewicht darauf. Durch solch einen Titel kommt man dem Adel näher.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Dichter und küßte der Künstlerin die Hand.

Sie weckte den Gatten dann aus seinem Schlummer.

„Kommen Sie bald wieder, Schiller,“ sagte er, ihm verschlafen die Hände entgegenstreckend. „Sie haben unsere Freunde geplündert, Sie müssen ihnen Revanche geben. Und Sie werden es gern thun, denn immer zu gewinnen, wäre gefährlich! Glück im Kartenspiel, Unglück in der Liebe, ha! ha! Nun, gute Nacht!“

In den nächsten Tagen war Schiller unfähig, nur eine Zeile an seinem „Don Carlos“ zu dichten; er nahm das Manuscript öfters vor, aber er war zerstreut. König Philipp mit seinen Granden — eine Scene zwischen Vater und Sohn — das mußte jetzt kommen nach dem Entwurf, doch gerade dazu war er nicht gestimmt. Die Eboli hatte er ja ins Kloster geschickt. O, hätte er noch eine feurige Liebescene zu dichten gehabt, in welcher die schöne Fürstin eine entzückende Rolle spielte! Eine berauschende Weiblichkeit, das war's ja, was seine Seele erfüllte. Sein Herz sprach nicht mit, er kannte ja Henriette von Arnim nicht, aber sein Blut war erregt von feberischer Erwartung und Spannung; und da er in dieser Erregtheit nichts Ernstes zu schaffen vermochte, so gab er sich, um die zögernden Stunden hinwegzutäuschen, einer mutwilligen Laune hin, aus der allerlei in Vers und Prosa und auch in bildlicher Darstellung hervorging. Shakespeares spricht einmal vom Wike der Verzweiflung; aber jede gespannte Lebenslage pflegt einen gewissen Humor zu entbinden, wenn auch Geist und Herz nur teilweise dabei im Spiele sind. Schiller begann zu zeichnen, zu malen, zu tischen mit haarsträubender Ungeheuerlichkeit; das war aber eben der Humor davon und dabei flogen über die possierlichen Umrisse

seiner hingetuskten Figuren seine Gedanken hinaus zum erträumten Glücke einer Zukunft, die sich hinter einem Goldgewölle schimmernder Hoffnungen verbarg. Doch sein spaßhafter Sinn wandte sich dem nächsten zu, den Freunden, dem Körnerschen Hause, und der gute Konsistorialrat hatte am meisten von dem Übermuth seiner Schüßlinge zu leiden. In Gemeinschaft mit Huber verfaßte Schiller die Abenteuer des neuen Telemach's, ein Leben Körners, von Hogart mit schönen illuminierten Kupfern und mit befriedigenden Erklärungen von Winkelmann versehen und erschienen zu Rom 1786. Eins der schönsten Bilder, welches Schiller entworfen und koloriert, zeigte Körner in Ägypten. Ein in Dresden lebender Franzose Duchantou hatte die Wichtigkeit einer Reise ins Nilland bei Körner so oft hervorgehoben, daß dieser bereit war, zweitausend Thaler für dies Unternehmen zu opfern und so die Wissenschaft zu fördern. Schiller malte nun mit Doras Tuschkasten ein Bild jener Expedition. Der Franzose Duchantou schreitet voran als Wegweiser; Körner folgt auf einem Esel reitend und weint dabei über die Beschwerlichkeit des Zuges blutige, durch Zinnober angezeichnete Thränen. Man erblickt den Nil und am anderen Ufer Kleopatra. Was dabei dem Beschauer noch unverständlich bleiben mochte, das erläuterte Huber durch kunstsinuige Erklärungen.

Daß sich hinter solcher mit Bleistift und Pinsel hantirenden Ausgelassenheit noch irgend etwas anderes versteckte, sei es nun ein tiefer Seelenschmerz, sei es verliebte Zerstretheit, das hatte die scharfblickende Dora bald erkannt.

„Sie richten da Verwüstungen in meinem Farbenkasten an, lieber Schiller,“ sagte sie, „und triumphieren, wenn Sie sich recht als Stümper zeigen können. Wir möchten Sie aber lieber als Meister sehen; wir harren auf den vollendeten ‚Don Carlos‘, und dazu nehmen Sie doch die Farben wo anders her als aus meinem Tuschkasten. Ich fürchte sehr, es ist Ihrem Genie wieder etwas in die Quere

gekommen, daß es so wunderbare Sprünge macht. Meinen armen Schwager belästigen Sie mit Ihrem Narrenspößen. Sie machen sich lustig darüber, daß seine Artikel für die ‚Thalia‘ niemals fertig werden; sehen Sie doch lieber den Balken in Ihrem eigenen Auge. Ehe Sie uns den letzten Akt des ‚Don Carlos‘ vorgelesen haben, bleiben Sie in meinen Augen ein Bagabund, ein ganz unnützer Mensch, und ich werde Ihnen so streng wie möglich auf die Finger sehen.“

Schiller hatte im Körnerschen Hause keine Andeutung von seiner Begegnung auf dem Maskenball gemacht, und auch Huber hatte sich verpflichten müssen, darüber zu schweigen. Der Dichter kannte die lebenswürdige Eifersucht des Körnerschen Kreises, der ihn gern ganz und ausschließlich besitzen wollte und jede Defektion aus seinem Lager mit mißvergnügten Blicken ansah. Und wenn er seinen eigenen Empfindungen glauben sollte, so handelte es sich diesmal um eine sehr bedenkliche Fabnenjucht, bei der er sein ganzes Gepäck mitnahm, wenigstens alles, was er an Schwärmerei und Begeisterung besaß.

Der ersehnte Sonntag-Abend war endlich gekommen. Schiller verwandte großen Fleiß auf seine Toilette, zum größten Ergötzen Hubers, der bei Albrecht nicht verkehrte und nicht mit eingeladen war. Als leidenschaftlicher Freund des Spaniols war Schiller für seine Wohlgerüche wenig empfänglich; gleichwohl hatte er sich einen kostbaren Parfüm gekauft, sein Taschentuch und seine Modanschläge damit befeuchtet; ein modisches Halstuch beschränkte die Ungebundenheit des sonst frei übergeschlagenen Halstragens, und auf die Sauberkeit des Auges wurde peinliche Sorgfalt verwandt. Huber musterte den Freund und gab seine Zufriedenheit kund.

„Wie aus dem Ei geschält. Wenn die Arnims jetzt nicht zufrieden sind, so mögen sie dir einen Hoffreiser bestellen. Es fehlt nur etwas, das bekommen wir anderen Sterblichen nicht heraus — der Cavalier! Nun, es muß auch so gehen.“

Schillers Mageduld war groß, fast überhaft; er war der erste Gast bei Frau Albrecht, auch der Warte war noch nicht anweidend: er stach noch einige Flaschen Bier bei Sala aus.

„Sie haben doch zugesagt?“ fragte der Dichter die Freundin, die heute recht anmutig ansah; sie hatte das Kleid gewählt, das ihr am besten zu Gesicht stand, und auch sonst kein Hilfsmittel der Toilette verschmäht, womit die Schauspielerin ja besser noch als andere Damen Bescheid wußte; sie schien mit einer Nebenbuhlerin wetteifern, zum wenigsten vergangene Erinnerungen in recht lebhafter Farbenfrische heraufbeschwören zu wollen.

„Glauben Sie denn,“ erwiderte sie, „daß ich so grausam bin, Ihnen eine schmerzliche Enttäuschung zu bereiten? Wären die Damen verhindert gewesen zu kommen, so hätte ich auch Ihnen abgesehen, denn das wäre ja ein trostloser Abend geworden ohne die Arnims, und dazu bin ich zu eitel und zu stolz, um hier als ein gleichgültiges und unsichtbares Wesen nur Ihre Seufzer anzufangen, die einer anderen gelten. Sie kommen! Und nun strömt etwas von dieser kommenden Glorie auch auf mein armes Selbst aus. Seyen Sie sich her zu mir, trennloser Poet, und bitten Sie um Verzeihung. Ich bin ein engelsgutes Geschöpf, sonst würde ich dieser Henriette von Arnim nicht Flügel der Morgenröthe geborgt haben, daß sie mit roßigen Fingern einem Dichterherzen einen neuen Sonnenanfang verkündet, nein, ich hätte ihr einen Mühlstein an den Hals gehängt und sie ertränkt im Meere, wo es am tiefsten ist.“

„Sie sind meine liebe Freundin,“ sagte der Dichter, indem er sie zärtlich an sich schloß und ihr die Hand küßte.

Jetzt erschien der kleine Burmann im Salon; er bemerkte diesen Austausch von Zärtlichkeiten wohl; er pußte sich die Brillengläser, weil er, wie er sagte, etwas nur unbedeutlich gesehen habe, was er gern recht scharf ins Auge gefaßt hätte, weil treue Freundschaft sein besonderes Wohl-

gefallen erwecke. Im übrigen habe er jetzt eine Ode auf seinen Fudel verfaßt, der auch ein sehr treues Tier sei, und er überreiche sie hiermit seinem Bruder in Apoll zu gefälliger Durchsicht. So komisch diese Verherrlichung der trennen Hundeseele war und das volltönende Lob des seelenvollen Schwanzes, welcher mit so freudiger Beweglichkeit die Anhänglichkeit an den geliebten Herrn an den Tag lege, so hatte Schiller doch nur ein süchtiges Lächeln für diese auf den Hund gekommene Klopstockische Muse; er heftete dazwischen immer seinen Blick auf die Thür, und sein Herz schlug heftig, wenn sie sich öffnete; doch einmal war's eine Kollegin der Albrecht, die muntere Liebhaberin des Theaters, die von Schiller eine geringe Meinung hegte, weil er keine Rollen für sie geschrieben; dann aber war's der Lustspieldichter Fänger, der von dieser Künstlerin mit Freude und Begeisterung bewillkommenet wurde; das war ja der Mann, der gute Rollen aus dem Ärmel schüttelte. Doch er war heute in seiner rosenfarbenen Laune: sein letztes Stück hatte in Leipzig nicht gefallen; es war, wie er behauptete, miserabel gespielt worden, und zwar das Kammermädchen von einer weinerlichen Schauspielerin, die immer ein sauerjähes Gesicht mache und nicht lachen könne. Es sei eine Kunst, auf der Bühne zu lachen. Damit müsse man das Publikum anstecken. Die Ramsell habe sein Stück umgeworfen. Überhaupt werde er keine Lustspiele mehr schreiben, nur noch komische Romane. Auf der Bühne sei man von Wind und Wetter abhängig, und das greife seine Nerven zu sehr an, oder vielmehr seine Galle; denn damit habe er's zu thun und darüber seien die besten Ärzte einig. Und nun erging er sich in genauen Erörterungen über die Art seines Leidens. Schiller war aber heute gar nicht in der Laune, die Krankheitsgeschichten eines mißvergünstigen Bühnendichters mit anzuhören, obgleich er oft genug selbst die Rolle des letzteren hatte spielen müssen.

Zwischen war auch Doktor Albrecht

in sehr angeheiteter Stimmung erschienen; aber Schiller saß da, ein stummer Träumer, und Frau Albrecht warf ihm hin und wieder einen mitleidigen Blick zu.

„Stören wir den Dichter nicht,“ sagte sie boshaft, „er entwirft eben eine neue Scene seines ‚Don Carlos‘. Sehen Sie die schwärmerisch ausleuchtenden Blicke: so sieht ein Poet aus, den die Muses besuchen. Er hat jetzt kein Auge für uns arme Sterbliche; und wenn jetzt eine Königin bei mir einträte, er würde sie keines Blickes würdigen.“

Da öffnete sich die Thür — und vor dieser eintretenden Königin erhob er sich vom Stuhl, wie von einem Zauberstab berührt, und er eilte ihr entgegen.

Es war Henriette von Arnim, die an der Seite ihrer Mutter in den Salon trat. Kein Maskenschmuck, keine Ballbeleuchtung, und doch die gleiche Schönheit! Sie trug ein schillerndes Atlasgewand, zu kostbar für eine so einfache Gesellschaft; doch das war wohl der Willen der Mutter, die selbst in schweren Stoffen einherranzüchte; aber die reizenden blonden Zöpfe fehlten nicht, und in ihnen lag eine feste Kriegserklärung gegen die herrschende Mode; darin lag etwas wie dichterische Freiheit, wie Abenteuerlust, und die Mutter, die sonst eine strenge Wächterin der Etikette war, sah darüber hinweg und duldete diese Ungebundenheit; denn sie selbst fand, daß diese Zöpfe ihre Tochter vortrefflich kleideten, und das war doch die Hauptsache; denn ihre Zette sollte vor allen Dingen gefallen, und da durfte sie auch etwas abweichen von der üblichen Hofsitte, sich bemerkbar machen, Aufsehen erregen! Hatte doch die Prinzessin Amalie die junge, schöne Arnim um ihre blonden Zöpfe beneidet, und mit Recht, denn die Prinzessin war von der Natur spärlich bedacht, was des Hauptes Zierde betrifft, und auf ihrem Kopf war lauter Mißwuchs. So hochfürstliche Bewunderung gab aber Henriettes Zöpfen ein ausnahmsweises Vorrecht, denn man durfte getrost zur Schan stellen, was in höchsten Kreisen Anerkennung gefunden.

Frau Albrecht hatte es so einzurichten gewußt, daß Herr Rat Schiller, nach üblicher Vorstellung, neben Henriette zu sitzen kam, und bald blühten und funkelten die Augen der Schönen aus nächster Nähe zu dem Dichter herüber. Es sprach aus ihr das Feuer einer lebhaften Natur, eines heißblütigen Temperaments, auch ein beweglicher Geist, eine entzündliche Sinnesart. Doch Henriette war kein Naturkind wie Justine; dazu hatte sie sich zuviel in der feinen Gesellschaft bewegt, und auch ihre Mutter hatte dafür gesorgt, daß die Tochter das Bewußtsein ihrer Reize und gleichsam die freie Verfügung über dieselben besitze. So lag bei dem schönen Mädchen die unbefangene Natur und die anerzogene Koketterie in fortwährendem Kampfe und bald trug die eine, bald die andere den Sieg davon.

Dem Dichter an ihrer Seite schenkte sie indes einen warmen, von Herzen kommenden Anteil, was die Mutter nicht ohne Mißvergnügen bemerkte; denn gerade hier, einem ansichtslosen Manne gegenüber, den man nur nebenbei an seinem Triumphwagen spannen konnte, war ein schelmisches Spiel mit Blicken, Mienen und Worten geboten, hinter dem nichts lanerte als die Freude an einem leicht errungenen Siege.

„Sie können sich denken, Herr Rat,“ sagte Henriette, „daß ich seit unserer neuen Begegnung auf dem Maskenballe mit gesteigerter Teilnahme alle Ihre Werke gelesen habe. Die ‚Räuber‘ haben mich so aufgeregt, daß meine Mutter die größten Befürchtungen über meinen Gemüthszustand hegte. Dann habe ich mir auch die ‚Feste der ‚Thalia‘ kommen lassen und Ihren ‚Don Carlos‘ gelesen, soweit er darin erschienen. Das sind wunderbare Verse, die prägen sich dem Gedächtnis ein. Und die ‚Eboli . . . Ihr Prinz bewundert ja den Geist, die Schönheit der Fürstin; darf man weniger von ihr entzückt sein als er? Und diese offenerzige Leidenschaft, die selbst das erste Wort ergreift, den ersten Schritt thut; sollen wir Frauen schweigend harren, bis

das Glück anknüpft, sollen wir's nicht am Fittich ergreifen und zu uns heranziehen?"

„Aber, Henriette,“ sagte die Mutter.

„Nun, im Leben giebt's ja Schranken genug, aber im freien Reich der Dichtung darf jedes Geschöpf sprechen, wie's ihm ums Herz ist. Nur enttäuscht diese Eboli in grausamer Weise: wir schwärmen für das feurige Weib und müssen dann in ihr die Verbrecherin sehen.“

„Wie freue ich mich Ihres Anteils an meinen Schöpfungen,“ versetzte der Dichter. „Sie zaubern einen neuen warmen Sonnenschein darüber hin, und in einem schöneren Licht erscheinen sie mir selbst. Wenn die Welt uns verständnislos erscheint, da wird auch unsere Muse erwüchert; wo ihr ein schönes Verständnis entgegenkommt, da regt sie bestülgelt die Schwingen.“

Schiller versenkte sich in das feurige Auge seiner Nachbarin; ihr knisterndes Kleid streifte ihn und es war, als wenn ein berauschender Hauch über sein ganzes Wesen ging.

Die Mutter hatte indes bemerkt, daß die Tochter allzusehr in dieser Unterredung aufging, und gab ihr einen unmerklichen Wink, der ihr gebot, die Front zu verändern. Solche geheime Signale waren zwischen Mutter und Tochter verabredet, wenn auch die letztere dieser Zeichensprache einen Widerwillen entgegenbrachte, der nur ungern gehorchte.

Jetzt wandte sich Henriette der übrigen Gesellschaft zu, indem sie einen munteren leichten Ton anschlug, neckte den Doktor Albrecht mit seiner geringen Neigung für das Schauspiel, obgleich er doch in ganz Dresden beneidet werde um den Besitz der schönsten künstlerischen Zierde der Bühne.

„So sind die Männer! Was sie besitzen, gilt ihnen wenig, was sie erschauen, alles! Ich weiß ja, liebe Frau Albrecht, wie Ihr Gatte Sie ehrt und liebt: ich meine nur, er könnte noch mehr für die Künstlerin schwärmen. Das überläßt er uns anderen, und darin kann er sich freilich auf ganz Dresden verlassen.“ Und ihrem anderen Nachbar, Zünger, sich zu-

wendend, sagte sie dann: „Ich könnte Ihnen die schönsten Lustspielfiguren zum Geschenk machen, wenn man sie nur bei Hofe abmieten könnte; doch da kleben sie fest. Wir haben ein paar Grafen, die können Sie nehmen, wie sie gewachsen sind, und auf die Bühne stellen, ich bürge Ihnen für den Erfolg. Und unter den Hofdamen haben wir auch einige Kammerlädchen, die eigentlich nur hoffähig frisierte Soubretten sind.“

„Henriette!“ rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Man muß doch die Dichter unterstützen, und die Soubretten des Herrn Zünger sind ja allerliebste Persönchen. Nur könnte ihre Familienähnlichkeit zuletzt zu groß werden, und man muß die Sorte auffrischen.“

„Nun,“ meinte Frau Albrecht, „Herr Zünger macht schon selbst seine Studien. Darin ist er sehr gewissenhaft, und er setzt uns keine Fische vor, die er nicht selbst in seinen Netzen gefangen hat.“

Der Lustspieldichter räusperte sich ärgerlich; ihm war die Unterhaltung nicht genehm.

„Schonen Sie einen kranken Mann,“ sagte er, „mein Humor ist nichts als eine Art Ausschwivung der kranken Säfte. Man ist eben ein Todeskandidat und die Lustspiele sind die Frucht verzweifelter Anstrengung, dem Leben noch ein Lächeln abzugewinnen.“

„Für Sie, Herr Burmann,“ versetzte Henriette, „hab ich einen schönen Stoß; Sie lieben es ja, die unvernünftigen Geschöpfe zu besingen. Man hat mir einen Papagei zum Geschenk gemacht, einen grasgrünen Brasilianer, nicht wahr, Mama, ein Prachtthier? Wenn Sie an den eine Ode dichten wollten, ich würde dem großmütigen Herrn, der ihn mir geschenkt, damit eine besondere Freude bereiten. Auch will ich dem Papagei die ersten Worte Ihrer Ode selbst beibringen — und von Papageien deklamiert zu werden, das ist doch eine besondere Auszeichnung.“

„Der wir uns indes alle erfreuen, wir Bühnendichter,“ versetzte der griesgrämige

Jünger, bat aber sogleich die anwesenden Theaterdamen um Entschuldigung; er hatte gar nicht an sie gedacht oder vielmehr, er gehörte zu den Männern von Geist, die einen Einfall nicht unterdrücken können und wenn er sie vor ein hochnotpeinliches Halsgericht brächte.

Jetzt hatte Henriette der ganzen anwesenden Männerwelt gleichmäßig die Sonne ihrer Gunst zugewendet; die Mutter konnte mit ihr zufrieden sein. Wie reuig kehrte das anmutige Mädchen jetzt zu seinem Nachbar zurück und sagte zu ihm, indem sie ihm einen warmen Blick zuwarf:

„Recht viel schillernde Seifenblasen, nicht wahr? Das ist nichts für Sie; doch ohne dies ‚Nichts‘ würde unsere Gesellschaft farblos, grau sein. Darum blasen wir in den Schaum, wenn auch die lustigen Gebilde, die daraus hervorgaukeln, bald zerplagen.“

Schiller war dem Gespräch als ein unaufmerksamer Hörer gefolgt; er war fast eifersüchtig auf jeden im Kreise, an den Henriette ein Wort richtete, und doch hatte er das Gefühl, daß es nur geschah, um die Aufmerksamkeit abzulenken von der wärmeren Teilnahme, die sie ihm selbst zugewendet. Doch wie gewandt war sie im Federballspiel des Dialogs, wie anmutig konnten ihre Lippen lächeln, welche Schalkhaftigkeit lag in ihren Blicken, welcher Reiz in jeder Bewegung! Bald waren sie wieder in lebhafter Unterredung begriffen; Henriette machte kein Hehl aus ihrer inneren Unbefriedigung, so wenig sie sich ablehnend gegen ihre Verehrer verhielt und so sehr es ihr schmeichelte, wenn ihr immer neue Huldigungen zu teil wurden. Das gab sie unbefangen zu; aber das war nichts, was ihrer Sehnsucht nach einem vollen ganzen Glück entsprach.

Es war ein entscheidender Abend für den Dichter. Henriette hatte sein ganzes Herz gewonnen; er sprach beim Abschied die Hoffnung aus, sie bald wiederzusehen, und ihr Händedruck bewies ihm, daß sie diese Hoffnung teile. Er zögerte lange, ehe er seine Wohnung aufsuchte; er fürch-

tete die vorlauten Fragen und böswilligen Bemerkungen seines Stubengenossen; doch dieser schlief bereits, und der Dichter konnte ungestört noch lange Zeit am Fenster stehen und dem vollen Mond sein Liebesleid klagen, der über die vom Reif versilberten Bäume des Japanischen Gartens sein trümmrisches Licht ausgoß. Gewiß, Henriette blickte jetzt auch zum himmlischen Gestirn empor und ihre Seelen begegneten sich in heißer Sehnsucht.

*
*
*

Im Salon der Frau von Arnim, welche in der Schloßstraße wohnte, herrschte ein prunkvoller Luxus, ebenso im Boudoir daneben, welches Henriette sich mit großer Eleganz eingerichtet hatte. Dagegen waren die nach hinten gelegenen Schlafzimmer überans ärmlich eingerichtet, und die jüngste Tochter Friederike hatte dort ein schmalbrüstiges Kämmerchen mit einer schiefen Wand inne, welche spitz zulief und nur nach dem Fenster zu Raum für einen bequemen Sitzplatz gönnte. Friederike, die weniger schön war als ihre Schwester, hielt sich für ein Aischenbrödel, entschädigte sich aber für diese Zurücksetzung durch einen schlagsfertigen Mutterwitz, der nichts verschonte. Oft genug nannte sie die Mutter ein enfant terrible; in der That war sie noch ein halbes Kind, zwei Jahre jünger als Henriette, ein kleiner Kobold; denn neben der hochgewachsenen Schwester trat ihr Persönchen sehr in den Schatten. Desto mehr verstand sie es, sich bemerkbar zu machen. Für alles Schwärmerische und Poetische hatte sie flinken Spott in Bereitschaft.

Frau von Arnim war eine Offizierswitwe, die von einer kleinen Pension lebte; mehr brachte ihr eine Hofanstellung als Erzieherin der Prinzessinnen ein, welche sie im gesellschaftlichen Anstand unterrichtete. Einige Stunden des Tages brachte sie bei Hofe zu. Auch diese Einnahme indes reichte kaum für ihre Bedürfnisse aus; denn sie hatte einen bedenklichen Sinn für Glanz und Luxus.

Häufige Geschenke der Prinzen und der Hofherren setzten sie indes in stand, ihr Heim wenigstens zum Teil vornehm einzurichten; sie galt für eine ebenso liebenswürdige wie gefällige Frau und wurde gern zur Vertrauten gewählt. Die Hofgeheimnisse waren bei ihr gut aufgehoben und sie vermittelte auch hin und wieder ein Briefchen, für welches eine zuverlässigere Beförderung nötig war, als sie die Hofkavalien und die Thurn und Taxis'sche Post gewähren konnten. Ihr großes Kapital waren die beiden Töchter, und von der ältesten, einer anerkannten Schönheit, hoffte sie, daß diese eine glänzende Partie machen werde. Auch Friederikchen war ja ganz uiedlich, und irgend ein Offizier würde sich schon finden, der die Kleine unter dem schützenden Dache der Rang- und Quartierliste einquartiert, vorausgesetzt, daß er von Vater oder Mutter Wasen genug geerbt hatte, um ein blutarmes Fräulein heimzuführen.

Der Frühstückskaffee wurde im Salon eingenommen; aus dem Boudoir nebenan ließ der grasgrüne Brasilianer bisweilen seine krächzende Stimme ertönen. Die Damen waren in geschmackvollem, etwas buut ausgestatteten Negligé, nur Friederike erschien im weißen Flügelkleide der Aufschuld; ihr Morgenewand trug weber Bänder noch Spitzen; es war eine schlichte Hülle. Desto herausfordernder blickten ihre wie Kohlen funkelnden Augen darüber hinweg, und ihr aufgewipptes Näschen verstärkte den Eindruck einer unternehmungslustigen Keckheit, die in ihrem ganzen Wesen lag.

„Was spricht ihr denn immer von dem Dichter Schiller,“ sagte sie, „ich kenne den Neuschien gar nicht; ihr uehnt mich ja nirgends mit; ich möchte doch auch einmal berühmte Leute sehen; denn die uns hier besuchen, die sind alle nicht berühmt.“

„Gebulde dich nur,“ versetzte Henriette; „ich habe die Mutter gebeten, daß sie den Rat Schiller zu uns einlabet, dann wirst du auch einmal einen großen Dichter kennen lernen.“

„Na, das wird auch was Rechtes sein! Beschrieben hast du mir ihn ja; und ich mache mir die Beschreibung so zurecht, wie sie für mich paßt. Bei dir läuft zu viel Schwärmerei mit unter; denn du verliebst dich ja gleich in alle Welt. Und du hast so viele Vogelscheuchen unter deinen Verehrern; na, es kommt auf eine mehr oder weniger nicht an. Über den Schiller hab ich mich aber auch sonst wo erkundigt, denn ich habe auch meine Quellen. Eine lange Stange, rote Haare auf dem Kopfe; eine fortwährende Feueräbrunst — auch die Augen rot, glaube ich; alles rot, nur die bleichen Waden nicht, und dabei schlenträchtige Bewegungen, das ist das neue Ideal! Regimentsmedikus ist er auch einmal gewesen; sehr poetisch, Kaiserue, Lazarett, franke Grenadiere!“

„Wahre deine lose Gunge, Rieke,“ sagte die Schwester, „du wirst ihn selbst kennen lernen und er wird dir gewiß gefallen; denn er hat etwas, was auch solchen Sausewinden, wie du bist, imponiert.“

„Mir imponiert gar nichts,“ versetzte Rieke.

„Nicht wahr, Mutter,“ fuhr Henriette fort, „wenn wir ihn das nächste Mal bei Albrechts treffen, so ladeest du ihn zu uns ein?“

Frau von Arnim setzte die Kaffeetaffe beiseite und sah nachdentlich vor sich hin.

„Er ist ein berühmter Dichter, den sie auch bei Hofe kennen,“ sagte sie dann, „und es giebt uns ein gewisses Ansehen, wenn er bei uns verkehrt. Vielleicht macht er einmal ein Gedicht an dich, Henriette, das wir überall vorgeigen können.“

„Oder wir bringen's in die Zeitung,“ sagte Friederike, „wie neulich der Ed-kaufmann an der Schloßgasse die Berze auf seine neuen Sonnenschirme:

Sie sind japanisch und sind edel,
Das sog ich und beweis ich;
Der's zu bezweifeln sich erdreht,
Kommt in die Nummer dreißig.
Nag selbst die Ware sich beschauen,
Dann wird er diejem Lob vertraun!“

„Still, du Spottdrossel! Das ist alles so weit gut und schön,“ fuhr Frau von Arnim fort, „Dichter verstehen sich auf

das Schöne, und wenn ein solcher Poet Henriette besingt, so verschafft ihr das so und so viele neue Verehrer! Und einer wird dann wohl Ernst machen. Nur wird es nicht ganz leicht sein, den bürgerlichen Poeten in der untergeordneten Stellung festzuhalten, die er doch uns und dem Adel gegenüber einnehmen muß. Henriette ist viel zu begeistert für seine Sachen, und darin wird der thörichte Mensch vielleicht Avancen sehen; das ist der Grund, warum ich mit der Einladung zögere."

"Ich bitte dich aber darum," versetzte Henriette, „ja, ich kann es verlangen! Denn dir zuliebe muß ich ja viele Belästigungen ertragen von Besuchern, die mir den Hof machen, und ich soll für alle ein freundliches Lächeln haben, wie Friederikes Puppe, wenn sie an der Schnur gezogen wird; das gute Kind spielt ja noch immer damit, weil es ihr Vergnügen macht, wenn das Porzellan-gesicht auf Kommando die schönen Zähne zeigt."

"Ich bin kein Kind," versetzte Friederike ärgerlich, „ich spiel mit meinen Puppen, spiel du mit deinen. Wir werden ja sehen, wer dabei besser fortkommt."

"Ich werde mir's noch überlegen," sagte Frau von Arnim, „ob ich den Rat Schiller einlade."

"Ich aber bin fest entschlossen, Mama, mir die Verehrer, die mir mißliebig oder gar zudringlich sind, fernzuhalten. Den Eibschütz heirate ich nicht, und wenn er mir noch zehn Papageien schenkt, und ich begreife auch gar nicht, wie du das verlangen kannst. Ich bin ein adeliges Fräulein — und er ist ein Jude."

"Er ist ein sehr reicher Herr, hoch angesehen bei Hofe; er ist freigebig und hat mir manches zugewendet. Auch würde er sich gewiß taufen lassen; er legt kein großes Gewicht auf seinen mosaischen Glauben. Im übrigen ist's ja noch lange nicht so weit; man hält solche Verehrer hin, man erhält sie bei guter Laune."

"Das will ich nicht länger, Mutter! Ich habe das Gefühl, daß dies meiner

unwürdig ist. Das Gefühl hat sich schon längst in mir geregt, doch es ist jetzt lebhafter geworden als früher."

"Wohl seit du den Mann kennen gelernt mit dem erhabenen Dichtersflug, der für diese Welt sehr wenig paßt und dich mit seinen Schwärmereien ansteckt? Um so mehr ist Vorsicht geboten; ich kann's nicht zugeben, daß uns ein solcher Träumer näher tritt."

"So zwingst du mich, Mutter, meine eigenen Wege zu gehen."

"Nimm dich in acht, Mama," warf Friederiken ein, „wenn die Zette droht! Die hat's hinter den Ohren."

"Das will ich doch ruhig abwarten; ich hoffe doch, mir eine gehorsame Tochter erzogen zu haben."

"Wenn du mich meinst, Mama, so hast du recht, wenigstens soweit es sich irgend thun läßt," versetzte Friederike.

"Ich muß jetzt Toilette machen, um an den Hof zu gehen und die Anstandsstunden zu geben. Ruhige Überlegung, Henriette, wird dich dazu bringen, das Verständige und Nötige zu thun. Wir sind in einer abhängigen Lage und wir müssen derselben Zugeständnisse machen."

Es war ein trüber Wintertag. Duster und schwer hingen die Wolken herab, aus denen ein Gemisch von Schnee und Regen herniederrieselte. Als Frau von Arnim das Haus verlassen, sah Henriette in Gedanken versunken am Fenster ihres Boudoirs und blickte auf die lärmende Straße hinab. Dieser alltägliche Verkehr, diese Wagen, Säufsten, Fußgänger, Peitschenknall, Zurufe, hin und wieder Geschrei: wie herabstimmend, wie eintönig in beständiger Wiederholung! War dies das Leben und lohnte es sich, zu leben, wenn man wie die anderen, die Hunderte und Tausende, in rastlosem Treiben und Drängen, dem heutigen Tag abgewinnen mußte, was der morgende bedurfte? Ja, wenn sich Schiller unter den Vorübergehenden gezeigt hätte! Er wußte ja, wo sie wohnte; seine Sehnsucht mußte ihn hier vorüberführen, und er hätte gewiß zu ihrem Fenster hinaufgesehen. Mit

scharfem Auge spähte sie hinunter, als müßte ihr glühender Wunsch ihn herbeischwören; doch vergebens. Der Dichter war ihr ja Bürge, daß es ein höheres Leben gab als dasjenige, welches da draußen sich in niedrigem Tagewerk herumbewegt, ein Leben der Empfindung, ein Leben, in welchem Geist und Herz sich regen.

Mühsam griff sie zu einer Stiderei. Alles wollte sie aufbieten, daß dieser Lichtblick ihrem Leben nicht wieder verloren gehe. Je mehr sie über dasselbe nachdachte, desto unzufriedener wurde sie mit sich selbst. Die Liebe zur Mutter — ja, sie mochte viel entschuldigen; doch diese Freundlichkeit, die sie oft zur Schau trug, von der ihr Herz nichts wußte, die Furcht, diesen oder jenen Besucher, der ihrer Mutter genehm war, nicht allzu unfaust zurückzustoßen: war das nicht ein Zustand der Unfreiheit, der ihrem innersten Empfinden widersprach? Das mußte anders werden; heute mehr als je war sie entschlossen, damit ein Ende zu machen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, hatte sie Perlen an Perlen gereiht. Inzwischen war die Besuchsstunde herangekommen, wo Salon und Voudoir selten leer blieb; Friederike trat knigend ein.

„Ich habe die Ehre, Herrn Eibschütz anzumelden, Hofbanquier beim Kurfürsten und Hofjuwelier der Familie Arnim — mir hat er aber lange nichts geschenkt.“ Sie tänzelte hinaus und bald erschien Eibschütz im Voudoir Henriettes; ein kleiner wohlbeleibter Herr, mit strahlendem Gesicht, großen Augen, scharfgeschnittenen, aber nicht aufeinen Zügen, mit Brillanterringen an den Fingern und Perlocks an der Uhrkette, unter denen sich Goldbüchse mit brillantenen Augen besanden, und Parfümfläschchen, die von Edelsteinen schimmerten. Er benahm sich, als wenn er hier zu Hause wäre, erkundigte sich nach dem Befinden des Papageien und dann auch nach dem Befinden der Mama, küßte Henriette die Hand und warf sich dann aufs Sofa.

„Bin etwas müde heute, mußte eine

große Anleihe vermitteln, bei Hofe brauchten sie Geld. Darin sind alle Höfe und alle Staaten der Alten und Neuen Welt ähnlich. Geld, Geld, nicht wahr, mein Brasilianer?“

Der Papagei, ein Geschenk des Banquiers, hatte dies Wort gut eingelernt und krächzte es jetzt verständnisvoll nach.

„Ich sagt es ja immer, Papchen hat alle Weisheit des Jahrhunderts eingelesen. Geld, Geld! Man sollte oft glauben, daß alle anderen Wörter überflüssig sind. Das ist das Stichwort, darauf tritt alles hinter den Coullissen hervor. Arbeit, Talent, hoher Rang, Liebe sogar. Hab ich nicht gute Einfälle, Henriette? Das ist das einzige, was man nicht für Geld haben kann; ich aber hab's und das Geld dazu! Sie sind heute sehr verdrießlich, das macht wohl der Regentag; aber mir geht's gegen den Strich; ich wünsche, daß sie munter und lustig sind, wenn ich zu Ihnen komme. Das Herz soll Ihnen aufgehen, und Mama behauptet ja auch, daß dies dann im Grunde immer der Fall sei.“

„Mama weiß nichts von meinem Herzen,“ sagte Henriette kühl.

„Ei, ei; nun, was Sie der Mutter verschweigen, können Sie wohl dem Freunde sagen. Wie sieht's denn in Ihrem Herzen aus?“

Und er war näher an das Mädchen herangetreten, hatte ihre Taille umfaßt und versucht, sie ans Herz zu drücken. Doch diese war vom Stuhl aufgesprungen und hatte ihn zurückgestoßen.

„Keine Zudringlichkeiten, Herr Eibschütz!“

Dunkelrot vor Zorn trat der Banquier einige Schritte zurück.

„So behandelte man nicht Freunde, welche die besten, welche ernste Absichten haben. Ist es eine Beleidigung, Sie zu lieben? Sie haben bisher nicht eine solche Miene angenommen, und auch Ihre Mutter ließ mich glauben, daß meine Werbung Ihnen willkommen wäre. Jetzt liegt etwas zwischen uns, wie es scheint, und ich weiß recht wohl, woher der Wind

weht. Schon in Blasewitz hab ich's gemerkt, und der närrische Burmann hat mir's mitgeteilt."

"Kinder und Narren sprechen ja die Wahrheit."

"Ja, ich sag's gerade heraus! Der Mann hat Talent, und er sollte mir ein schönes Gedicht anfertigen, das ich Ihnen überreichen wollte."

"Er besingt ja nur Hunde und Kanarienvögel; ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie seiner Muse einen neuen würdigen Gegenstand gegeben haben!"

"Das wird jetzt auf sich beruhen, das Gedicht haben Sie verschert. Der Burmann hat mir mitgeteilt, daß Sie neulich bei Albrechts mit dem Dichter Schiller zusammengewesen sind, dem Sie schon neulich draußen ein solches Loblied gesungen haben. Und Burmann, der sehr scharfe Brillengläser hat, bemerkte auch, daß Sie mit dem Poeten sehr viel flüsterten und feurige Blicke wechselten."

"Nun, und was weiter? Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?"

"Allerdings, man hat gewisse Rechte; sie sind redlich erworben durch freundschaftliche Dienste. Sie dürfen sich nicht fortwerfen an einen vagabondierenden Poeten, der tief unter Ihnen steht. Ich leugne es nicht, es giebt einige Hofherren, die etwas von ihm halten, das heißt von seinen Dichtereien, nicht von dem aus seinem Lande verjagten Medikus, der nicht viel mehr ist als ein Deserteur, dessen Namen man an den Galgen schlägt."

"Herr Eibschütz, kein solches Wort mehr!"

"Die Wahrheit müssen Sie hören, und das ist die Wahrheit. Mißliebige Stücke hat er geschrieben und mißliebiger ist mir der ganze Mensch von Kopf zu Fuß. Sie erfreuen sich des Umgangs der angesehensten Leute; Sie haben stets gezeigt, daß dieser Umgang Ihnen ehrenvoll und schmeichelhaft ist; und jetzt wollen Sie dasselbe Lächeln, mit dem Sie unsere Höflichkeiten aufnehmen, an einen armen Poeten verschwenden, der nichts ist und nichts hat, als die Gabe, Verse zu machen,

die ja jetzt allgemein verbreitet ist. In solcher wetterwendischen Laune liegt eine Beleidigung für mich."

Jetzt wurde Henriette vom Joru erfaßt, und auf den Käfig zutretend, öffnete sie das Gitter, packte den grünen Brasilianer am Gefieder, machte das Fenster auf und gab den Gefangenen frei, und als er sich in die Lüfte erhob, sagte sie: „Nun, Herr Eibschütz, fliegen Sie Ihrem Vogel nach.“

„Das soll Ihnen unvergessen bleiben, Fräulein von Arnim, und wenn Sie mich nicht süßfällig um Verzeihung bitten — nun, dafür wird Ihre Frau Mutter schon sorgen, der Sie großes Herzeleid bereiten.“

Der Bannquier griff zu seinem Hut und verließ mit kurzem Gruß das Zimmer. Schwester Friederike aber kam atemlos hereinstürzt:

„Was hast du gethan, Zette? Der Eibschütz machte ja ein böses Froschgesicht, aus dem die Augen hervorquollen, grüßte mich kaum beim Vorübergehen und tappete dann die Treppe hinunter, als wollt er jede Stufe in Grund und Boden treten. Und — was seh ich? Der Käfig offen, die Dido fort? Mit wem soll ich mich unterhalten, wenn ihr in die Gesellschaften lauft? Die Dido, meine Dido! und das arme Tier bei dem schlechten Wetter hinausgejagt? Das ist schändlich!“

„Man wird den Vogel schon einfangen.“

„Und hoffentlich wiederbringen?“

„Wir nehmen ihn nicht wieder; wer ihn fängt, mag ihn behalten, diesen grasgrünen Bannquiersvogel, der, wie sein Herr und Meister, nichts als das Wort Geld, Geld im Munde führt. Fenster auf! Thüren auf! Hinans alles, was mich belästigt, bedrängt, erniedrigt! Ich will Gottes freie Luft atmen, Freiheit, Glück und Liebe.“

„Dazu brauchtest du ja bloß den Kopf zum Fenster hinauszustrecken! Dann kannst du atmen, was du willst. Dido hätte dich darin nicht gestört. Es ist abscheulich von dir. Das einzige Wesen, das ärtlich gegen mich war, das sich an mich an-

schmiegte. Du hast ja davon genug — Papageien sind zwar nicht dabei, aber Affen.“

„Schwester!“ rief Henriette ärgerlich.

„Ich höre die Mutter kommen. Nun, die wird dir schon die Wahrheit sagen. Dido will ich wiederhaben, ich lasse den Vogel in alle Zeitungen setzen, wenn's meine ganzen Ersparnisse kostet; ich nehm ihn dann zu mir in mein Zimmer.“

Frau von Arnim trat ein, betroffen von dem erregten Gespräche der Töchter, und mit krampfhafter Hast hatte Friederike sie eingeweicht in das ganze Unheil, welches über das Haus Arnim herein gebrochen. Die Mutter wußte sich kaum zu fassen und brach in Thränen aus; reuelos und erbarmungslos stand Henriette, düster auf sie hinblickend.

Mit krampfhaftem Schluchzen sagte dann Frau von Arnim:

„Du weißt nicht, was du gethan hast, Kind! Ins Elend hast du uns gestürzt. Eibschütz hatte die besten Absichten. Die kleine Hypothek auf dem verschuldeten Gute des Betters, die uns schon längere Zeit keine Zinsen mehr bringt, hat er ankaufen wollen und uns das Geld dafür geben; er hatte eben nähere Erkundigungen eingezogen; wir hätten dann einige Zeit wieder sorgenloser leben können. Das ist nun alles vorbei. Du solltest der Segen deiner Familie sein, du wirfst ihr Ruin.“

„Das kommt davon,“ sagte Friederike, „wenn man so schön ist und so eitel gemacht wird; da nimmt man sich alles heraus. Pah! das bißchen Schönheit! Morgen oder übermorgen ist's doch aus damit, und da lohnt sich's nicht, heute so viel Lärm davon zu machen.“

„Ein ernstes Wort, Mutter,“ jagte Henriette, „ich hoffe nicht, dir Ungelegenheiten zu verursachen. Wenn Eibschütz unser Freund ist, nun, so thut er, was er versprochen, um deiner schönen Augen

willen, der meinen bedarf es ja nicht dazu. Ich aber bin fest entschlossen, jedem die Thür zu weisen, der sich so aufdringlich zeigt und so widerwärtig wie Eibschütz. Das bin ich meiner Würde schuldig; in den Augen edler und feinführender Menschen will ich sie unangetastet behaupten. Und ich will das Recht haben, mir meinen Umgang zu wählen. Ich verlange, daß du dem Rat Schiller erlaubst, unser Haus zu besuchen; nur unter dieser Bedingung will ich deinen Günstlingen, dem Grafen Waldstein-Dug und dem Rostig, nicht meine Thür verschließen, dir zuliebe, Mutter, damit du bei Hofe einflußreiche Fürsprache behältst; doch für diesen Zwang und dieses Opfer verlange ich, daß auch ich das Recht habe, mich frei zu bewegen in frischer Lebenslust, wo mein Herz weit wird und mein Geist sich öffnen darf dem Schönen und Erhabenen. Nimm den Käfig in dein Zimmer, Friederike, du wirst schon irgend ein buntes Tier einfangen, mit dem du durchs Leben tänzeln kannst. Überleg dir's, Mutter, und nun verlaßt mich, denn ich will allein sein.“

Fragend blickte Frau von Arnim auf ihre Tochter. Sie erkannte das Mädchen kaum wieder, das ihr so fest, so entscheiden, ja so hoheitsvoll gegenübertrat. Alle Vorwürfe, die sie auf dem Herzen hatte, mußten zunächst verstummen; sie trodnete sich mit dem Taschentuch die Augen und verließ achselzuckend Henriettes Boudoir.

Friederike folgte ihr, den leeren, aber schweren Käfig schleppend; an der Thür drehte sie sich noch einmal um. „Warte nur, du wirst keinen mehr einfangen, du bist zu ungezogen, Zette. Ich aber krieche nicht vor dir zu Kreuze, wie Rama; ich mach's mit dir, wie wir's mit unserer Lehrerin machten, wenn sie sich aufs hohe Pferd setzte.“ Sie setzte den Käfig hin, machte der Schwester eine schulgerechte Nase und ging dann hinaus, die Thür hinter sich zuwerfend.

(Schluß folgt.)





Aus dem Leben des Bildhauers Fritz Drake.

Eine biographische Skizze

von

Hans Nagel von Brawe.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.



Nach beiden Richtungen läßt sich das Goethe'sche Wort auf die künstlerische und seelische Entwicklung eines Mannes anwenden, der — sein eigener Pionier — vom Genius geleitet, seinen Lebensweg durch dornenreiches, felsiges Terrain bahnen mußte, um zu der lichten Höhe zu gelangen, auf welcher seine edle Gestalt der Nachwelt erscheinen wird — solange seine Marmorgebilde Zeugnis ablegen von der hohen Begabung ihres Schöpfers.

An den Anslänfern des Teutoburger Waldes liegt das durch seine Stahlquellen berühmte Städtchen Pyrmont.

Dort wurde am 23. Juni 1805 Fritz Drake geboren, dort verlebte er seine erste Jugend.

In einer bescheidenen Nebengasse stand das Häuschen, über dessen Thür ein primitiv ausgestattetes kleines Schild anfündigte, daß hier „Drake, Drechslermeister“ wohne. Der enge Raum der Werkstatt diente dem kleinen Fritz als

einzigem Aufenthalt und Spielraum, seit durch den Tod der Mutter die alleinige Pflege der Kinder dem Vater zufiel. Ihm schloß sich der Knabe um so enger an, als eine Sympathie zur Geltung kam, die, außer in den natürlichen Banden, ihren Ursprung in einem gewissen genialen Gleichempfinden haben mochte. Freilich sießen häusliche Sorgen um Familie und Brot ein inneres Streben und eine offenbare Beanlagung des Vaters nicht zum Gedeihen kommen, aber dessen Streben pflanzte dennoch in das Kind den Keim, der später mächtige Wurzeln schlug und herrliche Früchte trug — die Erbschaft des Vaters.

Fritz Drake, meist sich selbst überlassen, folgte lebiglich dem ihm innewohnenden Triebe, wenn er schon früh den technischen, ja, manchmal erfinderischen Ideen des Vaters ein weit lebhafteres Interesse schenkte wie den Vorträgen des Schulmeisters. Selten suchte er die Verührung mit anderen Knaben, fast niemals schloß er sich deren kindlichen Spielen an. Schon früh in Armut und Entbehrung ernst gestimmt, war er auch von seinen Altersgenossen gemieden.

Religiöse Einbrüche blieben dem Kinde ganz fern. Dagegen entwickelte sich schon früh ein Trieb zum Schaffen, zur Arbeit. Soweit es seine Kräfte erlaubten, ging er dem Vater zur Hand, und als dieser einmal von einem Kunden den Auftrag erhielt, eine besondere Art von Werkzeug herzustellen, durcharbeitete der damals zwölfjährige Knabe eine ganze Nacht, um dem erstaunten Vater am anderen Morgen das vollendete und selbst erfundene Instrument zeigen zu können.

„Das hast du gut gemacht, mein Junge,“ sagte der wortkarge Mann nach erfolgter Prüfung, und die wenigen Worte haben vielleicht dazu beigetragen, die technischen Anlagen des Knaben zu beleben, so zu beleben, daß er schon mit sechzehn Jahren eine mechanische Vorrichtung auf chirurgischem Gebiete erfand, durch welche gebrochene oder verrenkte Gliedmaßen in einer bestimmten Lage festgehalten wurden.

Noch nicht elf Jahre zählte Fritz, als der Vater eine zweite Ehe einging. „Wenn die neue Mutter kommt, will ich thun, was möglich ist,“ hatte das Kind auf den Werkstisch des Vaters geschrieben (15. Januar 1816). Es mochte in den Worten sich ein Hoffen auf bessere Verhältnisse kundgeben.

Aber die Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Die neue Mutter brachte mit neuen Kindern nur neue Sorgen, denn der Verdienst war kärglich und der alte Drake war trotz seines technisch sündigen Wesens kein Praktiker auf dem Lebensmarkte. Wenn Fritz mit vollendeten Arbeiten in die Umgegend geschickt wurde, dann brach er oft auf, ohne auch nur ein Stückchen Brot mit auf den Weg zu bekommen.

Trotzdem unternahm der Knabe gern solche Wege, auf denen sich sein lebhaftes Verständnis für die Natur und ihre Schönheiten mehr und mehr ausbildete. Mit Wonne erfüllte ihn der Aufenthalt im Walde, mit Behagen streckte er sich in das duftige Gras der Wiesen, bewunderte die Mannigfaltigkeit der Blüten und Kräuter, lauschte dem Gesange der Vögel, sah dem Treiben der Eichhähnen zu und beobachtete ans den Kronen der Eichen, die er erkletterte, die Firsche und Rehe, wenn sie abends hinaustraten in die Wiesengründe. Der Knabe hatte eine ausgesprochene Liebe zu den Tieren. Eines Tages brachte er wonnestrahlend einen jungen Hund mit heim. Der Vater und die Stiefmutter bedeuteten ihm in harten Worten, daß das Brot kaum für die Kinder lange. Fritz mußte sich von seinem Freunde trennen; zum erstenmal aber wurde ihm jetzt klar, daß Armut Entbehrungen mit sich bringe.

Am liebsten ließ er sich mit einem Karren in den Wald schicken, um Laub und Zweige heimzubringen. Doch auch bei der Feldarbeit half er gern und konnte dabei seine Mitarbeiter durch Erzählungen — von seiner Phantasie geschaffen — unterhalten, eine Gabe, die völlig erlosch, als sein Talent sich andere Bahnen eröffnete.

Einem mächtigen
Eindruck üb-
ten die Tö-
ne der
Musik
auf

heim, dann blieb
er wohl stehen,
trauerverlo-
ren den
Will-
kom-



Standbild König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Tiergarten zu Berlin.

den Knaben an. Kehrete er am Abend, | mensständchen lauschend, die damals neu
die Hade auf der Schulter, vom Felde | angekommenen Kurgästen gebracht wurden.

Es war wohl schon die Künstlernatur in ihm, die ihn dann zur Thatkraft angesporn, wenn die Phantasie, durch die Töne angeregt, lebhafter in der Kinderseele arbeitete. In solchen Erregungen schlich er sich wohl fort, in die Einsamkeit, in die Stille des Waldes, den er so oft durchstreifte.

In des Knaben Thun und Denken zeigte sich immer wieder eine unbegrenzte Liebe zu seinem Vater. Diese Liebe ließ ihn auch Entbehrungen, ja, manchmal dem Hunger, freudig ertragen. Um mit dem Vater das Weihnachtsfest erleben zu können, machte er als elfjähriges Kind den Fußmarsch von Minden, wo er bei einem Onkel zum Besuch war, bis nach Pyrmont (fünf Meilen), und wäre auf diesem Wege, vor einem Trunkenen fliehend, beinahe in einer Grube ertrunken, wenn nicht Bauersleute ihn gerettet hätten.

Wenn nun einmal dem einstigen Künstler die in der Entbehrung angeeignete Ausdauer, die beharrende Energie für seine Bestimmung zu gute kamen, so fand andererseits durch gütige Fügung des Geschicks der junge Drake auf seinem Lebenswege auch allerhand Impulse, durch die sein natürliches Verständnis für Kunst und Poesie geweckt wurde.

Die Anwesenheit des regierenden Fürsten zu Waldeck mochte dazu beitragen, daß auch bedeutende Künstler gelegentlich auf der Bühne von Pyrmont auftraten, und als eines Tages der kleine Fritz — er hatte sich auf irgend eine Weise bei der Arbeit hinter den Coullissen dienstbar gemacht — Emil Devrient sah, kam der Wunsch zum erstenmal mit Macht über ihn, auch einmal etwas Großes zu leisten — auch Beifall zu ernten.

Kein bestimmtes Bild über das Wie machte sich wohl der Knabe, aber seine Phantasie wurde mächtig angeregt. Er träumte von den hohen Gestalten, die er in strahlenden Gewändern auf der Bühne gesehen, malte sich den Glanz aus, der Hochgeborene umgab. So erwachte auch in ihm auf das lebhafteste das Interesse für das naheliegende Fürstenschloß —

ihm verschlossen, aber durch seine Kinderphantasie mit aller Pracht ausgestattet, wie er sie auf der Bühne angestaut. In seinen Ruhestunden konnte er unverwandt, am nahen Schloßgraben im Rasen liegend, hinausschauen nach dem Pavillon, in den er sich eine lichte Mädchengestalt zauberte. War es ein Hineinragen der Gegenwart in ferne Zukunft? Denselben Pavillon bewohnte später dieselbe Frau, an deren Seite der schon alternde Künstler im Empfinden wahren Glückes zu neuer Entfaltung seines Könnens gelangen sollte.

Als Fritz Drake 1819 das vierzehnte Jahr erreicht hatte und konfirmiert war, wurde beschlossen, ihn in die Lehre nach Kassel zu schicken. Mit zwei Thalern und einigen Kleidungsstücken ausgerüstet, trat der noch völlig unentwickelte junge Mann seinen Weg in die Welt an, nicht ohne mit Wehmut von der ältesten rechten Schwester Abschied zu nehmen. Galt doch der Stiefmutter Sorgen mehr den eigenen wie den Stiefkindern, und der Vater sah es ruhig an, wenn dem Stiefkinde mitunter gar rauh begegnet wurde; Lebensgewohnheiten hielten ihn ohnehin mehr und mehr der Häuslichkeit fern.

Zu Fuße, das Bündelchen auf dem Rücken, wanderte der kleine Mann die zehn Meilen bis Kassel. Zum Mechaniker Breithaupt wollte er in die Lehre. Als dieser aber den schwachen Knaben vor sich sah, erklärte er, er habe Leute genug. Fritz legte sich auf das Bitten, und um ihn loszuwerden, erklärte der Meister, er möge in vierzehn Tagen einmal wieder vorkommen. Aber er hatte sich verrechnet. Genau nach vierzehn Tagen meldete Fritz Drake sich von neuem. Er hatte, zu stolz, nach Pyrmont zurückzukehren, inzwischen auf einem nahen Dorfe Feldarbeit gesucht.

So ward er zögernd angenommen, gewann aber schon das Vertrauen des Meisters nach Vollendung der ersten Arbeit. Eine Wasserwaage war es, die er nicht nur zur Zufriedenheit, sondern auch weit vor dem Termine abliefern. Der große und unermüdete Fleiß, der durch das

ganze Leben einen Grundzug in Drake's Charakter bildete, sowie sein anstelliges Wesen — er hatte darin viel dem Brunnenarzt in Pyrmont, Dr. Mundhenk, zu danken, der sich des Knaben vielfach annahm — mochten es veranlassen, daß er, obwohl nur als Arbeiter angenommen, vielfach in den Kreis der Cleven des Institutes gezogen wurde und mit diesen am Mittagstische des Hausherrn erscheinen durfte. Er kam dadurch in regelmäßigen Verkehr mit Menschen, die einer viel höheren geselligen Klasse und anderem Bildungsgrade angehörten wie er selbst. Seine Fortschritte in technischer Hinsicht blieben dabei nicht unbemerkt, und als er einst eine Aufgabe vollendete, an der sich schon viele erfahrene Mechaniker vergebens versucht hatten — es handelte sich um Ausführung einer großen Hohlkugel —, da schloß ihn der Meister gerührt in die Arme.

Von diesem Zeitpunkte ab wurde des jungen Drake Stellung eine sehr angenehme. Von den Kameraden wie vom Meister wurde seine Fähigkeit gleichmäßig anerkannt. In freien Stunden versuchte sich der junge Mechaniker auch wohl in Modellierarbeiten, ja, manchmal, wenn seine kleinen Kunstprodukte von den Kameraden angestaunt wurden, kam es wie ein Wetterleuchten über ihn: „Werde Bildhauer!“ Dem Hofbildhauer Ruff legte er einige Arbeiten — eine Scene aus der Germanenschlacht, Relief, war darunter — zur Ansicht vor und erbat sich dessen Rat, gab aber auf dessen Abreden diesen Gedanken wieder auf und ging mit erneuem Eifer an seinen Beruf.

Doch auch in diesem Berufe sollte kein jugendliches Gemüt nicht vor schmerzlichen Eindrücken bewahrt bleiben. Eines Tages bekam er den Auftrag, eine größere Anzahl von patentierten Apparaten anzufertigen, welche die eingravierte Aufschrift „Hymly'sche Augendouche“ tragen sollten. Er erkannte sofort, daß hier eine Erfindung seines eigenen Vaters vorlag, erinnerte sich auch, daß einst ein fremder Arzt in Pyrmont diesen nach der Bedeu-

tung und Verwendung des in dem einzigen Schranke aufgestellten Apparates gefragt hatte. Und nun mußte der Sohn das geistige Eigentum seines Vaters für einen Fremden verwerten helfen, mußte den fremden Namen auf des Vaters Erfindung setzen, während der Erfinder mit den Seinigen daheim dem Hunger preisgegeben war.

„Was nützt die Genialität, wenn die Kraft und der klare Blick fehlen, sie auszunutzen!“ rief er damals aus, und die Erfahrung des Jünglings auch in dieser Richtung mag ihren Einfluß auf die spätere praktische Auffassung des großen Künstlers nicht verfehlt haben.

Übrigens blieb die briefliche Verbindung mit dem Vater sehr dürftig. Die Abneigung gegen das Schreiben, die Friß durch sein ganzes lauges Leben beibehielt, trat schon damals ebenso hervor wie der Widerwille gegen jede Gefühlsdemonstration. Bei den tiefsten Empfindungen blieb er stumm und verschlossen.

* * *

Vierundeinhalbes Jahr arbeitete Drake im Breithaupt'schen Etablissement. Dann faßte er den Entschluß, seine weitere Ausbildung in Petersburg zu suchen. Mit den herzlichsten Wünschen wurde der nun achtzehnjährige Friß von seinem Meister entlassen (1824) und begab sich zunächst nach Pyrmont, um einmal seine Befreiung vom Walbed'schen Militärdienste zu erwirken und dann sich seine Pässe zu verschaffen. Während dieser Zwischenzeit war er wiederum mit neuen Modellierungsversuchen thätig.

Die Porträtbüste eines in Pyrmont lebenden Lehrers, welche er im kleinen Schaufenster des Vaterhauses ausgestellt hatte, erregte durch die charakteristische Wiedergabe des populären Mannes ein förmliches Aufsehen. Durch diesen ersten Erfolg angeregt, arbeitete er einen Christuskopf aus Eisenbein, und als ihm das kleine Kunstwerk sofort von einem Engländer für sechs Louisdor abgekauft wurde,

wagte er sich an die Porträtstatue seines gütigen Gönners, des Brunnenarztes Rundbeck. Auch diese Arbeit gelang so vortrefflich, daß der Arzt begeistert ausrief: „Ach, wenn Sie zu meinem berühmten Vetter Raach kommen könnten!“

Der junge Drake war wie elektrifiziert durch diesen Ausspruch. Wünsche, Hoff-

unge sei, für die nächsten drei Jahre seinen vollen Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Wer wird es dem strebsamen Jüngling verargen, daß er erklärte, seine Existenz sei gesichert, obgleich achtzehn Thaler sein ganzes erspartes Vermögen ausmachten.

Fröhlich brach er auf — nach Berlin.



Relief vom Fries des Tiergarten: Standbildes.

nungen, über die er sich wohl kaum bislang recht klar geworden war, nahmen jetzt Gestalt an, und endlich wurde die Büste an Raach zur Beurteilung abgesandt. Drake faßte den unerschütterlichen Entschluß, Bildhauer zu werden, und mit diesem Entschluß beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt: die Lehrzeit. Denn Raachs Urteil fiel günstig aus, und er versprach, sich der Ausbildung des jungen Drake anzunehmen, wenn dieser in der

Jugendhoffnung und Jugendkraft, in Entbehrung gestählt, gaben ihm Vertrauen und Mut.

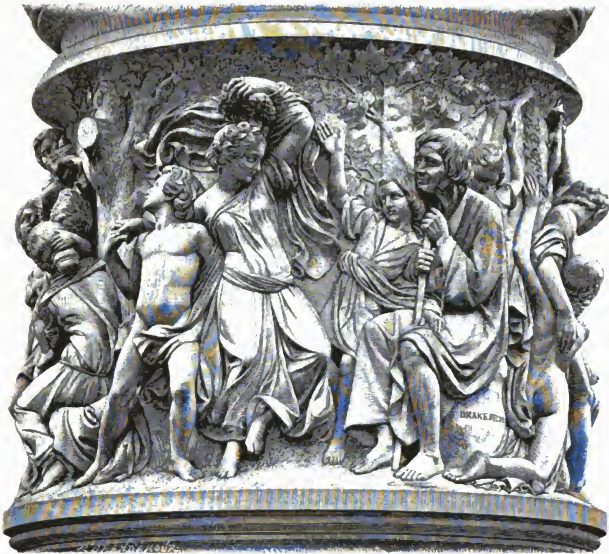
Als er in Berlin eintraf, war Raach eben leidend von einer Reise nach Dresden heimgekehrt und ließ sich nicht sehen. Aber er verwies den jungen Lehrling an den Bildhauer Tied (den Bruder des Dichters) und dieser nahm ihn mit väterlicher Güte auf, suchte die Befangenheit zu mildern, die sich begreiflicherweise sei-

ner bemächtigte, als er nun das Rauchsche Atelier betrat.

Wie an geweihter Stätte fühlte er sich, umgeben von mehr oder minder vollendeten Arbeiten des großen Künstlers, mit mächtigem Eindruck vernahm sein Ohr zum erstenmal die Hammerschläge auf den harten Marmor, durch die Akustik

nenen Lehrling und war angenehm berührt, als er von dessen technischen Vorkenntnissen erfuhr.

Das Verhältnis Drakes dem fünfzigjährigen Meister gegenüber gestaltete sich bald sehr befriedigend. Rauch liebte es, seine Schüler durch Selbsterfahrung zu belehren. Er willfahrte daher dem Wun-



Relief vom Fries des Tiergarten-Standbildes.

des Lagerhanfes zu hellem Klange verstärkt. Wie ein Traum erschien es ihm: Hier sollte auch er schaffen — an der Stätte der Kunst.

Einen tiefen Eindruck machte es ihm dann, als Rauchs imponierende Erscheinung nach einigen Tagen das Atelier betrat. Drake empfand die ganze Macht dieser klaren blauen Augen, aus denen Poesie und Phantasie sprachen.

Rauch war sehr freundlich für den

sche seines Schülers, sogleich bei der Kopie einer vollen Figur seine Fähigkeit darlegen zu dürfen. Als er dann, vierzehn Tage später, sich nach dem Erfolge umsah, zeigte ihm Drake die in einem Kasten liegenden Trümmer seiner Arbeit.

„Das Resultat habe ich bei Ihrer gänzlichen Unerfahrenheit vorausgesehen,“ sagte Rauch, „aber Sie teilen solch ersten Mißerfolg mit den meisten strebenden Anfängern, Sie werden vielleicht mehr daraus

lernen, wie aus einer langen Reihe von guten Lehren.“

Unter einer großen Anzahl von jungen Künstlern, welche mit Drake gemeinsam arbeiteten, befand sich auch Rietschel. Die beiden waren sogar auf denselben Raum angewiesen. Rietschel war höflich, freundlich, anschniegender — im Gegensatz zu dem mehr verschlossenen, ernstern Drake. Diese Verschiedenheit der Charaktere ließ auch wohl so recht innige Beziehungen zwischen beiden niemals aufkommen. Rietschel war Drake in der Technik überlegen, das fühlte letzterer schon bei den ersten Arbeiten, die ihm zu Gesicht kamen. Rietschel hatte schon die Dresdener Kunstschule besucht und war durch längeres Studium in eine Kunstrichtung eingeweiht, der Drake noch ganz fern stand. Dagegen konnte Rietschel seinem Kameraden Drake eine Überlegenheit in der Komposition nicht absprechen.

Des jungen Bildhauers Verhältnisse hatten sich in Bezug auf seinen neuen Beruf nach und nach möglichst günstig gestaltet. Nicht nur im Atelier bewies ihm der Meister Rauch das lebhafteste Interesse, er zog auch den weltfremden, in den geselligen Formen unerfahrenen Schüler in sein Haus, in die Gesellschaft seiner Familie. Dagegen trat schon nach den ersten Wochen seines Berliner Aufenthaltes die Existenzfrage schwer an ihn heran. Die achtzehn Thaler waren verbraucht und — wovon leben? Wie dem Meister verbergen, daß er ihm die Unwahrheit gesagt, um — sein Lehrling werden zu können?

Bei einem Schreiner, einem Bekannten aus Westfalen, hatte er sein Unterkommen gefunden, wofür er anfangs in freien Stunden mit arbeiten half; er hatte sogar einen Modellierstuhl erfunden, der später in vielen Ateliers Verwendung fand; aber als er dann den ganzen Tag über im Rauchschen Atelier arbeiten mußte, blieb für die Tischlerei keine Zeit übrig. Dennoch räumte dieser dem jungen Mann einen Schlafraum im Keller ein, neben Kartoffel- und Krautvorräten. Vergebens

sam Friß auf Mittel, seine Finanzlage zu bessern, ohne die Mildbütigkeit in Anspruch nehmen zu müssen.

Der Zufall war ihm günstig. Er machte die Bekanntschaft eines Beamten, der sich zu seinem Vergnügen mit Mechanik beschäftigte. Diesem bot er seine Hilfe an und gewann durch sein biederes, offenes Wesen und die Geschicklichkeit bei Ausführung der Metallarbeiten dessen Gunst so sehr, daß er ihm vorschlug, zu ihm zu ziehen. Erst später erfuhr der Beamte, daß Drake Rauchs Schüler. Als dann Rauch bekannt wurde, in wie dürftigen Verhältnissen Drake lebe, räumte er ihm eine kleine Wohnung in seinem eigenen Hause ein, in welcher Friß nun in Gemeinschaft mit seiner Schwester Karoline — sie kam aus Pyrmont zu ihm gezogen — einen eigenen Haushalt gründete.

Behn Thaler monatlich hatte Rauch seinem Schüler als Honorar bewilligt. Damit wurde gewirtschaftet, und Karoline (später Frau Professor Meyerheim) bewährte sich als vortreffliche Haushälterin, ja, sie wußte sich so einzurichten, daß der Bruder häufig Bekannte bei sich empfangen konnte, unter denen hervorragende Dichter und Maler, wie Keiner, Strack, Kugler, von Naast und Lüderitz zu nennen. Im kleinen Zimmer wurden von den Männern nun Entwürfe und Conceptionen verarbeitet, während nebenan in der Küche (zugleich ihrem Schlafraum) Karoline als frugales Mahl westfälische Kartoffelpuffer buk. Sogar ein griechischer „Fürst“ Ppsilanty traf eines Abends als Gast ein, um sich, wie Drake später erzählte, an der „unfürstlichen“ Kost den fürstlichen Magen zu verderben.

Neben seinen Atelierarbeiten modellierte Drake in dieser Zeit auch fleißig zu Hause. Ein größeres Relief, wiederum eine Scene aus der heimischen Geschichte behandelnd — die Varusschlacht — wurde bei einem späteren Brande zerstört.

Bei einer Reihe von Studien diente ihm die eigene schöne Schwester als Modell. Um die Gewandfalten darzustellen,

legte sie wohl bei allerhand tragischen Stellungen und Scenen ihre Bettdecke um.

Von der Schönheit der Schwester hatte freilich Friß Drake wenig abbekommen. Er trug die langen blonden Locken wirr um den wenig vorgebeugten Kopf, die große hagere Gestalt bewegte sich etwas eckig, aber seine Gesichtszüge trugen einen angenehmen, offenen Ausdruck.

Seine Phantasie war dagegen sehr empfänglich für weibliche Schönheit, wenn auch eine fast jungfräuliche Schüchternheit ihn abhielt, seinen Gefühlen in Wort und That Ausdruck zu geben.

Dennoch wollte es der Zufall, daß er die Bekanntschaft einer Sängerin machen sollte, für die er bald in Liebe entbrannte. Er wurde auch von der Dame empfangen, und wer weiß, was entstanden wäre, hätte ihn nicht die eigene Unbeholfenheit gerettet. In größerem Kreise wollte er sich der Geliebten empfehlen, stolperte und sah, wie diese seinen Fehltritt belachte. Sein Künstlerstolz ließ ihn nicht wieder ihre Schwelle überschreiten.

Sobald seine Einnahmen es erlaubten, nahm Drake einen seiner kleinen Stiefbrüder zu sich und überwachte dessen Erziehung mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt. Er gab auch die Wohnung im Rauchschen Hause auf, wurde aber gerade damals von einer Gehirnerschütterung ergriffen und mußte in ein Krankenhaus gebracht werden. Während dieser Leidenszeit stellte sich schon heraus, welchen Ansehens sich der talentvolle Schüler Rauchs erfreute. Von allen Seiten erkundigte man sich nach ihm, schickte dem Genesenden die köstlichsten spanischen Trauben, und die Freunde ließen ihn dann kaum eine Stunde des Tages allein.

Während der Konvalescenz wurde ihm gestattet, sich zu beschäftigen, und in dieser Zeit schuf Drake eine Denkmünze von wunderbar schöner Ausführung.

Gerade während dieser Krankheit hatten sich seine Phantasie und das aus ihr entstehende Erfindungsvermögen außerordentlich geschärft, und als er bald darauf mit Rauch nach München reiste, um mit-

zuarbeiten am Maximilian-Denkmal, erregte er Aufsehen durch ein vortreffliches Kolossalmedaillon von Cornelius, dem er hier bekannt geworden war. Auch zu Wandel, Kaulbach und Schwanthaler trat er in nähere Beziehung.

Indessen fühlte Drake selbst, daß er noch nicht reif genug sei, um in München, damals der Pflanzstätte künstlerischer Bestrebungen, sich auf eigene Füße stellen zu können. Auch seine Schüchternheit, wohl ursprünglich aus der Unsicherheit im geselligen Verkehr und aus der ja ganz fehlenden Jugenderziehung resultierend, mochte ihn bewegen, vorläufig nach Berlin zurückzukehren in das Atelier seines Meisters.

Vielleicht war es das Resultat eines übergroßen Eifers, eines bislang unvergleichlichen Fleißes, daß sich um diese Zeit, wohl für ihn selbst unbewußt, eine Reaktion einstellte.

Eine unüberwindliche Schlassheit bemächtigte sich seiner, eine Schlassheit — nicht der Hände, sondern des künstlerischen Ingeniums —, die ihn fast arbeitsunfähig machte.

Rauch in seinem großen Wohlwollen für Drake, beobachtete ihn, wartete zuerst still ab, ob sich nicht die Rebel verziehen würden. Doch dann, als dies nicht geschah, ließ er ihn zu sich kommen.

„Es ist das Ansuchen an mich gestellt worden,“ begann er freundlich, „der königlichen Porzellan-Manufaktur einen jungen Mann zu empfehlen, der künstlerische Arbeiten gegen ein Jahrgelohd von tausend Thalern auszuführen, resp. zu überwachen hat — ich habe an Sie gedacht, Drake!“

Wie vom Wetter getroffen stand Drake da. Er erkannte recht gut die gütige Absicht Rauchs, erkannte aber zugleich, daß sein Freund und Meister ihn nicht mehr geeignet für die freischaffende Künstlerlaufbahn erachtete — erkannte in diesem Augenblick mit offenem Blick, daß seine Schlassheit Stillstand, Rückgang hervorgerufen.

Eine tiefe, heftige Erregung kam über

ihn, rüttelte ihn gewaltig auf. Er dankte für das Anerbieten, aber von nun an erwachte der Schaffenseifer von neuem. „Der Sturm hat die alten welken Blätter von dem Baume geschüttelt, um neuen frischen Knospen Platz zu schaffen,“ sagte er später einmal, als ihn Rietschel nach den Ursachen der Wandlung fragte.

unterschätzte. Durch übermäßige Anforderungen an sich hat er sich ein gutes Teil seiner Lebensfreude getrübt — bis an sein Lebensende.

Das Aufblühen der Kunst nach den trostlosen Zeiten der Freiheitskriege war zum großen Teil Rauchs Meisterkraft zu danken. Er gab der Nation ihre Helden.



Relief vom Fries des Ziergarten-Standbildes.

Seine Leistungen fanden jetzt mehr und mehr Anerkennung, und diese Anerkennung spornte zu neuem Fleiße. Vielleicht aus jener Periode der Schwäche und aus der Umkehr zum Streben mag es herühren, wenn Drake — auch dann noch, als er selbst ein großer Meister geworden — sich stets dem Selbstvorwurfe hingab, nicht genug zu leisten, stets die eigenen Leistungen in ihrem künstlerischen Werte

Raucher hatte die Helden noch gekannt, deren Bild er Rauchs Hand in Erz und Marmor schuf, deren Statuen er aufstellte, zum Teil, wenn der Tod jene kaum hinweggerafft, wenn der Schmerz um sie noch lebhaft in der Nation empfunden wurde. Mit Rauch ging der Kunst eine neue Sonne auf. Ihre Strahlen trafen und erwärmten aber auch seine nächste Umgebung, es ging ein Teil der Bever-

zung vom Meister mit auf seine Schüler über. So fehlte es denn auch Drake nicht an Empfehlungen durch Männer von ausgezeichneten Namen.

Als eine Anfrage der Stadt Denabrück eintraf, ob Rauch die Herstellung einer Kolossalbüste des bedeutenden Nationalökonomten Justus Möjer übernehmen wolle,

Wohl hatte der Sohn während der Krankheit durch reichlich überjandte Geldmittel den Vater zu unterstützen gesucht, war auch zu einem Besuche in Pyrmont gerüstet. Den Entschluß zur Abreise hatte er aber immer wieder fallen lassen, bis — es nun zu spät war. Dieses Schwanken, Hinausschieben, diese Unentschlossen-



Relief vom Friede des Tiergarten-Standbildes.

lehnte er zwar für sich selbst ab, brachte aber seine Schüler Drake und Rietschel für die Arbeit in Vorschlag.

Die Wahl fiel auf Drake. Mit Wonnenahm dieser den Auftrag an, der ihm zugleich Gelegenheit bieten sollte, seine Heimat, seinen alten Vater wiederzusehen. Doch, noch bevor Fritz nach Denabrück aufbrach, erhielt er die Nachricht vom Tode des Vaters.

heit, Züge, welche wohl in seinem Charakter lagen, machten sich leider oft in seinem Privatleben zu seinem Nachteil bemerkbar, dehnten sich aber niemals auf seinen Beruf aus.

Der Vater starb, ohne den Sohn noch einmal gesehen zu haben, und diese Tatsache machte auf Drake einen solchen Eindruck, daß es ihn später mit tiefem Weh erfüllte, wenn nur seines Vaters erwähnt

wurde. Die Kindesliebe mag die größte Regung seines Herzens gewesen sein.

Mit dem Denkmal in Ösnabrück beginnt die lange Reihe der Erfolge des Bildhauers. Die Mörder-Statue — eine solche war auf Drake's Wunsch, statt der Büste, gewählt — die erste selbständige Arbeit Drake's, wurde im Jahre 1836 öffentlich enthüllt.

Schon die Ankunft des Schülers Rauchs in der kleinen Stadt Ösnabrück war ein Ereignis. Man erblickte in ihm den Vertreter einer neubelebten Kunstströmung. Die Enthüllung aber gestaltete sich zu einem wahren Triumph. Theater, Ball, Fackelzug — man wußte nicht, wie man den jungen Meister genug feiern sollte. Und wie wenig empfand dieser selbst die Huldigungen! Vergebens wehten die jungen Damen mit den Taschentüchern ihm Grüße und Anerkennung zu, vergebens war jede Aufmerksamkeit. „Eine düstere Wolke der Schwermut lag auf seinem Gemüt,“ so erzählt einer seiner Zeitgenossen; Drake vermochte wohl für Augenblicke in geselliger, namentlich künstlerischer Umgebung heiter zu sein, aber wieder allein, ließ es ihn nicht zu heiterem Lebensgenuß kommen, selbst dann nicht, als seine Mittel ihn aller äußeren Sorgen enthoben. Die freudlose Kindheit, die sorgenreiche Jugend warfen ihre Schatten noch auf sein späteres Leben.

Das Erstlingswerk war übrigens ein Kunstwerk in vollster Bedeutung geworden. Der alte Schadow selbst sagt in seinem Werke „Kunstansichten und Kunstwerke“ über Drake's Mörder-Statue: „Am 25. März 1836 sah man im Lagerhause unter freiem Himmel die Mörder-Statue in Bronze, wozu der Bildhauer Drake das Modell geliefert hat. In dieser Arbeit zeigte der Künstler so viel Poesie, als sich unter dem Zwange eines Mantels erreichen ließ.“ Heute, nach siebenundfünfzig Jahren, ist die Statue von einer wundervollen Patina bedeckt. Die Lebenswahrheit, die Charakteristik in dieser Arbeit ruft noch heute manchen Jünger der Kunst nach der alten Bischofsstadt.

Von Ösnabrück begab sich Drake direkt nach Rom. Kaum dort angelangt, eilte er zu Thorwaldsen, um Rauchs Empfehlungsbrief abzugeben. Er fand den großen dänischen Künstler in abgetragener Schlafrocke. Mit kühler Höflichkeit wurde er empfangen — Thorwaldsen steckte den Brief Rauchs ungelesen in die Tasche und brachte das Gespräch dann auf ein Lieblingsfeld, auf geschnittene Steine. Während er in einer Schieblade nach irgend einem besonderen Exemplare suchte, konnte Drake gewahren, welch ein wunderbares Durcheinander in dieser Lade herrschte. Da lagen Gemmen, Briefe, Toilettegegenstände, Orden, alles pelemèle. Plötzlich warf Thorwaldsen ein Konvolut Zeichnungen auf den Tisch, Kupferstiche, und ein Blatt trennte sich von den übrigen. Thorwaldsens Blick fiel, wie zufällig, darauf. „Sehen Sie, das ist eine ausgezeichnete Komposition,“ rief er aus, „wenn auch der Künstler die Ausführung noch nicht ganz verstand — die Komposition ist vortrefflich!“

Drake, auf das höchste erregt, sagte, wie er sich dieses Ausspruches freue, da die Komposition von ihm selbst sei.

Thorwaldsen sprang auf und war von diesem Augenblicke an gewinnend freundlich. Er belobte ihn für die Decenz, mit welcher er das Sujet, eine Darstellung, aus Goethes fünfter Elegie entnommen, behandelt habe.

Drake arbeitete nicht während seines Aufenthaltes in Rom. Er wollte nur in sich aufnehmen, Eindrücke von Kunst und Natur. Immer wieder zog es ihn in den Vatikan, zu den Sammlungen des Kapitols, vor allem aber hinaus in die Campagna — in die Albaner Berge — nach Tivoli, nach Frascati. Stundenlang konnte er einmal die malerischen Gestalten der am Brunnen Wasser schöpfenden Mädchen von Albano bewundern, dann wieder trug ihn seine Phantasie zurück in die Vergangenheit, in die Zeiten, in denen Werke, wie der Aquädukt, das Kolosseum, gebaut wurden.

Im Jahre 1838 lehrte er nach Berlin

zurück — jetzt dreiunddreißig Jahre alt und völlig klar über sich und seine künstlerischen Principien und Ansichten. Wenn er auch schon früher eine Reihe von tüchtigen Arbeiten, Statuen, Porträts, Medaillen u. s. w., geliefert hatte (eine Madonna mit dem Kinde, in Marmor, wurde von der Kaiserin von Rußland angekauft), so begann er doch erst jetzt als selbständiger Meister seine Laufbahn. Er bezog ein eigenes Atelier bei Rauch im Lagerhause.

Eine seiner ersten Arbeiten in dieser Periode war die nackte Figur eines sterbenden Kriegers, welchem der Genius des Todes den Lorbeerkranz reicht. Ein Medaillon, die Charitas darstellend, ging später in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm III. über. (Zu Charlottenburg.) Es brachte dem Künstler nicht nur den Seiditz-Preis, sondern auch die Worte des Königs: „Eine brave Arbeit — so fortfahren.“

Einem Grabdenkmal für die Familie von Jagow folgte nun eine ganze Reihe von vortrefflichen Porträt-Statuetten — Schinkel, Rauch darunter — dann zahlreiche Büsten — es seien nur Meander, Hegel, Blumenbach genannt. Alle diese Arbeiten zeigten in hohem Grade die

Begabung des Meisters. Der Porträtähnlichkeit wußte er treffend auch denjenigen Ausdruck hinzuzufügen, der die Originale in ihrem Wesen charakterisierte.



Gruppe von der Schloßbrücke in Berlin.

Der Mann, der es ängstlich vermied, irgendwo und irgendwie seine eigenen Gefühleregungen zu zeigen, verstand es wunderbar, im Gefühle, in der Seele anderer zu lesen und — was er gelesen, in seinen Porträts wiederzugeben.

Die Fähigkeit, den Gesichtsausdruck auch nach flüchtigem Beobachten festzuhalten, war erstaunlich. Einst ließ ihn ein Herr bitten, die Büsten von zwei kürzlich verstorbenen Kindern, Knaben und Mädchen, zu arbeiten. Er konnte aber nur ein paar unvollkommene Silhouetten, Zeichnungen der Gouvernante, als Anhalt bieten. Drake bedauerte, den Auftrag nicht ausführen zu können, und empfahl sich. Im Hofe des Hauses sah er einen Korbwagen stehen und erinnerte sich nun, diesem Wagen, mit zwei Klappen bespannt, vor vierzehn Tagen auf dem Schloßplatze begegnet zu sein. Eine ältere Person saß darin und neben ihr zwei liebliche Kinder mit blonden Locken. Er war damals stehen geblieben, das Bild hatte ihn gefesselt. Sollten das die Kinder gewesen sein? Er kehrte um, fand seine Voraussetzung bestätigt und übernahm jetzt die Arbeit. Auf einem Ruhebetto liegend, Bruder und Schwester, stellte er die Kinder dar, und so vollendet gelang die Ausführung, daß sofort zwanzig Abgüsse bestellt wurden.

Dst beschäftigten ihn drei oder vier derartige Arbeiten zugleich, in denen er zu jener Zeit noch seine Erverbsquelle fand.

„Sie bekommen einen erschrecklichen Ruf,“ sagte einst Rauch, als er in Drake's Werkstatt trat, „erschrecklich, weil Sie durch diese Arbeiten von der Ausführung größerer Kunstwerke abgehalten werden, bei denen sich Ihre Fähigkeiten entwickeln könnten.“

Daß Drake's innerer Drang im Porträt allein keine Befriedigung finden konnte, daß das Reich der Komposition sein eigentliches Arbeitsfeld war, das hat seine spätere Künstlerlaufbahn zur Evidenz bewiesen. Doch dürfen auch die Schöpfungen in jener Richtung nicht mit Still-schweigen übergangen werden, einmal, weil sie die Fähigkeit des Künstlers darlegen, gleichsam dem Marmor Lebens-wahrheit einzuhauchen — dann aber auch, weil sie Drake in unmittelbare Verührung mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit brachten.

Alexander von Humboldt's Freundschaft und Wohlwollen für den Bildhauer stammten aus den kurzen Stunden, die er Drake zur Anfertigung einer Porträtstatuette bewilligt hatte (und zwar morgens um halb fünf Uhr), eine Arbeit, die so gut ausfiel, daß Alexander auch von seinem Bruder Wilhelm eine in gleicher Weise angeführte Statuette bestellte. Wilhelm, durchaus der griechischen Skulpturrichtung huldigend, widerstrebte dem Wunsche seines Bruders, sich im Hansrotte und in Statuettenform porträtiert zu sehen, und verweigerte die Sitzung. Bei Gelegenheit eines Diners gab Alexander dem Bildhauer die Gelegenheit, seinen Bruder längere Zeit in das Auge zu fassen, und Drake's wunderbare Fähigkeit, Physiognomien und deren Ausdruck im Mienenspiele festzuhalten, bewährte sich auch hier in der vollendeten Arbeit, die er dann, rein aus dem Gedächtnis angefertigt, dem großen Gelehrten überreichen konnte.

Es mögen noch die Statuetten von Romberg, Schiller, Beethoven erwähnt werden, ferner eine Denkmünze mit dem Porträt Hegels, von seinen Schülern zu dessen Jubiläum bestellt, eine Arbeit, durch welche dem Künstler der Verkehr in Haus und Familie des Philosophen eröffnet wurde.

Auf den ersten Eindruck hin erscheint es erstaunlich, daß zwei Männer sich zu einander hingezogen fühlten, deren Können und Wissen in so ganz divergierenden Richtungen lag. Hegel, der Denker, der Gelehrte, und Drake, dem es sogar an der elementaren Schulbildung fehlte, dessen Ausdrucksweise ungewandt und dessen Sprache schwerfällig erschien, dem die Lücken in seinem Wissen (Schulwissen) durch sein ganzes langes Leben empfindlich blieben, der Mann, dem es schwer fiel, einen Brief zu schreiben, der Mann, der von weniger Begabten über diese Mängel so vielfach unterschätzt wurde. Aber Drake's klares Urteil, sein Verstand konnten Männern wie Humboldt und Hegel nicht entgehen, wenn auch das

Genie dem Künstler neben dem Meißel nicht auch die Feder in die Hand gedrückt hatte, wenn auch der Mangel der ersten Erziehung sich niemals ganz verleugnete.

So erklärt sich auch die Beziehung zu Meander, dessen Porträtbüste, für die Aula bestimmt, Drake entwarf, während der berühmte Lehrer sich im Atelier — stets von einer Anzahl von Schülern begleitet — Vorlesungen aus irgend einem der Kirchenväter halten ließ.

Im Privatleben war Drake sparsam, mitunter ängstlich sparsam, was um so begreiflicher erscheint, wenn man erwägt, mit welchen finanziellen Sorgen er zu kämpfen gehabt, Sorgen, die ihn zeitweise dem Verkehr nach außen entfremdeten, Sorgen, deren Wiederkehr er später und bis an sein Lebensende um so mehr fürchtete, als er aus Erfahrung wußte, wie leicht der Besitz über die Hindernisse und Schwierigkeiten im Menschenleben hinweghilft. Als seine Erwerbsquellen reichlicher zu fließen begannen, flossen seinen armen Verwandten seine Ersparnisse zu, und die geliebte älteste Schwester dankte ihre Existenzmittel fast ganz der Opferfreudigkeit des Bruders. Die Furcht vor Verlusten und die Freude am Erwerbe, die bis in des einfachen Mannes hohes Alter vorhielt, galt niemals Drakes eigenem Wohlergehen. Ein eigentliches Wohlleben wollte er nie kennen lernen und lernte es nicht kennen.



Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in Jena.

Wunsch, ein eigenes Heim zu besitzen, zur Ausführung bringen konnte. Er selbst entwarf den Plan in den Grundzügen — der Bildhauer ist dem Architekten ja niemals fern —, und bald entstand, in den dreißiger Jahren war es, ein stattlicher Neubau an der Schulgartenstraße Nr. 8 (später Potsdamerstraße Nr. 3), welcher allerdings jetzt, von den Erben verkauft, längst einem modernen Massenquartier Platz gemacht hat.

Drake war täglich auf dem Bauplatz und hätte einst beim Betreten eines nur noch mit einem dünnen Brettle belegten Balkons das Leben eingebüßt, wenn ihn nicht die kräftige Hand des Baumeisters rechtzeitig ergriffen hätte.

Aber nicht allein sollte er sein fertiges Haus beziehen. In Fräulein Schönherr, der sehr schönen und unterrichteten Tochter einer Berliner Bürgerfamilie, fand er eine Lebensgefährtin. Ihr Wissen und Können — sie war zur Lehrerin ausgebildet — machten nicht nur den Altersunterschied unmerkbarer, sondern kamen auch gerade Drake, der selbst, wie schon gesagt, die Feder perhorreszierte, bei vielen Gelegenheiten ganz außerordentlich zu Hilfe.

Nicht lange sollte ihm das häusliche Leben an der Seite dieser Frau beschieden sein. Schon nach zwölfjähriger Ehe wurde Drake Wittwer, und es blieb ihm allein die Sorge um die Erziehung seiner sechs Kinder.

Kehren wir zur künstlerischen Thätigkeit Drakes zurück.

In hohem Grade wurden des Meisters

Drakes Lage hatte sich inzwischen so weit gehoben, daß er den längst gehegten

Bestrebungen durch den Einfluß des kunstsin- nigen Königs Friedrich Wilhelm IV. unterstützt. Auf des Königs Befehl unter- zog sich Drake (1843 bis 1844) einer dekorativen Arbeit im weißen Saale des königlichen Schlosses, die acht Provinzen Preußens darstellend, über welche Schadow schrieb: „Zu den Figuren in Stud war eine so geschickte und geübte Hand er- forderlich wie die des Professors Drake.“

Doch bald kehrte der Meister zum Marmor zurück, und eine vortreffliche Leistung dieser Periode ist die Kolossal- statue des Königs Friedrich Wilhelm III. in Stettin, den Rouarchen in voller Uni- form mit dem Hermelinmantel darstellend. Die Krone seiner Schöpfungen bleibt aber ein Denkmal, welches, von Bürgern der Stadt Berlin gestiftet, im Jahre 1849 im Tiergarten — nahe der Konstantin- Insel — enthüllt wurde.

Wer Berlin jemals besuchte und nicht allen Kunstsinnes und Kunstinteresses ent- behrt, der erinnert sich unzweifelhaft der lebensgroßen Statue König Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten. „Drakes innerliche Wesenheit durfte in dieser Ar- beit ganz ausgegossen werden — Poesie, Naivität, Natürlichkeit, kindliche Rein- heit, sowie die ganze Decenz seiner Dar- stellungsweise, welche ihn charakterisierte — Eigenschaften, die tief unter der bräu- ken Außenseite des Künstlers verborgen lagen. Seine wärmsten Empfindungen pflegte er oft durch eine rauhe, gereizte Äußerung zu verschleiern.“

Des Königs Statue, auf einem runden Piedestal stehend, giebt in ergreifender Natürlichkeit die charakteristischen Züge des lebensreichen, heldenmütigen Hohen- zollern, während die schlichte Uniform, die anspruchslose Haltung unwillkürlich an des Königs selbstlose Hingabe erinnern.

„Ja, so habe ich ihn gesehen, gerade so war er!“ hörte man damals oft alte Veteranen vor dem Denkmale ausrufen.

Um das Piedestal aber schließt sich ein Relief, in dessen lieblichen Gestalten jeden Alters sich die Freude an der Natur zur Anschauung bringt. „Die tiefe Inner-

lichkeit der Komposition wirkt mächtig auf den Beschauer, ein rein deutsches Element tritt ihm in diesen realistisch-poetischen Gestalten entgegen,“ so äußerte sich ein englischer Kunstkenner, als das Relief in Paris ausgestellt war, wogegen bei der- selben Gelegenheit Bouterwecks Urteil da- hin lautete, daß die Aufnahme der Arbeit zwar günstig gewesen, daß sie aber doch für französischen Geschmack zu einfach sei. Das ist ein Tadel, den sich Drake gefal- len lassen durfte, um so mehr, als der Wert der Schöpfung bereits durch Män- ner von hoher Bedeutung festgestellt war. Der berühmte Veuth, welcher sie in der Akademie zu Berlin gesehen, unmittelbar nachdem sie das Atelier verlassen, rief einem begegnenden Freunde zu: „Lieber S., haben Sie schon das wunderschöne griechische Relief gesehen, welches in der Akademie steht?“ Noch einige Wochen vor seinem Tode ließ sich der alte Schadow durch den Historiographen Professor Brenß in den Tiergarten führen, um die Reliefs zu sehen, und Preuß teilte Drake mit, Schadow habe das Monument für ein chef d'œuvre erklärt, das im Schlosse stehen sollte, um gegen die Einwirkungen des Wetters geschützt zu sein.

Ansprüche und Urteile aus solchem Runde hätten den Meister Drake nun stolz und glücklich machen sollen. Aber auch nach Vollendung dieses Werkes kam jene Unzufriedenheit mit sich selbst, jene melancholische Stimmung über ihn, durch welche er so oft die rechte Freude an sei- nen Schöpfungen einbüßen mußte. Die Ansprüche, die er an sich selbst stellte, wuchsen stets mit der genialen Schaffens- kraft und setzten vor ihm selbst den Wert seines Könnens herab. Keine Versiche- rungen seiner Freunde, keine Beurteilun- gen großer Meister konnten jenen Zug von Unzufriedenheit bannen.

Nach der Enthüllungsfest der Tier- gartenstatue (1849) schlich er still und einsam nach Hause. Bei dem nachfolgen- den Diner schickte der Meister — man hatte vergessen, ihn einzuladen, ein Ball, der sich übrigens auch bei der Errichtung

der Statue desselben Königs in Stettin ereignet hatte. Die ausgesandten Boten konnten dort den Künstler erst gleichsam als „Dessert“ heranzuführen.

Durch die Schöpfung der Tiergarten-Statue war Drake auf der Höhe seiner Künstlerlaufbahn angekommen, auf welcher er sich fast bis an sein Lebensende zu erhalten verstand.

Auf den König Friedrich Wilhelm IV. machte Drakes Kunstwerk einen so günstigen Eindruck, daß er ihm in der Nähe des Goldfischteiches am Tiergarten (Velleue-Allee) ein Atelier herrichten ließ, in welches der Meister bald zu neuem Schaffen einzog. Für den König selbst entwarf er die singenden Chorknaben auf der Theshentür der Schloßkirche zu Wittenberg.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die zahlreichen Schöpfungen des fleißigen Meisters, die ja zum großen Teile von unsterblichem Werte sind, aufzählen. Es seien nur einige der Werke erwähnt, die man in Berlin findet. Das Giebelfeld für das neue Museum, die Heroldstatue im Babelsberger Park, das Grabdenkmal des Generals von Boyen auf dem Invalidenkirchhofe u. s. w. sind wohl keinem Kunstfreunde fremd.

Ein Meisterwerk von größter künstlerischer Bedeutung ist aber die kolossale Gruppe auf der Schloßbrücke, den siegreich heimkehrenden Krieger darstellend,

eine Gruppe, in welcher die heroische Kraft und die wohlthuend wirkende Anmut gleichberechtigt zur Geltung gebracht sind.

Einmal bei der Schloßbrücke, möchte ich nicht veräußen, auch auf das künstlerisch wirkende und lebenswahr entgegretende Schinkel-Denkmal vor der Bauakademie hinzuweisen, ein ebenso bedeuten-



Reiterstandbild König Wilhelms I. von Preußen auf der Rheinbrücke in Köln.

des Kunstwerk wie die Statue Rauchs (Altes Museum), in deren Ausführung auch der Laie erkennen muß, wie die Begeisterung dem Schüler bei der Verewigung des Lehrers die Hand führte.

Das Jahr 1848 schreckte den Künstler auf aus seiner Thätigkeit, aus seinem stillen Atelier im Tiergarten. Der wüste Lärm und das Zerfahrene, Ungeordnete der damaligen Zustände riefen eine tiefe

Verstimmung in seiner loyal fühlenden Seele wach, einer Seele, welche so sehr der Ruhe, des Friedens bedurfte.

„Drakes erste, maßvolle Weise wußte sich nicht in den raschen Takt der Aufregungen und Schwankungen des politischen Treibens zu finden, und nur mit Widerstreben schulterte der Künstler die ihm ungewohnte Waffe, die er als Staatsbürger zur Sicherung der öffentlichen Ruhe zu ergreifen hatte.“ Das waren die Worte etwa, mit denen mir des Künstlers Stimmung aus damaliger Zeit von einem seiner Freunde geschildert wurde.

Lange Arbeitspannen zu machen, lag nicht in Drakes Natur, und es fallen in diese Zeit wiederum ein paar Porträtarbeiten, unter denen die Büste der Frau von Decker eine außerordentliche Feinheit der Auffassung zeigt. (Im Besitze deren Sohnes, Schloß Dittersbach.) Aber erst die dreihundertjährige Stiftungsfeier der Universität Genu gab wieder die Veranlassung zu einem größeren Werke. Das Komitee hatte die Errichtung einer Reiterstatue des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen beschlossen, mußte sich aber der Kosten wegen entschließen, vom Pferde herabzusteigen, und Rauch, dem man die Arbeit übertragen wollte, hatte erklärt, die Figur in den verlangten Dimensionen zu Fuße herzustellen, sei unmöglich. Dieser Ausspruch und die Schwierigkeiten in der Ausführung elektrifizierte Drake zur Annahme des Auftrages. Das Resultat war überraschend glücklich, und der Ehrgeiz des Meisters fand volle Befriedigung. Aber Mühe und Schweiß hatte es auch gekostet, bis das Modell zu dessen eigener Zufriedenheit gelang. Als man den Guß in Lauchhammer vollendet hatte und den Stuck zerschlug, fand man zwanzig Kurfürsten übereinander; immer neue Versuche hatte der Meister gemacht.

Die Universität ernannte Drake zum Doktor der Philosophie, als Anerkennung für diese Statue.

Ehe wir zu den bedeutenden Werken seiner späteren Schaffenszeit übergehen, möchte ich auf ein Ereignis eingehen, das

für des Meisters ferneres Leben von eingreifendster Wirkung sein sollte, welches in das seelische, in das Gemütsleben desselben einen völligen Umschwung brachte.

Eines Tages — es war im Jahre 1859 — betrat der berühmte Augenarzt Gräfe Drakes Atelier, diesmal nicht allein, wie wohl sonst der befreundete Professor kam, sondern in Begleitung einer Dame von auffallender Schönheit, von harmonischer Gestalt und mit jenem Gesichtsausdruck, in den das Künstlerauge sich ungewollt, gleichsam fragend, vertieft. Es war die Gräfin Marie Walbeck, welcher Drake jetzt vorgestellt wurde. Ein Augenleiden hatte sie von Pyrmont nach Berlin zu Gräfe geführt. In der Abgeschlossenheit des Schlosses von Krosken aufgewachsen, hatte wohl die Gräfin anfangs Scheu getragen, den berühmten Meister zu stören und den Atelierbesuch bescheiden abgelehnt, aber der Professor hatte darauf bestanden, durch seine Patientin die Ähnlichkeit einer Familienbüste konstatieren zu lassen, die der „Landsmann aus Pyrmont soeben in Arbeit habe“.

Drake empfing die nahe Verwandte seines Landesherrn in der harmlos naiven Weise, die ihm charakteristisch war. Er bot der Gräfin nicht einmal einen Stuhl, nicht etwa um den Gast bald wieder loszuwerden, sondern weil ihn — im Atelier beschäftigt — seine Arbeit und deren Ideale ganz und allein erfüllten, dann aber auch, weil die Formen der Courtoisie seiner Kinderstube fern geblieben waren. Das Kaufgeld, welches das Leben ihm nach dieser Richtung später aufgeklebt hatte, blieb recht durchsichtig; die Wunden aber wurden durch einen natürlichen Takt und ein angeborenes Feingefühl ersetzt.

Vor der liebenswürdigen Art, in welcher die Gräfin über die gemeinsame Heimat sprach, vor der Kenntnis, die sie über des Bildhauers Jugend, über dessen Familie an den Tag legte, und vielleicht auch vor dem treuen, offenen Blicke aus blauen, sprechenden Augen, dem er begegnete, schmolz die dem Künstler sonst anhaftende Verlegenheit, und das schlichte, einfache

Weisen, der Ausdruck
der Reinheit in
den Gesichtszügen des
schonaltorn-

In natürlicher An-
reihung an die
Mitteilungen
über seine
Familie
sagte



Die Siegessäule in Berlin.

den Mannes (er zählte bereits 54 Jahre) Drake, wie selten er Gelegenheit fände, berührten die vornehme Dame wohlthuend. | sich aussprechen zu können über ihm teure

Menschen, liebe Erinnerungen, wie heute der Nichte seines Fürsten gegenüber.

Wohl in der Regung des Wohlwollens bot ihm die Gräfin an, sie zu besuchen, und schon am nächsten Tage erschien Drake im Hause der Freundin, in welchem die Gräfin weilte — abends neun Uhr, in dicken Stiefeln und mit einem Knotenstocke. Seine völlige Unbefangenheit ließ ihn die Standesunterschiede übersehen und die kleinlichen Rücksichten beiseite schieben. Aber die Gräfin erkannte bald den tiefen inneren Wert, den edlen Kern hinter der rauhen Außenseite, sie lernte Drake schätzen und ehren.

Drake fühlte sich in jener Zeit sehr einsam. Vor vier Jahren war seine hübsche, stets animierende, witzige und lebensfrohe Frau ihm durch den Tod genommen, und wenn einst deren Freude am geselligen Leben ihm, dem ernstern, abgeschlossenen Manne, mitunter zuviel wurde, wenn einst der Verkehr mit fremden Menschen an Abenden nach angestrenzter Körper- und Geistesarbeit sich zur Qual gestaltete, so fühlte sich Drake jetzt verwaisst und unglücklich in der Abgeschiedenheit.

Das mochte die Gräfin fühlen und das sagte ihr auch der Meister in seiner geraden Weise. Ein vorbereitendes Werk des Schicksals mag es auch genannt werden, daß um jene Zeit die Gräfin noch unter dem Eindruck einer schweren Enttäuschung stand. Leichtsin und Fessellosigkeit eines Mannes aus ihren Lebenskreisen, dem sie einst glaubte vertrauen zu dürfen, hatten ihre Lebensfreudigkeit, ihre Hoffnungen erschüttert.

Mag es das Schicksal gefügt haben, daß sie gerade in dieser Stimmung immer von neuem von dem unantastbaren moralischen Leben des Landmannes hörte; kurz, als Drake ihr erzählte, wie er als Knabe oft am Abhang gelegen und nach den Söllern des Schlosses von Pyrmont geschaut, von einer Prinzessin da oben geträumt habe; als er dann in voller Unbefangenheit bat, seinen Jugendtraum noch jetzt, trotz seines Alters, zu verwirklichen, da reichte die Gräfin dem schlichten Manne

vertrauensvoll die Hand zum Bunde für das Leben. Sie, die Frau aus fürstlichem Blute, auch sie war dem praktischen Leben fern geblieben. Sie mochte damals kaum ahnen, was es heißt, sechs Stiefkinder zu erziehen und dazu in eine völlig veränderte Lebenslage zu treten. Getreu hat sie aber durchgeführt, was sie in jener Stunde übernahm, und das Glück, das sie spendete, sollte auch ihr zum eigenen Glück werden.

So wurde denn Gräfin Marie Waldeck Drake's zweite Frau, und es scheint, als ob erst ihr Einfluß die geistigen Interessen des Künstlers völlig erschlossen hätte. Wohl war sein inneres Leben auch vorher schon ausgereift, sein abgerundetes Schaffen beweist das, aber seine Gemüths-tiefe, sein reines, edles Empfinden, seine innerliche Natur sollten unter ihrem Einflusse erst zur vollen Würdigung gelangen. Liebevoll wußte sie die vielen Lücken in des Gatten Wissen auszufüllen. Der Mann, der im Kampfe mit dem Dasein aufgewachsen, dessen Geniuss sich bislang nur seiner erhabenen Kunst zugewandt hatte, er sollte noch in späteren Jahren durch seine treue Gefährtin auch einen Blick auf alle die Felder des Wissens werfen, die ihm in der Jugend nicht zugänglich geworden waren.

Wenn er, angestrengt durch des Tages Arbeit, die Abende daheim verbrachte, ja auch in den Pausen zwischen der Arbeit im Atelier, saß Frau Marie an seiner Seite und las ihm vor und gab die Kommentare zur Lektüre aus dem eigenen reichen Wissen. Besonders war es die deutsche Litteratur, deren Studium den Meister interessierte. Werke, wie Goethes Leben von Lewes, führten seine Anschauungen auf früher nie betretene Pfade. Auch auf sein künstlerisches Schaffen blieb die Gräfin — selbst vortreffliche Zeichnerin — nicht ohne günstigen Einfluß.

Auf die äußere Lebensweise übte die Wiederverheiratung mit der Dame aus hohem Stande fast gar keinen Einfluß aus. Die gewohnte Einfachheit in Drake's Hause blieb bestehen. Seine An-

spruchslosigkeit, einer völligen Unkenntnis von Bedürfnissen entstammend, wurde den Seinigen mitunter recht unbequem. Der Respekt vor dem Gelde, den er in Armut gewonnen, verließ ihn auch nicht, als er im Überfluß hätte leben können. Er sparte für seine Kinder, und wenn man sagt, Kindererziehen sei nicht Künstlersache, so hat Drake wenigstens redlich gestrebt, finanziell für die Seinigen zu sorgen — eine Sorge, die fälschlich vielfach als Geiz ausgelegt wurde.

Geselligkeit mied er, und anderen Künstlern blieb er fremd, war aber lebenswürdig und freundlich, wo er ihnen etwa begegnete.

Die Führung der schriftlichen Arbeiten, Korrespondenzen, die Abschließung von Kontrakten übertrug er von nun an seiner Frau, behielt aber trotzdem im Hause die Zügel in fester Hand.

In seinem äußeren Erscheinen zeigte der Professor sich häufig echt künstlerisch nachlässig, obwohl männliche Gestalt und geistvoller Gesichtsausdruck ihn auszeichneten. Als er einst vor dem Königsstandbilde im Tiergarten stand und seine eigene Arbeit betrachtete, hörte er, wie ein paar Herren darüber stritten, ob der Künstler sich selbst in der Gestalt eines Mannes der Friesgruppe dargestellt. „Das ist nicht der Fall,“ fiel Drake bescheiden ein. „Woher wissen Sie das, Alter?“ fragte der Herr erstaunt. „Weil das Monument meine eigene Arbeit ist!“ „Treiben Sie keinen Scherz mit uns, alter Bagabonde,“ lautete die gereizte Antwort des Beschauers.

Später breitete Gräfin Marie ihre Sorgen auch in Bezug auf seine äußere Erscheinung über ihn aus, wie sie ihm ja in allem hilfreich zur Seite stand. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einer kleinen Episode erwähnen, die mir vor kurzem des Meisters Witwe selbst mitteilte. „Sie wissen,“ so sagte sie, „man stößt beim Marmor sehr häufig auf schwarze Stellen. Fallen diese Fehler zufällig auf das Gesicht oder die Glieder, so sind oft der Stein wie die Arbeit daran verloren.

Bei der Figur des Königs im Tiergarten-Denkmal ist ein schwarzer Strich am Stiefel sichtbar. So aber war mein verstorbener Mann bei den Berlinern beliebt und vollständig, daß sie behaupteten: Selbst den Rießer am Stiefel hat der Drake bei dem sparjamen König nicht vergessen.“

Mit seiner zweiten Gemahlin besuchte Drake — ich denke, es war zur Hochzeitsreise — die Stätte gemeinsamer Jugenderinnerung, das Städtchen Pyrmont.

Vergebens forschte der Meister nach dem Grabe seines Vaters — es war verschwunden, vergessen. Auch das Elternhaus hatte einem moderneren Bau weichen müssen — ein Schuster ließ ihn errichten, hatte aber die Pietät gehabt, neben seinem Stiefelschilde eine Tafel anbringen zu lassen mit den Worten: „Hier wurde Friß Drake geboren.“ Daß der Professor seine alten Jugendbekannten aufsuchte, daß er sie, wes Standes sie auch waren, mit der Anrede aus längst vergangener Zeit, dem „du“ ehrte, das darf bei seinem biederen Charakter nicht erstaunlich erscheinen.

Auch in die letzten Decennien der großen Schaffensthätigkeit des Meisters Drake fällt eine Reihe seiner bedeutungsvollsten Werke, unter denen in erster Linie die schon oben erwähnte Kolossalstatue seines Meisters und Vorbildes — Rands — zu nennen ist. Noch einmal tritt in diesem Standbilde, welches in der Vorhalle des alten Museums seine erste Aufstellung fand, das ganze seelische Empfinden des Meisters zu Tage, ein Empfinden, dem er so wunderbar im Marmor Gestalt zu geben verstand. Die würdevolle Haltung, die Energie, die Charakterstärke und das Wohlwollen in den Zügen geben dem Standbilde lebensvollen Ausdruck.

Es sei noch einer Kolossalstatue Melanchthons gedacht, welche in Wittenberg — neben Schadows Luther — Aufstellung fand. Bedeutungsvoll sind die Schöpfungen Drakes auch aus dieser Zeit, wenn auch seine künstlerische Auffassung — realistisch-ideal nannte ich sie vorhin — schon längst nicht mehr vereinzelt da stand, wenn

auch manches jugendliche Genie versucht hatte, dem Bahnbrecher vorbei zu stürmen.

Große Anerkennung und Bewunderung fand die König-Wilhelm-Statue, welche jetzt die Rheinbrücke in Köln schmückt. Dieses Kunstwerk brachte im Jahre 1869 auf der Pariser Ausstellung (auf Wunsch der Kölner Bürger war die Statue dahin geschickt) dem Professor außer großer Anerkennung den Orden der Ehrenlegion. Als dem Bildhauer mitgeteilt wurde, der Kaiser Napoleon III. werde ihn in zwei Tagen selbst in Audienz empfangen, reiste er aber schnell nach Deutschland ab.

Es sei übrigens noch erwähnt, daß das Denkmal des preussischen Königs schon damals von den Steinwürfen des Pariser Pöbels bedroht wurde.

Eine vortreffliche Arbeit lieferte Drake in der Porträtbüste Ranke's, des ihm eng befreundeten berühmten Geschichtschreibers. Freilich hatte die Ausführung ihre Schwierigkeiten, denn der kleine lebhaft Professor (er liebte Drake so herzlich, daß er oft behauptete, der Bildhauer in seinem Lockenhaar sei der schönste Mann Berlins) konnte sich nicht entschließen, still zu sitzen. Drake wurde grob — auch das fruchtete nicht. Er drohte, die Büste zu zertrümmern — Ranke vergah in der nächsten Minute den Zweck seiner Anwesenheit im Atelier. Da jandte Drake in der Verzweiflung den Atelierdiener zu seiner Frau, ihre Hilfe zu erbitten. Frau Marie kam. Sie las dem Professor die von ihr selbst niedergeschriebenen Notizen über ihres Gatten Jugend, und — Ranke's Physiognomie wurde ruhiger und ruhiger. Und so gut gelang die Büste, daß Ranke's Söhne erklärten, niemals Ähnlicheres gesehen zu haben.

Eine von Drake's spätesten Schöpfungen war die für Philadelphia bestimmte Humboldt-Statue — eine Arbeit, in welcher sich noch einmal die volle Schaffenskraft kennzeichnete.

Doch auch eines Werkes ist Erwähnung zu thun, das seinen Schöpfer völlig im Stiche ließ, dessen Anführung aber hier nicht unterbleiben darf, um so weniger,

als es den einzigen Mißerfolg repräsentiert. Es ist die Viktoria (eigentlich wohl Borussia) auf der Siegessäule in Berlin gemeint.

Wenn Drake sich in seinem Schaffensdrange hier in einer Richtung versucht hat, die seiner ganzen Eigenart nicht entsprach, so ist das um so verzeiblicher, wenn man den alten Wahrheitsfaß beherzigt, daß die Kunst nach Brot geht und daß der Künstler gelegentlich Arbeiten übernehmen muß, die seinem innersten Wesen nicht sympathisch sind.

Wenn aber immer wieder von Drake's Gegnern den so zahlreichen gelungenen Kunstwerken des Meisters gegenüber die verunglückte Viktoria in das Treffen geführt wird, so spricht auch hier eben die Ausnahme für die Richtigkeit der Regel.

Der Entwurf zur Viktoria dürfte zudem nicht aus dem unbeeinflussten Erfindungsgeiste Drake's hervorgegangen sein. Ob dem Professor, wie man wohl behauptet, bei seinem hohen Alter jene Begeisterung nicht mehr in vollem Maße eigen war, welche alle Hindernisse beseitigt, das sei dahingestellt; daß aber einem so hervorragenden Künstler auch wieder der Wunsch nicht verdracht werden kann, noch am Abend seines Lebens an einem Denkmal mitzuarbeiten, das einem Geschichtsabschnitt zu verherrlichen bestimmt ist, den er selbst miterlebte, das erscheint hinwieder menschlich. Drake mag sich auch eine falsche Vorstellung von den Effekten gemacht haben, den seine Viktoria in so hoher Ausstellung hervorbringen würde.

„Ost hat Drake,“ so erzählt seine Witwe, „den Hofrat Strack, der mit Ausführung des Piedestals der Siegessäule beauftragt war, gebeten, den Sockel in mäßiger Höhe zu halten, damit die Viktoria nicht zu kolossal zu werden brauche, um nicht als Puppe zu wirken; aber man glaubte einem Wunsche nicht nachgeben zu dürfen, der zu bitteren Szenen zwischen den beiden Künstlern oft Veranlassung gab. Strack's Wille wurde durchgesetzt, und die arme Viktoria erlitt noch

Einbuße in ihrem Erscheinen dadurch, daß man in bester Absicht Arme und Gesicht mit Fett glanzlos machte, wodurch diese Teile dann in der Sonne nach und nach dunkel wurden.“ Freilich, der Künstler soll im voraus berechnen, welche Effekte die Entfernung hervorbringt; aber wieviel schwerer hat es auch nach der Richtung der Bildhauer im Vergleich zu anderen Kunstzweigen. Der Maler kann, wenn er an seinem Werke Fehler entdeckt, manchmal mit wenigen Strichen abhelfen, das starre Erz behält die Form, die der Guß ihm gab. Dem Bildhauer ist nicht vergönnt, sein fertiges Modell — gleichsam zur Probe — an der Stelle, in der Höhe betrachten zu dürfen, die ihm nach dem Guß angewiesen wird — die Phantasie und Berechnung müssen die Probe ersehen; und ist nicht den größten Staatsmännern auch einmal ein lapsus linguae untergelaufen, und hat nicht auch dann die böse, nergelnde Menge gerade das eine Wort hervorgehoben? Der Staatsmann bleibt, was er war, und Drake bleibt auch, was er sein würde ohne seine Viktoria — ein großer, ruhmreicher Meister, dessen Spuren nicht verlöschen können in Jahrhunderten.

Schon im Anfange der achtziger Jahre begannen Friß Drake's Körperkräfte nachzulassen, er klagte oft seiner Frau gegenüber, daß er das mit dem Geiste erfasste Ideal nicht mehr zu verkörpern vermöge. Die Unzufriedenheit mit sich selbst, unter der er ja von Jugend auf gelitten, artete in Mißstimmung und Hypochondrie aus. Immer abgeschlossener und stiller wurde er, immer mehr aber auch suchte er Anlehnung und Stütze bei seiner Marie, in

deren Armen er am 6. April 1882 nach mehrwöchentlichem Kranksein verschied. Ohne Klage, ohne Mißmut ertrug er die Leiden seiner letzten Tage, wahrhaft beglückt durch die Teilnahme, die Männer wie Nolcke und Bismard ihm bewiesen. Nur mitunter deutete er wehmüthvoll auf die geschwollenen Hände, die Hände, die einst so fleißig und so treu wiedergaben, was in des Meisters Phantasie so schön emporgewuchs.

Gewohnheitsgemäß las ihm seine Gemahlin an jenem 6. April aus dem Gesangbuch vor. Als die Worte vorkamen: „Vellommenes Herz, wende dich nach oben,“ neigte er wie zustimmend das Haupt, schloß ohne Zuden, ohne Schmerz die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen — im Tode verklärt.

Auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe in Berlin fand er seine Ruhestätte. Noch ist der Platz leer neben ihm, denn noch lebt Frau Marie, die Frau aus dem Fürstengeschlechte, die Frau, die den Mut hatte, vor dem Adel des schöpferischen Geistes alle Kleinlichen Vorurteile fallen zu lassen — eine echte Künstlerfrau.

Ihr Bildnis hat der Meister in der Figur der Liebe auf dem Grabdenkmal der Herzogin von Nassau in Wiesbaden vereewigt; nur in dieser Gestalt wollte er der Frau hulldigen, die er so sehr geliebt.

Noch heute trauert sie in trennem Andenken um den Mann, dem sie über zwanzig Jahre zur Seite stand. Einfach und bescheiden lebt sie, denn auf das große Vermögen, welches Drake zurücdieß, verzichtete sie zu gunsten der Erben, in denen der Stamm des kleinen Drechslerjohnes und großen Künstlers würdig fortlebt.





Der unbestimmte Artikel.

Von
Ernst Eskin.



eben dem bestimmten Artikel — neuhochdeutsch der, die, das — besitzen die meisten modernen Sprachen den unbestimmten — neuhochdeutsch ein, eine, ein.

Der sogenannte bestimmte Artikel greift einen besonderen, individuell isolierten Gegenstand aus der Vielheit heraus; der unbestimmte Artikel einen beliebigen, gleichsam ein Beispiel, eine Probe der Gattung.

Den Sprachen des Altertums war der unbestimmte Artikel ohne Ausnahme fremd, während sich der bestimmte z. B. im Altgriechischen mit einer an den modernen Sprachgebrauch anklingenden Regelmäßigkeit vorfindet. Überall da, wo die neueren Kultur Sprachen den unbestimmten Artikel anwenden, begnügte sich das Sanskrit, das Altperische, das Hellenische, das Lateinische etc. mit der Setzung des Hauptwortes ohne jegliche Nebenbezeichnung.

Als die germanischen und romanischen Völkerstämme Europas im Lauf ihrer Sprachentwicklung das Bedürfnis verspürten, die Unbestimmtheit, die Beliebigkeit des Herausgreifens, und nebenher vielleicht auch den Gegensatz des einen Probeexemplars zu der Masse schärfer zu accentuieren, wählten sie zu diesem Behuf das Zahlwort einer, lateinisch unus. Auch das Gotische und das Althochdeutsche hatten bis dahin, just so gut wie das Lateinische und das Griechische, in den Fällen, in denen wir jetzt den un-

bestimmten Artikel verwenden, einfach das Hauptwort ohne jeglichen Zusatz gebraucht. Der Vergleich einer Bibelstelle in der neuhochdeutschen Übersetzung Martin Luthers mit dem entsprechenden Passus bei Alfilas wird diesen Unterschied zwischen dem gegenwärtigen und dem vergangenen Modus deutlich machen.

Ev. Marc. 15, 7 heißt es bei Luther: „Es war aber einer, genannt Barabbas, gefangen mit den Aufrührerischen, die im Aufruhr einen Mord begangen hatten.“

Das, worauf es hier ankommt, ist die Art des Verbrechen, nicht etwa die Konstatierung der einen Mordthat im Gegensatz zu mehreren; und demgemäß übersetzt Alfilas: thaei (welche) in auhjudau (im Aufruhr) maurthr gatavidedun (wörtlich: Mord gethatten); nicht etwa: ain maurthr, was buchstäblich unserem „ein(en) Mord“ entsprechen würde.*

Dagegen heißt es in dem vorhergehenden Verse (Marc. 15, 6), wo Luther verdeutscht: „Er pfliegte aber ihnen auf das Osterfest einen Gefangenen loszugeben, welchen sie wollten“, bei Alfilas mit gutem Bedacht: ainana bandjan (wörtlich: einen Gebandeten, einen „in Banden“), weil es sich hier in der That um die Zahl handelt und ausdrücklich betont werden soll, daß Pilatus nicht etwa zwei Gefangene freigeben konnte.

* Das gotische maurthr ist jählichen Geichlechtes.

Das einen ist also hier im Neuhochdeutschen, genauer betrachtet, noch das ursprüngliche Zahlwort, obwohl sein Begriff schon einigermaßen verblaßt ist.

Ev. Luc. 9, 34, 35 übersezt Luther:

„Da er aber solches rebete, kam eine Wolke und überschattete sie, und sie erschrafen, da sie die Wolke überzog.

Und es fiel eine Stimme aus der Wolke, die sprach: Dieser ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören.“

Bei Ulfilas lauten die beiden Verse, wie folgt:

Thata than imma qithandin,* varth milhna (ward, entstand Wolke) jah usarskadvida ins; saurhtidedun than, in thamei jainai gemun in thamma milhmin.**

Jah sibna varth us thamma milhmin qithandei: sa ist sunus meus sa liuba, thamma hausjaith.***

Die im Lutherschen Texte gesperrt und im Ulfilas'schen Texte kursiv gedruckten Wörter demonstrieren den Unterschied zwischen dem neuhochdeutschen und dem gotischen Sprachgebrauch, welcher letztere sich vollständig mit dem des griechischen Originals deckt, wo es heißt: egeneto nephele (ἐγένετο νεφέλη) = es entstand Wolke; und: phone egeneto (φωνή ἐγένετο) = es entstand Stimme. Wir ersehen hier beiläufig, daß Ulfilas, wie so manchmal, auch in dem vorliegenden Falle das Original glücklicher wiedergibt als Martin Luther. In beiden Fällen übersezt er das griechische egeneto (ἐγένετο) mit varth (ward, entstand), während Luther das eine Mal „kam“, das andere Mal „fiel“ sagt, an und für sich schon eine Inkongruenz, die mit dem Eindruck der griechischen Vorlage im Widerspruch steht, dann aber auch an und für sich ein Mißgriff. Die Wolke kam nicht: sie entstand; was

ungleich seltsamer und überraschender wirkt als das bloße Heraufkommen. Auch das „fiel“ deckt sich nicht mit dem Bedürfnis der Situation; es hätte einen Sinn, wenn die Wolke hoch am Himmel gestanden hätte; auf eine Wolke jedoch, die uns umgibt, paßt dies „fallen“ durchaus nicht. Und daß es sich hier um ein wirkliches Eingehülltwerden handelt, geht nicht nur aus dem Erschrecken (griechisch ephobodesan) hervor — wie hätte die Wolke am Himmel eine derartige Wirkung erzeugen können? — sondern ebensosehr aus dem nicht mißzuverstehenden Wortlaut des Originals, wo ausdrücklich von einem Hineinkommen in die Wolke die Rede ist, was Ulfilas wiederum sehr korrekt mit seinem gemun in thamma milhmin wiedergegeben hat.

Was vom Gotischen gilt, das gilt fast in dem nämlichen Umfange auch vom Althochdeutschen.

Ev. Matth. 27, 61 heißt es bei Luther: „Und wälzte einen großen Stein heran.“ Ulfilas (im vierten Jahrhundert) übersezt diese Stelle, wie folgt: Jah (und) faurvalvjand (vortwärlzend) staina mikilamma . . . Und im neunten Jahrhundert schreibt der althochdeutsche Verfasser der sogenannten Versio Francica: Inti zuogiwaltza (und zugetwärlzte) mihilan* stein.

Erst im Mittelhochdeutschen, also im zwölften Jahrhundert, findet sich der unbestimmte Artikel mit einer Regelmäßigkeit, die an den Sprachgebrauch des Neuhochdeutschen und der übrigen modernen Idiome germanischer und romanischer Herkunft erinnert.

So heißt es bei Walter völlig im Geiste von heute: Ich hörte ein wazzzer diezen (Ich hört ein Wasser rauschen); ein tübe sunder gallen (eine Taube ohne Galle); sö tuot er einen argen list (so thut er eine arge List); dā wont ein selic geist (da wohnt ein seliger Geist) u. s. w.

* Dat. absol., dem griechischen Gen. absol. entsprechend. Wörtlich: Dies dann ihm nebenben, d. h. während er dieses rebete.

** Wörtlich: sie fürchteten sich in dem, daß sie in die Wolke kamen; gemun von qinan (kommen); vergl. das pälzische „er kimmt“ = er kommt; „sichste wohl, da kimmt er ...“

*** Wörtlich: Und Stimme ward aus der Wolke, sprechende: der ist Sohn meiner, der liebe; den hört!

* Das gotische mikils, groß, stark, viel, noch im Mittelhochdeutschen (michel) ein ganz gewöhnliches Wort, Sanskrit mahā, griechisch megas, lateinisch mag-nus, hat sich neuhochdeutsch nur noch in Eigennamen, wie Richefsabst, Redtenburg &c. erhalten.

Ja, Walter gebraucht sogar den unbestimmten Artikel, wo Goethe und Geibel sich mit dem bloßen Hauptwort begnügen würden. Er singt: Ob allen magden bist du ein Königinne, während dem Uus des Neuhochdeutschen die Wendung: „Über allen Jungfrauen bist du Königin“ mehr zu entsprechen scheint. Oder: Ir honec ist worden z' einer gallen; neuhochdeutsch: „Ihr Honig ist zu (oder zur) Galle geworden.“

Die Sprache hatte sich eben im Laufe ihrer Entwicklung gerade auf diesem Gebiet einen Drang nach Deutlichkeit großgezogen, der sich in früheren Stadien — weshalb, ist nicht abzusehen — nicht vorfindet. Die Volksseele hat ihre Launen, just wie die Frauenseele. Die Ursprachen sind verschwenderisch in der Ausprägung aller erdenklichen Kasus-, Genuß- und Tempusformen; sie haben lautliche Äquivalente für die zarlestn Abstufungen. Niemand wird daher logisch erhärten können, daß den Ursprachen der unbestimmte Artikel fehlen mußte. Vielleicht bot er dem späteren Sprachgenius einen Ersatz für das Schwinden sonstiger Begriffsunterschiede und der sie repräsentierenden Bildungs- und Ableitungssitten.

Man muß zugeben, daß die Wahl des Zahlwortes einer, eine, eines (in der schwachen Form ein, eine, ein) jenem Bedürfnis nach Verdeutlichung, dem sie entsprang, ziemlich Genüge that.

Wie oben bereits erwähnt, war mit dem Zahlwort die Thatfache konstatiert: einen durchaus beliebigen Gegenstand unter sämtlichen gleichgearteten greife ich heraus, und prädicire von ihm, was von der Gattung gilt. Zum Beispiel: „Es bildet ein Talent sich in der Stille.“ Hieraus hat sich dann alles, was dem unbestimmten Artikel an gröberen oder feineren Nüancen anhaften mag, langsam herausgestaltet. Das Herausgreifen tritt jetzt natürlich oft in den Hintergrund; aber dann waltet doch manchmal eine Schattierung vor, die da besagt: „Ob ihr X oder Y herausgreift, ist mir gleichgültig.“ Wenn ich erzähle: „Ich sah

gestern ein Pferd, das durchging“, so gebe ich damit zu verstehen, daß es mir ganz und gar nicht darauf ankommt, dieses Pferd zu individualisieren, vielleicht auch, daß ich dies nicht vermag. Der Zufall hat unter den tausend Pferden der Stadt eines (Zahlwort!) herausgegriffen.

Obgleich nun der Nachweis dieses im unbestimmten Artikel fortlebenden Zahlbegriffes vielfach noch zu erbringen ist, hat sich doch unser Bewußtsein im großen und ganzen durch den jahrhundertelangen Gebrauch gegen den Rest dieses Begriffes vollständig abgestumpft. Das ursprüngliche Zahlwort ist im Laufe der Sprachentwicklung fast zum tonlosen Vorschlag, zum Aufstakt geworden; sein geistiger Inhalt hat sich verflüchtigt. Wenn wir jetzt hören: „Dort geht ein Pferd durch“, so bedeutet uns dieses „ein“ fast nur noch so viel wie die Abwesenheit des bestimmten Artikels. Es geht dort eben ein Pferd durch, das wir nicht kennen, oder von welchem bis jetzt nicht die Rede war, im Gegensatz zu dem Pferd des Herrn Oberforstmeisters, oder zu dem Pferd, das wir bereits eine Zeit lang beobachtet oder glossiert haben.

Im schreiendsten Widerspruch mit diesem außerordentlich dünnen Gehalt steht nun im Deutschen die Form des unbestimmten Artikels. Einmal beschwert schon der Diphthong ei an und für sich die Sprechflüchtigkeit, welche bei einem so unbedeutenden Wörtchen nicht allein wünschenswert, sondern sogar logisch notwendig wäre. Dann aber besitzet der unbestimmte Artikel nicht nur im Femininum, sondern auch in den Beugungsfällen des Maskulinums und Neutrums eine Reihe von zweifelhafte Formen, die unserer neuhochdeutschen Prosa vielfach den Stempel der Schwerefülligkeit aufprägen, für die gebundene Rede jedoch, falls ihnen die Gewandtheit des Dichters nicht ausweicht, geradezu den Ruin der Stimmung und der lyrischen Melodie bedeuten.

Die lebendige Sprache, die Konversation, selbst der Vortrag eines geschriebenen Prosastückes hilft sich hier durch

eine innerlich vollberechtigte Kürzung des breiten Diphthongs, und eilt so der künftigen Umgestaltung der Schriftsprache, sich selbst vielleicht unbewußt, um einige Kopflängen voraus. Die normale Konversation spricht: „Es war enne Frau“, statt: „Es war eine Fran“, und nur diejenige Konversation, die sich — im Widerspruch mit ihren eigenen Instinkten und in totaler Verkeimung der Urgeſetze aller sprachlichen Weiterentwicklung — geſtiffentlich mäht, der Schriftsprache nachzueifern, hält auch beim eifenden Redefluß an der Form eine feſt. Dem unverkünstelten Menſchen lehrt das eine nur wieder, wenn ſich die Rede verlangsamt.

Genau ſo verhält es ſich mit den Beugungsfällen. Beſonders merkwürdig ſcheint in dieſer Beziehung der Dativ einem. In ganz Deutschland hört man von ſonſt dialektfreien Sprechern ſtatt dieſer höchſt ſchwerfälligen Form die Kontraktion eim oder em, die ſich bereits im Mittelhochdeutſchen findet und dort eimo (ſtatt eineme) lautet. Das allbekannte Gedicht Walters beginnt mit den Worten: Ich saz uf eimo ſteine. Man erſieht hieraus, wie organiſch-notwendig und wie geſchichtlich-berechtigt dieſe Zuſammenziehung eim oder em iſt. Hätte die neuhochdeutſche Sprache unmittelbar an Walter angeknüpft, ſo würde kein Menſch mehr einem ſchreiben, geſchweige denn ſprechen. Aber wir ſchreiben und ſprechen ja meiſtlich, und das meiſtlichſe Kanzlei-Idiom hat hier und da ſeine akademiſchen Launen gehabt, ſeine grammatikaliſchen Superflughheiten, die von dem wirklichen Volkstum himmelweit ab lagen.

Die künstlich herbeigeführte Verſchleppung des eim wird ſelbſtverſtändlicherweiſe nicht hindern, daß ſich der unabwehbare Kürzungsprozeß im Lauf der Jahrhunderte auch für die Schriftſprache nachträglich vollzieht; wie er ſich längſt z. B. in England vollzogen hat. Dort lautet der unbeſtimmte Artikel für alle Fälle und Formen a (vor Vokalen an), obgleich das angelsächſiſche Zahlwort an, aus dem er entſtanden iſt, ebenſo reich

an mehrſilbigen Formen iſt wie das althochdeutſche ein, einer. Unſerem gegenwärtigen Dativ einem (althochdeutſch einemu) entſpricht angelsächſiſch die Form anum, die der Engländer ſchon vor Jahrhunderten kaltblütig über Bord warf. Auch das Schwediſche (en, ett) und das Däniſche (en, et) haben die Mehrſilbigkeit des unbeſtimmten Artikels abgeſchafft, unbekümmert um das altnordiſche einn, eitt mit ſeinen Beugungsfällen einnum, einnar, einni u. ſ. w.

Übrigens hat der geneigte Leſer wohl aus den oben citierten mittelhochdeutſchen Beiſpielen ſchon entnommen, daß uns die Sprache Walters auch mit der Form ein für eine (ein küniginne — eine Königin) ſprachgeſchichtlich voraus war.

Prophezeien iſt mißlich; hier aber darf man es wagen, denn die Prämiſſen ſtehen ſo feſt wie der Saß des Pythagoras . . . Am Schluß eines Zeitraumes, der ſich natürlich genauer nicht abſchätzen läßt, wird die grammatikaliſch anerkannte Form des unbeſtimmten Artikels auch im Neuhochdeutſchen einſilbig ſein und e oder en lauten.

Was die jetzige Form dieſes unglückſeligen Wörtchens für die Sprache der Dichtkunſt bedeutet, das weiß jeder aufmerkfame Beobachter, vor allem jedoch jeder ſchöpferiſche Poet. Wie ſchleppend klingt es z. B., wenn Herder ſein bekanntes Gedicht mit den Worten beginnt: „Eine ſchöne Menſchenſeele finden, iſt Gewinn . . .“ Dieſer gewaltſame Trochäus eine an der hervorragendſten Stelle des Verſes (der überdies noch aus lauter trochäiſchen Wortfüßen beſteht) weckt naturgemäß in unſerem Bewußtſein die gegenſätzliche Vielheit; denn eimo, ſo voll betont, iſt eben das Zahlwort, nicht der unbeſtimmte Artikel. Es widerſtrebt überhaupt dem Geiſte der Poeſie, daß ein faſt begriffloſes Wort einen vollen Verſuß beanſprucht, wie dieſes leider im Deutſchen nicht nur bei dem unbeſtimmten Artikel, ſondern auch noch in anderen Fällen häufig genug iſt, wo das frühzeitig kontrahierende Engliſch bereits zur Einſilbigkeit

sich emporgehört hat. So wirken z. B. die zweifelhafte Beugungsfälle unserer Possesiv-Pronomina mein, dein, sein, wo sie nicht durch den Sinn stärker betont erscheinen, höchst unlyrisch; im Gegensatz zu dem englischen my, thy, his, her, your, their.* Das deutsche oder ist eine lyrische Trug im Vergleich mit dem englischen or. Wer einmal den Versuch gemacht hat, ein Gedicht aus dem Englischen ins Deutsche metrisch zu übertragen, der wird sich erinnern, wie außerordentlich diese und ähnliche Mißstände auf deutscher Seite die stimmungsvolle und doch getreue Wiedergabe erschweren.

Unsere echten Lyriker, die da vollstündlich empfanden und sangen, haben denn auch das klare Gefühl gehabt, daß die breite Grandezza, mit der sich der unbestimmte Artikel in unserer Schriftsprache zu gebärden wagt, ein thörichter Anachronismus und ein gefährliches Attentat auf die lyrische Kunst bedeutet. Kraft ihrer dichterischen Souveränität haben sie den verhäßlichsten Sohn der Meißner Kanzleisprache auf den ihm gebührenden Wert herabgedrückt.

Das alte Kirchenlied singt mit fröhlicher Frische: „Es ist eine Ros' entsprungen“ oder „Es ist ein' Ros' entsprungen“. In beiden Versionen erscheint die Form eine, die nach der strengen Tabulatur der Schriftsprache einen Trochäus (˘-) bildet, zur Tonlosigkeit verurteilt. Das „eine“ in der ersten Version sind zwei Kürzen (˘-), das „ein“ in der zweiten Version bildet mit „Ros“ einen Jambus (-˘).

Ganz im Sinne der ersten Version verfährt Martin Luther in seinem herrlichen Kampflied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Auch hier ist das „eine“ tonlos — und metrisch für zwei Kürzen (˘-) zu zählen.

Ludwig Uhland: „Da kam wohl aus dem grünen Wald eine wunderschöne

* Vergl. die historisch berechtigte Sprachlehre Uhlands in dem Gedicht „Die drei Lieber“, wo es heißt: „König Siegfried liegt in sein roten Blute.“

Frau.“ Just der nämliche Fall wie in dem Vers Martin Luthers.

Anastasius Grün: „Ich hab eine alte Ruhme.“ Genau so!

Begrifflich verarmte Wörter haben naturgemäß das Bestreben, ihren Leib zu verkürzen, wie pekuniär verarmte Menschen den Raum ihrer Wohnung einschränken. Als Beispiel für diese Wahrheit seien hier noch gewisse Formen unserer Hilfszeitwörter herangezogen.

Während dem gotischen lagjis, lagjith das neuhochdeutsche „du legst, er legt“ entspricht, und dem gotischen salbö, salböth das neuhochdeutsche „du salbest, er salbt“, steht dem gotischen habais, habaith (von haban, haben) keineswegs ein vollkräftiges „du habst, er hat“ gegenüber, wie dies doch bei regelmäßiger Ausgestaltung des Wortes der Fall sein müßte, sondern ein körperlich reduziertes „du hast, er hat“. Der Begriff des Habens war schon im ungeschwächten Zustand kein sehr farbiger, in die Augen springender; vollends nachdem das Verbum „haben“ zum Hilfszeitworte herabgesunken und fast nur noch als solches im Schwange war — für den selbständigen Begriff sagte man lieber „besitzen“ —, schrumpfte das Inhaltliche so stark zusammen, daß sich der Leib des Wortes dieser geistigen Rückbildung anpaßte. Wie mit den oben citierten Präsensformen ging es auch mit dem Präteritum. „Ich legte“ (gotisch lagida); „ich salbte“ (gotisch salböda); aber nicht „ich habte“ oder „ich habete“ (gotisch habaida), sondern „ich hatte“.

Vergleiche auch: „ich sterbe, du stirbst“ im Gegensatz zu dem Hilfszeitwort „ich werde, du wirst“ (nicht „du wirst“, wie es unverkümmert zu heißen hätte).

Kurz, beinahe überall im germanischen Sprachgebiet besteht der Grundsatz zu Recht: Begriffliche Dünne erfordert logischerweise die lautliche. Aus diesem Gesichtspunkt ist der neuhochdeutsche unbestimmte Artikel eine sprachliche Anormität.



Vorfrühling.

Novellette

von

L. Guballe.

In einem hellen Märztag stand ein junger Mann am Fenster seines Arbeitszimmers und starrte mit trübseligem Gesicht hinaus auf die Straße. Daß es Frühling werden wollte, hätte er sehen können, wenn er sich den Bücherstaub aus den Augen gerieben hätte. Denn er hatte die halbe Nacht an seinem Schreibtisch gefessen und über Zeit- und Streitfragen gebrütet. Er hatte alte und neue Wahrheiten gelesen, er war hin und her gezerrt worden von den widerstreitendsten Gefühlen. Er gehörte nicht zu den Leuten, die geru den breiten, bequemen, ausgetretenen Weg gehen, er liebte es nicht, in die Fußstapfen anderer zu treten. Wie oft sammelt sich in den tiefen Fußspuren allerhand Schmutz und Kot; wenn ein anderer hintritt, bleibt ihm der am Fußzeug hängen; manch einer vergißt dann das Anhängsel kräftig abzuschleudern und merkt es zu spät, wie müde er wurde von dem, was er noch unmerklich mit-schleppte. Nein, er liebte es, sich Wege zu bahnen durch dichtes Gestrüpp, durch Hecken und Bäume zu brechen. Nur hatte er den Fehler, so geradeaus auf sein Ziel loszustürmen, daß er weder rechts noch links sah, und so scharf in seine Sonne zu sehen, daß er ganz geblendet wurde und, wenn er sich einmal umsah, ihm alles schwarz erschien.

Dazu hatte er sich heute fürchterlich

beim Frühstück geärgert, denn es gab da im Hause seiner Schwester, wo er zum Besuch weilte, ein blondgezopftes Mädchen, das wollte auch eine eigene Meinung haben, lachte ihn aus, widersprach ganz respektlos und behauptete in allen Dingen das Gegenteil. Ja, sie hatte ihn sogar einen Tyrann von Kumpenheim und einen Grillenfänger genannt, der unserem Herrgott die Tage stehle.

Eigentlich hätte er sich nichts daraus zu machen brauchen, aus diesen ungewaschenen Reden, aber er hatte es sich so schön gedacht, verstanden zu werden in seinem großen Schmerz über den Jammer des Daseins. Nun schaute er wie ein Trübetrost hinaus in die Welt, die eben sich leise regte und den Winterschlaf abschüttelte.

Denn die Sonnenstrahlen küßten nicht erfolglos die dürren Zweige der Linden, welche die Straße begrenzten. Hier und da hatten die Leute die Fenster ihrer Wohnungen weit aufgemacht, um den Winterstaub hinauszufegen und Lust und Sonne hineinzuladen. Die Stübe auf der Gasse hatten Schneeglöckchen im Knopfloch stecken, wirklich draußen im Frühlingwald unter dürrem Laub versteckt erblühte, gar nicht im Treibhaus aufgebuddelte. Sie hatten sie von kleinen Bauernkindern gekauft, die sie feilboten. Eine Last dürrer Reiserbesen, die der Bauer im Winter gebunden, auf dem

Rüden, und große Sträuße weißer Hornungsblumen in der Hand, wanderten sie durch die Straßen. Die Blumen wurden sie schnell los, alle Welt schmückt sich gern; die Wesen wollte keiner, denn es ist nicht jedermanns Sache, erst mit Wesen zu lehren, ehe man sich schmückt. Auch der Zink übte seinen Bräutigamsschlag und lockte sein Weibchen, dazu raudalirten die Sperlinge in den wilden Weinranken, an denen noch das rote Laub vom letzten Herbst hing, als ob sie ganz allein auf der Welt das Recht in Händen hätten. Alles das sah der junge Mann nicht. Er sah nur den Kot auf der Gasse, der hoch ausspritzte, wenn ein Wagen im schlanken Trab vorbeirollte, oder wenn ein eiliger Fußgänger achtlos hineintrat. Er sah die Wesen, die kein Mensch kaufen wollte, und nicht die blau und weißen Blumen, welche die Kinder in der Hand hielten. Er sah die dunklen Wolken, die über den blauen Frühlingshimmel setzten und manchmal die Sonne ganz verhüllten; er sah nur die langen Schatten, die dann plötzlich über die Erde fielen, und dachte nicht daran, daß im Schoß dieser Wolken Frühlingsgewitter schlummeren, die eine reinigende Nacht besitzen.

Da zupfte ihn plötzlich ein kleiner Bub mit großen, treuherzigen Augen am Rock und sagte: „Onkel Konrad, hör mir mal mein Gedicht ab.“

„Laß mich um Gottes willen ungehoren!“ Im nächsten Augenblick that es ihm leid, sein Schwesterkind so angeschnauzt zu haben, und er gab seiner müden Seele einen Kuck, indem er sprach: „Na, zeig mal her, Henner.“

„Niemand hat sonst Zeit,“ sagte der kleine entschuldigend, „sie haben alle so furchtbar viel zu thun.“

„Meinst du, ich habe nichts zu thun?“

„Du?“ sagte Henner ungläubig, „Tante Hilbe sagte eben: ‚Der steht schon wieder eine Stunde lang am Fenster, schaut in die andere Woche und bläst Trübsal nach Noten.‘“

„Unverschämte Schwefelbände!“ murmelte Konrad. „Nun sag auf.“

Henner stellte sich stramm hin und begann mit feierlicher Stimme, wie es schien, ganz durchdrungen von dem Ernst der Worte:

„Blammt empor in euren Höhen, Morgenjungen,
lobt den Herrn!
Rauht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbrunnen,
lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu vergähnen, lang geklammert vor seinem Blick,
Ohne zu verriunen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!“

Konrad schüttelte sich unwillkürlich und dachte: Dieser Blödsinn! Ein Kind von zwölf Jahren so etwas lernen zu lassen!

Henner aber fuhr mit gesteigerter Begeisterung fort:

„Der ein mannigfaltiges Leben schaun will außer sich,
Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!“

„Junge, verstehst du denn eigentlich die ganze Geschichte?“ unterbrach ihn Konrad ärgerlich.

„Ja, ich versteh's gewiß,“ sagte Henner treuherzig, „aber ich kann dir's nur nicht sagen, was ich meine. Ich glaube, dir ist's nur zu langweilig, das Ganze zu hören; dann hör mir nur noch die letzten Strophen ab, die konnte ich noch nicht ordentlich — da von dem Strich an.“ Und dann begann er wieder:

„Ob das Blatt am Zweige rauht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höh'ren Gruß sich erjonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euren Gott fühlet, ahnet, denket, iheut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgehoren,
lobt den Herrn!
Wenn in des Gemütes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
Ober wenn ihr euch im Glanz habt verjonnen,
lobt den Herrn!“

„Nun hör aber auf, ich kann nicht mehr, ich bin schon ganz nervös! Sag mal, welcher von euren Lehrern läßt euch denn das lernen?“

„Der alte Kandidat, der uns Litteratur giebt. Der Schulinspektor meinte auch, das könnten wir nicht verstehen, da hat aber der Kandidat gesagt: ‚Wenn die Bengels erst so alt sind, daß sie solche

Sachen verstehen könnten, danu lernen sie dieselben sicher nicht mehr; aber vielleicht fällt ihnen später zur rechten Zeit etwas davon ein, wenn sie's verstehen und brauchen.' Da hat der Schulinspektor die Achseln gezuckt und ist hinausgegangen."

"So, nun troll dich, bitte, auch und schenk mir den Rest."

Henner ging beleidigt davon, und Konrad sah erst recht verstimmt und gedankenvoll zum Fenster hinaus.

Er ärgerte sich über die dumme Unterbrechung seiner Gedanken, die vorher so schön weltlichschmerzlich im Gange waren. Dieser verrückte Kandidat! Dieser alte Rückert hatte auch gut dichten! Jeder ist nun einmal ein Kind seiner Zeit — ach!

Ich lobe heute auch noch den Herrn, sagte die Morgenröthe und sandte ihre Strahlen gerade bis an das Fenster, an dem Konrad stand. Wir loben auch Gott den Herrn, sagten die Taupfropfen, die an den wilden Weinranken hingen und wie Diamanten funkelten. Alles, alles lobt den Herrn, du merkst es nur nicht, denn vor deinen Augen hängt, ein Stückchen mosaikische Dede, du siehst alles unter einem Druck, einem Zwang, sang der Fink und hüpfte von Ast zu Ast, brüstete sich und sträubte sein Kämmchen; hüte dich, bald kommt der Frühling mit sieghafter Gewalt!

Konrad verstand sie alle nicht; aber immer tönte ihm im Ohr: Ober wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!

Allmählich veränderte sich draußen das Bild auf der Straße. Es wurde immer lebhafter da unten, denn es war Mittagszeit herbeigekommen. Die Fabriken öffneten sich und ließen ihre Arbeiter auf kurze Zeit heraus an die Luft und an die mageren Krippen. Da gab es viel elend aussehende Gestalten mit unheimlich glänzenden Augen in den bleichen Gesichtern, viel freche Dirnen, mit buntem Fliederkram geschmückt und den Stempel des Lasters auf dem jungen Antlitz. Auf der

Steintreppe eines Hauses saß ein Mann und löffelte eine Krautsuppe aus dem irdenen Topf, den ihm sein Weib gebracht. Die Suppe war mit Wasser gekocht und mit Born geschmelzt, aber sie schien ihm vortrefflich zu munden, denn er gab den Topf lächelnd, beinahe geleert zurück. Dafür reichte ihm die Frau das Kind, das sie auf dem Arm trug. Das ließ er nun auf dem Knie reiten und hob es dann hoch in die Luft, zum Jubel des Kleinen, der hoch aufjauchzte, und zum Entsetzen der Mutter. Ein Bauerknabe trat zu ihnen und bot seine Wesen feil; die Blumen hatte er schon alle verkauft. Die Frau sah den Mann bittend an: „Wesen kann man immer brauchen," meinte sie, und er stimmte ihr bei. Sie kaufte einen großen, kräftigen Wesen, den Winterschmuck damit auszufegen, denn es will Frühling werden! Als Draufgeld durfte der Knabe den Rest der Krautsuppe essen; er that es mit Behagen.

Dann traten noch mehr Arbeiter zu der kleinen Gruppe; sie nahmen der jungen Frau den Wesen fort und schwenkten ihn drohend und höhnisch lachend in der Luft. Aber die junge Frau nahm ihn unwillig zurück und rief: „Dazu lauft ich ihn nimmer, daß er vorzeitig und leichtsinnig verwürgt werden soll; ich will damit mein Haus reinsegen!"

Vom Turm tönte Glockengeläut, dazwischen von ferne, dann näher kommend, gedämpfte Choralmusik. Ein Leichenzug, dachte Konrad, und bog sich zum geöffneten Fenster hinaus. Ein blumengeschmückter Sarg, eine große Menge Leidtragender. Es machte wenig Eindruck auf die Menschen, die da vorbeistrebten und hasteten, kaum daß einer stehen blieb und einen flüchtigen Blick auf den Zug heftete. Höchstens gab es einige Unwillige, welche die Verkehrsstörung beklagten. Dem Leichenzug entgegen kam ein altes Bäuerlein im blauen Hosenkittel, den Quersack auf der Schulter, den schwarzen Cylinderhut auf dem weißen Krauskopf. Er stuzte einen Augenblick, dann trat er fromm beiseite, zog sein

Hütel ab und schaute still hinein. Er blieb stehen, bis der Zug vorbei war. Eine feine Köchin in blanker weißer Schürze gab ihm mit dem Marktkorb einen derben Stoß; ein Advokat, der es eilig hatte, mit seinem Altknüttel heimzukommen, wäre fast über ihn gestolpert.

Konrad aber warf das Fenster beinahe ärgerlich zu und rief: „Ich möchte wissen, was der Alte sich dabei dachte!“ Dann blieb er einen Augenblick stehen und schaute un schlüssig seinen Hut und Stock an. „Warum auch nicht? Ich werde ihn fragen gehen.“

Er rannte die Treppe hinunter. Er hätte nicht so zu eilen brauchen, denn der Alte ging langsam zwischen dem Menschentrübel hindurch. Bald war er an seiner Seite und blieb neben ihm. Nun bejah er sich den Alten mit dem blauen Knechtel, den schwarzen Kniehosen und den langen Gamaschen ganz genau. Der trat fest auf in seinen nägelfeschlagenen Schuhen, das prächtige, scharfgeschmittenen Gesicht war bartlos, unter buschigen, weißen Brauen schauten ein Paar helle, blaue Augen klug und fest in die Welt; nur der Quersack, nicht die Jahre, die Konrad nahe an die siebzig schätzte, ließen seine Haltung gebückt erscheinen. Was mag in dem Sack sein?

Als ob der Alte seine Gedanken erraten hätte, drehte er sich plötzlich um und sagte: „Junger Herr, Ihr haltet schon eine Weile gleichen Schritt mit mir; die anderen rennen alle, als ob sie den Teufel im Leibe hätten, man traut sich nit, sie anzureden; könnt Ihr mir etwa auf meine Frage Bescheid thun?“

„Was wünscht Ihr?“ fragte Konrad freundlich.

„Na,“ sagte der Alte, „habt Ihr auch Zeit? Nit daß ich Euch eine lange Geschichte hererzählen wollt, aber das Kurzfassen ist nit meine Sach!“

„Zeit hab ich“ — und dabei dachte er an die vorlaute Hilde und ärgerte sich noch einmal — „also redet nur frei heraus!“

„Seht,“ begann der Bauer, „seit fünf

Jahren war ich nit heruntergekomen in die Residenz; mein Sohn hat die Gäng besorgt. Nun hat er ein Weib genommen, und allweil liegt das im Kindbett, da konnt er nit von ihr, dieweil's doch der Stammhalter ist und die beiden ganz dumm und dämelig sind vor Lieb und Freud. Da hab ich zu mir selber gemeint, ich will's selber noch mal riskiere und mich in die Stadt wage. Seht, es war auch Neugierde. Der Junge hat so viel erzählt von den neuen Zeiten, ich wollt's, ehe ich sterbe, noch selbst mal sehen, ob die Welt so viel schöner geworden is, wie der Jung sagt, oder so viel schlechter, wie der Pfarrer sagt. Ich sag, es is halt Welt, alles Welt; es kommt auf die Brill an, die einer auf hat. Aber es ist doch vieles anders geworden; wo früher Feld und Garten waren, stehen Häuser und Fabrike; die Leut, die mich kannten und mein Linnen kauften, sind gar nimmer zu finden — sie sind gestorbe; und nun steh ich hier wie Butter an der Sonnen! So einem Dienstmädel mit modischem Rock mag ich's nit feilbiete, so ein Grasaff kann nit Baumwolle von Linnen unterscheiden; eine reiche Dame hat gemeint, sie trage wollene Hemde, das sei gesünder. Herr, wißt Ihr keine redliche Hausfrau, die ihrem Mann Hemden daraus machen könnt, oder Bettlaken oder Bindeln?“

Noch nie war Konrad so dumm und so ratlos gewesen. „Ist Euer Linnen teuer?“ fragte er ausweichend.

„Es hat seinen Preis,“ sagte der Alte schlau. „Aber gelt, Ihr habt ein Frauche,“ fuhr er froh fort, „und wollt mich zu ihm bringen! Seht, ich dacht's doch, ich wußt's doch! Vorhin war ich ganz kleinlaut und verzagt und murrte mit unfreiem Herrgott; da kam die Leich daher, und wie ich dem Tod die schuldige Ehr zolle, dachte ich: Gottlob, daß du noch lebst und bis jetzt keinem eine Last bist, und daß daheim ein frisches Reislein grünt; warum murrst auch gleich, wenn die Leut sich nit gleich um dein Linnen reißen! Hab Geduld, wart ein Weilchen,

's wird schon noch kommen, das Glück; und dann kamt Ihr neben mir zu gehen, und ich meint, jetzt giebst deinem Herzen einen Stoß. Geld, Ihr thut mir den Gefallen und bringt ein gutes Wort bei Eurer Hausfrau an?"

"Ich habe aber gar keine Frau," entgegnete Konrad.

"Keine Hausfran?" sagte der Alte enttäuscht, "und ich mein, Ihr wäret dem Anssehen nach in die Dreißig!"

"Ja, meint Ihr denn, daß man in dem Alter heiraten muß?"

"Ja, das mein ich gewiß," sagte der Alte; "in dem Alter thut das Lebige kein gut — sicher nit!"

Konrad sah den Alten betroffen an. "Ja, lieber Alter, Ihr habt gut reden! Wenn man aber kein Weib ernähren kann?"

"In Euren Jahren mit gesunden Gliedmaßen und hellem Verstand! Was treibt Ihr denn?" fragte er mißtrauisch.

"Ich bin Schriftsteller."

"Schriftsteller —" sagte der Alte gedehnt. "Nehmt's mir nit übel, die gehen manchmal sehr schludrig mit der Wahrheit um. Die Bücher, die der Schulmeister jetzt durch die Kinder austheilt, die sind ganz gut zu lesen, aber viel ist darin gelogen; und wie einer seine ganze Zeit damit verbringen kann — gelt, 's nährt nit seinen Mann? Seht, ich bau im Sommer das Feld, im Winter web ich das Linnen, so greift eins ins andere und keins kommt zu kurz dabei. Aber ich mag's am End nit verstehen," setzte er bescheiden hinzu, "es ist jetzt halt so viel anders auf der Welt, das könnt Ihr glauben, Herr, und ein tugendhaft sittsames Weib ist erst des Lebens Krone."

"Hört," sagte Konrad, "kommt einmal mit, vielleicht kauft meine Schwester Euer Linnen."

Sie kehrten um und gingen wieder zurück in die Straße mit den Lindenbäumen. Es war ganz wunderbar: jetzt sah Konrad mit einemal den Fink, der von Ast zu Ast hüpfte, und als er ein Wachselzenpaar lustig umherwippen sah, fiel

ihm ein, daß seine Mutter die kleinen verliebten Vögel „Freiersmännchen“ genannt hatte. Plötzlich sagte er: „Alter, ich werde Euer Linnen kaufen. Es wird ja nichts thun, wenn man erst das Linnen hat und dann die Frau.“

Der Alte folgte ihm etwas mißtrauisch. Als sie dann im ersten Stock des Hauses still standen und Konrad die Klingel zog, öffnete ein blondgezipftes Mädchen die Thür. Sie machte ein bitterböses Gesicht, aber es schien ihr viel Mühe zu kosten, und er that ebenso. Der Alte aber schaute vom einen zum anderen und dachte im stillen: der kann ruhig Linnen kaufen, er wird nicht weit zu laufen brauchen, bis er eine findet, die Bettzeug daraus macht.

Schnunzelnd zählte Konrad die blanken Thaler auf den Tisch und schnunzelnd strich sie der Alte ein. „Gefegne's Euch Gott!" rief der Bauer, „und wenn Ihr im Hausgarten ein Mösklein blähen habt, braucht Ihr nit weit zu laufen, wenn Ihr Euch laben wollt.“

Nun stand er wieder am Fenster und schaute in den Frühlingstag hinans. Neben ihm auf dem Stuhl lag das Linnen und strömte einen wunderlichen Duft aus; gerade so roch es im alten eigenen Schrank seiner Mutter, in dem sie ihre Aussteuer barg. „Lavendel, Myrth und Thymian, das wächst in meinem Garten“ — das lag auch in Bündel gebunden in seiner Mutter Linnenschrank — „und unsere Hilde ist die Braut, kann nicht länger warten!“ sangen die Kinder seiner Schwester, wenn sie sich im Ringelreihen drehten. Wie man sich ändern kann in wenigen Stunden! Er sah keine Wolfens Schatten mehr, nur blauen Himmel und Sonnenglanz, und sogar die schwellenden Knospen an den Lindenästen sah er.

Die Hilde war von Kindesbeinen an neugierig wie ein Kottehchen; plötzlich stand sie hinter ihm und sagte: „Witt schön, der Tisch ist gedeckt.“

Er schaute sie lachend an und sagte: „Gelt, möchtest wissen, was der Alte gewollt hat?"

Sie wurde ganz rot vor Ärger, daß er sie durchschaut hatte. „Nun ja, was wolltest du denn mit dem Bauer?“

„Der hat in seinem Quersack meine Grillen mit fortgenommen!“ rief er lustig.

„Blödsinn!“ sagte Hilde.

„Sieh mal, Hildchen, echtes, feines Hausmacherlinnen für meine Frau,“ neckte er sie und rollte den Ballen auf.

„Erst ein Vögelchen fangen, ehe man's einsperrt!“ rief Hilde.

„Nichts leichter als das,“ meinte Konrad und rollte flink das Linnen immer weiter auseinander, und ehe sich Hilde versah, warf er es um sie und wickelte sie fest hinein. „Nun fing ich ein Vöglein, ein flinkes Nachstelzlein!“ rief er glücklich, „ich brech das Röslein in meinem Hausgärtlein, ein alter, weiser, weiser Bauersmann gab mir den Rat!“

Hilde stampfte zornig mit den Füßen, aber es half nichts, das Linnen war eine unzerreißbare Fessel. Es half nichts, das Vöglein war gefangen.

„Hilde, gefangen bist du einmal, einsperren will ich dich gar nicht, darfst frei herumhüpfen und eine eigene Meinung haben, wenn du mir dreierlei versprichst!“

„Alles, alles, nur laß mich los, abscheulicher Mensch!“

„Willst du mit mir Hand in Hand durchs Leben gehen, dem Frühling entgegen?“

„Ja!“

„Willst du mein Gewissen sein, soll ich deins sein?“

„Ja!“

„Willst du das Linnen zer schneiden für uns beide?“

„Ja, ja, ja!“

Henner schlich zur Thür herein, un bemerkt von beiden; er blieb mit offenem Munde stehen.

Konrad rief ihm glücklich lachend entgegen: „Soll ich dir wohl den Schluß doch noch abhören? Weißt du, ich hab zwar furchtbar viel zu thun, frag nur Tante Hilde, aber ich bin ganz aufgelegt, des Herrn Lob zu singen!“

Und Henner begann kindlich feierlich:

„Alle Sinne, die des Sanges Woge schwellen
himmeln,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbrunnen,
lobt den Herrn!
Alle Seelen, in der Glut des Gebetes wehrauch-
gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgenjungen, lobt den
Herrn!“

Konrad hatte den Arm um Hilde geschlungen, während Henner sprach. Der sah ganz erstaunt diesem Beginnen zu; es wurde ihm aber noch feierlicher zu Mute bei diesem Anblick.

Als er zu Ende war, sagte Konrad: „Geh, Henner, lauf in die Kinderstube und singt alle das Lied:

Lavendel, Myrth und Thymian,
Das wächst in unserm Garten,
Unsere Hilde ist die Braut,
Nicht nicht länger warten!“

„Hurra, das dacht ich mir schon!“ rief Henner, warf sein Buch in die Luft und raunte hinaus.

Da küßte Konrad noch einmal innig seine Hilde und sagte: „Möchte der Weg lang und dornenlos sein, den wir zusammen gehen!“

„Wo Dornen sind, giebt's auch Rosen,“ entgegnete Hilde.





Litterarische Notizen.

Auf mehrere großen Nachschlagewerke gewinnen in den letzten Jahren eine immer größere Bedeutung im Volksleben. Die große Verbreitung derselben ermöglicht schon nach kurzer Zeit immer wieder neue Auflagen, und die betreffenden Verlagshandlungen bieten alles auf, um nicht nur den Inhalt stets in neuer und sorgfältiger Bearbeitung zu bringen, sondern auch die illustrative Ausstattung und die ganze äußere Erscheinung ihrer Lexika den berechtigten Ansprüchen der neuen Zeit anzupassen. Wir haben kürzlich der neuesten Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon gedacht und dabei auch den historischen Entwicklungsgang dieses gebiegten Unternehmens berührt. Man darf dabei nicht übersehen, welche eine wichtige Rolle in den letzten Jahrzehnten bei dieser Entwicklung die Konkurrenz gespielt hat. Namentlich in Bezug auf die Ausstattung wird in dieser Beziehung fortwährend für neue Anregung gesorgt. Das größte Verdienst nach der erwähnten Richtung muß wohl Meyers Konversations-Lexikon zugesprochen werden, von dem der erste Band der fünften gänzlich neu bearbeiteten Auflage kürzlich vom Bibliographischen Institut in Leipzig verandt wurde. Nur eine Verlagshandlung, welche auf der Höhe der Zeit steht und über große Mittel zu verfügen hat, konnte diesen Kampf mit der alten weltberühmten Firma Brockhaus unternehmen und in dem Wettbewerbe um die Gunst des deutschen Publikums sich neben ihr behaupten. Kaum sind einige Jahre verfloßen, seitdem das Bibliographische Institut die vierte Auflage von Meyers Konversations-Lexikon verandt, und schon zeigt der erste Band der gegenwärtigen fünften Auflage, daß mit nimmermüdem Eifer auch diesmal wieder eine Verdovollkommnung des Inhalts und Verbesserung der graphischen Ausführung erzielt wurde. Ein großer Kreis ausgezeichneter Gelehrter und sachverständiger Künstler hat sich wiederum vereinigt, um für die Verallgemei-

nerung der Bildung Sorge zu tragen. In ansprechender leicht verständlicher Form sind die mannigfachen Bildungstoffe derart behandelt, daß ein lebendiges Bild des gegenwärtigen Kulturzustandes aus dem Ganzen sich entwickelt. Alle Gebiete der älteren und neueren Wissenschaft: der Philosophie, der historischen Forschung, der Litteratur und Kunstgeschichte, sind in möglichster Kürze, aber dem Zwecke vollauf genügend behandelt; die immer weitere Ausdehnung der kolonialen Interessen und der geographischen Untersuchung, die naturwissenschaftlichen Studien, sowie die Errungenschaften der Technologie, namentlich auf dem Gebiete der Elektrotechnik, alles dieses ist in sachverständiger Weise aus einandergelegt und, wo es irgend thunlich und wünschenswert erschien, durch treffliche Illustrationen, unter denen sich namentlich die Bilder in Buntdruck bei den verschiedenen Typen der Völkerschaften, sowie bei Darstellungen aus der Flora und Fauna aller Länder vortrefflich bewähren, in ausgezeichneter Weise unterstützt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Meyers Konversations-Lexikon seine mutvoll errungene Geltung auch fernerhin behaupten wird und daß somit aus diesem fortwährenden Ringen unserer beiden großen Encyclopädiem um den Vorrang in der allgemeinen Gunst der deutschen Nation ein unverkennter Vorteil erwächst. Wir werden im Verlauf des Erscheinens noch ausführlicher auf das Werk zurückkommen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch die neue Auflage von Meyers Kleinem Konversations-Lexikon erwähnen, dessen fünfte Auflage in drei Bänden kürzlich vollendet wurde. Wer für geringeren Preis ein gutes Nachschlagebuch besitzen will, kann nicht besser thun, als sich dieses dreibändige Konversations-Lexikon, das in schönen Halbfranzbänden vorliegt, anzuschaffen. Auch hier ist möglichste Vollständigkeit zu erreichen gesucht, selbstverständlich bei möglichster Kürze. In ihrer knappen Form geben die Artikel überall notwendigen Auf-

schluß. Dazu kommt, daß auch hier Karten, Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck das Verständnis in wirksamster Weise ergänzen und erhöhen. G.

Entartung. Von Max Nordau. I. (Berlin, Carl Dunder.) — Max Nordau wird zweifellos mit diesem Buch wie mit seinen „Konventionellen Lügen“ und „Paradoxen“ einen buchhändlerischen Erfolg erzielen. Denn noch zu allen Zeiten haben der scharfe Tadel aktueller Zustände und die Verherrlichung des Philistertums ihr Publikum gefunden; wer sich nun gar den Anschein giebt, als sei er der auserwählte Vertreter der Wissenschaftlichkeit und einer der wenigen Geistesgesunden unter den Zeitlebenden, der kann mit einiger Sicherheit auf den Beifall breiter Massen rechnen. Der Verfasser will erweisen, daß die Völker gegenwärtig an einer aus übermäßiger Abnutzung entstandenen Entartung und Hysterie leiden, deren Entstehung und Kennzeichen untersucht werden. Diese Dämmerstimmung des fin de siècle drückt sich namentlich in „allerlei seltsamen ästhetischen Moden“ aus; ihre Zergliederung bildet den Hauptteil des Buches. Den Maßstab zur Beurteilung, den Nordau anlegt, hat er den Werken Vambrosios entlehnt und die ausschließliche Beziehung auf die Gegenwart willkürlich hinzugefügt. Obwohl er somit einem Fährten folgt, dessen Oberflächlichkeit in der Materialprüfung und in der Methode der Bewertung erwiesen ist, der neuerdings außerdem zum Spiritismus übergegangen ist, weiß er sich doch nicht genug zu thun im Lobe der exakten Wissenschaft. Erkenntnis ist für ihn bestimmtes Wissen von der Natur, und ein höheres Ideal als die Vermehrung der Erkenntnis kann es überhaupt nicht geben. Mit einer derartigen Auffassung stimmt die Manier, wie die Frage nach dem Zwecke des Lebens auf drei Seiten höchst elegant beantwortet wird, auf das herrlichste überein. Und präst man nun das positive Wissen, das Nordau uns bietet — welches Ergebnis! Ein zufällig zusammengelesenes Gemisch, meist aus minderwertiger französischer Litteratur, dient zum Aufbau einer sogenannten Psychologie. Um den Kontrast als Ursache associativer Verbindungen zu erklären, wird mit löstlicher Naivetät behauptet, es sei die Eigentümlichkeit der Hirnzelle, daß sie immer mit einer Vorstellung zugleich deren Gegenteil ausarbeite, und die vier Associationen werden als Wundtsche Entdeckungen gepriesen. Einmal werden die Symbolisten zu Entarteten und Schwachsinnigen gestempelt, weil das Unbewußte in ihnen stärker ist als das Bewußte und ihre „Emotionen“

ihre Vorstellungen beherrschen, ein andermal heißt es von dem normalen Menschen, „daß die eigentlich treibende Kraft seiner Gedanken und Taten die Emotionen sind, jene in den Tiefen der inneren Organe ausgearbeiteten Erregungen, deren Ursprung sich dem Bewußtsein entzieht, die plötzlich wie eine Horde von Wilden ins Bewußtsein einbrechen, nicht angeben, woher sie kommen, sich keiner Polizeiordnung des gestitteten Denkens fügen und gebieterisch Unterkunft fordern.“ An derartigen Widersprüchen ist überhaupt kein Mangel. Auf Seite 66 z. B. klagt der Verfasser, daß das gegenwärtige Geschlecht allzu früh altere und an Nerven- wie Herzkrankheiten weit mehr Menschen verliere als ältere Generationen; auf Seite 172 preist er die moderne Medizin, weil sie die durchschnittliche Sterblichkeit vermindere und das Leben des einzelnen verlängere. Neben solchen Widersprüchen stehen endlich noch handgreifliche Unrichtigkeiten; die ganze Geschichte der Präraphaeliten, die wir hier aufgetischt erhalten, ist durchaus zusammengesezt. Selbst der Stil des Buches läßt manchmal zu wünschen übrig. Was mag der Verfasser sich unter „Selbstbeobachtung der Velterfcheinung“ denken? Was soll das heißen: „Kußlins Theorie ist an sich eine delirierende“? Jemand, der eine verkehrte Metapher wie „das Schluchzen der Abendröte“ zum Merkmal der Berrücktheit macht, sollte nicht Richard Wagner den „medernen Sibirerholl der fernsten Vergangenheit“ nennen, denn dies Bild ist schief und geschmacklos. Wenn wir wider Gewohnheit hier mit scharfen Worten haben tabeln müssen, so verschuldet das Max Nordau selbst, der in diesem Buche alle Andersdenkenden mit Schimpfreden belegt.

Seitdem diese Feilen niebergeschrieben worden sind, ist nicht nur die eingangs aufgestellte Prophezeiung eingetroffen — denn jetzt bereits liegt eine zweite Auflage vor —, sondern es ist auch der zweite Band des Nordauschen Werkes erschienen. Wir freuen uns, einzelnen Ausführungen darin, so über die Parnassier, Diaboliker, Dekadenten und Solaiten bestimmen zu können, und heben gern hervor, daß in einer gelegentlichen Kritik des Darwinismus und der ästhetischen Milieu-Theorie gute Gedanken hervortreten. Aber für gewöhnlich sind die eigenen Auseinandersetzungen des Verfassers unerhört leicht, mag er nun (wie auf Seite 16) sich in die Erkenntnistheorie verirren oder (wie auf Seite 364) das Schaffen des Künstlers zu erklären versuchen. Diese und andere Plattheiten wirken um so abstoßender, als sie von einem Kranke derber Schimpfereien umgeben sind. Zwar behauptet Nordau, er habe sich den kühlen Gleichmut bewahrt, aber man urteile selbst nach der folgenden kleinen Blumenlese. Fer-

elen, Fichte, Schelling und Hegel sind „ernsthafteste Faselhänse“, deren Hebereien noch überboten werden durch „die schwach sinnigen Faselien des Kleeblatts E. von Hartmann, Niepse und Gustav Jäger“, Namentlich Niepse'sche Behauptungen sind entweder „Gemeinplätze niederträchtiger Art“ oder „brüllender Wahnsinn“; sie können nur von den „Gigeln der Philosophie“ ernst genommen werden: „die tiefe Unwissenheit dieser Wiederläuer-Herde gestattet ihr freilich, an Niepse's Originalität zu glauben.“ Doch nicht bloß gegen die Philosophen, die er nicht versteht, richtet sich der Zwergenjorn Nordaus, sondern auch gegen unseren größten Staatsmann. Fürst Bismarck, so magt dieser Mann zu sagen, hat „eine weite Vernichtung der Charaktere, Verwüstung der Rechtsbegriffe und Herträmmerung der Sittlichkeit als Spur“ zurückgelassen. Wer die durch Bismarck bedingte Entwicklung Deutschlands derart verkennt, ist unfähig, den Geist der Zeit zu fassen und an der Heilung der unleugbar vorhandenen Schäden erfolgreich mitzuarbeiten.

Einleitung in die Philosophie. Von Friedrich Paulsen. (Berlin, W. Herz.) — Dies aus Vorlesungen an der Berliner Universität entstandene Buch wendet sich an die Gesamtheit des gebildeten Publikums. Es erörtert in fesselnder und leichtverständlicher Darstellung die Bedeutung der Philosophie, die erkenntnis-theoretischen und metaphysischen Probleme, und giebt anhangsweise eine kurze Übersicht über die Grundfragen der Ethik. Zwei Eigentümlichkeiten der Persönlichkeit des Verfassers treten dabei scharf hervor. Bei Paulsen geht der ganze Mensch in die Gedankenarbeit ein: nicht nur die Begriffsseite, sondern auch die Gefühls- und Willensseite der Seele sollen in der philosophischen Thätigkeit zur Geltung gelangen. Philosophie in diesem gefättigten Sinne ist der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis, der oft unternommene und stets zu wiederholende Versuch, ein Ganzes von Vorstellungen über Gestalt und Zusammenhang, über Sinn und Wesen der Dinge zu gewinnen. Die Lösung dieser Aufgabe soll in einem Parallelismus liegen, wie er ähnlich bereits von Spinoza und Fichte als Princip der Weltklärung ausgesprochen worden ist. Indessen werden wohl die Schwierigkeiten, die sich bei einem näheren Eingehen auf das Detail der Beschaffenheit der Gegenstände ergeben dürften, allzu sehr unterschätzt. Ein zweites hervorstechendes Merkmal des Gedankenganges besteht in dem Bemühen des Verfassers, die Verschiedenheiten der geschichtlich vorliegenden

Philosophien zu gunsten ihrer Ähnlichkeiten auszugleichen. Ob das als ein Mangel oder ein Vorzug zu bezeichnen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls werden alle Leser — und auch die in der Vorrede überflüssigerweise angegriffenen „Kenner“ — einen angenehmen Eindruck von der Durchsicht des Werkes empfangen, das sich in allen seinen Teilen durch eine seltene Gründlichkeit und Klarheit der Untersuchung auszeichnet.

Geschichte der neueren Philosophie. Von Richard Falckenberg. Zweite Auflage. (Leipzig, Veit u. Co.) — Das jetzt in verbesserter und erweiterter Form vorliegende Geschichtsbuch Falckenbergs hält in glücklicher Weise die Mitte zwischen einem trockenen Grundriß und einer ganz ausführlichen Darstellung. Es ruht auf gründlichen Studien und ist gewandt geschrieben. Nach einer allgemeinen Einleitung, in der die Renaissance freilich nicht genügend hervortritt, fährt uns der Verfasser durch die Übergangszeit vom Cusaner bis zu Descartes. Die philosophischen Anschauungen der zwischen Descartes und Kant liegenden Epoche bilden den ersten Hauptteil. Wie uns scheint, ist die in Deutschland vor sich gehende Bewusstseinsverschiebung deshalb nicht scharf genug gezeichnet, weil Falckenberg den Einfluß Melancthon's und die Bedeutung der Ausklärungsperiode unterschätzt. Melancthon's merkwürdige Lehre hat lange Jahre hindurch dem Cartesianschen Geiste die Wage gehalten und in Mitteldeutschland einen „Philippismus“ gezeitigt, mit dem noch Leibniz schwer zu kämpfen hatte; die von Christian Wolff ausgehende Bewegung hat ferner viel weitere Kreise gezogen, als man nach der üblichen und vom Verfasser innegehaltenen Auffassung glauben sollte. Auch gegen den zweiten Teil des Buches, der von Kant bis zur Gegenwart leitet, können manche Bedenken erhoben werden. War es z. B. nötig, dem phantastischen Schelling denselben Raum zu gönnen wie dem gewaltigen und noch heute lebendigen Hegel? Und ist der einheitliche Grundzug unseres modernen Philosophierens in Falckenbergs knapper Erörterung erkennbar herausgearbeitet? Indessen, selbst wer diese und ähnliche Fragen zu verneinen geneigt sein mag, kann nicht verkennen, daß wir in diesem Werke eine im großen ganzen zutreffende Schilderung der neueren Philosophiegeschichte besitzen. Lehrer und Studierende, Fachgenossen und Publikum werden mit Nutzen und Vergnügen das Buch des Prof. Falckenberg lesen.

Die großen Weltträsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten von Eilmann Pech S. J. Zweite Auflage. (Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.) — Der Verfasser vergleicht die

Natur einer optischen Linse, welche alle von der weiten Welt ausgehenden Strahlen sammelt, um für unser blindes Auge den einen Urgrund aller Dinge zu beleuchten und erreichbar zu machen. Er glaubt, mit Hilfe der peripatetischen und scholastischen Philosophie zu diesem Urgrund gelangen zu können, greift mit Vorliebe auf den „heil.“ Thomas und den „sel.“ Albertus Magnus zurück und verdammt die moderne Philosophie, zumal sie seiner Ansicht nach die Urheberin der socialdemokratischen Umsturzbewegungen ist. Solche rüdfständigen Anschauungen verfiel Besch auf ungefähr 1400 enggedruckten Seiten. Nachdem er zunächst die Existenzberechtigung einer Naturphilosophie nachgewiesen hat, erörtert er ihr Verhältnis zu den Grundbegriffen der Naturwissenschaft (Stoff, Kraft, Gesetz, Zweck); darauf folgt eine kaum zureichende und zutreffende Erklärung der Naturdinge im modernen Sinne und schließlich die Erklärung im Sinne der peripatetischen Naturphilosophie. Der zweite Band wird von einer Schilderung der verschiedenen Weltanschauungen ausgefüllt. In allen diesen Kapiteln tritt ein ausgebreitetes Wissen hervor, das besonders dem Laien in die Augen stechen dürfte; allein das Wissen des Verfassers geht mehr in die Breite als in die Tiefe und der Zusammenhang seiner Kenntnisse wird durch partielle Ansichten gebildet. Somit gehört sein Buch in die Reihe derer, mit denen die katholische Kirche ihre Lehre gegenüber dem neuzeitlichen Bewußtseinsumkreis zu verteidigen sucht.

Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Von H. Bahinger. Zweiter Band. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) — Zwischen der Veröffentlichung dieses zweiten und des ersten Bandes liegen elf Jahre. Ein solcher Zeitraum geht natürlich weder an dem Verfasser noch an der Forschung spurlos vorüber, aber hier kann glücklicherweise in beiden Beziehungen nur von einem Fortschritt gesprochen werden. Daher macht der vorliegende Band einen durchaus tüchtigen Eindruck. Bahingers Ziel ist die streng wissenschaftliche, historisch-philologische Erklärung der Vernunftkritik, und so gibt er in erster Linie eine fortlaufende und erschöpfende Interpretation des vielfach dunklen und widerspruchsvollen Textes. Hierbei verwendet der Verfasser nicht nur alle sonst bei Kant sich findenden Parallestellen, sondern auch die gesamte Kantlitteratur, deren ungeheure Papiermasse er mit bewundernswerter Geduld durchsüßert hat; indessen enthält der zweite Band auch mehrere zusammenhängende Exkurse, die für das Verständnis des Kriticismus überhaupt wichtig sind. Wir können das Buch jedem empfehlen, der sich mit Kant beschäftigen will, und mit Kant muß sich jeder beschäftigen,

der Philosophie treibt, denn — wie Wilhelm Humboldt sagt — „die Schriften Kants sind doch einmal der Godez, den man nie in philosophischen Angelegenheiten, so wenig als das Corpus juris in juristischen, aus der Hand legen darf.“

Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und teilweisen Lösung von Charles bis Robert Hamerling. Vorlesungen, gehalten an der k. k. Wiener Universität von Vincenz Knauer. (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.) — Dies Buch ist in seinem reinen Stil geschrieben. In philosophischen Dingen giebt es einerseits System, anderseits Gesichtsdarstellung, aber kein Mittelglied zwischen beiden. Der Berichterstatter fürchtet daher, daß Knauer weder der historischen Einsicht noch dem eigenen Nachdenken seiner Hörer durch die Vermischung beider Gesichtspunkte einen Dienst erwiesen hat. Und doch wird es ihm nicht an Beifall gefehlt haben, denn eine Fülle geistreicher Bemerkungen ist in den Vorträgen enthalten, ja noch mehr: eine liebenswürdige, wahrheitsbegeisterte, lebenserfahrene Persönlichkeit spricht sich in ihnen aus. Um des Autors willen sei daher auch unseren Lesern die Lektüre des Werkes empfohlen.

Moral-Philosophie des Morgenlandes. Aus persischen Dichtern erläutert von D. Freiherrn von Schlegel-Wassberg. (Leipzig, G. Häffel.) — Aus verschiedenen Gründen kann die vorliegende Übersetzung willkommen heißen werden. Erstens weil unser Interesse an morgenländischer Philosophie und Kunst gerade jetzt sehr rege ist, und zweitens weil manche der hier mitgeteilten ehrwürdigen und einfachen Lebensregeln vorbildlich werden sollten für Praxis und Theorie der modernen Moral. Als Stichprobe sei ein Spruch mitgeteilt, der von dem verdienstvollen Übersetzer „Vice-versa“ betitelt ist:

Als du ins Leben tratest, weinstest du.

Doch, froh des Gastes, lächeltest die Neuen.

O wandle so, daß gehst du einst zur Ruh,

Du lächelst mögest, während andre weinen!

Biologische Studien. I. Das biologische Grundgesetz. Von Dr. Rudolf Arndt. — Bemerkungen über Kraft und ausführende Kraft im besonderen. Von Dr. Rudolf Arndt. (Greifswald, Julius Abel.) — Das von dem Verfasser aufgestellte biologische Grundgesetz lautet: keine Reize fassen die Lebenstätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf. Dies Gesetz wird in beiden Schriften nach den verschiedensten Richtungen auf seine Anwendbarkeit hin geprüft. Sein Verhältnis zur Psychologie und zur Heilkunde, zu der Existenz von Niesen und Zwergeren u. s. w. wird untersucht. Allein daß — bei aller Mannigfaltigkeit der Beispiele — das Gesetz den Eindruck des Notwendigen und

Ausreichenden im Leser hervorrufe, können wir nicht behaupten. Näheres gehört nur in eine Fachzeitschrift.

Geschichte der deutschen Litteratur. Von Otto von Leizner. Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. (Leipzig, Otto Spamer.) — Ein mächtiger, wundervoll ausgestatteter Band ist es, der vor uns liegt. Welche Umsomme von Arbeit muß der Verfasser darauf verwendet haben! Denn mag er nun über die geistliche Dichtung des frühen Mittelalters oder über die Dichtkunst eines Arno Holz berichten — immer hat er die Schriften selbst gelesen und mit eigenem Urtheil durchdrungen, niemals beschränkt er sich darauf, nachzuplappern, was andere vor ihm gesagt haben. Daher wird Leizner auch mit dieser zweiten Auflage seinem Ziele näher kommen: die Liebe zur heimischen Dichtung und zum deutschen Wesen zu wehren und zu festigen. — Wenn wir einen Abschnitt besonders herausheben dürfen, so ist es der über die neueste Litteratur. Obwohl Leizner selbst Dichter von ausgesprochener Richtung und in seinem ganzen Gedankenleben ein fertiger Charakter ist, hat er sich doch Teilnahme und Verständnis für andere Denk- und Fühlweise bewahrt und sich eine genaue Kenntniß des modernen Schrifttums erworben. Daher erhalten wir von ihm eine zuverlässige und interessante Übersicht über die jetzt lebenden Schriftsteller. Auch an spärhaften Zuthaten fehlt es nicht. Hat der Zufall oder die Absicht die Bilder von Lindau und Blumenthal so angebracht, daß sie beim Zuklappen des Buches sich küssen?!

Das jüdische Weib. Von Rahida Remy. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. M. Lazarus. Zweite, unveränderte Auflage. (Leipzig, W. Malende.) — Professor Lazarus bemerkt im Vorworte: „sie, das heißt die Verfasserin, hat sich in die Kulturgeschichte des jüdischen Weibes verliebt! aber nicht mit jener Art von Liebe, welche blind macht, sondern mit der wahren Liebe, welche hellsehend zunächst für die Vorzüge, aber auch für die Fehler des geliebten Gegenstandes macht. Das Urtheil über die Jüdinnen ist deshalb aus freiem Geiste mit voller Unbefangenheit geschöpft; steigert es sich in Bezug auf vergangene Zeiten zur Vorliebe, so erhebt es sich für die Gegenwart zur Schärfe.“ Gerade in letzterem Punkte erblicken wir den Kardinalfehler des Buches. So glänzend im übrigen diese Kulturgeschichte des jüdischen Weibes geschrieben ist, so wird die Verfasserin, deren Ideal die

glaubensstrenge Jüdin alter Zeiten ist, geradezu ungerecht gegen jene Jüdinnen, die durch Geist, Wohlthätigkeitsinn und auch Glaubenswechsel sich einen Namen erworben haben. Einen Satz wie folgenden hätte die Verfasserin nicht niederschreiben sollen: „Da ist z. B. ein junger jüdischer, reichbegabter Abiturient von sechzehn Jahren, David Mendel, ein Jahr später heißt er Johann August Alexander, und bald heißt er mit dreiundzwanzig Jahren wohlbestallter Professor der Kirchengeschichte!“ Eine solche posthume Nachrede hätte sich dieser sanfteste aller träumerischen Junggefallen und wirklich großen Gelehrten niemals träumen lassen! Wenn die Verfasserin der Jüdin aus den untersten Ständen so gewaltige Lobeshymnen singt, weiß sie nicht, daß bei anderen Völkern in gleicher Lage den armen Frauen noch viel mehr zugemutet wird, was sie mit derselben schweigenden Hingabe und Liebe für ihre Kinder thun? Ein geistreicher Mann wäre im stande, aus dem Buch in wenigen Tagen ein neues Werk mit dem Titel Die deutsche Frau, Die Frau bei den Romanen, Japanern u. s. w. herzustellen — er brauchte für die angeführten Personennamen nur andere, entsprechende zu setzen. Die Verfasserin vergißt, daß nach dem auf diesem Gebiete als Eingeweihter urtheilenden Meine die Rolle des Juden als exklusiven Fremdlinges ausgespielt ist; seine Leiden rühren zum Teil daher, daß er mit der Kultur des Abendlandes sich nicht verschmelzen will; nicht die Konfession ist heute und seit hundert Jahren das Entscheidende, sondern das Gefühl, dem Lande, in dem man geboren, als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Bürger anzugehören. Das Kapitel „Im finsternen Mittelalter“ läßt gar wohl noch eine andere Beleuchtung zu: gesündigt wurde nicht bloß auf der einen Seite; das Genauere gehörte in eine noch nicht geschriebene Geschichte der „auri sacra fames“, die wir als tragisches Kunstwerk in Wagners Ring des Nibelungen besitzen. Wie angebeutet, soll trotz dieser Ausstellungen der Wert des Buches nicht herabgesetzt werden: hätte ihm doch sonst nicht ein Mann wie Professor Lazarus ein so ehrendes Geleitwort mit auf den Weg gegeben — möge es also auch von Nichtjüdinnen mit Aufmerksamkeit gelesen werden!

Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Nebst Anhang: Briefwechsel Amalias mit Friedrich dem Großen. Von F. Bornhaf. Mit zwei Porträts und einem Faksimile. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieser ertauhten Frau, die, ohne byzantinische Übertreibung, eine der größten deutschen Fürstinnen genannt werden kann, war bisher noch

nicht geschrieben worden, trotzdem es an reichlichem Material nicht mangelte. Die Verfasserin hat mit ihrem Werke einem wirklichen Bedürfnisse auf diesem Gebiete entsprochen und ihre Aufgabe, wie im voraus gesagt sei, mit Glanz gelöst. Allen Anforderungen, die man an ein derartiges Werk stellen kann, ist sie gerecht geworden. Mag sie uns das Wirken Anna Amalias als Frau, als Erzieherin ihrer Kinder, die nicht leicht zu erziehen waren, als liebevolle Landesmutter wie als Freundin der Künste und Wissenschaften schildern, überall, gestützt auf wahrheitsgemäße Notizen, giebt sie uns abgeschlossene Bilder voll lebendiger Anschaulichkeit. Auch die Porträts aus der fürstlichen Umgebung sind wohl gelungen und geben manchen neuen Zug für die aus der Literaturgeschichte bekannten Erscheinungen eines Wieland, Herder und Merck und vieler anderer. Auffällig für moderne Verhältnisse erscheint der geradezu bürgerliche Ton, der in jenen Kreisen herrschte, die nur von dem einen höchsten Streben erfüllt waren, sich zu bilden, ohne dabei die Pflichten der Humanität jemals aus den Augen zu verlieren. Dabei enthält sich die Verfasserin aller subjektiven, oft verstimmenden Panegyrik, was ihr freilich bei der Größe ihres Gegenstandes leicht gemacht wurde. Man kann nur wünschen, daß ein derartiges Werk in seiner gebildeten Familie fehlen möge: solche Bücher sind von größerer pädagogischer Wirkung als jene Sammelwerke, in denen Duzende von Persönlichkeiten mit ein paar mehr oder minder schön klingenden Redensarten abgethan werden: wie Anna Amalia ist jeder deutschen Frau selbst im kleinsten Kreise Gelegenheit gegeben, in ähnlichem Sinne zu schaffen, zu bilden und eine Welt voll Anregungen der mannigfaltigsten Art hervorzuzaubern.

Luigi Settembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der neunten Auflage des italienischen deutsch von E. Richter. Zwei Bände. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Silvio Pellicos „Erinnerungen“ sind wohl nicht ganz vergessen in Deutschland, obwohl ihr etwas süßlicher Ton, verbunden mit einer gewissen Langatmigkeit, das Werk nicht gerade zu einer hinreißenden Lektüre macht. Anders steht es mit den Erinnerungen dieses Duktors, der wenigstens die Erfüllung seines Traumes, um dessen willen er die bittersten Strafen auf sich genommen hat, erlebte: die Einheit Italiens und die Erhebung Roms zur Hauptstadt. Die Bilder, die der gelehrte Selbstbiograph von der neapolitanischen Bourbonenherrschaft entrollt, von dem Leben in

den Staatsgefängnissen, sind haarsträubend. Man kann diese Ausgeburten eines durch und durch verkaulten, sittlich verwahrlosten Despotismus, der trotzdem seine kirchlichen Pflichten mechanisch erfüllte, nur mit Empörung lesen. Und Settembrini fällt nicht und wird nicht rhetorisch in der verdächtigen Weise Ciceros. Sein Werk ist eine reiche Fundgrube für jeden, der das italienische Leben, zumal die neapolitanischen Verhältnisse vom Anfang des Jahrhunderts bis zum Sturze der absoluten Kleinkaaterei, genauer erforschen will. Wenn Settembrini hier und da von einem gewissen Priesterhaffe erfüllt ist, wenn er einmal ausjählt, was die Priester seinem Lande und sonstwo Arges zugefügt haben, so darf man daraus nicht auf etwaigen Atheismus dieses in Italien hochgefeierten Patrioten schließen. Er hätte sicherlich diese jahrelange Kerkerstrafe, fern von Weib und Kindern, unter höchstem Gesindel nicht ertragen können, wenn ihn nicht ein echter Gottesglaube besetzt hätte! Die Idealität einer hohen, menschenfreundlichen Gesinnung, der zu Tage tretende Allgemeinsinn des Verfassers verleiht diesen Blättern einen eigenen Reiz.

Alfred Rethel. Eine Charakteristik von Veit Valentin. Ästhetische Schriften, erster Band. (Berlin, Emil Felber.) — Nachdem Menzel mit seinem gesunden Realismus auf der ganzen Linie den Sieg errungen hat, kam der Naturalismus, kamen sogar die Freilichtmaler. Aber neben Liebermann, Uhde haben wir auch wieder Bödlin; ja in neuester Zeit macht sich sogar eine Richtung, z. B. in der historisch-phantastischen Landschaft, geltend, die unsere vergessenen Alten gar nicht so fremd angemutet haben dürfte: denn es macht doch nicht viel aus, ob man statt in Italien zur Abwechslung einmal in der Mark Brandenburg oder in Norwegen seine Notizen sucht, oder statt Homer die Edda und die Nibelungen durchstöbert. Wie viele, selbst unter den Malern der Gegenwart, kennen von Alfred Rethel mehr als den bloßen Namen, ja vielleicht auch nicht den einmal? Die vorliegende Studie, so klein sie an Umfang ist, bringt doch Wissenwertes genug aus dem Leben dieses zu früh verstorbenen Meisters; und in der Charakterisierung seiner künstlerischen Eigentümlichkeit und Größe zeigt der Verfasser nicht bloß liebevolles Verständnis, sondern auch unparteiisches Gerechtigkeitsgefühl. Können Werke des Malers ebenso leicht und billig vervielfältigt, den weitesten Volkstreffen zugänglich gemacht werden, so ließe sich annehmen, daß auch Alfred Rethels Werke ebenso verbreitet wären, wie etwa noch immer die Gedichte Uhlands, Platens und anderer.

Der große Kaiser im deutschen Lied. Ein Gedebuch für Schule und Haus von Paul Grotowst. (Leipzig, Deutscher Verlag, Gerhard Wauer.) — Das Buch behandelt gleichsam den Lebensgang des unsterblichen Begründers des neuen Reiches, wie er von der Lyrik seiner Zeit begleitet wurde; daß darin die Spottstimmen aus der Zeit vor 1870 fehlen, ist selbstverständlich. Die Gedichte umfassen den Zeitraum von 1845 bis zum Todesjahre 1888. Fast keiner unserer irgendwie nur bekannten Lyriker fehlt in dem Buche, welches zugleich den Beweis führt, daß „politisch Lied“ nicht immer ein „garstig Lied“ zu sein braucht; man muß eben nur den Ton zu handhaben verstehen, wie Freiligrath oder Geibel, der Dichter der politischen „Heroldrufe“. Unter den Lyrikern dieses empfehlenswerten Buches findet sich mit einem kräftigen Gedankspruch „Zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum für den Bruder“ kein Geringerer ein als Friedrich Wilhelm IV. Bei einer zweiten Auflage sollte der Herausgeber nicht vergessen, auch jenes erst färglich bekannt gewordene politische Gedicht mit aufzunehmen, das den Kaiser Wilhelm selber zum Verfasser hat.

Politischer Art sind auch die Zeitgedichte von Anton Horn: *In gerechter Fehde.* (Berlin, Hans Löffelber.) Der Dichter behandelt, sei es in rein lyrischen Gedichten oder in epischen Bildern, die Kämpfe des Deutschlands im Böhmerlande. Gätte auch manches wegen seines ephemereren Charakters fehlen können, ist es nicht genug in die Sphäre allgemeinen Interesses emporgehoben, so legen die Verse doch von neuem Zeugnis ab für die Begabung des Verfassers, der auch als Epiker und sinniger Novellist Vortreffliches geleistet hat.

Das Drama Richard Wagners. Von Houston Stewart Chamberlain. Eine Anregung. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Diese Anregung ist in einem für die gebildete Allgemeinheit äußerst schwerverständlichen Stile geschrieben, mit dessen orakelhafter Geheimnisküberei sich selbst nicht jeder kunstfrohe Wagner-Berehrer befreunden wird. Ließ sich diese Anregung, die ja sehr viel Beachtenswerthes und Neues enthält, so in der Auffassung des eigentlichen passiven Helden des Nibelungenringes, nicht auch für die Zuhörer durch schlichte Klarheit noch anregender machen? Auch behandelt der Verfasser die Werke Wagners nicht wie Schöpfungen eines eigenartigen Genius, sondern wie Offenbarungen höchster Art, die stets so, wie sie kamen, kommen mußten. Was in der Lehre vom Lendrama gesagt wird, frappiert durch neue

Wendungen, wird aber kaum auf allgemeinen Beifall rechnen: warum von einer Erlösung der Musik gerade reden? Sie erlöst wie jede andere Kunst. Indessen möge jeder an diesem Urdaborne neuester Wagner-Asthetik selber schöpfen; wird es auch nicht ohne einiges Kopfschütteln abgehen, so wird doch auch das „heißt Bemähen“, diese Weisheit völlig zu verstehen, nicht ganz umsonst gewesen sein.

Auf ähnlichem Gebiete bewegen sich: Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen in der Nibelungenbildung Richard Wagners. Von Dr. Ernst Meint. (Berlin, Emil Felber.) Der Verfasser verfügt über ein reichhaltiges Wissen und hat, man darf es ohne Übertreibung behaupten, seinen Gegenstand erschöpfend behandelt. Aus diesem Werke wird dem Leser erst klar, in wie wahrhaft genialer Weise sich der Meister von Bayreuth des in der Edda vorliegenden Rohmaterials bemächtigte, wie er, wenn er Unwesentliches auch wegließ, doch in nichts dieses Urbild fälschte — trotz der Schopenhauerschen Philosophie. Mit Recht legt der Verfasser eine Lauge ein für die gleichsam naturalistische Sprachbehandlung, die vom Kunststandpunkte aus einzig mögliche, die Wagner seinem Riesenwerke hat angedeihen lassen — nicht bloß in Rücksicht auf den Ton, die musikalische Verwertung des Wortes! Scheitern doch daran und sind bisher gescheitert alle rein dichterischen Versuche, welche diese germanischen Götternebel und Riesenholde wollen sprechen lassen.

Eine Empfehlung verdient auch die *Illustrierte Musik-Geschichte* von Alabert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. (Stuttgart, Carl Gröninger.) Bis jetzt liegt der erste Band vor, welcher die Musik bei den Naturvölkern und den Kulturvölkern des Altertums behandelt. Sehr anziehend ist die Art der Darstellung. Alle neuesten Ergebnisse der Specialfächer sind zu Rate gezogen. Charakteristisch ist die Auswahl der angeführten Musikbeispiele. Jedenfalls verdient diese neue *Illustrierte Musik-Geschichte* unter ähnlichen Werken, die meist vor Jahren erschienen und deshalb in vielen Beziehungen nicht mehr den Ansprüchen der Gegenwart genügen, den ersten Rang und darf auf weiteste Verbreitung rechnen, da zu ihrer Lektüre keine besondere musikalische Fachausbildung gefordert wird.

Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) — Dieses nachgelassene Werk des großen Geschichtschreibers verdient

nicht bloß die Teilnahme aller derjenigen, die sich für die neueste Geschichte Italiens interessieren, sondern auch jener, denen die Aussprüche einer bedeutenden Persönlichkeit noch etwas gelten; denn eine solche ist der Verfasser der Geschichte der Stadt Rom ohne Zweifel gewesen, und sein Aufenthalt in Rom, der mit kleineren oder größeren Unterbrechungen sich über einen Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren erstreckt hat, sein Verkehr mit fast allen deutschen wie italienischen, ja internationalen Größen verleiht seinen Ansichten einen besonderen Wert. Neben Bemerkungen, die sich auf Landschaft und Kulturgeschichte beziehen, finden wir eine Fülle von Porträts, die, oft mit wenigen Strichen, ganz vortrefflich gezeichnet sind. Gregorovius zeigt sich überall als der feine, weltmännisch gebildete Gelehrte, gleichsam mit diplomatischem Anhauch, dem nichts mehr von dem eitel, hochmütig und doch unsalonfähig machenden Dunst unserer deutschen Studierstuben anhaftet. Zugleich ist er ein echter Patriot, von einem Weitblick in manchen politischen Fragen, der in Erstaunen versetzt. So schreibt er einmal am 26. Juni 1859: „Eine große Zukunft bereitet sich vor. Aber ich fürchte, Deutschland wird eine schreckliche Krisis durchmachen, ehe es sich neu organisiert. In die Hände Preußens ist das Wohl und Wehe des Vaterlandes gelegt.“ Sehr anziehend, aber etwas schleierhaft ist eine Begegnung Gregoroviuss' mit dem Dichter der Gaudeamus-Lieder während des großen Kriegesjahres. Da Gregoroviuss' Wahrheitsliebe außer Frage steht, so ist nur anzunehmen, daß Schefel an jenem Tage nicht recht zurechnungsfähig war. Ein Ausspruch, der das Studentenleben betrifft, sei hier wiedergegeben: „Ich sah“ — erzählt Gregorovius vom 8. August 1867

in Heidelberg — „mehrere Fackelzüge und Fahrten der Studenten. Das altfränkische zopfige Wesen hat sich in den Corps noch erhalten. Für jeden Nicht-Deutschen muß es ganz unbegreiflich sein, wie eine intelligente Jugend so viel Kraft, edles Gefühl, ja Begeisterung an so absurde Nichtigkeiten verschwenden kann. Diese sinnlosen Formen, welche sie in ihren schönsten Jahren beschäftigen, und die sich noch in das spätere Lebensalter hinausziehen, sind ohne alle Frage mit Schuld daran, daß sich die politische Reife unserer Nation so lang verspätet hat.“ Die ausführliche Einleitung des langjährigen Freundes und Herausgebers, Friedrich Althaus in London, wird in ihrer schlichten und dennoch gehaltvollen Darstellungsweise dem Wesen dieses eigenartigen Historikers durchaus gerecht, der in Bezug auf Bildung und religiöse Empfindungen als einer der ersten Vertreter jener deutschen Humanität bezeichnet werden kann, für welche der Boden durch die Werke unserer großen Klassiker bereitet wurde. Möglicherweise halten es manche für eine Ungerechtfertigkeit, daß ein großer Historiker wie Gregorovius in seinen Mußestunden auch Gedichte geschrieben hat, sogar ein Epos wie den „Euphorion“; aber minder Einseitige werden zugeben, daß ihm gerade diese Himmelsgabe für seine Kunst als Historiker, Schilderer von Völkern, Sitten und Menschen die erprießlichsten Dienste geleistet hat. L.

Nachträglich bemerken wir, daß die Nachbildungen der größeren Werke Gustav Spangenberg's in dem Aufsatze von Ludwig Bieich (Juli d. J.) mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin hergestellt worden sind.



—= Naturgeschichtliche Hausbücher. —=

Sieben ist vollständig erschienen:

Brehms Tierleben. Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loeche, Dr. W. Saadke, Prof. Dr. O. Voeltger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 130 Lieferungen zu je 1 M. oder 10 Halbfranzbände zu je 16 M. Bd. I—III: Säugetiere, Bd. IV—VI: Vögel, Bd. VII: Kriechtiere und Lurche, Bd. VIII: Fische, Bd. IX: Insekten, Bd. X: Niedere Tiere.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke.

Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Farbendrucktafeln. 26 Lieferungen zu je 1 M. oder 2 Halbfranzbände zu je 16 M.

Bd. I: Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Bd. II: Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen.

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel.

Mit 1120 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln. 42 Lieferungen zu je 1 M. oder 3 Halbfranzbände zu je 16 M.

Bd. I: Die Naturvölker Afrikas. Bd. II: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Bd. III: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Ferner von Marilaun.

Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 30 Lieferungen zu je 1 M. oder 2 Halbfranzbände zu je 16 M.

Bd. I: Gestalt und Leben der Pflanze. Bd. II: Geschichte der Pflanzen.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. Melchior Neumayr.

Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 28 Lieferungen zu je 1 M. oder 2 Halbfranzbände zu je 16 M.

Bd. I: Allgemeine Geologie. Bd. II: Beschreibende Geologie.

Zu Anschluß an „Brehms Tierleben“ beginnt sieben zu erscheinen:

Die Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Saadke.

Mit 250 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte. 14 Lieferungen zu je 1 M. oder in Halbfranz gebunden zu 16 M.

Prospekte gratis, die ersten Lieferungen zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Edward Whymper's
Berg- und Gletscherfahrten
in den Alpen
in den Jahren 1860 bis 1869.



Nebelbild, vom Matterboen aus gesehen am 14. Juli 1865.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. Friedrich Steger.

==== Zweite unveränderte Auflage. ====

Mit 3 Karten und 112 Abbildungen in Holzschnitt. Preis gebunden M. 10.—, gebundene M. 12.—

Westermann's
illustrierte deutsche
Monats-Briefe
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Harvard College
SEP 1 1893



Inhalt.

	Seit
Seruaun Heiberg: Einmal im Himmel. Novelle. III. (Schluß) . . .	721
Signund Münz: Papsi Pius IX. Eine biographische Skizze . . .	740
Mit zwei Porträts und drei Abbildungen: Papsi Pius IX. — Der Quirinal. — St. Peter und Patisan. — Kardinal Antonelli. — Grabmal Pius' IX. in der Kirche San Lorenzo fuori le Mura.	
M. Wilhelm Meyer: Die Wegweiser auf hoher See	753
Mit neun Abbildungen: Kaiser Wilhelm II.* aus der Flotte des Norddeutschen Bood — Die „Saale“ in Rordenham vor Anker. — Leuchtturm von „Roter Sand“ vor der Weiermündung — Feilung eines Leuchtturmes. — Das Loggen. — Die deutsche Seeparte in Hamburg. — Der Spiegelserfant. — Beobachtung mit dem Sextanten. — Der Hafen von New-York.	
Bernhard Doffau: Der Staub im Haushalte der Natur	769
Rudolf von Gottschall: Eine Dichterliebe. Erzählung. II. (Schluß)	777
August Schmarow: Die Engel des Melozzo da Forli	810
Mit sechs Abbildungen.	
Alfred Chr. Kalischer: Aus Beethovens Frauentreise	822
Mit drei Porträts: Ludwig van Beethoven. — Karoline Unger. — Henriette Sontag.	
Ernst Gastein: Musikalisches in der Sprache	845
Litterarische Notizen	851
Lefing. Von Dr. Erich Schmidt. — Sonntagskind. Von Friedrich Ebelhagen. — Narida. Von Marie Nissen. — Im Reiche des Lichtes. Von Hermann Gruson. — Neue Gedichte von Otto Ernst. — Aus allen Zonen. Von Richard Joosmann. — Gedanken und Empfindungen. Von Karl Freihold. — Dialekten und Weiden. Von Karl Reuleaux. — Einsiedler und Genosse. Von B. Wille. — Johann Baptista von Taxii. Von Dr. Joseph Käßam. — Die Schule des Redners. Von Konrad Alberti. — Orientalische Skizzen. Von Theodor Nöldke. — Zerbrochenes Spielzeug. Von Karl Prödl. — Das muntere Jahrhundert. Von Karl Prödl. — Nationales Jahrbuch. — Potsdam, ein deutscher Fürstenthum. Von Otto Rau.	
Litterarische Neuigkeiten	1
Anzeigen	11

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
 Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

Friedrich Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. B., betr. „Mays Reiseromane“.
 der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. B., betr. „Ausgewählte
 Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca“, von Prof. K. Pasch.



G. D. Monarschte.

September 1893.

Papst Pius IX.



Einmal im Himmel.

Novelle
 von
 Hermann Heiberg.

III.

Der Rest des Tages und die folgenden verliefen für Pfeil, trotz der Nachwirkungen abermaliger Gemütsbewegung, in sehr angenehmer Art. Krog überbot sich in Liebenswürdigkeiten, das wundervolle Wetter lud zu Ausflügen ein, und ein ganz anderer, nicht leidenschaftlicher, aber weit wärmerer Ausdruck in Lizzies Zügen belehrte Pfeil, daß es ihm durch die letzte Unterredung wenigstens gelungen war, sich der Frau mit dem verschlossenen Wesen innerlich stärker zu nähern, daß ihr bisheriges Ausweichen, die Umgehung einer Erörterung über früher Geschehenes nicht so sehr auf eine von damals herrührende Verstimmung zurückzuführen sei, als daß sie Vergangenes ruhen lassen wollte.

Sie faud sich offenbar mit dem Gewordenen ab, ob aus besserer Überzeugung oder aus leidlicher Glücksbefriedigung, blieb eine offene Frage.

Rinkenäs gab einem Gast im Grunde

alles, was nur als Wunsch in ihm aufsteigen konnte. Die schön gelegenen Zimmer boten jegliche Bequemlichkeit, und die Bedienung war musterhaft. Die Tische waren täglich besetzt mit Lackerbissen und mit edlen Weinen, und die Natur ringsumher war so reizvoll und die Menschen, die bei Baestes ans und eingingen, so angenehmer Art, daß der Aufenthalt auf dem Gute Pfeil die höchste Befriedigung gewährte.

Am Ende der Woche hatte Krog auch eine zahlreichere Gesellschaft eingeladen; Herren und Damen der umliegenden Güter und junge Offiziere aus der nächsten Garnison wurden erwartet.

Sie hatten alle zugesagt. Jeder wußte, daß er sich in Rinkenäs stets vortrefflich amüsierte. Auch der Oberstallmeister a. D. Baron von Rosenkranz mit seiner Gattin Anne hatten zusagend geschrieben, und die Dame kenne zu lernen, verlangte Pfeil schon deshalb, weil alle Bewohner von Rinkenäs ihres Lobes voll waren,

Lizzie sogar geäußert hatte, sie gehöre zu den liebsten Menschen, die sie auf der Welt besitze, sie sei ihr überhaupt eigentlich die beste und eine unersehbliche Freundin zudem.

Die Gäste in Schloß Rinkenäs hatten sich von der Tafel seit geraumer Zeit erhoben. So spät war es geworden, daß die Dienerschaft die Vorhänge vor die Fenster gezogen und Licht entzündet hatte. Nur die nach dem Park gehenden beiden Gemächer, das Balkonzimmer und Lizzies Kabinett, waren nicht erleuchtet. Während hier geistreiche Ruhe herrschte, ertönte in den nebenan liegenden Gemächern ein Wirrwarr lauter, lebhafter Stimmen. Die Herren umstanden mit Ausnahme einiger älterer, die in Krogs Gemächer getreten waren, um eine Cigarre zu rauchen, die Damen und warteten, daß die Dienerschaft den Speisesaal in einen Tanzsaal verwandle.

Nur Pfeil, der Anne von Rosenkranz zu Tisch geführt hatte und, durch das kurz vor Aufhebung der Tafel begonnene Gespräch ängstlich angezogen, auch ferner an ihrer Seite geblieben war, erklärte, wenigstens vorläufig nicht am Tanze teilnehmen, vielmehr eine Weile im Park spazieren gehen zu wollen.

„Die Bewohner des Landes, denen Naturschönheiten gleichsam täglich gereicht werden, haben begreiflicherweise kein solches Verlangen nach Luft, Wald und Fernsicht wie der Städter,“ bemerkte Pfeil. „Für mich ist ein Sommerabend — natürlich, wenn er nicht, wie sehr oft im Norden, in Pelztiefeln einherstreitet, sondern wie heute lind und warm ist — das Herrlichste, was ich mir denken kann.“

„Dann kommen Sie! Wir wollen uns hinausbegeben!“ rief Anne von Rosenkranz angeregt, öffnete eine Tapentür, die einen der vielen nach vorn belegenen Gesellschaftsräume mit dem Balkonzimmer verband, und trat mit Pfeil auf die Balkontreppe hinaus. Wunderbar leuchtete die Wutbuche durch die geistreiche Nacht, so daß Pfeil von dem Anblick ganz hingerissen ward.

Und da drängten sich auch Worte aus seinem Munde, die er eigentlich zu unterdrücken besser saub, die aber zu sprechen er doch nicht unterlassen konnte.

„Wie glücklich könnten in dieser Wunderwelt glückliche Menschen leben!“ sagte er, absichtlich sich gerade so fassend und das Wort „glückliche Menschen“ stark betonend.

Und Anne, mit ihm herababschreitend, wich nicht aus. Mit schnell forschendem Blick zu ihm emporschauend, während ein Ausdruck vertraulicher Verpflichtung in ihren Zügen erschien, sagte sie:

„Ja, Glück kann man nicht kaufen, und wenn man auch Besitzerin von Rinkenäs Hof ist und Erbin vieler gleich schöner Güter und großer Vermögen.“ Und ohne Zaudern schloß sie: „Gewiß, die arme Lizzie, meine teure Freundin, sie hätte ein besseres Loos verdient! Gerade sie würde gern allen Glanz und alles Wohlleben entbehren, wenn sie ein wenig für ihr Herz hätte! Aber es ist leer und voll Sehnsucht, angefüllt zu werden. Andererseits ist Herr von Baeske ein so rücksichtsvoller Ehemann, ein solcher Kavaliere, daß Dankbarkeit sie abhält, sich für ihr Inneres anderweitig Nahrung zu suchen. Sie könnte die Sonne sehen und schließt die Augen —“

„Sie könnte die Sonne sehen?“ stieß Pfeil herans. Ihm schien in den Schlussworten eine Anspielung zu liegen; leise Eifersucht wollte sich in ihm regen.

Und da sagte Anne von Rosenkranz:

„Lizzie lernte Zeichen in Briefen deuten, sie belehrte sie, daß es einen Mann giebt, der sie liebt und den auch sie —“

„Und den auch sie?“ drang's hastend aus Pfeils Brust.

Eben waren sie an das die großen, freien Partpartien umkränzende Gehölz gelangt und hielten, von dem Dunkel zurückgestoßen, unwillkürlich inne.

„Ach, die Männer!“ machte Anne kopfschüttelnd, und ein neckender Ton mischte sich in ihre Worte, während Pfeil ihr in die fragenden Augen schaute.

Und da er auch jetzt noch nicht zu ver-

stehen schien oder nicht verstehen wollte, fuhr sie gemessen fort:

„Nein, nicht leichtfertig wollen wir eine so ernste Sache behandeln! Ich will Ihnen auf Ihre Rede — ich verstand Sie gleich und wußte, daß Sie von mir Aufklärung zu erhalten wünschen, Herr Doktor — erwidern. So hören Sie denn zwei Worte! Für ihre Richtigkeit verbürge ich mich — und ich bitte, lassen Sie uns jetzt zurückkehren, mein Mann ist leicht beunruhigt. Genießen Sie die Tage, die Ihnen Glück und Infall schenken! Die Grenzen werden Sie respektieren! Einer befriedigten Sie einmal in ihrem Leben, wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit, die namenlose Sehnsucht, dem unvergleichlichen Antlitz der Göttin des Glücks ins Antlitz zu schauen!“

„Dank — innigsten Dank, meine hochverehrte Frau!“ stürzte Pfeil berauscht. „Aber täuschen Sie sich nicht auch? Kann ich wirklich hoffen? Wird die Rose mir nicht Dornen bieten, statt des Duftes, wenn ich mich ihr nähere?“

Dabei bengte sich Pfeil zu Anne herab und faßte in seiner starken Gemütsbewegung die Hand der schönen Frau.

Zunächst erwiderte sie nichts, dann aber sagte sie — eben traten sie wieder in das mondbeschiene Balkonzimmer — und lächelte mit einem feinen Lächeln:

„Auf die meisten paßt der Spruch von Saphir:

Es sie mich liebt? Ich frage nicht!
Und fragte ich sie, sie sagte es nicht;
Und sagte sie es, ich glaubte es nicht.

Daß aber ein Mann, der so viel von der Welt, dem Leben und den Frauen kennt, wie Sie, solche verdeckte Augen hat, hätte ich nimmer gedacht!“

Nun huschte sie eilig von ihm fort und verschwand durch die Tapetenthür.

mit freundlich beipflichtender, stumm sich den Eindrücken hingebender Miene, Pfeil aber, gewedt durch Hoffnungen, ungewöhnlich aufgeräumt und gerade eben in seiner gelegentlich hervortretenden sarkastischen Art eine der dagewesenen Damen charakterisierend —, rief Krog:

„Hören Sie, Doktor! Sie müssen viel länger bei uns bleiben, als Sie anfänglich die Güte hatten uns zu konzeffionieren! Ich lasse Sie nicht so bald fort! Nicht wahr, Lizzie? Wir sträuben uns gegen einen so süchtigen Versuch! Was man gern hat, will man nicht missen. Darauf besißt man gewissermaßen sogar ein Recht!“

Sie sah ihn groß an, und ihre Brust hob sich gegen ihren Willen ungestüm; auch schien sie etwas sagen und etwas erwidern zu wollen, was starke Empfindung ihr eingab. Aber wie immer unterdrückte sie es und sprach sanft, wenn auch diesmal nicht ohne deutliche Beziehung:

„Wenn der letzte Satz in die Praxis übertragen würde, Krog, könntest du das Beste verlieren. Dein Wort soll doch auch für andere gelten? Im übrigen den Herrn Doktor noch recht lang hier zu behalten, verlaugt mich natürlich auch sehr. Damit es ihm aber nicht zu einfürmig wird: was meinst du, wenn wir einmal ein paar Tage nach Kopenhagen führen und unserem Freunde die Hauptstadt zeigen?“

„Das ist ein Gedanke! Ja, vortrefflich! Superb! Was sagen Sie dazu, verehrter Herr Doktor?“ pflichtete Krog äußerst angeregt bei. „Lizzie, was hast du für charmante Einfälle! Freilich — die Eltern — Aber das wird sich machen. Sie sind in solchen Dingen ja sehr liebenswürdig.“

Und dann ward dieser Vorschlag noch in ausführlicher Weise erörtert und schon an einem der nächstfolgenden Tage die Tour zu unternehmen beschlossen. Zu kaum einem halben Tage konnten sie die nordische Hauptstadt erreichen.

Als Krog noch vor dem Gutenacht eine kurze Weile das Zimmer verließ, um

Als Krog von Baeske, Lizzie und Pfeil spät in der Nacht noch beisammen saßen und über die Geschehnisse des Abends plauderten — Baeske sehr angeregt, Lizzie

nach einigen in seinem Arbeitszimmer brennenden Lampen zu sehen, und nun eben Lizzie einen stillen, sehnfüchtigen Blick auf Pfeil richtete, aber in stummer Qual sich bescheidend, das Auge wieder senkte, stürzte Pfeil, nicht mehr mächtig seiner Gefühle, auf sie zu und hauchte:

„Es ist vorbei mit meiner Kraft! Ich kann nicht mehr! Höre es, ich liebe dich, ich habe dich nie vergessen und werde dich lieben bis zum letzten Stammeln des Sterbens. Und du? Und du?“

Und da gab sie wieder keine Antwort. Aber ein leiser, stöhnender Laut von endlich abgelöster, ungeheurer Qual, und dann ein Laut solcher Wonne drang aus ihrer Brust, und ein solcher Blick leidenschaftlicher Liebe traf den Mann, daß er sich zu ihr herabbeugte und ohne Ja und Zeichen der Gewährung brennende Küsse auf ihre Lippen drückte.

Einen Augenblick hielt er sie so im Rausch höchsten Glücks, und sie gab zurück mit leidenschaftlicher Hingabe, was er ihr bot, dann aber vernahm sie Krogs Schritte draußen, und blitzschnell sprang Lizzie empor. Noch eine Sekunde, und sie hatte das Gemach verlassen. Pfeil jedoch legte mit ganzer Willenskraft einen unbefangenen Ausdruck in seine Mienen und erwiderte auf Krogs verwunderte Frage nach Lizzie:

„Ihre Frau Mama verlangte, glaube ich, nach Ihrer Frau Gemahlin. Ich habe nicht recht verstanden — Sie sagte mir aber bereits gute Nacht.“

„So — so —“ machte Krog arglos, plauderte noch eine Weile und bot dann, selbst müde, dem schwere Müdigkeit vorstühenden Freunde die Hand.

Den nächsten Tag befand sich Pfeil in einem vollkommenen Tannel der Veranschauung. Er kam um so weniger aus dieser seelischen Aufregung heraus, da er, als er vor Mittag sich zum Aufkleiden auf sein Zimmer begab, die wundervollsten Rosen auf seinem Tische fand und am

Abend — Lizzie erschien nicht, sie sei von starkem Kopfweh geplagt, erklärte Krog — ein Brief, von der nahegelegenen Poststation datiert, auf seinem Schreibtisch lag, der ebenfalls von Lizzie herrührte.

Auf einer goldumranderten Karte war geschrieben:

Ich kann dir nicht gehören,
Gott hat es nicht gewollt!
Doch da er hört mein Weinen
In langen Nächten um den Einen,
So ließ er es gewähren,
Daß ich dich schauen sollt!

Er will mir einmal weichen
Auf kurze Spanne Zeit
Den Himmel hier auf Erden.
Einmal soll glücklich ich auch werden
Auf diesen Kummerreisen,
Soll Niehn von mir das Leid!

So nimm mich in die Arme,
Küß mir die Lippen sanft,
Ja, sanft! Denn Leib und Seele
Vergab schon Gott dem andern,
Mit dem ein unzertrennlich Wandern.
Ich gebe meine Ehre in deine Bruderhände;
Ich selbst mich traustoll läßle,
Daß ehrtbar Anfang bleib und Ende!

In tiefer Bewegung drückte Pfeil seine Lippen auf das Blatt, und dann ließ er es aus der Hand fallen und starrte, versunken in Seligkeit und in Hoffen, vor sich hin.

Und zum erstenmal wurden bisher nie aufgetauchte Gedanken in ihm wach. Eine Stimme raunte ihm zu: Sie, die dies schrieb, gehört dir und nicht jenem! Du wickelst der Gewalt der Verhältnisse, aber jetzt sollst du das Weib in deine Arme nehmen und mit ihm forteilen. Der Ocean trägt dich mit ihr hinüber in deine neugewählte Heimat. Thu's! Raffe dich auf! Da Krog freiwillig dir dein Eigentum nicht herausgeben wird, so mußt du stehlen. Der Zweck heiligt die Mittel, in der Liebe giebt's zudem keine Gejeße.

Und während er die Fenster nach dem Park aufstieß und die herrschende Finsternis zu durchbringen sich mühte, dann den Blick emporhob und Antwort auf die Frage, die sich in seiner Brust erhoben hatte, von einem der müde am Himmel flimmernden Sterne zu erheischen suchte, flüsterte ein anderes Ich in seinem Juna-

ren: Nein, laß ab! Dies, was in den Feilen steht. Genieße die Tage der Sonne in den Grenzen, die innezuhalten sie dich anruft, und die zu achten sie ihr eigenes Herz stählte. In eines anderen Rechte eingreifen, heißt stehen! Du mußt bis zur Stunde des Abschieds dem frei ins Auge schauen können, der dich gasklich in seinen Mauern aufnahm. Wolle nicht mehr, als dir das Schicksal bietet. Und dem Sinnenden kam der Spruch eines verstorbenen Dichters ins Gedächtnis, der seinen Willen kräftigte:

Das dich immer brüdt, verzage nicht!
 Auch das Leiden abelt — Klage nicht!
 Nur was nieder in den Stand dich zieht,
 Das Gemeine, das verträge nicht!
 Frühe kann veredeln, wie der Schmerz,
 Darum Hoffenslust entlege nicht.
 Fortwärts, unaufhaltjam rollt die Zeit
 Doch ins Rad zu greifen, wage nicht!
 Was du bist, das strebe ganz zu sein,
 Und nach andrem Lohne frage nicht!

Und dann trat Pfeil zurück und griff, unruhig und von Sehnsucht ergriffen, nach Lizzies Feilen. So rührend wirkte auf ihn die Einfachheit der Sprache, ihr Kampf, ihre Sitte und fromme Bitte. Und er las immer wieder, was sie geschrieben hatte. In jeder Zeile bekannte sie ihm ihre Liebe und gestand, daß, wie er ihrer, sie seiner nie vergessen habe. Treue Liebe! Und nun verbotene Liebe!

Es war spät, als Pfeil einschlief, und während er ruhte, umging ihn ein süßer Traum. Er hörte, daß Lizzie, während sie weinend an seiner Brust ruhte, ihm zuflüsterte:

„Lebe wohl! Es war schön, unbeschreiblich! Habe Dank! Einmal war ich im Himmel!“

*
 *
 *

Nachdem solchergestalt durch Pfeil der Baum gebrochen war, nachdem er sie erlöst hatte von den Zweifeln, nachdem er das erste Wort gesprochen, das zu sagen ihr weibliches Zartgefühl niemals von den Lippen gelöst haben würde, auch wenn sie mit ihm auf einer weltvergessenen Insel ohne Späher und Zeugen sich befunden

hätte für Monate und Jahre, kam über die junge Frau nun auch die Entschlossenheit der That.

Jeden Tag fand er Rosen auf seinem Tisch, jeden Tag ein Zeichen, daß sie bei ihm war.

Am kommenden Tage wußte sie Krog fortzuschenden und sogar selbst ihre Schwiegermama zu einer Aufforderung zu veranlassen, also, daß Pfeil mit ihr ein zu Rinkenäs gehörendes schön gelegenes Werk besuche.

Krog wollte in der nahen Stadt Älter Pferde ansehen, die er zu kaufen die Absicht hatte. Als er Pfeil unter gleichzeitiger Entschuldigung, Rinkenäshof für einige Stunden verlassen zu müssen, fragte, ob er sich ihm anzuschließen Lust habe, nahm Lizzie für den Doktor das Wort und sagte:

„Der Doktor hat mir eben, bevor du kaufst, erklärt, daß er sich sehr angegriffen fühle. Ich glaube, daß er lieber einen kleineren Spaziergang nach dem Frühstück unternehmen und sich jetzt auf sein Zimmer zurückziehen möchte.“

„Natürlich! Ich bitte sehr! Ganz nach Ihren Wünschen!“ pflichtete Krog zuvorkommend bei, kniff nach seiner Weise die Augen zusammen und bestätigte dem Doktor auch noch auf andere Weise sein völliges Einverständnis.

Als Pfeil nach seinem Fortgang sich in sein Zimmer zurückziehen wollte, fand er die Thür verschlossen.

Noch überlegend, sah er auf einem Nagel an der Wand neben einem alten Familienbilde einen Schlüssel hängen.

Er nahm ihn an sich, fand, daß er paßte, und öffnete, befremdet über diese Abweichung und darüber grübelnd, das Gemach. Aber er ward schon halb belehrt, als er beim Eintritt ein mit duftenden Blumen geschmücktes, kostbar eingerahmtes Bild Lizzies auf dem Schreibtisch fand, und unter dem Bilde lag ein Couvert, in welchem die Worte standen:

„Zagend habe ich dies gewagt. Verschllossene Thüren zu öffnen, wird kaum jemand wagen. Ich war's, der dem

Schlüssel den ungewohnten Platz gab. So überwand ich die Bedenken. Und nun will ich es Ihnen noch einmal sagen: Ich bin namenlos, unaussprechlich glücklich! Nach dem Frühstück möchte ich mit Ihnen allein sein. Deshalb veranlaßte ich Krog, ohne Sie zu gehen. Hoffentlich zürnen Sie wegen dieses Wunsches und eigenmächtigen Verfahrens nicht Ihrer Lizzie.“

Eben hatten sie das große Gehölz hinter sich. Aber seltsam, trotz der Abgeschiedenheit, trotz der stummen, einsamen Umgebung fanden sie nicht den Mut, einander nun nochmals zu sagen, was fiebernd ihr Inneres durchstürmte. Nur mit zärtlich versteckten Worten sprach er auf sie ein, und sie gab ihre Empfindungen zurück durch Erröten, einmal durch tiefes Atemholen und Abwenden des Hauptes, zuletzt durch einen Aufblick, in den sie ihre ganze Seele legte.

Aber der Schrei einer Holztaube schreckte sie auf, als sie sich einander nähern wollten. Durch das Geräusch wurden sie in die Welt der Wirklichkeit zurückversetzt und fanden keine Worte.

Hinter dem Gehölz lag die mit Äckern, Wiesen, bunten Feldern und grünen Waldungen besetzte, von Knicken durchschnitene und durch zahlreiche kleine Dörfer mit roten Dächern und Kirchturmspitzen belebte Landschaft, in der das zu Rinkenäs gehörende Vorwerk Erlenhof lag. Der eigentliche Hof des Gütekens war von herrlichen alten Bäumen und festungsartig von einem breiten Laufgraben eingeschlossen. Wirklich stammte auch das alte schloßartige Herrenhaus noch aus einer Zeit, in der sich die Menschen mit solchen Sicherheiten umgaben, und als nun Lizzie Pfeil über die mächtige steinerne, zu dem Hauptgebäude führende Brücke führte, als der von Mauern eingefriedigte, lautlos still belegene, ungewöhnlich sauber gehaltene Schloßhof vor seinen Blicken auftauchte, ergriff den durch Altertümliches leicht in starker Weise angeregten

Mann neben dem Drang nach Einsamkeit auch ein solches nach Verinnerlichung und von Sehnsucht, hier mit einem geliebten Menschen die Zeit zu verträumen.

Ein gepflasterter Thorweg, der in das Schloß führte, stand weit offen, und als ihre Schritte laut über den Hof hallten, wurden Scharen von Spazern, die in einem mächtigen breitblättrigen, den Außenturm umrankenden Ephen saßen, aufgeschreckt und entflohen mit betäubendem Durcheinanderzwischern. Zugleich trat zur Linken ein kleines blondes Mädchen aus der Kastellanwohnung, erklärte, daß ihr Vater nach dem Dorfe Rinkenäs, ihre Mutter aber in die allernächste Nachbarschaft gegangen sei und jeden Augenblick zurück erwartet werde.

Sie knigte ehrerbietig und tief verlegen und holte auf Lizzies Befehl das zum Schloß gehörende Schlüsselbund herbei.

„Du kannst da bleiben.“ Wir werden uns schon selbst helfen,“ entschied die junge Frau, und wenige Augenblicke später standen Lizzie und Pfeil, zum erstenmal abgeschieden von der lauten Welt, umgeben von hohen verschwiegenen Wänden, einander allein gegenüber.

Vor ihnen stieg eine in einem hohen, mit Steinfliesen belegten Sturz sich erhebende breite Treppe empor. Ein Ritter in Harnisch plantierte sie zur Linken, und zur Rechten erhob sich ein Den mit geöffnetem Rachen. Die Stufen waren mit einem prachtvollen, mausgrauen, an den Seiten durch blaue Streifen gezierten Läufer belegt, und als nun beide hinaufschritten, erstarb das bisherige auf sie fast unheimlich wirkende Geräusch der eigenen Schritte auf dem weichen Stoff, den ihre Füße betraten. Oben that sich links und rechts ein langer, mit Familiengemälden bedeckter und mit seidenbezogenen Stühlen reizvoll besetzter Korridor auf. Etwas unendlich Unheimliches schlug dem Besucher hier oben entgegen, da sich Reichtum mit vornehmer Bequemlichkeit vereinigte, und völlig überrajcht war Pfeil, als Lizzie, gleich in dem Schlüsselbunde findend, was sie suchte, die Thüren

zu einer langen Flucht von prachtvoll angefertigten Zimmern öffnete. Überall herrschte die peinliche, von Krog beobachtete und auch hier streng festgehaltene Ordnung und Sauberkeit. Die Seidengardinen trugen wohl Spuren des Alters, die dem Licht ausgefakten Farben waren bisweilen verschossen und die theegrünen brokatnen Polster der altfränkischen Stühle zeigten hin und wieder die Nagelspuren der Zeit an den Ecken und Rändern, aber nirgend ein Stäubchen, und überall jener anheimelnde Glanz und jene wertvolle Gebiegenheit des Alters, die uns, unseren Schönheitsinn reizend, in den Fürstenschlössern früherer Perioden entgegentritt.

Zuletzt erreichten sie ein in rotem Damast und Gold ausgeschlagenes Eckzimmer im südlichen Turm, und von hier führte eine Tapetenthür an eine Wendeltreppe, die in die kleinere und zum Teil niedrigere zweite Etage führte, in welcher Baeskes schon bisweilen Wohnung genommen hatten.

Gerade oben sei noch ein Gemach, das Krog sich habe sehr hübsch einrichten lassen, das Bibliothek- und Rauchzimmer, erklärte Lizzie.

So stiegen sie empor, und vor ihnen that sich ein ganz in schwerer dunkler Seide tapetiertes, mit einem dunkelbraunen Teppich versehenes Kabinett auf. An jeder Wand stand ein in Eichenholz geschnitztes Regal mit schöngebundenen Büchern, in den Ecken luden gepolsterte bequeme Sitze ein. Zwischen den Regalen waren ebenfalls weiche Divans angebracht, und inmitten erhob sich ein von hohen Stühlen umgebener Eichentisch mit runden Kugelfüßen. Als Pfeil die Thür geschlossen hatte, konnte man durch die enge Anpassung der Wandholztäfelung den Eindruck empfangen, als ob es überhaupt keinen Aus- und Eingang habe.

Und dann drehte er den Schlüssel von innen ab, und als er ihrem erblickenden Gesicht begegnete, kniete er neben dem auf einen der Ruhesitze herabgeglittenen reizenden Wesen nieder, ergriff die schönen Hände und flüsterte zärtlich:

„Nichts, was Sie beunruhigen soll. Aber mir ist, als ob ich so noch in bededter Worten sagen könne, wie unaussprechlich ich dich liebe, wie unbeschreiblich ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe.“

Und dann setzte er sich zu ihr, bedeckte ihre Hände mit Küssen, und plötzlich fühlte er, wie sich weiche Arme immer fester und stürmischer um seinen Hals schlangen, und während er im Übermaß der Glückseligkeit die Augen schloß, durchdrang ihn der unvergleichliche Wonneerausich verbotener Liebe. Nun endlich hatten sie erreicht, wonach seit Jahren ihre Seelen fieberhaft verlangt.

Es war spät geworden. Die Stunden waren ihnen hingegangen fast wie Minuten.

Lizzie hatte aus einem Schränkchen spanischen Wein hervorgeholt, hatte Pfeil zu trinken ermuntert und selbst davon genossen. Und der Wein förderte das Vergessen der Welt draußen, indem er rasch die Mahnungen, die sich ihrer bemächtigten trotz des seligen Pflaunders und der saufsten Liebesbeweise, wieder verflüchtigen half.

Als Pfeil endlich nach der Uhr schaute, schrak er heftig zusammen, viel mehr aber noch Lizzie. Es war nah vor Tischzeit geworden. Es drängte sich ihnen auf, was die Familie des Kastellans von ihrem langen Fortbleiben denken, besonders aber wie die in Kinkenäs es sich denken würden.

Erst als sie draußen die Natur umsing, als sich in der frischen Luft ihr Blut kühlte, der unschuldige Gesang der Vögel ihr Ohr traf, die Landbewohner ihnen mit ehrerbietigen, von jedem Mißtrauen freien Blicken begegneten, wuchs wieder ihr Selbstgefühl und ihre Sicherheit, und es ergriff sie von neuem jene selig-beglückte Stimmung, die nur durch die Liebe den Menschen ins Herz geslößt wird. Sie sahen nur sich in der Welt,

sie war nur da für sie; sie gingen ganz auf in Gefühl, verlangten nach nichts andern, als beisammen zu sein, zu schwagen und Beweise ihrer Zusammengehörigkeit an den Tag zu legen.

Aber während sie in solcher Stimmung einherstritten und, sicher gemacht durch das kleine Märchen, das sie den Kinkenäjern über die Gründe ihrer langen Entfernung erzählen wollten, nicht des Kommenden gedachten, sah Krog, der längst zurückgekehrt war, neben seiner unter der hohen Haube hochsitzierten aristokratischen Mutter, sah auf ihre steifen weißen Hände mit den starken hervortretenden Adern und die vielen sie bedeckenden kostbaren Ringe und hörte, was sie mit unerbittlich kalter Miene ihm zurante.

Es sei höchst unpassend, daß seine Frau so lange fortbleibe. Auf kaum zwei Stunden habe sie gerechnet, auch nur auf seinen, Krogs, Wunsch Lizzie zugeredet, die Partie zu unternehmen. Aber nun seien es bereits über sechs Stunden, und da den beiden sicher bei dem schönen hellen Wetter nichts zugestoßen sei, so — so — sei ihre lange Abwesenheit nur auf eine unbegreifliche Sorglosigkeit zurückzuführen, die der Wohlstandigkeit entbehre.

Gerade so drückte sie sich aus und bohrte den ersten Stachel in Krogs Inneres. Auch ihren eintretenden Mann, einen hageren alten Herrn mit langem, dünnem aristokratischem Gesicht, seidener Weste, schweren goldenen Petschaften und braunen Samaschen, die unter den mit gelben Beinkleidern versehenen mageren Gliedmaßen hervorstauten, ermunterte sie, eine mit der ihrigen übereinstimmende Meinung abzugeben.

Krog zog die Nase auf und ab, kniff die Augen zusammen und rückte den häßlichen Mund hin und her. Er sagte nicht viel, fast nichts, aber diese Mienen verrieten nur zu deutlich, was in ihm vorging.

Doch blieb nichts davon zurück, als endlich, fast dreiviertel Stunde nach der Tischzeit, Pfeil und Lizzie heimkehrten

und die Entschuldigung ansprachen, die sie sich ausgedacht hatten.

Krog erschien durchaus harmlos, war heiter und wohlgenut und zwinkerte seiner Mutter in höchst mißbilligender Weise zu, als sie mit einer spizen Bemerkung anhob:

„Mein Gott, Lizzie, wo seid ihr geblieben! Papa hat sich halb tot geängstigt, und ich muß gestehen, daß ich es durchaus nicht passend finden kann, daß du deine Ausflüge in solcher Weise ausdehnst!“

Und Lizzie erklärte nach einer diejen letzten Teil einschränkenden, sehr ruhig gehaltenen Bemerkung, daß sie, vom Gehen sehr erschöpft, Wein getrunken habe, insolgedessen eingeschlafen sei, und daß Pfeil rücksichtsvoll sich zurückgezogen und ihr Erwachen abgewartet habe. „Du vergißt auch, daß man fast zwei Stunden bis nach Erlenhof geht, Mama. Wir sahen uns zunächst dort um, eine Stunde habe ich geschlafen. Wir sind doch gar nicht so lange fort, kaum vier Stunden.“

„Nein, über sechs, und —“ zischte die Frau, unterbrach sich aber, als ein zweiter unwilliger Blick aus den Augen ihres Sohnes sie traf. Auch war sie später wieder ganz dieselbe, war artig mit dem Doktor und beobachtete gegen Lizzie die sonstige, wenn auch etwas herablassende Freundlichkeit, die einmal von ihrem Wesen unzertrennlich.

So schien denn alles wieder im alten Geleise, und nur eins überraschte Lizzie und Pfeil außerordentlich, daß nämlich Krog am Abend erklärte, die Reise nach Kopenhagen, die bereits für den nächsten Tag festgesetzt war, müsse doch noch ausgesetzt werden. Er habe einen notwendigen, unverschiebbaren Besuch in der Umgegend zu machen.

Pfeil und Lizzies Augen trafen sich; sie dachten dasselbe, einmal ergriff sie überwallende Glückseligkeit, dadurch wahrscheinlich wieder Gelegenheit zu finden, miteinander allein sein zu können.

Am nächsten Morgen, bald nach dem

ersten Frühstück, ließ Krog satteln und ritt nach Erlenhof. Hier angekommen, stellte er draußen beim Berwalter sein Pferd ein und schritt zu Fuß ins Schloß. Der Kastellan, Ole Ebsen, war gerade mit Holzkleinmachern im Schloßhof beschäftigt und schrak nicht wenig zusammen, als Krog mit seinen zusammengekniffenen, forschenden Augen und der herrschjächtigen Miene und hochmütigen Haltung auf ihn zutrat.

Zunächst verbot er ihm, künftig hier dergleichen Verrichtungen vorzunehmen, dann hieß er ihn, sich ihm anschließen und an den Schloßgraben treten. Es sollte der sofort gereinigt werden, auch sonst sah er sich um und gab Befehle, denen Ole Ebsen ehrerbietig und mit entblößtem Haupte zuhörte.

Und als sie dann zurückschritten, begann er den Alten wegen des gestrigen Tages anzuforschen, indem er allerlei harmlos klingende Fragen zwischen seine Rede warf.

Ole Ebsen mußte nun bekennen, daß er ursprünglich nicht dagewesen sei, und so ward die Frau gerufen, und sie, die bald zurückgekehrt war, berichtete, daß sie von dem Unwohlsein der gnädigen Frau nichts wisse, daß sie aber allerdings durch das lange Fortbleiben der Herrschaften sehr beunruhigt worden sei.

„Und der Herr Doktor ging wohl zwischendurch einmal spazieren?“

„Nein, nein, Herr Baron, ganz und gar nicht! Er war immer um die gnädige Frau,“ erklärte die Alte treuherzig.

„Hm, hm —“ machte auch Krog unbefangen, stieg sodann die Treppen hinauf und begab sich oben in die Gemächer. Zuletzt betrat er sein Bibliothekzimmer.

Noch war das Gemach durchweht von dem Duft ihrer Kleider. Sie benutzte häufig ein Parfüm von Sandelholz, das sie sehr liebte, und das unverkennbar sich hier bemerkbar machte. Krog forschte ringsum, öffnete zuletzt den Wandschrank, in dem sich Weine, namentlich Liköre, befanden, und untersuchte das Vorhandene. Eine Flasche Portwein war entleert, die

Gläser zeigten die klebrigen Spuren von Flüssigkeit. Aber das alles war nicht eben auffallend. Die Gläser standen zu unterst, sie waren zum Reinigen beiseite gesetzt, und im Zimmer war nichts besonders Bemerkenswertes. Was sollte sich auch dort finden? Nun aber sah Krog doch etwas, was seine Aufmerksamkeit außerordentlich erregte.

Oben auf den zu Seiten des Mitteldivans befindlichen Büchern lag ein Schnupftuch und eine elegante leberne Brieftasche, die, wie sich beim Öffnen herausstellte, Pfeil gehörte. Links steckten Visitenkarten und Geldscheine, in der Mitte saß Papier, das mit mancherlei Notizen versehen war, und rechts befand sich ein zierlicher Kalender und ein kleines goldumrandertes Couvert. Und dann entfaltete der Mann dies und las:

Ich kann dir nicht gehören,
Gott hat es nicht gewollt!
Doch da er hört mein Beinen
In langen Nächten um den Einen,
So ließ er es gewähren,
Daß ich ihn wiedersehen soll!

Er will mir einmal weisen
Auf kurze Spanne Zeit
Den Himmel hier auf Erden.
Einmal soll glücklich ich auch werden
Auf diesen Kummerreisen,
Soll nicht von mir das Leid!

So nimm mich in die Arme,
Küss mir die Lippen sanft,
Ja, sanft! Denn Leib und Seele
Vergab schon Gott dem andern,
Mit dem ein unzertrennbar Wandern.
Ich gebe meine Ehre in deine Bruderhände;
Ich selbst mich frohvoll stähle,
Daß ehbar Anfang bleib und Ende.

Sehr lange blieb Krog von Vaeste sitzen und starrte das Blatt an. Seine Frau hatte das geschrieben, und weil dem so war, gingen mehr Gedanken durch seine Seele als je zuvor in seinem Leben.

Von dem Augenblicke an, wo er zum erstenmal das Vardenflethische Hans betreten hatte, bis zum heutigen Tage ließ er jegliches von irgend welcher Bedeutung an seinem Inneren vorüberziehen, und was ihm bisher bedeutungslos erschienen war, trat vor seinen Geist voll Inhalt und Beziehung. Seine Klugheit

sagte ihm, daß seine Tante ihn betrogen habe. Jetzt war's ihm klar, daß um Lizzies willen Pfeil nicht wieder in das Vardenstethsche Haus zurückgekehrt war und daß er deshalb so plötzlich alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte.

Daß seine Frau sich mehr aus Hingebtheit und Respekt ihm zu eigen gegeben hatte, war ihm nie zweifelhaft gewesen, aber doch hatte er ihr stilles, oft schwermütiges Wesen mehr als ihrer Art entsprechend geachtet, als daß es einen ersten Hintergrund habe.

Er vergegenwärtigte sich auch seine erste Begegnung mit Doktor Pfeil in Hamburg. Nicht eine Silbe war über seine Lippen gekommen, daß er Lizzie wiederzusehen den Wunsch habe.

Er selbst, Krog, hatte das angeregt, und Lizzie hatte es nicht sonderlich eifrig gefördert. So hatten sie seine Rechte geachtet, so waren sie rechtschaffene Menschen. Und nun? Er hatte die Funken in die Spreu geworfen, er war selbst schuld, wenn die beiden Menschen sich zusammengefunden hatten. Er wog die Rechte gegeneinander. Rechte befaß er allein, und er wollte nur eine tugendhafte Frau an seiner Seite haben. Aber daß sie einmal nach Brot schrie, da sie stets gehungert hatte, war ihr das zu bedenken?

Und dann jählings setzte die Eifersucht ihre Krallen an und bohrte sich in das Herz des Mannes, und es begann zu bluten, und der Hochmut regte sich fürchterlich und er hörte seine Mutter mit dem kalten Ausdruck reden. Der Mann sprang empor und stieß das Fenster auf. Er schaute hinaus. Wie der verkörperte Friede lag die stille Landschaft vor ihm ausgebreitet. Den Schornsteinen der Bauerlaten entstieg ein weißer, faust sich emporwirbelnder Rauch, der sich reizvoll von der blauen Luft abhob, und ringsum, soweit das Auge schaute, kleine schmude Dörfer und reiche Felder und Fluren. Das alles war sein, und nun hatte er das Kostlichste verloren — sein Weib.

Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner ge-

quälten Brust, und die Linke faßte nach dem Herzen. Was thun?

Er stand minutenlang wie starr. Dann aber blickte etwas in seinem Auge auf, der Widerschein eines unabänderlichen Entschlusses, und so gefestigt in seinem Inneren, stieg er langsam die Treppe hinauf, grüßte die herbeieilenden Alten zerkrent, aber nicht ungnädig, und schwang sich auf den draußen seiner schon harrenden Rappen. Der Staub flog auf, die Felber und Knide schwanden sekundenschnell vor seinem Blick, der mechanisch auf die ihn umgebende Welt gerichtet war, während seine Gedanken weitab in die Vergangenheit und Gegenwart und nicht selten auch in die Zukunft gingen.

Unter einem Gallo ho! jagte endlich der Hengst über den Vorplatz von Ninkenäshof. Nun war er wieder daheim, und seine erste Frage galt seiner — Frau.

Nachdem ihm eine Antwort geworden, die ihn befriedigte, begab er sich in sein Zimmer und schrieb einen Brief an seine Schwägerin Arve von Dahl in Wisborg. Er enthielt nicht viel, nur eine Bitte. Zum erstenmal knüpfte er an die Vergangenheit an und appellierte an ihre Freundschaft und ihr verwandtschaftliches Gefühl. Er wußte, daß sie ihn lieb gewonnen, es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß sie auf Lizzie bei seiner Werbung eingewirkt hatte. Und nachdem er den Brief einem sicheren Boten anvertraut und seine Eltern begrüßt hatte, nahm er den Weg — es war zwischen dem zweiten Frühstück und dem Diner — an die Treibhäuser, zu denen sich, wie ihm von seiner Mutter gesagt worden war, Lizzie begeben hatte. Der Doktor befände sich auf seinem Zimmer, um aufgeschobene Korrespondenzen zu erledigen.

Als Krog in den rechts vom Park sich abgrenzenden Blumengarten einbog und sich den lang hingestreckten beiden Gebäuden in Rotziegelbau näherte, als ein durch die Sonnenhitze geweckter scharfer

Duft von Nelken, Verbenen und Rosen ihm entgegenströmte, überfiel ihn plötzlich die Erinnerung an einen Vorfall aus seiner Kinderzeit. Er war auch einmal um die Mittagszeit durch den zu der Haupt herrschaft seines Vaters gehörenden, ähnlich angelegten Blumengarten geschritten und hatte sich mit einem Buch, das er der Bibliothek seiner Eltern ohne deren Wissen entnommen, zum Lesen in eine Laube gesetzt. Und da war seine Mutter mit einem großen gelben Strohhut mit hohem Kopf und einem grünen Sonnenschirm vor ihm aufgetaucht, und er hatte das Buch rasch und ängstlich fortgesteckt. Aber sie hatte gesehen, daß er etwas zu verbergen gehabt, und hatte ihm das Buch fortgenommen, ihn heftig gescholten und war dann mit der gewohnten steifen Würde von ihm fortgeschritten.

Und gerade so scharf und zudringlich hatten damals in der Mittagsglut die Blumen geduftet, und wie so oft Däfte Erinnerungen an vergangene Ereignisse wecken, so geschah's auch hier. In jener Erzählung, die Krog damals gelesen, hatte sich die Schilderung gleicher Vorgänge gefunden, wie sie sich für ihn entwickeln zu wollen schienen.

Ganz so etwas — Ähnliches wenigstens — damals gelesen zu haben, trat in sein Gedächtnis, und unter allen Umständen das Buch, das sich jetzt in seiner Bibliothek befand, hervorzuuchen und die schon als Knabe seine Phantasie im höchsten Maße fesselnde Erzählung noch einmal zu lesen, drängte sich ihm auf.

Als sich Krog, einen mit starkbelaubten Citronenbäumchen bestandenen Weg einschlagend, dem zunächst liegenden Treibhaus näherte und die Thür öffnete, schlug ihm eine so heiße Luft entgegen, daß er, zudem niemanden entdeckend, sich sogleich wieder entfernte.

Krog nahm nun den Weg in das zweite mehr im Schatten ruhende, neu im Rotsteinbau errichtete Treibhaus. Aber er öffnete nicht die eigentliche Eingangsthür, sondern, schleichend auftretend, einen mit dem Gebäude in Verbindung stehenden

Raum, in dem Wassertonnen aufgestellt waren und allerlei dem Gärtner dienende Gegenstände: Blumentöpfe, schwarze durchsiebte Erde, Gärtnergerät und Ähnliches, sich befanden. In diesen Raum schlüpfte Krog laßenartig behutsam und horchte, ob nebenau Geräusch zu vernehmen war. Und wirklich schlug unmittelbar darauf die Stimme seiner Frau an sein Ohr und nun auch — die des Doktors.

Mit fast verzerrten Gesichtszügen, atemlos vor Aufregung und die Augen in dem grauen Gesicht gleich denen eines hungrigen Tieres auf den Thürspalt gerichtet, lauschte der Mann auf das, was sich drinnen begab. Und als nach allerlei verdächtigen, wenigstens von ihm so gedeuteten Geräuschen seine Frau zuletzt mit deutlich vernehmbarer Stimme die drängenden Worte sprach: „Ich bitte Sie, kommen Sie! Es ist die höchste Zeit, daß wir zurückkehren! Mein Mann laun jeden Augenblick eintreffen!“ hatte er Mühe, sich zu bezwingen, nicht die Thür aufzustoßen und die in seinen Augen Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen.

Dennoch rührte er sich nicht. In seinem Gesicht erschien vielmehr ein Ausdruck von kräftiger Resignation. Abermals trat in seine Erinnerung, was er in jenem Buch damals gelesen hatte, und diese Vorstellungen schufen ein übermächtiges Willensgefühl in ihm und fesselten die wild erregten Leidenschaften.

Und so blieb er denn stehen, ohne sich zu bewegen, hörte, wie sich die beiden entfernten, und schritt erst nach geranner Weile auf einem Umwege dem Schloß zu. Als er seiner Frau gegenübertrat, lag völlige Ruhe, wenn auch ein tiefer Ernst auf seinem Antlitz, und ihre Frage beantwortete er durch die Mitteilung, daß er in den Park gegangen sei, um sie zu suchen. Er habe auch in einem der Treibhäuser nach ihr geforscht, sie aber nicht gefunden. Erst bei den letzten Worten richtete Krog einen raschen, versteckten Blick auf seine Frau.

Aber ihre Augen blickten nur, wie immer, schmerzhaft, nicht betroffen, und

der Mann ward wieder irre und Zweifel beschlichen ihn, ob er ihr nicht doch unrecht thue.

Am Nachmittag dieses Tages näherte sich der Doktor Lizzie, als sie beim Bereiten des Kaffees beschäftigt war, und flüsterte ihr nicht ohne Erregung zu, daß er seine Brieftasche vermisse. Er erinnere sich, daß er ihr Gedicht darin aufbewahrt habe; es sei geschehen, weil er die Absicht gehabt, sie, wenn sie sich ferner stumm gegen ihn verhalte, nach dem Ursprung zu fragen, so endlich ihre Zunge zu lösen. Er wisse, daß er sie in Erlenhof hervorgezogen, um etwas sie Interessierendes darin zu suchen. Und er schloß:

„Was raten Sie mir? Wen kann ich danach schicken?“

Diese Nachricht versetzte Lizzie von Baeske in eine noch weit größere Unruhe, als sie Pfeil an den Tag legte, und da auch die alte Dame, einen Wunsch wegen des zu stark gerathenen Kaffees als Vorwand nehmend, jetzt eben zu ihnen beiden, scharf beobachtend, herüberhaupte, geriet ihre Gestalt in ein heftiges Zittern. Plötzlich war's der jungen Frau, als ob alles auf sie niederstürzen werde; als sei Pfeils Mitteilung nur die Einleitung zu dem Schrecklichen, das sich vorbereite.

Dennoch wußte sie sich zu bezwingen, und indem sie ihrer Schwiegermama durch eine zuvorkommende Bewegung Antwort erteilte, flüsterte sie:

„Ich werde einen Brief an Ihr Zimmer legen und darin sagen, was ich vorschlagen möchte.“

Nun wichen sie beide in äußerer völliger Unbefangenheit zurück, und eben trat auch Krog, der sich eine Weile fortbegeben hatte, wieder ins Gemach.

Etwa eine halbe Stunde später schützte Lizzie eine Beschäftigung vor und verließ das Zimmer. Als sie in die Halle trat, schritt Krogs Reitknecht, rasch und tief die Nüße ziehend, vorüber, und Lizzie knüpfte, plötzlich von einem Gedanken erfaßt, ein kurzes Gespräch mit ihm an.

Sie fragte ihn leichthin, wo der Baron

am Vormittag gewesen sei, und der junge Mensch erwiderte, daß er gehört habe, der gnädige Herr sei nach Erlenhof geritten.

Diese Antwort beschäftigte Lizzie, im Zusammenhang mit Pfeils Mitteilung, solchergestalt, daß sie wie mechanisch die Treppen nach oben emporstieg.

Krog hatte ihr gesagt, daß er auf einem benachbarten Gute gewesen sei; er umging die Wahrheit sonst nie, es verband sich also mit seinem Verschweigen eine Absicht, und es war der jungen Frau nicht mehr zweifelhaft, daß er drüben hatte Erkundigungen einziehen wollen. Eine furchtbare Angst besiel sie zugleich, daß er die Brieftasche bereits gefunden habe.

Sie suchte zur Klärung dieser Vorstellung sich jedes Wort und jeden Blick seit Krogs Rückkehr ins Gedächtnis zurückzurufen, und erst als sie sich zugestehen mußte, daß nichts in seinem Wesen eine Veränderung gezeigt hatte, daß er ihr nur ernst, aber keineswegs mißtrauisch begegnet sei, stieg die Hoffnung wieder in ihr empor, daß alles noch eine gute Wendung nehmen werde. Und in demselben Augenblick reifte ein Entschluß in ihr.

Sie stieg eilend wieder hinab, ging ins Souterrain, fand hier noch den Reitknecht im Leutezimmer und befahl ihm, ihr zu folgen.

„Sattle sogleich und reite nach Erlenhof. Lasse dir ausschließen, begiehe dich oben in des Herrn Bibliothekzimmer und forsche, ob du dort eine Brieftasche findest. Sieh dich genau um und lehre nicht ohne sie zurück. Überall mußt du suchen, auch unter den Divans. Ich werde die Tasche heute abend von dir abfordern. Bringe sie nicht ins Schloß und sage auch niemandem, wohin ich dich gesandt habe. Hast du verstanden? Wenn du deine Sachen gut machst und verschwiegen bleibst, werde ich dich reichlich belohnen. Ich will nicht, daß der Herr mich einer Nachlässigkeit zeih, deshalb spreche ich so mit dir.“

Der Bursche nickte und eilte davon.

Vizzie aber begab sich eilend hinauf und gestellte sich wieder im Wohnzimmer zu den übrigen.

Zu ihrer größten Unruhe fand sie bis an den Abend keine Gelegenheit, mit dem Doktor auch nur ein einziges Wort allein zu reden; es war um so mehr erforderlich, als er sich inzwischen fortbegeben hatte, um oben in seinem Zimmer nach dem von ihr angefügten Brief zu forschen.

Nach seiner Rückkehr hatte er einen fragenden und nicht von Unruhe freien Blick auf sie geworfen, und sie beherrschte ihn trotz der Haltung, die er beobachtete, und trotz der lebhaftesten Art, in der er sich unterhielt, in der Folge fortbauend.

Aber auch den Reitknecht zu sprechen, fand sich für Vizzie keinerlei Möglichkeit, bis sie endlich kurz vor dem Thee erklärte, sie wolle einen Moment in den Garten und Pfeil möge sie begleiten.

Und da sah sie, daß Krog das graue Gesicht zusammenkniff und einen Einwand erheben wollte. Und auch Frau von Baeske ließ es sich nicht nehmen, eine diese Absicht ihrer Schwiegertochter einschränkende Bemerkung zu machen. Da aber alles auf dem Spiel stand, schob Vizzie mit einem fast eigensinnigen, jedenfalls keinen Widerspruch aufkommen lassenden Ausdruck den Kopf zurück und sagte leichtthin, aber sehr bestimmt im Ton:

„Ich bin heute morgen mit Herrn Doktor eine Wette eingegangen. Ich muß einen Moment in den Park. Ich will ihm etwas zeigen. Kommen Sie, lieber Herr Doktor! Wir sind gleich wieder zurück!“

Nach diesen Worten winkte sie ihm zu und schritt, ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, mit Pfeil in das Salonzimmer.

Und als sie dann kaum hinausgetreten waren, gab Vizzie hastig die erforderlichen Erklärungen.

„Ihre Briestafche hat der Reitknecht Stieber! Eilen Sie, sie zu holen! Ich sandte ihn nach Erlenhof. Mein Mann war da; das zu Ihrer Orientierung.

Ich werde morgen mittag nach dem Frühstück im Park sein. Suchen Sie dorthin zu kommen. — Ja, ich liebe Sie!“ — schloß sie, zärtlich betonend, als sie seinem sehnsüchtig fragenden Blick begegnete — „und ich bin glücklich. Aber nun bitte, zögern Sie nicht; ich kehre zurück. Dadurch beseitigen wir hoffentlich jedes Mißtrauen!“

Das alles vollzog sich so rasch, daß Vizzie bereits nach wenigen Minuten wieder in das Wohnzimmer zurücktrat.

„Wie? Schon wieder da?“ rief die alte Dame, die sichtlich ein über sie geführtes Gespräch unterbrach, in sehr spitzem Ton. „Ich denke, es handelt sich um eine Wette, nicht nur um ein —“

Weiter kam sie nicht, da sie ihres Sohnes finster-zornigem, fernere Worte verbietendem Blick begegnete.

Die junge Frau aber, als ob sie gar nicht verstanden habe, was jene ihr zufügen wollte, sagte gelassen:

„Ich habe mich besonnen, ich mochte nicht. Es ist schon zu kühl. Ich werde morgen mittag dem Doktor den Baum zeigen. Es handelt sich um einen Baum.“

Nachdem sie so ihre rasche Wiederkehr begründet, aber auf ein Zusammenfein mit Pfeil am nächsten Tage bereits in kluger Überlegung vorbereitet hatte, ließ sie sich nieder, war sorglos um ihre Schwiegermama und begegnete auch ihrem Mann mit großer, aber keineswegs auffallender Artigkeit.

Es war fast Schlafenszeit. Der alte Herr hatte sich bereits zurückgezogen, nachdem er noch eben Pfeil mit einer von seinen sich immer wiederholenden Geschichten recht sehr gelangweilt hatte. Auch die alte Dame packte ihre Siebensachen zusammen, und nur die beiden jungen Leute und Krog, jeder noch mit starker Unruhe im Herzen, konnten den Ausbruch nicht finden.

Als Krog, noch zum Weiterplandern auffordernd, sich zurücklehnte, folgte Pfeil rasch einem sich ihm aufräumenden Gedanken und sagte:

„Dürfte ich so unbescheiden sein, Herr

von Vaeste, Sie noch um eine von den Cigarren zu bitten, die ich nach Tisch in Ihrem Zimmer empfang? Gestatten Sie, daß ich mir eine hole?“

„Ich bitte, ich bitte — ich hole sie sofort! Natürlich!“ entgegnete Krog, in diesem Augenblick nur von der Höflichkeit gegen den Gast beherrscht, erhob sich und eilte fort.

Und dann in fliegender Eile ein hastiges Fragen und Antworten zwischen den beiden Zurückbleibenden.

Pfeil berichtete, daß die Tasche gefunden, daß aber das Gedicht entfernt sei. Er hoffe indessen, daß er sich getäuscht habe, daß es sich unter seinen Papieren finden werde.

Und ein Seufzer der Erlösung aus der Brust der jungen Frau und dann — ein Zeichen der Liebe: ein Kuß und noch ein Kuß — Küsse, wie sie nur verbotene Liebe zu gewähren und zu empfangen vermag — ein Moment unbeschreiblicher Seligkeit!

„Hier, mein hochverehrter Herr Doktor!“ schnarrte mitten in diesen Rausch schon von ferne Krog, und der Doktor trat ihm entgegen, und Krog begnügte sich nicht damit, eine einzige Cigarre darzubieten, sondern bat den Gast, die ganze Kiste als ein Geschenk betrachten und mit aufs Zimmer nehmen zu wollen.

Aber gerade diese Aufmerksamkeit weckte in Pfeils Innerem einen Sturm wechselnder Empfindungen; denn Widerstand schürt Funken zu Flammen, Edelmut aber entkräftet das wildeste Feuer.

Am nächsten Tage erklärte Krog unter vielen Entschuldigungen, daß es ihm abermals unmöglich sei, schon jetzt nach Kopenhagen zu reisen. Er bäte, daß die Tour noch etwas aufgeschoben werde, hoffe aber den Doktor durch Gäste zu entschädigen, die er zum Mittagessen eingeladen habe.

Und als das zweite Frühstück beendet war und Lizzie Pfeil durch einen heimlichen Blick zu erinnern vermochte, daß sie ihn im Park erwarte, bat Krog den Gast, mit ihm eine Partie Schach zu

spielen, und wußte — scheinbar der gestrigen Rede seiner Frau sich nicht mehr erinnernd — diese Zusammenkunft zu verhindern.

Und so blieb es auch in der Folge die ganze Woche. Nur für Sekunden fanden sie, dank eines bewußten oder unbewußten Dazwischentretens Krogs, Gelegenheit, einander ein Wort zuzusüstern, und nur brieflich vermochten sie einander zu jagen, wie glücklich sie ihre Liebe mache, aber auch wie die unbefriedigte Sehnsucht sie martere.

Gegen Ende der Woche, während welcher Krog indessen nichts unterlassen hatte, um dem Gast durch zahlreiche Abwechslung den Aufenthalt wie bisher zu einem möglichst angenehmen zu gestalten, fehlte er zum erstenmal beim zweiten Frühstück. Auch der alte Kammerherr kam, wie's bisweilen geschah, nicht herunter, und nur die alte Dame, die berichtete, daß ihr Sohn habe in die Stadt reiten müssen, saß schon am reich gedeckten Tisch, als erst Lizzie und dann der Doktor eintraten.

Während des Speisens ward unter anderem auch die nun endlich zum Montag angelegte Kopenhagener Reise berührt, und die Kammerherrin, für die alle Städte der Welt, Paris, London und Berlin einbegriffen, nicht annähernd solche Reize aufwies wie die nordische Stadt, erging sich zuletzt in Erinnerungen und Mitteilungen über die in Kopenhagen verlebten ersten Jahre ihrer Ehe. Und dann richtete sie einen ihrer steifen Blicke auf ihre Schwiegertochter und jagte mit deutlicher Beziehung:

„Ich erinnere mich sehr deutlich, daß meine Schwiegermutter mir einen starken Tadel erteilte, obgleich wir bereits Jahre verheiratet waren, weil ich der Aufforderung eines Herrn folgte und in unserem Hause mit ihm in dem kleinen, an die Gesellschaftszimmer grenzenden Wintergarten plauderte. Man müsse auch den Schein meiden, meinte sie. Und wie sehr sie recht hatte, bewies der Umstand, daß meine Jungfer, die darüber ein Geschwäg

in die Nachbarschaft gebracht hatte, von mir entlassen werden mußte.“

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Speisezimmer, dann aber sagte Pfeil mit scharfer Ironie:

„Sie hatten aber auch außer acht gelassen, meine allergnädigste Frau, daß eine schöne Frau eben nichts weiter sein darf als schön, will sie sich nicht in den Mund der Leute bringen. Einer häßlichen Frau wird selten etwas nachgesagt, aber die schönen trifft stets der Neid und die Nachrede. Besonders vergessen die älteren Leute sehr schnell, daß sie auch einmal jung waren und daß nicht immer nur der liebe Herrgott in ihren Herzen wohnte, sondern daß auch der Teufel bisweilen sein bezahltes Plätzchen einnehmen will. Das ließ Ihr hochverehrter Herr Schwiegervater ganz aus dem Auge!“

Und die Alte verstand sehr wohl, und weil dem so war, zog sie, ganz wie ihr Sohn Krog, die scharfen Mundwinkel, und der Kopf erhielt eine Haltung, vor der man angst und bange werden konnte.

Aber auch die junge Fran lehnte sich auf. Einmal wollte sie noch vor der Reize mit Pfeil zusammen sein, einmal noch für Sekunden in seinen Armen ruhen.

Sie sagte deshalb mit einem feinen Lächeln und so, als ob sie Pfeils Worte zu ironisieren die Absicht habe:

„Da wir aber gottlob nicht in so veralteten Anschauungen stecken wie die, von denen meine verehrte Mama betroffen ward, hoffe ich, daß Sie mir meine Bitte, mich jetzt ein Viertelstündchen in den Garten zu begleiten, nicht abschlagen. Nicht wahr, Mama, deine Tochter hat auch zudem keine so gefährliche Schönheit, und schwärmende Kammerjungfern sind nicht vorhanden?“

„Wolltest du nicht Briefe nach Wisborg schreiben?“ entgegnete die Alte in einem Ton, als ob sie den Sinn der Worte gar nicht aufgefaßt habe, aber doch ihrer Schwiegertochter mit einem vernichtenden Blick begegnend.

„Nein, wie ich eben sagte, Mama.

Ich will mit dem Doktor in den Park gehen. Wir wollen an die alte Aussicht —“

„Om — hm — he — he —“ hästelte die Alte, trank den Portweinst, der in dem feingeschliffenen Glase funkelte, und fuhr mit der kleinen Frühstückserviette über die blutlosen Lippen.

Wenige Minuten später befanden sich Lizzie und Pfeil — zum erstmalig seit jenem Tage in Erlenhof — wieder allein, draußen in der Natur, und während sie nur der eine sehnsüchtige Gedanke beherrschte, miteinander allein zu sein und die Wonnen ihrer heimlichen Liebe zu genießen, sahen sie gar nicht, was um sie her vorging, und waren sie auch voll Widerstand gegen alles, was sich ihnen widersetzen konnte. Jenes wilde Fieber hatte sie ergriffen, in dem nur die Sinne eine Sprache haben, die Vernunft aber stumm und geschlagen in der Ecke hockt.

Und dann nach einer Wanderung von einer halben Stunde, die ihnen verging in Sekundenblicke, in der aber alles noch einmal zum Ausbruch gelangte, was ihre Herzen bewegte, in der sich in das Zerschellen ihrer Seele die Qual mischte, daß sie doch einander fürs Leben nicht angehören dürften, daß nur das alles ein kurzer Rausch sei, aber genießend dieses Rausches Trank mit sehnsüchtig dürftendem Munde, machten sie Halt an der Aussichtsanhöhe und traten in einen dort befindlichen Pavillon.

Und nachdem Pfeil die Thür geschlossen und Lizzie sich niedergelassen hatte, stürzte er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, an dem Schoß der jungen Frau nieder und verbarg sein Angesicht in ihren Gewändern. Und dann schoß er wieder empor, setzte sich neben sie und umschlang sie mit seinen Armen.

Und das junge Weib — der Schönheit Ebenbild — schmiegte ihre weichen Glieder sehnsuchtverlangend an den, um den sie geweint so viele Jahre und Nächte.

Und dann, just in derselben Sekunde, pochte eine fremde Gewalt mit drohenden Schlägen hinten an die Wand ihrer Lie-

beskammer. Entsetzt flogen sie empor, und Pfeil, zuerst die Besonnenheit zurückgewinnend, stürzte hinaus.

Aber er fand weder in nächster Nähe, weder unter den Tannen, noch in weiteren Umkreise ein lebendiges Wesen. Träumerische Mittagsstille lag ringsum über der Gegend; in sanfter, heißer Glut schien sie zu schlafen, selbst die Vögel schwiegen, und unbeweglich standen am blauen hohen Himmel die schneeschimmernden Wölfechen.

Und nun als Einleitung zu einem toben den Gewitter, das sich plötzlich in der schwülen Luft entwickelte, ein krachender Donner, als ob die Felsen des Himmels auseinander bersten sollten, ein Schlag, der den Mann unwillkürlich zurückweichen ließ und der Frau drinnen die Hand an das zitternde Herz drängte.

* * *

Kurz vorm Schlafengehen am Abend dieses Tages, in dessen Verlauf sich Krog ganz besonders um seine Frau bemüht und ihr jegliche Artigkeit an den Tag zu legen beflissen gewesen war, geschah indessen etwas, was die beiden inzwischen wieder froh und sicher gemachten Menschen jählings aus allen ihren Hoffnungen riß und mit einemmal alles zertrümmerte, was noch hoffnungsvoll sich für sie in ihrem Inneren gefaltet hatte.

Frau von Baeske nahm Lizzie beiseite und erklärte ihr, daß Krog die feste Absicht ausgesprochen habe, mit Pfeil die Reise nach Kopenhagen allein zu unternehmen; ihn leite die Erwägung, daß es doch für die junge Frau zu anstrengend sei.

Zedenfalls hätte er sie durch seine Mutter, sich seinen Wünschen ohne Fragen und Gegenrede zu fügen, er selbst werde Pfeil dieselben Erklärungen geben und ihn bitten, sich mit seiner Gesellschaft begnügen zu wollen. In der Frühe um sieben Uhr sei die Abreise bestimmt, und es liege nicht in Krogs Absicht, Pfeil zu einer Rückkehr nach Kinkenas aufzufor-

dern. Er glaube, daß es nun genug sei, man müsse sich jetzt wieder den alten Freunden mehr widmen.

Und Lizzie neigte wie immer ohne Widerspruch den Kopf, berührte die dürreren Wangen der alten Frau mit ihren Lippen, bot auch ihrem Schwiegervater mit gewöhnlicher gelassener Miene die Hand und nahm den Weg durchs Nebenzimmer, in das sich vordem die Herren allein zurückgezogen hatten.

„Ich höre, daß Sie mit meinem Mann allein reisen werden, Herr Doktor,“ sagte Lizzie von Baeske und trat ohne Zeichen jeglicher Erregung auf den sich rasch erhebenden Gast zu. „Ich sehe Sie morgen früh vielleicht nicht. So leben Sie denn wohl! Haben Sie Dank, daß Sie gekommen sind, vergessen Sie uns nicht und — schreiben Sie einmal, zum Beweise, daß Sie —“

Damit brach sie ab, die Haltung, die sie bisher musterhaft bewahrt hatte, verließ sie. Eine Sekunde ruhte ihre zitternde Rechte in Pfeils Hand, ein Blick, der alles enthielt, was ihre kranke Seele zu sagen hatte, aber in dem auch eine Welt von Liebe lag, traf ihn, und dann noch ein flüchtiges, ausdrucksloses Neigen des Kopfes gegen Krog — und die holde Gestalt war verschwunden.

Und wenige Minuten später standen dann die beiden Herren, Pfeil verbindliche Abschiedsworte an die beiden Alten richtend und Krog in jeder Weise bemüht, dem Gast seine freundschaftlichen Gesinnungen an den Tag zu legen, im Wohngemach, und kaum eine halbe Stunde später schimmerte in dem großen Rinkenäfer Schloß nur noch eine müde Flamme in der Portallaterne, die allein bewies, daß Leben darin wohne, daß nicht alles zu den Toten gegangen sei. Aber eine war doch wach und einer war, während sie vergeblich den Schlaf suchte, zu Rute, als ob ringsum in der Welt alles unwiederbringlich für sie vernichtet sei, was jemals ihr Herz erquickt, was jemals ihre Seele bewegt hatte, als ob der Tod in ihren lebendigen Leib eingezogen sei und

auch diesen die Vorsehung bald gesellen werde zu denen, die tief unten in den Gräften anrührten von des Daseins Qual und Jammer.

*
*
*

„Hier, mein Kind, ein Brief für dich, ein sehr schwerer, von Krog,“ sagte beim ersten Frühstück, acht Tage später, die Kammerherrin von Baeste und schob ihrer Schwiegertochter einen von ihrem Sohn herrührenden eingeschriebenen Brief hin. „Er kommt übermorgen vormittag zurück, wir wollen ihn einige nette Überforschungen bereiten. Du bist doch einverstanden? Nun ja, wir sprechen noch darüber! Du bist nicht ganz wohl? Gewiß, ziehe dich auf dein Zimmer zurück. Also später. Gute Besserung, liebes Kind. Vielleicht die veränderte Luft; es ist heute recht rau und unfreundlich.“

Und dann entfernte sich Lizzie von Baeste, und als sie in ihrem Zimmer angelangt war, riß sie das Couvert auf und forschte mit fliegenden Augen und zitterndem Körper nach seinem Inhalt. Es enthielt ein Buch, ein kleines goldumrandertes Couvert mit ihrer eigenen Handschrift und einen Brief von ihrem Mann.

Und dann ließ die Frau sich in einen Sessel gleiten und las zuerst die Zeilen, die ihr Mann geschrieben hatte. Sie lauteten:

„Was ich fand, was mich belehrte, daß ich einst dein Glück dir zerstört habe, gebe ich in deine Hände zurück. Von deiner Schwester Arve ward mir die Bestätigung, daß deine Eltern sich schwer an dir und schwer an mir vergangen haben.“

Du magst entscheiden, ob diese Verse eine längere Daseinsdauer haben sollen oder ob du sie zum Abschluß einer gewissen Zeit den Flammen überliefern willst.

Ich bitte dich um letzteres, denn wenn du gelitten hast während langer Jahre,

so litt ich in den letzten acht Tagen mehr Qualen, als sonst wohl ein Menschenherz auf sich zu nehmen vermag.

Ich wollte dir zeigen, wie sehr ich dich liebe, wie gerecht ich wäge, indem ich trotz meiner Kenntnis eurer Gefühle euer Zusammensein nicht störte, sondern noch um eine kurze Zeit verlängerte. Am letzten Tage mahnte ich euch. Nun sah ich, daß ihr keine Kräfte zum Widerstand mehr besaßet, meiner Rechte eingedenk zu sein, auch erreichten dadurch die meinen ein Ende.

Dies, ich bitte, die kleine Erzählung auf Seite 97 in dem beifolgenden Buche und lasse sie auf dich wirken, wie ich mich ihrem Einfluß hingab.

Wenn ich zurückkehre und forschend dir ins Auge sehe, werde ich wissen, ob du glaubst, daß doch mit der Zeit deiner Liebe Wert werden wird dein dir für jede kleinste Gabe von ganzem Herzen dankbarer Krog.“

Und dann las Lizzie die nachfolgende kleine Erzählung:

„Eben war die Sonne niedergefunken hinter dem Horizont. Über der Heide lag ein Abglanz ihrer Schönheit; Farben erschienen vor den Blicken der dunkelgebrannten Frau mit den in einem seltsamen Weiß schimmernden, schwarzfunkelnden Augen, wie sie früher nie verminte gesehen zu haben.“

Aber ihre Sinne waren nur heute empfänglicher für diese stille großartige Pracht. Vergleiche hatten sich ihr aufgedrängt, und von den Erinnerungen fortgerissen, ließ sie sich nieder auf der steinernen Bank vor dem Heidebirtshaus und vergrub den Kopf in die Hände. Und dann klang durch den stillen, warmen, unbewegten Abend ihre schluchzende Stimme. In herzerreißenden Tönen pflanzten sich die Laute der Seelenqual fort über die rotbraune, im Abendlicht glühende Heide.

Es war kurz wiederzugeben, was sie erlebt hatte, aber es hätte vieler Bände

bedurft, um alles niederzuschreiben, was sich dabei ereignet, wie's gekommen, sich in ihr festgesetzt und sie überwältigt hatte. Und nun das Ende vor kaum vier Tagen. Und nun die Einsamkeit, die Ode der Zukunft! Alles verfehlt, alles verloren!

Wie sie so dasaß in Jammer versunken, erschien der Kopf einer alten Frau an der Ecke der Mauer.

Die Töne hatten sie von der Küche herangelockt; aber sie suchte nicht zu helfen und nicht zu trösten; sie bewegte nur das Haupt wie ein Mensch, der sich sagt: Es giebt Schmerzen, die lediglich durch Weinen in einsamer Kammer getötet werden können.

Die Frau, die da saß und so unglücklich war, daß sie den Schöpfer bat, sie von dieser Welt zu nehmen, war vor einer Anzahl von Jahren ihrem Manne hier hinaus in die Einsamkeit gefolgt. Sie liebte ihn nicht, aber sie trug ihm so viel Achtung entgegen, und alles, was ihr ihre Umgebung bot, war so dürftig, daß sie doch dies Los freiwillig auf sich genommen hatte.

Und dann war vor einem halben Jahr ein Ingenieur in die Gegend gekommen, er hatte Messungen für eine Eisenbahn vorzunehmen gehabt und häufig bei ihnen gewohnt. Sie beide, dieser Mann und die jetzt weinend vor der Thür hockende Frau, meinten plötzlich, daß sie nicht ohneinander leben könnten, und sie ging eines Tages zu dem, mit welchem sie einst an den Altar getreten war, und sagte ihm alles. Und er erwiderte:

Nichts erzählst du mir, was ich nicht weiß, Mariinka. Ich sah fort, wenn ihr heimlich miteinander schwätzet, und wenn ihr euch gar küßtet, ging ich hinter das Heidestroh und weinte mich aus. Aber ich sprach nicht, ich weiß, daß du mich nicht liebtest, als ich um dich warh, welsch ein Opfer du gebracht hast! Aber ich dachte: nach dem Raub, den ich ihr gönnen will, wenn auch mein Herz blutet, wird sie sich wieder zurückgewinnen, sie wird sich erinnern, wie grenzenlos ich sie liebe. Ich habe mich aber nun doch ge-

irrt! Du mußt mich verlassen. Es sei! Aber nicht du sollst gehen, ich will über das Wasser fahren und ein neues Dasein suchen. Adieu, Mariinka! Habe Dank für alles! Lebe wohl!

Und dann war er von ihr fortgeschritten und sie hatte ihn nicht gehalten.

Der Fremde aber, da er sah, daß ihm kein Widerstand ward, fand plötzlich nichtig, um was er noch Tage vorher hätte kämpfen wollen mit Schwert und Dolch, und schon am dritten Tage kam ein Brieflein, worin er ihr sagte, es sei doch alles ein Irrtum gewesen, er müsse fort und sie möge es ihm nicht nachtragen.

Da hatte sie aufgeschrien, daß es schrederrregend über die Heide geklungen war, und der alten Frau, die mit ihnen gegangen war damals, als sie die kleine Wirtschaft hier in diesem stillen Winkel übernahmen, die sie aber nährte, ja schon Überschüsse gewährt und es erlaubt hatte, daß sie bisweilen in der großen Stadt sich einen frohen Tag gemacht, hatten die Glieder gebebt in Schrecken und Bangen, obgleich sie das Ende vorausgesehen.

Aber sie hatte sich in der dunklen Nacht, über sich die stummen Sterne, fortgeschlichen und in dem zwei Stunden entfernten Kirchdorf einen Brief in den Kasten gesenkt und war dann wieder zurückgewandert und hatte ihr Bett gesucht.

Der Abend sank immer tiefer, mit unheimlich dunklen Vorböten erschien die Nacht, und noch immer hockte — jetzt wie ein versteinertes Bild — die Frau auf der Bank. Und doch träumte sie nicht, schlief sie nicht, oder war gar erlegen ihrem Schmerz.

Nein, in ihrem Inneren raunte eine Stimme, die immer in demselben Tone flüsterte: Was ist Liebe ohne Thaten? Vergiß den, der dich lieb wie eine Dirne, aber bete zu Gott, daß er den zurücksendet, der sein echtes Kind ist, der ganz seine göttliche Abstammung an den Tag legte durch Edelmut ohne gleichen, durch Verzicht ohne Beispiel.

Und dann schrie's in der Frau auf:

O du Ehler, komm zurück! Ich bin

geheilt und ich bin bezwungen! Ich will suchen, es dir zu vergelten tausendfältig!

Sie schlief schon lange, es war gegen zwei Uhr mitten in tiefster Nacht. Furchtbare Träume quälten sie, sie war in ein tiefes Moor gesunken und mühte sich, dem furchtbaren Versinken und Ersticken zu entgehen. Aber sie vermochte es nicht, und nun eben wichen die letzten Kräfte.

Und da fühlte sie plötzlich weiche, sanfte Lippen auf ihrem Mund, und eines Mannes Arme hoben sie empor, und eine Stimme, die sie kannte, die klang wie höchste Liebe und Erbarmen, sprach:

Nun bin ich wieder da. Soll ich bleiben? Liebst du mich?

Und dann wachte sie auf und sah, daß ihr Mann an ihrem Bette saß, sie anblickte mit einem Blick von unendlicher Liebe, und daß er die Arme nach ihr ausstreckte.

O mein Mann! schrie die Frau — aber die Heide erschrak nicht wie vordem, und der alten Frau hinten in der Kammer flogen nicht die Glieder wie damals, sie faltete vielmehr die Hände, und es drang, während ein verklärter Blick in ihr Auge trat, ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel.

Sodann war alles wieder still — bald ruhten sie nebeneinander Hand in Hand. Und als er zum letztenmal den Druck ihrer Finger an seiner Linken fühlte, wußte er, welche Empfindungen ihre Brust durchströmten, da wußte er, daß nur ein Bild in ihrem Herzen wohnte jetzt und für die kommenden Tage — das seine.“

*
*
*

„Nun? Und wo ist Bizzie?“ forschte Krog von Baeske mit seiner schwarrenden Stimme, unruhig und verlangend, während er sich aus der Umarmung seiner Eltern löste.

Sie hatten bei seinem Kommen auf der Treppe gestanden, aber seine Frau hatte des Mannes Auge vergebens gesucht, und eine grenzenlose Dual hatte sich seiner bemächtigt.

„Sie wollte einige Rosen für dich pflücken, sie ging vor kaum fünf Minuten in den Garten. Ich habe schon geschickt,“ erklärte die alte Dame eifrig.

Aber er hörte sie kaum, schob sie beiseite und eilte in das Balkonzimmer.

Und als er die Thür öffnete, stand sie vor ihm in einem dunklen Kleide und hatte das Auge demütig gesenkt. Als er aber die Arme zärtlich verlangend nach ihr ausstreckte, blieb sie bewegungslos stehen und ein Zittern flog durch ihren Körper.

Nun trat er ihr näher und wollte sie sanft umschlingen, sie aber beugte sich wie eine Wühende herab, berührte seine Rechte und ließ ein Thränenlein darauf fallen.

Er fühlte, daß es die Dual war, die noch auf ihrem Herzen ruhte, aber er wußte auch, daß etwas anderes ihre Seele tief bewegte. Und er hörte es nun auch, denn plötzlich sich an ihn schmiegend, nicht zärtlich, aber voll Demut flüsterte ihr Mund mit bebender Stimme:

„Habe Dank, Krog! Er kommt aus meinem tiefsten Herzen! Du bist ein Edelmann! Und habe seiner Geduld! Achtung gebiert Liebe, und ich — achte dich wie keinen!“





Papst Pius IX.

Eine biographische Skizze

von

Sigmund Münz.



Einander wenigstens scheinbar widersprechende Stimmungen und Thaten löst sich das lange Leben jenes Papstes auf, der als einer der meistgenannten Männer seiner Tage die Zeitgenossen so sehr zu Beifall und Widerspruch reizte. Man muß nicht erst die Magna charta seines vielbewegten politischen und hierarchischen Daseins aufrollen, um seine von den Schlingpflanzen der Geschichte und des Mythos, der Liebe und des Hasses umrankte Persönlichkeit zu würdigen. In kleinen Bildern giebt er sich uns zu erkennen, und in solchen als Mensch fast mehr noch als in den historischen Akten seines Pontifikats, die nicht immer aus der Persönlichkeit des Papstes, sondern mehr noch aus seiner Umgebung und aus anderen Mächten herausgeslossen sind.

Ein kleines Bild aus Pius' IX. Leben. Es hat den Inhaber des Quirinals nach Ravenna gezogen, und er atmet den Grabeshauch des Mittelalters. Er kniet vor der Nische Dantes. Der Dichterprophet des Mittelalters ist ein Heiliger auch für einen Papst. Mit ergreifendem Pathos hat der Dichter zwar jenem römischen Kaiser gefluht, der einem Papst zuerst eine weltliche Mitgift gegeben:

O Konstantin, Saat des Verderbens streute
Nicht deine Laute, sondern das Geiselt,
Des sich der erste reiche Vater freute!

Doch Pius IX. denkt in diesem Augenblick nicht an den Schöpfer der „Divina Commedia“ als an den idealen Widersacher seiner weltlichen Krone und Vorgänger Viktor Emanuels. Die Notabeln von Ravenna reichen ihm ein Album, und Pius IX., zu bewegt, um seinen eigenen Gedanken zu folgen, borgt ein tief sinniges Wort von dem Propheten, der in der Urne da seit Jahrhunderten ruht:

Der Ruf der Welt ist wie der Wind, ihr Thoren!
Der bald von hier weht und von drüben bald,
Und Nam' und Richtung gehn zugleich verloren.

Wer empfindet nicht die dämonische Kraft dieser flammenden Worte? Sie verurteilen einen jeden Machthaber, der nach Volksgunst trachtet. Pius IX. hatte Gewicht darauf gelegt, populär zu sein. Nun, nach mehr als zehnjährigem Pontifikat, reichte er im Namen des großen Dichters mit der Volksgunst, die er sich vergeblich bemüht hatte für die Dauer zu erhalten.

Ein anderes Bild. Es ist der Palast des Quirinals. Der Papst liegt auf den Knien, und schluchzt, und schluchzt in sich hinein, und niemand vermag ihn zu trösten. Er ruft Gott und alle Heiligen an. „Was habe ich,“ schreit er in seiner Zerknirschung, „diesem Volke gethan, daß es mich verlassen hat?“ Die Kardinäle bemühen sich, ihren Gebieter, der demüthvoll und in sich gekehrt wie der Psalmist daliegt, aufzurichten. Was ist der Grund

seines Orames? Er ist soeben vom Korso heimgelehrt, wo er in der Kirche San Carlo seine Andacht verrichtete. Niemand aus der Menge, die das Gotteshaus umstand, hat ihm beim Kommen, niemand hat ihm beim Gehen zugejubelt. Pius IX. liebt den Beifall des Volkes, und weil ihm solcher heute gefehlt hat, vergießt er heiße Zähren. —

Nur kurze Zeit war Pius IX. der populärste Fürst Italiens; bald rief das Volk über denjenigen, dem es einst mit Hosianna zugejubelt, „kreuziget ihn!“ Un erwartet wie seine Erhebung auf den Thron der Päpste, die er, der verhältnismäßig nicht bejahrte Kirchenfürst von Imola, der an Ruf hinter so vielen anderen Kardinalen zurückstand, auch nicht in seinen Träumen geahnt hatte, kam ihm der Niedergang von der Höhe einer nationalen Verühmtheit, zu welcher ihn das Volk Italiens emporgetragen hatte, zu der Tiefe nationaler Achtung, die das Volk Italiens nun über ihn ansprach. Sein Pontifikat ist eine Umkehrung des Wortes *per aspera ad astra*. Nur mit Rücksicht auf die Zeit, die seiner Wahl zum Papste vorausging, gilt von ihm dieser Spruch. Durch die größten Schwierigkeiten fand der Grafensohn Mastai-Ferretti den Weg zu den Sternen, um dann als Papst aus schwindelnder Machthöhe in den Abgrund blutiger Niederlagen herabzusinken, welche Italien, das neu erstand, als Frankreich sank, und Deutschland, das nun aus der Zeitgeschichte als erste Macht auftrat, dem Papsttum bereiteten.

Pius' IX. Leben fällt in das Pontifikat von fünf Päpsten, deren drei den Namen Pius führten, Pius VI., Pius VII., Pius VIII., dann Leo XII., dessen Regierung zwischen die Pius' VII. und Pius' VIII. fällt, und Gregor XVI., nach dessen Tode Pius IX. den Thron der Päpste bestieg. Erst Pius VII. hat einen Eindruck auf den Knaben Mastai-Ferretti, der eine romantisch angelegte Natur war, zu machen begonnen. Als Sohn des Grafen Gerolamo Mastai-Fer-

retti zu Sinigaglia geboren, hatte er in der Taufe die Namen Giovanni Maria empfangen. So hieß auch sein Ahne Mastai, welcher in Cremona wohnte und der Sohn des Venetianers Francesco Mastai war. Der Cremonese siedelte nach Sinigaglia über, um in dieser Stadt, in welcher große Messen abgehalten wurden, Handel zu treiben. Er nahm eine Caterina Garibaldi zur Frau. Diese hatte reichen Grundbesitz und besaß auch ein Haus, in welchem die Mastais fortan residierten. Das ist das Geburtshaus des zukünftigen Papstes. Giovanni Maria ward im Jahre 1594 in den Adel der Stadt aufgenommen. Pius IX. durfte demnach auf eine zweihundert Jahre alte Reihe adeliger Ahnen zurückblicken. Mit Beziehung auf jene Heirat eines Mastai mit einer Garibaldi behauptete man, daß Pius IX. und sein Erzfeind Garibaldi Verwandte gewesen seien. Im Jahre 1659 starb der Graf Angelo Ferretti in Ancona. Er hinterließ seiner Schwester Margherita, die an einen Giovanni Maria Mastai, den Enkel jenes früher Genannten, vermählt war, seinen Palast in Ancona mit allem Zugehör, darunter fünf Besitzungen in Castel Ferretto. All das ging auf den Erstgeborenen über. Die Mastais aber hießen fortan Mastai-Ferretti und hatten nun den Grafentitel.

Unser Giovanni Maria, der spätere Pius IX., war der jüngste unter seinen Brüdern. Die Familie Mastai war sehr glänzig. Von Sinigaglia war es nahe nach Loreto. Die Mutter nahm den Knaben häufig mit sich nach diesem berühmten Wallfahrtsorte, wo die Pilger vor der Muttergottes knien. Der Knabe litt an Fallsucht, einer Krankheit, die er sich von dem Schrecken zugezogen haben soll, den er durchmachte, als er einmal in einen Teich fiel und dem Ertrinken nahe war.

Behn Jahre alt, wurde er zu den Piarristen in das toskanische Städtchen Volterra geschickt, wo er durch sechs Jahre in dem Kollegium verblieb. Zu Volterra empfing er im Jahre 1809 die erste Tonjur. Der Jüngling hatte aber noch

sehr weltliche Neigungen. In Pius' IX. Leben fließen Wahrheit und Dichtung zusammen, und es ist schwer, beide auseinander zu halten. Zufolge einer bis auf unsere Tage fortwirkenden Tradition soll der junge Grafensohn aus Sinigaglia in den Freimaurerorden eingetreten sein, auf welchen der Papst Pius IX. in späterer Zeit so manchen Bannstrahl geschleudert hat. Es war in den Tagen, als König Murat von Neapel die Einheit Italiens auf sein Banner geschrieben hatte. Damals zeigten sich Soldaten Murats auch in Sinigaglia, und die liberalen Elemente der Bürgerschaft dieser päpstlichen Stadt begrüßten mit Freude die „Befreier Italiens“. Mastai verkehrte viel mit den Offizieren, mit welchen ihn nicht nur seine fashionablen Neigungen, sondern auch seine patriotischen

der Freimaurer zu verschreiben, als Papst Pius VII. die Anhänger der Logen in Acht und Bann that. Das mag den jungen Grafensohn, in dessen Familie es manchen Prälaten gab, abgehalten haben, in die Reihen der Freimaurer einzutreten. Die Sache aber ist bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt. Es giebt noch immer Menschen, welche behaupten, der junge Mastai sei thatächlich unter dem Einflusse der Muratschen Offiziere in den Freimaurerorden eingetreten.

In Jahre 1814 kam Mastai zum erstenmal nach Rom. Sein Onkel Paulino Mastai, Kanonikus von St. Peter, nahm den leidenden Neffen, der sich nun der Gottesgelahrtheit widmen sollte, zu sich. Bald wurde der Grafensohn aus Sinigaglia Lehrer an der Waisenanstalt „Tata Giovanni“. Einen Augenblick dachte er



Der Quirinal.

Gefinnungen verbanden. Die Offiziere waren Freimaurer; Freimaurerei und italienischer Nationalgedanke ergänzten einander. Auch Mastai sei, wie es heißt, eben im Begriff gewesen, sich dem Orden

wieder daran, dem geistlichen Verufe, dem er sich schon in der Seele verschrieben hatte, den Rücken zu kehren. Als er sich aber zum Eintritte in das Corps der päpstlichen Nobelgarde meldete, wies man

ihn wegen seines Leidens zurück. Er war ein liebenswürdiger und schmucker Jüngling. Einer jungen Römerin, Teodora Valle, Tochter eines Advokaten, war er

auf freien Plätzen Missionspredigten, sprach von den Hörnern des Teufels und dem Feuer in der Hölle. Er hatte die Gabe, unvorbereitet zu sprechen. Aber



St. Peter und Vatikan.

sehr zugethan. Eines Tages aber verschwand er von Rom. Als er zurückkehrte, war er fest entschlossen, sich ganz Gott zu widmen. Kardinal della Venga, der spätere Papst Leo XII., gab ihm im Jahre 1817 die niederen Weihen. Monsignore Capriano, der spätere Kardinal, erteilte ihm 1819 die höheren Weihen, mit Rücksicht auf das Leiden des Kandidaten aber, wie es in dem päpstlichen Dispens hieß, nur unter der Bedingung, daß er stets unter Assistenz eines zweiten Priesters die Messe lesen würde. Er widmete sich mit heiligem Eifer der Pflege der armen Waisen von Tata Giovanni.

Als die Kurie im Jahre 1823 einen apostolischen Vertreter nach Chile entsandte, da gesellte sie diesem den jungen Grafen Mastai als Auditor bei. Nun ging es von Genua aus über den Ocean. Monate verfloßen, ehe man in San Jago, der Hauptstadt von Chile, anlangte. Der Repräsentant des Papstes fand einen wenig erfreulichen Empfang. Mastai erlernte in Chile das Spanische. Er hielt

da er keine tieferen Studien betrieben hatte, so sprach er wenig sachlich. Nach kurzer Zeit machten sich die Abgesandten Roms wieder auf den Rückweg nach der Heimat und landeten im Juni 1825 in Italien. Mastai wurde Leiter des apostolischen Hospizes San Michele, einer berühmten Erziehungsanstalt in Rom.

Schon im Jahre 1827 sehen wir ihn als Erzbischof von Spoleto, der Vaterstadt des Papstes Leo XII., der damals regierte. Der umbrische Adel hielt sich von dem Erzbischof fern, weil dieser ihn zu volkstümlich und nicht vornehm genug that. Im Jahre 1831 fand eine Erhebung in Spoleto statt, die sich gegen das weltliche Regiment Gregors XVI. richtete, der kurz zuvor auf den päpstlichen Stuhl gelangt war. Die Carbonari und Framassoni gaben dem Erzbischof viel zu schaffen. Graf Mastai hatte die Aufständischen unter Thränen gebeten, die Waffen niederzulegen, und flüchtete, als seine Ermahnungen nichts fruchteten, nach Leoneffa. Nach Unter-

drückung der Bewegung kehrte er wieder zurück.

Im Jahre 1832 ernannte ihn Gregor XVI. zum Bischof von Imola. Dieses Bistum war viel reicher dotiert als das Erzbistum von Spoleto. Dennoch lebte der Kirchenfürst in geradezu apostolischer Einfachheit. Er verschenkte viel an die Armen. Er legte Gewicht darauf, daß auch die ihm untergebenen Geistlichen keinen Prunk trieben. Anfangs war er orthodox und trat für den alten Schlenkrian in dem kirchenstaatlichen Regime ein. Er unterstützte die Sanfedisten, die politischen Häcker Roms. Aber mit der Zeit ward aus dem orthodoxen Werkzeuge der Kurie ein national gemüthter, fast liberaler Mann. Der Bischof tabelte die harten Maßnahmen, welche Rom gegen jede liberale Bewegung in der Romagna nahm, und wünschte sehnlichst Reformen. Kardinal Lambruschini, der zelotische Staatssekretär Gregors XVI., ließ sich, wie es heißt, als er von dem liberalen Gehaben des Bischofs von Imola hörte, zu den Worten hinreißen: „Im Hause Mastai-Ferretti sind auch die Katzen liberal.“

Es dauerte, da Mastai in Rom verdächtigt worden, ein Weilchen, ehe er Kardinal wurde. Doch im Jahre 1840 empfing er den längst ersehnten Purpur. Das hinderte ihn nicht, über die Probleme der Zeit anderen Anschauungen zu huldigen als die Mächtigen in Rom. Er hatte Massimo d'Azeglio's Buch *I casi di Romagna* gelesen, in welchem der berühmte Italiener die Verantwortung für die revolutionäre Bewegung unter den Romagnolen der kurzfristigen Kurie in die Schuhe schob. Als Bischof einer romagnolischen Stadt hatte Mastai unter diesen ewigen Aufständen schwer zu leiden. Wenn der Kardinal in ihm auch manchmal in Versuchung war, sich auf die Seite der Kurie zu schlagen, so mußte der italienische Patriot in ihm dem kühnen d'Azeglio zustimmen, welcher, wie wohl er ein guter Katholik war, das politische Regiment im Kirchenstaate als

eine Schmach für die Civilisation und als einen Protest gegen die Religion hinstellte. Eine noch größere Wirkung aber übten auf Mastai zwei andere Schriften, die von allen italienischen Patrioten verschlungen wurden. Die beiden Bücher waren *Il primato d'Italia* (Der Vorrang Italiens) und *Le speranze d'Italia* (Die Hoffnungen Italiens), die Autoren Vincenzo Gioberti und Cesare Balbo. Die Verfasser hatten beide Gelegenheit, die von ihnen zum Ausdruck gebrachten nationalen Ideen, welche dem Papsttum als einer Großmacht unter den Mächtigen Italiens Rechnung trugen, als Staatsmänner zu betheiligen, denn sie beide wirkten als Ministerpräsidenten in Piemont. Namentlich war es Balbo, unter dessen nationaler Flagge Pius IX. seinen Einzug als Papst in den Quirinal hielt.

Balbo gehört zu der sogenannten Schule der Neuwelsen. Wie etwa anfangs Terenzio Mamiani und andere hervorragende Italiener, schwärmte auch er für die Idee, daß sich das Papsttum mit den Ansprüchen Neu-Italiens ausöhnen und im Vatikan die Fäden der nationalen Verschwörung gegen die österreichisch-französische Fremdherrschaft zusammenlaufen möchten. Er sagte sich, die päpstliche Macht sei eine Wohlthat der Vorsehung für die Welt gewesen, denn sie habe doch bei aller mittelalterlichen Unordnung verhindert, daß sich die Tyrannei des alten Römerreiches wiederholte.

Als das letzte Ziel des Strebens des italienischen Volkes stellte Balbo die nationale Unabhängigkeit hin, als Mittel, diese zu erreichen: die Tugend. Wie Massimo d'Azeglio meinte er, daß nicht nur Italien, sondern auch die Italiener gemacht werden müssen, d. h. die politische Umgestaltung der Halbinsel solle ihre Ergänzung in der moralischen Transformation der Bewohner finden. Die Fürsten Italiens müßten die Militärmacht des Landes zu Wasser und zu Lande ausgestalten, um dem Auslande gegenüber die Rechte der Unabhängigkeit geltend zu machen, dabei aber die Kultur unter dem

Volke fördern und die Verwaltung verbessern. Mit einem anderen großen Italiener bricht er in die Worte aus: „Le nazioni cristiane possono ammalare, non morire“ (Die christlichen Völker können zwar erkranken, aber nicht sterben). Die Italiener seien nur krank, nicht tot.

Der italienische Staatsmann Giuseppe Pasolini, der viele Jahre hindurch intime Beziehungen zu dem Kardinal-Bischof Mastai unterhielt, weiß uns in seinen

1846. Graf Mastai-Ferretti, seit sechs Jahren Kardinal, machte sich auf den Weg nach Rom, um sich an dem Konklave zu beteiligen. Er bestieg einen Galawagen mit Postpferden, nachdem er noch in der Kathedrale zu Imola ein Totenamt für den soeben verstorbenen Inhaber der Tiara abgehalten hatte. Es ging über Sinigaglia, die Vaterstadt des Kardinals, über Loreto, das so oft das Wallfahrtsziel schon des Knaben und auch noch



Kardinal Antonelli.

Memoiren zu erzählen, der Kirchenfürst von Imola hätte, kurz bevor er den Stuhl Petri bestieg, in dem Buche Balbos, das er eines Tages bei Pasolinis Mutter zu Montericco entdeckte, geblättert und einen mächtigen Eindruck davongetragen. „Nach jener Lektüre überzeugte sich der Kardinal davon, daß es für Italien wünschenswert wäre, sich die Last der Fremdherrschaft vom Halse zu schaffen und durch einen föderativen Bund der Staaten Italiens das Land gegenüber den Fremden stark zu machen.“

Papst Gregor XVI. starb am 1. Juni

des Bischofs gewesen, und über Spoleto, Mastais früheren erzbischöflichen Sitz.

Wie aus dem Leben des Papstes Pius IX., so werden auch schon aus dem des Kandidaten auf die Tiara allerhand Wunder erzählt. Der Himmel habe dem Kardinal während der Reise von Imola nach Rom seine Zeichen zu erkennen gegeben. Mastai-Ferretti war in Fossombrone, einem in der Nähe von Urbino in den Marken gelegenen Städtchen, angelangt, als sich eine weiße Taube aus den Lüften auf den Wagen des Kardinals herniedergelassen habe. Man jagte sie

weg, die Taube aber kehrte immer wieder. Die Menge sah in der Taube einen Gruß vom Himmel, den der für die Papstherrschaft auserkorene Kirchenfürst empfangen, und jubelte ihm zu. Als der Wagen an dem Gefängnisse des Städtchens vorüberfuhr, da flog die Taube auf die Pforte desselben zu. Indem man diesen Vorgang in Beziehung zu dem Übernatürlichen brachte, sagte man, „der Papst der Taube“ würde ein Papst der Amnestie werden und die Pforten der Gefängnisse öffnen.

Am 12. Juni 1846 langte Se. Eminenz in Rom an. Am 14. Juni begann im Quirinal das Konklave. Das heilige Kollegium zählte zweieundsechzig Mitglieder, und neunundvierzig von denselben traten zur Wahl zusammen. Es war noch nicht die Zeit der vielen Eisenbahnen, in welcher sich die Kardinäle aus aller Herren Ländern leicht in Rom hätten einfinden können. Unter den neunundvierzig Senatoren der Kirche aber, welche das Oberhaupt der katholischen Welt wählen sollten, waren die glänzendsten Namen des römischen Patriziats vertreten, die Fürsten Barberini, Altieri, Massimo, Falconieri, Patrizi. Dazu kamen der große Gelehrte Angelo Mai, der Sprachvirtuose Mezzofanti, der Erzbischof Nriario Sforza von Neapel, der populäre Kapuziner-General Micara. Als die Kardinäle in den Quirinal einzogen, wies das Volk auf manchen als zukünftigen Papst hin — aber an den Bischof von Imola dachte man nicht. Die meistgenannten Kandidaten waren Lambruschini, der gefürchtete Staatssekretär Gregors XVI., und Gizzi, der allbeliebte Legat von Forlì. In Wien wünschte man ersteren zum Papste gewählt zu sehen, denn Metternich nahm an, Lambruschini, der konservative Berater des dahingegangenen Papstes, würde auch als Papst die österreichische Herrschaft in Italien stützen.

Von den Ideen Cesare Balbos durchglüht, ging Rastai-Ferretti in das Konklave. Von Wien aus beauftragte Metternich den Kardinal-Erzbischof Gaisrüd von Mailand, Verwahrung bei dem Kon-

klave einzulegen gegen die etwaige Wahl Rastais, der im Geruche des Liberalismus stand. Zum Ärger Metternichs kam aber Gaisrüd erst in Rom an, als Graf Rastai-Ferretti bereits für die Tiara ausersehen war. Italien hatte es dem Einflusse Giobertis und Balbos auf den Geist Pio Nonos zu verdanken, wenn dieser unter für die hoffende Nation glückverheißenden Auspicien seine Regierung einleitete, eine Amnestie erließ und den Unterthanen des Kirchenstaates Reformen gab. Wie Balbo aber hatte er sich nicht nur mit Mut für Reformen ausgesprochen, sondern im Geiste dieses Denkers trat der neue Papst auch gegen die geheimen Gesellschaften und deren revolutionäre Umtriebe mit Entschiedenheit auf.

Es kam das große Jahr 1848. Die Patrioten im Kirchenstaat hofften, Pius IX. würde die religiöse Mission eines Papstes mit der nationalen eines italienischen Fürsten zu vereinigen wissen und in den Reformen fortfahren. Man erwartete viel von dem Laien-Ministerium, in welchem Kardinal Antonelli den Vorsitz führte. Am 14. März 1848 gab der Papst seinen Unterthanen eine Konstitution. Bei der Nachricht von dem Ausbruch der Wiener Revolution läuteten die Glocken in Rom, als ob es der Auferstehung des italienischen Vaterlandes gelte. Auf der Piazza del Popolo verbrannte man das österreichische Wappen. Das Ministerium Pius' IX. tabelte dies im Amtsblatte; aber gleichzeitig beschloß es doch, ein Operationscorps zur Unterstützung der Piemontesen auszufertigen. Der Piemontese Durando ward an die Spitze desselben gestellt. 11 000 Freiwillige zogen nach dem Norden zum Kreuzzuge gegen die Fremdherrschaft aus. Pius IX. segnete die Freiwilligen. Diese überschritten die Grenzen des Kirchenstaates. Die Patrioten in Rom jubelten. Der Papst jedoch fing an sich zu zweifeln an. Wie durfte er, so fragte er sich, Partei nehmen in einem Kriege, den Katholiken gegen Katholiken führten? Aber wiederum siegte einen Augenblick der Italiener in

ihm über den Papst. Waren ja auch seine beiden Neffen in den Krieg gezogen. Ein Monsignore ward in das Lager Karl Alberts entsendet, um dem König von Sardinien den nationalen Brudergruß des Italieners Pius' IX. zu entbieten.

Da aber ereignete es sich am 29. April, daß Pius IX. gegen alles Erwarten seinen Karbinälen in einem Konsistorium verkündete, daß er den Krieg gegen Oesterreich von dem Standpunkte als Papst nicht billigen könne, da ein Papst allen Völkern und Stämmen mit gleich väterlicher Liebe zugethan sein müsse. Nun kamen die Tage der Unpopularität für Pius IX. Ein Minister verbrauchte sich nach dem anderen. Gioberti prophezeite den baldigen Zusammenbruch der zeitlichen Herrschaft des Papstes. Graf Pellegrino Rossi, der am 15. September 1848 das Portefeuille des Innern, der Finanzen und der Polizei übernommen hatte, ein Sohn Italiens und Adoptivsohn Frankreichs, berühmt als Rechtslehrer und als Staatsmann, gab als Minister Pius' IX. das tragische Beispiel eines Ritters für Fortschritt und Freiheit, der sein Streben mit dem Tode büßte. An leitender Stelle hatte Rossi zu kämpfen, weil der Papst, den Einflüsterungen der Kamarilla folgend, mit den altererbten administrativen Schäden des Kirchenstaates nicht zu brechen wußte; dem Volke wiederum schien Rossi, weil er kein Feuerbrand war, sondern mit Maß und staatsmännischer Einsicht für Reformen eintrat, nicht liberal genug, und so fiel er einer Verschwörung zum Opfer.

Pius IX. mußte von Rom flüchten. Er lebte fern von der ewigen Stadt als Verbannter in Gaeta. Der dreigekrönte Papst-König war der Republik gewichen, und Mazzini, Armeellini und Saffi lösten für einen Augenblick die Dreikrone durch ihr Triumvirat ab. Von dem Kapitol wehte das Banner der Republik. Im St. Peter ertönten Dankgesänge ob der Erlösung Roms von der Papstherrschaft. Es war ein kurzer Freiheitsrausch für

das Volk. Nach einem Bacchanale von wenigen Monaten, das der Genius der Republik in Rom feierte, stiegen der große genuessische Revolutionär und seine beiden Trabanten von der Höhe des Kapitols in das Reich einer traurigen Wirklichkeit hernieder. Die Triumvirn waren allerdings erst nach tapferem Widerstaube der Gewalt gewichen. Dem Verlangen einiger nicht allzu mutiger Naturen, mit dem französischen Marschall Dubinot, dem Helfershelfer des Papstes, Verhandlungen wegen der Kapitulation der Tiberstadt einzuleiten, hatten sie sich mit den Worten entgegengestellt, man müsse der Welt den Anblick einer sterbenden Stadt bieten, die sich im Tode verjüngt.

Wiederum jangen Priester, in Messgewänder gehüllt, das Tebeum im St. Peter dem dreieinigen Gotte und dem der Legende nach in der Tiefe der Basilika begrabenen Fischer und dessen Nachfolger zu Ehren, der die Tiara, die fast verloren schien, von neuem auf dem Haupte trug. Es stand in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß in dem Papst der geistliche Welt Herrscher noch lange nicht, der zeitliche Regent des Kirchenstaates aber bald zu Grabe getragen werden sollte. Eine Schar von Priesterpolitikern umgab Pius IX., und mit ihren Weihrauchfassern hüllten sie ihn in Wolken ein, so daß sich die Zukunft dem zukünftigen Unfehlbaren verschleierte und er nicht mehr das Richtige von dem Unrichtigen zu unterscheiden verstand und rettungslos einem ihm unbekanntem Strafgerichte entgegenging, das über den Kirchenstaat mit seiner Mißwirtschaft hereinbrach. Die Reaktion blieb nicht aus. Lavaroggen nationaler Begeisterung durchfluteten die Halbinsel vom Norden bis zum Süden, und die Italiener lernten von Tag zu Tag mehr in dem Papst den König hassen.

Während Cavour, von Minghetti sekundiert, vor dem Pariser Kongreß, dem diplomatischen Forum Europas, die Verhältnisse im Kirchenstaate erörterte, blieb in Rom alles beim alten. Der nationale

Kampf des italienischen Volkes gegen die weltliche Macht des Papsttums fand aber auch Sympathien bei dem deutschen Volke, welches wie das italienische nach Ausgestaltung seiner Reichseinheit rang. Der große deutsche Theologe Ignaz Döllinger, der einst in Pius IX. den gütigen Titus auf dem Stuhl Petri gepriesen hatte, lernte bald das Persönliche des Papstes von dem Principiellen des Papsttums unterscheiden und sprach im Jahre 1860 die Worte aus: „Die Kirche hat keine Verheißung, daß der Nachfolger Petri auch stets der Monarch eines weltlichen Reiches bleiben werde.“

Durch den deutsch-französischen Krieg war in dem Kaiser Frankreichs auch der Beschützer Pius' IX. zu Falle gebracht worden. Der einstige Mächtige von der Seine war nun ein Gefangener und als solcher ein stummer Zeuge zugleich des Unterganges des Kaisertums in Frankreich und des weltlichen Papsttums in Rom.

Durch die Breche der Porta Pia zogen die Italiener unter General Cadorna in Rom ein. Pius IX. nahm in diesem Augenblick von der zeitlichen Herrschaft und den päpstlichen Truppen, die sie verteidigten, in folgendem Schreiben an den General Kanzler, den Befehlshaber dieser Truppen, Abschied: „Jetzt, wo sich ein großes Sakrileg und die schrecklichste Ungerechtigkeit vollziehen soll, da die Truppen eines katholischen Königs, ohne herausgefordert worden zu sein, ja ohne auch nur das geringste Motiv zu haben, die Hauptstadt der katholischen Welt zu belagern drohen, empfinde ich vor allem das Bedürfnis, Ihnen und allen unseren Truppen für die hochherzige Haltung zu danken, die Sie dem heiligen Stuhl gegenüber an den Tag gelegt. . . . In einem Moment aber, in dem ganz Europa zahlreiche Opfer beklagt, welche die Folge des deutsch-französischen Krieges, dieses Krieges zwischen zwei großen Nationen sind, sage man nicht, der Statthalter Jesu Christi habe, wie ungerecht man ihn auch angegriffen, in neues großes Blutvergie-

ßen eingewilligt. Unsere Sache ist Gottes Sache, unsere Verteidigung liegt in Gottes Hand.“

Nachdem Pius IX. und König Viktor Emanuel so heftig miteinander gerungen, kam es nun auch, als ob der alte Antagonismus zwischen Samuel und Saul aufleben sollte, zum Konflikt zwischen Pius IX. und Kaiser Wilhelm I. Es war eine Zeit, wo der Kampf den Kämpfenden aus der Seele strahlte und sie zu Worten anfeuernte, die geflügelte Worte geworden sind. Bismarck hatte am 14. Mai 1872 sein „Nach Canossa gehen wir nicht“ proklamiert, Pio Rono, der zwar nicht mit so viel Geist, aber mit mehr Hestigkeit als der deutsche Kanzler zu perorieren verstand, sprach von dem kaiserlichen Christenverfolger, der das Deutsche Reich lenkte und ein Wesen halb Diocletian und halb Attila sei, und von dem Steinchen, das sich von der Höhe lösen werde, um den Fuß des Kolosses zu zertrümmern.

Der Kulturkampf in Deutschland zeitigte Märtyrer, an deren Spitze der Erzbischof von Köln und der Primas von Polen und Erzbischof von Posen-Gnesen standen.

Paul Melchers und Graf Ledochowski erinnern die Deutschen an Tage, in welchen der Geist Luthers unter ihnen frisch aufblühte, und das Deutsche Reich, welches in der Feuertaupe von Sedan zum Dasein erwacht war, einen Kampf auf Leben und Tod mit der römischen Hierarchie aufnahm, deren unumkehrbarer Bannerträger Papst Pius IX. war. Dieser Kulturkampf war eine der traurigsten Episoden in dem politischen Dasein Pius' IX. und Antonellis. Die Kurie sah sich vereinsamt. Pius' IX. Politik war eine Summe von ewigen Niederlagen.

Die Irrtümer, die Pius IX. beging, sind mehr auf Rechnung des Papstes als des Menschen zu setzen. Er hatte eine zu ansichweisende Auffassung von der Gottähnlichkeit seines Berufes. Aber Pius, der Mensch, war zuweilen demütig wie ein

Apostel. Er erweckt sogar unsere Teilnahme, wenn wir ihm in die Einsamkeit folgen, in die er sich einzuspinnen pflegte. Der Herrscher wird zum Dulder, und über das milde Antlitz desselben gleitet ein bezauberndes Lächeln. Die Haltung, die ihm von seinen Ratgebern, welche ihm häufig

„Wenn es ein Laster wäre,“ erwidert der Papst schlagfertig, „so würdet Ihr es sicherlich haben.“ Ein anderer Kardinal will sich dafür bedanken, daß der Papst ihm den Purpur verliehen und ihn gleichzeitig zum Inhaber der Kirche der Heiligen Cosmas und Damianus er-



Grabmal Pius' IX. in der Kirche San Lorenzo fuori le Mura.

schlechten Rat erteilten, und namentlich von Antonelli für die Öffentlichkeit angewöhnt worden, ist geschwunden, und der Italiener mit den rosigten Wangen und dem Lächeln des Kindes tritt in seine Rechte. Er versteht einen Scherz zu würdigen und scherzt häufig selber. Er bietet einem seiner Kardinäle eine Brise aus goldener Dose. „Heiliger Vater,“ sagt der Kirchenfürst lächelnd, „ich fröne nicht diejem Laster.“

„Und kennt Ihr,“ fragt Pius IX., „auch die Geschichte des Damianus?“ „Nein,“ erwidert die Eminenz. Darauf Seine Heiligkeit: „Nun, so will ich sie Euch erzählen. Damianus hat eben eine Frau zum Altar geführt. Am Arme der ihm angetrauten Schönen verläßt er die Kirche. Da erblickt er plötzlich den Heiland, der zu ihm spricht: ‚Damianus, folge mir.‘ Und Da-

mianus läßt seine Frau im Stiche und folgt dem Heiland. Ihr, Eminenz, wäret wohl wenigstens noch einen Tag lang mit Eurer schöneren Hälfte zusammen geblieben.“

Die Politik, deren Träger nicht Pius, sondern sein Staatssekretär Antonelli war, unterdrückte in ihm den besten Teil des Menschen. Der vatikanische Gefangene vollends, den er vom 20. September 1870 an spielte, war ein Tragöde. Vorüber waren für immer die Sommerfreuden auf den Villen in den Albanerbergen und am Meere. Ein tragisches Schicksal hatten auch diese einstigen Papstvillen zu erleiden. Pius IX., ein freiwilliger Gefangener, zog nicht mehr wie früher in den wärmeren Tagen des Jahres aus dem apostolischen Palast aus. Auch im Sommer atmete er nun die sieberdunstige Atmosphäre der vatikanischen Gärten. Früher pflegte er die heißesten Tage des Jahres in der einstigen Villa Albani an der lateinischen Meeresküste zu Porto d'Angio hinzubringen. Der weiße Papst und die purpurnen Senatoren der Kirche hielten hier ihr Sommerlager. Wo einst Johann Joachim Winkelmann beim dampfenden Mokka mit dem Kardinal Albani und der Prinzessin Albani Gespräche über antike Kunst führte, da saßen Pio Rono und seine Getreuen am Balkon und schauten in die von der Sage und Dichtung verklärte Ferne nach dem Kap der Circe aus, und sie träumten bald von der Erlösung der Seelen und bald von der Knechtung der Gewissen. Wild wuchert jetzt der Lorbeer, wo einst eine Gärtnerhand Rosen zog. Im Herbst pflegte dann Pius IX. nach Castel Gandolfo überzusiedeln, nach der monumentalen Papstvilla, die sich über dem See von Albano erhebt. Hier ließ sich auch immer Kardinal Antonelli nieder, und man besprach die politischen Vorgänge der Zeit. Dieser raffinierte Kirchenfürst hatte sich seine Gemächer in japanischem Stil herstellen lassen. Wer bei dem Kardinal vorsprach, mochte glauben, er sei bei dem Minister des Mikado und nicht

des Papstes. Antonelli, der ein großes Vermögen aufgespeichert hatte, verstand sich überhaupt auf eine luxuriöse Lebensführung. Seine Gemächer im Vatikan, die auf den Hof von San Damaso gingen, waren voll von Kuriositäten und auch Kunstwerken, ständrischen Geweben, geschnittenen Steinen, antiken Majoliken, Rubinen und Smaragden in allen Spielarten. In seiner Villa zu Terracina zog er Rosen und Kamelien aller Art. Edmond About deutet mit folgenden Worten auf den Reichtum und die Macht des Kardinal-Staatssekretärs Pius' IX. hin, den er in Rom zu sehen pflegte: „Antonelli wohnt im Vatikan über dem Papst. Darum fragen die Römer: Wer ist höher, der Papst oder der Kardinal?“ Dann: „Der Staatssekretär führt ein süßes Leben. Wenn es nicht langweilig wäre, mit Diplomaten zu unterhandeln und alle Morgen Audienzen zu erteilen, dann wäre er der Glücklichsste unter der Sonne. Der brave Mann thut gar einfach. Er hat ein rotseidenes Kleid, eine unbegrenzte Macht, einen ungeheuren Reichtum, eine europäische Bedeutung. Alle Genüsse stehen ihm zur Verfügung. Das Wenige genügt ihm.“

Bei einem italienischen Schriftsteller, Davide Silvagni, einem Römer von Geburt, der den Kardinal manchmal zu sehen Gelegenheit hatte, lesen wir folgende Schilderung von Antonellis Aeußeren: „Der Kardinal war durchaus kein schöner Mann, aber sein Gesichtsausdruck war lebendig und intelligent. In seinen besten Jahren war er mager, dann wurde er fett. Er war von mittlerer Statur und hatte eine freie, kühne Haltung. Er hatte ein braunes, forschendes Auge, ein ovales Gesicht, einen großen Mund, eine Spitznase, spärliche Zähne, ein Oliventolorit. Er erinnerte an die starke Rasse der Herniker, von der er stammte. Er sprach schnell, aber stoßweise. Seinem ganzen Wesen nach war er ein Gesellschaftsmensch. Dadurch, daß er mit Leichtigkeit plauderte und gern auf die Gedanken desjenigen einging, mit dem er

sich unterhielt, sowie durch seine Liebenswürdigkeit und Bildung gewann er Sympathien. Manah einer kam mit einem gewissen Vorurteil über ihn nach Rom, legte es jedoch ab, sobald er ihn persönlich kennen lernte. Die Sirene in seinem Wappen entsprach vollkommen seinem Charakter."

Pius IX. war schon auf der Höhe seines Wirkens Gegenstand leidenschaftlicher Liebe und leidenschaftlicher Abneigung. Wie verschieden die verschiedenen Schriftsteller über ihn urteilen, ersehe man an zwei deutschen Geschichtschreibern, welche Zeugen der Wirksamkeit Pius' IX. in Rom waren. Der eine ist Reumont, der andere Gregorovius. Jener war im Jahre 1849 preussischer Geschäftsträger in Rom und folgte dem Papste in das Exil von Gaeta. In seinen „Biographischen Denkblättern“ schildert er in einem Abschnitte über die Gräfin Therese Spaur, die schöne Amazone, welche den Papst auf seiner Flucht begleitete, die Tage von Gaeta. Die lyrische Natur Pius' IX. verfehlte nicht ihren Zauber auf die katholische Seele Reumonts zu üben, dem es nicht gelungen war, angesichts der nebelhaften Politik des Papstes, der mit seinen nationalen Idealen gebrochen hatte, dem jungen Italien den Tribut der historischen Objektivität in der Weise zu zollen, daß er den Aufstand des römischen Volkes gegen den Papst als den Ausbruch der Entrüstung eines national gestimmten Volkes begriffen hätte.

Anders Gregorovius. Er hat über den Papst Pius IX. als Sendbote Alios in folgenden Worten gerichtet:

„Sein denkwürdiges Leben war so sehr von Widersprüchen erfüllt, daß man seine Geschichte ganz in Epigrammen schreiben könnte.

Wie Titus war er in seinem Beginn die Hoffnung und Wonne des Menschengeschlechtes — dann ein umgestürztes und verlassenes Jdol.

Als ein Zauberlehrling beschwor er die Geister der Revolution — dann vergebens die Könige Europas, ihn von jenen zu befreien.

Er rief die Freiheit — doch nur kurze Zeit vermochte er ihren Anblick zu ertragen — dann schauderte er vor ihr zurück wie vor dem Medusenhaupt.

Er träumte von der Befreiung Italiens und der Beglückung des Menschengeschlechtes wie Cola di Rienzo — dann erwachte er als Flüchtling in den Armen eines rohen Despoten.

Er war auf den Thron gestiegen unter dem Jubel seines Volkes — dann konnte er diesen Thron nur stützen durch die Waffen fremder Regierungen.

Was er als italienischer Fürst gesegnet hatte, das mußte er als Priester versuchen.

Er bevölkerte den Himmel mit Heiligen und Italien mit Märtyrern.

Als ein Moses trat er vor die Welt, die von ihm ein neues Glück erwartete — und er brachte ihr vom Sinai herab als Gesesestafeln sinnlose mönchische Dogmen und den Syllabus."

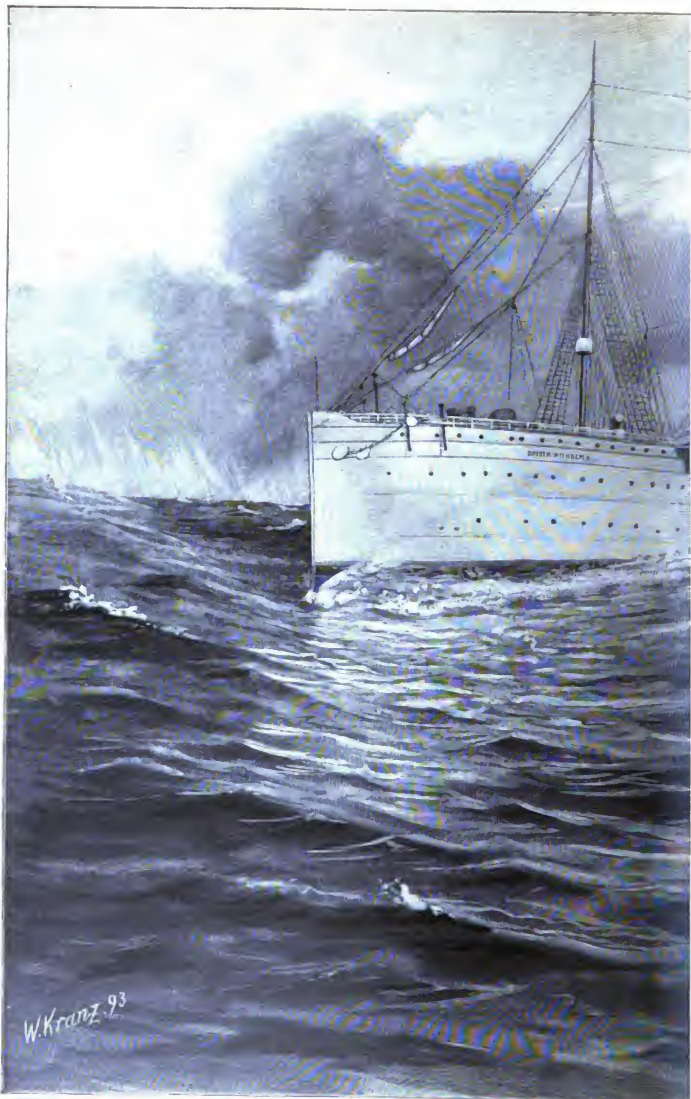
Den Syllabus, diese dogmatische Kriegserklärung an den Geist des Jahrhunderts, mußte Pius IX. schon bei Lebzeiten büßen. Angesichts der Statue Giordano Brunos im Hofraume der Universität Neapel schleuderten die Studenten dieser Hochschule die päpstliche Encyclika vom 8. Dezember 1864, den Syllabus, ins Feuer.

Pius IX. hat in zu bewegter Zeit gelebt, um viel für die Kunst thun zu können. Er mußte den Schmerz erfahren, zu sehen, wie man in den letzten Jahren seines Lebens auf dem Boden der heiligen Stadt und im Schatten der Apostelfürsten jene Märtyrer der Wissenschaft und Widersacher der Kirche, die durch ihre reformatorischen Ideen die neue Zeit eingeleitet hatten, durch Gedenktafeln und Monumente zu ehren anfang. Freilich die Monumente, welche die Italiener ihren Reformatoren weihten, verschwinden in Hinsicht auf die Quantität des Marmors gegenüber dem kolossalen, pompösen Denkmale der *Inmaculata*, das Pius IX. im Jahre 1857 zur Erinnerung an das drei Jahre früher verkündete Dogma von der unbesled-

ten Empfängnis Marias auf der Piazza di Spagna aufrichtete. Der letzte Papst-König hat überhaupt gesucht, sich in einer Welt von Dogmen und in einer Welt von Marmor auszuleben. Dieser Papst hat eine ganze Reihe von römischen Kirchen restaurieren lassen, wobei man ihm allerdings zum Vorwurf machte, daß mancher der Baumeister den Kirchen einen „salonartigen“ Stil gegeben habe. Am 10. Dezember 1854 war es Pius IX. vergönnt, im Beisein von fast zweihundert Kirchensürsten, die sich zur Verkündigung des Dogmas der unbesleckten Empfängnis in Rom eingefunden hatten, die Basilika San Paolo fuori le Mura, die ein Menschenalter früher abgebrannt war, einzunweihen, nachdem dieser gewaltige Tempel der Christenheit mit blendender Pracht wieder hergestellt worden. Die ganze katholische Welt hatte die Mittel zusammengebracht, um über dem angeblichen Grabe des Heidenapostels die Basilika neu aufzubauen, welche der deutsche Theologe Hettinger mit Rücksicht darauf, daß sie angesichts der Campagna daliegt, ein „Palmyra in der Wüste“ genannt hat. Die Fichten des Dachstuhles sollen in Norwegen gestanden haben. Der Malachit am Tabernakel ist ein Kind Sibiriens, das der Zar, die Marmor-Monolithen am Hauptthore Kinder Agyptens, die der Khehive Mehemed Ali zu Füßen des Papstes niedergelegt hat. Die Granitsäulen, welche einen ganzen Wald bilden, sind vom Simplon hierher zum Liber niedergestiegen. San Paolo ist ein Mikrokosmos des katholischen Universums. Aber auch die Kirchen San Prassede, Santa Maria in Trastevere, Santa Maria sopra Minerva, San Nicolo in Carcere, dann die Kirche San Lorenzo fuori le Mura hat Pius IX. erneuern lassen.

In der letztgenannten Kirche außerhalb der Mauern Roms hatte sich der Papst bei Lebzeiten ein Grab ausgesucht. Nachdem er durch Decennien im Vatikan geherrscht, wollte er die Ewigkeit wenigstens fern von dem vatikanischen Kerker genießen, diejem Zauberkeller, an welchem Jahrhunderte gebaut. Nur kurze Zeit schloß er, nachdem er sechsundachtzig Jahre alt am 7. Februar 1878 dahingefahren war, in jenem schwebenden weißen Marmorfarge im St. Peter, welcher jeglichen toten Papst zur ersten Ruhe in sich aufnimmt. Bald aber siedelte seine Leiche, auch noch im Tode das Opfer lärmender Demonstrationen, nach der Kirche San Lorenzo fuori le Mura über. Hier, nahe dem großen Friedhofe Campo Verano, schläft nun Pius IX. in der Nähe aller anderen Toten Roms. Wie thronende Geister ruhen die marmornen Päpste im St. Peter auf ihren Gräbern aus. Es ist, als ob sie in ihrer hoheitsvollen Haltung dem Menschengeflecht zurnen: „Wir werden ewig leben.“ Anders Pius IX. Ein Schädel und zwei sich kreuzende Knochen schmücken als Todeswappen das Grabmal des unfehlbaren Papstes, dessen Herstellung nur eine geringe Summe kostete. Er war ein merkwürdiger Charakter, aus dem Herrscherbewußtsein eines Despoten und der Einfachheit eines Patriarchen gewebt. Seine Grabchrift lautet: Ossa et cineres Pii Papæ IX. Orate pro eo. Sein Todestag, der 7. Februar, ist ein Tag der Trauer für den regierenden Papst. Dieser, umgeben von seinen Kardinälen, unter welchen sich nur noch wenige befinden, die aus der Hand Pius' IX., mit dem sie gearbeitet und gestitten, den Purpur empfangen haben, betet für die Seele desjenigen, welcher der letzte unter den Papst-Königen gewesen.









Die Wegweiser auf hoher See.

Von

M. Wilhelm Meyer.

In gegenwärtiger Zeit, da sich alle Welt für jene kühnen Entdeckungstreisen ganz besonders interessiert, welche uns eine neue, große Welt erschlossen und ein Drittel der ganzen bewohnbaren Erdoberfläche unserer Erkenntnis und der civilisatorischen Aufgabe der Menschheit hinzufügte — zu dieser Zeit, meine ich, dürfte es auch von ganz besonderem Interesse für jedermann sein, zu erfahren, wie heute die Schiffe über die weite Wasserfläche einem bestimmten Ziele zugeführt werden.

Nur selten wird es dem Laien möglich, einen Blick in die Seefahrtskunst zu werfen. Ist ihm doch der Zugang zu der gewöhnlich mit heiligem Schauer betrachteten Kommandobrücke der großen transatlantischen Dampfer strengstens verwehrt, und wenn er bei fröhlicher Tischgesellschaft im Salon oder beim Spaziergange auf dem Promenadendeck die Bekanntschaft des immer liebenswürdigen Kapitäns gemacht hat, so wird der letztere doch gar wenig Lust verspüren, ihm eine Vor-

lesung über die Steuermannskunst u. s. w. zu halten. Der Laie wird das krause Zeug von Beobachtungen und Berechnungen ja doch nicht verstehen. Ganz besonders unangenehm wird aber gemeiniglich der praktische Seemann berührt, wenn nun so ein kluger Herr Theoretiker oder gar ein Astronom vom Fach sich gleichsam als Kollege an ihn heranmacht, um sich über die an Bord geübte Praxis der geographischen Ortsbestimmungen, die für ihn auf dem Lande ja ein Kinderpiel sein müssen, zu informieren.

„Das ist alles recht schön und gut mit diesen Theorien,“ pflegt gewöhnlich dann unser graubärtiger Kapitän zu sagen, „wir praktischen Seeleute aber haben, wenn wir so unsere hundert- bis hundertachtzigmal dieselbe Tour gefahren sind, es schon im Gefühl, wo wir uns befinden.“

Und so ist es in der That. Das weite Meer, welches dem Landbewohner, der es zum erstenmal befährt, überall als etwas völlig Gleichartiges erscheint, welches keinerlei auch nur zur oberflächlich-

sten Orientierung geeignete Merkmale aufweist, so daß man deshalb den Eindruck gewinnt, als ob man bei tage- und wochenlang fortgesetzter Fahrt überhaupt nicht von der Stelle käme, weil die Scenerie sich absolut nicht ändert, das Meer hat nichtsdestoweniger seine mit den Gegenden charakteristisch verschiedenen Eigenschaften. Es geht uns nur damit, wie mit allem Fremdartigen, Unbekannten. Wir sehen die detaillierten Züge nicht, ebensowenig wie wir gemeinlich nicht im Stande sind, einzelne Individuen des Negerstammes oder einer anderen exotischen Völkerschaft voneinander zu unterscheiden, obgleich dieselben nach näherem Umgange mit ihnen ebenso viel charakteristisch unterschiedene Gesichtsmarkmale besitzen wie diejenigen, durch welche wir unsere Bekannten voneinander unterscheiden.

Es ist in dieser Hinsicht ganz bewundernswürdig, ein wie feines Gefühl man für unterscheidende Merkmale gewinnt, wenn man sich lange und eingehend mit ein und demselben Gegenstand beschäftigt, und wie andererseits der besondere Charakter eines Naturbildes oder einer Individualität jedem kleinsten Teile derselben aufgeprägt ist. Ganz bekannt ist ja in dieser Hinsicht die Individualität der Handschrift. Weniger wohl, daß selbst die auf maschinellem Wege hergestellten, ganz unveränderlich zu sein scheinenden Schriftzeichen der Telegraphie die Eigenart des Telegraphisten bewahren, ja, daß sich geübte Telegraphenbeamte bereits durch das Gehör an der Verschiedenartigkeit des Klappers ihres Apparates persönlich erkennen.

Ähnlich feine Empfindlichkeit für den Charakter der Meeresfläche, seiner Farnmilanen, der Form seiner Wogen, der Wolkenzüge des Himmels, der Eigenartigkeit des Windes u. s. w. besitzt auch der langjährige Kapitän. Einige solcher Merkmale werden sogar bald dem aufmerksamsten Laien auffällig. Auf Mittelocean, wenn wir uns tausend oder mehr Meter über dem Abgrunde des Meeres-

bodens befinden, nimmt das Wasser eine immer tiefere Färbung an. Die Wogenzüge, wenn auch an sich vielleicht nicht hoch, werden ausgedehnter; es treten langgestreckte Wellenthäler auf, die bei sonst fast völlig ruhig erscheinendem Meere nur dem aufmerksamen Beobachter bemerkbar werden. Am Himmel werden die Wolkenformen einfacher. Alles nimmt in dem majestätischen Bilde der hohen See große, einfache Züge an.

Nun wollen wir allerdings zur Ehre unseres biedereren Kapitäns, dessen Gewissenhaftigkeit immer eine weit größere ist, als er es selbst glauben macht, nicht etwa die Meinung erwecken, als ob diese und ähnliche subtilen Merkmale die einzigen Hilfsmittel zur Führung seines Schiffes seien, auf welche er das Hauptgewicht legt, obgleich er uns oft gern in dieser Überzeugung ließe, da er sich als alter Praktiker gar viel auf die feine Nase einbildet, welche er in der Ausprägung dieser dem Laien so gänzlich unbemerkbaren Unterschiede im Charakter der Landschaft des offenen Meeres besitzt.

Seine eigentlichen Führer sind Kompaß, Log, Lot, Sextant und Schiffschronometer. Das ist kein großes Arsenal von Instrumenten, denn mit komplizierten Apparaten und Methoden, die viel Zeit und Vorsicht erfordern, kann sich der Seemann auf schwankem Schiffe nicht abgeben. Hier kommt es auf Schnelligkeit der Ortsbestimmung und auf große Durchsichtigkeit der Methode an, welche Irrtümer möglichst ausschließt. Wenn drüben auf dem Lande der Astronom mit seinen subtilen und komplizierten Meßinstrumenten oder in dem Gewimmel von Zahlen, welche zu dem rechnerischen Resultate seiner Beobachtungen führen, einen Fehler begeht, den er vorsichtigerweise durch allerlei Proben später wohl immer bemerkt, so mag das für ihn persönlich recht unangenehm sein; weiteren Schaden kann das aber nicht anrichten. Anders auf dem Schiffe, das tausend und mehr Personen beherbergt, welche durch einen Fehler in der Ortsbestimmung ihrem

sicheren Untergange entgegengeführt werden können. Und eben deshalb hält der Seemann nicht gar viel von der Theorie

auf seinem Wege, etwa von Bremen nach New-York.

Bekanntlich können seit dem 12. Octo-



Die „Saale“ in Rotterdam vor Anker.

oder von Neuerungen, die ihm seinen praktischen Blick verdunkeln könnten.

Folgen wir nun, um einen skizzenhaften Überblick über die Art, wie ein Schiff über das offene Meer von Hafen zu Hafen geführt wird, zu gewinnen, ihm

ber, dem vierhundertjährigen Gedächtnistage der Entdeckung Amerikas, die Besucher der Berliner Urania diese selbe Reise im Geiste ausführen. Dort wird dann auch neben vielen anderen Dingen, welche uns auf einer solchen Oceansahrt inter-

effieren können, andeutungsweise über die Principien der Schiffsführung gesprochen. Aber ich habe gemeint, daß es ganz erwünscht wäre, an dieser Stelle noch einmal etwas ausführlicher und im besseren Zusammenhange darauf zurückzukommen.

Bereits solange das Schiff noch im Abgangshafen vor Anker liegt, sind verschiedene Dinge zu thun, welche die Möglichkeit einer genauen Orientierung des Schiffes während der Fahrt vorbereiten. Der Schiffschronometer ist zunächst zur Beobachtung gegeben. Wir werden später sehen, wie ungemein wichtig derselbe heutzutage für den Seemann geworden ist. Es muß bestimmt werden, welchen Stand der Chronometer besitzt, das heißt, um wieviel seine Angaben von der Ortszeit eines bestimmten Meridians abweichen, von welchem ab später die Differenzen der geographischen Länge gemessen werden sollen. Allgemein wird in dieser Beziehung von den Seefahrern aller Nationen der Meridian von Greenwich gewählt, derselbe also, welcher die Grundlage der inzwischen auch in Deutschland eingeführten Zonenzeit ist. Weiter aber muß auch geprüft werden, um wieviel der Chronometer von Tag zu Tag von jenem Stande abweicht, sein „tägliches Gang“ ist zu ermitteln, damit man später, wenn auf hoher See keine anderen Uhren zugänglich sind, an welchen man die eigene kontrollieren könnte, doch im Stande ist, mit möglichster Sicherheit aus den Ablesungen des Chronometers zu ermitteln, welche Zeit die große Uhr an der Sternwarte zu Greenwich in jedem beliebigen Momente anzeigt, eine Kenntnis, die für die Orientierung des Schiffes, wie wir sehen werden, von höchster Wichtigkeit ist. Der Gang des Chronometers ist nun wiederum Veränderungen ausgesetzt, je nachdem die Uhr in verschiedenen Temperaturen ihre ruhelose Arbeit auszuführen hat; also auch dieser Temperatureinfluß auf den Uhrgang muß ermittelt werden. Da nun alle diese Dinge, so bewundernswürdig immerhin die Präcision ist, mit welcher solch ein Wert

menschlicher Hände mit dem unerschütterlichen Laufe der Gestirne zu konkurrieren wagt, so bleibt es doch immerhin unberechenbaren Einflüssen ausgesetzt, und es muß deshalb der Chronometer nach jeder Fahrt wieder neu untersucht werden.

Auch der Sextant, das kleine Winkelmeßinstrument, mit welchem der Seemann, es in freier Hand haltend, die Höhe der Sonne über dem Horizont oder die der Gestirne bestimmt, ist, wenn auch nicht so häufig, doch wiederholt auf seine Instrumentalfehler am Lande zu prüfen.

Endlich auch der Kompaß muß jedesmal untersucht werden. Er ist ja das wichtigste aller Führungsinstrumente, sobald man das Land aus Sicht verloren hat. Aber dieses wunderbare Instrument darf nicht etwa nur auf dem Lande kontrolliert werden, wie die übrigen, denn Kompaß und Schiff sind unter allen Umständen eins und untrennbar voneinander. Das Schiff hat nämlich stets einen bedeutenden Einfluß auf die Weisung des Kompasses, und dieser Einfluß wechselt je nach der Lage, welche das Schiff zu den Himmelsrichtungen einnimmt, und auch mit der geographischen Lage des Schiffes selbst, endlich mit der Ladung desselben. Die Ursache hiervon ist die bedeutende Menge von Eisen, welche heute in jedem Schiffskörper steckt. Jedermann weiß nun, daß die Nähe von Eisen die Richtung eines Magneten ändert. Nun wird außerdem ja bekanntlich weiches Eisen selbst zum Magneten, wenn es sich seinerseits in der Nähe eines permanenten Magneten befindet. Solch ein Magnet aber ist die Erde selbst. Zudem sich nun das Schiff dreht, verändern sich die magnetischen Pole desselben und auch der Einfluß auf den Kompaß. Abgesehen von diesem durch Induktion erzeugten Magnetismus des Schiffes, bildet dasselbe auch noch einen permanenten Magneten. Zu diesem Magnetismus kommt das Schiff wie irgend ein anderes Stück Eisen, das man lange in gleicher Lage zu einem permanenten Magneten hält, oder gar mit demselben bestreicht. Während des Baues muß

nämlich das Schiff unbedingt dieselbe Lage zum Erdmagneten lange Zeit beibehalten und wird eben dadurch von der wieder aufheben, ein anderer Teil aber muß jedesmal in Rechnung gezogen werden, da er veränderlich mit dem Kurze



Leuchtturm von „Roter Sand“ vor der Djezmündung.

Erde dauernd magnetisch gemacht. Einen Teil dieser störenden Wirkungen kann man durch permanent am Kompaß angebrachte Magnete und weiches Eisen des Schiffes ist. Die Hilfsmagnete, von denen ich soeben sprach, sind im Kompaßhause beweglich angebracht, um die Gegenwirkung vermehren und vermindern zu

können. Das weiche Eisen befindet sich am Kompaß in Form zweier großer Kugeln, die der Nadel genähert oder von ihr entfernt werden können. Auf unserer

Bilde, welches die Peilung eines Leuchtturmes darstellt, sieht man eine dieser Kugeln rechts vom Beobachter.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Magnetnadel überhaupt nicht genau nach Norden, beziehungsweise Süden, zeigt. Die Verschiedenheit ihrer Richtung gegen den astronomischen Meridian nennt der Seemann die „Mißweisung“ des Kompasses. Für Deutschland beträgt sie gegenwärtig etwa $13\frac{1}{2}$ Grad, ist aber mit den Jahren einer langsamen Veränderung unterworfen, ebenso wie sie für verschiedene geographische Lagen verschieden ist.

Die Mißweisung ändert sich also während der Oceanfahrt beständig.

Man sieht aus allen diesen Umständen, daß das Studium des Kompasses ein durchaus nicht einfaches ist.

Sind endlich alle Eigenschaften des Kompasses für den ganzen Weg, welchen das Schiff zurückzulegen hat, ermittelt, so wird eine Tabelle speciell für den Kompaß des Schiffes hergestellt, welche angiebt, welcher Kurs zu steuern und wie derselbe während der Fahrt zu verändern ist. Trotz alledem muß jedoch der Kom-

paß während der Fahrt so oft wie möglich kontrolliert werden, indem man, wie der seemannische Ausdruck lautet, „Peilungen“ vornimmt, das heißt, durch eine besondere Vorrichtung über den Kompaß hinweg nach der Sonne oder einem anderen Gestirne, dessen Lage zum wahren oder astronomischen Meridian man kennt, hindrückt, um zu sehen, ob die in der Tabelle für den betreffenden Ort und Kurs angegebene Mißweisung des Kompasses noch stimmt. Eventuell wird die nötige Korrektion angebracht.

Wir wollen nun das Schiff aus dem Hafen fahren lassen. So lange noch Land in Sicht ist, muß zwar die Führung des Schiffes wegen des gewöhnlich noch niedrigen Fahrwassers eine besonders sorgfältige sein, andererseits aber zeigen eine große Menge von Seezeichen (Bojen) aller Art den richtigen Weg so genau an,

daß es selbst in finsterner Nacht eben nur der nötigen Aufmerksamkeit bedarf, um bis in die offene See hinauszufinden.

Dann sind namentlich die Leuchttürme von größter Wichtigkeit. Es ist nur wenig bekannt, wie verschiedenartigen Aufgaben solch ein Leuchtturm zu genügen hat. Meistens glaubt man, daß er nur ein großes Feuer ist, welches durch weiter nichts als seinen weitbin leuchtenden Schein die Nähe des Landes dem Schiffer verkündigen soll. In Wirklichkeit besteht die Laterne des Leuchtturmes aus



Peilung eines Leuchtturmes.

einem komplizierten System von großen Prismen und Blenden, welche letztere durch ein Uhrwerk in ganz bestimmter Weise vorgeschoben oder zurückgezogen werden, um dadurch die verschiedenartigsten Signale zu geben. Ein Leuchtturm z. B., der wie jener in der Wesermündung befindliche „Roter Sand-Leuchtturm“ die bestimmte Aufgabe hat, Schiffe durch den engen Weg des tieferen Fahrwassers der Weser zu führen, wirft einen schmalen Lichtstrahl nur in dieser Richtung. Rechts und links von dem schmalen Lichtstreifen zucken in bestimmten Intervallen rote Lichtblitze auf, dem Schiffer nicht nur mittheilend, daß er vom rechten

Schiffer zu führen, so müssen sich diese Feuer eben durch die Art ihres zeitweiligen Aufblinkens voneinander unterscheiden.

In der That ist jeder Leuchtturm der Welt mit seinem ihm eigentümlichen Blinkfeuer-System versehen, worüber das Buch „Die Leuchtfeuer der Erde“ genaue Auskunft giebt. Diese Blinkfeuer können aber noch vielen anderen Zwecken dienen. So können beispielsweise in einige Häfen größere Fahrzeuge nur zur Flutzeit einlaufen. Hier giebt der Leuchtturm dem noch in weiter Ferne befindlichen Schiffe an, wie hoch im Augenblick der Wasserstand im Hafen ist. Endlich haben die



Das Loggen.

Kurse abgewichen ist, sondern auch ob er rechts oder links zu steuern hat, um den Leitstrahl wieder zu erreichen. Da an den Ufern der Weser noch eine Anzahl anderer Leuchtfeuer errichtet sind, um den

Leuchttürme den Zweck, den Ort des Schiffes ermitteln zu helfen, welches nach längerer Ozeanfahrt zuerst wieder Land in Sicht bekommt.

Auf hoher See ist die Kenntniss der

Lage des Schiffes ja selbstverständlich bei weitem nicht mit derselben Genauigkeit nötig wie in der Nähe des Landes. Es ist deshalb die wichtigste Aufgabe des Seemanns, sobald er zuerst wieder Land in Sicht bekommt, seinen Schiffsort einer besonders genauen Kontrolle zu unterwerfen. Unter Umständen genügt hierzu die Beobachtung eines einzigen Leuchtturmes. Die Eigentümlichkeit seiner Lichtsignale giebt zunächst seinen Namen und Ort an. Der Seemann peilt nun das Feuer, das heißt, er bestimmt die Richtung, in welcher er daselbe in Bezug auf die Weisung seines Kompasses sieht. Diese Richtung trägt er als Linie, welche vom Leuchtturm ausgeht, auf seiner Seekarte ein. Nun hat er aber gleichzeitig beobachtet, wann das Feuer zuerst am Horizonte anstauchte. Dieses geschieht wegen der Kugelgestalt der Erde in einer ganz bestimmt zu berechnenden Entfernung vom Leuchtfeuer. Der betreffende Umkreis ist gewöhnlich auf der Seekarte angegeben. Da also, wo die vorhin gezogene Linie diesen Leuchtkreis schneidet, befindet sich das Schiff. Hat man diesen Moment des ersten Aufleuchtens versäumt und ist es nicht mehr so finstere Nacht, daß der gewöhnlich sich scharf abgrenzende Meereshorizont nicht sichtbar wäre, so kann man die scheinbare Höhe des Feuers über dem Horizonte mit dem Sextanten messen, und diese giebt die Entfernung von demselben bei der bekannten wahren Größe des Leuchtturms durch eine Tabelle an. Einfacher und sicherer wird noch die Bestimmung des Schiffsortes, wenn man zwei Leuchtfeuer zugleich sieht. Man braucht dann ihr Aufleuchten am Horizonte nicht mehr zu bestimmen, sondern peilt beide Feuer und zieht beide betreffenden Linien auf der Seekarte; der Schnittpunkt ist der Schiffsort.

Selbst wenn die dem Seemann so ungewein gefährlichen Nebel austreten, verfolgen die Leuchttürme ihre Aufgabe der Orientierung noch weiter, so gut es geht, indem sie Schallsignale verschiedener Art geben, durch große Glocken, durch Nebel-

hörner, Sirenen oder endlich durch Kanonenschüsse und andere Knallsignale. Diese werden wieder bei jedem Leuchtturm in verschiedener Weise gegeben, und der Umkreis ihrer Hörbarkeit ist gleichfalls bekannt.

Wir wollen nun das Schiff weiter verfolgen in die offene See hinaus, in welcher alle diese Hilfsmittel in unerschöpfbarer Ferne hinausrücken. Der letzte Leuchtturm ist verschwunden, der einsame Wächter dort oben hat das Schiff mit seinem Fernrohr verfolgt und es telegraphisch gemeldet, daß nun der letzte Faden zerschnitten wurde, welcher das Fahrzeug mit der civilisierten Welt verband. Tage und Wochen lang soll nun das schwankende Menschenwerk, abgetrennt von aller menschlichen Hilfe, den Verderben drohenden Elementen preisgegeben, seinen Weg durch die endlose Wasserwüste sicher und zugleich auch möglichst schnell finden. Die Bevölkerung einer kleinen Stadt beherbergen oft die Planken solches Fahrzeuges. Bis fünfzehnhundert Passagiere finden auf unseren heutigen größten transatlantischen Dampfern Platz, ungeachtet der aus circa dreihundert Köpfen bestehenden Mannschaft. Sie alle erwarten mit Spannung das Ende der Reise und zählen die Stunden bis zu dem Momente, in welchem sie der Welt und der Menschheit wiedergegeben werden und ihre Thätigkeit, ihre Einflüsse auf das Weltgetriebe wieder wirken lassen können. Der Kapitän und seine Offiziere dort oben auf der Kommandobrücke haben Tag und Nacht, in Sturm und Wetter an der exponiertesten Stelle des Schiffes ausharrend dafür zu sorgen, daß die Hoffnungen dieser Hunderte, welche ihr Schicksal ihnen anvertraut haben, nicht zu Schanden werden. Wie können sie diese große Verantwortung übernehmen?

Zunächst ist es wieder der Kompaß, der treueste Begleiter des Seemanns, der ihm den weiteren Weg weist. Die Peilung des letzten Leuchtturmes hat ihn in den richtigen Anfangskurs gebracht,

welchen ihm seine Steuertabelle vor- | Süd-Weisung des Kompasses eintrat, und
schreibt. Die alten Seefahrer haben sich | hielten diesen Winkel bis zum Ende der
nun damit begnügt, von vornherein einen | Fahrt fest, so gut es eben ging. Strö-



Die deutsche Seewarte in Hamburg.

Kurs einzuschlagen, der sie nach den Wei- | mung und Wind mußten sie ja obnehin
sungen der Magnetnadel in ihrer Mei- | auf offener See in unberechenbarer Weise
nung geradeswegs auf ihr Ziel zuführte, | deroutieren, so daß sie fast immer das
das heißt, sie drehten eben das Schiff, | Land eine beträchtliche Anzahl von See-
bis der gewünschte Winkel mit der Nord- | meilen entfernt von dem gewünschten

Hafen wieder erblickten und sich nun je nach den Umständen weiter orientierten.

Bei unseren heutigen Anforderungen einer möglichst schnellen Fahrt kann man natürlich in so roher Weise nicht mehr vorgehen. Abgesehen davon, daß, wie wir ja wissen, die Magnethadel an jedem Orte der Erde eine andere Abweichung zeigt und man deshalb, wollte man der Weisung des Kompasses folgen, in Wirklichkeit eine komplizierte Kugellinie beschreiben würde, so ist außerdem der Weg, den ein ideeller Kompaß mit konstanter Mißweisung sähren würde, wenn man mit ihm den gleichen Kurs unverändert festhielte, durchaus nicht der kürzeste auf der kugelförmigen Erde. Auf den uns gewöhnlich vorliegenden Landarten nach Merkators Projektion würde allerdings solcher Kurs eine gerade Linie bilden. Auf der kugelförmigen Erde dagegen stellt sie sich als Schraubenlinie dar, von den Mathematikern Logodrome genannt, die auf ihren Anfangspunkt niemals wieder zurückführt. Der kürzeste Weg auf der Kugel ist immer der sogenannte größte Kreis, wie ihn der Äquator und die Meridiane bilden. Um einen solchen zu befahren, muß das Schiff auch bei Rechtsweijung seinen Kurs beständig ändern. Die Kursstabelle giebt deshalb an, in welchen Entfernungen vom Ausgangspunkte der Reise auf offener See der Kurs jedesmal zu ändern ist. Es kommt also nun darauf an, diese Entfernungen vom Ausgangspunkte bei zunächst gleichbleibendem Kurse zu bestimmen.

Zu diesem Ende verfährt der Seemann folgendermaßen: er mißt zunächst die Geschwindigkeit des Schiffes in einem gewissen kleinen Zeitintervalle, gewöhnlich wählt man hierzu aus gewissen Gründen der Vereinfachung der Rechnung vierzehn Sekunden. Die Geschwindigkeit innerhalb dieser Zeit wird nun in der Regel durch das sogenannte Log bestimmt. Das Log besteht aus einem einfachen Brettchen in der Form eines Kreissegmentes, welches derart beschwert ist, daß es sich im Wasser senkrecht stellt, ohne gänzlich unterzu-

tauchen. An diesem Brettchen ist die Logleine befestigt, und an dieser wieder befinden sich in bestimmten Zwischenräumen Fäden geknüpft, die sogenannten Knoten. Zur Logvorrichtung gehört nun noch eine Sanduhr, welche gerade vierzehn Sekunden lang läuft. Das Logbrett wird über Bord geworfen und im gleichen Moment die Sanduhr in Thätigkeit gesetzt. Abbildung S. 759 zeigt diesen Vorgang. Da das Logbrett, wie gesagt, sich senkrecht zur Wasseroberfläche stellt, wird es nahezu an derselben Stelle stehen bleiben, an welcher es über Bord geworfen wurde, während das Schiff seinen Weg fortsetzt. Die Leine läuft von einer Rolle ohne erhebliche Hemmungen ab, und man zählt die Anzahl der Knoten, welche innerhalb der vierzehn Sekunden abgelaufen sind. Die Zeit- und Knotenlänge ist nun so bemessen, daß die Anzahl der Knoten unmittelbar angiebt, wie viel Seemeilen das Schiff in der Stunde bei der jeweiligen Geschwindigkeit zurücklegt. Das Loggen wird natürlich häufig wiederholt, um dadurch die Veränderungen der Schiffsgeschwindigkeit genügend berücksichtigen zu können.

Diese bereits seit sehr langer Zeit angewandte Methode versagt indes ihren Dienst bei den modernen transatlantischen Dampfern, welche heutzutage mit Eilzugsgeschwindigkeit die Wogen durchschneiden. Die Logleine kann dabei nicht genügend hemmungslos abrollen, und das Logbrett muß infolgedessen mitgerissen werden. Man bedient sich deshalb bei diesen großen Dampfern einer Rählvorrichtung, welche die Anzahl der Umdrehungen der Schiffsschraube angiebt. Jede Umdrehung bringt eben das Schiff um ein ganz bestimmtes Stück weiter, und nur bei starkem Schwanken des Schiffes wird das Verhältnis der Geschwindigkeit der Schraubenumdrehungen zum zurückgelegten Wege sich merklich verändern und deshalb bis zu einer gewissen Grenze unberechenbar werden können.

Nachdem wir auf diese Art Mittel gefunden haben, den auf einer geraden Linie

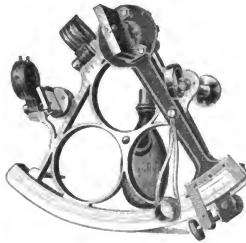
zurückgelegten Weg des Schiffes für eine bestimmte Zeit zu ermitteln, können wir offenbar durch ihn und die durch den Kompaß gegebene Richtung den Ort des Schiffes auf unserer Seekarte jederzeit einzeichnen. In der Steuerweisung des Schiffes ist angegeben, wie viele Seemeilen man in einer bestimmten geraden Richtung oder, genauer definiert, bei einer bestimmten, gleichbleibenden Weisung des Schiffskompasses zu fahren hat, und wie man, nachdem dieselben wirklich zurückgelegt sind, alsdann seinen Kurs ändern muß.

Man erkennt, daß es auf diese Weise möglich ist, einen vielfach vorher schon befahrenen Weg, auf dessen ganzer Länge man die Veränderlichkeit der Kompaßweisung kennt, zu finden, und häufig genug bildet diese Methode die einzige Möglichkeit der Orientierung, wenn eben das Wetter keine astronomischen Kontrollbeobachtungen zugelassen hat.

Daß jedoch diese sogenannte Schiffsbestedrechnung unter Umständen recht mißliche und unsichere Resultate geben kann, wird man ohne weiteres begreifen. Zunächst ist der Kompaß ein immerhin große Unsicherheiten einschließendes Instrument. Seine Weisung kann sich durch Veränderlichkeiten des Schiffsmagnetismus, den sogenannten subpermanenten Magnetismus, der den Seelenten sehr viel Kopfzerbrechens macht, in vorher unberechenbarer Weise auf der Fahrt verändern. Man kann dies sofort erkennen, wenn die Sonne oder die Gestirne sichtbar sind, indem man, wie schon früher erwähnt, Peilungen derselben während der Fahrt vornimmt. Nun ist dies aber nicht die einzige Unsicherheit der Schiffsbestedrechnung. Der Kompaß kann

funktionieren und die Schiffsgeschwindigkeit gut bestimmt worden sein, während das Schiff dennoch einen anderen Kurs verfolgte als den angegebenen, so daß es also nicht genau die Richtung innehielt, nach welcher sein Kiel orientiert ist. Es sind die Strömungen und der Wind, welche das Schiff seitlich versetzen, und diese Einwirkungen können, namentlich bei starkem Sturm, unberechenbar groß werden. Hier müssen also andere Methoden eingreifen.

Eine solche, welche in nicht allzu großen Entfernungen vom Lande oder gefährlichen Untiefen stets angewandt werden kann, ist das Loten. Die Tiefe des Oceans ist auf den befahrenen Linien genau bekannt: da, wo auf offenem Meere unter dem Schiffe große Tiefen liegen, hat es der gewöhnliche Seefahrer, welcher keine wissenschaftlichen Untersuchungen anstellen will, natürlich nicht nötig, Lotungen vorzunehmen. Hierzu wür-



Der Spiegelsextant.

den ganz besondere Apparate gehören und namentlich Zeit, weil das Schiff bei solchen Lotungen still stehen müßte, damit das Lot senkrecht hinabfallen kann. Bei geringeren Tiefen dagegen, wie beispielsweise die der Nordsee in den gewöhnlich zwischen Deutschland und England befahrenen Linien, ist das Lot ein außerordentlich wichtiges und bequemes Mittel zur Orientierung. So zieht sich durch die ganze Nordsee hin eine nicht sehr breite Furche von einigen vierzig Metern Tiefe, welche zu beiden Seiten von einem sehr viel weniger tiefen Walle begrenzt wird. Innerhalb dieses Grabens, der vielleicht ein versunkenes Flußbett eines urweltlichen Stromes ist, haben die Schiffe mit größerem Tiefgange zu fahren. Geringe Abweichungen vom richtigen Kurse werden hier durch das Lot sofort angezeigt.

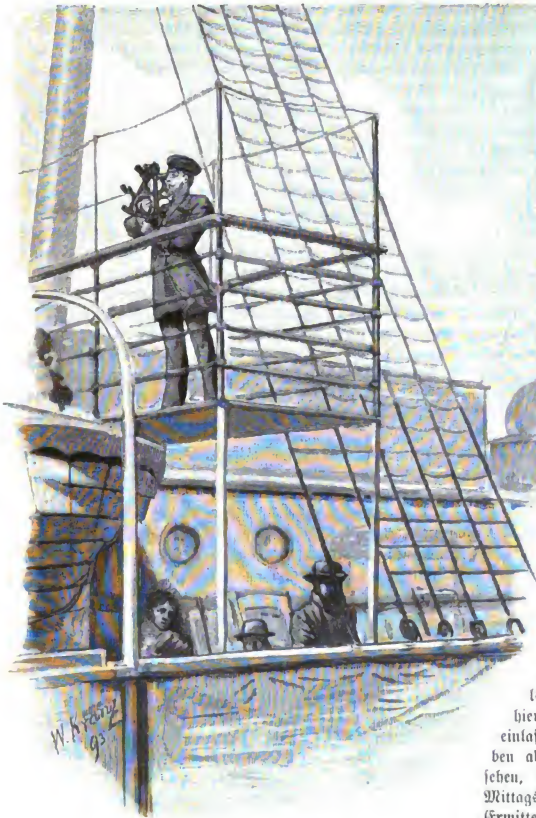
Die modernen Schnelldampfer können nun wieder ähnlich wie bei Gelegenheit des Vogs auch die gewöhnliche Methode des Lotens nicht verwenden. Sie dürfen ihre Geschwindigkeit deswegen nicht vermindern, die Lotleine würde sich infolgedessen ganz schräg stellen und ihre Länge keineswegs die richtige Meerestiefe angeben. Man bedient sich deshalb zum Loten eines ebenso einfachen als sinnreichen Apparates, der nur aus einer oben zugeschmolzenen Glasröhre besteht, deren Wände innen mit einer durch das Seewasser leicht abgelösten Farbschicht versehen sind. Diese Glasröhre wird mit einer schützenden Messinghülse umgeben und mit ihrem offenen Ende nach unten ins Meer versenkt. Sobald das Gewicht, mit welchem die Röhre beschwert ist, auf den Grund stößt, bemerkt man dies an einem deutlichen Rnd. Man zieht nun alles wieder herauf und bemerkt dann, daß der Farbstoff in der Röhre bis zu einer gewissen Höhe verschwunden ist. Bis zu dieser drang infolge des Druckes der überliegenden Wassermassen das Wasser in der Röhre empor und presste im entsprechenden Maße die darin befindliche Luft zusammen. Wie weit dies für bestimmte Meerestiefen geschehen muß, wurde vorher genau ermittelt, und eine entsprechende Skala befindet sich an Bord, auf welche die Glasröhre nur gelegt zu werden braucht, um an derselben abzulesen, bis zu welcher Tiefe das Lot hinabgetaucht war. Während dieser ganzen Manipulation braucht die Schiffsgeschwindigkeit nicht vermindert zu werden. Das Lot hat zugleich eine Probe vom Meeresgrunde mit heraufgebracht. Da nun dieser ebenso wie die verschiedenen Teile eines Gebirgszuges sehr verschiedenen Charakter aufweist, bildet auch die Beschaffenheit dieser Meeresgrundprobe eine willkommene Kontrolle.

Alle diese Methoden mehr mechanischer Art können nun die Genauigkeit und Sicherheit nicht answiegen, welche die astronomische Bestimmung des Schiffsortes bietet, wenn die Sonne während

der Fahrt einige Stunden lang sichtbar gewesen ist. Der Astronom auf seiner einsamen Sternwarte, wo er mit seinen unerschütterlich fest fundierten Instrumenten die Bewegungen der Gestirne unausgesetzt verfolgt, um ihre Gesetze zu bestimmen und nach ihnen ihre Lage für eine beliebige Zeit im vorhinein berechnen zu können, der Astronom begleitet im Geiste den Seemann und giebt ihm allein das sichere Geleite über die offene, unermeßliche Wasserfläche. Ohne die seit mehr als zwei Jahrtausenden gesammelten Erfahrungen des Astronomen wäre es unmöglich, dem Seemann jene sicheren Hilfsmittel zur Hand zu geben, die ihm ganz unentbehrlich geworden sind.

Daß nun diese geographischen Ortsbestimmungen zur See keine ganz einfache Sache sind, und daß man dieselben, will man näher darauf eingehen, nicht ohne die vom Laien gar sehr gefürchteten mathematischen Ausdrucksweisen und Formeln darstellen kann, ist wohl bekannt. Aber es wird doch möglich sein, auch ohne diese Hilfsmittel eine klare Vorstellung wenigstens von den Principien solcher Bestimmung zu gewinnen.

Obgleich sich leider heutzutage der Großstädter um die Bewegung der Gestirne und selbst der mächtigen Sonne, von deren Wohlthaten doch sein Wohl und Wehe, ihm meistens unbewußt, so tausendfältig abhängt, nicht zu bekümmern pflegt, so weiß am Ende doch wohl jeder, daß die letztere am Mittag am höchsten steht. Dies ist nun zwar keineswegs so unbedingt richtig, und sollte es einmal jemand einfallen, durch fortgesetzte und genauere Beobachtungen der Schattenlänge eines hohen, senkrecht stehenden Gegenstandes die Mittagszeit zu bestimmen und sie alsdann mit der ermittelten Ortszeit auf der Sternwarte vergleichen, so wird er stets Differenzen entdecken, die unter Umständen bis zu einer Viertelstunde ansteigen, und nur viermal im Jahre, um die Mitte April und Juni herum, dann Ende August und Dezember wird die mittlere Ortszeit, die ja übri-



Beobachtung mit dem Sextanten.

gens nun gottlob seit dem 1. April 1893 abge schafft ist, mit der astronomischen übereinstimmen. Es wird vielleicht vielen bekannt sein, daß dies eine Folge der Zeitgleichung ist, welche durch die manchmal beschleunigte, manchmal verzögerte Bewegung der Erde um die Sonne

Dieses ist nun selbstverständlich auch nur für den bestimmten Ort die Mittagszeit. Wir wissen es ja längst und haben es früher auf vielen Reisen als höchst unbequem erfahren, daß es um so früher Mittag wurde, je mehr wir nach Osten gingen, später dagegen bei der Reise nach

in ihrer Bahnellipse entsteht. Auf diese astronomischen Subtilitäten wollen wir uns hier weiter nicht einlassen. Wir haben aber dabei gesehen, daß man die Mittagszeit eben durch Ermittlung der höchsten Höhe der Sonne bestimmen kann.

Westen. Die mitteleuropäische Zeit hat diesen Uebelständen abgeholfen. Die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse ist ja die eigentliche Uhr, nach welcher sich alle übrigen richten. Denken wir uns nun einmal rings um die Erde herum an ihrem Äquator die Zahlen eines Uhrzifferblattes angebracht, aber nicht zwölf Stunden, wie es unpraktischerweise bei unseren Uhren eingerichtet ist, sondern vierundzwanzig Stunden. Die Zahl zwölf soll da sein, wo wir uns befinden, und hier bringen wir einen Zeiger an der Erdoberfläche an. Wenn dieser Zeiger auf die Sonne weist, welche wir zunächst am Himmel feststehend denken wollen, während wir nur durch die tägliche Umdrehung der Erde uns um den Mittelpunkt der letzteren drehen, so ist es eben in diesem Augenblicke Mittag bei uns. Nach einer Stunde erst kann ein Zeiger, der auf dem Einuhrpunkt am Äquator ähnlich wie vorhin der unserige angebracht war, auf die Sonne zeigen, und dieser Punkt hat alsdann Mittag, zwei Stunden später der Zweihuhrpunkt u. s. w. Die vierundzwanzig gleich weit voneinander entfernten Stundenpunkte rings um den Äquator herum stehen nun, da der ganze Äquatorumfang 5400 Meilen beträgt, um den vierundzwanzigsten Teil dieser Größe, das heißt 225 Meilen voneinander ab.

Wir ersehen hieraus unmittelbar, daß wir den Abstand zweier Orte auf dem Äquator in Meilen sofort ganz genau angeben können, wenn wir nur wissen, um wieviel in ein und demselben Augenblicke ihre Ortszeiten voneinander abweichen. Bei einer Stunde Mittagsunterschied wären es 225 Meilen, bei vier Minuten 15 Meilen, welche letztere Entfernung gerade einem geographischen Längengrade entspricht. Entfernungs-Bestimmungen kann demnach auf Reisen selbst jeder Laie vornehmen, wenn er sich dabei eben auf jene subtilen Vorarbeiten des Astronomen stützt, durch welche wir in civilisirten Städten stets über die genaue Zeit orientiert sind. Wir stellen an dem ersteren

Orte unsere Uhr genau nach Ortszeit ein, reisen an den zweiten Ort und sehen nach, um wieviel nun dieselbe von der dortigen Ortszeit differiert; die Stunden mit 225, die Minuten mit $3\frac{3}{4}$ multipliziert, geben uns die Meilenzahl der Entfernung.

Dieses ist, wie oben schon mehrfach betont, nur auf dem Äquator richtig. Jeder andere Parallelkreis der Erde hat einen anderen Umfang. Auf jeder von 0 Grad verschiedenen geographischen Breite haben wir also die Meilenzahl, mit welcher wir die Zeit multiplizieren, zu verändern. Um wieviel sich nun die verschiedenen Breitengrade verjüngen, ist begreiflicherweise genau zu bestimmen. Wie dies geschieht, braucht hier wohl nicht aneinandergesetzt zu werden. Wir können also durch dieses höchst einfache Mittel und mit Benutzung der Thätigkeit des Astronomen überall auf der Erde die Entfernung zweier Reiseziele in Meilen angeben, jedoch zunächst nur unter der Voraussetzung, daß wir auf der Reise unsere geographische Breite nicht verändern. Der Seemann macht diese Bestimmung unter gewöhnlichen Umständen mit Hilfe seines Chronometers. Wir haben schon früher gesehen, wie sorgsam derselbe am Lande untersucht worden ist und wie man sich möglichste Sicherheit darüber verschafft, daß der Chronometer stets Greenwicher Zeit angiebt. Er befindet sich auf Schiff in einem doppelten Kasten derartig aufgehängt, daß er vor Feuchtigkeit, zu schnellen Temperaturwechseln und vor den Stößen und dem Schaukeln des Schiffes geschützt ist.

Es kommt also nun noch darauf an, die Zeit des Schiffsmittags zu bestimmen. Der Moment des höchsten Standes der Sonne an diesem Tage ist dieser Mittag. Man findet diese höchste Höhe durch Winkelmessungen, die mit dem sogenannten Spiegelsextanten vorgenommen werden.

Der Sextant hat seinen Namen daher, daß sein Hauptteil den sechsten Teil eines Kreises bildet, welcher in Metall ausge-

führt ist und eine Teilung in Grade und Minuten besitzt. Auf dieser Kreisteilung bewegt sich ein in der Mitte des Kreises befestigter Zeiger. Eine besondere Vorrichtung von Spiegeln funktioniert nun derartig, daß man in dem kleinen Fernrohr, welches sich gleichzeitig an dem Sextanten befindet, die Linie des Horizontes zugleich mit der Sonne sehen kann, wie hoch sich dieselbe auch befinden mag. Das Bild der Sonne in den Spiegeln des Sextanten ist nun mit dem vorerwähnten Zeiger zugleich verschiebbar, so daß man den Rand der Sonne mit dem Horizont in Berührung bringen kann. Ist dies geschehen, so giebt der Zeiger auf der Kreisteilung unmittelbar die Höhe der Sonne in Graden und Minuten an. Das Instrument hält der Seemann in freier Hand, es ist also bei jeder Bewegung des Schiffes brauchbar. Doch gehört eine begrifflicher Weise nicht geringe Übung dazu, es auf bewegter See mit Erfolg anzuwenden.

Da nun um Mittag selbst die Höhe der Sonne sich nur wenig ändert, und insolgedessen die Zeit des eigentlichen Mittags nur mit großer Unsicherheit bestimmt werden könnte, so wird man besser thun, die Sonnenhöhe in der Nähe des Horizontes zu bestimmen. Es giebt daun mathematisch sichere Methoden, aus zwei solcher Höhenmessungen die Zeit der höchsten Höhe für den Tag zu berechnen. Ist die geographische Breite bekannt, so genügt selbst eine einzige Messung, um die Ortszeit zu bestimmen. Der Unterschied zwischen dieser Ortszeit und derjenigen des Schiffschronometers giebt dann unmittelbar die Längendifferenz mit Greenwich an. Man kann also sagen, auf welchem Meridian der Erde sich das Schiff im Augenblick befindet. Es kommt noch darauf an, den Parallelkreis, das heißt die geographische Breite, zu finden. Dieses geschieht wieder durch Höhenmessung der Sonne.

Jedermann weiß, daß die Sonne in den verschiedenen Zonen der Erde verschieden hoch emporsteigt. Sie verändert

zwar auch für einen bestimmten Ort ihre höchste Tageshöhe mit den Jahreszeiten, aber diese Bewegungen sind begrifflicher Weise längst genau bekannt und für jeden Ort der Erde dieselben. Überall ändert die Sonne zwischen Sommer und Winter ihre höchste Höhe um 47 Grad. So erreicht die Sonne zu Winters Anfang in Berlin eine Höhe von 14 Grad, zu Sommers Anfang steigt sie bis zu 61 Grad über den Horizont. Differenz $61 - 14 = 47$ Grad. Die höchste Höhe selbst ändert sich dagegen mit der geographischen Breite. Sie steigt um je einen Grad, wenn wir uns auf dem Meridian um einen Grad südlicher fortbewegen. Da also Berlin um $52\frac{1}{2}$ Grad, d. h. seiner geographischen Breite, vom Äquator absteht, so befindet sich also am 21. Dezember zu Mittag die Sonne unter dem Äquator in einer Höhe von $66\frac{1}{2}$ Grad, d. h. $52\frac{1}{2} + 14$ Grad, der höchsten Höhe in Berlin. Gehen wir dagegen um 14 Grad nördlicher von Berlin, also unter $66\frac{1}{2}$ Grad geographischer Breite, etwa nach Norwegen, so befindet sich dort die Sonne zu Mittag am Horizonte, sie geht gar nicht mehr auf.

Ich will den geduldigen Leser nun nicht weiter mit Zahlen quälen. Ich deute jedoch, daß er aus diesen Beispielen bereits ersehen hat, daß die Bestimmung der höchsten Höhe der Sonne an einem beliebigen Tage stets die geographische Breite zu bestimmen gestattet, unter welcher die Beobachtung stattfand. Hat nun der Seemann vorher seine Ortszeit ermittelt, so weiß er, wann es auf seiner Reise Mittag sein wird. Kurz vorher beginnt er deshalb die Sonne mit seinem Sextanten zu verfolgen, und wenn er sie noch langsam steigen sieht, den Gradzeiger ihr nachzuführen, bis sie zu sinken beginnt. Eine ganz einfache Rechnung ergiebt dann aus der Ablefung seines Sextanten die Breite seines Schiffes. Durch Breite und Länge ist nunmehr der Schiffsort astronomisch genau bestimmt.

Die angegebenen Methoden sind die

einfachsten, durchsichtigsten und deshalb sichersten. Es giebt jedoch noch eine große Anzahl anderer komplizierterer Wege zu dieser Erkenntnis, die unter Umständen notwendig eingeschlagen werden müssen, wenn man beispielsweise zu Mittag gerade die Sonne nicht sehen kann. Es muß endlich, da immer zwei Beobachtungen zur Ortsbestimmung nötig sind, die auf dem unbeirrt weiterfahrenden Schiffe an zwei verschiedenen Orten der Erde ausgeführt werden, diese Weiterbewegung gebührend berücksichtigt werden. Auf alle diese Komplikationen lassen wir uns hier jedoch nicht weiter ein. Wir wollen auch weiter nicht davon reden, welche Methoden zur Längenbestimmung unter solchen Umständen angewendet werden können und müssen, unter denen man der Angabe des Schiffschronometers nicht mehr trauen darf oder dieser gar stehen geblieben ist. Auch dann noch giebt es astronomische Methoden, die zu einem bestimmten Momente stattfindende Greenwicher Ortszeit zu finden. Es geschieht dies entweder

durch Beobachtung der Verfinsternung der Jupitermonde, deren Momente in Greenwicher Ortszeit in den Schiffshandbüchern voraus berechnet angegeben sind, oder durch sogenannte Mondstanzungen. Diese Methoden sind jedoch heute noch immer hin sehr unsicher. Sie werden deshalb auf See nur in extremen Fällen angewendet.

Nachdem während der Fahrt auf offener See durch diese astronomischen Methoden die Schiffsbestreckung so oft wie möglich verbessert worden ist, wird nun endlich am Ende der Fahrt wieder der erste Leuchtturm auftauchen. Wir wissen bereits, wie durch denselben der Ort des Schiffes sofort und zwar stets viel genauer bekannt wird als auf irgend eine andere Weise.

Der Seemann befindet sich nun auf sicherster Fahrt, die Seekarten, auf welchen alle diese Fixpunkte aufgezeichnet sind, führen ihn den Weg zum erwünschten Hafen. Seine Aufgabe und die unfehlige ist erfüllt.







September 1893.



Der Staub im Haushalte der Natur.

Don
Bernhard Dessau.

E ist eine charakteristische Eigentümlichkeit moderner Forschung, daß ihr nichts zu unbedeutend erscheint, um in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen zu werden. Das Niedrigste wie das Erhabenste sucht sie mit gleicher Liebe zu ergründen, und das eine wie das andere wird ihr eine Quelle theoretischer Wahrheiten und praktischer Erfolge. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um hierfür Belege aufzufinden. Selbst den Staub, der für unsere Voreltern nichts war als ein durch seine Allgegenwart lästiger Begleiter, dessen sie sich mehr aus einem unbestimmten Bedürfnis als aus klaren zielbewußten Motiven zu entledigen suchten, hat die nähere Untersuchung als einen ungemein wichtigen Faktor im Haushalte der Natur erkannt.

Der Staub läßt sich definieren als feste (oder auch flüssige) Materie irgend welcher Art im Zustande feinsten Verteilung. Er ist darum vor allem das schließliche Produkt der mechanischen Zerkümmernng aller möglichen Substanzen. Eine ergiebige Quelle des Staubes bildet das Getriebe menschlicher Thätigkeit: die Oberfläche der Straßen verwandelt sich unter unseren Füßen, unter den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen in Staub; von unseren Kleidern lösen sich kleine Fasern, von der Haut schuppenartige Gebilde ab. Die Abfälle der Haushaltungen werden mit der Zeit zu

Staub, Staub liefern die Fabriken, und auch die Kohlenpartikeln wie die kleinen Erdsföhen öligcr Substanzen, welche Hauptbestandteile des Rauches ausmachen, sind eine Art von Staub. Von den Pflanzen trennen sich ebenfalls unaufhörlich kleine Staubpartikeln; Sporen und Blütenstaub treten mitunter in solchen Mengen auf, daß sie dem Regen, mit dem sie zur Erde herabgelangen, eine gelbe oder rote Färbung verleihen können; eine Erscheinung, die zur Sage des Vntregens Veranlassung gegeben hat. Staub entsteht ferner durch die Verwitterung der Gebirge. Die Reibung des Windes gegen die Felsen, der Flüsse und Meere gegen ihre Ufer erzeugt Staub, welcher uns auf den Dünen und in den Wüsten in besonderer Mächtigkeit entgegentritt. Ja, die Erde erhält Staub aus dem Weltraume in Gestalt der Meteoriten und ihrer Zertrümmerungsprodukte. Auf den Schneefeldern Grönlands fand Nordenskiöld große Mengen eines eisenhaltigen Staubes, welchem er einen solchen Ursprung zuschreibt.

Außerdem giebt es schließlich noch eine Art von Staub, der sich nicht unter all diese Quellen einreihen läßt: es sind organisierte Wesen von mikroskopischer Kleinheit, welche niemals im Staube fehlen und trotz ihrer geringen Menge zu den wichtigsten Bestandteilen desselben zählen.

Ohne Übertreibung läßt sich also sagen,

daß der Staub von allenthalben stammt; in gleicher Weise findet er sich aber auch allenthalben vor. Unsere Hausfrauen bemerken zu ihrem Schrecken, daß selbst die bestverschlossenen Türen und Fenster kein Eindringen in die Wohnräume nicht verhindern; bringt ein Sonnenstrahl durch die Spalte des Fensterladens, so gewahren wir die tanzenden Partikeln, welche das auf sie fallende Licht zerstreuen und so den Weg des Strahles anzeigen; der Staub fehlt also auch in der Luft der Wohnräume nicht. Desgleichen ist er im Freien überall anzutreffen; die feinsten Teilchen werden von den Luftströmungen bis in die höchsten Regionen der Atmosphäre getragen, wo sich ihre Anwesenheit, wie wir noch sehen werden, an besonderen Erscheinungen kundgibt. Selbst die Gletscher und, wie wir erfahren haben, die polaren Schneefelder sind mit Staub bedeckt.

Seit etwa einem halben Jahrhundert hat die Wissenschaft begonnen, sich etwas näher mit dem Staub zu beschäftigen. Man begann damit, den Staub, der sich aus der in einem Gefäße eingeschlossenen Luft mit der Zeit auf den Boden des letzteren absetzt, zu sammeln; später filtrierte man die Luft durch Baumwollpfropfen, welche allen Staub zurückbehalten, und schließlich verwendete man zu dem gleichen Zwecke Schießbaumwolle, die nachher in Äther gelöst werden konnte, so daß nur der Staub zurückbleibt; dieser wird dann gewogen. Auf solche Weise fand z. B. Tiffandier in einem Kubikmeter Pariser Luft unmittelbar nach einem Regen sechs Milligramm, bei längerer Trockenheit dreiundzwanzig Milligramm feste Bestandteile — Ziffern, die allerdings für sich noch nicht viel bedeuten, solange wir weder die Anzahl gesonderter Staubpartikeln, noch deren chemische Zusammensetzung kennen. Über die letztere giebt eine Analyse Auskunft. Eine einfache Verbrennung gestattet zunächst, die organischen oder kohlenstoffhaltigen von den mineralischen Bestandteilen zu trennen; die letzteren, die etwa ein Vier-

tel bis ein Drittel des Ganzen betragen, setzen sich, wie ja zu erwarten, aus allen möglichen Objekten unserer Umgebung zusammen; wir finden darin Natron, Kalk, Magnesia, Thonerde, Quarz (sämtlich von den Pflastersteinen herrührend), Kochsalz, Eisenspäne u. s. w. Für die Hygiene ungleich wichtiger sind die organischen Bestandteile: all die Zerfallprodukte unserer Kleiderstoffe, der Tierexkremente auf den Straßen u. s. w., sowie namentlich auch Mikroorganismen, Schimmel-, Hefe- und Spaltpilze u. s. w. Diese Mikroorganismen nahmen längere Zeit hindurch das ganze Interesse, welches dem Staube zu teil wurde, für sich allein in Anspruch. Vor allem ist es von Bedeutung, ihre Anzahl in einem bestimmten Luftvolumen kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke wird der Staub aus dem betreffenden Raume auf einer mit Glycerin bedeckten Glasplatte gesammelt und in eine geeignete Nährlösung (Gelatine oder Bouillon) gebracht, wo jeder einzelne Keim sofort sich zu vermehren beginnt und bald zu einer ganzen Kolonie von Organismen anwächst. Diese Kolonien lassen sich dann mit Hilfe des Mikroskops zählen. Je nach der Reinheit der Luft findet man auf solche Weise bald nur ganz wenige, bald aber auch, namentlich in Krautensälen und in Räumen, die vielen Menschen gleichzeitig zum Aufenthalt dienen, Tausende dieser kleinen Pilze im Kubikmeter. Allerdings gehören dieselben sehr verschiedenen Gattungen an und sind nur zum kleinen Teil wirklich pathogen, d. h. Krankheitserreger. Unter diesen letzteren ist namentlich der Eiterbacillus im Staube der Wohnräume anzutreffen, aber auch der Tuberkelbacillus ist ohne Zweifel oft genug vorhanden, da Tiere durch Einimpfung des Staubes aus der Umgebung Lungenkranker häufig gleichfalls lungenkrank wurden.

Hier wollte man nun gewissermaßen die Quintessenz des Staubes erfassen haben. Ohne Zweifel ist ja die Anwesenheit des Bacillus einer der schrecklichsten und am meisten verbreiteten Krankheiten in dem

allenthalben vorhandenen Staube von enormer Bedeutung, zumal andererseits nachgewiesen ist, daß dieser Bacillus niemals aus einer Flüssigkeit lediglich durch Verdunstung der letzteren auf die Luft übergehen kann und daß auch der Atem Lungenkranker keine solche Übertragung bewirkt. Es kommt ferner hinzu, daß auch der vermutete Einfluß der Vererbung wohl sehr gering auszufallen ist, da sich viele Fälle von Lungenkrankungen, die früher auf Vererbung zurückgeführt wurden, ganz einfach ohne dieselbe erklären lassen. Den wahren Vermittler des Übels erkennen wir vielmehr in den Auswurfstoffen, welche durch die Unachtsamkeit der Kranken auf den Boden gelangen und nach dem Eintrocknen zu Staub werden und samt ihren Bacillen den Weg in gesunde Lungen finden. Es ist hier nicht der Ort, die Gefahr, die aus solcher Unachtsamkeit erwächst, näher zu präzisieren, wenn auch ein jeder den Arzt in der Bekämpfung derselben und in dem hierzu erforderlichen Werke der Aufklärung unterstützen sollte. Aber es wäre eine arge Übertreibung, wenn man mit den Bacillen etwa die Bedeutung des Staubes für erschöpft halten wollte. Von pathogenen Mikroorganismen finden sich im Kubikmeter Luft oft kaum einige Individuen (die allerdings auf einem geeigneten Nährboden bald zu Millionen anwachsen können); dagegen beträgt die Zahl aller Staubpartikeln überhaupt (die sich nach einem später zu beschreibenden Verfahren bestimmen läßt) in der außerordentlich reinen Berg- und Seeluft fast nie weniger als 200, innerhalb der Städte aber oft mehr als 100000 Partikeln im Kubikcentimeter, also die millionenfache Anzahl pro Kubikmeter!

Man gewahren wir allerdings, auch wenn wir von der Thätigkeit der pathogenen Mikroorganismen absehen, in den Beziehungen des Staubes zu unserem Körper für diesen zunächst ebenfalls nichts als Schädlichkeiten. Wir brauchen dabei noch keineswegs an die geradezu giftigen Staubsorten zu denken, welche in vielen

Industrien entstehen und trotz aller Vorsichtsmaßregeln ebensowenig wie die daselbst auftretenden giftigen Gase mit wirklichem Erfolg von den Lungen der Arbeiter ferngehalten werden können; auch der gewöhnliche Steinkohlenrauch enthält außer einem giftigen Gase, der schwefligen Säure, den lästigen Ruß und schädliche brenzliche Öle. Und selbst Materialien mineralischen Ursprunges, die an sich vollkommen harmlos sind, können auf rein mechanische Weise Schaden anstiften, wenn sie als Staub in der Luft verbreitet sind. Dies gilt z. B. von den winzig kleinen, aber oft scharfkantigen und spitzen Trümmern des Straßenpflasters, welche die Haut reizen, das Auge verletzen können oder in den Atemwegen kleine Wunden erzeugen, die nunmehr ihrerseits eine Pforte für das Eindringen der pathogenen Mikroorganismen bilden. Ja, eine große Menge derartigen Staubes, wie sie z. B. in den Werkstätten der Steinmetzen, in den Gipsmühlen, Zementfabriken, Nähnadelfabriken, Baumwollspinnereien, Hutfabriken u. s. w. erzeugt wird, kann schon durch ihre Anhäufung in den Athmungsorganen großen Schaden anrichten; es ist bekannt, wie häufig Erkrankungen dieser Organe bei den Arbeitern der genannten Industrien vorkommen. Eine eigenartige Gefahr besteht ferner in Mühlen, Kohlenbergwerken u. s. w., wo brennbare Materialien zu Staub zerfallen. Die Atmosphäre in solchen Räumen verhält sich, wenn der Staub nicht auf alle mögliche Weise beseitigt wird, vollständig wie eine Mischung von Luft und brennbaren Gasen, z. B. von Leuchtgas; ein Funke, der etwa von einem Mühlstein abspringt, kann das ganze Gemenge zur plötzlichen Entzündung bringen. In den Mühlen kehren, trotz aller Staubkollektoren, solche Staubexplosionen immer wieder; bekannt ist z. B. die Katastrophe, welche im Mai 1878 eine Mühle in Minneapolis zerstörte und achtzehn Personen das Leben kostete.

Man sieht, der Anlagen ist kein Ende. Aber dennoch wäre es ein Irrtum, voll-

ten wir deshalb dem Staube gewissermaßen jede Existenzberechtigung, jede wohlthätige Bedeutung absprechen. Nur müssen wir uns, um zu einer gerechten Würdigung des Staubes und seiner Rolle im Haushalte der Natur zu gelangen, nicht so sehr an den Arzt und Hygieniker — die Betreffenden mögen uns das verzeihen —, sondern an den Physiker wenden. Von diesem werden wir erfahren, welche eminent wichtige Aufgaben der Staub zu erfüllen hat, wie viel Schönes und Nützliches wir demselben verdanken; und wenn wir auch dabei in mancher Hinsicht den Staub von neuem als Schandstifter kennen lernen, so wird uns dafür wenigstens die Aussicht eröffnet, ihn mit Erfolg zu bekämpfen, wo wir seiner nicht bedürfen.

Um mit dem Schönen zu beginnen, so sei vor allem erwähnt, daß wir dem Staube das Blau des Himmels und die Farbenpracht der Dämmerungen verdanken. Sehen wir zu, auf welche Weise.

Es wurde bereits gesagt, weshalb wir den Staub, der die Luft unserer Wohnräume erfüllt, nur dann gewahr werden, wenn ein Lichtstrahl durch die Spalte eines Fensterlabens in diese Räume dringt: das Licht, welches auf die Staubpartikeln fällt, wird von deren unregelmäßiger Oberfläche nach allen Seiten, auch in unser Auge, zurückgeworfen; die im Vergleich zur Umgebung ungemein starke Beleuchtung läßt sie so sehr von jener abstechen. Nun pflanzt sich das Licht bekanntlich durch rapide Schwingungen, eine Art von Wellenbewegung des alles durchdringenden Äthers fort, und zwar unterscheiden sich die verschiedenen Farben, welche das Sonnenlicht zusammensetzen, durch die ungleiche Länge dieser Wellen. Die letztere beträgt zwar nur winzige Bruchteile eines Millimeters, konnte aber gleichwohl gemessen werden und wurde am kleinsten für Blau, am größten für Rot gefunden, während der gelben und grünen Farbe mittlere Werte entsprechen. In der Nähe der Erde sind nun die einzelnen Staubpartikeln groß genug, um

alle Arten von Wellen ziemlich gleichmäßig zurückzuwerfen, und daher unterscheidet sich das Licht, welches wir durch ihre Vermittelung empfangen, nur wenig von dem direkten Sonnenlicht. In den höheren Regionen der Atmosphäre existieren dagegen lediglich Staubteilchen — oder Eiskristalle, die gleichfalls eine Art von Staub sind — von außerordentlicher Feinheit (größere Partikeln würden bei dem geringen Luftwiderstand rasch herabsinken), und diese sind zwar im Stande, die blauen Wellen zurückzuwerfen und von ihrem Wege abzulenken, aber den roten, überhaupt den längeren Wellen gegenüber sind sie machtlos und lassen sie ungehindert passieren. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß uns das, was wir Himmel nennen, überhaupt nur durch das Sonnenlicht, welches dorthin gelangt und von da aus nach der Erde und in unser Auge zurückgeworfen wird, sichtbar ist; das Gesagte läßt uns verstehen, weshalb diese Reflexion nur oder vorzugsweise die blauen Strahlen betrifft. Fände eine Reflexion gar nicht statt, so müßte der Himmel, wenn wir nur nicht direkt nach der Sonne blicken, als ein völlig schwarzes Gewölbe erscheinen, an dem selbst bei Tage die Sterne als einzelne Funken sichtbar wären. Und in der That nähern wir uns um so mehr diesem Zustande, je höher wir in der Atmosphäre emporsteigen, je ärmer an Staub die noch über uns befindlichen Schichten sind.

Ein einfacher von dem Engländer Tyndall herrührender Versuch läßt die Nichtigkeit des Gesagten erkennen. Durch einen Glasrecipienten, welcher mit staubfreier Luft gefüllt ist, läßt Tyndall einen Strahl elektrischen Lichtes gehen. Sein Weg innerhalb des Gefäßes ist zunächst nicht sichtbar; wird aber jetzt innerhalb des Gefäßes eine Wolke von überaus feinem (und zwar weißem) Staube erzeugt, so erstrahlt dieselbe im prachtvollsten Himmelblau. Die blaue Färbung, welche milchige Flüssigkeiten oder der Rauch häufig zeigen, findet gleichfalls auf diese Weise ihre Erklärung.

Aus dem Gefagten ist ferner ersichtlich, daß auch die Strahlen, welche direkt von der Sonne zu uns gelangen, einem ähnlichen Schicksal nicht entgehen können; der Effekt ist aber hier gewissermaßen der umgekehrte: die Sonnenstrahlen büßen einen Teil ihres Blau ein und erscheinen darum reicher an Gelb und Rot, als dies außerhalb der Atmosphäre der Fall sein würde. Diese Wirkung muß sich um so mehr geltend machen, je näher die Sonne dem Horizonte, je größer also der Weg ist, welche ihre Strahlen in unserer Atmosphäre zurückzulegen haben. Eine einfache Überlegung zeigt ferner, daß dann auch diejenigen Strahlen, welche von der Erde aus betrachtet, der unmittelbaren Umgebung der Sonne angehören, eine ähnliche Färbung erhalten müssen. So erklärt sich die „goldene Abendsonne“ und die Dämmerung in ihrer feurigen Glut, welche dann mit dem Sinken des Tagesgestirnes durch zarte Rosatinten hindurch in das tiefe Blau des Abendhimmels übergeht.

Ja, noch mehr. Unsere Leser entsinnen sich vielleicht der Dämmerungsercheinungen der Jahre 1883 bis 1885, deren wunderbare Farbenpracht und ungewöhnliche Dauer die Aufmerksamkeit der ganzen civilisierten Welt auf sich zog. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Erscheinungen mit der gewaltigen Eruption des Krakatau-Vulkans, welche am 28. August 1883 den Sundaarchipel heimsuchte, in unmittelbarem Zusammenhange standen. Die Massen feinen Staubes, welche dieser Ausbruch emporjandte, sind bis in die höchsten Regionen der Atmosphäre gelangt, wo sie das Sonnenlicht auf alle mögliche Weise brechen und zurückwerfen mußten; aus anderweitigen Beobachtungen ist es wahrscheinlich, daß diese Staubwolken — wofern der Ausbruch „Wolke“ hier noch am Platze ist — außerordentlich lange dort oben verweilten, ja mit den oberen Luftströmungen mehrmals den Weg um die ganze Erde zurücklegten. Schließlich müssen sie zwar herabgefallen sein, aber es ist längst be-

kannt, wie sehr die Feinheit des Staubes dieses Ende verzögern kann. Entdeckte doch Ehrenberg 1828 in der Luft über Berlin Organismen, die aus Afrika stammten; der Rauch vom Brande von Chicago wurde bis an die Küste des Stillen Oceans beobachtet.

Der Staub ist ferner, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Hauptursache der Gewittererscheinungen. Mit voller Sicherheit ist allerdings die Entstehung der Gewitterelektricität noch nicht aufgeklärt, weil dabei, wie es scheint, verschiedene Faktoren beteiligt sind; unter diesen spielt aber jedenfalls die Reibung der Staubeilchen untereinander und an der Luft, in welcher sie sich bewegen, eine wichtige Rolle. Sieht man in Betracht, wie sehr in civilisierten Ländern mit dem Wachsen der Industrie und des Verkehrs, mit der Ausdehnung von Fabriken und Eisenbahnen die Staubproduktion gestiegen sein muß, so darf es uns nach dem Gefagten nicht wunder nehmen, wenn die Statistik z. B. für Norddeutschland von einer bedeutlichen Zunahme der Gewitterhäufigkeit und der Blitzschläge zu berichten weiß. Ja, nach einigen Gelehrten ist sogar das Polarlicht — bekanntlich ebenfalls eine elektrische Erscheinung — vielleicht nur deshalb auf der nördlichen Halbkugel so viel häufiger als auf der südlichen, weil auf dieser die Weltmeere so viel ausgebehnter sind als auf jener und darum weniger Gelegenheit zur Staubentwicklung, sowohl durch die Verwitterung der festen Erdoberfläche wie durch die Thätigkeit des Menschen, gegeben ist.

Die Aufgabe dieses wichtigen meteorologischen Faktors ist aber auch damit noch nicht erschöpft. Es kann heute kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß sogar der Regen nur durch die Existenz des Staubes möglich ist. Der Regen entsteht bekanntlich durch die Verdichtung des Wasserdampfes, welche — das sagen uns die Lehrbücher — dann eintritt, wenn die Luft mit diesem Dampfe gesättigt ist. Jeder begrenzte Raum, mag derselbe Luft enthalten oder völlig leer

sein, kann bei einer bestimmten Temperatur nicht mehr als eine ganz bestimmte Menge Wasser als Dampf aufnehmen, welche letzterer, sobald dieses Maximum erreicht ist, gesättigt heißt. Je höher die Temperatur, desto mehr Dampf bedarf es zur Sättigung. Umgekehrt folgt hieraus, falls man den bei einer gewissen Temperatur gesättigten Dampf abzukühlen versucht, daß ein Teil desselben sich als flüssiges Wasser ausscheiden sollte; und das tritt wirklich in der Regel ein, wenn man das Experiment ausführt: es bildet sich der im gewöhnlichen Leben sogenannte Dampf, d. i. ein Gemenge aus flüssigen Wassertropfchen und wirklichem Wasserdampf, welche letzterer keine weiße Wolke, sondern ein durchsichtiges und farbloses Gas ist. Auf die geschilderte Weise erfolgt der Vorgang, wie gesagt, in der Regel; man wußte aber schon seit lange, daß manchmal der Wasserdampf sich übersättigen oder bis unter die Temperatur, bei welcher er gesättigt wäre, abkühlen läßt, bis schließlich durch einen geringfügigen Anstoß die Verdichtung plötzlich, aber zu zusammenhängenden Wassermaßen, nicht mehr zu einzelnen Tropfen geschieht. Die Untersuchungen von N. von Helmholtz und dem Engländer Mitton haben die Ursache dieses verschiedenen Verhaltens aufgeklärt: sind Staubpartikeln in dem Raume vorhanden, so wirkt jede derselben als ein Anzapfkerne, auf welchem der Wasserdampf sich zu Tropfen kondensieren kann (die natürlich zunächst um so kleiner ausfallen, je größer die Zahl der Anzapfkerne); fehlen aber die letzteren, so tritt zuerst Übersättigung und dann endlich die angegedeutete gewaltsame Verdichtung ohne Tropfenbildung ein.

Ein einfaches Experiment läßt die Notwendigkeit der Anzapfkerne erkennen. Leitet man in einen Glasballon, welcher gewöhnliche, also staubhaltige Luft enthält, Wasserdampf, so kühlt sich dieser ab, und wir sehen die bekannte weiße Wolke, die mit der Zeit sich niederschlägt, wobei mit jedem Wassertropfen zugleich ein Staubtorn der Luft entzogen wird. Ein Teil

des Staubes ist jedoch noch nicht in Aktion getreten, und so läßt sich, ohne daß man neue Luft einführt, der Versuch mit demselben Resultat wiederholen; mit jeder neuen Wiederholung werden aber die Tropfen größer und weniger zahlreich, die Verdichtung wird schwieriger und bleibt schließlich, aus Mangel an Anzapfkernen, lange aus, bis die Bedingungen für den gewaltsamen Abschluß gegeben sind. Und ebenso würde in unserer Atmosphäre, wäre dieselbe vollkommen staubfrei, kein orbedeutlicher Regen zu Stande kommen; dafür aber würden die Fajern unserer Kleider, die Wände der Häuser als Anzapfkerne wirken und von Feuchtigkeit triefen, es würde eine drückende Schwüle herrschen, bis endlich ein Wolkenbruch die Luft wieder für einige Zeit von Wasserdampf befreite.

Mitton hatte den ungemein glücklichen Gedanken, den Vorgang der Anzapfkerne zur Zählung der Staubpartikeln in der Luft zu verwenden. Zu diesem Zweck wird die letztere, da der Gehalt an Staubpartikeln in der Regel sehr groß ist, zunächst in bestimmtem Verhältnis mit staubfreier Luft und mit etwas Wasserdampf innig gemengt, worauf man durch eine plötzliche Ausdehnung eine Abkühlung und eine Verdichtung des Wasserdampfes herbeiführt und den entstandenen Nebel sich niederschlagen läßt. In bestimmter Entfernung, z. B. einen Centimeter unterhalb der Glasbede des Apparats ist eine polierte Silberplatte von einem Quadratcentimeter Größe angebracht. Die auf derselben niedergeschlagenen Tröpfchen, deren jedes einem Staubteilchen entspricht, lassen sich mit Hilfe eines Mikroskops zählen; man kann annehmen, daß sie sämtlich aus dem Kubikcentimeter Raum oberhalb der Silberplatte stammen, und aus ihrer Anzahl ist somit auf diejenige der Staubpartikeln in der Luft zu schließen. Mitton hat seinem Apparat eine bequeme transportable Einrichtung gegeben und damit an einer Reihe von Orten Beobachtungen gemacht. In einem Kubikcentimeter englischer Zim-

merluft fand er Millionen von Staubkörnern, draußen im Freien bei trockenem Wetter 130000, nach einem Regen 30000 pro Kubikcentimeter. Er hat ferner im Gebirge und an der See, in der Schweiz, in Südfrankreich und in Italien solche Zählungen vorgenommen, doch können wir auf deren interessante Ergebnisse an dieser Stelle nicht näher eingehen und erwähnen nur, daß eine völlig staubfreie Luft nirgends gefunden wurde; die geringste Anzahl betrug etwa 50 Partikeln pro Kubikcentimeter.

Kehren wir nun nochmals zur Verdichtung des Wasserdampfes in unserer Atmosphäre zurück. Je nach der Temperatur und dem Verhältnis der Menge des Staubes zu der des Wasserdampfes muß natürlich der Vorgang verschieden ausfallen. Kitten hat gezeigt, daß unter Umständen der Staub den Wasserdampf an sich zieht, noch bevor die eigentliche Verdichtungstemperatur erreicht ist; dies geschieht namentlich bei warmem Wetter und viel Staub, und die Folge ist dann jener zarte Dunst, welcher an heißen Sommertagen die Landschaft wie mit einem Schleier überzieht. Bei verhältnismäßig wenigen Staubkörnern und viel Wasserdampf müssen dagegen, wie ohne weiteres ersichtlich, unmittelbar ansehnliche Tropfen entstehen, welche alsbald zu fallen beginnen und sich unterwegs noch mit anderen Genossen vereinigen: es ist der Regen, dessen alter Ruf, die Luft vom Staube zu reinigen, nach dem Gesagten vollkommen gerechtfertigt erscheint. Bei kühlerem Wetter dagegen, wenn schon eine geringe Menge Wasserdampf zur Sättigung ausreicht, kommt auf jeden Anzahlkern nur wenig davon und es bilden sich sehr zahlreiche und kleine Tropfen, die wegen ihrer geringen Dimensionen längere Zeit in der Luft schweben bleiben und den Nebel erzeugen. Bei der Entstehung der berüchtigten London fogs ist allerdings, außer dem Staub, dem Ruß und den im Rauch enthaltenen Ölen, in einer noch nicht ganz aufgekärten Weise auch die gasförmige schwefelige Säure

beteiligt. Die unsichtbare Ölschicht, mit welcher sich beinahe jedes Tröpfchen dieses Nebels überzieht, verzögert ferner dessen Auflösung und Verdunstung und ist wohl die Hauptursache, weshalb der Nebel über den Städten so viel hartnäckiger verweilt als auf dem Lande. Er soll nun zwar die wohlthätige Folge haben, die Luft nicht nur von dem Staube, sondern auch von den gasförmigen Verunreinigungen zu befreien, aber seine lange Dauer, seine manchmal schier undurchdringliche Dichte, welche jedes Versuches einer Beleuchtung zu spotten scheint, seine deprimierende Wirkung auf alles Lebende machen ihn in England, dem klassischen Lande der Nebel, zu einer gefährlichsten Kalamität des städtischen Lebens.

Licht und Schatten sind, wie allenthalben, so, nach dem Gesagten, auch in der Rolle des Staubes im Haushalte der Natur anzutreffen. Gibt es nun, so müssen wir fragen, wo uns der Staub als Feind begegnet, kein Mittel, uns seiner zu erwehren? Der Kampf ist natürlich auf alle mögliche Weise versucht worden, aber doch nur mit beschränktem Erfolg. Verhältnismäßig einfach liegen die Dinge in unseren Wohnungen, obgleich auch hier z. B. das übliche „Abstauben“ nichts weiter erreicht, als den Staub, der sich auf den Möbeln abgesetzt hat, von neuem in die Luft aufzuwirbeln. Dieses Verfahren sollte daher, namentlich in Krankenzimmern, durchaus durch eine feuchte Reinigung ersetzt werden, und ebenso sollte das Reinigen der Straßen ausnahmslos nur nach reichlichem Begießen derselben geschehen.

Mittel und Wege, um ein begrenztes Volumen, z. B. die Luft innerhalb eines Gefäßes, von Staub zu befreien, sind uns im Verlauf unserer Darstellung schon mehrfach begegnet. Völlige Ruhe allein führt hier zum Ziel; der Staub setzt sich nach einiger Zeit auf dem Boden und den Wänden des Gefäßes ab und kann, wenn man diese zuvor mit Glycerin bestrichen hat, an der Rückkehr verhindert werden. Rascher erreicht man denselben

Zweck durch Filtrieren der Luft durch einen zweckmäßig mit Glycerin getränkten Baumwollpfropfen; eine wiederholte Verdichtung von Wasserdampf hat, wie wir sahen, den gleichen Erfolg. Ein eigenartiges Staubfilter hat ferner Nikten aus zwei konzentrischen Röhren, von welchen die eine heiß, die andere kalt erhalten wird, konstruiert. Luft, welche den Zwischenraum zwischen beiden Röhren langsam passiert, läßt ihren Staub fast ganz darin zurück. Wie die Engländer Lodge und Clark beobachtet haben, bildet sich nämlich rings um einen heißen Körper stets eine staubfreie Zone, wahrscheinlich durch eine Art von Bombardement, welches die von der heißen Stelle zurückprallenden Luftteilchen ausführen und welches den Staub verhindert, an jene heranzukommen. Die letztgenannten Forscher haben auch noch ein anderes Verfahren, um die Luft von Staub zu befreien, angegeben. Läßt man elektrische Entladungen auf stark rauch- oder staubhaltige Luft übergehen, so ballen sich die Ruß- oder Staubpartikeln zu größeren Flocken zusammen, welche den Luftwiderstand leichter überwinden und darum rasch zu Boden fallen. Bei seinem ersten Erscheinen erregte dieser Vorgang große Erwartungen; durch ihn hoffte man des Staubes der Fabriken, des Hüttenrauches, ja sogar der London fogs Herr zu werden und den Schiffen im Nebel wenigstens für ihre unmittelbare Umgebung klares Fahrwasser zu verschaffen. Theoretisch steht auch einer solchen Ausdehnung des Verfahrens nichts entgegen, in der Praxis aber hat man nach den ersten vielversprechenden Versuchen nichts weiter davon gehört.

Ein besonderes hierher gehöriges Kapitel bilden ferner die auf die Bekämpfung des Londoner Nebels gerichteten Bestrebungen. Das sicherste Mittel, um die unangenehmen Eigentümlichkeiten die-

ses Nebels los zu werden, wäre freilich die Unterdrückung ihrer Ursache, nämlich der ungeheuren Massen an Rauch und Ruß, welche die Fabriken und noch mehr die Haushaltungen in einer Stadt wie London täglich in die Luft senden. Eine gewisse Besserung, wenn auch keine vollständige Heilung des Übels wäre jedenfalls schon von der Einführung bestimmter Qualitäten Kohle, welche wenig Rauch erzeugen, oder von den sogenannten rauchverzehrenden Feuerungsanlagen zu erwarten; allein die ersteren sind zu kostspielig, und was die von Theoretikern befürwortete zwangsweise Einführung der rauchverzehrenden Anlagen, beziehungsweise eine hohe Besteuerung der rauch erzeugenden anbetrifft, so dürfte sie in England kaum zu verwirklichen sein.

Dagegen ist jüngst von berufener Seite ein eigenartiger Vorschlag gemacht worden, dessen Ausführung bei der Bedöckernung keinesfalls auf Widerstand stoßen würde. Es ist längst bekannt, daß der Rauch gewisse ölige Bestandteile enthält, welche den bei der trockenen Destillation der Steinkohle entstehenden ähneln und als Heiz- oder Leichtmaterial wohl wertbar wären. Die Menge derselben ist auch keineswegs als gering anzuschlagen; seit einigen Jahren besteht eine Unternehmung, welche auf Grund von Verträgen mit mehreren englischen Eishütten die aus den Hochofen der letzteren entweichenden Gase sammelt und auf die erwähnten Öle verarbeitet; die Ausbeute soll enorm, das Geschäft glänzend sein.

Im großen und ganzen hat die Bekämpfung des Rauches und des Staubes, sobald sie nicht mehr geschlossene Räume, sondern die Atmosphäre ganzer Städte betrifft, bis jetzt nur Mißerfolge zu verzeichnen. Die Versuche werden aber gleichwohl unermüßlich fortgesetzt, wäre es auch nach dem Grundsatze: In wagnis voluisse sat est.





Eine Dichterliebe.

Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

II.

Bei Albrechts war wieder Whistfränzchen; diesmal fehlten auch die Aruims nicht. Mutter und Tochter verstanden sich auf das Kartenspiel, welches ja auch zu den höfischen Künsten gehörte. Frau Albrecht hatte die Tische fürsorglich geordnet, und Schiller saß zusammen mit Henriette, die bald seine Partnerin, bald seine Gegnerin war. Sie erschien ihm so liebenswürdig, daß er, von ihrer Nähe berauscht, einen Fehler nach dem anderen machte. Die Partnerin tabelte ihn dabei mit leichtem Spott; die Gegnerin aber triumphierte und freute sich seiner Zerstreutheit. Ein schlechter Kartenspieler hätte bei ihr an Ansehen sehr verloren; jeder sollte, was er trieb, mit Verstand und Gewandtheit betreiben; ein schlechter Tänzer, ein schlechter Kartenspieler waren in Hofkreisen geachtet. Henriette wußte aber nur zu gut, daß der Dichter über einer Coeurdame, die am Kartentische saß, alle anderen Damen übersah, die er

in der Hand hielt, und einen Trick nach dem anderen einbüßte, weil er vergaß, welche Farbe Trumpf war, und zur rechten Zeit zu stechen versäumte. In jedem seiner Fehler sah sie daher eine neue Huldigung; auch sie selbst spielte nicht mit der gewohnten Sicherheit. Und oft, während von der anderen Partei die Karte gegeben wurde, hatten sie sich in ein Gespräch vertieft, aus dem sie erst wachgerufen werden mußten. Das besorgte der mitspielende Doktor Albrecht mit einer verdrößlichen Energie; denn er war ein eifriger Kartenspieler und duldete keine Störung und keine Verzögerung; er merkte auch nicht, daß Henriette und der Dichter sich mehrmals unter dem Tische zärtlich die Hände drückten; er würde darüber Lärm gemacht haben, nicht als ob er gegen diese Zärtlichkeiten irgend etwas einzuwenden gehabt; doch er hätte dahinter eine unerlaubte Verständigung über das Spiel und die Karten gesucht.

Zu dieser Vertraulichkeit waren der

Dichter und Henriette gekommen, sie wußten selbst nicht wie. Diese hatte so etwas Strahlendes in ihrem ganzen Wesen, daß Schiller ganz davon bezaubert wurde; es war, als hätte sie sich selbst jetzt erst gefunden, als wäre ihr Leben wie ein Saitenspiel jetzt erst harmonisch gestimmt und der volle Einklang zwischen ihrem Wünschen und Empfinden hergestellt. Und so war es in der That; sie hatte ihren Willen bekundet, frei ihrem Herzen zu folgen, und das gab ihr eine Ungezwungenheit und Sicherheit, die sie früher nicht befehlen. Das volle Gefühl ungetrübten Glüdes glänzte aus ihren Augen, welche so feurig auf dem Dichter ruhten, daß dieser nichts anderes denken und fühlen konnte als sie. Und das harmlose Whistspiel mußte geheime Zärtlichkeiten mit seiner Flagge decken. Wenn es Schiller und seinem Partner gelungen war, der neben ihm sitzenden Gegnerin einen Schlemm beizubringen — was war natürlicher, als daß er ihr zum Trost über den großen Unfall die Hand drückte, und wenn sie frohlockend eine lange Reihe von Tricks und Honneurs ankündigen konnte, nun, so mußte doch ein zärtlicher Händedruck beweisen, daß auch er, der Besiegte, sich ihres Triumphes erfreue und opferbereit ihr neue Siege gönne. Saß er ihr aber als Mitspieler gegenüber, so hatte jede Invite noch eine tiefere Bedeutung, und ein Lächeln herüber und hinüber verriet nicht die Hand voll Trümpfe, sondern das Herz voll Seligkeit. Daß die kleinen losen Amoretten auch am Whisttisch ihr Spiel treiben können, davon hatten Doktor Albrecht und sein Genosse, die ganz in ihrem Spiel angingen, keine Ahnung; und doch waren sie hier lustiger, kühner, sieghafter als sonst im stillen. Henriette verlor, aber der Dichter ließ es sich nicht nehmen, ritterlich für sie einzustehen und ihre Schulden zu begahlen, trotz des schwindfüchtigen Bestandes der eigenen Kasse.

Am schlechtesten erging es Burmann; er hatte geplaudert, und Henriette ließ ihn ihren ganzen Born empfinden. Er

war ihr Nachbar bei Tische, und sie flüsterte ihm geheimnißvoll zu: „Sehen Sie, wie sie alle herbliden und lauschen; es wird böse Zungen geben, welche weiter erzählen, wie wir hier leise miteinander gesprochen, wahrscheinlich Liebesbekenntnisse ausgetauscht; es giebt solche Zwischenträger, auch unter den Männern; man wird uns anschwärzen, Herr Burmann. Wie sehr thut man uns unrecht! Denn ich sag Ihnen nur im Vertrauen, daß ich Ihnen sehr gram bin, weil Sie geplaudert und, noch mehr, weil Sie ein Gedicht auf mich machen wollten. Bei Gott, ich gehöre nicht in Ihre poetische Menagerie; das würden Sie erkannt haben, wenn Sie Ihre Brillengläser besser gepuppt hätten. Da haben Sie meine Liebeserklärung und die können Sie auch unter die Leute bringen.“

Dann wandte sich Henriette ihrem anderen Nachbar, Schiller, zu. Das an seine Dichterwerke anknüpfende Gespräch wurde laut geführt; es nahm einen höheren Schwung; die feurigen Augen der Geliebten begeisterten den Dichter, so daß er von allen Idealen sprach, die seiner Seele vorschwebten; kurz vor dem Aufbruch sagte Henriette: „Fragen Sie noch bei Frau Albrecht nach, sie wird Ihnen Erfreuliches mitteilen,“ und mit einem warmen, verheißungsvollen Blick schied sie von Schiller, der wieder als der letzte zurückblieb. Und wieder lag Doktor Albrecht in seinem Lehrstuhl im Halbschlummer, und Schiller saß, den Hut in der Hand, neben der kleinen Freundin, die eine sehr wichtige Miene angenommen hatte.

„Nun,“ fragte der Dichter, „haben Sie mit Frau von Arnim gesprochen?“

„Gewiß,“ erwiderte Sophie Albrecht, „ich spreche mit allen meinen Gästen.“

„Haben Sie ihr meinen Wunsch mitgeteilt?“

„Ich erfülle stets die Aufträge meiner Freunde.“

„Und was sagte Frau von Arnim?“

„Da muß ich doch etwas weiter ausholen. Sie sind feuergefährlich, lieber

Schiller; es brennt überall, wo Sie die Hand im Spiele haben.“

„Sie sprechen in Rätseln.“

„Im Hause Arnim gebot bisher die Mutter; sie hatte eine gehorsame Tochter. Jetzt ist's nicht mehr so, die Tochter ist ungehorsam geworden; sie hat sich gegen die Mutter auflehnt. Der besamte Löwe in tyrannos, die Bignette der 'Räuber'. Sie haben eine gelehrige Schülerin gefunden.“

„Was ist denn vorgegangen?“

„Henriette hat ihrem Verehrer, dem reichen Eibschütz, die Thür gewiesen, weil er zu früh wurde in seinen Liebesbewerbungen und weil er von Ihnen verächtlich gesprochen; sie hat gedroht, den ganzen hoffähigen Adel von der Schwelle ihres Boudoirs zu verjagen, wenn die Mutter nicht den Rat Schiller in den Kreis ihrer Hausfreunde aufnimmt. Und Frau von Arnim hat es sich wohl überlegt; es ist eine Art von Vertrag zu stande gekommen mit gegenseitigen Zugeständnissen, und so kann ich Ihnen den Bescheid bringen, daß Ihr Besuch der Frau von Arnim willkommen sein wird.“

Schiller sprang auf vom Stuhl in freudiger Erregung. „Ich danke Ihnen von Herzen, liebe Freundin!“

„Ich nehme gern diese Brosamen Ihrer Liebenswürdigkeit an, die Sie für mich noch übrig haben. Aber ein wenig Vermut muß ich Ihnen doch in den Freudenbecher mischen; ich muß Ihnen einen guten Rat erteilen, der Ihnen sehr mißfallen wird; ich meine nämlich, daß Sie besser thun, von jener Erlaubnis nicht Gebrauch zu machen.“

„Aber Sophie! Ist das Eifersucht?“

„Worauf sollte ich eifersüchtig sein? Die kurze Schwärmerci einer vergangenen Zeit giebt mir doch kein Recht dazu, und jetzt bin ich ganz Familienmutter; dort mein schnarckender Gatte illustriert ja mein häusliches Glück. Nein, als Freundin rat ich Ihnen; ich will Ihrem Gewissen zuvorkommen, das sich später unliebsam regen könnte; ich bitte Sie, werden Sie kein Friedensstörer.“

„Frieden ist nicht das höchste Gut, ist es für niemand.“

„Nun, so will ich klarer sprechen.“

Richten Sie nicht eine Familie zu Grunde durch Ihren verwegenen Einbruch. Frau von Arnim hat mir ihr Leid geklagt; sie lebt in bedrängten Verhältnissen; eine kleine Pension, ein kleiner Gehalt, irgendwo eine kleine Hypothek, die sich nicht verzinst; sie ist angewiesen auf die Unterstützungen reicher und vornehmer Freunde. Einen derselben haben Sie schon verschleudert, oder Ihre geliebte Henriette hat ihn um Thretwillen aus dem Hause gejagt, und wer weiß, was geschieht, wenn Sie dort mit einem der anderen zusammentreffen. Hat sich das Mädchen einmal solche Romanideen in den Kopf gesetzt und träumt es von dem Einzigen, dem Heißgeliebten, so wird es jede Annäherung schroff zurückweisen.“

„Das ist ihre Pflicht,“ versetzte der Dichter.

„Und wenn die Familie die Freundschaft der Angesehenen, Reichen und Freigebigen verscherzt durch den Eigensinn des Mädchens — was haben Sie ihr dafür zu bieten? Erwägen Sie's wohl!“

„Henriette wird sich erst wahrhaft frei fühlen, wenn sie auf die Mutter keine solchen Rücksichten zu nehmen hat — Rücksichten, welche nach meinem Gefühl etwas Unwürdiges haben.“

„Die Mutter braucht einen reichen Schwiegerjohn — und das wäre unwürdig, daß sie den Freiern ihrer Tochter nicht die Thür weist? Oder die Tochter wäre unwürdig, welche ihre Bewerber freundlich empfängt? Wer wirft einen Stein auf Penelope, die einen ganzen Schwarm von Freiern gastlich aufnahm?“

„Und wer dürfte einen Stein auf Henriette werfen? Das alles, was Sie da sagen, ist eine spätere Sorge. Die Gegenwart gehört dem Glücke der Liebe, und ich danke Ihnen von Herzen für die frohe Kunde, die Sie mir gebracht.“

So freudig erregt Schillers Stimmung war, als er die Freundin verließ, die mißvergünstigt dem Fortstürmenden nach-

sah, so ließen doch auch die Bedenken der Künstlerin in seiner Seele einen Schatten zurück, der jene sonnenhelle Freudigkeit trübte. Er brachte eine schlummerlose Nacht zu. Das Bild des schönen Mädchens ungaukelte sein Lager; wenn er die Hand nach ihr ausstreckte, löste sich die herrliche Gestalt in eine Wolke auf; dann aber lag es beängstigend auf seiner Seele, und er sah sich mit haarsträubender Beklemmung unter den Verdammten des jüngsten Gerichts.

Erst gegen Morgen fand er den Schlaf und schlief bis in den Tag hinein. Als er erwachte, begrüßte ihn Huber mit einer sehr unwillkommenen Ansprache. Er warf ihm seine Nachtschwärmerei an Spieltischen, seinen allzu lebhaften Verkehr mit Frau Albrecht und anderen Komödiantinnen vor und teilte ihm mit, daß Körners sich sehr verstimmt zeigten, da er fast als ein Abtrünniger von ihrem Familienkreise zu betrachten sei und noch mehr; sie wüßten jetzt alles von der schönen Arnim; der Bruch mit Eibschütz sei zum Stadtgespräch geworden, ebenso daß Schiller an seine Stelle getreten.

Der Dichter sprang vom Lager auf und fuhr rasch in die Kleider. Das war eine sehr böse Nachricht, die seine gute Laune gänzlich zerstörte.

„Das Schlimmste ist,“ fuhr Huber fort, „daß du aus der ganzen Sache dort ein Geheimnis gemacht hast. Darin sehen sie Mangel an Vertrauen und eine schwere Verfündigung gegen den Bund unserer Freundschaft. Hat doch Dora selbst mir Vorwürfe nicht erspart, daß ich das Geheimnis wahrte, und nicht einen Verschwörer genannt. Du wirst keinen leichten Stand haben im Körnerschen Hause.“

Wüthend schlürfte Schiller seinen Kaffee und hastig kleidete er sich dann zum Ausgehen an; er wollte den bitteren Kelch sobald als möglich leeren. Es war ja schon spät am Tage, und die lieben Weiberchen hatten gewiß schon längst Toilette gemacht. Er eilte zu Körners hinüber; der erste, den er traf, war Gottlieb, des Hauses redlicher Hüter, und dieser

gute Freund, der dem Herrn Rat gern jeden Gefallen zu thun pflegte, konnte doch auch einen leinen Vorwurf nicht unterdrücken: „Herr Rat lassen sich jetzt selten bei uns sehen. Gestern abend war's so schön; die Herrschaften waren so munter beisammen. Der Herr Huber erzählte allerlei Geschichten aus Paris und aus der Türkei, was er da oben gehört in seinen Bureaus, und allen that's so sehr leid, daß der Herr Rat nicht zugegen war.“

Gottlieb meldete ihn an, und bald stand er der Frau Konhistorialrat gegenüber, welche allein im Salon saß, mit einer Stidarbeit beschäftigt. Minna sah ein wenig blaß aus, seitdem sie Mutter geworden, aber die sanften Gesichtszüge, das lockige Haar, das freundliche Lächeln um den halb geöffneten Mund hatten nichts von ihrer Lieblichkeit verloren. Das war die mildeste Richterin, vor dieser war sein Prozeß nicht verloren.

„Ich freue mich, Sie wiederzusehen,“ sagte sie; „man hat ja ordentlich Angst um Sie; ich meine nur, daß Sie uns ganz verloren gehen könnten. Freilich wir sind hier ein wenig altfränkisch, und so interessante Damen wie in den Zirkeln der Frau Albrecht finden Sie hier nicht.“

„Und doch ist hier meine Heimstätte, wo bewährte Freundschaft mir für immer die Hand gereicht.“

„Ich gönne Ihnen jedes Glück, Schiller, das wissen Sie! Nur möchte ich nicht, daß mein lieber Mann darunter litte. Er hängt so an Ihnen, daß er's wie eine Lücke in seinem Leben empfindet, wenn Sie an einem Tage ihm fehlen.“

„Ich bekenne mich schuldig, doch ich werde das Versäumte wieder gut zu machen suchen. Und was in mir gärte, es war noch so unklar, so unausgesprochen für mich selbst, daß ich nicht mit anderen darüber sprechen wollte.“

Jetzt trat Dora ein; ihre strengen und scharfen Züge hatten etwas Feindseliges; vor diesem Richterstuhl gab's keine Gnade.

„Ah, der Herr Rat!“

Schiller ging auf sie zu und küßte ihr die Hand.

„Ich lasse mich durch keinen Handkuß bestechen, mein Vester! Was man da nicht alles hören muß! Die ganze Stadt ist voll davon, und wir erfahren's zuletzt. Es ist eine wahre Demütigung, wenn die anderen nicht glauben wollen, daß wir nichts davon wissen! Nun, man nimmt zuletzt eine solche Miene an, als wisse man alles, dürfe aber natürlich nichts verraten, und wir, die Körnerschen, wir lachen uns dabei an, ganz wie die römischen Aduuren, deren Geheimnis ist, daß sie eben keins haben. Und was das für Geschichten sind! Der Herr Rat sind sehr vornehm geworden: die Arnims, eine uralte Familie, in Hofdiensten, und wir, die Stodts, sehr bürgerlich, von gestern! Und nicht einmal der silberne Vär ist unser Wappentier, obshon er in Leipzig über unserer Hausthür prangte. Sie zeigten doch früher ein Interesse für uns arme Mädchen; jezt zeigt sich's, daß Sie die Kofetten lieben, und da muß ich mich selbst im Spiegel sehen, ob ich nicht auch zu der Sorte gehöre. Ich kann nichts Derartiges an mir entdecken. So bleibt nichts übrig als die Annahme, daß Sie Ihren Geschmaek geändert haben, wobei wir armen Körnerschen freilich sehr in den Schatten treten.“

„Aber, liebe Freundin, Sie legen dem Stadtgespräch zu große Wichtigkeit bei.“

„Ist's nicht so? Sind Sie nicht in das Fräulein von Arnim verliebt?“

„Und wenn ich's wäre, kann ich denn meinem Herzen gebieten?“

„Ihr Herz macht thörichte Streiche, und da mit Ihrem Herzen nichts zu machen ist, so muß man Ihnen wenigstens den Kopf zurechtsetzen.“

„Aber Dora,“ warf Minna ein, „wir haben doch kein Recht, uns in solche Angelegenheiten zu mischen!“

„Kein Recht, meinst du? Im Gegenteil, wir haben sogar die Pflicht! Kennen denn die Männer überhaupt die Frauen, und gar diese Poeten? Wir kennen sie besser und dürfen aus der Schule schwatzen. Die Arnims, lieber Schiller, das ist nichts für Sie! Einmal gehören sie

den bevorrechteten Klassen an und glauben, daß sie von Marmor gebildet sind und wir anderen Sterblichen alle von Thon. Und Sie sind auch eine solche Thonfigur, die man auf den Ripptisch stellt, und wenn sie herunterfällt und in Stücke bricht, so ist dies weiter kein Unglück — ich meine für die Arnims. Das Mädchen soll schön sein. Mein Gott, man ist immer schön, wenn man jung ist. Doch arm sind sie wie die Kirchenmäuse, und wenn Sie Ihre Reichthümer dazu legen, so reicht's gerade für einen Strohsack und ein Herz!“

„Dora hat heute ihren bösen Tag,“ sagte Minna, „und da Huber noch nicht da ist, so müssen Sie, lieber Schiller, ihren Launen stand halten.“

„Die gute Minna,“ fuhr Dora fort, „möchte gern alles vertuschen. Damit ist aber nichts gethan! Wenn ich mit rauher Hand Ihre zarten Gefühle berühre, so ist das zwar empfindlich für Sie, aber wie soll ich Sie sonst zur Reison bringen? Sie haben vielleicht noch einigen gesunden Menschenverstand und denken nicht an Heiraten; dann sind Sie aber ein leichtsinniger Mensch und machen uns keine sonderliche Ehre. Wenigstens muß man bei solchen Aventüren dafür sorgen, daß kein Geschwäß darüber entsteht. Sie aber haben es so geschickt eingedelt, daß es schon die Späzen auf den Dächern pfeifen.“

Schiller war ungelent in seiner Verteidigung; der scharfe, spöttische Ton Doras that ihm weh, und doch wagte er nicht, ihr schroff entgegenzutreten; er fühlte eben, daß er durch sein Schweigen und Verschweigen eine scharfe Beurteilung herausgefordert hatte, und dann lag ja in vielem, was Dora sagte, eine unwillkommene Wahrheit. Da kam Körner nach Hause, und Schiller flüchtete zu ihm in sein Arbeitszimmer; und da, mit der warmen Sprache des Herzens und der Leidenschaft machte er ihm das Geständnis seiner glühenden Liebe zu Henriette. Körner hörte anfangs kopfschüttelnd zu; doch allmählich erwärmte er

sich mit dem Dichter. Seine herzlichste Zuneigung, sein Talent der Auempfindung und Nachempfindung, seine Fähigkeit, sich von hinreißender Rede begeistern zu lassen, verschlechten seine Mißstimmung, lähmten seine Einwürfe; doch gab er dieselben keineswegs auf.

„Eine vorübergehende Grille,“ sagte er, „wird durch deine lebhafteste Phantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider erscheint dir oft kleinliche Angstlichkeit. Du bist dir bewußt, Kraft dazu zu haben, willst sie aber auf die Zeit aufsparen, da du ihrer bedarfst.“

Körner fürchtete mit Recht, daß heftiger Widerspruch die Erregung des Dichters steigern werde, und hoffte eben Beruhigung von der Zeit. Schiller wurde nachdenklich bei Körners Worten. „Es ist wahr, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, muß ich eingestehen, daß ich auch meine Achilleusferse habe. Es ist sonderbar, ich verehere, ich liebe die herzlich empfindende Natur, und eine Kofette, jede Kofette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit. Doch davon ist hier nicht die Rede; Peinriette ist eine offene Natur, edler Gefühle, warmer Begeisterung fähig.“

„Ich bitte dich nur um eins, lieber Schiller, halte den ersten Eindruck nicht hartnäckig fest, sondern halte die Augen offen und bekenne dir selbst und anderen einen Irrtum noch zur rechten Zeit. Ich erinnere dich an eine Strophe des Hochzeitsgedichts, womit du uns damals erfreut hast:

Weiberherzen sind so gern
Kästchen zum Verstören,
Manden lodt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren.
Hundert werden aufgethan,
Keunundneunzig trügen;
Aber nur in einem kann
Die Juwelle liegen.

Nun, sieh zu, ob du nicht eins von den neunundneunzig aufgethan hast, in denen der Edelstein nicht liegt. Und zieh mich selbst stets ins Vertrauen. Die Weiberchen brauchen nicht alles zu wissen; es

ist merkwürdig, auch die besten sind eifersüchtig auf jedes bevorzugte Exemplar ihrer Gattung.“

Schiller versprach dem Freunde, von jetzt ab ihm nichts von seinen Erlebnissen und Gefühlen, von seinen Absichten und Vorsätzen zu verschweigen, und schied mit herzlichem Händedruck. Von den Damen im Salon verabschiedete er sich rascher; denn seine Sehnsucht trieb ihn zu Arnims, wo er seinen ersten Besuch machen wollte.

„Der gute Körner,“ sagte Dora zu Minna, „scheint ihm schon wieder Generalpardon erteilt zu haben. Er nahm von uns so wenig Notiz wie möglich; er hat sich mit dem Familienhaupt verständigt und kümmert sich nicht mehr um unsere Vorwürfe.“

Mit bestügeltten Schritten eilte der Dichter jetzt in die Schloßstraße. Unterwegs summtun ihm seine eigenen Verse im Ohr:

Was man vor der Minute ausgeklagen,
Sieht kein Ewigkeit zurück —

und dies Nachtwort seines Genius schlug alle Bedenken zurück.

Die Korridorhür wurde ihm von Friederike geöffnet; er nannte seinen Namen.

„Ach, Herr Rat Schiller! Ich freue mich, den berühmten Dichter kennen zu lernen! Ich habe Sie mir nicht so groß gedacht.“

„Mit wem hab ich die Ehre?“

„Fräulein von Arnim Nummer zwei. Sie wußten gar nichts von mir; ja, man blüht im Verborgenen. Mutter ist leider nicht zu Hause, und ich weiß nicht —“

„Sie melden mich vielleicht bei Ihrer Fräulein Schwester an?“

„Ich weiß eben nicht, ob sich's schickt. Alte Bekannte, ja; aber Herren, die so plötzlich ins Haus geschneit kommen — Nun, ich will sehen, was sich thun läßt. Allenfalls kann ich ja auch dame d'honneur sein, obschon dies kein sonderliches Vergnügen ist.“

Und sie häupte von dannen und kehrte bald zurück, um den Dichter ins Vouloir ihrer Schwester einzuführen.

Wie reizend diese aussah im einfachen häuslichen Gewand; wie freudig ihre Augen leuchteten, als sie Schiller willkommen hieß; sie drückte ihm die Hand und bat ihn, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen.

„Sie sehen etwas blaß aus und sind ein wenig atemlos.“

„Wundert Sie das? Mußt ich nicht meine Sehnsucht einholen, die mir sturmbeflügelt vorauseilte?“

Abermals ein herzlicher Händedruck, Aug in Auge blickten sich die Liebenden, selig in so ungestörter Begegnung. Doch das währte nur einen Augenblick; denn Friederike, die das Zimmer nur verlassen hatte, um sich einen Sticksrahmen zu holen, erschien sogleich wieder und setzte sich ans Fenster, mit ihrer Arbeit beschäftigt, aber öfters herübersehend zu dem Liebespaar auf dem Sofa, das unter ihrer gestrengen Aufsicht stand.

„Man will hier ‚Kabale und Liebe‘ wieder geben,“ sagte Henriette, „wie freue ich mich darauf! Die Albrecht als Luise. Die Rolle steht ihr gut zu Gesicht. Ich habe das Stück hier schon gesehen; doch diesmal wird die Anwesenheit des Dichters alle Pulse höher schlagen machen, Künstler und Publikum elektrifizieren.“

„Ihr nehmt mich doch diesmal mit,“ sagte Friederike; „das letzte Mal mußte ich das Haus hüten. Seit ich den Herrn Dichter kenne, will ich aber mitgenommen sein. Das erfordert schon der Anstand, daß man sich das ansieht, was ein guter Bekannter gemacht hat.“

Henriette hegte einen stillen Groll gegen die Schwester, die ihr jetzt so aufdringliche Gesellschaft leistete, und sagte ein wenig bitter: „Das wird sich finden. Es trägt sich auf der Bühne und im Leben vieles zu, was die allerjüngsten nicht verstehen. Da wird Mama schon eine Entscheidung treffen.“

Friederike war von ihrem Fensteritz aufgesprungen und stellte sich groß vor die beiden hin.

„Da hören Sie's, Herr Rat! Wir

Schwestern sind nicht gerade Zwillinge; doch es liegen nur zwei bis drei Zährchen zwischen uns. Und welchen Ton schlägt meine Schwester an! als ob sie weiße Haare hätte und mir mit der Rute drohen könnte. Und dabei trägt sie selbst noch die dummen blonden Zöpfe und giebt sich ein so kindliches Ansehen, daß man ihr eine Puppe schenken könnte.“

Henriette glühte vor Zorn. Da klingelte es draußen, und Friederike als Pförtnerin eilte hinaus. Eine kleine Pause — die Schwester lauschte.

„Ein glücklicher Zufall, es ist die Leinwandfrau aus dem Erzgebirge, ich hör's! Da sieht sich meine Schwester den ganzen Kram an und handelt oft viertelstundlang um eine Schürze oder ein weißes Leinentuch. So sind wir ungestört. O, ich darf's Ihnen sagen, wie ich an Sie gedacht habe, wie ich nur an Sie denke! draußen am prächtigen Elbstrom — hier im stillen Zimmer — wo ich wandle und weile, überall begleitet mich Ihr Bild! Ich bin stolz darauf, die Freundin eines Dichters zu sein.“

„Eines Dichters Freundin ist seine Muse, und das sind Sie mir, Henriette! Die herrlichsten weiblichen Gestalten, die vor meiner Seele schweben, nehmen Ihre Züge an! Doch da darf nichts Kaltes, nichts Fremdes zwischen uns sein. Von Ihren Lippen muß ich die Begeisterung trinken, welche jene Gestalten durchglühen soll. Ich weiß und ich darf — das sagt mir Ihr Auge, das mir Gewährung lächelt.“ Und er drückte das Mädchen ans Herz und sie erwiderte seine Küsse.

O, nicht umsonst hatte die überschwengliche Amalie der „Räuber“ gesungen:

Seine Küsse, paradiesisch fühlen,
Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne ineinander spielen
In der himmelvollen Harmonie,
Stürzen, fliegen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele, Erd und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Das fühlte der Dichter selbst, das mußte seine im Sturm gewonnene Amalie fühlen! Es war ein hoher Festtag seines

Lebens; er war bezaubert von Schönheit und Liebe.

Friederike, welche drei Schürzen und einen Pudermantel gekauft hatte, kehrte jetzt in das Zimmer zurück; sie warf dem Dichter und der Schwester, die beide ihre glühende Erregung vergeblich zu verbergen suchten, einen prüfenden Blick zu, knigte dann höflich und bat um Entschuldigung, daß sie wegen wirtschaftlicher Angelegenheiten sich habe entfernen müssen. Unerträglich war dem Dichter jetzt in seiner seligen Trunkenheit die Gegenwart eines fremden, nüchternen Wesens; und nicht bloß nüchtern war diese Friederike, sondern belästigend in ihrer Nüchternheit; sie erschien so allklug überlegen, als wollte sie die beiden Hofmeister und zur Rede setzen. Und auch die Rückkehr der Mutter abzuwarten, war der Dichter jetzt nicht gestimmt; konnte er nicht mit der Geliebten allein sein, so wollte er wenigstens mit sich selbst allein sein; denn auch dann war sie ja bei ihm. Noch einen Kuß auf Henriettes Hand; Friederike hatte den Stuhlrahmen beiseite gelegt. Auch ihre Händchen standen zur Verfügung und hatten gegen einen Handkuß nichts einzuwenden. Doch Schiller begnügte sich mit einer höflichen Verneigung und eilte hinaus ins Freie, über die Brücke, die Hügel hinauf und weiter, immer weiter. Aufjauchzen hätte er mögen aus innerster Seele, das Herz so frei, die Welt so weit, hinaus mit der Geliebten aus allen beengenden Schranken; die Liebe sucht ja keine Heimat, sie bringt sie mit sich.

Spät, sehr spät am Abend kehrte er zurück; er war durch Dörfer gewandert, deren Namen ihm unbekannt waren, hatte hier und dort kurze Rast gemacht. Als er in Dresden ankam, war er müde, müde bis zur Gedankenlosigkeit. Doch das that ihm wohl, und so fand er die ersehnte Ruhe. Wie hätte er sonst schlafen können, wenn das Gefühl seines Glückes ihn überwältigte und hundert gaukelnde Bilder seine Phantasie in stürmische Erregung versetzten? * * *

Es begann für den Dichter eine Zeit unfreiwilliger Muße; denn seine Art war es nicht, mit der zitternden Hand der Leidenschaft zu schreiben. Diese beherrschte ihn so ganz, daß er nichts anderes denken und fühlen konnte, als was sie ihm in die Seele hauchte. Es wäre ihm wie ein Raub erschienen, wenn er dies sein innerstes Empfinden einem Geschöpfe seiner Phantasie zugeeignet hätte.

Im Körnerischen Kreise herrschte eine wachsende Verstimmung über des Dichters Entfremdung; selbst der wackere Konfistorialrat mußte doch bisweilen der hartnäckigen Dora recht geben, welche von Schiller behauptete, daß er sich auf Abwegen und Irrwegen befinde und daß der Bund der Freundschaft einen harten Stoß erlitten habe. Auch brauchte Körner sich nicht zu beklagen, daß der Freund ihn allzu oft in seine Stimmung einweichte, ihn zum Vertrauten seiner Erlebnisse machte. blieb doch seine Stimmung sich im ganzen gleich, begegnete ihm doch stets daselbe — der Liebe entzündende Gunst.

Frau von Arnim schien dieser Liebe nicht unfreundlich gesinnt: sie machte kein Geheimnis daraus, daß der Dichter Schiller ihre Tochter verehere. Ein Mädchen, das von einem Genie verehrt wird, steigt im Preise; gleichwohl suchte sie ängstlich jedes Zusammentreffen des Dichters mit den vornehmen Freunden des Hauses zu vermeiden, weil sie fürchtete, man würde ihr den Verkehr mit einem so wenig hoffähigen Dichter zum Vorwurf machen, oder Schillers Äußerer in seiner genialen Ungebundenheit werde den Spott der Hofherren herausfordern; er war ja so wenig geschmiegelt und gebügelt und hatte selbst für den schlichten Bürgermann etwas Auffälliges. Henriette aber fürchtete die Eifersucht Schillers und ein feindseliges Zusammentreffen zwischen ihm und den anderen Besuchern des Salons. Glühende Leidenschaft ist immer eifersüchtig, und jedenfalls hatte der Dichter bei dem Verkehr im Arnimschen Hause genügenden Grund dazu; er mußte ein seltenestes Vertrauen zu dem geliebten Mädchen be-

sien, wenn er sich durch die Zugeständnisse, die es der Mutter machte, nicht beirren ließ; doch dadurch war ihm ja selbst nur die Möglichkeit geboten, die Geliebte sehen und sprechen zu dürfen. Bei seinen nächsten Besuchen war die Mutter zugegen, doch sie war keine aufdringliche Wächterin, sie gönnte ihnen Viertelstunden einsamen Zusammenseins in Salon und Boudoir, indem sie notwendige Korrespondenzen in ihrem eigenen Schlafgemach, in welchem ihr Schreibtisch stand, erledigte. So verlebte Schiller schöne Nachmittage, und auch Abendstunden im Arnim'schen Hause. Wenn ihn der Mutter Hofgeschwäz und ihm oft sonderbar erscheinende Lebensanschauungen, die mit denen seines Hofmarschalls Kalb im Einklang waren, befremdet und ermüdet hatten, so schob sich dazwischen ein ungestörtes Zusammensein mit einigen seligen Minuten ein und bot reichen Ersatz dafür.

Aus verschiedenen Gründen hatten sich Mutter und Tochter, um jede Störung zu vermeiden, darüber verständigt, daß der Dichter durch ein am Fenster stehendes Licht vor einem Abendbesuche gewarnt werden sollte, wenn die anderen ihren Besuch angekündigt hatten oder wenn sie bereits anwesend waren. Dem Dichter aber wurde gesagt, er möge an solchen Abenden nicht kommen, da dann Familienbesuch anwesend sei. Schiller ging darauf ein, auch ihm wäre es peinlich gewesen, anderen Besuch dort zu finden und bei seiner Henriette eine fremde Miene annehmen zu müssen; aber es war ihm dabei nicht leicht ums Herz, und als er das erste Mal oben das abmahnende Zeichen erblickte, da sträubte er sich fast, dem graufamen Wink zu gehorchen, und blieb längere Zeit zögernd auf der Straße stehen; er kam sich wie ein Verbannter, ein Verstoßener vor. In dieser Stimmung eilte er durch die Straßen, ging auf der Brühl'schen Terasse spazieren. Nach Hause wollte er nicht gehen, er fürchtete Hubers Spott; auch zu Körners nicht, wo Doras scharf beobachtendes Auge allzu belästigend auf ihm ruhte und

alle seine geheimsten Stimmungen und Gefühle auszukundschaften suchte; er gab sich zu Frau Albrecht, setzte sich an den Whisttisch und gewann trotz seines zerstreuten Spieles zu seinem Ärger eine beträchtliche Summe. Er vermied es, mit der Freundin über Henriette zu sprechen; das Gespräch drehte sich nun die bevorstehende Aufführung von „Kabale und Liebe“. Für die ausfallenden Abende suchte der Dichter eine Entschädigung, indem er hin und wieder die Gesellschaft der Damen sich für einen Nachmittag zu sichern suchte. Er hatte ihnen erzählt von Körners Weinbergvilla in Loschwitz, wo er mit dem reizenden Blick auf den nahen Strom und die fernen Berge an seinem „Don Carlos“ gedichtet. Henriette hatte den Wunsch geäußert, das kleine Heiligtum der Musen kennen zu lernen, und Schiller lud Mutter und Tochter für den nächsten Nachmittag dorthin ein. Er hatte sich von dem Faktotum Gottlieb die Schlüssel geben lassen und wollte die Damen im Hause erwarten, da eine gemeinsame Spazierfahrt dorthin unliebsames Aufsehen erregt hätte. Körners hatte er nichts von seiner Absicht mitgeteilt; er wollte diesen Hausfriedensbruch später berichten und entschuldigen.

Friederike war wieder nicht mit eingeladen und befand sich deshalb in einer sehr unangenehmen Laune. Als sie mit der Mutter allein im Salon saß, begann sie mit derselben ein peinliches Verhör.

„Mama, soll denn die Zette den Rat Schiller heiraten?“

„Dummes Ding,“ versetzte die Mutter, „Dichter sind nicht zum Heiraten, am wenigsten wenn sie arme Bürgerliche sind. Doch wenn sie Ruhm haben und alle Welt von ihnen spricht, so ist der Umgang mit ihnen eine große Empfehlung bei anderen Leuten. Alle Künstler und Dichter verstehen sich auf die Schönheit, und wenn sie ein Mädchen auszeichnen, so verteilen sie damit gleichsam einen Schönheitspreis. Das lockt die anderen Bewerber an, und zwar solche, die man ernst nehmen muß. Die Dichter streuen

die Blumen auf den Pfad; doch andere sitzen im Siegeswagen.“

„Vorläufig sitzt der Schiller darin, denn die Zette liebt ihn.“

„Wie alle Mädchen einen Dichter lieben!“

„Ich bitte mich auszunehmen, Mama! Den mausfarbigen Schiller mit dem langen Hals und den rötlichen Augenbrauen lieb ich nun einmal nicht und werde auch keine anderen Dichter lieben, wenn sie ihm ähnlich sehen. Doch du kannst ihr es nicht wehren, wenn sie ihr Herz an ihn hängt. Was soll daraus werden, Mama? Du begünstigst ja die Liaison; du breitest ja förmlich deine Fittiche darüber.“

„Eine Schwärmerci, die man gewähren lassen muß. Das Feuer wird ganz von selbst zur Asche. Heftiger Widerspruch ist wie ein Wind, der in die Flamme fährt.“

„Aber man kann doch nicht wissen, Mama . . .“

„Henriette weiß, was sie sich selbst und unserem Namen schuldig ist. Du kennst ihre Leidenschaftlichkeit! Wie sie's mit dem Eibschütz gemacht, so würde sie es auch mit dem Grafen Waldstein machen, und der ist jetzt unsere einzige Stütze in den traurigen Verhältnissen, in denen wir uns einmal befinden. Ich muß den Schiller mit in den Kauf nehmen und thu's nicht ungern, soweit das Gerücht nur von seinen begeisterten Huldigungen für unsere Henriette spricht, vermeide aber alles, was darauf hindeuten könnte, daß er ein bevorzugter Verehrer sei. Für die anderen bleibt er im Hintergrunde, aber es geht von ihm eine Art von Beleuchtungseffekt aus, in welchem sich Henriette, wie ich glaube, recht vorteilhaft ausnimmt.“

„O du bist schlau, Mama! Wenn ich übrigens einmal an die Reihe kommen sollte, so würde ich mir solche Beleuchtungseffekte verbitten. Alles Licht soll von mir selbst ausgehen, und auch hin und her schieben ließ ich mich nicht, wie's dir beliebt, sondern wo ich einmal stünde, da blieb ich stehen, und wen ich liebte,

den ließ ich mir nicht abhandeln um Geld und Gut, nur weil's Mama so gefällt.“

„Mit dir hat's keine Not, liebes Kind,“ versetzte Frau von Arnim lächelnd, „du bist ein sehr nettes Mädchen, aber du wirst nie eine gefeierte Schönheit werden. Um geschäftlich zu sprechen, du bist ein Kapital, von dem ich nicht erwarte, daß es sich so hoch verzinst.“

Friederike stand auf und machte einen schnippischen Knix: „Danke für die gute Meinung; wie klein oder groß dies Kapitalchen von Fleisch und Blut sein mag, das sich zunächst noch nicht schätzen läßt, die Zinsen davon hoff ich selbst zu ziehen.“

Und sie verließ das Zimmer, erbittert auf die Mutter und mit der bösen Absicht, ihre Pläne zu kreuzen; sie schrieb rasch einige Zeilen mit verstellter Handschrift und brachte sie selbst auf die Post.

Es war ein milder Märztag; Ahnung des Frühlings lag in den Lüften; wie in Jugendlust rauschte der längst vom Eise befreite Elbstrom dem Meere zu; man glaubte, das knospende Leben der Natur zu fühlen, das durch alle Stämme und Zweige pulsierte und schon hier und dort mit schüchternem Grün an das Licht der Sonne drang. Frühlingshauch überall, und wenn auch noch kein Sonnendunst auf den Bergen lag, so weckte doch schon ihr bläulicher Schimmer die Sehnsucht. Schiller hatte beim einsamen Hinweg sich oft gebückt, um die frühesten, meist noch verdeckten Kinder des Frühlings zu einem Sträußchen zu binden, welches er der Geliebten als Zeichen, daß er ihrer fortwährend gedacht, draußen überreichen wollte. Es war ein goldgelbes Sträußchen, welches das Licht der jungen Frühlingssonne eingezogen zu haben schien. Nur das Schneeglöckchen zeigte sich in weißem Gewand, und weiß schimmerten die Blüten der kiellosen Anemone, doch neben dem Blaugelb der Himmelschlüssel, dem üppigen Gelb der voll erichlossenen Dotterblume, dem gelben, rosenartigen Blütchen des niedlichen Fingerkrautes war jenes Weiß nur eine schüchterne Schat-

terung. Und selbst der Dichter mußte die goldgelbe Livree des Frühlings tragen, denn als er sich nach den grünen Blümchen des parfümartig duftenden Woskuskrantzes bückte, da schüttelte der Frühlingswind über ihm das Gezweig des Haselstrauches, und eine feine gelbe Staubwolke aus seinen Käpchen überschüttete ihn und puderte ihn mit der goldigen Frühlingsfarbe. Mit dem Schlüssel, den ihm Gottlieb gegeben, schloß der Dichter das Weinberghäuschen auf, und bald saß er im ersten Stockwerk desselben am Fenster und sah hinaus auf Strom und Hügel und blauende Berge. Das war derselbe Blick, der ihm Auge und Seele gestärkt, wenn er aussah von den Blättern, auf welche er die Verse seines „Don Carlos“ niedergeschrieben hatte! Sein „Don Carlos“ — immer noch ein Torso! Er empfand Gewissensbisse — war er nicht seinem Dichterberufe untreu geworden? War nicht seine schaffende Phantasie in Schlaf gewiegt? Doch er hoffte, innerlich bereichert, zur Ausübung dieses Berufes zurückzukehren, es ging wie ein Frühlingssturm durch seine Seele; aber wie auch dieser Sturm zunächst die Ruhe scheuchte, in der Stille reisten doch alle Blüthenräume.

Wie er so dasaß, da tauchten sie wieder lebendig vor seiner Seele auf, die Gestalten seines Dramas, der leidenschaftliche Prinz, die sanfte Königin mit ihrer erhabenen Verzichtleistung auf das Glück des Lebens, der düstere Despot, der sich abermals getäuscht sieht, als er einen Menschen gefunden zu haben glaubte — ihm war's, als müßte er zur Feder greifen, um des Königs Verzweiflung zu schildern, und die letzte große Scene, wie er die Liebenden überrascht und den Prinzen dem Gericht der Inquisition überliefert, stand lebhaft vor seiner Seele. Ein Hauch der Begeisterung durchströmte ihn, Schaffensfreude ergriff ihn wie in früheren Tagen. Doch es waren nur flüchtige Augenblicke; denn mächtiger war die Spannung der Gegenwart, und bald waren alle seine Sinne wieder dem Näch-

sten zugewendet — dem heranschenden Glück seiner Liebe! Da blickte er hinaus, ob nicht das schimmernde Gewand der Geliebten auf dem Wege sichtbar wurde, oder ranschte es gar schon die Stufen des Hänschens hinauf, mit jenem Ranschen, das so heimlich verschwiegen, so selig verheißend die Nähe der Geliebten kündigt, das wie knisternde Funken die Flamme der Leidenschaft weckt? Er blickte hinaus, er lauschte hinans. Ging nicht das Pförtchen, klorrte nicht der Riegel? Nein, der Wind schwirrte durch die Pappeln am Wege. Ratschelt's dort nicht durch die Hecken? Nein, es ist nur ein aufsteigender Vogel.

O, wie schön wäre diese kleine Kapelle der Liebe, wenn sie hier allein wären, ohne die unwillkommene Begleiterin! O, daß die Welt nie das Glück erlaubt, daß man es nur als Beute haschen kann! Überall die Mißgunst, die sich hinzudrängt, mag sie nun Mutter heißen oder Schwester, Nebenbuhler oder Freundin! Muß doch selbst Ratschelt eine Maske suchen, um sich einen Augenblick des Glückes, den schmerzlich süßen Augenblick der Trennung von der Geliebten, zu stehlen.

Da, endlich . . . Schritte, ranschende Kleider! Philipp und seine Branden, der Infant und die Königin versinken wie mit einem Janberschlage; die Schattenwelt der Dichtung zerfliehet vor dem Hauch des frischen Lebens! Es ist die Königin seines Herzens, die vor ihm steht, vom frischen Odem des jungen Frühlings rosig angeweht, mit den edel geschnittenen Zügen, den Feueraugen — eine Gestalt, wie sie schöner des Dichters Phantasie nicht träumen konnte! Und er durste sie nicht aus Herz schließen; denn daneben ranschte der Atlas der Mutter, welche alle Zimmer und Zimmerchen durchspähte und sich nicht genug darüber wundern konnte, daß die Einrichtung des Konsistorialrates, eines vermögenden Mannes, so einfach und so wenig geschmackvoll sei.

„Aber Mutter, ihre Hauptwohnung ist ja in der Stadt!“

„Gerade solche Sommerfrischen pflegt

der Adel sich am geschmackvollsten einzurichten. Und nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Rat, im Grunde versteht es überhaupt nur der Adel, seiner Umgebung ein bevorzugtes Gepräge aufzudrücken. Selbst der bürgerliche Reichthum hat etwas Schwerfälliges, und auch ein so feingebildeter Mann wie Ihr Freund hat die Bildung nur in sich und weiß draußen nichts damit anzufangen."

Gegen diese Anklagen nahm Schiller den Freund in Schutz.

"Wer sich aus der Stadt zurückzieht, der braucht kein säulengetragenes Tuskulum. Das Ländliche muß einfach sein, das gehört einmal zusammen; und darin zeigt sich der echte Geschmack, daß das Zusammengehörige nicht durch Unpassendes ersetzt wird."

Frau von Arnim zuckte die Achseln, er verstand ja nicht einmal, was sie meinte. Die rechte Nobleffe fehlte eben, der das Verständnis dafür angeboren ist.

Sie setzten sich ans Fenster; der Blick fiel auf den Weinberg und das bescheidene, niedliche Wingerhäuschen.

"Auch dort habe ich an meinem 'Don Carlos' gedichtet," versetzte Schiller.

"Run, die Muse kann," meinte Frau von Arnim, „wie es scheint, auch in einem Mausloch niederkommen."

"Im engen Zimmerchen des Wingers habe ich doch Verse gedichtet, die mir jetzt noch Freude machen. Ich war dort hinübergezogen, weil hier im Hause gebaut wurde. Vor dem Zimmerchen ist eine Waschküche, und da fand sich bald eine Störung ein, die mich zur Verzweiflung brachte. Und in diesem verzweifeltsten Humor dichtete ich als niedergeschlagener Trauerspieldichter ein Promemoria an die Konfistorialrat Körnersche weibliche Waschküchen-Deputation in Loschwitz."

"Das müssen Sie uns zu lesen geben," versetzte Frau von Arnim.

"Ich kann's Ihnen gleich her sagen," meinte der Dichter; „ich kann meine schlechten Verse ebenso auswendig wie meine guten, und sie werden sich um so wirklicher machen, da wir hier die nötige

Deforation für jenes Trauerspiel vor Augen haben."

"So bereiten Sie uns diesen Genuß," sagte Frau von Arnim, die sich auf einmal als vornehme Beschützerin der Künste fühlte und eine sehr kunstverständige Wiene annahm, so wenig sie auch hier am Plage war.

Der Dichter begann:

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabakspfeife lebig,
Mein Wagen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich trage mit dem Federstiel
Auf den gewaltigen Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Heu'r soll ich gießen aus Papier
Mit angefornem Fingerring?
O Höbhus, hastest du Geschmier,
So wärn auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzose,
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hote.

Ich steige mutig auf das Ross;
In wenigen Sekunden
Ech ich Madrib — am Königsjoch
Hab ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausch.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
In wonnecollem Schauer,
In ihren Augen Götterluft,
Doch in den seinen — Trauer!

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen nasen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Heerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdenwaschen holen!"

Frau von Arnim lachte herzlich, und in Wahrheit gefielen ihr diese Verse besser als diejenigen im „Don Carlos“. Sie nahm einen gönnerhaften Ton an:

„Bravo, lieber Schiller! Sie machen so reizende Verse, Sie sollten einmal meine Tochter besingen.“

„Aber mindestens so schön wie die plärende Küchenzose, das bitt ich mir aus,“

sagte Henriette, die sich peinlich berührt fühlte durch den Mangel an Kunsturteil und an Takt, der sich in jener Äußerung der Mutter aussprach.

Mama Arnim war desto zufriedener mit der kunst sinnigen Protektion, die sie dem Dichter angedeihen ließ, indem sie seinem Talent einen schönen Stoff gab. Sie hatte sich inzwischen auf ein bequemes Sofa gesetzt, und müde von der Frühlingluft und da sie wegen der Fahrt um den üblichen Nachmittagschlaf gekommen, war sie allmählich sanft ent schlummert.

Die Tochter neigte sich über sie — wirklich, sie schlief. O selige Freiheit für die Liebenden! Jetzt erst holte Schiller das Sträußchen von Frühlingsblumen hervor, das er bisher verborgen gehalten, und wurde nicht um seinen Lohn für die anmutige Gabe verkürzt. O Bommelrausch, ein so schönes Geschöpf im Arm zu halten! Mußte der Frühling nicht neidisch werden, der von den Bergen herüberkam, um sein Blumenfüßhorn auszu schütten? Sie saßen lange Hand in Hand — Kuß auf Kuß — inniger Seelenaustausch.

„Die armen Blümchen,“ sagte dann Henriette, „sie werden welken und verblühen, ehe ich sie nach Hause gebracht. Mir bangt um ihre Zukunft — wie um die unserige.“

„Wozu jetzt die trüben Gedanken? Halten wir das Glück der Gegenwart fest.“

„Was ist Gegenwart ohne Zukunft? Da fehlt ja die Bürgschaft der Dauer und des vollkommenen Glückes. O mein Geliebter, jetzt erst empfind ich, weiß ich, was wahre Liebe ist! Ich habe mit meinen Empfindungen bisher öfters ein Spiel getrieben; ich wollte mich hüten vor allem, was ein ernstes Gefühl in mir erwecken konnte; es schmeichelte mir, ein Heer von Verehrern um mich zu versammeln. O, wie bereue ich das jetzt, seitdem meine Bekanntschaft mit Ihnen mein ganzes Wesen verändert hat! Meine Mutter kann sich in diesen Wandel nicht finden, und krampfhaft hält sie an dem fest, was ich längst von mir abgestreift. Der Kreis

meiner Verehrer darf sich nicht lichten, sonst fühlt sie sich unglücklich, und an Ihre Zukunft glaubt sie nicht.“

„O, mir wird es bisweilen ja schwer, selbst an sie zu glauben,“ versetzte Schiller, „und doch möcht ich alles Glück der Welt besitzen, um es Ihnen zu Füßen legen zu können!“

Mit einem feurigen Aufleuchten ihrer Augen sagte Henriette:

„Doch Sie haben recht! Wir sind ja glücklich, wir sehen Auge in Auge, küssen uns von den Lippen das beseligende Geständnis. O, wie ein frischer Hauch vom Strom aufsteigt, von den Bergen herweht! Glauben wir an diesen Gruß des Frühlings! Er wird uns noch mehr bringen, den ganzen schönen Sommer mit seinen entzündenden Rosen!“

Wieder eine innige Umarmung — da plötzlich lustiger Peitschenknall — auch Frau von Arnim erwachte.

„Unmöglich — der Graf!“ rief Henriette bestürzt.

Das schnaubende Gespann feuriger Rappen vom Hochsitz eines zierlichen Kariolekts lenkend, hinter sich einen Kutscher in glänzender Livree, tauchte Graf Waldstein-Dug hinter der Weinbergmauer auf. Er machte auf Frau von Arnim und ihre Tochter den Eindruck eines schreckhaften Gespenstes; unbefangene Menschenkinder hätten in dem jungen, stattlichen, etwas beleibten Grafen mit dem vollen, freundlichen Gesicht nichts Gespenstisches und Schreckhaftes entdecken können.

Frau von Arnim und ihre Tochter waren blickschnell zur Haustür hinuntergeeilt, die letztere nach einem warmen Händedruck, mit dem sie sich von dem Dichter zu verabschieden schien. Der Graf war von seinem Sitz herabgesprungen.

„Ich habe zufällig gehört, daß Sie hier mit Monsieur Schiller zusammen etwas Landluft genießen; meine Sehnsucht trieb mich Ihnen nach.“

„Herr Schiller,“ sagte Frau von Arnim, „wollte uns nur das Weinberghäuschen zeigen, wo er seinen ‚Don Carlos‘ gedichtet.“

„Nun, das Ding sieht recht poetisch aus,“ sagte der Graf; „hoffentlich ist das Stück besser gebaut als diese Weinbergvilla. Haben die Damen nun ihre Neugierde befriedigt?“

„Vollkommen,“ sagte Frau von Arnim.

„Wir haben eine Stätte gesehen,“ versetzte Henriette, „welche der Nachwelt in dauerndem Gedächtnis bleiben wird.“

„Die arme Nachwelt,“ versetzte Graf Waldstein spöttlich, „sie muß sich viel behalten; gewiß, sie muß einen wahren Straußennagen haben, um das alles zu verdauen; doch ich fürchte, sie wird die Schwärmerei meiner lieben Freundin nicht teilen. Wenn aber die Damen ihr Geschäft beendet, so werden sie mir hoffentlich die Ehre erweisen, in meinen Wagen zu steigen und sich bei der Heimfahrt meiner Leitung anzuvertrauen. Ich hegte diese stille Hoffnung, als ich mein Gespann hier die unwegsamen Pfade heraufstank.“

Frau von Arnim nickte zustimmend und dankte für die Liebenswürdigkeit des Grafen und die Auszeichnung, die er ihnen zu teil werden ließ. Den guten Schiller hatte sie ganz vergessen; was blieb Henriette übrig, als mit der Mutter in den Wagen zu steigen? Sie grüßte noch mit dem Schnupftuch zum Fenster hinauf, wo der Dichter stand und verwundert herablickte auf die rasche Entführung der Geliebten.

Eine Verrätere! war hier mit im Spiele — doch von wem konnte sie ausgehen?

Niemand ahnte, daß die kleine Friederike einen anonymen Brief an den Grafen geschrieben und ihn davon in Kenntnis gesetzt hatte, wo Mutter und Schwester und der Dichter heute nachmittag zu finden seien.

Noch lange stand Schiller am Fenster der Villa, von wechselnden Gefühlen bestürmt; in den Freudenbecher seiner Liebe hatte sich ein Tropfen Vermut gemischt, die Eifersucht und die Unruhe seines Gemütes wurde dadurch in bedenklicher Weise gesteigert. Fast fieberisch erregt stand er da; er hatte die Geliebte wie ein Traumbild verschwinden sehen, das irgend eine

feindselige, aber siegreiche Macht ihm entführt hatte. Und wie leicht, wie rasch sie sich hatte entführen lassen nach einem flüchtigen Abschiedsgruß! Noch hörte er das Gewieher der schnaubenden Kappen, noch sah er das Kabriolett, in welchem sie wie eine Prinzessin saß, während der vornehme Kutscher die Pferde lenkte, hinter den Weinbergmauern verschwinden. Er glaubte, das schöne Mädchen gehöre ihm, und jetzt hatte er das Gefühl, daß sie einem anderen gehöre. Ihn erfaßte Schmerz und Zorn zugleich; war er nicht hier zurückgeblieben wie etwas Überflüssiges und Überlästiges? Und doch brannten ja noch ihre Lippen auf seinen Lippen. Sollte er gegenüber dem vornehmen Herrn oder auch den vornehmen Damen eine untergeordnete Rolle spielen? Es gab ja Prinzessinnen, die zu ihren Lakaien herabstiegen, doch nur für einige flüchtige Augenblicke, und sie schämten sich, wenn sie bei einer solchen Zusammenkunft überrascht wurden. Und lag nicht etwas wie Scham in der blinden Hast, mit der Henriette ihn verließ, um dem Grafen entgegenzueilen? Er zerpflückte das Sträußchen, das er der Geliebten gewunden und welches diese, als sie so jählings mit der Mutter forstürzte, auf dem Fensterbrett hatte liegen lassen; ihm war's, als zerpflückte er mit den Frühlingsblüten und Frühlingsblättchen die schönsten aufkeimenden Hoffnungen seines Herzens.

So stand er lange, lange. Die Sonne neigte sich zum Untergang; wehmütige Abendbeleuchtung vergoldete die Nebengeberge und warf glühende Lichter auf die Wogen des breit dahinflutenden Stromes. Ihm wurde es weh ums Herz, unfagbar weh, und als er den knarrenden Schlüssel umdrehte in dem ungefügen Schloß, da hatte er das Gefühl, als wenn er das Erbbegräbniß seiner Liebe abschlösse.

Mehrere Tage lang war Schiller ungenießbarer für die Freunde als sonst. Huber erzählte ihm allerlei Begebenisse

aus den diplomatischen Salons; wie leicht hätte dieser ein solches Abenteuer genommen, wie rasch sich getröstet über eine unwillkommene Begegnung! Dem Dichter war auf einmal der Leichtsinns der vornehmen Welt in hohem Grade verhaßt; er ließ es seinen Stubengenossen empfinden, daß derselbe sich durch solche Aneboten aus den vornehmen Kreisen und durch seine leichtfertige Vortragsweise ihm ganz entfremde. Huber wagte das bedenkliche Wort: „Deine Freundin hat mehr Weltbildung als du; sie würde lachen über solche ergöhlischen Geschichten. Wir passen überhaupt nicht zusammen, dir ist die Schaubühne eine moralische Anstalt, mir eine unmoralische. Deshalb gehe ich aber doch gern ins Theater.“

Sollte Henriette mehr dem Freunde zustimmen als ihm? Diese Frage verursachte dem Dichter neue Unruhe. Sie war ja in jenen Kreisen aufgewachsen, in denen Hubers Anschauungen Mode waren, und konnte das beglückende, rasche Entgegenkommen des jungen Mädchens, worin er nur glühende Leidenschaft sah, nicht auf Rechnung des leichteren Tones zu setzen sein, der in ihrer Umgebung herrschte? Das war eine Gewissensfrage, die ihn aufs peinlichste beschäftigte. Mit Huber sprach er darüber nicht; er erzählte ihm auch nichts von seiner gestrigen Fahrt; seine spöttischen Bemerkungen würden ihn gekränkt haben. Doch seinem Freunde Körner wollte er beichten, ihm allein, und er begab sich ins Arbeitszimmer deselben.

„Ich habe,“ sagte er, „einen Hausfriedensbruch begangen; ich habe mir zu deiner Villa die Schlüssel geben lassen und dort eine Zusammenkunft mit Henriette von Arnim gehabt.“

„Um's Himmels willen!“ rief Körner.

„Die Mutter war zugegen; du mußt mir meine Heimlichkeit verzeihen; ich war deiner Zustimmung nicht ganz sicher, und gerade deshalb habe ich sie mir vorweg genommen.“

„Das sind mir schöne Dinge,“ versetzte Körner; „daß nur Dora nichts davon er-

fährt! Sie würde darüber entrüstet sein, daß du aus dem Heiligthum, wo wir ländlicher Muße und den Mufen der Kunst leben, eine Pagode für deine Bajadern machst.“

„Aber Körner —“

„Es ist ja nicht meine Meinung, aber es sind die schroffen Ausdrücke, wie sie Dora zweifellos gebrauchen würde. Auch mir gefällt das alles nicht sonderlich. Ist denn die Luft noch rein, oder steigen bereits einige Wölken auf, welche den Himmel deiner Liebe trüben?“

Schiller erzählte ihm von der Störung, die gestern sein Liebesglück erfahren, sowie von der fluchtartigen Entfernung der Damen.

„Vieher Freund,“ versetzte Körner, „darauf mußt du gefaßt sein. Die Arnims befinden sich in einer Lage, wo sie auf alle Welt Rücksicht nehmen müssen und vornehme Freundschaften nicht misshandeln dürfen. Ich will das Mädchen selbst nicht bei dir anschwärzen; aber sie muß jedenfalls der Mutter Order parieren, und mehr noch als der Mutter der ganzen Notlage, in welcher sich die Familie befindet.“

„Und ist's denn so schlimm damit?“

„Schlimm genug; sie haben ein nur sehr bescheidenes Auskommen, aber große Bedürfnisse. Die Mutter treibt Luxus, und die Tochter ist einmal im großen Stil erzogen, und du wirst ihnen nicht die erwünschte Hilfe gewähren können. Da mußt du schon ein Auge zudrücken, wenn sie sich andere Ressourcen offen halten. Und das wäre doch eine schlechte Tochter, die ihre Mutter in der Not verließ.“

Schiller wurde nachdenklich; ihn quälte am meisten der Gedanke, daß hinter den schonenden Worten Körners noch etwas Unausgesprochenes laure.

„Ich liebe das Mädchen so glühend,“ sagte Schiller, „daß mir die Eifersucht den Sinn verwirrt. Bisher hat mich bloß die Liebe zu einem unstätten Träumer gemacht; jetzt faßt mich diese andere Leidenschaft, die etwas Gehässiges, Feinds-

seliges hat, mir düstere Bilder ausmalt. Es ist ein Abgrund.“

„Ein Abgrund ist diese ganze Liebe,“ versetzte Körner; „du hast dich einmal kopfüber hineingestürzt, nun sieh, wie du wieder herauskommst.“

„Das will ich nicht; ihr führt alle wenig tröstliche Reden. Ich werde mich auf mich selbst verlassen und mir mein Glück zu sichern suchen. Ich muß kämpfen und ringen mit anderen und mit mir selbst, doch das war ja mein Lebenslos von Anbeginn.“

Zwei Tage vermied es Schiller, Arnims zu besuchen; er wollte sich fassen, sich klar werden über das, was er zu erwarten, zu sagen hatte. Als er am dritten Abend endlich den Besuch machen wollte, stand das fatale Licht am Fenster. „Diese beständigen Familienbesuche!“ sagte er; „doch es ist ein Glück, daß ich nicht in den Kreis der Bettern und Basen gerate; ich wäre ein verlorener Mann mit meinem pochenden Herzen, mit dieser großen, glühenden Sehnsucht unter den gleichgültigen Leuten.“

Erst am vierten Tage gelang es Schiller, Zutritt zu erhalten. Der Mutter war's schon gänzlich entfallen, daß sie nenlich so unartig ohne ein Wort des Lebewohls den Dichter im Stich gelassen hatte; sie begrüßte ihn mit gewohnter, etwas herablassender Freundlichkeit. Der Tochter aber trat er zurückhaltender gegenüber als sonst; er durfte sie in ihrem Boudoir allein sprechen. Sie reichte ihm herzlich die Hand, in welche er zögernd einstieg.

„Ich habe Sie neulich gekränkt — kränken müssen! Mein flüchtiger Abschied, meine rasche Entfernung! O, es hat mir bitteres Weh bereitet!“ Und an den laugen seidenen Wimpern des schönen Auges hing eine verspätete Thräne.

„So erklären Sie mir doch,“ versetzte Schiller, gerührt von ihrem aufrichtigen Schmerz.

„Rückfichten auf die Mutter; sie ist dem Grafen Waldstein-Dux vielen Dank schuldig; und wenn er uns eine Aufmerksam-

keit erweist, dürfen wir sie nicht ablehnen. Die Mutter — nun, sie ist ja noch eine schöne Frau; ich begreife, daß sie auch jüngeren Männern gefält, sie macht Glück bei Hofe. Ich selbst bin neben ihr nur ein schwächernes Blümchen, aber sie schmückt sich gern mit mir, und ich muß doch unweigerlich folgen, wenn sie mich ruft.“ Das Bestreben Henriettes, ihre Mutter in den Vordergrund zu stellen, war eine durchaus unehrliche Kriegsklist; aber krampfhaft suchte sie alles hervor, was sie in den Augen des Geliebten rechtfertigen, was eine Entfremdung verhüten konnte. „Und Mama hat so viele Sorgen,“ fuhr Henriette fort; „es flattert uns da allerlei ins Haus, und unbezahlte Rechnungen bleiben liegen.“

Schon längst hatte der Dichter den Plan gefaßt, sich bei der Mutter Geltung und Ansehen zu verschaffen, und zwar in der einzigen Weise, für welche die Hofdame zugänglich war. Er hatte sich von Schröder in Hamburg, von Koch in Riga Vorschüsse auf seinen „Don Carlos“ geben lassen. Außerdem hatte ihm ja der berühmte Schröder einen Antrag gemacht, demzufolge er eine feste Stellung beim Hamburger Theater annehmen sollte — ein Antrag, den er allerdings nach früheren Erfahrungen ablehnen zu müssen glaubte; auch diesen Brief trug er bei sich. Und mit solchen Waffen ausgerüstet, trat er zur Mutter in den Salon; der arme Poet wollte zeigen, daß er auch die Wünschelrute besäße, um Schätze zu heben. Frau von Arnim hörte ihm aufmerksam zu und las die Briefe durch; sie warf auf den Dichter fragende Blicke; er stieg ein wenig in ihrer Achtung, das war ihr anzusehen; aber rechten Glauben an seine Bedeutung als Geldmann schien sie doch nicht zu gewinnen. Sie ging indes in ihrer Liebenswürdigkeit so weit, die dargebotene Summe anzunehmen, natürlich als Darlehn — ein kleines Geschäft, worauf sie selbst nicht sonderliches Gewicht legte, und von einer Rückzahlung war nicht die Rede.

Mit sehr getheilten Empfindungen ver-

ließ Schiller das Arnim'sche Haus; er hatte ein Opfer gebracht, vielleicht ein thörichtes und nutzloses Opfer, das er alsbald wieder durch ein Besuch um neue Vorschüsse für den „Don Carlos“ einzubringen hoffte. Jetzt kam Bondini in Dresden an die Reihe, der ja den „Don Carlos“ gewiß erwerben würde, wenn „Kabale und Liebe“ bei der bevorstehenden Aufführung wieder den gleichen Erfolg haben sollte wie früher.

Doch ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit konnte er nicht bezwingen; die Mutter machte große Ansprüche — würde die reizende Henriette Festigkeit genug besitzen, um den Wünschen der Mutter Widerstand zu leisten? Sie war ein liebenswürdiges Wesen, so offen, so hingebend; aber solchen geschmeidigen Naturen fehlt es oft an Kraft und Energie, und sie süßen sich, wenn auch klagend, in das, was ihnen unvermeidlich erscheint. Und ohne ihre Hilfe vermochte der Dichter doch nicht, einen so herrlichen Gewinn fürs Leben der widerstrebenden Mutter abzutrohen. Doch vielleicht brachte die Aufführung von „Kabale und Liebe“ dem Dichter so viel Ruhm ein, daß auch die Bedenken der Frau von Arnim dadurch beseitigt wurden.

Der erwartete Theaterabend war herangekommen, das Haus gefüllt. Die Anwesenheit des Dichters hatte zugkräftig gewirkt. Selbst der Dresdener Spießbürger wollte doch sehen, was der merkwürdige Mensch, der in so fragwürdiger Gestalt durch die Straßen der Altstadt wanderte, dieser hoch aufgeschossene junge Mann mit dem breiten, übergeschlagenen Hemdkragen, zu schreiben vermochte, was für Federfuchserien dabei zu Tage kommen würden. Viel Gutes traute man ihm nicht zu; er sah doch gar zu verwegen, zu unbürgerlich, zu laudstreicherartig aus, und die „Mäuber“ waren ja schon mit ihrem lebensgefährlichen Sturm und Drang über die Bühne gepoltet. Der Hof aber betrachtete ihn als einen Schützling der Frau von Arnim und sah darin eine sonderbare Laune dieser Frau,

die sich in den Kopf gesetzt hatte, aus dem jungen Stürmer und Dränger noch etwas Rechtes zu machen; denn in einem andern Lichte vermochte man den Verkehr einer Hofdame mit einem so wenig hofsfähigen Poeten nicht anzusehen. Man hatte sich um die früheren Aufführungen der Schiller'schen Stücke wenig bekümmert; jetzt war man neugierig zu sehen, was denn eigentlich die Liebhaberei der Frau von Arnim zu bedeuten und ob man dieselbe nachsichtig oder streng zu beurteilen habe.

Schiller befand sich mit Körners und Huber zusammen in einer kleinen Seitenloge des Parterre; sein Auge war nach dem ersten Rang gerichtet, wo Frau von Arnim und ihre Tochter ihre Plätze hatten.

„Du kannst mit dem Besuche der Vorstellung zufrieden sein,“ meinte Körner; „Bondini hat eine gute Einnahme und wird gewiß gern andere Stücke von dir geben, den ‚Don Carlos‘ zum Beispiel, wenn das Trauerspiel endlich einmal zum Abschluß gekommen sein wird.“

„Halt ihm doch keine langen Reden,“ versetzte Dora, „du siehst doch, er ist ganz zerstreut und hört nicht darauf; er denkt auch gar nicht an sein Stück; er sieht Kabale und Liebe außerhalb der Bühne, hier im Zuschauerraum, und er weiß schon, an welche Adresse er sich zu wenden hat. Inzwischen schöpfen wir heute den Rahm ab von seinem Schriftsteller-ruhm; der Gefeierte ist in unserer Loge, und die Arnim's müssen sich mit der Bewunderung aus der Ferne begnügen.“

„Sie werden dafür auch nur aus der Ferne bewundert werden,“ fügte Huber hinzu, „wenn sie nur überhaupt erst erscheinen; unser armer Freund blickt schon so lange ins Leere. Wenn seine Augen ein Brennglas wären, hätten sie schon ein Loch in den roten Plüsch gebrannt, mit dem die Polsterstühle austapeziert sind.“

Schiller hörte auf alle diese Stichelreden nicht. Ihn beschäftigte sehr, daß die Logen droben vier Sitzplätze hatten,

und er sann darüber nach, wer wohl die Vorgenachbarn seiner Geliebten sein würden.

„Ich freue mich auf die Vorstellung,“ sagte Körner; „es ist zwar vieles in dem Stück übertrieben, was man dem wilden Jugenddrang unseres Freundes zu gute halten mag; doch es ist darin ein Schwung wie in den ‚Käubern‘ und bisweilen eine gewaltige Steigerung, wie am Schluß des zweiten Aktes.“

„Kritisiert nachher, lieben Freunde,“ versetzte Schiller; „jetzt sollt ihr das Stück von neuem unbefangen in euch aufnehmen. Die Stimmung ist so verschieden, und an jedem Theaterabend steht eine solche Vorstellung unter einem neuen Stern.“

„Ihr seid recht rücksichtslos gegen den Dichter,“ sagte Minna; „am Abend solcher Aufführungen sind Poeten stets nervös und man muß sie schonen. Ihr, die ihr nichts schaffen, sondern nur geistreiche Bemerkungen machen könnt, mögt euch ein anderes Mal austurnen.“

„Die gute Schwester!“ meinte Dora; „wenn der Dichter nervös ist, so ist heute sein Trauerspiel nicht daran schuld, nicht einmal die Luise, die hübsche Frau Albrecht, die vielleicht früher einmal seine Nerven elektrifiziert hat, sondern das ist der Einfluß der Gestirne, die ihm zu Häupten stehen. Ach, da gehen sie gerade auf!“

In der That, Henriette und Frau von Arnim waren in ihrer Loge erschienen, und als das schöne Mädchen vorn ihren Platz eingenommen, da blickten alle Augen auf sie hin, alle Opergläser waren auf sie gerichtet.

Ein Geplüster ging durch die Sitzreihen; der Dichter hätte es hören müssen, wenn nicht der Anblick des Mädchens ihn ganz berauscht hätte.

„Ach, die blonde Arnim; wie sie entzückend aussieht in dem schwarzen Samtkleid!“

„Wer ist denn jetzt bei ihr an der Reihe? Den reichen Juden hat sie zur Thür hinausgeworfen.“

„Er hat gewiß Haare lassen müssen, denn sie liebt es, ihre Verehrer rapetabel zu scherzen.“

„Man spricht sogar von einem Heiligen, der die Abolution gleich in der Tasche hat.“

„Das sind alles böswillige Gespräche; das Mädchen ist auffallend schön und daher der ganze Klatfch, von dem sie heimgesucht wird.“

Der Dichter blickte unverwandt zu seiner Geliebten empor. Sah sie ihn nicht? Keine Bewegung verriet, daß sie ihn erkannt hatte; doch jetzt — sie drehte sich um. Zwei Herren traten in ihre Loge und nahmen hinter ihr Platz, zwei Herren vom Hofe. Den einen erkannte er; es war der Graf, der sie neulich mit seinem feuerschnaubenden Geßpann entführt hatte; der andere war offenbar ein junger befreundeter Hofherr. Welche lebhafteste Unterhaltung! wie lächelte Henriette! wie brüstete sich die Mutter, deren Toilette mit glänzendem Schmuck überladen war! Dann wurden Blicke mit der Hofloge gewechselt, wo der Oberceremonienmeister, der Hofmarschall und einige kurfürstliche Granden Platz genommen hatten — hinter den Prinzessinnen, den Schülerinnen von Frau von Arnim, welche denselben wohl auch bisweilen von dem hochbegabten Dichter erzählt hatte.

Schiller war in größter Aufregung. Den Grafen begünstigte sie, es war kein Zweifel. Wie lachten ihre schönen Augen, ihre voll erschlossenen Lippen, wenn sie auf seine Bemerkungen lauschte! Wie reizend traten das Oval ihres Gesichts, ihre schlanken und doch vollen Formen hervor, wenn sie sich halb zu ihm herumbog, schalkhaft zu ihm aussah und dann, sich wieder nach vorn wendend, hinter dem Schnupftuch ein fröhliches Lachen verbarg!

Schiller war so erregt, daß er es gar nicht merkte, als der Vorhang in die Höhe ging.

„Geben Sie doch acht, Schiller,“ flüsterte ihm Dora zu, „man spielt ja Ihr Stück! Lassen Sie jetzt jede andere Komödie beiseite!“

Doch noch immer verwandte er keinen Blick von jener Loge, wie auch der alte Stadtmusikus auf der Bühne herumspoltern mochte; und erst als die liebliche Stimme seiner Luise ertönte, wandte er sich nach der Bühne um; hatte doch auch diese einstmal's Gefühle in ihm wachgerufen, deren Hauber nicht ganz erloschen war; es war ja noch immer jene Sophie Albrecht, „jenes schöne einzige Herz, das ja einmal für ihn geschlagen“; denn er durfte es ja damals niederschreiben: „Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt!“

Wie lauschte das Publikum auf jedes Wort seines Liebings! Und Luise war ihre beste Rolle. Für's Heldenhafte, Hochtragische war sie nicht geschaffen, dazu war sie zu zierlich; doch ihr zärtlich süßer Ton hatte etwas überaus Gewinnendes; die schwachtenden, leidenden Mädchen spielte sie mit großer Naturwahrheit. So feierte sie als Luise einen großen Triumph. Auch den Dichter festelte sie in den Hauptscenen; besonders in der Scene mit Wurm, durch den bewältigten Ausdruck der Pein und des Jammers die vollendete Darstellung des Märtyrertums einer gequälten Seele. Bei diesen Scenen herrschte auch eine atemlose Stille und Spannung des Publikums. Anders in den Auftritten, wo der Präsident und sein Sekretär das Wort ergreifen. Hier machte sich im ersten Rang eine Unruhe bemerkbar, in welcher sich ein Widerspruch gegen die Dichtung kundgab; dieser erreichte aber seinen Höhepunkt in den Scenen des Hofmarschalls Kalb. In der Hofloge wurde gestüßert und mit den Stühlen gerückt. Die Hofdamen mit den Prinzessinnen verließen bei der Verwandlung das Haus, und die Hofherren folgten. Und als der Dichter zu den Anims hinaussah, da bemerkte er, wie der Graf Waldstein mit den Achseln zuckte und sein Genosse, finster blickend, der Frau von Anim Vorstellungen zu machen schien. Henriette aber sah mißvergnügt und peinlich berührt auf die sich leerende Hofloge. Dann neigte sich wie-

der der Graf zu ihr herab, und es begann ein Gespräch, welches dem Ansehen nach von der Luise Millerin und ihren Schicksalen weit abschweifte, denn es versetzte offenbar die Sprechenden in die heiterste Laune.

Zur großen Scene zwischen Kalb und Ferdinand mochte diese Stimmung wohl passen, denn auch die Zuhörerchaft ergöhte sich an der Feigheit des Hofmarschalls und seinen späßhaften Anglistebärden. Dennoch fand diese Scene einen Zuschauer, den sie sehr ernst stimmte und dessen Blut sie in feurige Wallung versetzte — es war der Dichter selbst. Die Worte, die er seinem Ferdinand in den Mund gelegt, fanden ein stürmisches Echo in seiner eigenen Seele. Blut der Eifersucht, Zweifel, Mißtrauen, Fragen der Verzweiflung, wie klang das alles in ihm wieder! „Sie muß wissen, was sie aus mir gemacht hat; sie hat meine ganze Seele gesehen. Mein Herz trat beim Errotten des ersten Knisses sichtbar in meine Augen — und sie empfand nichts, empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunst, da mein glücklicher Wahnsinn den ganzen Himmel zu umspannen wähute, meine wildesten Wünsche schwiegen? Vor meinem Gemüt stand kein Gedanke als die Ewigkeit und das Mädchen. Gott, da empfand sie nichts, fühlte nichts als ihre Reize geschmeichelt?“

Doch nein, es konnte ja nicht sein; er durfte nicht die innerste Empörung seines Helden auf sein eigenes Gefühl übertragen; noch hatte er kein Recht dazu. Und doch, dieser Graf, der sich so vertraulich mit der Geliebten unterhielt, gehörte er nicht auch zu den Genossen des Hofmarschalls Kalb, heißt es nicht auch von ihm: „Schade, schade um die Unge Gehirn, die so schlecht in diesem undankbaren Schädel wuchert!“ Und mit ihm ihr Herz zu teilen — o, mit der Pistole in der Hand hätte er auch auf diesen losgehen mögen, um einem Schurken den Hals zu brechen.

Der Vorhang fiel herunter; lebhafter Beifall; das Stück hatte gezündet, Sophie Albrecht ihren Ruf bewährt. Doch nicht

zur Künstlerin zog es den Dichter, um ihr zu danken; und auch ohne sich um seine Logeninsassen zu bekümmern, stürzte er in blinder Hast nach dem Ausgang des Theaters.

Da erwartete er die Geliebte, und sie kam. Der Graf führte sie am Arm, den er ihr galant geboten, der andere Edelmann die Frau von Arnim. Henriette nickte ihm freundlich zu und schritt vorüber. Sein aufgeregtes Wesen schien sie zu erschrecken; auch war ja hier nicht der Ort, ihre Bewunderung für sein Werk auszusprechen; und was würde der Graf dazu gesagt haben, der durchaus anderer Meinung zu sein schien?

Doch dem Dichter goß diese Gleichgültigkeit jedesmal Öl ins Feuer; was war ihm sein Trauerspiel, was der Erfolg dieses Abends? Ihm war's, als hätte er eine große Niederlage erlitten. Im Körnerschen Kreise sollte der Abend gefeiert werden; er ging in ein abgelegenes Weinhaus, schickte einen Boten zu Körners und meldete sich krank. Es waren wilde Phantasien, die ihn bestürmten, lauter Unmöglichkeiten, die grell in phantastischem Flug vor seiner Seele blitzartig vorüberzuckten. Thaten der Rache, des Hasses, leidenschaftliches Durchbrechen aller hemmenden Schranken, ein ganzer Roman mit bluttriefenden und entzündenden Kapiteln gährte in seiner Brust. Der Schlag der Mitternachtsglocke weckte ihn nicht aus seinen Träumereien, denen er dann noch draußen auf einem nächtlichen Spaziergang nachhing.

Als Huber aus dem Körnerschen Hause, aufgeheitert von der kleinen Festfeier, die dem Dichter Schiller galt, obgleich der Held des Tages fehlte, heimgekehrt, fand er den Kranken nicht in seiner Wohnung; erst spät kam dieser nach Hause und warf sich angekleidet auf sein Lager.

Raum war Schiller am nächsten Vormittag aufgestanden, als er sogleich zu Arnims eilte.

Friederike empfing ihn mit einem schnippsischen Kniz und mit den Worten: „Schreibt man nur Stücke, um die Leute zu ärgern? Nun, das ist Ihnen, wie ich höre, vortrefflich gelungen!“ Und mit warnend erhobenen Zeigefinger fügte sie hinzu: „Schreiben Sie nicht wieder solche Dinge; Mama ist recht böse auf Sie; so schlimm hat sie sich's nicht gedacht! Ich kenne das Stück nicht, man nimmt mich ja nicht mit; aber ich traue Ihnen mordsmäßige Geschichten zu; Sie sehen ganz danach aus.“

Mama war indes wieder bei Hofe, um den Prinzessinnen Unterricht zu geben. Schiller trat bei Henriette ein; er war in höchster Erregung.

„Wir wollen unsere Ruhe wahren,“ meinte diese; „schon genug des Unheils haben Sie gestern mit dem Stücke angerichtet in den Kreisen, in denen wir einmal heimisch sein müssen. Ich widersprach, ich machte aus meiner Begeisterung kein Hehl; doch alles Feindselige, was einmal in der Luft liegt, stürmte auf meine Mutter ein.“

„Auch auf mich! Wer ist dieser Graf Waldstein und was ist er Ihnen? Was giebt ihm das Recht zu solcher Vertraulichkeit? Und wenn Sie an seiner Seite gehen, haben Sie laun einen flüchtigen Gruß für mich!“

„Jetzt ist die Zeit nicht günstig zu Erörterungen, die uns entfremden könnten! Darauf wirkt schon so vieles hin; o, viel mehr, als Sie wissen und glauben!“

„Doch ich will klar sehen, ich muß klar sehen! Ich bitte Sie, mir die Briefe zu zeigen, welche Sie von dem Grafen Waldstein und anderen Verehrern erhalten haben.“

„So mißtrauisch, so eiferjüchtig? Einem Othello brauche ich nicht Rede zu stehen; ich bin ja nicht seine angetraute Desdemona. Was ich ihm gewähre, ist ein freies Geschenk meiner Gunst!“

„Die Briefe — die Briefe!“ rief Schiller mit wachsender Erhitzung.

„Ich habe,“ sagte sie, „diese Briefe, in denen wenig Erbauliches zu lesen ist

und die gemahnen, wie aus einem alten Roman abgeschrieben, kaum bewahrt; ich konnte doch nicht erwarten, daß sie für einen dritten noch einmal von solchem Interesse sein würden. Ganz anders steht's bei Ihnen. Zeigen Sie mir doch einmal die Briefe der Dame, die Sie mir selbst als Ihre Freundin bezeichnet haben und von der mir auch Frau Albrecht allerlei erzählt hat; ich meine die Briefe der Frau Charlotte von Kalb! Da mag es doch wohl nicht ganz richtig sein; denn Sie thun immer ganz entsehrlich geheimnißvoll mit ihr, und ich wünsche doch diese liebe Freundin näher kennen zu lernen."

Schiller verstummte; er fühlte sich mit seinen eigenen Waffen geschlagen.

"O wenn Sie wüßten," fuhr Henriette fort, "wie ängstlich ich unsere Freundschaft, unsere Liebe nach außen hüten muß, Sie würden sie nicht noch durch inneren Zwiespalt zu erschüttern suchen! Ich wünschte nicht, daß Sie heute meiner Mutter begegneten, am wenigsten, wenn sie jetzt von Hofe kommt; denn sie wird eine böse Laune mitbringen. Der gestrige Abend hat ihre Erwartungen vollständig getäuscht; sie hoffte einen glänzenden Erfolg, der die Feindseligkeit der Höflinge entwaffnen würde; statt dessen war das gestrige Stück Wasser auf die Mühle derselben. Sie werden heute meine Mutter mit Anklagen ängstigen, und wer weiß, was noch nachkommt."

Der Dichter wurde nachdenklich: „Doch was kümmert mich der Hof; ich spreche nur vom Grafen Waldstein.“

„Er ist ein Freund meiner Mutter, ein Freund unseres Hauses. Er ist galant auch gegen mich; ich kann's ihm nicht wehren! Und bin ich denn so abschreckend, daß alle unliebenswürdig gegen mich sein müssen? Wir wollen uns nicht verheßen, nicht verbittern. Mutter und ich, wir rüsten uns zu einer kleinen Reise zu Verwandten in der Lausitz; das wird die Gemüther beruhigen. O, für meine Mutter ist solche Beruhigung unerläßlich; dem Ansturm von allen Seiten kann sie sonst

nicht widerstehen! Sie galten ihr bisher als ein großer Dichter; anders urteilt der Hof, aber auch anders klingt das Urtheil der Kritiker. Da, sehen Sie, dieses Schriftchen hat man uns heute morgen zugeschiedt.“

Und Henriette holte von ihrem Schreibtisch eine soeben in Leipzig erschienene Schrift: „Litterarische Reisen“, von welcher Schiller schon in den letzten Tagen sprechen hörte, die aber noch nicht in seine Hände gekommen war; und wo das Besetzerzeichen lag, da las er die bösen Worte: „Schillers Charaktere sind Ungeheuer; sein Atemzug ist Sturmwind, sein Wort Donner, sein Zürnen Fluch; sein Wüten ist das Wüten des Behemoth, seine Liebe ist Raserei, sein Haß Blutdurst. Einen Mittelweg kennt er nicht; seine Personen sind entweder Teufel oder Engel, und ihre Handlungen finden keinen Tummelplatz in der wirklichen Welt: es sind dramatisirte Nordgeschichten, keine Schauspiele.“

Schiller war im Innersten betroffen über diese Zeilen; er sah darin eine Verurteilung seines ganzen künstlerischen Schaffens; alle Zweifel, die er selbst hegte, die ihn fortwährend verfolgten, fanden hier eine niedererschmetternde Bestätigung; es waren zugleich die Zweifel an seiner Zukunft — und an diese unsichere Zukunft wollte er das reizende Mädchen knüpfen, das ihm hier mit so ruhiger Anmut gegenüberstand? Tief niedergeschlagen griff er nach seinem Hute; seine aufloodernde Leidenschaft, seine Eifersucht war wie mit einem Schlage gedämpft. Henriette hatte, ohne es zu wissen, das wirksamste Mittel gefunden, um diese Stürme des Herzens zu beruhigen. Kleinlaut, verzagt stand er wie ein Verurtheilter der Geliebten gegenüber.

„Das ist hart und feindselig; und doch — die Schrift macht Aufsehen! Nun, so denken meine Freunde nicht über mich. Für einen jungen strebenden Dichter ist's immer ein schwerer Schlag, wenn er so zu den Toten geworfen wird. Ich werde mich zu fassen suchen. Für jetzt leben

Sie wohl, Henriette, und auf froheres Wiedersehen!"

Er wußte all dieser Gefühle nicht Herr zu werden, die ihn bestürmten, und er hatte einen kühlen, fast fremden Ton angeklagen. Dem gescheiterten Dichter war ja Henriette für ewig unerreichbar, und in diesem trüben Augenblick sah er nur ein verfehltes Leben vor sich. Wehmütig aber blickte ihm Henriette nach; sie hätte ihm doch diese Kritik nicht zeigen sollen; einen so vernichtenden Eindruck hatte sie von derselben nicht erwartet. Doch sie tröstete sich damit, daß er das bald verwinden werde. Bedenklicher war das Unwetter, das von einer andern Seite her am Himmel ihrer Liebe anfing: die Feindseligkeit des Hofes gegen den Dichter und der Einfluß derselben auf die Entschlüsse der Mutter.

Schiller hatte sich indes zu Körners begeben; er mußte sich entschuldigen, daß er die kleine Festfeier vom Abend vorher versäumt hatte. Er fand alle in einem Familienrat versammelt, dem auch Huber beiwohnte, und der Gegenstand der Beratung war der Dichter selbst, dessen ganzes Wesen gleichsam aus allen Fugen gegangen, der einen bedrückenden Eindruck auf die Freunde machte; man fand kein anderes Heilmittel für ihn, als daß er eine Zeit lang dies Dresden, das ihm so gefährlich geworden, verlassen und in ruhiger Einsamkeit auf dem Lande leben müsse.

Als Schiller ganz verstört eintrat, nickten sich die Freunde verständnisvoll zu. Die Anwendung dieses Mittels erschien sehr dringlich zu sein.

„Wo waren denn der Herr Rat gestern abend?“ fragte Dora. „Ein solcher Berath an der Freundschaft ist unentschuldigbar; wir mußten mit unseren silbernen Wechern ausstoßen, ohne den Helden des Tages bei uns zu sehen! Er hat sich wohl wo anders den Lorbeer flechten lassen?“

„Und das hat recht lange gedauert,“ meinte Huber, „es ist wohl etwas Myrte mit eingeflochten worden?“

„Ich war gestern nicht körperlich leidend,“ sagte Schiller, „aber ich war in einer verzweifelten Stimmung.“

„Trotz des schönen Erfolges?“ fragte Dora.

„Trotz dieses Erfolges; er war kein allgemeiner. Der Hof verließ das Theater lange vor Schluß der Vorstellung.“

„Was kümmert dich denn auf einmal der Hof?“ sagte Körner. „Auf den Beifall der Höfe können Stücke wie ‚Kabale und Liebe‘ nicht rechnen. Oder glaubst du, daß der Hofmarschall von Kall ein Mann nach ihrem Herzen ist?“

„Der Beifall des Hofes wäre mir aus anderen Gründen sehr wichtig gewesen. Mein eigenes Schicksal ist davon mit abhängig.“

„Lieber Freund,“ sagte Körner, „dein Schicksal macht uns Sorge genug; du stehst in Gefahr, uns, deinen Freunden, und der deutschen Dichtkunst verloren zu gehen, und wir sind alle der Ansicht, daß es Zeit ist, mit diesen Aufregungen und Zerstreungen ein Ende zu machen, daß du Ruhe finden mußt, dich zu sammeln, um endlich eine Schuld an die Nation abzahlen; ich meine die Vollendung des ‚Don Carlos‘.“

„Nun,“ versetzte der Dichter, „Armins verreißten, wenn auch auf kurze Zeit.“

„Das trifft sich gut; auch du mußt Dresden verlassen; hier umgiebt dich noch ein Wirbel von Erinnerungen, welche dir die Ruhe rauben. Du mußt ungestörte Einkehr in dich selbst halten können. Ich mache dir einen Vorschlag: ich werde dich in das schöne Blauensche Thal, in das von Wäldern unraufchte Tharandt begleiten. Dort suchen wir eine Wohnung für dich, und in dieser Einsiedelei, mitten in der schönen Natur, wirst du wieder Zwiesprache mit deinem Genius halten können, und das stolze Gefühl, ein großer Dichter zu sein, wird dich über alles hinwegtragen, was jetzt dich bestürmt und verwirrt.“

„In der That, mein Kopf ist wüth,“ sagte Schiller, „ich bedarf der Ruhe.“

Kaum hatte er dies Zugeständnis ge-

macht, als auch im Familienrat eine rasche Abreise beschlossen und alles dazu vorbereitet wurde. Man wollte ihn nicht erst wieder zur Besinnung kommen lassen, und schon am Nachmittag befand er sich mit Körner auf dem Wege nach Tharandt.

Jetzt erst sprach er mit ihm über die „litterarischen Reisen“ und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der Freund dieselben schon kannte, daß man sie schon in seinem Hause gelesen, aber vor ihm verborgen hatte. Diese zarte, freundschaftliche Rücksicht rührte ihn: konnte Henriette nicht die gleiche Rücksicht auf ihn nehmen? Es regte sich etwas in ihm wie ein leiser Vorwurf — gerade sie hätte ihm dies beschämende Gefühl in ihrer Gegenwart ersparen können.

„Darüber mach dir keine Sorgen, Freund. Noch kein Genie hat ohne derartige Anfechtungen seinen Weg gemacht; es hat zu allen Zeiten kleine Geister gegeben, welche sich dadurch einen Namen zu machen suchten, daß sie den großen etwas am Zeuge stießen. Mit den geringen Eigenschaften eines stets zahlungsfähigen Wihes und der unfehlbaren Sicherheit einer schonungslos zugreifenden Unmaßung verblüffen sie das Publikum und werden eine Zeit lang selbst als litterarische Helden gefeiert; doch das ist alles Spreu, die im Winde verweht; nur die Worte des Genies bleiben.“

Das waren Trostesworte, die in der That den gebeugten Dichter aufrichteten. Es wehte ein frischer Hauch aus den Wiesenthälern. Das Rauschen der wilden Weiseritz klang fröhlich aus dem Grunde empor; die grünen Sträucher schienen den hochragenden noch kahlen Laubbäumen die bald eintretende Fülle des reichen Blattschmuckes zu verheißen; es lag Frühling in den Lüften, und des Dichters Gemüt konnte sich seinem erquickenden Hauche nicht entziehen. Körner schöpfe die besten Hoffnungen; heilkräftig mußte die Einsamkeit auf den Freund wirken. Er hatte ihm eine bescheidene Wohnung gemietet, am Fuße des Berg-

rückens, auf welchem die Kirche und die alte Schloßruine sich erheben. Reizende Wege ringsum, der harzige Duft der immergrünen Fichten- und Tannenwälder bot ein kräftigendes Lustbad.

So verließ Körner den Freund mit der Zuversicht, daß Tharandt ein Tibur für seine Seele und seine Muse werde; doch er hatte ohne die wetterwendischen Launen des April gerechnet. Der Sonnenschein ver schwand, welcher der Hinfahrt geleuchtet hatte, es traten rauhe Tage ein, die den Dichter ins Zimmer zurückzuckelten, und nun kam er sich wie Robinson auf einer wüsten Insel vor und jammerte in seinen Briefen: „Eine reizende Landpartie, bei Gott! Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thür und Fenster ein.“ So beschäftigte er sich mit schwermütigen Gedanken, schrieb Briefe an alle seine Freunde nach Dresden, erkundigte sich wiederholt nach der Rückkunft der Arnim, legte auch für sie Zeilen ein, welche dem „beleidigten Dorch“ zur schleunigsten, gewissenhaftesten und zärtlichst-gütigsten Besorgung übergeben wurden; die Votenfrau sollte ja Nachricht bringen, wann sie in die Stadt zurückkämen. So weilten seine Gedanken immer bei der Geliebten. „Ich bin noch betäubt,“ schreibt er an Körner, „und kann nichts Gescheites denken. Gearbeitet habe ich, doch: wie? Darauf kommt's nicht an. Viel Kluges erwartet nicht von meinem Fleiße. Der Wille ist gut, aber Wind und Wetter sind dagegen.“ Er fand keine Ruhe, keinen Schlaf; schon um fünf Uhr des Morgens stand er auf, ohne den Vorfuß dazu gefaßt zu haben, ohne durch ein Geräusch gewedt worden zu sein; er klagte über ein halb Duzend fürchterlich leere Stunden, die ihn melancholisch machen mußten, wenn er sie nicht verlesen konnte; er bat um Zusendung von Büchern. Man schickte ihm den Werther, von dem er, wie er schrieb, noch keinen Gebrauch machen könne, und einen französischen Roman mit auszüglichem Titel: „Die gefährlichen Liaisons.“ Er sollte ihm zur Warnung gereichen; aber

das Buch fand seinen Beifall und er rühmte seine nachlässig schöne und geistreiche Schreibart.

Tag auf Tag verging, von Arnims keine Nachricht; der „Don Carlos“ rüdte nicht weiter. Endlich einige Sonnenblicke, und nun trieb es den Dichter hinaus in die noch immer etwas frostige Natur; aber sie hatte ja bereits ihre Augen aufgeschlagen. Die Sträucher grünteu und auch die Bäume reckten und dehnten sich, nun aus dem Winterschlaf zu erwachen. Die hochragende Ulme neigt noch blattlos ihre Blütenkähnen hernieder und hoch in den Wipfeln der Erle und der Eibe birgt sich die Blütenfülle, die das zögernde Grün nicht abwartet. Nur um die knorrigen Äste der Eichen flattern noch die braunen Blätter des Vorjahres, welche die Frühlingswinde loslösen und die mit herblichem Rascheln zur Erde fallen. Und gerade nach einer solchen Eichengruppe lenkte der Dichter den Weg. Er hatte sie schon einmal mitten im Sturm und Regen aufgesucht; jetzt im Sonnenschein erschien ihm der von den hohen Eichen beschattete Kienberg als ein Naturtempel der Waldeinsamkeit, und seine Phantasie raulte sich an den knorrigen Waldbriesen empor. Schaffensfreudigkeit zog in seine Seele ein. Die Gestalten seiner Phantasie nahmen neues Leben an, auch sein Carlos, sein König, seine Königin. Doch welche Verfälschung seiner Traumgebilde, welche Verwandlung, wie drängten sich so rasch die Bilder seines Wachtraumes, die Bilder seines eigenen Lebens an ihre Stelle. Die Königin verwandelte sich in Henriette, er selbst war Carlos, und glühende Leidenschaft bemächtigte sich seiner mitten in der stillen Natur; ihm war's, als müßte dort, wo der Pfad aus dem Dickicht des Unterholzes auf den freieren Eichenplatz herauslenkt, das schöne Mädchen heraustreten, eine entzückende Dryade, und in seine Arme sinken. Festgebannt hielt er den Blick auf jene Stelle, als vermöchte er das Schicksal zu zwingen, daß es seinen Wunsch erfülle, und siehe da, ein Wunder geschah — er rieb

sich die Augen, aber sie hatten ihm nicht gelogen, dort trat aus den Büschen eine weibliche Gestalt hervor, kein Zweifel, es war Henriette, es war ein Wesen von Fleisch und Blut, kein schattenhaftes Traumgebilde. Mit einem Ausruf der Freude, des Entzückens eilte er auf sie zu, doch bald erstarb dieser auf seinen Lippen; denn etwas atemlos folgte ihr die Mutter mit dem Dorfjungen, der sie diesen Weg geführt, da Schiller seiner Birtin mitgeteilt, wohin er diesmal seine Schritte lenken wolle. Das war eine böse Verklümmung geträumten Glückes. Doch gleichviel, seine Henriette stand vor ihm, er durfte ihr die Hand drücken, ihr in das schöne Auge sehen. Die Mutter war müde, sie setzte sich auf den Stamm einer gefüllten Eiche; Schiller konnte mit der Geliebten auf und ab gehen und ungestört mit ihr sprechen.

„Jetzt erst ist über Tharandt die Sonne aufgegangen,“ sagte er; „nur ein Trugspiel der Natur ist das andere Licht, das Schatten auf die Wiese malt. Und Sie kommen, Sie glauben noch an mich?“

„Was könnte diesen Glauben erschüttern! Nicht die Meinung der Welt, nicht die Stimme engherziger Beurteiler; Sie sind ein großer Dichter und mehr als das — Sie sind mein lieber Dichter, an den ich glaube.“

„Und die Mutter?“

„O, da sieht's schlimm aus, schlimmer als je!“

„Und doch kommt sie mit Ihnen hierher?“

„Sie fand keinen anderen Ausweg; sie sah, wie ich mich in Sehnsucht verzehrte, wie ich dort auf dem Lande keinen anderen Gedanken hatte als Sie; wie ich in Dresden mich vor innerer Unruhe nicht fassen konnte. Ich sagte ihr, was ich auch Ihnen jetzt sage — man will Sie mir entführen, mir entfremden; die Körners sind eifersüchtig auf mich; die bekannte Lästertzunge des Fräulein Dora Stock schleudert Giftspieße auf mich; Ihr junger Freund Huber sammelt in seinem diplomatischen Bureau den üppig in

Blüte stehenden Hofplätz; ich muß mich rechtfertigen vor Ihnen. Das sah meine Mama wohl ein, denn welche Mutter wünscht nicht, daß ihre Tochter sich rechtfertige? Und dann, wenn ich ihre geheimsten Gedanken richtig errate, sie sieht in dieser Begegnung etwas wie einen Abschied!"

"Einen Abschied? Ums Himmels willen!" rief der Dichter aus.

"Es braut irgend etwas bei Hofe, ein Unwetter; noch hat sich's nicht entladen, aber es hängt am Himmel. O, wenn wir die Opfer wären! Doch wir wollen noch nicht traurig sein. Ich erwähne dies nur, um zu erklären, warum Mutter mich hierher begleitet hat. Freilich knüpfte sie eine Bedingung daran, Graf Waldstein mußte in unserer Gesellschaft sein."

"Wie, der Graf ist auch hier?"

"Mutter bestand darauf; auch erschien's ihr wohlfeiler, im schönen Kabinett des Grafen zu fahren als in der gelben Thurn- und Taxis'schen Postkutsche. Der Graf erspart uns den Kutscher, sagte sie; aber Trinkgeld erhält er nicht von mir, fügte ich hinzu, und ich hab's auch durchgesetzt, daß er unten im Städtchen bleibt und uns nicht auf den Berg begleitet, damit wir hier ein paar ungestörte Worte sprechen können."

"Der Graf! Das ist peinlich, das ist fatal!"

"Kein verdrossenes Gesicht! Wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen, jede kleine Gunst dem Schicksal abringen. So konnten wir uns doch wiedersehen, so konnten wir doch zusammen sein, und da wollen wir ruhig den dicken Grafen mit in den Kauf nehmen."

Die Mutter mahnte zum Aufbruch; sie schritt jetzt wieder rüstig auf den Waldwegen voran, zumal es bergab ging, und so verstattete sie den Liebenden, hinter ihrem Rücken Zärtlichkeiten miteinander zu tauschen.

Unten vor dem Gasthause ging der Graf auf und ab oder er beschäftigte sich damit, den riesigen Pudel des Gastwirthes über den Stock springen zu lassen. Jetzt

zum erstenmal wurde ihm der Dichter vorgestellt. Der Graf wußte nicht recht, was er mit einem solchen Menzengemal anfangen sollte. Nun, es war doch immer ein Herr Rat und er vergab sich nichts, wenn er seine Verbeugung höflich, wenn auch etwas kurz und obenhin erwiderte. Als sie im Gastzimmer Platz genommen, warf er ihm einige prüfende Blicke zu; der Erfolg dieser Prüfung war ein beruhigender. Was konnte Henriette an diesem Poeten finden? Nichts als eine Laune, eine Caprice, ähnlich wie er sich hier mit dem Pudel amüßerte. Den Papagei des armen Eibschütz hatte sie fortfliegen lassen; sie brauchte doch irgend ein merkwürdiges Geschöpf, mit dem sie sich ein wenig die Zeit vertrieb. Solch ein einheimischer Dichter war freilich kein exotischer Vogel; doch er war immerhin etwas Apartes, und man konnte Nachsicht haben, selbst wenn ihm einmal etwas Zucker gereicht wurde. Durch diese Betrachtungen wurde die Eifersucht des Grafen gänzlich entwaßnet; die harmlose Behäbigkeit seines ganzen Wesens trat in ihre Rechte; er wurde geprüflich, erzählte allerlei Sportabenteuer, wußte der Mutter und Tochter öfters ein Lächeln abzulocken und wandte sich sogar zwei- bis dreimal an den Dichter, um ihn mit ins Gespräch zu ziehen.

Doch Schiller war tief verstimmt; er beobachtete jede Miene Henriettes, welche dem Grafen ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendete und nur gelegentlich auf Schiller einen vielsagenden Blick warf, um ihn zu trösten; doch in seiner eifersüchtigen Laune war er ein höchst unliebenswürdiger Gesellschafter, so daß selbst der Graf über seine Schweigsamkeit erstaunte und der festen Überzeugung war, der Mann könne zwar Stücke schreiben, aber sonst nichts Gescheites zu Tage fördern.

Frau von Arnim nahm ihre Protektionsmiene an. Sie wollte dem Grafen ihre Beziehungen zum Dichter in das rechte Licht setzen.

"Sie sollten meiner Tochter," sagte sie zu Schiller, "einmal ein poetisches Stammi-

buchblatt schreiben. Junge Mädchen wollen gern gefeiert sein, und da hat man doch auch eine Erinnerung an einen berühmten Dichter, der doch früher oder später nicht mehr unseren Kreisen angehören wird."

Henriette stimmte in diesen Wunsch ein, und Schiller versprach ihn zu erfüllen.

"Es ist merkwürdig," sagte der Graf, "wie die Talente verschieden sind; ich habe in meinem Leben keine Verse zu stande gebracht, wenigstens keine deutschen. Im Französischen habe ich einige Trinksprüche, Geburtstagswünsche und Ähnliches angefertigt, was auch Beifall gefunden hat. Das macht sich auch weit schicklicher und ansprechender. Die Franzosen haben eine fertige Litteratur, unsere deutsche befindet sich noch in den Flegeljahren."

Schiller saß wie auf einer Marterbank: wie köstlich konnten diese Minuten sein, und eine nach der anderen wurde ihm fortgestohlen von diesem lästigen Eindringling; doch das Schlimmste war, daß Mutter und Tochter in dem behäbigen Jüngling einen liebenswürdigen Gesellschafter zu sehen schienen, während er selbst fast unbeachtet daneben saß.

Wieder wurden die feurigen Klappen vorgespannt, wieder hob der Graf die Damen galant in den Wagen und griff zur Peitsche, um das Gespann zu lenken. Fast wurde dem Dichter der Abschied leicht; denn viel schwerer wurde es ihm auszuhalten als ein trostloser Zeuge, wie Henriette ihre Gunst einem anderen zuwendete.

Jetzt verhärtete er sich in hartnäckigem Trotz; er wollte gar nicht nach Dresden zurückkehren, sich hier in dieser Einsamkeit vergraben. Das war die Stimmung für ein Schauspiel: "Der Menschenfeind", das ihm aufgegangen war; vielleicht führte bitterer Menschenhaß, der Schmerz und Groll über fortwährende Täuschungen seine Feder, und alles, was sein Herz aufs innerste empörte, wollte er in diese Dichtung ausströmen.

Sonnige Tage kamen; aber des Dich-

ters Gemüt wurde nicht von ihnen erhellt; der wüßrige Waldbüß erquickte seine Sinne, doch seine Seele blieb freudlos.

Da kam ein Brief von Dresden, er las ihn und las ihn immer wieder. Ach, wenn er diesen Worten trauen dürfte!

"Vorhin wurde ich gestört; es kam der dicke Graf; ich habe den ehrlichen Mann jetzt auch bald satt; er hat uns schon um manchen schönen Augenblick gebracht, besonders das letzte Mal in Tharandt. Daß er auch da störte, das vergeblich ich ihm nicht so bald."

Das war ja seine eigene Stimmung; doch wie ganz anders war damals ihr Benehmen, als jetzt ihre Worte. Und doch, konnte er an der Wärme und Glut ihrer Empfindung zweifeln, wenn er weiterhin las:

"Der Gedanke an Sie ist jetzt der einzige, der mir wichtig ist. Alles andere, und wenn es des Reiches Wohlfahrt beträfe, kann ich nur als Nebenache betrachten. Adieu für heute. Morgen erwarte ich einen Brief von Ihnen; schon diese Erwartung erheitert mich für den ganzen Tag. Nochmals adieu, ewig unverändert, Ihre Henriette!"

Da stürzte der Dichter ins Freie hinaus, ein warmer Hauch des Frühlings schlug ihm entgegen; o wenn es ein Hauch des frischen vollen Lebens wäre, und wenn er ihm die Liebe brächte, die hingebende, zweifellose Liebe!

Doch immer wieder dies unsichere Gefühl, das Zagen und Schwanken, diese glaubenslose Ode in der Brust!

Antworten mußte er, und er wollte antworten mit dem gewünschten Stammbuchblatt. Doch da dies allen zugänglich und von der Mutter selbst gleichsam bestellt war, so konnte er hier nicht seinem glühenden Gefühl Ausdruck geben; die Geliebte mußte zwischen den Zeilen lesen; er begann das Gedicht mit den Worten:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Rasenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unser Bund, geschlossen unter Schmerzen,
Bekräftigte die Sympathie der Herzen,
Ein Blick war uns genug.

Und durch die Larve, die ich trug,
 Was dieser Blick in meinem Herzen,
 Das warm in meinem Busen schlug.
 Der Anfang unsrer Freundschaft war nur Schein —
 Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

Und weiter hieß es:

Den edlen Trieb, du hast ihn ganz empfunden,
 Der Freundschaft seltenes schönes Los ist dein;
 Den schönsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
 Hast du gesucht, hast du gefunden:
 Die Freundin eines Freundes zu sein.

Und am Schlusse:

Spät führte das Verhängnis uns zusammen,
 Doch ewig soll das Bündnis sein;
 Dich zu verdienen will ich streben —
 Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennst.

Freundschaft — wie kalt klang dies
 Wort! Und doch durfte er kein anderes
 in diese Zeiten zu setzen wagen.

Bald kamen einige Worte des Dankes,
 auch Rama schloß sich denselben an. Auf
 den nächsten Brief erfolgte längere Zeit
 keine Antwort; des Dichters Unruhe
 wuchs von neuem, alle seine schönen poeti-
 schen Pläne zerrannen, die Feder stockte,
 die er angefaßt, um eine neue Scene dem
 „Don Carlos“ anzufügen; in den blühen-
 den Mai trieb's ihn hinaus, weiche Lüfte
 wehten ihm entgegen, im frischen Laub-
 schmuck prangten jetzt die Bäume; die Nach-
 tigall sang das Lied der Liebe, aber in sei-
 nem Herzen fand es kein freudiges Echo.

Endlich kam ein Brief aus Dresden;
 aber er war kurz und traurig, es lag
 darin etwas wie die bange Ahnung be-
 vorstehender Trennung; es mußte irgend
 etwas Bedrohliches vorgefallen sein. Nun
 duldete es den Dichter nicht länger in
 seiner einsamen Verbannung; mochten die
 Freunde ihn schelten, daß er den jetzt in
 Glanz und Fülle sich nahesten Lenz ver-
 säumte, der den Wägen so hold ist. Schil-
 ler brach auf, berichtigte seine Rechnun-
 gen, und die Postkutsche führte ihn gleich
 darauf nach Dresden zurück.

* * *

Raum hatte Schiller die Freunde be-
 grüßt, die sehr verwundert waren über
 seine plötzliche Zurückkunft, als er sogleich

in die Schloßgasse eilte; doch die erschu-
 teten Pforten wurden ihm nicht aufgethan.
 Die Familie Arnim war ausgeflogen.
 „Gewiß mit dem Grafen,“ sagte er sich
 in bitterem Unmut. In solcher Stim-
 mung wollte er nicht zu Körners zurück-
 kehren; es war ein milder, wouziger
 Maiabend; die Scheibe des Mondes füllte
 sich, und durch lichte Wolken warf sie
 deutlicher ihr breites Bild in den rau-
 schenden Strom; er wandelte auf einem
 Fußpfad das Ufer entlang, nach Blase-
 witz. Und unter der Linde im Garten
 schimmerte ein helles Kleid; es war die
 Gustel, die er so lange nicht gesehen,
 nicht gesprochen.

„Ein Gespenst!“ rief sie dem Dichter
 entgegen. „Aus welchem Grabe sind Sie
 aufgestiegen, so bleich und verstört?“

„Ich komme von Tharandt,“ versetzte
 Schiller.

„Doch auch lange Wochen vorher habe
 ich Sie nicht gesehen. Das thut mir leid,
 daß Sie uns hier vergessen haben. Frei-
 lich, jetzt erst hat sich unsere Linde zu
 Ihrem Empfang gerüstet und ihr schön-
 stees grünes Kleid angethan; ich selbst
 aber habe vergeblich auf den Besuch des
 großen Dichters gewartet, und neulich in
 ‚Kabale und Liebe‘ bin ich dicht an ihm
 vorübergegangen, doch er hat mich nicht
 bemerkt; seine Blicke hingen an einer
 anderen, an der vom Maskenball. Ein
 Gläschen Milch, Herr Poet?“

„Nein, nein!“ rief Schiller. „Ungar-
 wein aus Ihrem Keller, vom feurigsten,
 der das Blut in Wallung bringt, den
 Sinn verwirrt, die Seele in Taumel ver-
 setzt!“

„Sie werden dann aber nicht erwar-
 ten, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste; doch
 ich hoffe, der Tokaier wird nicht gleich
 solche lebensgefährliche Wirkungen aus-
 üben.“

Justine verließ den Dichter, der träume-
 risch in die Abenddämmerung hinausjah,
 die bald vom Dämmerlicht des Mondes
 ganz abgelöst wurde. Auch für sich selbst
 mußte Guste, als sie den Feuerwein auf
 den Tisch setzte, ein Glas holen.

„Nun wollen wir wieder einmal gemüthlich beisammen sitzen, wie damals, als der Herr Rat noch Augen hatte für die übrige Welt, und für uns alle noch nicht verloren war wie jetzt, seitdem ihn die schöne Zigeunerin verhezt hat. O, ich weiß viel von Ihnen, Herr Schiller, mehr, als Sie glauben, und sogar mehr, als Sie selber wissen. Ihr Leben ist, wie es in Ihrem Don Carlos heißt — die Thalia hat mir Renner geborgt — ‚eingetragen in der Santa Casa heiligen Registrum‘, in meinen Tagebüchern. Sie glauben gar nicht, wie eiferüchtig wir Frauenpersonen sind, auch dort, wo wir nicht mehr das geringste Recht auf Eifersucht haben, ja, selbst wenn wir's nie gehabt hätten. Es giebt uns einen Stich ins Herz, wenn solch ein guter Freund seine Liebe einer anderen schenkt, daß er uns gar nicht mehr zu bemerken scheint. Solcher Leidenschaft ist er fähig, sagen wir uns; was ist das für eine voll erblühte Pracht, und wir mußten uns mit dem schüchternen Knöspschen begnügen.“

„Wir bleiben gute Kameraden, Guste! Stoßen Sie an, auf Ihr Wohl! Und nun erzählen Sie mir, was Sie alles von meiner Liebe wissen.“

„Das weiße wissen Sie ja selbst besser, und ich werde mich hüten, Eimer in den Strom zu gießen. Nur meine Meinung habe ich darüber, und die will ich Ihnen offen heraus sagen. Sie sind eben ein Dichter und träumen mit offenen Augen. Das Mädchen ist schön, aber diese Blume blüht nicht für Sie. Was sie will, weiß sie selbst nicht. Sie möchte gern reich und vornehm sein, und hat doch noch Herz für einen Poeten; denn sie ist empfindsam und geistreich. Doch die Mutter sorgt schon dafür, daß das nicht überwuchert und daß sie im rechten Geleis bleibt, was auch der Tochter bei ruhigem Nachdenken bequemer erscheint.“

„Welche Reden, welche Vermutungen,“ rief Schiller erzürnt; „wie können Sie wissen, was im Gemüth der jungen Dame vorgeht!“

„Das weiß man alles; man kann sich

hineinsetzen, wenn man selbst gesunden Menschenverstand und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Und dann hört man so vieles beim Hinundhergehen, bei der Anwartsung, wo man von den vornehmen Herrschaften kaum als ein menschliches Wesen betrachtet wird; es ist unglaublich, wie unvorsichtig sie oft in ihren Gesprächen sind. Drinnen am Schenkisch und draußen in der Laube, wo ich bisweilen unbemerkt saß, hab ich so viel mit angehört, was durchaus nicht für mich bestimmt war. Ich habe leider ein sehr feines Gehör, und oft ist's besser in der Welt, wenn man gänzlich taub ist. Darum weiß ich auch manches, was Sie nicht wissen. Sie sind der Geprellte, Herr Rat, und haben keine Ahnung davon.“

„Prahlen Sie nicht mit Ihrer Allwissenheit, Guste! Es wird Ihnen mancher Schluß in die unrechte Kehle gekommen sein.“

„Das wollen wir doch gleich sehen,“ sagte Justine rechtshaberisch, „und Sie selber sollen entscheiden. Neulich saß hier Graf Waldstein mit einigen jungen Adelligen, ich drüben in der Laube. Nun, beichten Sie selbst: ist es wahr, was jene erzählten, daß Sie stets durch ein Licht am Fenster der Arnims gewarnt worden, wenn dort Familienbesuch ist und Sie nicht ungestört mit Henriette zusammen sein können?“

„Wer hat da aus der Schule geschwätzt? Die Arnims selbst — das ist unrecht. Dergleichen muß ein Geheimnis sein und bleiben.“

„Wie Sie sehen, hab ich recht gehört; doch man erzählte sich lachend, daß der gute Dichter das glaubte.“

„Daß ich das glaube?“ fuhr Schiller aufgeregt empor, „was lauert da noch im Hintergrunde?“

„Ein harmloser Scherz! Fräulein von Arnim hat das Licht nicht bloß als Warnungszeichen aufgestellt, damit der Geliebte nicht an der Klippe des vorgegebenen Familienbesuches scheiterte; es war auch ein Leuchtturm, der den Zugang in

den sicheren Hafen anzeigte; es war, wie der Graf lachend selbst erzählte, ein Zeichen für ihn und auch für seine Freunde, den Koltzig und die anderen, daß sie ruhig hinaufkommen durften zu unge störter Begegnung mit dem reizenden Fräulein.

„Das ist nicht wahr!“ rief Schiller aufspringend.

„Sie wußten ja alle davon, die Herren, und brachten dem schlauen Fräulein ein Hoch aus.“

„Das ist ein Irrtum, ein Mißverständniß! Es wäre ja ein schändlicher Verrat an Lieb und Treue! Das würde ein Pöccat verdienen, ein Pöccat, bei dem die Gläser alle in Scherben gingen!“ Und er warf sein Glas an den Stamm der Laube, daß es zerschellte und zerschmettete.

„Das ist kein gemüthlich Zusammen sein,“ versetzte Gufte. „Sagt ich's nicht gleich, mit dem Totai er ist nicht zu spaßen; und wenn er noch dazu einem Dichter ins Hirn fährt, da begegnen sich zwei Flammen.“

„Das Licht, dies schändliche, kupplerische Licht!“ rief Schiller, hin und her gehend; und dann auf Justine zustürzend und sie bei den Händen fassend, indem er ihr scharf ins Gesicht sah, fügte er hinzu: „Nein, uein, Sie lügen nicht, diese offenen Züge, diese tiefen Augen ohne Faltsch! nein, nein, das thun sie meinem alten Kameraden nicht an! Und doch, ich glaube nicht daran! Das sind Prahlereien und Lügen dieser Kavaliere, die mit Mädchenherzen ihren Spott treiben und sich uoch des Sieges rühmen, wo sie Niederlagen erlitten haben.“

„Und da ich einmal im Plaudern bin, Herr Rat, bitte, geben Sie mich frei; wenn Sie mir früher in die Augen sahen, gefiel mir's besser als jetzt. Dieser wilde Blick erschreckt mich; gleichviel, ich sage also uoch mehr, es ist zu Ihrem Weiten. Man erzählte sich auch, daß jetzt bei Hofe ein sehr konträrer Wind für Sie wehe, der Sie eines schönen Tages aus unserer Elbstadt fortblasen werde. Nun, jetzt wissen Sie alles; jetzt hole ich Ihnen ein

anderes Glas, doch das zerschmettete wird Ihnen auf Rechnung gesetzt.“

Während Gufte ins Schenkzimmer eilte, suchte der Dichter sich zu fassen, sein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Das war alles ein thörichter Verdacht, das mußte sich ja auflären! Wozu der fortwährende innere Kaupf? Wie friedlich rings die Natur! Der volle Mond stand am Himmel und versilberte rings das wollige Gewölk, das im blauen Äther schwamm, und ein milder Abendhauch wehte durch die flüsternden Zweige der Linde, die noch keinen Blütenduft austreute, aber frühlingslustig rauschte mit ihrem vollen grünen Gewand.

Als Gufte zurückkehrte, fand sie nicht mehr den vom Sturm der Leidenschaft unhergetriebenen Dichter, sondern den träumerisch sinnenden, der, das Haupt auf die Hand gestützt, am Tische saß und herniederblickte auf die silberne Flut der Elbe.

„So ist's recht,“ sagte sie, „und nun wollen wir plaudern, wie in guter alter Zeit.“

Es war spät am Abend, als Schiller heimkehrte; ihm war dort unter der Linde so still und wohlilig zu Mute geworden, und die schöne Justine hatte so herzig ihrer Bewunderung für den Dichter Ausdruck gegeben und über alles, was in der Nachbarschaft und in den Dresdener Kreisen vorgegangen, so lustige Auskunft erteilt, daß der Dichter ganz im Vann dieser einfachen Natur sich befand, für welche das Leben keine Kämpfe und keine Rätsel hatte. Auch den Abschiedsfuß in Ehren versagte sie diesmal dem Dichter nicht, der nicht umhin konnte, den Anwalt Kenner um den Besitz eines Geschöpfes von so blühender Lebensfülle und so gesundem Sinn zu beneiden. Doch kaum befand er sich allein auf dem Heimweg, als die martierenden Gedanken sich wieder seiner bemächtigten; aus allen Bucherverstecken am Wege schienen Schatten hervorzuschleichen, die den mondbellen Pfad kreuzten, und als er durch die engen Straßen der Altstadt ging, da wurde es

ihm immer enger ums Herz; die Häuser schienen zusammenzurücken, die Dächer sich schwer auf ihn herabzusinken; wie eine erdrückende Last ruhte das Leben auf ihm.

Nach einer ruhelosen Nacht blickte er verstört in die Morgensonne; seine Ahnung sagte ihm, daß sie einem unheilvollen Tage leuchtete. Zum erstenmal ging er zu dem geliebten Mädchen, nicht um glücklich zu sein mit ihr, sondern um sie zur Rechenschaft zu ziehen; mit heißer Liebe, aber mit dem erschütterten Glauben im Herzen.

An der Thür des Korridors empfing ihn Friederike mit abwehrender Gebärde.

„Ich habe strenge Order, Herr Rat, ich darf Sie nicht einlassen. Es ist aus mit uns.“

„Was bedeutet das, Fräulein?“ versetzte Schiller.

„Das müssen Sie meine Mutter fragen. Wir werden jetzt wie im Kloster leben, und ein Sprechgitter haben wir hier nicht.“

„Wie im Kloster?“ sagte Schiller mit herbem Ton, „aber die Altarkerzen stehen am Fenster. Sprechen muß ich Henriette um jeden Preis.“

„Sie wünscht es freilich auch selbst,“ sagte Friederike einlenkend, „und die Mutter ist jetzt nicht zu Hause. Ich will diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, aber es ist das letzte Mal, das wird Ihnen Henriette selbst sagen. Doch ich helf ihr jetzt, wir Mädchen müssen einander helfen. Ich habe jetzt selbst etwas in Sicht; ja, ja, einen reizenden Liebhaber, man ist alt genug dazu; und da brauch ich Henriettes Beistand. Treten Sie nur ein; aber ums Himmels willen, daß die Mutter nicht dazu kommt, sonst geht es uns allen schlecht.“

Schiller eilte an der offenherzigen Pförtnerin vorüber in Henriettes Zimmer.

Sie erschraf, als sie ihn sah, und preßte die Hand aufs Herz. Er sah bleich aus; er schloß sie nicht in die Arme; er blieb mit düsteren Mienen an der Thür stehen. Und doch — es war ihm schwer, den feierlichen Ton zu wahren, der für sein

Richteramt paßte; zu verlockend war ihre Schönheit, und ein rührender Reiz umschwebte jetzt die schlanke Gestalt. Ein tiefer Seelenschmerz malte sich in ihren Zügen und gab ihnen einen vergeßlicheren Ausdruck als sonst, wo aus ihnen meist strahlende Lebensfreudigkeit sprach.

„Sie kommen überraschend,“ sagte sie, nachdem sie sich gefaßt hatte.

„Die Briefe wurden so schweigsam —“
„Weil die Feder stockte, Feinliches wiederzuschreiben.“

„So muß ich mir persönlich die Antwort holen auf alle Fragen, zunächst aber auf die eine, die mein Gemüt bedrückte. Henriette — ist es wahr, daß das Zeichen am Fenster, welches Sie mir gaben, zugleich ein Zeichen für andere war und, während es mir den Besuch verwehrt, andere zum Besuch einlad?“

Henriette schwieg, eine glühende Röte überflammte ihre Züge.

„Und diese anderen haben sich solcher Gunst gerühmt, die für mich eine Beleidigung ist. Und dazu Lug und Trug und Gaukelspiel hinter meinem Rücken! Ich wollt es nicht glauben, Henriette, sprechen Sie: ist es die Wahrheit?“

„Immer Mißtrauen und Zweifel,“ sagte das Mädchen jetzt; „können Sie denn nicht begreifen, daß alles, was ich that und was ich zuließ, nur um Ihre willen geschah, selbst wenn es Sie tranken mußte, wie diese Zeichensprache, welche böswilliger Verrat Ihnen enthüllt hat?“

„Aber ist sie nicht selbst ein böswilliger Verrat?“

„Nein, Schiller. Sie wissen ja, daß ich der Mutter Einwilligung zu unserem Verkehr nur durch Zugeständnisse erkaufen konnte. Und auch hier handelte es sich nur um ein solches Zugeständnis. Es war der Mutter Wunsch und ihre Anordnung, und ich widersprach nicht um Ihre willen. Sie haben mich ja oft genug mit dem Grafen zusammen gesehen.“

„Und oft genug hat das mein Blut in Wallung versetzt.“

„Ob in Lischwitz oder in Tharandt oder in unserer Wohnung — das ändert

nichts, er war mir überall gleichgültig. Freundlich war ich gegen ihn, weil er uns wohlgesinnt ist und meine Mutter mit Wohlthaten überhäuft.“

„Und doch — es ist ein Doppelspiel, das ich nicht ertragen kann. Erschein ich doch oft als der dritte, der Überlästige, wenn ich mit dem Grafen zusammen in Ihrer Gesellschaft bin. Wenden Sie nicht diesem allein Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Güte, vielleicht — Ihre Liebe zu? Und wenn ich nun erfahre, daß Sie ein geheimes Verständnis mit ihm haben, das mir verborgen blieb, daß Sie ihn empfangen an den Abenden, wo Sie mich verurteilten, einsam durch die Straßen zu wandeln — da soll sich mein Innerstes nicht empören, da soll ich ruhig und gelassen einem Spiele zusehen, dessen Opfer ich selbst bin und meine Liebe?“

„O, daß Sie's nicht einsehen wollen, nicht einsehen können! Doch, mein Gott, auch das wäre ja jezt zu spät!“

„Zu spät — und warum?“

„Weil das Licht mit seinen Warnungen überflüssig geworden; denn statt des Lichtes muß ich jezt eine Fadel anzünden, eine Brandfadel, die alle unsere Hoffnungen zu Asche brennt! Sie dürfen unser Haus überhaupt nicht mehr betreten.“

„Was ist geschehen — ums Himmels willen!“

„Meine Mutter hat einen Brief von der Frau Oberhofmeisterin erhalten, einen mahnenden, warnenden Brief: sie müsse jeden Umgang mit Ihnen, dem Dichter jenes abscheulichen Stückes, abbrechen; sonst sei sie genötigt, ihr den Dienst bei den Prinzessinnen zu kündigen, und zwar auf höchsten Befehl. Das ist der drohende Wetterschlag, der uns längst angekündigt worden; es ist zu Ende mit unserer Liebe, mit unserem Glück.“

Schiller verstummte. Aschgrau lag die Welt auf einmal vor ihm da, aus dieser Asche konnte sich kein Phönix erheben; er stand da ohne Fassung.

„Und die Mutter?“ fragte er, nur um sein trostloses Schweigen zu unterbrechen; er wußte ja die Antwort voraus.

„Die Mutter — ach, die arme Mutter! Sie ist außer sich, sie schwebt in Todesangst, die feste Einnahme zu verlieren, die uns noch einen kleinen Haht im Leben giebt; sie bekreuzt sich vor Ihnen; schon Ihr Name ist ihr ein Greuel; wir können uns hier nicht wiedersehen, nirgends wiedersehen!“

„Und Sie, Henriette?“

„O, ich bin grenzenlos unglücklich!“

Sie weinte. Er eilte auf sie zu, drückte sie ans Herz, küßte ihr die Thränen von den Wangen, doch er hatte kein tröstliches Wort für sie; o, wenn er reich wäre wie diese Juden, diese Grafen! Doch der Ruhm des Poeten ist wie tönendes Erz, wie eine klingende Schelle; weithin durch die Lande verbreitet er sich; aber er läßt sich nicht münzen zu Silber und zu Gold; die Dichter bleiben immerdar die Stieföhne des Glückes. Und doch, das Glück hatte ihm ja ein Füllhorn von Gnaden gespendet: die Liebe dieses schönen Mädchens, und unmöglich schien es ihm, daß er von ihr sich trennen könne. Wie sie so da stand, schwermütig, hoffnungslos, in Thränen ihren Schmerz ausweinend, da war sie noch immer so reizvoll; die Verzweiflung konnte nicht den Hauber dieser Züge, dieser Gestalt brechen, so hingegeben ruhte sie in seinen Armen.

Da raffte er sich auf zu einem verwegenen Entschluß, und ihr mit festem Blick in die verweinten Augen sehend, rief er:

„Es ist unwürdig alles, was wir hier ertragen müssen, unwürdig, was von dir verlangt und gewährt wird; ja, es gibt ein vermessenes Wagniß, um unsere Menschenwürde zu retten, die beinige und die meine. Hier dampft aus dem Boden die Fäulnis, und die Luft ist voll erstickender Dünste; hier kam unsere Liebe nur kränkeln und verwelken. Ja, folge mir, Henriette, fort von hier, noch ist Raum in deutschen Landen für die glückliche Liebe.“

Sie sah ihn mit großen, fragenden Augen an:

„Sie wollen — du wolltest —?“

Das bisher vermiedene „du“ hingeben-der Liebe löste sich jetzt in höchster Erregung von ihren Lippen.

„Dich entführen, ich sage es kühn, aber dich auch besitzen. Noch wird's ein Kirchlein geben irgendwo, dessen Glocken unserm Wunde läuten. Es sind entscheidende Augenblicke, es gilt den entscheidenden Entschluß! Das ist der Liebe Pflicht, sich loszureißen von allem, was sie hemmt und stört, um ihrem eigenen Stern zu folgen.“

Ein freudiges Aufschrecken im Auge des Mädchens. Der Blick in eine schöne Zukunft öffnete sich; doch kurz war das Aufschauhen ihrer Seele; bald sah sie alles wieder durch einen düsteren Flor.

„Meine Mutter —“

„Es geschieht ja gegen ihr Wollen und Wissen, gegen ihr Verbot, was du thust. Man kann sie nicht zur Rede stellen, nicht strafen, ihr nicht Dienst und Gehalt entziehen.“

„Und damit wäre alles abgethan? Welchen Kummer, welchen Jammer würde ihr meine Flucht bereiten, welche trostlose Wittigst für mein Leben, für meine Liebe! Und es sollte ihre Stellung nicht gefährden? Welches Vertrauen kann man einer Erzieherin schenken, die eine so mißratene Tochter erzogen hat! Und dann, sie würde nicht leben können ohne mich, und ich nicht ohne sie! So eng verwachsen sind wir, und ob ich anders denke, anders empfinde als sie, das scheidet uns nimmermehr! O, es ist ein herzzerreißender Zwiespalt! Hier hält es mich fest, dort reiht es mich fort; aber nie könnte ich die alte Heimat verschmerzen, nie, selbst wenn ich eine neue an deinem Herzen gefunden.“

„Sieh, ich habe Kraft, ich habe Mut!“ fuhr Schiller fort, „dir eine neue zu gründen. Da Brüden, wo die großen Genien leben, wird uns Fürstengunst gewiß neben ihnen mit Freuden eine Stätte bereiten! Ich will arbeiten, schaffen, rastlos, das Geipenst der Not verschrecken, wenn es an uns herantreten sollte.“

„Halten Sie ein, Schiller,“ sagte Henriette, jetzt sich von ihm losreißend; „das

ist's, das ist's! Und wenn mich die Liebe zu meiner Mutter nicht hielte, ich habe nicht den Mut, jenem Geipenst der Not ins Auge zu sehen, nicht auf Augenblicke, und kein leidenschaftliches Glück könnte mir das Herz erwärmen, wenn es erkaltet würde von den Schauern der frierenden Armut. Schelten Sie mich, verdammen Sie mich. Doch ich bin weich gebettet gewesen bisher, und ein hartes Lager würde mich zur Verzweiflung bringen. Ich würde elend sein und Sie elend machen. Ihnen zu folgen in ein unsicheres Leben voll Angst und Entbehrung — nein, nein, ich bin nicht die Heldin, die Sie suchen, ich bin ein schwaches, verwöhntes Mädchen! Aber mir graut vor dem Leben, wenn es ein anderes Gesicht annimmt als dasjenige, in das ich bisher gesehen. Fort von hier — hinter mir die weinende Mutter, der besetzte Ruf, im Herzen neben der glühenden Liebe die zerfleischende Keue, und vielleicht ein Leben im Bettlergewand, das die Hand ausstreckt nach milden Gaben — ich kann es nicht! Das heißt zu viel, das heißt Unmögliches verlangen.“

Das war das entscheidende Wort. Stumm und starr blickte der Dichter auf das Mädchen, das auf einmal seines eigenen Geistes Flug gelähmt hatte. Und hatte sie nicht recht? Er erschrak fast vor sich selbst; er hatte Unmögliches versprochen. Konnte er das Schicksal je bannen, das sich ihm immer so feindlich gezeigt, und war's nicht Tollkühnheit, ein anderes Wesen mit hineinzureißen in den Strudel, in dem er kämpfte und vielleicht unterging? Und doch, sie hätte an ihn glauben müssen, ihm vertrauen, in Not und Tod nicht von seiner Seite weichen. Und während er erschrak vor seiner eigenen Verwegenheit, erüchtete ihn ihr zaghaftes Zurücksweichen; aber das eine sah er klar, es gab keinen anderen Ausgang mehr als die Trennung.

„So leben Sie wohl, Henriette,“ sagte er zögernd und stöckend, „in der Knospe stirbt die Blume, und uns bleibt nichts als die welken Blätter der Erinnerung.“

Ohne Händedruck und Kuß stürmte er von dannen; über die Scheidewand, die sich da vor ihnen aufbaute, reichte die Hand der Liebe nicht mehr; es war nicht bloß der grenzenlose Schmerz der Trennung; es mischte sich etwas darein wie bitterer Zweifel; alles, was ihn wochenlang gequält hatte, stürmte jetzt auf ihn ein; es war, als wenn sein Herz schon der Geliebten entfremdet wäre, ehe es den bitteren Kelch des Abschieds leerte, und doch wies er den Trost zurück, der in den stummen Anklagen lag. Er schied von dieser Liebe wie von einem Rätsel, das ihm die Sphinx seines Lebens aufgegeben.

Henriette aber brach schluchzend zusammen; dem lebensfreudigen Mädchen war ein schöner Traum zerstört und mit dieser Liebe das Beste ihres Wesens zertrümmert worden.

*
*
*

Wochen vergingen, ehe Schiller sich über den Bruch dieses Verhältnisses beruhigen konnte; jetzt half der tröstende Zuspruch der Freunde, der Körnerschen Familie und der Frau Albrecht; langsam, allmählich löste sich der Schmerz dieser Liebe von seinem Herzen los und er sah

das Erlebte in mildem Lichte. Er gewann auch wieder die Kraft zu schaffen; seinen „Don Carlos“ vollendete er und konnte auf frischer Waldwiese, unter rauschenden Wipfeln den letzten Akt den Freunden vorlesen.

Und doch, von Dresden trieb es ihn fort; immerhin war die Stätte noch bedeckt mit dem rauchenden Schutte seines Glückes; es trieb ihn fort in die Musenstadt an der Elbe; dorthin rief ihn ein geniales Weib, das von leidenschaftlicher Blut für ihn entbrannt war, eine stolze Schönheit, die etwas von einer erhabenen Korne hatte und sich auf geheimnisvolle Runensprache verstand. Frau von Kalk hatte ihren Wohnsitz in Weimar genommen. Doch mehr noch trieb ihn dorthin die Sehnsucht, sich in den Kreis der großen Geister einzuführen, gestützt auf seinen „Don Carlos“, als das neue Diplom seines Genius.

Und so schied er von Dresden, wehmütig der Vergangenheit gedenkend, hoffnungsvoll der Zukunft entgegengehend! Und sie hatte für ihn den schönsten Trost für schweres Leid: der jüngste im Bunde der Geistesfürsten sollte bald sich ihnen ebenbürtig erweisen; er zog entgegen dem Ruhm, der Unsterblichkeit.





Die Engel des Melozzo da Forli.

Von
August Schmarfow.

Eber Engel und Farben darf man nicht streiten, sagt ein moderner Kritiker, der den Künstlern stets die Darstellung des Menschenlebens und der irdischen Dinge, wie sie sind, empfohlen hat. Er wundert sich, wie heutzutage begabten Meistern bei freier Wahl ihres Gegenstandes noch einfallen könne, Kindertöpfe mit Flügeln an den Schläfen als Cherubim oder wilde Männer mit Vocksbeinen als Satyrn vorzuführen, die Landschaft mit Kentauren oder die Meerflut mit Nereiden zu bevölkern, deren halb tierische halb menschliche Formen unserer Kenntnis der Natur ebenso wie unserem organischen Gefühl widerstreiten. In gleichem Sinne hat sich neuerdings ein deutscher

Vertreter der Naturwissenschaft ausgesprochen, und wie du Bois-Reymond denken gewiß alle, die in der Kunst nichts anderes als eine Wiedergabe der Wirklichkeit suchen.

Sind wir über die Ausgeburten der heidnischen und christlichen Phantasie so weit hinaus, so können wir uns über Pferdeleiber, denen statt des Halses ein Menschenrumpf mit Armen und Kopf daran gewachsen ist, als ob die Verdoppelung des Eingeweides so harmlos wäre wie das Wiederkläuen, allerdings nur ärgern oder lustig machen, solange wir dem Maler das phantastische Spiel versagen, das wir dem Dichter doch auf eigene Gefahr wohl zugestehen. Und nicht besser als um Meerweiber mit Fisch-

Schwänzen stünde es dann auch um geflügelte Menschenkinder, die sich in den Lüften tummeln wie die Vögel. Da muß es gewagt scheinen, die Engel eines Malers, der für uns der Vergangenheit, vielleicht gar der Vergessenheit angehört, zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung zu wählen, bei der man auf Entgegenkommen der Leser zu rechnen pflegt. Was gehen uns Moderne die Hirngespinnste begrabener Zeiten an, zumal wenn es sich um Versuche der Kunst handelt, sie leibhaftig vor Augen zu stellen?

Dem Engelglauben des Mittelalters nachzuhängen und die kindlichen Einfälle eines frommen Gemüts zu bewundern, wollen wir dem Leser freilich nicht zumuten, so liebenswürdig sie beide sein mögen in ihrer Art. Die zarten Halbfiguren mit langem Kleiderschweif, mit vergoldeten Flügeln und Lockenhaaren, die, ohne zu fliegen, am Himmel stehen, wie nur Schwalben durch die Lüfte schießen — diese Andeutung himmlischer Sendboten sind, was sie sein sollen, nur im engsten Kreise der Eingeweihten und Brauchen zu ihrer Lebensfähigkeit die ganze Poesie des Wunderglaubens, den vollen Zauber der christlichen Märchenwelt, die von ihren Bildern nicht mehr verlangt als eine leichte, möglichst körperlose Anregung zur Selbstthätigkeit eigensten Empfindens.

Lange genug freilich hat auch die vorgeschrittene Kunst sich noch mit diesem Erbteil genügen lassen, selbst wo die Schilderung des irdischen Daseins schon zu mannigfaltiger Einklehr in die Natur der Pflanzen und Tiere, ins bunte Menschenleben selber geziehen war. Aber der Künstler, den wir als Anwalt der Engel herbeirufen, gehört zu den unmittelbaren Vorgängern Raphaels. Melozzo da Forli geht so bestimmt wie kein anderer jener Zeit darauf aus, auch den Luftraum über unseren Häuptern für die Wirklichkeitstreue Darstellung der Kunst zu erobern und den Principien, die für irdische Dinge gelten, gleichsam Schritt für Schritt auch in der Atmosphäre

Boden zu gewinnen bis hinauf zu den lichten Höhen, wo alle Körperform dem Menschenbild entschwimmt. Zu fragen, wie er es angefangen, zu prüfen, wie weit es ihm mit seinen Mitteln gelungen sei, solche menschenähnliche Bewohner der Lustregion uns annehmbar zu machen, ohne mit seiner eigenen Gesinnung als Künstler in Widerspruch zu geraten, könnte vielleicht den zweifelstüchtigen Forscherdrang sogar bestimmen, einen Augenblick bei diesem Künstler zu verweilen. Wer seine Werke selbst einmal gesehen hat, weiß außerdem zu schätzen, wie überraschend dieser Freskomaler des fünfzehnten Jahrhunderts mit der modernsten Bevorzugung des Freilichts übereinstimmt, wie bei aller Heiligkeit seine Körper sich voneinander abheben, die Gestalten Luft und Raum haben um sich her, und welche großartige Freiheit des Atmens und Gebarens allen seinen Wesen gegeben ist.

Nicht müheelos freilich ist dem Melozzo die volle Herrschaft in diesem Sinne zu teil geworden. Gewohnt, auf dem Boden dieser Erde zu wandeln wie die ganze strenge Künstlergeneration, der er angehört, will er von der Wahrheit und Körperlichkeit seiner Gebilde bei seinem Aufschwung nichts einbüßen wie die frommen Maler vor ihm. Er geht aus von der Darstellung der Wirklichkeit in bildnis-mäßiger Treue. Die Porträtgruppe Papst Sixtus IV. mit seinen geistlichen und weltlichen Nepoten und dem knienden Humanisten Platina, dies Wandgemälde im Vatikan, das die Eröffnung der päpstlichen Bibliothek verherrlicht, enthält die Grundlage für das Kunstvermögen des Malers. Es sind sechs Bildnisse von so persönlicher Auffassung und so energischem Dasein, daß wir die Namen Antonello da Messina und Giovanni Bellini stanmelden, um für diesen unbekanntem Melozzo nur einen historischen Umkreis zu bezeichnen, wohin er gehört. Aber wir fühlen sofort, daß solche Einordnung nur für den Augenblick beruhigen kann, und müssen gewärtig sein, daß er sogleich, wenn wir ihn von dieser Seite zu fassen glauben, auf der

anderen wieder herauswache zu unerwar- | Raum zu setzen, und der Schauplatz um-
 teter Größe. Diese Familiengruppe der | schließt die Personen wie einen kostbaren



Novere-Riario ist zugleich ein Meister- | Gehalt sicher und geräumig zugleich, wie
 stück in der Kunst, die Körper in heller | goldene Fassung das edle Gestein, das
 Tagesbeleuchtung in den umgebenden | verbunden erst, jedes in seiner Farbe, zu-

fammenwirkt, und doch an allen Seiten von Luft und Licht umspielt erst recht erstrahlt, sich gegenseitig hebend und tragend. Raum und Körper, Luft und Licht sind hier in schlichter Klarheit gegeben.

tes Turngemach im Widerlager der Vierungskuppel als Abendmahlskapelle auszumalen. Ein massives Klostergewölbe dichtet er um in einen klassischen Kuppelbau, so daß wir beim Eintritt wäuhnen,



Wie lösen sich die Gestalten voneinander und von der Architektur, wie öffnet sich das Gemach in die aufstoßende Halle!

In der Wallfahrtskirche zu Loreto wagt er dann einen ganz anderen Versuch, als ihm aufgetragen ward, ein enges, gewölb-

es ströme durch Fensteröffnungen ringsher uns Luft und Licht von draußen entgegen, als atmeten wir im achteckigen Tempel wie im Freien. Über den Arkaden auf vorspringendem Gesims sitzen alttestamentliche Propheten, mit ihren Schrift-

tafeln hingelagert, von Gedanken bewegt, die vor ihnen auftauchen wie Ereignisse aus dem Schoß der Zeiten. Und über ihnen, wie hereingeflattert aus dem blauen Äther, schweben Engel in langen Gewändern mit den Symbolen der Christuspassion in der Hand.

Sie schweben — wie das? Wir blicken ihnen fast unter die Fußsohlen und unter die Säume der Gewänder aus schwerem Stoff, der in tiefgeschürften und knitterig gebauschten Falten herabwällt. Nur der Windhauch, den der Maler durch die offenen Fenster hereinblasen läßt, erleichtert etwas das Schwergewicht dieser Kleidung und verdeutlicht die Bewegung der Körper, indem er die Gliedmaßen unter der angepreßten Hülle plastischer hervorhebt und im nachwehenden Gewandende den Schwung der Haltung ausklingen läßt. Wie im vielfältigen Wellenspiel gesellt sich dem scheinbaren Kreisen im engen Raum zugleich die Breite und Getragenheit, und erklärt die stille Gegenwart nach rauschen dem Flug und das Beharren in feierlicher Gebärde. So braucht es fast nur noch einer Andeutung, daß die Schwingen sich regen, um die menschlich gebildeten Leiber in der Luft zu halten — d. h. für unsere Vorstellung; denn bei allen Darstellungen der Malerei wird an unsere Phantasie appelliert und an den Schatz von Erinnerungsbildern; nur die Übereinstimmung der dargestellten Merkmale mit diesem Bilderschatz früherer Erfahrung ergiebt den Glauben an die Wahrheit und Wirklichkeitstreue des Ganzen, das wir vor uns sehen, meist ohne nach Vollständigkeit sämtlicher uns schon bekannter Merkmale zu fragen, gerade so, wie wir beim Lesen oft das Wort erkennen, ohne es bis zu Ende buchstabiert zu haben, und erst nachträglich merken, wenn wir uns verlesen. Diese Engel haben ihre Flügel angespannt, und diese sind in bescheidener Größe, aber doch nach wirklichen Vögeln gebildet, wenn auch nicht gerade nach den besten Luftseglern, und mit einer Treue der Nachahmung, die kaum beiträgt, unseren Glauben zu

stärken, da sie zugleich den Zweifel weckt, wie kommen die Sendboten des Himmels zu so wohlbekanntem irdischem Gefieder? Nur die Farbe vermeidet, uns allzu genau das Urbild vorzutäuschen.

Sind es wirklich nur diese gewohnten Attribute, denen wir zutrauen, auch voll ausgestalteten Menschenleibern die nötige Schwungkraft zu verleihen? Oder ist es die Bildung der Körper, die andersartige Färbung, die solche Zumutung erleichtert? Es sind keineswegs ätherische Geschöpfe, wenn auch zum Teil noch zartknochig und schlank. Und neben jungfräulichen Mägdelein erscheinen derbe Buben. Ja, sie benutzen alleamt ihre Beine kräftig genug zum Ausschreiten, als stiegen sie auf fester Unterlage herum. Ist es dieser Kunstgriff, der uns wenigstens davon abzieht, genauer zu prüfen, wie sicher sie am kurzen Flügelpaar so über unseren Häuptern hängen? Auch das faum; denn es erweckt zugleich ein Vorgefühl, als könnten wir eine dieser Fußsohlen flugs auf unserem Scheitel spüren. Oder dienen die wehenden Kleider, die hin und wieder durch die Luft flattern, hier und da sogar, vom Zugwind in die Höhe getrieben, sich breiter auseinander legen, gerade dazu, die Bewegung der Beine im Schwung des ganzen Leibes und die gehaltene Spannung der Flügel miteinander zu verbinden, zu einer Gesamtwirkung, die wir im einzelnen nicht verstandesmäßig nachrechnen, eben weil die Eindrücke durcheinander fließen?

Zunächst mag es uns vorkommen, als sähen wir über einer völlig farblosen ungebrochenen Glasbede die hurtigen Buben und Mägdelein, barfuß oder im Seidenschuh, ihren Reigen drehen, droben im Kuppelraum, durch dessen Fenster ringsum sie im nächsten Moment hinauszufliehen mögen, wie sie gekommen sind. Das ist konsequent, wenn auch nicht eben erbaulich, und jedenfalls mehr architektonisch und plastisch ausgedacht, als malerisch empfunden. Wenn die beabsichtigte Wirkung nicht rein herauskommt, so liegt das gewiß zum Teil an der Enge des Rau-

mes, wo die Körper einander zu nahe kommen, und an der ungebrochenen Helligkeit der Beleuchtung, die alle Formen in plastischer Schärfe hervortreten läßt. Vielleicht ist es zum anderen Teil die schulmäßige Durchführung des Problems, die Häufung der Mittel und die allzu offenkundige Aufstichung von lauter Brauourstücken der Verkürzung, die uns zu prosaisch stimmen und das Experiment als solches aus der Sphäre des freien künstlerischen Schaffens in die der wissenschaftlichen Arbeit, der systematischen Übung hinübereütren. Wir lassen es dahingestellt; denn über den Grad des Gelingens könnten wir uns doch nur in jenem Innenraum zu Loreto selbst verständigen, und dieser ist heute nicht mehr unbeschädigt erhalten, oder war, wie es scheint, überhaupt nie völlig vollendet. Wir haben nur von ihm erzählt, weil dieser Versuch unzweifelhaft erkennen läßt, wo sein Urheber hinaus will: wie die Eroberung des Lufttraumes über unseren Häuptern zugleich die Bewohner des Äthers vor unsere Augen bringt, während wir drunten auf der Erde stehen und nach oben schauen. Wenn es dem Maler gelänge, die Bedingungen des Raumes und der Körper weniger augenfällig aufzudrängen oder gar abzustreifen, zu verhüllen, so daß wir nicht immer herausgefordert werden, Gesetze der Statik und Mechanik zu erwägen, so würde die Erscheinung für das Auge freier sein. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen“ — „nah beieinander wohnen nur Gedanken.“

Und was sind die Engel anderes als Gedanken des Menschen, emporgeschandt zu den Höhen, zu denen unsere Stirn nicht reicht? Was sind sie als menschliche Dichtung im Luftreich, in der sich Menschenatur mit Wolfennatur und Vogelflug verbinden muß, um lebensfähig zu sein in dem Lande, das sie erobert, und doch verständlich zu bleiben als unsere Abkömmlinge, mit denen wir Gemeinschaft pflegen wollen, so oft es uns not thut. Schafft sie der Maler sichtbar für unsere Augen, so kann er es nur nach unserem

Ebenbild, und je mehr er von menschlicher Gestalt und menschlichem Gebaren mit hinaufzunehmen versteht, desto dankbarer glauben wir der eigenen Erhebung. Nur darf er nicht mehr geben wollen als Erscheinung — „Erscheinung, die über alles Materielle siegt.“

Das ist auch Melozzo da Forli nach diesem ersten Versuch in Loreto und seiner allzu architektonisch-sterometrischen Lösung wohl aufgegangen; denn wenige Jahre danach nimmt er eine viel malerischere Wendung und erreicht die Vollendung in freier Schönheit, soweit dies seinerzeit überhaupt gegeben war. Das geschah in dem großen Fresko der Chortribuna in der alten Apostelbasilika zu Rom mit einer Darstellung der Himmelfahrt Christi. In der Mitte stand der aufstehende Erlöser; unten schauten die Jünger empor, wie der Auferstandene, der soeben noch unter ihnen weilt, gen Himmel stieg, umgeben von jubelnden Engeln, die ihm entgegenkamen, und erwartet von den Heerscharen des Höchsten, die Kopf an Kopf gereiht das Blau des Äthers erfüllten.

Leider ist auch dies Werk seit 1711 zerstückelt, die Hauptfigur im Treppenhause des Quirinal eingemauert, Apostelköpfe und Engel im Kapitelsaal von St. Peter eingerahmt zu sehen. Die Engel sind das Schönste aus diesem großartigen Ganzen. Einst vollführten sie zur Ehre des heimkehrenden Gottessohnes, den sie umkreisten, zusammen ein vielstimmiges Triumphkonzert. Jetzt sind sie getrennt nur in Halbfigur noch vorhanden: aber auch so noch offenbaren sie den Schwung der Begeisterung, der ihnen innewohnt und der sie allesamt emporriß wie Planeten um ihre Sonne.

Der Ruhigste von ihnen sitzt seitwärts, halb vom Rücken gesehen, auf einer Wolkenbank wie auf einer Brustwehr, die uns seine Füße verbirgt. Er hat das rechte Bein auf den Sitz heraufgezogen, um die Mandoline, deren Saiten er schlägt, darauf zu stützen, während der Kopf zu uns herausschaut. Nach rechts gewendet er

scheint er wie ein Gegenstück zu einem anderen Lautenspieler, der von seinem Wolkensitz sich links hin vornüber neigt, als könne er nicht lassen, im eifrigen

tief in seine Geige, die er leicht im freiesten Behagen handhabt, während der Kopf mit kindlich vollem Antlitz, von hellblonden Locken umrahmt, sich in seliger



Spiele selbst sich herabzubeugen und einen Blick zur Erde zu senden. Ein dritter Engel steht in sonniger Klarheit still in der Luft, als könnte er senkrecht wieder aufsteigen zur Höhe, aus der er soeben herabgeschwebt, ohne die ausgebreiteten Schwingen zu regen. Er ist ganz ver-

Wonne zurücklehnt, als ob der Blick der blauen Augen sich droben im Lichtglanz verlore. Außer diesen heben sich nur wenige Figuren aus den Luftgebilden kleiner Trabanten und den Cherubköpfen, die dazwischen angedeutet sind, heraus. Besonders reizend sind zwei Ausschnitte mit

je drei nackten Kindern, die sich zwischen Wolken tummeln: einer von diesen Blondköpfen liegt auf dem Rücken, indes die anderen sich über ihn beugen oder au-

son des Ganzen, haben wir uns zwei größere Engel zu denken, deren einer das Tamburin schlägt, während der andere eine Handtrommel rührt, wie wir sie jetzt



betend daneben knien. Diese Stücke sind wie Fensteröffnungen in der Wolkentempel, wo die Unendlichkeit des blauen Firmaments hereinschaut.

In unmittelbarer Nähe des auffahrenden Christus, wahrscheinlich links und rechts zu beiden Seiten dieser Hauptper-

nicht mehr kennen. Beide werfen sich in mädnenhaftem Schwung wie jauchzend durch die Luft, daß der Körper mit dem abwärts stutenden Gewande eine Vogenlinie beschreibt, und daß sie, der eine nach rechts, der andere nach links ausschweifend, die Gestalt des Triumphators in

die Mitte nehmen. Wo sonst der mandelförmige Nimbus den Leib des Himmelfahrenden umgab, nicht selten gar wie ein Nachen geformt, da erscheinen hier diese lebendigen Verförperungen der Schwungkraft mit überquellender Jugendlust in menschlicher Bewegung, so daß wir der unwiderstehlichen Energie wohl zutrauen, selbst einen herb gewaltigen Menschensohn wie den Christus Melozzos emporzuführen, als wäre ein Paar von Dioskuren herabgekommen, den verkürzten Herakles zum Göttermahl im Hause seines Vaters Zeus zu tragen.

Sichtbar vor Augen gestellt und durch die Kunst des Meisters gestaltet sind hier die physischen wie die psychischen Kräfte, die bei so wunderbarem Aufstieg thätig eingreifen, und ihrem machtvollen Gebaren wie ihrem ruhigen Siegesbewußtsein glaubt unser Scharfbild mehr als mancher späteren Wiederholung mit immer zahlreicherem Angebot und immer rauschenderer Instrumentation. Denkt man sich einmal diese wenigen, völlig plastischen Körper zusammen, so wird man gestehen: der Maler erreicht den Eindruck, als sei der ganze Himmel in Bewegung und kreise wie der Windhauch in der Kuppel des Pantheon zur Höhe empor. Dort mag das Thor des Jenseits sich öffnen, den Sieger aufzunehmen, der die Erde hinter sich läßt.

Wir kümmern uns kaum um den Apparat, der zur Darstellung des Fliegens etwa angewendet sein könnte; es sei denn ein Anatom als ungläubiger Thomas unter den Männern von Galiläa, der aus besonderer Gewohnheit eben anders sieht als die gewöhnlichen Menschen, auch unserer Zeit und unserer Bildung. Kunstwerke, die zu anatomischer Augenweide herausfordern, sind sicher in Gefahr, aus dem Reich der Kunst herauszufallen, wie wir es nach anderer Seite von Melozzos Kuppel in Voreto sagen durften. Hier in der Chortribuna von St. Apostoli ist die innere Bewegung aller Wesen so fühlbar, ergiebt sich der rauschende Zug durch die Wolken hin so selbstverständlich wie aus

den Klängen der Sinfonia eroica, daß wir den einzelnen nach der Brauchbarkeit seines Flügelpaares ebensowenig fragen wie einen Eigenden nach der Tragfähigkeit seiner sonst normal geformten Beine. Die Phantasie des Beschauers wird so mächtig mit fortgerissen, daß sie willig aushilft und weiter dichtet.

Und das ist nicht etwa erreicht, indem die leibliche Hülle dieser Wesen auf das geringste Maß und Gewicht beschränkt wäre, wie in den Engeldarstellungen der mittelalterlichen Kunst. Es sind vielmehr gesunde, blühende Ebenbilder menschlicher Jugend, ja, sie haben eine ausgesprochene Neigung zum Starken und Üppigen, zur vollen Blüte der Formen. Jener erste im blauen Kleid ist ein kräftiger Bursch mit rundem Kopf, überreichem Lockenhaar, das die Stirn beschattet, und großen, ruhig strahlenden Augen. Gegenüber sitzt ihm eine zartere Gefährtin, ein Mädchenkopf mit seinem Profil und gesenktem Blick, eine Gestalt voll schmiegsamer Hingebung in allen Gliedern. Die sonnige Geigerin ist dagegen wieder eins von jenen mächtig gebanten Kindern des römischen Volkes, das erwachsen sich den junonischen Weibern an die Seite stellen würde, die wir bei Raphael auftreten sehen, nur überrascht uns bei diesem Vergleich das hellblonde Gelock und das lichte, blaue Augenpaar. In der plastischen Schönheit der Nase, der lebenatmenden Lippen und der weichen Rundung des Kinnes ist dieser Kopf jenem antiken Ideal der Götterkönigin ebenso nahe verwandt wie die bachantischen Tänzerinnen mit Trommel und Tamburin. Und diese wieder entfalten eine Energie des Schwunges, eine Kühnheit zurückgeworfener Haltung, daß wir eher an die muskelficheren Leiber wohlgeübter Jünglinge, im Ballspiel oder Wettlauf gestählter Knappen glauben, als an die weiche Elasticität einer Salome oder die majestätische Anmut einer Trasteverinerin selbst im leibenschaftlichsten Wirbel der Tarantella.

Und wollen wir das Geheimnis ihrer Herkunft noch ein wenig weiter lüften, um

mit der eigenen Empfindung nicht irre zu gehen, so lehrt uns ein Blick in Raphaels Meisterwerkstatt noch weiteres. Die sitzende Flügelgestalt der Poesie an der Dede der anliegenden Weinleibern als Musikanten der himmlischen Ehre. So wird man auch bei Melozzo da Forli erst recht nicht zweifeln dürfen, daß wir zur Mehrzahl



Camera della Segnatura, die den Engeln Melozzos auch sonst so außerordentlich nahe steht, ist nach Ausweis erhaltener Studien nach einem männlichen Modell gezeichnet, und für die Krönung Marias im Vatikan, ein Jugendwerk, dienten ihm junge, schlante Ateliergenossen in eng

dieser farbigen Tüchern mit geschlitzten Ärmeln das zugehörige Kostüm der römischen Burschen hinzuzudenken haben, das sich nur dem Himmel zuliebe unter wallenden Kleiderröcken verbirgt. Und in den jüngeren, fast kindlichen Gefährten erkennen wir die Knaben mit heller Stimme,

die Papst Sixtus in seinem Sängerkhor hielt. Die langen, kaltenreichen Gewänder, das Flügelpaar und die goldige Aureola um den Scheitel erheben als verständliche Zeichen alle diese Geschöpfe in die Region des Heiligen, Überirdischen, feierlich Getragenen, ins Reich der Dichtung, der Kunst. Aber geschaffen in sichtbarer Gestalt, wie sie sind, für das Auge des Beschauers, zu dessen Sinn sie unmittelbar sprechen sollen wie jedes Werk der Malerei, haben sie in jene ideale Sphäre, aus der sie uns entgegenkommen, auch unter ihres Schöpfers Händen eine Fülle von Wirklichkeit mitgenommen, die siegreich ihre Macht bewährt. So viel wie von ihrer Leiblichkeit zur Erscheinung kommt, entzünden sie durch edel sinnliche Schönheit und atmen in ruhiger Gegenwart ein Lebensgefühl, das in jedem empfänglichen Beschauer die eigene Überzeugung des Daseins stärkt, oder strömen eine sprudelnde Jugendluft aus, die uns hinreißt, als jubele das eigene Herz ihrem begeistertsten Aufschwung entgegen. Gesammelte Strahlen menschlicher Schönheit sind es, die sich aus diesem Himmel zurück auf unser Erdenland ergießen, wie ein Segen, der alles Gute in uns befruchtet und schwellt.

Von Künstlerhand gemalt, wie das Leben der ewigen Stadt sie darbot, bringen diese Engel den Menschen ein Wohlgefallen, einen Schönheitsgenuß, der in solcher Reinheit und Frische zugleich kaum möglich wäre, wenn sie ohne die herkömmlichen Wahrzeichen der Engel erschienen, sondern statt dessen ganz individuell als Menschenkinder, bildnißmäßig in Tracht, Gebaren und Modedefangenheit ihrer Zeit. Die Reichen goldener Punkte um ihre Köpfe, die ausgespannten Fittiche an ihren Schultern bedeuten für die Hand des Malers nicht viel, wohl aber für die Freiheit seines Gemüts und für die Seele des Beschauers. Hier eine Mahnung *Noli me tangere*, dort eine Tonart *Numine afflatur*. Damit sind sie hinausgehoben über ängstliche, kleinsiche, armselige Bedingungen in das freie Element der

Luft, in dem sie schwimmen wie im lautereren Äther, wo die Bogen des Gefühles ungehemmt aus der Tiefe hervorbrechen und hochgehen dürfen in beglückender Wallung, nach dem Hergen der schönheitsdürftigen Zeit, aus der und für die sie geboren sind.

Und dieses harmlose Mittel der Verklärung, diesen leichten, jahrhundertelangen, jahrtausendlang geläufigen Aufstiege aus der Wahrheit in die Dichtung, aus der Wirklichkeit ins Reich der Kunst, sollten wir Modernen uns versagen, weil Schulweisheit und Alltagsverstand behaupten, daß dies Jammerthal solche Geschöpfe nicht besitzt, nie hervorgebracht hat, noch hervorbringen kann? Engherzige Zuchtmeisterin Naturwissenschaft! Sind diese Engel Melozzos mit ihren ausgebreiteten Schwingen nicht da so gut wie du und ich? Was fragen denn sie danach, ob wir noch essen und trinken müssen, um zu leben? Sie bedürfen dessen nicht und dauern schon ihre vierhundert Jahre. Sie wirken und atmen und erquicken, wo immer sie ein Auge trifft. Und wollen sie denn mehr sein als Erscheinung? Wollen sie den Erdboden mit ihren Sohlen berühren und mit uns wandeln? Nein, eben nicht! Sie sind nichts anderes und wollen nichts anderes sein als Geschöpfe des Menschengestes, entsprungen aus dem unwiderstehlichen und unveräußerlichen Bedürfnis, das bloße natürliche Dasein in seiner tierischen Dumpsheit mit den Regungen des Geistes zu durchsetzen, mit Gefühlen und Gedanken erst ein Leben daraus zu gestalten, und hin und wieder auf eigenen Schwingen sich darüber hinzuheben, um wenigstens Zusammenhang in seinem Ablauf zu ahnen und in seinem Wechsel einen Sinn zu suchen.

Das Menschenherz begnügt sich nicht, die starren Thatfachen der Erfahrung hinzunehmen, die unsere Sinne von der Außenwelt empfangen, es umwebt sie mit Stimmungen, die aus dem eigenen Inneren quellen, hängt sich an diese Eindrücke mit Liebe, hängt ihnen nach, solange sie währen, und versucht wohl gar ihre Wir-

lung zu erneuern, indem es sich anderen verschließt, neu andringende von sich abgleiten läßt, soviel es vermag.

Und die Malerei sollte nicht das Recht haben, diese Innenwelt zu versinnlichen, sondern nur die Außenwelt konterfeien ohne eigenen Sinn? Diese Engel — ist ihr Bild deshalb ein Uding, weil wir Erdenkinder, aus schwererem Stoff gemacht, den Boden unter unseren Füßen nicht ungestraft aufgeben können? Leichter als die duftig geballten Wolken, die über unseren Häuptern segeln, leichter als Lust, durch die jene blonde Geigerin daherwallt, vom Windhauch unmerklich getrieben — solcher Art ungefähr müßten diese Körper beschaffen sein, farbige Duftgebilde selbst, wie nach einem Regen am schwerbehängten Himmel beim Sonnenuntergang.

Und doch sind diese Schemen in der Luft nicht mehr als täuschende Schatten? — nicht mehr als der Farbenzauber im Abendrot oder der Regenbogen vor grauer Wolkenwand, Erscheinungen, die doch niemand leugnet, so wenig sie bei klarer Tageshelle bestehen können. Sind dieses hier nicht warme farbige Spiegelbilder aus einer Menschenwelt, die der unseren gleicht, Erscheinungen des Lebens, das wir selber kennen und fühlen? Sagt nicht jede Bewegung ihres Leibes mit ihrem Nachklang in den Gewändern, der sie begleitet, daß sie sich körperlich gehalten gleich uns? Und quillt nicht jeder Zug ihres Benehmens, jede Miene ihres Angesichts ebenso aus der Tiefe des Inneren wie Verehrung und Andacht, Hingabe und Nahrung aus unserer Menschenbrust?

Die Offenbarung der Seele in diesen Gebilden gewinnt die Oberhand über alle Gedanken, solange durch unsere Augen, die doch sehen wie sonst, die Gewißheit vom Dasein dieser Erscheinung bringt. Ihre Gegenwart wagt uns entgegen, als könnte sich die Hand nach ihnen ausstrecken, wie ein Kind wohl nach dem Monde greift, der draußen vor dem Fenster aufsteigt. Die Gewißheit der Ent-

pfindung, die von ihnen ausgeht, erfüllt uns wie der Orgelton, der überwältigend an das Ohr schlägt und das Innere, das soeben noch öde und inhaltslos dagelegen, mit ungeahnter Melodie durchbebt. Wie unter dem Spiel der Meisterhand der Sturm der Töne erbraust und von jedem, der Ohren hat zu hören, erlebt wird wie ein Naturereignis, so auch hier.

Ist solche Erscheinung, durch die Macht eines Genius geschaffen, nicht wirksamer und solche Offenbarung einer Naturkraft nicht unmittelbarer als die genaueste Formel der exakten Wissenschaft, die dem Schöpfer des Weltalls die Gravitation unseres Sonnensystems nachrechnet oder ein Körnchen unserer Erdkruste in seine chemischen Bestandteile zerlegt? Das Kunstwerk von Meisterhand ist Wirklichkeit für uns alle, die es sehen, ganz gleichgültig, ob die Erscheinung, die es uns vor Augen stellt, in der Außenwelt, die uns umgibt, ihresgleichen findet, oder nur in der Innenwelt, in der sich jene spiegelt und verwandelt nach ungeschriebenen Gesetzen, die wir nicht meistern können. Die innere Erscheinung, die im Künstlergeiste angestiegen, ist äußere Erscheinung geworden und steht da als Tatsache der Erfahrung für uns alle. Wohl uns, wenn die Kunst der Farben wie der Töne eine Brücke zwischen Innenwelt und Außenwelt zu bauen weiß und uns so den Weg eröffnet, mehr zu genießen, als den Alltagsmenschen sonst zwischen hent und morgen begegnen mag.

Auch das ist Kunst! Und stünde sie der Dichtung näher als der Wahrheit. Wem wäre es je beigefallen, der Musik zu verbieten, weil die Töne, in denen sie sich ergeht, in der Natur sonst nicht vorkommen oder nur mit Instrumenten möglich sind, die der Mensch sich selbst erfunden hat? Des anges et des couleurs il ne faut pas disputer, sagt der französische Kritiker. Engel und Farben, antworten wir, soll man uns nicht streitig machen!





Aus Beethovens Frauenkreise.

Don
Alfred Chr. Kalischer.

Erstaunlich groß ist der Kreis von Frauen, die in der Geschichte Beethovens mehr oder weniger bedeutend hervorgetreten sind. Da giebt es nicht wenige Frauen, die des Meisters liebeempfindliches Herz umspannen, ja selbst zu hoher Leidenschaft entflammten; andererseits weit, weit mehr Frauengestalten, welche sich liebevoll in seinen Genius versenkten, Begeisterung daraus schöpften und nicht müde wurden, der Welt die neue, wunderbare Tonmär zu verkünden. Darunter sind auch nicht wenige Frauen zu verzeichnen, die als ausübende Künstlerinnen den Schöpfungen des Meisters eine lebendig gestaltende Seele entgegenbrachten und auf diese Weise thätigen Anteil an der Vervollständigung so tief sinniger Tongebilde nehmen konnten.

Zwei Frauengestalten der letzten Art aus Beethovens Leben sollen uns heute beschäftigen: zwei Sängern, denen in blühendem Jugendschimmer die Ehre zu teil ward, zu allererst die Solopartien im Chorfinale der unergründlich tiefen Neunten Symphonie und in der erhabenen Missa solemnem in D-dur im Mai 1824 vorzutragen.

Es sind die nachmals so weltberühmt gewordenen Sängern: Henriette Sonntag (Kossi) und Karoline Unger (Sabatier).

Die Zeit der Proben in jenen einzigartigen Wiener Tagen war auch in

Beethovens Leben eine ungewöhnlich an- und aufregende. Allerliebste war der Berlehr, der sich daraus zwischen dem Meister und den beiden jugendlichen Sängern, launig von ihm als seine „beiden Schönen“ bezeichnet, entspannte.

Beethovens Konversationshefte, welche die Berliner Königl. Bibliothek besitzt, enthalten eine Fülle von Aufzeichnungen über jenen reizvollen Verkehr. Es sind dies die schriftlichen Gespräche, durch die der Meister in der Zeit seiner Schwerhörigkeit sich mit seiner Umgebung und seinen Besuchern unterhielt. Wenn irgend etwas geeignet ist, uns den tiefsten Meister von seiner lebenswürdigsten, dabei wehmütigsten Seite zu zeigen, so sind es jene Gespräche der Sängern Unger und Sonntag mit dem Meister in jener kunstwichtigen Zeit.

Wie kamen die beiden Sängern in Beethovens Kreis?

Die ältere von beiden, Karoline Unger, ist ein Wiener Kind und erblickte im Jahre 1800 in der schönen Donaustadt die Welt. Ihr Vorname Karoline ist auf ihre berühmte Patin, Frau Karoline Pichler, zurückzuführen. „Auch ein Herr Unger“ — so erzählt diese Wiener Schriftstellerin¹ — „ein ziellicher Dichter und recht gebildeter Mann, der in unserer Nachbarschaft lebte, schloß sich unserem Kreise

¹ Karoline Pichler (geb. von Greiner): Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. II. Band, S. 41.

an. Seine Frau, eine geborene Baroness Karvinsky, war ihrer Entbindung nahe; sie bat mich, ihr Kind zur Taufe zu halten, ich that es gern; es war ein Mädchen, sie erhielt meinen Namen und wurde die berühmte Karoline Unger."

Nicht nur im elterlichen Hause, noch viel mehr im Hause ihrer liebenswürdigen Patin war Musik und Kunst überhaupt Brot des Lebens — kein Wunder, daß Karolines musikalische Begabung so aufs beste und schnellste gedeihen mußte. Der berühmte Gesangsmeister Ronconi in Mailand ward auch ihr Hauptlehrer. Als ausgebildete Sängerin debütierte Karoline Unger — wie es die meisten Legitographen berichten — zu Wien im Jahre 1819 als Cherubin in Mozarts Figaro.

Anderes weiß es Fanny Lewald-Stahr zu erzählen. Diese hervorragende Schriftstellerin hat in ihrem sehr interessanten Buche „Zwölf Bilder nach dem Leben“ (Berlin 1888) auch von unserer Karoline Unger-Sabatier im Jahre 1877 ein fesselndes Lebensbild entworfen. Da heißt es denn von ihr: ¹ „Sie war in einem kleinen ungarischen Städtchen geboren (?),² in demselben gesegneten Jahre, dem auch die Schröder-Devrient und Henriette Sontag entsprossen (?). Schon als halbes Kind hatte sie Kirchenmusik und Oratorien gesungen. Mit sechzehn Jahren (!) war sie auf der Bühne in Cossì fan tutte erschienen, und nachdem sie eine Zeit lang mit

der Sontag zusammen — ich weiß nicht, ob in Prag oder Wien — gewirkt, war sie nach Italien gegangen, wovon sie auch von ihren verschiedenen Kunststreifen immer wieder zurückgekehrt war, weil sie der Liebling der Italiener geworden, die sie zu den Ihren rechneten.“

Das ist hierin nun jedenfalls unrichtig, daß Karoline Unger gleichen Alters mit Wilhelmine Schröder-Devrient und Henriette Sontag wäre; beide sind vier bis fünf Jahre jünger als Karoline.

Es giebt ja keine Biographie über Karoline Unger. Und so mag man wohl gern noch die wieder anders lautende Stimme eines berufenen Autors über ihren Entwicklungsgang vernehmen. Es ist Alfred Freiherr von Wolzogen, der uns folgendermaßen belehrt,¹ nachdem er uns als ihren Lehrmeister Joseph Mozatti² († 1858) bezeichnet hat: „Sie trat ziemlich gleichzeitig mit der Schröder-Devrient ihre Opernlaufbahn an, und zwar nicht schon 1819 als Cherubin in Figaros Hochzeit, wie in den von Irrtümern wimmelnden Werken, dem Blumenschen Theaterlexikon und dem Tonkünstlerlexikon von Schilling zu lesen ist, sondern am 24. Februar 1821 in Mozarts Cossì fan tutte.“ — „Ihr Debut auf der Oper fand aber ganz im Gegensatz mit dem der Schröder-Devrient gar keinen Anklang, und man fragte sich nach dem ersten nicht glücklichen Versuche achselzuckend, warum das Hoftheater dieses Mädchen aus dem bürgerlichen Leben in die Öffentliche gerissen, da die Bühne durch sie nichts gewinnen, sie selbst aber nur verlieren würde? Später freilich wendete sich das Blatt. (Notizen des Herrn Richard Kießling.)“

So giebt uns Fanny Lewald die rich-

¹ Fanny Lewald: a. a. O., S. 75 u. 76.

² Ersichtlicherweise werfen ausländische Encyclopädien aus neuester Zeit sowohl die Geburtszeit als auch den Geburtsort Karolines völlig um, indem sie dieselbe am 28. October 1805 zu Stuhlweissenburg geboren werden lassen; so das von Arthur Pougin besorgte Supplement zu F. J. Hétis Biographie universelle des Musiciens, Bb. II, S. 594 (Paris, 1880). Ebenso nach ihm Groves Dictionary of Music and Musicians, IV. Bb., S. 201 (1884 bis 1885). — Die Geburtszeit Karolines mag streitig bleiben, obgleich sie jedenfalls vor 1805 geboren ist; aber gegen den Geburtsort Stuhlweissenburg bei Pest sprechen doch zu authentische Zeugnisse, vornehmlich das oben mitgetheilte Patenzugnis von Karoline Fichler. Offenbar verwechselt man den Vater der Sängerin mit seiner Tochter; der Vater ist denn wohl als Stuhlweissenburg.

¹ A. v. Wolzogen: Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Leipzig 1863. S. 34 (Anmerkung).

² Karoline Unger hatte in Wahrheit viele höchst vorzügliche Singmeister; außer Mozatti (Muzatti) und Ronconi noch, wie wir aus einem später mitzutheilenden Briefe von ihr an Ludwig Kohl wissen, Aloisia Lange, Mozarts Schwägerin, Vogl und die hochberühmte Frau Gobor-Mainville.

tige Rolle ihres Debüts, von Volzogen aber vorher zugleich die richtige Zeit an: 24. Februar 1821 in Così fan tutte. —

Wie bei so manchen außergewöhnlichen Persönlichkeiten ist auch bei Henriette Sontag¹ ein denkwürdiges Horoskop gestellt worden — und zwar von einer Kartenzauberin. Ihr Bruder, der hannoversche Hofschauspieler Karl Sontag, erzählt: „Was mich betrifft, so habe ich mich gerade sehr gefreut, daß eine Kartenschlägerin als Betrügerin dargestellt wurde,² denn als meine Schwester Henriette geboren war, ging — unbegreiflich — meine Mutter heimlich, hinter dem Rücken der ganzen Familie, zu einer Kartenschlägerin, welche also pythiaste: Das neugeborene Kind wird so berühmt werden, daß fremde Völkerzungen von ihr reden werden; in späteren Jahren wird ein Sohn dieselbe Laufbahn ergreifen und ebenso berühmt werden. Bei meiner Schwester ist's eingetroffen — wo bleib ich? Zu ihrem Glück lebt die Frau nicht mehr, meine Rache wäre fürchterlich.“³

Henriette Sontag gilt nach dem Zeugnis der allermeisten Lexikographen als im Jahre 1805 zu Koblenz geboren,⁴ specieller: am 13. Mai 1805. Doch wird man sich jetzt durchaus bequemen müssen, als Henriettes Geburtstag den 3. Januar 1806 anzuerkennen, wie es zuerst schon das „Universallexikon der Tonkunst“ von Schlabadebach-Vernsdorf im Jahre 1861

angiebt (III. Band). So thut auch nach ihm Dr. von Burzbad in seiner umfassenden Oesterreichischen Encyclopädie mit dem zutreffenden Hinweis, daß Henriettes Grabstein im Kloster Marienthal diesen Tag als ihre Geburtszeit bezeichnet. Wir kommen weiter unten noch auf dieses Kloster zurück. — Die Encyclopädiën aus neuester Zeit bleiben denn auch beim 3. Januar 1806. Das Wunderkind Henriette — Sproßling einer Schauspielerfamilie — debütierte eigentlich bereits im sechsten Jahre zu Darmstadt als Salome in der Kauerischen Zauberoper „Das Donauweibchen“ und erregte in dieser Rolle durch die Lieblichkeit ihrer Erscheinung und den Wohlklang ihrer Stimme allgemeines Aufsehen.⁵ Ihre eigentliche Ausbildung erhielt sie am Konservatorium zu Prag, wohin ihre Mutter als Witwe übergesiedelt war. Nach vollendeten Studien trat sie im Alter von fünfzehn Jahren wieder vor die Öffentlichkeit, debütierte als Künstlerin daselbst mit Erfolg als Prinzessin in Boieldieus „Johann von Paris“, eigentlich zufällig, um für die plötzlich erkrankte engagierte Sängerin einzutreten.

Anderß und sehr anmutig erzählt diese Vorgänge der bekannte Weimarer Schauspieler Eduard Genast, der um diese Zeit in Prag gastierte. „Endlich,“ so erzählt derselbe,⁶ „erschien der große Tag, wo ich als Jakob vom Stapel gelassen wurde. Mit mir zugleich trat ein junges, reizendes Mädchen von vierzehn Jahren als Benjamin auf, das später nicht allein Deutschland, sondern fast ganz Europa durch ihr Gesangstalent, ihre reizende Stimme und liebliche Schönheit entzückte; das Mädchen war Henriette Sontag. — In ihrem vierzehnten Jahre war sie fast ganz ausgebildet und betrat, wie ich eben bemerkte, als Benjamin zum ersten-

¹ Die neuesten Lexikographen, wie Arthur Pougin im Supplement und Komplement zum hütischen Werke, nennen ihren Vornamen vollständig: Henriette Gertrude Walpurgis. Die Aufführung fand jüngst in den Tagebüchern von R. F. Farnhagen von Enje (IV. Bb., 1869, S. 333). Derselbe notiert unterm 10. November 1827: „Mademoiselle Sontag, von der die hiesigen Plätter melden, sie sei den Laufregisfern von Koblenz zufolge nicht Henriette, sondern Gertrude Walpurgis getauft, ist erst heute abgereist. Der König schrieb ihr eigenhändig ein Abschiedsbillet und eine Empfehlung an die Königin der Niederlande.“

² Nämlich durch Charlotte Birch-Pfeiffers Drama Le Normand.

³ G. Sontag: Vom Nachwächter zum tüchtigen Kaiser. Bühnenerlebnisse etc. 3. Auflage. Hannover 1876; Bb. I, S. 26 u. 27.

⁴ So auch bei Ed. Hanold: Geschichte des Concertwesens in Wien, 1869; S. 266 (Anmerkung).

⁵ Dienel: Reissmanns Musikalisches Conversationslexikon, 2. Ausgabe. Berlin 1880, IX. Band, unter „Sontag“.

⁶ Ed. Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, 2. Auflage. Leipzig 1861, Bb. II, S. 93 u. 94. — Bei Genast ist Henriette Sontag 1804 geboren, also dritte Variante.

mal die Bühne. Reicher Beifall wurde ihr und auch mir zu teil; das Duett im dritten Akte mußten wir auf Verlangen wiederholen und wurden mehrmals gerufen. Der Referent im dortigen Lokalblatt, Professor Gerle, machte die boshafte Bemerkung: Vater Jakob und Sohn Benjamin zählten zusammen fünfunddreißig Jahre, hatten also noch nicht das

so bedeutend an, daß sie die Aufmerksamkeit des gewaltigen Tonhéroen auf sich lenkten und in seine Nähe gezogen wurden.

Unsere beiden Sängerinnen Unger und Sontag, deren Stern stets heller am Wiener Kunsthimmel erglänzte, mußten



Ludwig van Beethoven.

Alter von Sohn Joseph erreicht.“ In Wien erschien Henriette Sontag bald nach ihrem Ausscheiden aus dem Prager Konservatorium; dort trat sie abwechselnd in italienischen und deutschen Opernvorstellungen, ebenso wie Karoline Unger, auf, mit welcher sie bald befreundet wurde.

So wissen wir nun die beiden Sängerinnen in Wien zu einer Zeit, wo sich Beethovens Ruhm immer glorreicher entfaltete. Auch der Ruf der Sängerinnen wuchs zu Anfang der zwanziger Jahre

gerade im Jahre 1822 immer begeisterrungsvoller an Beethoven erinnert werden, da ja in diesem Jahre des Meisters „Fidelio“ die Wiener Herzen aufs neue entflammte: hatte ja in diesem Jahre die jugendliche Wilhelmine Schröder die Leonore zu ganz ungehörter Wirkung gebracht. Auch unsere Sängerinnen trieb es, in die Nähe des Meisters zu gelangen. Ein launiger Brief desselben an seinen Bruder Johann vom 8. September 1822 deutet auf die erste Bekannt-

schaft hin. Darin schreibt der Meister: ¹ „Zwei Sängerinnen besuchten uns heute, und da sie mir durchaus die Hände küssen wollten und recht hübsch waren, so trug ich ihnen lieber an, meinen Mund zu küssen. Dies ist beiläufig das Kürzeste, was wir dir sagen können.“

Damit entspann sich jedoch ein so anmutiger, origineller Verkehr zwischen dem schon alternden Meister und diesen jugendlichen „Schönen“, daß man nicht müde wird, seine Einzelheiten in sich aufzunehmen, wie sie namentlich die Konversationshefte der Jahre 1823 und 1824 in erstaunenerregender Fülle darbieten.

Diese Gespräche der Sängerinnen Unger und Sontag mit Beethoven, von denen die Musikwelt noch sehr wenig weiß,² sind nicht wenig geeignet, uns den Beethoven jener Jahre näher zu bringen — den Beethoven, der sich gerade in der Conception und Ausgestaltung seines tiefstimmigsten symphonischen Werkes, der Neunten Symphonie, befand.

Besonders scheint es die übersprudelnde Karoline Unger — damals etwa zwei- undzwanzig Jahre alt — dem Meister ein wenig angethan zu haben.

Daß die geschriebenen Gespräche hier und da Spuren der flüchtigen Entstehung tragen, liegt in der Natur der Sache.

In einem Konversationshefte vom Januar 1823 schreibt Schindler, der sich gerade in diesem Jahre voll Bewußtsein als „Bylades“ vor seinem Freunde Beethoven-Drestes bezeichnet, auf (Heft 93, Blatt 25 f.):

„Wann besuchen wir denn Mademoiselle Unger?“

Die Unger hat fünftausend Gulden Wiener Währung Gehalt.“

Dann schreibt Beethovens Freund, Redacteur Dr. Bernard, auf:

„Ich werde ihr morgen ihr Präsent übergeben; heute hatte ich keine Zeit.

Postillon d'amour.

Die Unger ist im Ernste interessant. Wir haben noch einen dritten Nebenbuhler, den ich aber wenigstens nicht fürchte. Dieser ist der Hofconceipist Kell, der gleich nach der Aufführung der Sibussa ihr zwei Sonette überschickt hat.

Indessen können wir doch miteinander zu ihr gehen.

Die Unger hat mir die Sonette gegeben und ich habe sie in die Modezeitung einrücken lassen, sie sind wirklich nicht übel, aber die Censur hat sie mißverstanden und ausgestrichen, weil solche Zärtlichkeiten nicht vor das Publikum gehören.“

Bernard fährt fort, den Meister in seinen Aufmerksamkeiten gegen Fräulein Unger zu unterstützen, obwohl sein eigenes Herz gefangen zu sein scheint.

Im Sommer — Beethoven dichtete gerade in Heßendorf an seinem Hochgefang — vergaßen die Freundinnen den einsamen Meister nicht: sie bedachten ihn nicht selten mit anmutigen Einladungen zu Vergnügungen, Festen und dergleichen. Aber wie konnte er Sinn für derartige Scherze und Liebeständeleien haben, wo der Geist so mächtig zu ihm sprach.

So mußte denn Schindler im Sommer dieses Jahres 1823 den Auftrag erhalten, in seinem Namen derartige Einladungen vor der Hand abzulehnen. So schreibt ihm der Meister: „Die schönen Einladungen kann ich jetzt noch nicht annehmen; so viel, als es mein böses Auge leidet, beschäftigt, und ist es schön, aus dem Hause — ich werde mich schon selbst bedanken für diese Liebenswürdigkeit der beiden Schönen.“¹

¹ Der Brief ist von L. Rohl in seinem Buche: „Beethoven, Klitz, Wagner“ etc., Wien 1874, S. 113, mitgeteilt.

² Nur L. Rohl teilt in dem eben erwähnten Buche „Beethoven, Klitz, Wagner“ mancherlei aus jenen Aufzeichnungen mit (S. 119 ff.), aber ohne Durcharbeitung, Sichtung und Ordnung; besser in seiner Beethovenbiographie, im III. Bande (1877).

¹ Im Originalmanuskript der Briefe Beethovens an Schindler (auf der Berliner königlichen Bibliothek), von denen ich den größeren, ungedruckten Teil im Juli und August 1889 unter dem Titel „Ungedruckte Briefe Beethovens an A. Schindler“ in den „Sonntagsbeilagen zur Bessischen Zeitung“ veröffentlicht habe, macht Schindler dabei diese Anmerkung: „Die beiden Sängerinnen Sontag und Unger hatten Beethoven zu einer gemeinschaftlich zu

Als nun Beethoven wieder mit dem Gedanken umging, Grillparzers Operntext „Melusine“ zu komponieren, schien er sich Karoline Unger für die Titelfrolle ausersuchen und ihr in diesem Sinne geschrieben zu haben.

Nach einem Konversationshefte vom Oktober 1823¹ erscheint die Sängerin bei Beethoven und führt folgende artige Reden mit ihm (Heft 53, Blatt 1 ff.):

„Fürnen Sie mir nicht, daß ich Sie störe, ich konnte aber nicht länger dem Verlangen widerstehen, Sie zu sehen und zu fragen, ob Sie meiner sich noch erinnern. Ich danke für Ihr liebes, freundliches Schreiben, ich werde diesen Brief als ein Heiligthum bewahren; nur schade, daß ich den Titel nicht verdiene.

Ich habe alles versucht, aber Dupont² kann nichts thun, da Hildebrandt die ersten Ansprüche hat.

Haben Sie schon für Melusine etwas fertig?

Forti³ hat es gelesen und ist davon entzückt, ich dachte, er wäre der passendste, die Rolle des Ritters zu spielen. Sollte er nicht einen Verliebten mit mehr Geschicklichkeit als jeder andere spielen können?

Die Oper soll in die Burg kommen.

Man sagt, daß das Theater am Kärntnerthore neu gebaut wird.

Zweimal so groß. Bis Ende des nächsten Monats wird es entschieden sein.

Warum vermissen Sie heute Ihren Gesellschaften Herrn Schindler?

Ich will ganz Deutschland bereisen; glauben Sie, daß ich es wagen darf?

Wenn ich in solcher Begleitung läme, würde ich sicher mit offenen Armen empfangen.⁴

machenden Landpartie oder, falls ihm angenehmer, zu einem Besuch in die Ungerische Familie eingeladen.“

¹ Dem ganzen Tone nach, den dieses Gespräch atmet, ist man wohl versucht, dasselbe in das Jahr 1822, also weit früher, zu verlegen.

² Der damalige Administrator der Kaiserlichen Hofoper.

³ Tenorsänger an der Kaiserlichen Hofoper.

⁴ Vermuthlich hatte hier Beethoven den Einfall, einer verehrten Karoline Unger Lund zu thun, daß

Ich muß mich nun trennen von Ihrer lieben Gesellschaft, denn ich habe die Zeit gestohlen, zu Ihnen zu kommen. Leben Sie recht wohl, ich komme wohl bald wieder und führe Ihnen die schöne Sontag zu.“

In demselben Hefte schreibt dann wieder Schindler über die „beiden Schönen“ vor dem Meister nieder (Blatt 9b):

„Die Unger war unpäßig mehrere Tage, sonst hätte sie wohl ihre Visite gemacht, sie ist zu wenig achtam auf sich, so mit dem Speisen als auch mit dem Trinken.

Die Sontag ist mehr vorsichtig.

Die Unger ist zu viel Schuß“(?).

Und späterhin abermals unser Schindler-Phylades (Blatt 21 f.):

„War die Unger noch nicht bei Ihnen?

Sie geht wirklich im Dezember nach Berlin, sagte sie, und die Sontag nach Kassel.

Die Sontag geht aber erst zu Ostern des nächsten Jahres weg; in der Josephstadt geht es jetzt schrecklich, weil die schändliche Behandlung des Hensler¹ keiner ertragen kann. Hier am Thor wohnt die Unger. Sie sollten sie überraschen; jetzt ist sie gewöhnlich allein zu Hause.“

Aus der Novemberzeit des Jahres 1823 erfahren wir sogar, daß sie kaum zwanzigjährige Henriette Sontag ebenfalls auserlesen war, die Titelfrolle im Fidelio zu singen. Diesmal schreibt ein anderer Freund Beethovens, Graf Moriz von Sichnowsky, dem die E-moll-Sonate (Op. 90) gewidmet ist, auf (Heft 95, Blatt 25 f.):

„In die Weberische Oper² geht fast niemand.

Es wird der Fidelio mit der Sontag wieder einstudiert, wie ich höre.

er die Konzertreise mit ihr gemeinjam unternehmen wollte; sie scheint keinen rechten Glauben daran gehabt zu haben.

¹ In seiner Beethoven-Biographie, wo Schindler die Einweihung des neu gebauten Josephstädter Theaters mit Karl Friedrich Hensler an der Spitze beschreibt, sagt derselbe (Ab. II, S. 9): „Beethoven erschien an der Hand des würdigen Direktors Hensler.“

² Es ist K. W. von Weber's Curpauße gemeint.

Im Singen ist die Sontag besser, in der Darstellung und Kraft aber die Schröder.

Die Sontag hat eine ziemliche Höhe und eine sehr richtige Intonation.“

In einem anderen Hefte des Jahres 1823 (Nr. 12), worin abermals das Operntheater erörtert wird, bemerkt Schindler (Blatt 5 f.):

„Die Sontag können Sie auch tüchtig benutzen, denn das Mädchen hat einen seltenen Fleiß und eine seltene Bildung. Sie will sich die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen, allein sie traut sich nicht recht.

Die Sontag ist vorzüglich, ein Muster seltener Moralität. Gott geb's.“

Des weiteren bestätigt auch Schindler, daß Fräulein Sontag in Wahrheit den Fidelio spielen soll. Das junge Mädchen scheut sich, den Meister allein zu besuchen, „und in Gesellschaft der anderen [nämlich die Unger] fürchtet sie, das kürzere zu ziehen.“

„Allein wie kurzfristig,“ bemerkt Schindler dazu (Blatt 20).

Gegen Ende des Jahres 1823 scheint Henriette Sontag endlich ihre Schen überwunden zu haben. Wenigstens vermeldet es Schindler wiederholentlich vor Veet-hoven: „Die zwei Mädchen werden [Sie] nächster Tage besuchen; sie bitten um gnädiges Ohr. Ich habe heute die Unger gesprochen“ (Heft 13, Blatt 14).

Endlich heißt es definitiv von Schindler (Heft 82, Blatt 3 f.):

„Sie bekommen heute einen freundlichen Besuch. Die Unger mit der Sontag werden wahrscheinlich schon um drei Uhr bei Ihnen einsprechen. Sie ließ es gestern im Theater sagen.

Sie würden sich wohl nicht lange aufhalten.

Sie haben den Vormittag stets eine oder die andere Probe, und dann müssen sie sich am Nachmittage bald fürs Theater vorbereiten.“

Schon sind die beiden Schönen aufeinander eifersüchtig: hegen sie ja beide die liebevollste Verehrung für Beethoven. Darum betont auch Schindler im Verlaufe des Gespräches (Blatt 8):

„Wenn sie nicht kommen, so ist bloß die Eifersucht schuld, denn die Unger sagt mir, daß sie auch allein kommen würde; nun erwiderte ich aber, sie soll nur die Sontag gewiß mitbringen, es würde Ihnen doppelt angenehm sein; nun bin ich begierig, ob es geschieht.

Ich habe ja nur den Wunsch geäußert, sie sollten beide zugleich kommen.“

Und bald darauf:

„Die Mädchen kommen wohl jetzt nicht mehr.

Im Vorbeigehen werde jetzt die Ramesell Unger eine Lügnerin schelten.“

Die sehnsüchtig Erwarteten kamen also nicht. Auch ein andermal — es war in demselben Dezember 1823 — kam die resolute Karoline Unger allein und führte wieder interessante Gespräche mit Veet-hoven. Fräulein Unger erzählt (Heft 14, Blatt 10 f.):

„Demoiselle Sontag bedauert sehr, heute nicht kommen zu können, aber sie hat zu singen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, unseren großen, teuren Meister wiederzusehen.

Warum haben Sie so lange uns nicht besucht?

Faulheit, nichts als Faulheit.

Werden Sie uns bald eine neue Oper geben?

Samstag ist der Taucher, Freitag die Generalprobe. Kommen Sie?“

Fräulein Unger fährt nun fort, weiteres über die Oper „Der Taucher“ von Krenker vorzutragen und die darauf bezüglichen Fragen Beethovens zu beantworten. Dann beschwört sie den geduldi-gen Meister wieder, etwas für sie zu komponieren; auch mit ihm zum Vergnü- gen zu fahren und dergleichen, wie folgt (Blatt 11 f.):

„Wenn der liebe Gott nur einmal Sie so gnädig erleuchten wollte, daß Sie sich herbeiließen, bald mir etwas zu schreiben, dann würde ich keine Mühe scheuen, denn sie würde sicher belohnt.

So komme ich alle Tage hinaus.“¹

¹ Wir verstehen, daß Beethoven hier von seinem Sommeraufenthalte gesprochen hat.

Schindler: „Engagieren Sie sie als Haushälterin, kochen kann sie gut.“

Unger: „Sie müssen eilen, denn im Dezember gehe ich nach Deutschland.“

Gehen Sie mit mir ins Lusthaus, wir fahren hin und gehen zu Fuß zurück, erfüllen Sie meine Bitte.

Mein Wagen steht unten.

Bis dahin kann mich Gott mit Geduld segnen.“

Dann kommt die lebensvolle, übermüthige Sängerin blitzgeschwind von der Oper Libussa zum Heiratssthem (Blatt 12 f.):

„Sie sollten auch heiraten. Vielleicht würden Sie fleißiger. Vergeben Sie meiner etwas satirischen Bemerkung.“

Ich schwöre zu Vestas Altar, bis ich mich nicht anders besinne.

Ich habe mich recht sehr gefreut, Sie wiederzusehen.

Wie kann, wer Ihren Fidelio, Ihre Symphonien kennt, wer kann Sie da nicht kennen? Wenn Sie wüßten, wie oft ich Ihre Lieder singe.

Das ist schwer zu entscheiden, da ich alle liebe.

Haben Sie Euryanthe von Weber gehört? Wie gefällt's Ihnen?

Mich spricht manches an, nicht alles.

Die Dichtung ist prächtig.“

Und nun citirt die Drollige:

„Nimm hin die Seele mein,
Laß mich ganz zu dir sein,
Ganz bin ich dein.
Seulzer wie Flammen wehn,
Kühlend um Einbrung hehn,
Laß mich in Lust und Wehn
An deiner Brust vergehn!“

Wie gefallen Ihnen diese deutschen Verse?“

Nun lenkt die Unermüthliche das Gespräch auf Beethovens neue Opernidee:

„Sie haben schon ein Buch, ist es hübsch?“

Ist für mich eine Rolle?

Ich wünschte das Buch von Grillparzer zu lesen,¹ entfage aber im voraus, obwohl ich glaube, daß Sie mir es nicht gestatten werden.

Ich schwöre es, bei meiner Ehre; ich werde es mit Dank selbst zurückbringen.

Wer glaubt, ist selig, sagt Jesus.¹

Steh zu Diensten nachmittag.

Das Buch vom Taucher ist sehr hübsch.

Ich muß nun fort, leben Sie recht wohl und erfüllen Sie bald Ihr Wort und kommen Sie zu Ihrer Dienerin Unger.“

Kaum ist sie fort, da erteilt ihr Schindler vor Beethoven das Zeugnis:

„Sie ist ein Teufelsmädchen, voll Feuer und Offenherzigkeit.“

Von Webers Euryanthe war in diesen Gesprächen manchmal die Rede. Aus anderer Quelle wissen wir, daß Beethoven sich besonders dafür interessierte, wie die „kleine Sontag“ darin sang. Webers Sohn Max erzählt es uns. Man ist, wie nicht selten, in Steiner-Haslingers Magazin. Beethoven fragt in seiner hastigen Weise: „Nun, wie hat die neue Oper gefallen?“ worauf Haslinger schrieb: „Außerordentlich! Ein großer Erfolg!“ Und Beethoven: „Das freut mich! das freut mich! So muß der Deutsche über den Singfang zurecht kommen.“ Und dann fragt der Meister: „Wie hat die kleine Sontag gesungen?“ Als man „vortrefflich“ antwortete, da schmunzelte er sehr vergnügt.²

Das war für ihn aufs neue bestimmend, „die kleine Sontag“ als Solistin für seine große Musikakademie zu gewinnen, die nunmehr eifrig in Angriff genommen ward.

Als sich Beethoven zu seiner großen Akademie im Mai 1824 rüstete, welche die Musikwelt zum erstenmal mit den Hauptstücken der großen Missa solennis in D (Op. 123), dem *œuvre le plus*

¹ Karoline Unger dachte hier wohl an die Worte im Ev. Joh. Kap. 20, V. 29, wo Jesus zu Thomas sagt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

² Siehe: Karl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber. Leipzig, 1864. II. Band, S. 534.

¹ Es ist Grillparzers *Wieluse* gemeint.

accompli, und mit der Neunten Symphonie bekannt machen sollte, da ward sein Verkehr mit den „beiden Schönen“ Karoline und Henriette ein besonders reger. War ja Henriette Sontag, obwohl erst achtzehn Jahre alt, zur Sängerin der Sopranstimme, Karoline Unger, die etwa sechs Jahre ältere Dame, zur Sängerin der Altstimme auserlesen.

Die Konversationshefte des Jahres 1824, die voll sind von den Zurüstungen zu dieser denkwürdigen Akademie, sind ein bereedtes Zeugnis für diesen Verkehr. In einem Hefte vom März 1824 kann Schindler aufschreiben: ¹ „Die Unger bedauert sehr, daß sie jetzt der vielen Proben vor- und nachmittag Sie nicht besuchen kann. Im Konzert mitzuwirken, ist ihr die allergrößte Ehre, zu was Sie sie immer brauchen können. Sie singt von F bis A und H“ (d. h. A und H des zweigestrichenen Oktavraumes a“ und h“).

Ferner: „Es wird ohne Zweifel Ihrem Wunsche entsprechen, wenn die Unger sowohl die Sontag als Herrn Preisinger [Bassist] in Ihrem Namen einladet, welches sie übernehmen will.“

Karoline Unger scheint also der spiritus rector gewesen zu sein. Und nicht lange danach erfahren wir zu unserer Überraschung, daß die beiden Schönen, um alles Nähere mit dem Meister zu verabreden, sich unerwartet bei ihm zu Tisch einfinden werden.

Noch in demselben Hefte vom März 1824 erleben wir diese ergötliche Zusammenkunft.² Anton Schindler berichtet erst:

„Die Unger und Sontag werden also so frei sein, heute zu Tisch zu kommen. Da heißt es singen.“

Sie hat mir es erst heute zu wissen gemacht.

Es ist noch früh am Tage, daher lassen sich noch spanische Rebhühner weich fieden.“

Und während noch die spanischen Rebhühner gebraten oder gesotten werden, sind die Sägerinnen zur Stelle und süßen Gespräche mit ihrem angebeteten Meister. Wortführerin ist, wie immer, Karoline Unger: nur wenig ist von Henriette Sontags zarter Hand aufgezeichnet. Fräulein Unger schreibt:

„Fräulein Sontag freut sich mit mir, daß Sie so gütig waren, uns einzuladen; wir kommen von den Proben, daher verzeihen Sie, daß wir so früh kommen.“

Wir hatten Probe. Beim heutigen? Der Herr Bruder? Die Oper ‚Der Schnee‘.¹

Ich bin nicht hergekommen, um gut zu essen, sondern um Ihre werthe Bekanntschaft zu machen,² worauf ich mich so lange gefreut habe.

Schindler hat uns gesagt, daß Sie endlich sich zur allgemeinen Freude entschlossen haben, ein Konzert zu geben; wir werden es mit Dank erkennen, wenn Sie uns würdig finden, darin zu singen.

Dürfen wir in das andere Zimmer gehen, etwas zu singen? Haben Sie nicht Fidelio bei der Hand?“

Fräulein Sontag: „Machen Sie doch das Benedictus;³ wie könnte dem Publikum eines Ihrer Werke lang werden.“

Nun muß Beethoven seinem Gefährten Schindler sanfte Vorwürfe gemacht haben, daß der Meister erst so spät von diesem ihm zugedachten Besuche erfahren mußte. Darum verantwortet sich Schindler:

„Ich habe gestern die Fräulein Unger

¹ Die damals noch ziemlich neue Oper von Auber *La veuve ou le nouvel Eginhard*, worin Henriette Sontag späterhin in aller Welt die höchsten Triumphe feierte.

² Das ist wohl nicht ganz korrekt gesagt; Fräulein Unger wollte wohl sagen, daß sie die Bekanntschaft mit Beethoven erlernen wollte; daß sie bereits gemacht war, wissen wir ja aus den früheren authentischen Mitteilungen vom Jahre 1823.

³ Aus der erwähnten großen Messe solemnis. In Wahrheit kamen bei der ersten Ausführung am 7. Mai 1824 nur das Kyrie, Credo, Agnus Dei und Dona vor; das Gloria hatte Beethoven von vornherein aufgegeben; aber in Anbetracht der Zeitdauer mußten auch das Sanctus und Benedictus aufgegeben werden, wozu bereits Vorproben stattgefunden hatten. Vergl. A. Schindler, Beethovens Leben. 3. Auflage. Bd. II, S. 70.

¹ Konversationsheft Nr. 57, Blatt 2 b ff.

² Konversationsheft Nr. 57, Blatt 11 b, 12 b ff.

nicht zu Hause getroffen, deshalb konnte ich es erst heute erfahren; daß keine Schuld mir —"

Fräulein Unger: „Er wußte vorgestern, daß ich sicher komme, und nur von Demoiselle Sontag konnte er es nicht gewiß wissen, obwohl ich versprochen hatte, sie mitzubringen.“

Schindler: „Das wußte ich wohl, aber daß die Sontag gewiß kommt, das konnte ich gestern noch nicht erfahren.“

Fräulein Sontag: „Wie wir hergekommen sind, waren Sie gerade bei dem Barbieren; wie ich das sah, so machten wir links um und warteten, um Sie nicht zu stören. Warum ziehen Sie denn so weit von der Stadt, machen [soder nehmen] Sie sich ein nahe Quartier bei der Stadt, dann wollen wir Sie recht oft besuchen.“

Und nun geht es zum Essen. Was währenddessen geplaudert ward, erfahren wir nicht, allein bald danach die betrübende Mär, daß das schnell improvisierte Mittagsmahl, zumal der Beethovensche Wein den beiden Sängerinnen gar übel bekam. Hören wir Schindlers drastische Schilderung vor Beethoven:¹

„Nun eine unangenehme Neuigkeit von der Sontag, die Sie gewiß betrüben wird. Die wenigen Tropfen Wein vom (?) Ausbruch haben auch bei ihr eine Explosion verursacht, so daß der Taucher² gestern abgesetzt werden mußte.“

Sie hat die letzte Nacht fünfzehnmal sich übergeben. Gestern abend war's aber schon besser. Die Unger hat das Gegenteil davon bekommen; das sind Heldinnen! sie sind Weintrinken nicht gewohnt, es ist auch schlechter Wein, wie sich's zeigte.

Die Sontag sollte gestern früh zur Probe kommen vom Hofkonzert. Als sie die vierundzwanzig Dukaten hätte verlieren sollen, ließ sie sagen, sie habe schon ausgelitten und würde kommen. Beide Schönen empfehlen sich Ihnen und bitten in Zukunft um besseren, gesunden Wein;

ganz recht, Ihre Diners würden beiden sonst zu hoch zu stehen kommen.“

Im April dieses Jahres kamen endlich die Unterhandlungen wegen des Konzert-raumes zum Abschluß, wobei neben dem unermüdbaren Schindler, Grafen Tichnowsky und anderen auch unsere beiden Sängerinnen wirksam waren. Erst sollte die Akademie im großen Theater an der Wien stattfinden. Als hier keine Einigung erzielt werden konnte, trat Beethoven mit dem Kärntnerthor-Theater in Verbindung, dessen Administration der engherzige Dupont leitete. Auch von all diesen Mühseligkeiten wissen die Konversationshefte vom April 1824 viel zu erzählen. Da lesen wir von Schindlers Hand:¹

„Die Unger ist ganz entrüstet über Dupont. Die beiden Mädchen gehen heute zusammen zu ihm; sie zweifeln nicht an dem guten Erfolg.“

Daß Beethoven seine große Akademie nicht in dem würdigsten, größten Raume veranstalten konnte, giebt den Wienern Veranlassung, ihren Wiß am Meister auszulassen. Schindler verzeichnet ein Vornot:²

„Die Wiener wissen schon ein hübsches Vornot: daß der Beethoven in einer Rufschale Konzert geben will.“

Jedenfalls scheint es Karoline Unger und Henriette Sontag gelungen zu sein, Duponts erst sehr harte Bedingungen ein wenig hinunterzuschrauben. Wenigstens kann Schindler dem Meister melden:³

„Die Unger kommt jetzt zu Ihnen und wird Ihnen das Weitere selbst vortragen.“

Sie ist voller Freude, daß sie reussiert haben.“

Vornehmlich handelte es sich bei Dupont darum, daß er beiden Sängerinnen und auch dem Bassisten Preisinger vollkommen gestatte, sich sowohl an allen Proben, wie auch an der Akademie Beethovens selbst zu beteiligen.

¹ Konversationsheft vom April 1824, Nr. 15, Blatt 1 b

² Ebenba, Blatt 5 b.

³ Ebenba, Blatt 13 b f.

¹ Konversationsheft, März 1824, Blatt 15 a.

² Oper von Kontabin Kreuzer.

Wald danach ist Karoline Unger wieder beim Meister und spricht: ¹

„Ich habe die Stimme von der Messe mitgebracht und glaube, es werden einige Fehler darinnen sein, daher wünschte ich, daß Sie so gütig wären, Herrn Preisfänger und mir zu erlauben, ein wenig die Partitur zu befehen. Wollten wir nicht ein wenig versuchen, es zu singen?“

Und die Medaille ² wünschte ich noch einmal zu sehen.

Wen würde Ihre Komposition nicht begeistern?

Heute gehe ich in die Jahreszeiten. ³

Wollen Sie nicht in meine Loge kommen, es würde mich herzlich freuen.

Nr. 2, Parterre-Loge links.

Ich schwöre für ewig zu Ihren Fahnen; wer kann mich zwingen, meinem Schwur ungetreu zu werden?“ u. s. w.

Wie entschuldig schwer es hielt, vom Administrator die gewünschte Erlaubnis zur Mitwirkung zu erlangen, das besagen uns am deutlichsten Schindlers letzte Worte darüber in demselben Hefte: ⁴

„Das muß ich heute noch sagen, die Unger, die mich gestern versicherte, wenn es auch Dupont abschlagen sollte, sie und Preisfänger ⁵ doch singen würden.

Beide werden Dupont einen Revers ausstellen, daß sie den ganzen Sommer nicht krank werden.“

Das ist doch jedenfalls ein klassischer Revers, den eine Unger und ein Preisfänger im Hochentzücken ihrer Beethoven-Verehrung zu unterzeichnen willens sind.

¹ Konversationsheft Nr. 62 vom April 1824, Blatt 28 a f.

² Höchstwahrscheinlich die goldene Medaille, welche Beethoven nicht lange zuvor vom französischen Könige Louis XVIII. als Subskriptionspreis für die *Missa solemnis* erhalten hatte. Auf der Aversseite trug dieses kostbare Ehrengeschenk die Inschrift: *Donné par le Roi à Monsieur Beethoven* (vergleiche Schindler a. a. D. II, S. 20).

³ Oratorium von Joseph Haydn.

⁴ Konversationsheft Nr. 62 vom April 1824, Blatt 32 b.

⁵ Für Preisfänger mußte aber schließlich ganz eifertig Herr Seipelt einspringen; Preisfänger vermochte der Schwierigkeiten nicht Herr zu werden, trotzdem Beethoven ihm allein eine Erleichterung angebracht hatte.

Und nun geht's an die Proben zur *Missa solemnis* und zur Neunten Symphonie.

Daß Beethoven bei aller Liebenswürdigkeit, Milde und Rücksicht gegen Frauen in Dingen der Kunst seine absolute Willensfestigkeit behauptete, das lehren die Einzelheiten über die Proben mit diesen beiden „Schönen“ ganz besonders. Viel Ergößliches ist uns darüber aufbewahrt. Auch die Eifersucht macht sich bemerkbar.

In einem Aprilhefte des Jahres 1824 rät Schindler dem Meister: ¹

„Wir könnten im Vorbeigehen zur Sonntag gehen und ihr die Partitur geben. Sie würde vielleicht gesund werden, wenn sie Sie sieht, denn sie hat sich schon lezt hin, zwar sehr bescheiden, beschwert, daß Sie der Unger die Ehre geben, sie zu besuchen, und sie könnte sich dessen nicht rühmen; die Unger hat es auch gewiß ausposaunt, denn sie ist sehr ehrgeizig.“

In einem Hefte aus der Zeit dieser Einstudierung ² bemerkt Schindler: ³

„Morgen neun Uhr müssen beide wieder zur Probe kommen. Beiden Damen steht die Schule im Gesange, solchen getragenen Gesang vorzutragen. Die Sonntag sieht das ein, sie ersucht mich, mit ihr die Schule von Durante, Leo, Porpora ⁴ durchzugehen, was ich ihr versprochen habe. Nach der Akademie fange ich gleich mit ihr an. Die italienische Gurgelei hat beide vom rechten Wege abgebracht.“

Die beiden schönen „Hexen“ wurden nicht müde, über allzu große Schwierigkeiten ihrer Gesangspartien vor dem Mei-

¹ Konversationsheft Nr. 109, Blatt 30 b.

² Konversationsheft Nr. 107 (Zeit der Akademie 1824, Anfang Mai), Blatt 25 b.

³ Francesco Durante lebte von 1684 bis 1755, Direktor des Konservatoriums *Dei Poveri di Gesù* in Neapel, nachher ebendort am Konservatorium *Santa Maria di Loreto*, Kirchen- und Kammerkomponist. — Leonardo Leo lebte von 1694 bis 1756, Kirchenkapellmeister und Direktor des Konservatoriums *San Onofrio* in Neapel; in allen Gattungen der Komposition herorragend. — Niccolò Porpora lebte von 1686 bis 1766: Opernkomponist, Begründer der weltberühmten Singeschule zu Neapel. Alle drei Meister der neapolitanischen Rufschule.

ster Klage zu führen, beschwören ihn, zumal die Sontag, inständigst, erleichternde Abänderungen vorzunehmen. Schindler erklärt in dem vorerwähnten Hefte: ¹ „Die Sontag sagt, sie habe im Leben so was Schweres nicht gesungen.“ Dabei bleibt aber Karoline Unger, die „attenter ist“,

rinnen fanden in Beethovens Wohnung statt. Anton Schindler hat uns in seiner Beethoven-Biographie¹ über diese Vorgänge fesselnde Bilder entworfen. Offenbar hatten beide Sängerinnen, die durch den einseitigen italienischen Gesang verjährt waren, ihre neuen Aufgaben als



Karoline Unger.

voller Übermut. „Sie wissen ohnehin,“ teilt Schindler ebendort seinem Meister mit, „daß die Unger ein närrisches Ding ist, voll Spaß und Neckerei auch an jenem Orte, wo es sich doch nicht geziemt.“

Die Vorproben mit den beiden Sänge-

zu leicht angesehen. Henriette Sontags Wunsch, „fürs erste mit ihrem gewohnten mezza voce fügen zu dürfen“, erfüllte Beethoven, obwohl dieses die Altistin Unger und das äußerst schwache Ohr des Meisters stark behinderte, der die Stimmen am Pianoforte führte. „Als es

¹ Konversationsheft Nr. 107, Blatt 26 b, nachher Blatt 27 b.

Monatshefte, LXXIV. 444. — September 1893.

¹ 3. Auflage. Band II, S. 76.

aber nachgerade mit der Sache ernster und ernster genommen worden und der Meister die volle Bruststimme zu hören verlangte, als das Christe im Kyrie der Missa in seinem breiten Rhythmus mit Pfundnoten intoniert werden sollte, da erlahmten beide „schöne Herzen“ und begannen mit dem ersten Meister zunächst um das Tempo dieses Satzes zu verhandeln, es bewegter wünschend.“ Doch das ward in heiterster Laune abgelehnt.

Als es zur Symphonie kam, Beethoven auch hier nichts abändern wollte, da schwand der Frohsinn der jungen Sängeriinnen dahin; Karoline Unger sah sie sich sogar ein Herz, den Meister „einen Tyrannen aller Singorgane“ zu nennen. Als dann Beethoven lustig und guter Dinge betonte, daß sie beide nur durch die italienische Musik verwöhnt seien, da rief Henriette Sontag aus, indem sie auf die Stelle „Küsse gab sie uns und Neben“ hinzeigte: „Aber diese Höhe hier, läßt sie sich nicht abändern?“ Und gleich darauf Fräulein Unger: „Und diese Stelle liegt für die meisten Altstimmen zu hoch; läßt sie sich nicht abändern?“ Doch Beethoven setzte all diesen Beschwürungen sein unerbittliches Nein entgegen. „So quälen wir uns denn in Gottes Namen weiter,“ endete schließlich Fräulein Sontag diese Scene.

Und gerade diese junge Sopransängerin bewies wahrhaft heroischen Mut, als der denkwürdige 7. Mai näher und näher rückte. Noch einen Tag vor oder am Tage der Akademie selbst kann Schindler dem Ton schöpfer betennen: ¹ „Wegen der Sontag ist es mir gar nicht bange, die sagte, ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich abends keine Note fehle; sie hat doch Courage, aber die Ramsell Unger fühlt sich zu schwach.“

Die Unger wollte heute nachmittag noch nicht zur Probe kommen, sie sei einge-laden.“

Endlich war der 7. Mai 1824 erschienen. Die erste Vorführung der Neunten

Symphonie mit dem Schlußchor über Schillers Ode „An die Freude“ und von Hauptstücken der großmächtigen Missa solemnis in D-dur schuf einen Weitzetriumph ohnegleichen.

Die zahlreiche Versammlung hatte hier — abweichend von sonstigen Gepflogenheiten — nur Sinn und Herz für den ehrfurchtgebietenden Meister, der dem Leiter des Ganzen (Kapellmeister Umlauf¹) zur rechten Seite stand und das Tempo bei Beginn jedes Satzes fixierte. Außer den genannten Werken kam als Eröffnungstück noch die Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ (Op. 124) zur Ausführung.

Ein unmittelbares Zeugnis für das alles verschlingende Interesse des Meisters selbst an diesem glorreichen Abend enthalten die Worte seines Neffen Karl, welche dieser einen Tag nach der Akademie seinem Oheim aufschrieb: ²

„Die Sontag und Unger, die sonst, wie sie erscheinen, mit dem größten Applaus empfangen werden, wurden gestern beim Eintritt fast gar nicht beklatscht, wie es auch natürlich ist. Das ist in jedem Fall ganz natürlich. Denn bei einer Akademie, die du giebst, fühlt das Publikum wohl, daß es Sänger nicht beklatschen dürfe.“

Der Jubel und das Entzücken an diesem Akademie-Abend am 7. Mai 1824 waren unvergleichlich. Der leidensgetränkte Meister hörte jedoch nichts davon, sah zunächst auch nichts von der allseitigen Begeisterung des Auditoriums, dem er ja

¹ Nach Franz Lachner wäre Ritter von Seyfried Leiter des Ganzen gewesen. Derselbe schreibt in seinen Erinnerungen an Schubert und Beethoven darüber: „Außerdem sah ich Beethoven auch noch bei den Proben zu der im Kärlnerthor-Theater veranstalteten Aufführung der Neunten Symphonie, wobei die Damen Sontag und Unger, dann die Herren Haizinger und Seipelt die Solopartien sangen. Beethovens Einwirkung auf die Proben war übrigens wegen seines damals schon weit vorgeschrittenen Gehörleidens nur hörend. Die Aufführung selbst unter der Direction Seyfrieds (?) fand am 7. Mai 1824 mit außerordentlichem Beifall statt.“

² Konversationsheft Nr. 107 (8. Mai 1824), Blatt 43 b.

¹ Konversationsheft Nr. 94, Blatt 7 a f.

den Rücken zulehrte. „Da hatte,“ wie abermals Schindler erzählt,¹ „Karoline Unger den guten Gedanken, den Meister nach dem Proscenium umzuwenden und ihn auf die Weisfallstrafe des hüte- und tücher-schwenkenden Auditoriums aufmerksam zu machen. Durch eine Verbenkung gab er seinen Dank zu erkennen. Dies war das Signal zum Losbrechen eines kaum erhörten, lange nicht enden wollenden Jubels und freudigen Dankgeföhls für den gehaltenen Hochgenuß.“

Bekanntlich führte der große künstlerische Erfolg dieser Akademie — der freilich nichts weniger als einen materiel- len im Geleit hatte — zur Wiederholung der Kunstfeier am 23. Mai 1824, wobei Beethoven in finanzieller Hinsicht von vornherein besser gestellt ward. Das war eine Matinee im großen Redouten-Saale. Viel italienisches Beiwerk mußte sich Beethoven, der Not gehorchend, wohl gefallen lassen. Dieselbe Ouverture (Opus 124) bildete den Anfang; von der *Missa solemnis* ward nur das *Kyrie* gesungen; dann aber das lange nicht vorgeführte *Terzett Empi, tremato* (Op. 116), von den großen Sternen der italienischen Oper, Frau Dardanelli, Herren Donzelli und Voticelli gesungen. Die *Renute* Symphonie ward ganz gegeben, im Schlußchor mit denselben solistischen Kräften. Henriette Sontag hatte noch eine Solonummer; sie durfte eine *Bravour-Arie* von *Merkadante* vortragen. Als *pièce de résistance* schien man von seiten der Administration den „vergötterten“ Tenoristen David angesehen zu haben, der *Rossinis* für *Kontra-Alt* geschriebene *Kavatine Di tanti palpiti* aus *Tancred*, „um mehrere Töne höher transponiert, fast durchweg mit Falsettstimme“ sang. Vielleicht war es diesem *pèle-mêle* zuzuschreiben, daß der künstlerische Erfolg des 23. Mai bei weitem demjenigen des 7. Mai nachstand.

Der anmütige Verkehr zwischen Beet-

hoven und seinen beiden „schönen Herzen“ ward sowohl zwischen der ersten und zweiten Akademie, wie auch nachher fortgesetzt. Was hatten diese Schönen nicht alles für Wünsche auf dem Herzen! Bald verlangten sie dieses oder jenes Werk; eine von beiden hatte sich sogar in die beiden Kosaken verliebt, die Beethoven als Briefbeschwerer dienten. So vermeldet es wenigstens der Neffe seinem Oheim-Vater, nachdem Schindler Mödling als Fräulein Sontags Sommeraufenthalt bezeichnet hat, wie folgt:

„Das Fräulein wünschte einen der beiden Kosaken zu besitzen, wenn du ihn entbehren könntest.“¹

Doch diesen Wunsch scheint der diesen Rosenkindern sonst so willfährige Meister nicht erfüllt zu haben. Wenigstens enthält das von Schindler mitgeteilte Verzeichnis der „vorhandenen Reliquien von Beethoven“ unter e: „Zwei Kosaken von Bronze als Briefbeschwerer.“²

Nach den *Konversationsheften* muß Anton Schindler die Absicht gehabt haben, ein *Diner* zur Erinnerung an beide Akademien zu veranstalten. Er teilt einmal nach der ersten Akademie Beethoven mit:³

„Zu dem *Diner*, das ich im *Prater* nach den Konzerten geben werde, kommen Sie (per se), die Sontag, die Unger, Umlauf, Barth [?], Karl, der Bruder? Kannerl,⁴ Grillparzer — und *Mylord Falstaff*,⁵ wenn er verspricht, schon irgend anderswo ein ordentliches *Mittagsmahl* verzehrt zu haben; sonst muß ich für drei Personen mehr bestellen. Ist es Ihnen so recht?“

Es scheint so; doch die traurigen Erfahrungen, die Schindler bald nach den Akademien infolge des Beethovenschen

¹ *Konversationsheft* Nr. 49, Blatt 2a (resp. 29); Mai 1824.

² *H. a. d. II*, S. 372.

³ *Konversationsheft* Nr. 49, Blatt 19a.

⁴ Friedr. Aug. Kanne, Komponist, Musikschristler und Dichter, ein Duzbruder Beethovens, lebte von 1778 bis 1833.

⁵ Humoristischer Name, mit dem Beethoven seinen Freund, den wohlbetriebenen berühmten Geiger Ignaz Schuppanzigh, bezeichnete.

¹ Schindler a. a. O. II, S. 72; vergleiche nachher S. 73 und 74.

Nisttrauens machen mußte, werden den Plan jedenfalls zum Scheitern gebracht haben.

Noch ist uns ein interessantes Gespräch aufbewahrt, das Karoline Unger mit Beethoven geführt hat. Es gehört ebenfalls dem Jahre 1824 an, mag aber hier extra berücksichtigt werden.

Diesmal besucht Karoline den Meister in Begleitung einer Baroness Virveeld. Hören wir sie selbst sprechen:¹

„Meine Begleiterin ist Baroness Virveeld, welche Sie schwärmerisch verehrt. Sonntag konnte nicht kommen, des schlechten Wetters wegen, welches mich aber nicht abhalten konnte.

Gestern machten wir im Taucher Fuireuro.²

Das Fräulein ist unvermählt.

Duport hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß Ihre Bedingungen wegen der Melusine ihm recht sind, nun wünscht er auch jene Grillparzers zu wissen, um einig zu werden.

Meine Begleiterin und ich werden Ihnen einen Ihrer würdigen Glockenzug machen.

Wie kann Beethoven einen solchen Glockenzug haben?

Wenn Ihre Hand ihn nicht heiligte, so müßte man behaupten, er wäre ein Strid eines Gehängten.

Heiraten Sie! Ein Hagestolz ist ein unmüher Staatsbürger. Dixi et salvavi animam meam.

Wir bedauern, daß Sie sich so sehr bemüht haben, und haben indessen Ihr Lied an die Ferne gesungen.

Welche Antwort soll ich Duport geben? Wann geben Sie Ihre Akademie? Wenn man einmal den Teufel hat, so kann man zufrieden sein.

Und einen Norma-Tag³ in den Fasten,

¹ Konversationsheft Nr. 125, Blatt 19 b ff.; nach Schindler von „Anfang des Jahres“ 1824.

² Soll wohl soviel wie Furor bedeuten oder heißen.

³ Dieser „Norma-Tag“ macht dem Verständnis Schwierigkeiten. Hoffentlich denkt dabei niemand

wo drei bis vier eintreten, wäre am besten.

Wenn Sie das Konzert geben, so stehe ich für die Balle.

Sie haben zu wenig Selbstvertrauen. Haben denn die Fuldigungen der ganzen Welt Sie nicht ein wenig stolzer gemacht? Wer spricht denn von Anfechtungen?

Wollen Sie denn nicht glauben lernen, daß man sich sehnt, Sie wieder in neuen Werken anzubeten. — O Halsstarrigkeit!

Ich habe keinen.¹

Wie viel Geliebte zählen Sie?“

Im Folgenden scheint nach der Kaffeegeschichte und erneuten Redereien vom Kapellmeister Umlauf die Rede zu sein, der die berühmten Akademien am 7. und 23. Mai leitete. Erst bemerkt Schindler: „Sie wird krank von schwarzem Kaffee.“ Und darauf Karoline Unger:

„Er ist zu gut und macht jungen Mädchen zu heiß.

Auch könnten Ihnen die schönen Augen meiner Nachbarin zu gefährlich werden.

Machen Sie doch keine Komplimente mit Ihren Freunden.

Er leitet aber das Ganze sehr gut, wir sind alle zufrieden. Er ist sehr artig und behandelt die ganze Gesellschaft mit der größten Achtung und Delikatesse.

Lieben Sie auch wie ich die Franzosen?“

Darauf gab ihr Beethoven jedenfalls eine entschieden verneinende Antwort: unmittelbar auf jene Frage folgt Karolines Abschiedswort:

„Leben Sie recht wohl, wir werden bald wiederkommen.“

Und auch die Baroness Virveeld empfiehlt sich eigenhändig:

„Ich werde den Tag mir aufzeichnen, der mir das Glück brachte, Sie kennen zu lernen. Mathilde L.“

an Vincenzo Bellinis Oper „Norma“, denn diese entstand erst etwa fünf Jahre nach Beethovens Tode, also 1832. Von einer anderen Oper gleichen Namens dürfte auch nichts bekannt sein. Wahrscheinlich ist hier Vormittag zu lesen, d. h. normal im Gegensatz zu den Ausnahmetagen, den Fasten.

¹ Das heißt keinen — Geliebten.

Noch in demselben Jahre 1824, in welchem Beethoven unter Mitwirkung unserer beiden Sängerrinnen seine erhabensten Tonschöpfungen zum erstenmal vorführte, verließ Henriette Sontag Wien, um in Leipzig, in Berlin und nach und nach in der ganzen Musikwelt den Preis aller Singekunst zu erringen. Auch Karoline Unger verließ nicht lange danach die Stätte ihrer ersten Triumphe, um jetzt vornehmlich in Italien als Carlotta Ungher wie eine Einheimische gefeiert zu werden.

Beethoven vergaß seine „beiden Schönen“ ebensowenig wie diese ihn.

In den Konversationsheften aus den letzten Lebensjahren des Meisters begegnet man ihren Namen noch zuweilen.

Im Frühjahr 1826 schreibt Beethovens damaliger Hauptgefährte Karl Holz auf:¹

„Von Demoiselle Sontag sagt Saphir: Sie singt immer *mezza voce*, d. h. mit halber Stimme; man muß sie also zweimal hören, um sie einmal ganz zu genießen, und dann hat man sie erst nur halb und halb gehört.“

In demselben Jahre (Februar 1826) meldet der Refe seinem großen Oheim:²

„Die Sontag wird eine Gräfin Sontag.“

Eine merkwürdige Notiz. Trotzdem die Sängerin sich erst im Jahre 1828 — und zwar heimlich — mit dem Grafen Carlo Rossi vermählte, wußte man es in Wien doch bereits zu Anfang des Jahres 1826, daß sie einen Grafen heiraten würde.

Karoline Unger wurde zwar auch eine glückliche Gattin, doch hatte sie noch weit herdere Liebeskämpfe als Henriette Sontag durchzuleben, ehe sie endlich in den Hafen der Ehe gelangen konnte. Darüber verraten die Konversationshefte ebenfalls allerlei Interessantes.

In den letzten Lebensmonaten Beet-

hovens (Januar 1827) teilt ihm Schindler mit:¹

„Dieser Tage erhielt ich einen Brief von der Unger aus Neapel, worin sie mir die für sie höchst unangenehme Nachricht meldet, daß aus ihrer Vermählung mit dem Architekt Nicolini nichts wird, weil ihm seine Ärzte das Heiraten widerraten haben; sie sieht sich dadurch in eine traurige Lage versetzt, indem H. Nicolini die großen Schulden ihrer Mutter größtentheils zu zahlen unternommen hat. Nächsten April kommt sie daher wieder hierher.“

Holwein² hat der Demoiselle Unger vor einiger Zeit auch einen Heiratsantrag gemacht, den sie aber ablehnte; nun vermute ich, daß sie dies Verhältnis wieder zu erneuern sucht, denn ich vermute es aus mehreren — sowie aus einem Briefe an Holwein, der in meinen eingeschlossen war und den ich hier an Holwein aufgab. — Holwein hat Geld, und könnte [sic], an ihn verheiratet, doch ihre 25 000 bis 26 000 Gulden Schulden ihrer Mutter abzahlen.

Die Mutter ist ein gutes Weib, aber sie hat eine sehr abscheuliche Leidenschaft, nämlich — Schuldenmachen, und wenn sie keine für sich zu machen hat, so übernimmt sie fremde und garantiert für sie — daher in kurzer Zeit so eine große Summe.“

Karoline Unger heiratete aber weder den Architekten Nicolini, noch den Theaterdirektor von Holwein, sondern erst viel später einen Südf Franzosen Francois Sabatier. Wenn ich Fanny Lewald in ihrem Essay über Karoline Unger-Sabatier recht verstehe, so geschah diese Verbindung etwa

¹ Konversationsheft Nr. 83 (Anfangs Januar 1827), Blatt 4 b f., nachher Blatt 5 b f.

² Das ist der bekannte Bühnenbildner und Theaterdirektor Franz Ignaz von Holwein (Ehler von Holweinberg), geb. 27. August 1779 zu Rippersdorf bei Wien, der lange unter dem Namen Fontano als Sänger und Gitarrenspieler herumzog; er ward Mitglied des Berliner Hoftheaters, Gatte der Gräfin Pichenu, von der er sich nach fünfjähriger Ehe schied; ward dann Theaterdirektor am Theater an der Wien unter Graf Palffy's Leitung; 1819 ward er Theaterdirektor in Prag, dann in Hannover; seit 1841 war er Direktor am Wiener Hofburgtheater. Er starb am 5. September 1855 in Wien.

¹ Konversationsheft Nr. 6 (März oder April 1826), Blatt 41 b f.

² Konversationsheft Nr. 122 (Februar 1826), Blatt 11 a

1843, also in Karolines dreiundvierzigstem Lebensjahre. Fanny Lewald erzählte nämlich: „Als ich sie im Jahre 1845 in Florenz kennen lernte, war sie schon seit zwei Jahren von der Bühne abgegangen und mit einem ebenso geistreichen als vielseitig gebildeten Südfrenzozen, mit Frauçois Sabatier, verheiratet.“¹

Verfolgen wir nunmehr unsere „beiden Schönen“ noch ein wenig auf ihrer ruhmvollen Künstlerbahn, um zu erkennen, daß sie mitten in märchenhaftestem Triumphgepränge doch gern und voll Entzücken an jene Jugendtage in Wien bei Beethoven zurückdachten.

Eine eigentliche Biographie unserer Heldinnen, namentlich von Henriette Sontag, fehlt noch immer. So mag man hier die kleine Abweisung entschuldigen, wenn ich hierbei einschalte, wie auch Beethovens großer Dichter-Zeitgenosse Goethe Henriette Sontag verherrlichte. Sehnsüchtig wird sie 1827 in Weimar erwartet.

So verstehen wir die Goetheschen Verse „An Demoiselle Sontag“:

Ging zum Finbus, dich zu schilbern;
Doch geschah's zu meiner Qual;
Unter neun Geschwisterbildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.

Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unserm Reich;
Wag sie sich hierher begeben,
Findet wohl sich der Vergleich.

In dieser Zeit unterhält sich Goethe mit seinem Berliner Musikorakel Zelter eifrig genug über diese Sängerin und über den Hauber, den sie auch in Weimar im Jahre 1826 ansuchte. Unterm 6. September des Jahres schreibt der Dichter seinem Berliner Freunde:²

„Daß Demoiselle Sontag nun auch Klang- und tonspendend bei uns vorübergegangen, macht auf jeden Fall Epoche.

Jedermann sagt freilich, dergleichen müsse man oft hören; und der größte Teil sah heute schon wieder im Königsstädter Theater. Und ich auch. Denn eigentlich sollte man sie doch erst als Individuum fassen und begreifen, sie im Elemente der Zeit erkennen, sich ihr assimilieren, sich an sie gewöhnen, dann müßt es ein lieblicher Genuß bleiben. So aus dem Stegreife hat mich das Talent mehr verwirrt als ergötzt. Das Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet.“

Immerhin ein außerordentliches Zeugnis, wenn man bedenkt, daß Henriette Sontag damals erst zwanzig Jahre alt war. Zelter, der öfter Gelegenheit hatte, sie in Berlin zu hören, schwärmt vor seinem Duzbruder denn auch in ungewöhnlichem Maße über diese ideale Sängerin. „Ihr Gesicht ist gleichsam parallel mit der Melodie, und so auch Arme und Hände,“ schreibt er einmal im Oktober 1827. Vieles auch im folgenden Jahre; dabei aber auch dieses:¹ „Auf einen Galoppwalzer werden Verse gesungen wie folgt:

Echrener is dobt, Echrener is dobt,
Sontag schwimmt in Ranten.
Wo hat denn die die Ranten her?
Dem *schen Gefandten.“

Und im Jahre 1830 schreibt dieser Pauegryfer:² „Das holde Wesen ist leider zu schade, um eine Gräfin zu werden.“

Natürlich war Henriette Sontag im Jahre 1826 auch in Goethes Heim ein

¹ Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, V. Bd., S. 11 (Berlin, 7. Februar 1828; Nr. 580). — In den schon erwähnten Barnhagenschen Tagebüchern ist aus eben dieser Berliner Zeit zu lesen (vom 7. November 1827; IV. Band, S. 330 u. 331): „Mademoiselle Sontag reist heute nacht ab; man bringt ihr Ständchen und Bivvats, der König hat ihr für ihre Benefizvorstellung vierhundert Friedrichsdor zu stellen lassen; vorher hatte er ihr verschiedene Schmuckstücke auf zwei goldenen Zellern gesandt. Die Fürstin von Riegnitz hat ihr eine goldene Kette umgehängt. Die Kronprinzessin gab ihr, als sie zuletzt bei Hofe sang, einen Kuß; früher hatte sie ihr bereits ein Geschenk gegeben. Man sagt, der König sei wahrhaft verliebt in das Mädchen.“

² Ebenda, V. Bd., S. 456 (10. Mai 1830; Nr. 729).

¹ Zwölf Bilder nach dem Leben. Berlin 1888. S. 76.

² Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (herausgegeben von Dr. Riemer, Berlin 1834), V. Bd., S. 214 u. 215 (Nr. 512).

gern gesehener Gast. Als der Meister sich im folgenden Jahre mit Kanzler von Müller darüber unterhielt, ward auch jenes Gedichtes auf die Sängerin Erwähnung gethan. Der Kanzler erzählt: ¹ „Das Gespräch kam auf die Sängerin Sontag und nahm die heiterste und humoristischste Wendung. Er sprach von seinem Gedicht auf sie, das ihr noch verborgen, nur durch ein zweites könne es producibel werden. Sie besäße ein wahrhaft charakteristisches Profil, eigensinnige Selbständigkeit und grandiose Festhaltung an Ideen ausdrückend, fast proserpinenartig; aber nur einmal, bei einer raschen Wendung des Gesichtes, als sie etwas widersprechen zu müssen glaubte, sei dieses Profil hervorgetreten. ‚Und gerade deshalb achte und liebe ich sie,‘ versicherte er, ‚nicht der sentimental oder grazios-naiven Mienen wegen, die sie sich antrüliert.‘“

Goethe hat sein erstes Gedichtchen auf Demoiselle Sontag durch zwei andere vervollständigt, die in seinen „Gesammelten Werken“ enthalten sind. Nur das letzte, das ihren Abschied besingt, mag hier noch dargeboten werden:

Die Gegenwart weiß nichts von sich,
Der Abschied säßt sich mit Entsetzen;
Entsernen zieht dich hinter dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen.

Doch wir kehren zum Hauptthema zurück. Überall, zu allen Zeiten war Henriette Sontag der schönen, weisevollen Stunden eingedenk, die sie in jenen epochemachenden Zeiten des Jahres 1824 mit und bei Beethoven verleben durfte.

So sprach sie auch in Petersburg als Gräfin Rossi, wie uns der geistvolle Beethovenmann Wilhelm von Lenz versichert, ² mit Stolz von jenen Erlebnissen, wobei dieser Autor sie die „Drangensblüte deutschen Theaterhimmels“ und „die weib-

lichste aller Sängeriinnen“ nennt. Mit gutem Rechte behauptet derselbe, daß Henriette Sontag „durch ihre Verührung mit der großen Neunten Symphonie auch in der Geschichte Beethovens fortleben“ wird, wobei er diese beachtenswerte Schlußfolgerung zieht: „Denn das ist die von der Kunst spät geübte Gerechtigkeit, daß sie das Niveau zwischen dem schaffenden und ausübenden Künstler, zwischen dem Geber und Nehmer herstellt und der letztere nur noch in dem Gedächtnis des ersteren fortlebt.“

Das wußten auch wohl jene weiten Beethovenkreise wohl zu würdigen, welche nach der Enthüllung des Beethovendenkmals in Bonn (1845) zummentraten, um ein Beethovenalbum im großen Stile zu stiften. Alles, was dazumal mit dem Genius Beethovens in persönlicher oder hochkünstlerischer Verbindung stand, ward veranlaßt, sein Scherflein zu diesem von Dr. G. Schilling herausgegebenen Album beizutragen. Und so natürlich auch Henriette Sontag-Rossi.

In diesem vornehmen Album, zusammengeleht aus Poesie, Musik und Gedankenteuiseheit — alles ad majorem Bethoveni gloriam —, prangt auch Gräfin Rossi mit diesem schönen Ausspruch: ¹

Die reine und vollendete Kunst ist die getreue Offenbarung des Ewigen.

Gräfin Henriette Rossi,
geborene Sontag, geb. zu Koblenz
am 13. Mai 1805.²

Merkwürdigerweise ist Karoline Unger nicht in diesem Album vertreten.

Henriette Sontag-Rossi bewahrte ihren Doppelzauber durch Kunst und persönliche Anmut bis in die letzten Tage ihrer un-

¹ Beethoven-Album. Geleitet und beschrieben von einem Verein von Künstlern und Kunstfreunden aus Frankreich, England, Italien, Deutschland, Holland, Schweden, Ungarn und Rußland. Stuttgart (Hallberger, 1848). S. 215. — Man beachte auch hier das Geburtsdatum 13. Mai 1805 und vergleiche die früheren Bemerkungen dazu.

² Danach scheint Henriette Sontag selbst den 13. Mai 1805 für ihren Geburtstag gehalten zu haben; indessen werden wir auf Grund ihres Grabmonuments in Marienhal doch beim 3. Januar 1806 bleiben müssen.

¹ Goethes Gespräche (Herausgeber Woldegar Freiherr von Biedermann), VI. Band (Leipzig 1890), S. 173 u. 174. Gespräch vom 23. August 1827.

² Wilhelm von Lenz: Beethoven, eine Kunststudie (fünf Bände). I. Teil, Das Leben des Meisters. Kassel 1855. S. 134.

vergleichlichen Laufbahn. Wer ist unter Sängern wohl mehr als sie von Dichtern, Schriftstellern und Musikern gefeiert und besungen worden? Aus der schier unendlichen Fülle von lebensvollen Zeugnissen dafür seien hier nur noch einige Worte von Gustav zu Puttkitz mitgeteilt, welche in glücklicher Weise einen schönen Reflex von jener strahlenden Erscheinung festhalten.

„Eines,“ so schreibt derselbe, „ist der wunderbaren Frau durch ihr wechselvolles Leben, das sie durch die Not des untergeordneten Theatertreibens, dann durch allen Hauch künstlerisch höchster Erfolge, durch den Glanz äußerer gesellschaftlicher Stellung führte, treu geblieben: eine ununterbrochene Kette von Huldigungen, die sie auch nicht allein durch ihr Talent, sondern durch Anmut, Liebenswürdigkeit und ein ebenso menschlich gütiges, als künstlerisch ernst begeistertes Herz verdiente.“ . . . Ein Jahr später (ca. 1850) sah ich die Sontag in London als Regimentsstochter, die sie mit dem Übermut eines vierzehnjährigen Mädchens sang und darstellte, aber erst wieder ein Jahr darauf, zum letztenmal, in Hamburg, in voller Entfaltung ihrer Gesangs- und Darstellungskunst, das Höchste bietend, was mir überhaupt von der Bühne entgegengetreten ist — ihre Susanne in Mozarts Figaro. Mag vielleicht eine virtuose Italienerin ihre Sonnambule, eine kokette Französin ihre Regimentsstochter erreichen können: die Susanne des deutschen Meisters war in der Wiedergabe der deutschen Henriette Sontag unübertrefflich vollendet, und das ebenso im Gesang als im Spiel.“

Derartige enthusiastische Ergüsse stehen wahrlich nicht isoliert, sie werden auch von anderen berufenen Theaterchriftstellern, wie Castelli, A. V. Marx, Genast, Karl Sontag, Alfred von Wolzogen voll auf bestätigt.²

¹ Gustav zu Puttkitz: Theatererinnerungen. Berlin 1874. Fb. I, S. 96 und 98.

² Der Kuriosität halber sei hier des geistreichen Impromptus Erwähnung gethan, das ihr ihre große

Wie über die Geburt der phänomenalen Sängerin, so weichen die Lexikographen auch über das Ende derselben nicht unerheblich voneinander ab. Bekanntlich unternahm Gräfin Rossi im Jahre 1853 — nach anderen 1852 — ihre verhängnisvolle Reise nach Amerika. Nach einer Reihe der außerordentlichsten Triumphe erlag sie — wie gemeinlich berichtet wird — in Mexiko am 17. Juni 1854 einem Choleraanfalle. — Dieses Sterbebatum dürfte jetzt als richtiges gelten, weniger jedoch die hier angegebene Todesursache. Der Verfasser des umfangreichen „Biographischen Lexikons des Kaiserthums Österreich“ weiß es aus guten Quellen anders.¹

Henriette Sontag langte am 18. April 1854 in Mexiko an und eroberte im Sturme auch die dortige neue Welt. Am 11. Juni sollte sie als Lukrezia Borgia auftreten; „aber an demselben Tage wurde die Sängerin vom gelben Fieber ergriffen.“ Der Anfall war ein heftiger, gleichwohl ward er noch bekämpft, so daß man am 16. Henriette für wiedergeschenkt halten durfte. Doch bald trat ein Rückfall ein, dem sie am 17. Juni des Morgens erlag. Alle sonstigen Quellen — soweit sie zu Rate gezogen wurden, und das in großer Zahl — geben Cholera als ihre Todesursache an. Am 19. Juni fand das imposante Leichenbegängnis statt. Der Sarg ward in der Kirche San Fernando beigelegt. Ihr Gatte, Graf Rossi, ließ die Leiche zwei Jahre später nach Europa überführen. Im Kloster Marienthal bei Ostrij im Königreiche Sachsen ward Henriettes sterbliche Hülle am 4. Mai 1856 in der Gruft der Kreuz- oder Michaeliskapelle in Anwesenheit der nächsten Angehörigen beigelegt.

Auf dem Deckel des Sarges stehen die Worte: „Hier ruhet in Gott Henriette Sontag, vermählte Gräfin Rossi, geboren

Zeitgenössin Madame Catalani — wie Dr. von Burdach und andere mittheilen — gewidmet haben soll: Elle (Henriette) est la première dans son genre, mais son genre n'est pas le premier.

¹ XXVII. Band, Wien 1874; S. 72 f.; auch S. 7.

in Koblenz den 3. Januar 1806, gestorben in Mexiko den 17. Juni 1854:

Dir war das reinste Erdenglück beschieden,
Kunst, Anmut, Liebe wanden dir den Kranz.
Nun ruhest du in Gottes heiligem Frieden,
Umstrahlet von des Paradieses Glanz.
Für deine Lieben hast du dich dem Tod geweiht,
Des Lebens Kron ist dein, dein ew'ge Seligkeit."

C. von Wurzbach geben uns als den einfach richtigen Grund für die Wahl dieser Klostergruft zu Henriette Sontags letzter Erdenrast die Thatsache an, daß Henriettes geliebte Schwester Nina in diesem Kloster Marienthal bei Ostriß lebte. Am 4. Mai 1846 war Nina



Henriette Sontag.

Zwischen dieser Tafel und dem Kreuzifix ruht ein goldener Lorbeerkranz, auf dessen Blättern folgendes zu lesen ist: „Der besten Gattin und Mutter, der treuesten Freundin, der schönsten und liebenswürdigsten Frau, der größten Sängerin geweiht von Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, den 17. Juni 1856.“

Sowohl Eduard Genast als auch Dr.

Sontag bereits daselbst als Nonne eingeleidet worden.

* * *

Henriettes übermüdete Gefährtin in jenen Wiener Tagen bei Beethoven kam ebenfalls zu hohem, unvergänglichem Ruhme im Reiche Polyhymnias. Besonderen Enthusiasmus erweckte Karoline

Unger in Italien. Als sie in Bologna sang, war man so entzückt, daß man auf die Idee kam, ihr mit Hilfe ihres Namens eine besondere anagrammatische Fuldigung darzubringen. Nach der Vorstellung der Oper *La Straniera* überreichte ihr eine Deputation der Stadt einen kostbaren Ring, in welchen das Anagramm ihres Namens eingegraben war: „*Rogni al cor una*“ = *Carolina Unger* (herrsche im Herzen als einzige).¹

Auch diese Sängerin ist von großen Geistern überauswenglich gepriesen worden; sie stand mit nicht wenigen Koryphäen des Geistes in brieflichem Verkehr und wußte stets ebenso durch die Macht ihres Gesanges wie durch ihre tiefe Bildung zu bewegen.

Mitten in ihren Lorbeerumkränzten Triumphzügen sehnt sie sich nicht selten nach ihren heimatischen Fluren zurück. So sehen wir sie im Jahre 1839 wieder vaterländischen Boden betreten. Von Linz aus schreibt sie an Ludwig Tieck:² „Mein verehrter Freund! Sie sehen, daß es mir unmöglich wird, so lange zu harren, als meine Reise dauert, um den ersuchten versprochenen lieben Brief zu erhalten, der meine schönste Krone sein soll, welche mir als Künstlerin wird, und ein liebes Pfand Ihrer mir so unendlich werten Freundschaft. — Die schönen Tage in Aranjuez sind vorüber! O, zögern Sie nicht lange mit dem lieben Briefe, wenn ich Sie nicht hören kann, will ich Sie doch lesen, um so mehr, als ich hoffen darf, Sie werden mich recht streng zu revidieren. . . . Wenn Sie recht schnell schreiben, so kann ich in Wien die Antwort bekommen, und dies wäre mir recht lieb, da ich in Wien recht liebe Freunde habe, die mein Schatz wie mich selbst erfreuen würde“ u. s. w.

Wie werden unserer Karoline aber in

Wien die schönen Beethoven-Zeiten aus dem Jahre 1824 nahe getreten sein!

Karoline Unger hatte aber auch alle Ursache, dem ganzen Liedischen Kreise in Dresden verehrungsvoll anzuhängen, denn nirgends ist sie so vergöttert worden wie dort. Wie Herrliches, Wunderbares über sie auch Männer wie Genast, Rossini,¹ Franz Lijst, G. zu Puttkü geschrieben haben: die Stimmen aus Tiecks Kreise übertönen reichlich alles andere Lob. Hermann Freiherr von Friesen darf als der besondere Dolmetscher derartiger Anschauungen, Gefühle und Empfindungen betrachtet werden.

Gern wird man wohl bei dieser Gelegenheit einige Töne aus Friesens Jubelhymnen in sich aufnehmen.

„Signora Unger“ war im Jahre 1839 und wieder 1841 — nachdem sie sich schon mit Herrn Sabatier verheiratet hatte — in Dresden, begleitet vom Tenoristen Moriani. „Es wird mir schwer werden,“ schreibt Friesen,² „ein Bild von dem Eindruck ihrer dramatisch-musikalischen Größe zu geben, ohne den Schein der Voreingenommenheit oder der Übertreibung auf mich zu laden. Denn ich bin allerdings der Meinung, niemals eine vollendetere Künstlerin gehört zu haben. Kein blendendes Äußeres, nicht einmal eine besondere Schönheit des von der Natur ihr verliehenen Instruments stand ihr zur Seite. Wer hätte sie in dieser Beziehung mit der hochgefeierten Schröder-Devrient vergleichen wollen? Aber man lernte an ihr eine Sicherheit und seine Gewandtheit in der Beherrschung der Töne, einen Reichtum der verschiedensten Nuancen vom Weichen und Rührenden, von dem Heroisch-Imposanten, von der glühenden Leidenschaft, mit einem Worte — eine Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfin-

¹ Nach Dr. C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bb. XLIX (Wien 1884), S. 70, Artikel „Unger-Sabatier“.

² Briefe an Ludwig Tieck, ausgewählt und herausgeg. von Karl von Holtei. (Vier Bände. Breslau 1864.) Bb. VI, S. 125 und 126 (Brief vom 22. August 1839).

¹ Rossini sagte über sie nach den Zeugnissen von Janny Lemald, Arthur Pougin und anderen aus, sie besaß l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or.

² H. Freiherr von Friesen: Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825 bis 1842 (Wien 1871), Bb. I, S. 249.

bung im Bereiche des dramatischen Gesangs kennen, wie sie, wenigstens meinem laienhaften Ohr, völlig neu war.“

Freiherr von Friesen bekennt sich aber auch glücklich, daß er sich mit seinem Meister Lied in dieser Bewunderung eins wußte. Sie galt diesem feinfühligem Geiste als die Verkörperung des Ideals von dramatischem Vortrage im Gesange. In jenen Tagen hatte sie auch einmal König Friedrich August eingeladen, vor einer kleinen Hofversammlung zu singen. Außer verschiedenen Liedern sang sie auch an jenem Abend mit dem Tenoristen Tichatschek die berühmte große Liebes-scene aus dem vierten Akte der Hugenotten von Meyerbeer vor. Das sei nun ein wahres Non plus ultra gewesen — aber lebendig von Karolines Seite. „Ich und manche andere,“ fährt der entzückte Berichterstatter fort, „mochten glauben, das oft wiederholte Duett zur Genüge zu kennen und an der Ausführung desselben [durch die Schröder-Devrient] kaum einen Wunsch übrig behalten zu haben. Und doch verschwand alles früher Erlebte gegen den Vortrag der Unger. Niemals habe ich bei dieser Musik eine ähnliche Erschütterung erlebt. Mit der größten Feinheit hatte die Unger den größten Effekt für den Moment aufgespart, wo sie nach leidenschaftlichem Kampfe das Wort aussprach: ich liebe dich. Und nach dem seelenvollen Ausdruck, mit welchem dieses Bekenntnis in den süßesten Tönen von ihren Lippen floss, wurde der sonst so reizende Gesang Tichatscheks, trotz der unendlichen Schönheit seiner Stimme, unendlich klein“ (von Friesen a. a. D. I, S. 251). Ein größeres Lob kann füglichlicherweise nicht ausgesprochen werden.

Als siebzigjährige Greisin, im Jahre 1870, betrat Karoline Unger abermals Wien, die Stätte ihrer ersten Triumphe und erhabensten Erinnerungen. Was sie abermals nach ihrer Heimat trieb, das drückt sie bereits in folgendem kleinem Briefe aus, den sie im Juni 1870 an Fanny Lewald-Staßr schrieb:

„Das würden Sie wohl kaum erraten

oder gedacht haben, teure Frau, daß Sie die Antwort auf Ihren lieben Brief von mir aus Wien bekommen würden? Ich bin seit einigen Tagen hier, und das auf einer Reise nach Ungarn, um die Vaterstadt meines Vaters und die wenigen Verwandten kennen zu lernen, die mir dort noch leben. Es ist eine Art Pilgrimsfahrt meines Herzens, seit Jahren gewünscht. Mein Mann hat mich vorausgeschickt, und wir finden uns in Karlsbad im Juli wieder. Hoffentlich kommen Sie auch dahin, denn es hat Ihnen dort gefallen, und Sie haben mir Aussicht dazu gemacht. Es freut mich für Sie und uns, daß Sie so lebens- und arbeitsfroh sind und Ihr lieber Mann auch. Das giebt nicht nur ein glückliches, sondern auch ein nützlichcs und für andere ersprießliches Beisammensein; und was können wir Besseres im Leben wünschen! Leider kann ich Moriz Hartmann nicht sehen, man sagt mir, er sei zu leidend, um zu empfangen! Aber Sie kommen nach Karlsbad! Also auf baldiges Wiedersehen hoffe ich — nicht wahr? Ihre alte Freundin

Karoline Sabatier-Unger.“¹

Noch am Spätabend ihres Lebens sollte Karoline aufs neue an ihre reizvollen Beziehungen zu Beethoven erinnert werden. Diesmal durch den Beethovenforscher Ludwig Nohl. Dieser wandte sich im Jahre 1872 an die Sängerin mit der Anfrage, ob sie Briefe von Beethoven besitze. Und darauf sandte sie an Nohl einen hochinteressanten Bericht über ihre damalige Zeit mit Beethoven, aus welchem wir uns noch manches zur Ergänzung der oben im chronologischen Zusammenhange vorgeführten Skizzen zur Notiz nehmen wollen.²

Karoline Unger schrieb am 29. Juli 1873 an L. Nohl einen Brief über ihre und Henriettes Begegnung mit Beethoven

¹ Bei Fanny Lewald: Zwölf Bilder nach dem Leben (Berlin 1888), S. 91 u. 92.

² Vgl. L. Nohl, Notiz. für Musikalisch.; Beibete (Leipzig 1882), S. 284 f. (VIII. Beethoven, Nr. 3: Ein liebenswürdiger Besuch im Winter 1823/1824). Vgl. auch Nohls Beethoven-Biographie III, S. 486, 488, 918.

in den Jahren 1823 und 1824, dem wir folgende Sätze entnehmen:

„Ich habe den Artikel gelesen, er hat mich in meine schönste Jugendzeit zurückgezaubert und das Mittagessen bei Beethoven noch lebhafter vor die Augen der Seele gebracht. Sie muten mir zu viel Ehre zu, wenn Sie glauben, Beethoven hätte ein Faible für mich gehabt. Seine große Güte für mich war das Erbteil seiner Freundschaft für meinen Vater. Solange ich denken kann, sehe ich in Dornbach oder sonst auf einsamen Spaziergängen den größten Meister aller Zeiten uns begegnen, freundlich mich aufmunternd, in der Musik fortzuschreiten, bis zu dem Augenblicke, wo ich so glücklich war, mitwirken zu dürfen bei dem großen Werke, welches damals noch nicht so ganz erkannt wurde wie jetzt. . . . Fette Sonntag und ich traten in diese Stube wie in eine Kirche, und wir versuchten (leider vergebens) dem teuren Meister vorzusingen.

Ich erinnere mich meiner übermütigen Bemerkung, daß er nicht für Singstimmen zu schreiben verstehe, weil mir eine Note in meiner Partie der Symphonie zu hoch lag. Darauf antwortete er: ‚Vern's nur! wird schon kommen die Note.‘ Dies Wort hat mich von diesem Tage an zur Arbeit angepornt. Wie sollte ich aber auch nicht erfüllt sein von wahrer Musik? Mozarts Schwägerin, Madame Lange, war meine Singmeisterin, Mozarts Sohn mein Klavierlehrer; Vogl, für den Schubert den Erbkönig schrieb, mein Lehrer im musikalischen Vortrag; ich lebte in einer Zeit, wo in Wien jede Gelegenheit, das Beste zu hören und zu üben, geboten war. . . . Ich habe den Vorwurf, den Schindler mir machte, durch Rossinis Musik verdorben zu sein, nie verdient. Verhältnisse, der Wunsch, Italien zu sehen, ein vorteilhafter Antrag Barbajas haben meinen Vater bewogen, die italienische Oper

der deutschen vorzuziehen, wozu meine damalige Meisterin (1825), Madame Fodor, nicht wenig beitrug. . . . Die Weisen Beethovens, Mozarts, Webers, Schuberts, denen sich später noch mehrere zugesellten, wie Mendelssohn und Schumann, blieben mir treu, solange ich selbst singen konnte.

Nun aber kommt ein schmerzliches Verneinen Ihres Wunsches. . . . Ich hatte nur einen Brief von ihm, nach der Auführung der Neunten Symphonie geschrieben. Dieser wurde mir nebst einem sehr wertvollen Briefe von Mozart gestohlen! Gott weiß, wo und in welchen Händen er ist!“

Man vergesse aber über diesen interessanten Enthüllungen nicht, daß Karoline Unger mehr als siebenzig Jahre alt war, als sie ihren Brief an Kohl schrieb. Den getreuesten, lebensvollsten Abglanz von ihrem Verkehr mit Beethoven gewähren jedenfalls die oben mitgeteilten Gespräche beim Meister in jenen denkwürdigen Zeiten der Missa solemnis und Neunten Symphonie.

Karoline Unger-Sabatier starb, sieben- undsiebzig Jahre alt, am 23. März 1877 auf ihrer Villa de la Concezione bei Florenz. Fanny Lewald sagt von ihr:¹ „Der edlen Frau waren der Geist, die Güte und die schöne Anmut ihrer jungen Jahre, ihren Freunden zur Erquickung, eigen geblieben, ‚durch ihr ganzes Leben‘, wie es in dem kleinen Liede von Chopin heißt, das wir einst von ihr selber singen hörten in Paris.“

Zu so hohen Ehren, zu solcher Kunstgröße entfalteten sich die „beiden Schönen“, die allerliebsten „Hexen“, die zarten Blütenknospen Karoline und Henriette, die den tiefen Ernst Beethovens in den Akademietagen des Jahres 1824 so son- nig erhellten.

¹ Zwölf Bilder nach dem Leben. 1888. S. 92.





Musikalisches in der Sprache.

Don
Ernst Eckstein.



ch winde mir einen Strauß.“ Um auszudrücken, daß diese Thätigkeit in der Gegenwart stattfindet, gebrauche ich die Zeitwortsform winde, die sogenannte Gegenwartsform. Ganz in der nämlichen Absicht verwende ich in dem Satz: „Ich kaufe mir Brot“ die Gegenwartsform kaufe.

Verlegen wir nun beide Thätigkeiten in die Vergangenheit. Dann lauten die Sätze, wie folgt: „Ich wand mir einen Strauß“; „Ich kaufte mir Brot“. Oder, mit einer Variante in der Bedeutung: „Ich habe mir einen Strauß gewunden“; „Ich habe mir Brot gekauft“.

Auch dem grammatikalisch ungeschulten Naturmenschen fällt hier alsbald die Verschiedenheit auf, mit welcher die zwei zur Verwendung gelangten Thätigkeitswörter winden und kaufen die nämliche Zeitveränderung ausdrücken. Im ersteren Falle wandelt sich innerhalb des Thätigkeitswortes der Wurzelvokal: das i in winde wird a (wand) und u (gewunden). Im zweiten Fall bleibt der Wurzelvokal au unverändert: kaufe, kaufte, gekauft.

Diese Verstufung des Wurzelvokals von dem höheren i zu dem tieferen a und dem noch tieferen u nennt man den Ablaut. Er bedeutet recht eigentlich das musikalische Element in der Sprache und ist von Gesehen abhängig, deren Betrachtung überall zu den merkwürdigsten Resultaten führt. Alle sonstigen Vokalver-

änderungen der Sprache — sagt Jakob Grimm — geschehen gleichsam auf ihrer Oberfläche; sie greifen nicht in die eigentliche Gestaltung der Wortwurzeln ein. Der Ablaut dagegen führt uns tief in die innere Werkstatt des Sprachgenius; er ist uralte und geht weit über unsere historischen Denkmäler hinaus; je höher wir aufsteigen können, desto reicher tritt er entfaltet vor unsere Augen. Alle Wortbildungen sind von ihm beherrscht und fügen sich seiner Regel, durch welche zugleich die Anmut und der Wohlklang bedingt erscheinen, deren die deutsche Zunge mächtig ist. Wie dürfte er als ihre wesentlichste, lebendigste Kraft verkannt werden!

Außer der oben erwähnten Ablautreihe i — a — u giebt es noch vier andere, die dem erfahrenen Leser aus den sogenannten unregelmäßigen (richtiger: starken) Thätigkeitswörtern bekannt sein werden. Wir sehen hier von diesen vier anderen Ablautreihen geflissentlich ab. Die Reihe i — a — u ist unzweifelhaft die am vollsten und wirksamsten ausgeprägte, auch die im Sprachgefühl der Germanen am tiefsten begründete; vielleicht schon deshalb, weil sie in unverfälschter Form die drei kurzen germanischen Urvokale enthält — Vokale, die zueinander in einem klar zu definierenden musikalischen Verhältnisse stehen.

Der Vokal par excellence, die erste sprachliche Offenbarung der menschlichen

Stimmwerkzeuge, ist das noch heute mit Recht an der Spitze sämtlicher Lautverzeichnisse (Alphabete) figurierende a. Darwin lehrt, die Entwicklungsgeschichte des Individuums wiederhole in abgekürzter Form die Entwicklungsgeschichte der Gattung. Dementsprechend ist a, dieser eigentliche Natur- und Urlaut, auch derjenige Vokal, in welchem das erste Stammeln des Kindes zum Ausdruck gelangt. Das Kind lallt (tonmalendes Wort!): ma, pa, später ma-ma, pa-pa. Die Bezeichnungen für die Eltern sind, namentlich in den älteren Sprachen, vielfach diesen Lausilben entnommen: griechisch patēr (Vater),* dorisch matēr (Mutter), lateinisch pater und mater, italienisch padre und madre, international papa, mama. Das a repräsentiert gewissermaßen die Normaltonlage.

Demgegenüber bedeutet i eine Erhöhung — ungefähr um die Terz — und hiermit eine Verdünnung, Verspigung, Verfeinerung. Das Mittelglied zwischen dem a und dem i ist das e, das in verschiedenen Sprachen (französisch, neugriechisch) noch jetzt vielfach durch die Kombination von a und i (ai) bezeichnet wird. Französisch mais (aber), sprich më; neugriechisch kai (und), sprich tschè.

U bedeutet dem a gegenüber eine Vertiefung, ebenfalls ungefähr um die Terz, und hiermit eine Verdickung, Verstumpfung, Verdampfung. Das Mittelglied zwischen dem a und dem u ist das o, das in verschiedenen Sprachen noch jetzt vielfach durch die Kombination von a und u (au) bezeichnet wird. Französisch aube (Morgenröte), sprich ób'; chaud (warm), sprich schò.

Während also dem a, dem Normalvokal, etwas Ruhiges, Klares, Befriedigtes, in sich Vollendetes innewohnt, liegt im Charakter des i etwas Unruhiges,

* Die Sanskritwurzel pat- (gotisch fodjan, neuhochdeutsch füttern; vergl. hierzu das griechische paesthai und das lateinische pa-sco, pascere) heißt so viel wie ernähren. Das widerspricht jedoch keineswegs der hier angebotenen Genese aus dem Lauswort.

Unbefriedigtes, der Ergänzung Bedürftiges und über die Norm hinaus Lebhaftes und Bewegliches. Bei einer großen Anzahl von Wörtern mit i-Wurzeln kommt uns dies heute noch zum Bewußtsein. Man denke an den flüchtigen, pfeilschnell dahinsausenden Hirsch, an den raslos pfeifenden Wind, an Wimpel und Wimper, die beide sich unaufhörlich bewegen, an Schiff und Fisch, an flatternde Zipfel und wiegende Wipfel; an Tätigkeitswörter wie zittern, blinzeln, zwitschern, klinkern, schwingen, wippen, wischen; an Substantiva wie Griff, Schritt, Stich, Tritt, Biß, Riß, denen sämtlich der Charakter einer gewissen Blöchllichkeit und Festigkeit innewohnt; und, last not least, an die schnellste Bewegung im Weltall, an die des elektrischen Funkens, die wir als Blitz bezeichnen. Der elektrische Funke des Geistes — der Witz — reimt hierauf mit verblüffender Accurateffe. Aus seinem reich entwickelten Sprachinstinkte heraus verleiht daher Friedrich Spielhagen einer witzigen, windigen, schwindeleisch brillierenden Nebenfigur in dem Roman „Problematische Naturen“ den Namen „Timm“.

Wie ganz anders die a-Wurzeln! Wie stark und wie klar, wie hart und wie blank! Der Mann reicht dir die Hand, und alles ist abgemacht! Der schlanken Tanne im Walde gleicht sein stattliches Wachstum; sein Antlitz strahlt von Adel und Kraft. Den Stamm der Lanze hält er als Waffe im Arm und wandelt zur Walfahrt . . .

Auch an Wörtern, bei denen sich der ursprüngliche Charakter des u nachfühlen läßt, herrscht in der deutschen Sprache kein Mangel, obgleich uns die Lautsymbolik hier etwas weniger greifbar erscheint. Im Gegensatz zu dem unbefriedigten, ewig beweglichen i wohnt den u-Wurzeln eine gewisse Gedrücktheit, eine Art von Resignation und Trübseligkeit inne. Das i fliegt, das a rastet, das u ruht; wobei ich das Ruhen als ein gesteigertes Rasten interpretiert wissen will. Das blühende Licht wird im u unter die

einfache Klarheit hinab verdunkelt. Das i ist sanguinisch, das u melancholisch oder phlegmatisch, das a hat den wohltemperierten Normalcharakter, der nicht zu Exzessen neigt. Als Beispiele für derartig kolorierte u-Wörter nennen wir nur die folgenden, bei denen der Leser sich die erläuternden Glossen hinzudenken mag: Furcht, Dunst, Schlucht, Luft, Schuld, Sumpf, Druck, Gruft, Kummer, stumm, dumm, dulden, lungen (mundartlich = schlaff, schläfrig sein; im Mittelhochdeutschen sehr gebräuchlich).

Um unser Thema nach Möglichkeit zu vereinfachen, lassen wir das Verhältnis von a zu u im folgenden unbeleuchtet und beschränken uns auf das ohnehin musikalisch weit interessantere Verhältnis von a zu i.

Der oben gegebenen Charakteristik entspricht es vollständig, wenn das Ablautgesetz bei den hierher gehörigen Tätigkeitswörtern für die Gegenwart i, für die Vergangenheit a fordert.

Der noch nicht zur Stabilität gelangten Gegenwart — „ich winde, ich binde, ich springe, ich klinge“ — ziemt der Vokal i; der Vergangenheit, die ihre Obliegenheiten gleichsam befragt hat und hierdurch in den Normalzustand wieder eingetreten ist, ziemt der Vokal a: „ich wand, ich band, ich sprang, ich klang.“

Oben bereits ist erwähnt worden, daß dieser Übergang von i in das a musikalisch genommen etwa der absteigenden Terz entspricht.

Die absteigende Terz wird in der That auch sonst bei der Hervorbringung zweier Töne derart in Anwendung gebracht, daß der erste der beiden Töne weckt und aufrüttelt, während man nach dem zweiten länger verharrt, gleichsam den Atem anhaltend, um zu lauschen, ob eine Wirkung erfolgt ist.

Sofort drängt sich uns hier der Lockruf gewisser Vögel, z. B. des Kuckucks, auf. Die musikalische Komposition des Volksliedes „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“ wendet denn auch mit Recht für die Silben „Kuckuck“ die absteigende

Terz an. Ferner gehört hierher die — natürlich unbewußt eingeführte — Tonmeldung unserer Eisenbahntelesraphen, denen sogar eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Kuckucksruf innewohnt. Wer darauf acht hat, in welchem Tonfall namentlich Frauen, die der Natur noch näher stehen als der Mann, zweifelsbige Namen auf eine weite Entfernung hin rufen, der wird konstatieren, daß dies meist in der absteigenden Terz geschieht: Kuck-dolff! C-rick! Dö-sar!

Wie stark der musikalische Genius der Sprache bei besonderen Veranlassungen — hier also beim Rufen —, aber auch sonst, sobald nur eine gewisse Lebhaftigkeit der Diktion, eine das Alltagsmaß überschreitende Drastik des Ausdrucks vorwaltet, nach dieser Terz, oder, linguistisch geredet, nach dem Aufgipfeln des Vokalismus im i-Laute und der dann folgenden Rückkehr zum a-Laut hindrängt, das erkennen wir aus der Unmasse beinahe durchweg vollständiger Zusammenstellungen und Nebeneinanderstellungen, die ausnahmslos die absteigende Terz von i zu a enthalten, während das umgekehrte — der Aufstieg von a zu i — ebensowenig vorkommt wie etwa ein Zeitwort, dessen Wurzel in der Vergangenheitsform i und in der Gegenwartsform a hätte.*

Die Wortbildungen, von denen wir sprechen, sind größtenteils sogenannte Reduplikationen, d. h. Votabeln, bei denen die Stammkonsonanten der ersten Hälfte in der zweiten Hälfte sich wiederholen. Hier findet sich nun bei einer ganz überraschenden Anzahl von Beispielen der eben erwähnte Ablaut; ja, mitunter, wo es sich um eine Reduplikation, d. h. um die dreimalige Wiederholung der Stamm-

* Gegenwartsformen wie „ich schloße, ich brate, ich lasse, ich salze, ich hänge“ etc., denen eine Vergangenheitsform „ich schloß, ich briet, ich ließ, ich hieng“ etc. zugehört, bilden nur eine scheinbare Ausnahme, da hier das i nicht etwa = i mit dem Dehnungszeichen, sondern ein wirklicher Doppellaut ist, der dem althochdeutschen ia (slāsa, sliaf; präta, priat) entspricht und aus der Zusammenziehung zweier Silben entstanden ist.

konsonanten handelt, die vollständige Ablautreihe i, a, u, wie bei dem mehrfach citierten Zeitwort winden, wand, gewunden.

Einzelne dieser Reduplicationen sind sogar in die Schriftsprache übergegangen. So lesen wir bei den besten Autoren Wörter wie „Zidzad“, „Wirrurr“, „Klingklang“, „Singsang“. Nirgends aber, soweit wir spähen, zeigt sich auch nur die leiseste Spur von einem „Sang-sing“, „Klangking“ oder „Wurrurr“, was doch, ohne die Geltung des hier accentuierten Lautgesetzes, genau ebenso denkbar wäre wie etwa die Variante „Mond und Sonne“ neben „Sonne und Mond“, oder „bei Brot und Wasser“ neben „bei Wasser und Brot“.

Auch „Rischmasch“, „Tricktrac“ und „Ticktack“ sind von der Schriftsprache anerkannt.

Das Rämliche gilt von verschiedenen anderen Vokabeln, die nicht als Reduplicationen aufgefaßt werden können, wohl aber aus zwei Wurzeln mit gleichem Anlaut (alliterierenden Wurzeln) zusammenge setzt sind. Hierher zählen Wörter wie „Griesgram“, „blipblant“, „Firsefang“ u. s. w. Auch Nebeneinanderstellungen wie „Schimpf und Schande“, „Zittern und Zagen“, „Risten und Rasten“ gehören der Schriftsprache an. Scheffel hat in sein allbekanntes Gedicht das altertümliche „wiegen, wagen“ herübergenommen.

Reicher noch als die neuhochdeutsche Schriftsprache sind die Mundarten. Julius Wolff reproduziert in seinem „Rattenfänger“ das dialektische ton-imitierende Pinteplanke (der Fink, der Pinteplanke). Man erinnere sich ferner an „Gitzgal“ (Es zog ein Gänschen wohl über den Rhein, Und kam als Gitzgal wieder heim); an „klipp und klar“, „blipbeblau“, „grisegrau“, * an „Schmidchnad“, an „bif und bas“ (er weiß weder bif noch bas).

Weitere Kombinationen sind: „Virum,

* „Blau“ und „grau“ lauten mittelhochdeutsch blā und grā.

Varum“ (in dem bekannten „Virum, Varum, Vöffelstiel“); „Zum Zippel, zum Zappel“ (zum Kellerloch 'nein; Studentenlied); „Zupei-bi, Zupei-da“ (desgl.); „Hide hade“, „bitische batische“, „riische rasche“, * „tripple trapple“ (alle vier aus sächsischen Kinderabzählverse); „tichi tachi, spini krachi, bim bam, balla bus“ (wienerische Abzählverse, mitgeteilt von Vinc. Chiavacci, Aus dem Kleinleben der Großstadt, S. 17); „Hähndl bibi, Hähndl bobo“ (Steierische Kinderlied, mitgeteilt von P. K. Kogeger in seinem Roman „Jakob der Letzte“), wo „bobo“ die steierische Verdampfung von „baba“ ist.

Dem Grundgesetz des Ablauts entsprechend, findet sich bei dreimaliger Wiederholung des Wortes an dritter Stelle das u, just wie in winde, wand, gewunden.

Wer das ton-imitierende „piffpaff“ um eine weitere Stufe fortspinnt, der sagt „piffpaffpuff“. Das Gleiche gilt von der Imitation des Glockengeläutes: „bimbambum“ oder „bimmel-bammel-bummel“.

Ein volkstümliches Kartenspiel führt den Titel „Schnipp-schnapp-schnurr“ oder, mit der auch im Zeitwort vielfach üblichen Entartung des u in o (s. B. gewonnen statt gewonnen, gesonnen statt gesonnen), „Schnipp-schnapp-schnorum“.

In dem Märchen vom kleinen Däumling erschreckt der Knirps, der sich im Bauche der Kuh befindet, die melkende Magd mit den Worten:

Stripp-strapp-stroll,
Ist der Eimer bald voll?

Bei Hans Sachs findet sich eine wohl kaum volkstümlich gewesene, sondern von ihm selber gebildete, aber dem hier erörterten Ablautgesetz unbewußt folgende Lautnachahmung: Zinkplappniff.

Auch für die Dreifügigkeit bietet die

* Paul Fesje in seiner Novelle „Die Pfadfinderin“ gebraucht die Wendung: „den Faden der subtilsten Unterredungen ritisch-ratisch durchkreuzen“; — allerdings im Munde eines flotten, urwüchsigen Sprechers, nicht etwa objektiv. Dies „ritisch-ratisch“ ist tonmalend; es symbolisiert uns den Laut des als Gleichnis beschriebenen Durchkreuzens, würde aus diesem Gesichtspunkt freilich besser das Durchkreuzen eines Gembestückes, etwa eines Leinwandstügens, als eines Fadens symbolisieren.

oft rein lautliche, auf einen greifbaren Sinn verzichtende Abzähl- und Kinderspielrhythmit mannigfache Exempel. M-lenthalten kennt man den Doppelvers:

Mi, ra, russch,
Wir fahren in der Ruttisch...

Desgleichen die am Schlusse so vieler Abzählstrophen figurierenden Worte:

ib, ab, aus,
Du liegt draus.

Mittelhochdeutsch lautet das: *ib*, *ab*, *az*; das *ü* tritt hier also versteckt auf.

Zuweilen ändert sich an der dritten Stelle der konsonantische Körper. *z. B.* „Kling, Klang, gloria“ (Volkslied) und sächsisch „rippelte, rappelte, knull“. Die Vokalreihe aber zeigt sich auch hier unbeeinträchtigt.

Dieses Gesetz beherrscht uns noch heutzutage so machtvoll, daß wir bei der Zusammenstellung zweier gleichberechtigter Wörter beinahe stets die Wurzel, welche ein *i* enthält, vorsetzen und die mit dem weniger hohen Vokal nachfolgen lassen. Und zwar gilt dies vornehmlich bei dem Zusammentreffen der *i*-Wurzel mit einer *a*-Wurzel. Es ist hier beinahe musikalische Zwangsregel.

Wir gehen zu „Spiel und Tanz“, kaum aber jemals zu „Tanz und Spiel“. „Kinder und Narren“ sagen die Wahrheit, nicht umgekehrt „Narren und Kinder“, obgleich dieser Reihenfolge inhaltlich durchaus nichts im Wege stünde. Wir sprechen von „Wiß und Verstand“, von „Sinn und Verstand“, von „blind und lahm“, von „Gift und Galle“, von „uuet und nagelfest“.

Zuweilen ist das ursprüngliche *a* in der zweiten Wurzel versteckt; so bei der Zusammenstellung „Tisch und Bett“ (gotisch *badi*); „Hitze und Kälte“; „Licht und Wärme“; „Himmel und Hölle“ (gotisch *halja*).

Indes verhält sich das *e*, das ja bereits den Übergang zu dem ruhig-normalen *a* bildet, dem *i* gegenüber ganz ähnlich wie dieses a selbst, auch wenn sich ein früheres *a* an Stelle des *e* nicht nachweisen läßt. Dem *i* gegenüber, als

dem höchsten Vokal, ist jeder andere Vokal eine Art *a*; *i* behauptet immer den Vorrang.

Man betrachte aus diesem Gesichtspunkt Kombinationen wie die hier folgenden:

Ziel und Zweck; Licht und Leben; Mittel und Wege; Wind und Wetter; Kind und Regel; Milch und Mehl; Hirsch und Reh; Schiller und Goethe; mit und ohne; Flic und Flock; Pitt und Fog; Titel und Würden; dick und dünn; Fisch und Fleisch; windelweich; wind und weh (= übel und weh, von dem Adjektivum wind im Sinne von schief, unrecht, altnordisch *vindr*, schwedisch *wind*; vergleiche „windtschief“ = schiefschieß; bei Schöffel im „Enderle von Ketsch“ findet sich der Vers: „Dem tapfren Müdenhäuser, dem Kanzler ward wind und weh“).

Zuweilen ist das ursprüngliche *i* der ersten Wurzel versteckt; aber es wirkt noch fort. So *z. B.* in „Geld und Gut (gotisch *gild*)“; Speise und Trank (mittelhochdeutsch *spise*); Zeit und Raum“ (mittelhochdeutsch *zit*).

Das *ü*, das sich dialektisch vielfach zu *i* verdünnt und jedenfalls der dem *i* verwandteste Laut unserer Vokalreihe ist, wirkt, namentlich bei nachfolgendem *a*, vielfach ähnlich wie *i*.

Beispiele für *ü* vor *a*:

„Glück und Glas“; „Sünde und Laster“; „Kümmel und Salz“; die beliebten Kombinationen „das grüne Gras“ und „das kühle Grab“.

Beispiele für *ü* vor anderen Vokalen:

„Mühe und Not“; „Brühe und Brotken“; „Strümpf und Schuh“; „blühen und leuchten“; sich „grün und gelb“ ärgern; „süß und sauer“; „Müller und Schulze“ (wie Schiller und Goethe).

Man vergleiche doch übrigens auch das lateinische *ira et studium*; *die et nocte*; *vis et natura*; das griechische *pyx kai lax*; das französische *bric-à-brac* (altes Gerümpel, unser „Briehbrach“); *clique-claque* oder *clique et claque* (*nous avons pris nos cliques et nos claques*, Zola, *Débacle*, Seite 65). Ferner spanisch: *niqui ñaque* (unbrauchbarer, un-

tauglicher Mensch, Tropf, Laffe) und nifi-
nase (etwa unserem Varisari entsprechend).

Der Beachtung wert ist die Thatfache,
daß sich die deutsche Lyrik dem musika-
lischen Grundgesetz i, a, u in gewissen be-
deutenden Augenblicken unbewußt anpaßt.

Zunächst sei hier die oft wiederkehrende
Abstufung in den Reimsilben erwähnt:
i in der Reimsilbe des ersten Verses, a
in der Reimsilbe des zweiten, sobald die
Stimmung des Ganzen harmonisch, be-
friedigend, klar und gesund ist; — im
umgekehrten Fall umgekehrt.

So Goethe in dem Gedicht „Frühzei-
tiger Frühling“:

Reichlicher fliehen
Büchlein zumal.
Sind es die Bienen,
Ist es das Thal?
Unter des Grünen
Blühender Kraut
Räucher die Bienen
Summend am Saft.

Auch bei den übrigen Strophen dieses
Poems findet sich in der ersten und dritten
Verszeile (die gleichsam die musikalischen
Prämissen enthalten) überraschend oft der
hochstliegende i-Laut, dem dann in der
zweiten und vierten Verszeile wenn auch
sein a, so doch der tiefere Vokal folgt:

Bläuliche Frische!
Himmel und Höh,
Goldene Fische
Wimmeln im See.
Nächtiger räubret
Raid sich ein Pauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Ertrauch.

Hier zeigt sich also fast durchweg die
musikalische Sentung von dem noch Schwe-
benden zum Geseftigten, von der wühlen-
den Sehnsucht zum klaren Vollbewußtsein
des Habens und Haltens; und ganz im
Geist dieser Gesamtstimmung schließt das
Gedicht mit den Worten:

Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Umgekehrt steigt in dem wehmütig-un-
befriedigten „Nachgefühl“ (Goethe, Gej.
Werke I, S. 47) der Reimvokal auf-

wärts von a zu i und ü, und das Poem
endigt:

Und zuecht muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bebent und laße,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Überhaupt zeigt sich das unbewußte
Walten des hier erörternden musikalischen
Grundgesetzes am häufigsten in den Aus-
klängen. Noch einige Beispiele mögen die
Sache erläutern.

Nehmen wir etwa den Schluß der
Uhländischen Dichtung vom blinden König:

Sunilde, du Besreite,
Eingit mir den Strabgsiang.

Durch diesen Abstieg von dem unruhi-
gen i zu dem klaren, befriedigten a sym-
bolisiert sich just in dem letzten Ausklang
der schönen Ballade der ganze von dem
Dichter geschilderte Vorgang: die schwe-
bende Pein des Vaters, die sich harmo-
nisch löst. Nun ist alles in Ordnung:
der Lebensabend des Königs verklärt sich
noch einmal im Strahl des Glückes, und
ruhig kann er nun in den Armen seiner
geliebten Kinder den Tod erwarten.

Ebenso am Schluß des wundervollen
Gedichts „Die sterbenden Helden“: „Der
Himmel glängt: dahin ist unsre Bahn.“
Auch hier löst sich das Schwere und
Traurige sanft und harmonisch; wir ahnen
die Herrlichkeit der Walhalla.

Wie anders in dem elegischen, mitten
im Weh abschließenden Poem: „Das
Schloß am Meer“:

Woht sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauertleide:
Die Jungfrau sah ich nicht.

Hier verhält es sich umgekehrt. Der
Dichter entläßt uns mit dem Bewußtsein,
daß hier ein Leid über die Menschen her-
eingebrochen, für das es nicht Trost noch
Heilung giebt. Die einst so glücklichen
Eltern haben ihr Liebste, die ganze
Bonne ihres zärtlichen Herzens, dahin-
geben müssen: aufsteigende Terz, Über-
gang von dem klaren, beruhigten a zu
dem eig unbefriedigten i.



Litterarische Notizen.



seit dem Jahre 1892 liegt endlich vollständig vor in zwei Bänden die bei weitem beste Lebensbeschreibung des Dichters der Emilia Galotti: Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Professor Dr. Erich Schmidt. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) Sogleich der Anfang des Buches gab zu einem Streite mit Dünker Anlaß, indem Schmidt behauptete, daß kein früherer Biograph Lessings dessen Geburtsort Kamenz aufgesucht habe. Jedenfalls hatte Erich Schmidt recht, wenn auch für den Herausgeber der Schrift „Lessing, Wieland, Heine“ sich ein lyrisch-epischer Dichter und eine litterarisch gebildete Dame zur keineswegs erfolglosen Nularkinsektion nach Kamenz begeben hatten. Ebenso treffend wie die Schilderung von Kamenz ist bei Schmidt die von Weissen, wo im dreizehnten Jahrhundert der Minnesang des stolzen Wisenäre erklungen und die Wiege Frauenlobs, des „juugen Weisners“, gestanden hatte, im achtzehnten Jahrhundert aber Lessing die Fürstenschule besuchte. Der spätere Lessingsche Kreis wird mit gutem Humor geschildert, vielleicht mit einer heiteren Anspielung auf Wilhelm Scherer's nachmalige Tafelrunde in Berlin: „Neben Mylius und Lessing sehen wir als vielgehänfelten Kneip- und Journalgenossen den kleinen Baugener Raumann, einen guten Kerl.“ Lessings Lied „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?“ ist nach Erich Schmidt durch das Lied angeregt, durch dessen Vorlesung Gleim seinen Kleist einst gesund machte, das aber jetzt längst „verhallt“ ist. Die Benutzung der litterarhistorischen Quellen über das preußenfreundliche Triumvirat Lessing-Kleist-Gleim, über Tellheim und die Karzschin ist sorgfältig und dankenswert. Der „gedunsenen Fülle des sächsischen Theaters“ wird die „schleifische Schwelger“ der Minna von Barnhelm, Freytags Journalisten, gegenübergestellt. — Der zweite Band beschäftigt sich mit Hamburg und Braunschweig. Lessings Leben in Wolfen-

büttel fällt mehr als den vierten Teil des ganzen Werkes aus. Von den bedeutendsten braunschweigischen Fürsten des vorigen Jahrhunderts hat Lessings Biograph sich vollkommen unterrichtet. Wir erfahren, daß Lessing zwar auf dem Weghause sehr bekannt war, aber für das höfische Salzbadlum und selbst für die allerdings von Göttingen sehr überflägelte Universitätsstadt Helmstedt nicht das geringste Interesse zeigte. Gewiß ist es leicht, so glänzende Schilderungen zu entwerfen wie Schmidt über Wolfenbüttel, wenn man mit so ungeträübtem Auge sieht wie unser Autor und dazu noch so bewährte Ratgeber zur Seite hat wie Paul Zimmermann und Schäddelkopf. Als maßgebende stilistische Leistung freilich wird der erste Band noch lieber als der zweite gelesen werden. Die von Wilhelm Scherer gegründete Schule für neuere deutsche Litteraturgeschichte verlangte wegen Lessings theologischer Kämpfe, in die Erich Schmidt mit Recht den auch sonst voll gewürdigten Nathan den Weissen hineingezogen hat, eine ganz ungewöhnliche Vielfältigkeit. Überhaupt war es sehr schwer wegen Lessings Eigentümlichkeiten ihm überall nachzugehen. Erich Schmidt hatte (in seinem Munde komisch genug) schon im ersten Bande gesagt, Lessing sei „in keinem Seminar gezüchtet“. Durch Feinheit hat aber der Biograph hier alle Schwierigkeiten überbunden, die sich der unvermeidlichen und immerhin auch hier ermüdenden Gründlichkeit in den Weg stellten. Alle Anmerkungen und Citate sind in den zweiten Band verwiesen und wohl auch erst für diesen geschrieben, wodurch manches Buch, welches für den ersten Band Material geboten hat, für den Autor schon sehr in die Ferne gerückt ist, wenn es auch nicht ungenannt bleibt. Auf der anderen Seite gehört die glänzende akademische Weise, in welcher der Verfasser fast zu jeder einzelnen berührten Frage Stellung nimmt, zu den Eigentümlichkeiten, ja Neuheiten dieser Monographie über Lessing. In der Regel wird

das Rechte getroffen, aber doch nicht immer. In Bezug auf Lessings Halberstädtische Tapeteninschrift steigen Zweifel in uns auf, ob Erich Schmidt recht thut, sich an Suphan anzuschließen. Lessing war schon in Wolfenbüttel durch Friedrich Jacobi als Spinozist erkannt worden. Dann reisten sie zusammen nach Halberstadt. Auch bei Gleim wurde noch philosophiert, und später schrieb dieser an Herder, Lessing habe in Gleims Hütchen ein pantheistisches *Ev kai nāv* an die Wand geschrieben. Um die Zeit, als Dünker den Briefwechsel zwischen Herder und Gleim herausgab, wurde das Hütchen mit den Tapeten abgebrochen. Zufällig war vorher von den mit Namen versehenen Inschriften der Freunde Gleims eine Abschrift genommen, wonach aber Lessing an jenem Tage des Kampfes geschrieben hatte Dies in lite. Suphan meint nun, daß Gleim die bedeutlichere Inschrift *Ev kai nāv* beseitigt habe. Das liegt aber gar nicht in Gleims Charakter. Ebenso ist auch nicht anzunehmen, daß Lessing sich in der Form, wie man sich dem Teufel unterschreibt, dem Pantheismus verschrieben hat: *Ev kai nāv*. G. E. Lessing. Halberstadt an dem und dem Datum.“ Auch „Dies in lite: *Ev kai nāv*. G. E. Lessing“ wird er nicht für künftige Biographen an die Wand geschrieben haben. Seine Inschrift war eben Dies in lite. Vielleicht weit davon hat er ohne seinen Namen wie ein Mene Telal an die Wand geschrieben *Ev kai nāv*. Daß auch diese Worte von Lessing herrührten, konnten zunächst nur Gleim und Jacobi wissen. Wenn es indessen wahr ist, daß Gleims Hütchen in einem Garten zu Halberstadt von sinniger Hand in aller Stille wieder aufgestellt ist, oder wenn auch bloß die Tapeten erhalten sind, so wird sich Lessings *Ev kai nāv* an denselben gewiß noch finden. — Einen besonderen Fleiß hat Erich Schmidt auf Lessings Sprache verwendet, so auch in der für einen engeren Leserkreis bestimmten Schrift: G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. (Berlin, Wih. Herp.) P.

Sonntagshind. Roman in sechs Büchern (drei Bänden) von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Dieser neueste Roman Spielhagens hat eine starke Familienähnlichkeit mit den früheren Kindern seiner Muse; damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese Ähnlichkeit ein Nachteil ist. Der Roman „Sonntagshind“ erfährt das Leben der Gegenwart mit durchaus selbständigen Organen, man könnte sagen, daß gerade in dem Umstande ein besonderer Vorzug und eine schwerwiegende Eigentümlichkeit des Dichters be-

steht, daß seine Werke sämtlich eine Anzahl gemeinsamer Jüge tragen und doch jedes in seiner Art ein literarisches Individuum ist. Auch dieser Roman hat seinen eigenen Charakter. Zwei Hauptpersonen, eine männliche und eine weibliche: Justus und Isabel, treten darin hervor; ersterer wird von Isabel „Sonntagshind“ genannt und hat selbst dem Mädchen den Namen „Maienacht“ beigelegt. Beide sind ungewöhnlich begabte Naturen, deren Schicksal in früher Jugend bereits in Lebenslagen bringt, die ihnen vielerlei Menschenkenntnis verschafft und ihr eigenes Wesen kräftig entfaltet. Von etwas unklarer Abkunft, kommen sie als halbe Kinder in die Familie eines einseitigen Aristokraten. Isabel hat gewissermaßen die Fäden in der Hand, und mit dem starken Instinkt des Weibes vertraut sie ihr Schicksal nicht dem phantastischen und nach idealen Zielen strebenden Freunde an, sondern sie geht als durch und durch originelle Natur ihren eigenen Weg, immer aber mit dem Geliebten in Verbindung bleibend und schließlich auch sich mit ihm zu kurzer glücklicher Ehe vereinigend, nachdem sie vorher einen gutmütigen und reichen, aber unbedeutenden und fränkischen Edelmann geheiratet hat, an dessen Seite sie bis zu seinem Tode ausharrt. Inzwischen hat das Sonntagshind die verschiedensten Stufen der sozialen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennen gelernt, und auf diesem Wege begegnen wir sehr häufig oder fast immer der Individualität des Dichters, der die modernen Zustände und Bestrebungen auf verschiedenen Gebieten an seinem Nadenkenden und gereizten Geiste vorüberziehen läßt. Das eigentliche Feld, auf welchem Justus seine Anschauungen sammelt, ist ein silesischer Fabrikdistrikt, und dort tritt unter anderen Gestalten eine ungemein liebenswürdige Frau, die Gattin des Oberdirektors Körner, mit ihm in Beziehung und wird für seine fernere Entwicklung von vorteilhaftestem Einfluß. Wir wissen nämlich bereits durch das Märchen von der Maienacht, welches Justus als Knabe gedichtet, daß er ein großes poetisches Talent besitzt, und Frau Eve Körner wird nun die Beschützerin seiner Begabung, die ihn schließlich zu einer hervorragenden Stellung auf dem deutschen Barnack führt. Als Isabel sein Weib wird, weiß sie, daß sie die Hoffnung auf Mutterglück unbedingt mit dem Leben büssen muß, aber sie vermeintlich ihm dies, und er erfährt es erst nach ihrem Tode aus einem zurückgelassenen Briefe. Während er also sein irdisches Glück zu Grabe trägt, entfaltet sein poetischer Genius die Schwingen zu einem glänzenden und segensbringenden Fluge. Im dritten Bande des Romans befindet sich ein Gespräch

zwischen Jufus und Ifabel, in welchem letztere von den Romanen ihres Freundes spricht und ungefähr sagt, daß die Menschen darin zu gut, viel zu gut seien, zu edel empfindend, zu konsequent handelnd, nebenbei auch teilweise zu geistreich. Sie sprechen alle wie der Verfasser. „Und so geht es denn auch,“ fährt sie fort, „in deiner enträumten Welt tausendmal vernünftiger zu als in der wirklichen, wo Unvernunft König ist und die Dämonen ein leichtes Spiel haben.“ Man könnte diese Kritik wörtlich auf Spielhagens Romane und damit auch auf den vorliegenden anwenden. Er enthält eine Fülle der verschiedensten Gestalten, von denen wir nur einige erwähnt haben, aber fast allen blickt mehr oder weniger der Dichter über die Schulter. Die lebenswürdige Frau Eve Körner spricht zuweilen nicht nur sehr klug, sondern so gelehrt und in ausgearbeiteter Rede, daß man glauben möchte, ihr Vater, der Berliner Professor, habe sie besonders vorbereitet. Aber dies alles sind ja eben Spielhagens Eigentümlichkeiten, und sie können und dürfen nicht fehlen, weil er sonst eben nicht er selbst wäre.

G.

Harida. Dichtung nach einer nordischen Sage von Marie Riffen. (Dresden, E. Bierfons Verlag.) — In hochpoetischer vedender Form führt uns die Dichterin eine nordische Sage vor: Ein junger Fischer Iff von der Schetlandsinsel Unf entbrennt in heftiger Liebe zu dem Meerweib Harida, welches er mit den Gespielen am Strande im Mondenschein tanzen sieht. Um die Schöne für sich zu gewinnen, verdeckt er heimlich ihre Robbenhaut, wodurch sie an die Erde gefesselt wird. Verzweiflungsvoll folgt ihm die Meerfee in seine Hütte und wird sein Weib, aber lieben kann sie den Gatten nicht. Ihr Sehnen nach der unterirdischen Heimat ist auch dann noch nicht zu stillen, als ihre Ehe mit Kindern gesegnet wird. Und als eines Tages ihr eigener Sohn die lange verdeckte Robbenhaut entdeckt, nimmt die Mutter hastig Abschied von den Kindern und verschwindet vor den Augen des verzweifelten Gatten in den Fluten. Doch in der alten Heimat findet sie die Ruhe des Herzens nicht; sie kann den Gatten nicht vergessen und die „zwei herzig lieben Knaben“. Um ihre Lieben noch einmal wiederzusehen, kehrt sie auf die Erde zurück und kommt mit den Ihrigen im Gewittersturm um. Die nahe Verwandtschaft mit unseren deutschen Sagen von den Schwanenjungfrauen und der schönen Melusine springt sofort in die Augen, und wenn auch die Robbenhaut uns etwas fremdartig berührt, mögen die klugen Augen der Robbentiere auf die Phantasie nordischer Küstenbewohner um so mehr einwirken. Die Sprache der Dichtung ist durch-

gehends edel und schwungvoll, dabei martig und kraftvoll. Zu den gelungensten Partien gehören die Naturschilderungen. Aber auch Seelenkämpfe weiß die Dichterin in ergreifender Weise uns vorzuführen. R.

Im Reiche des Lichtes. Sonnen, Jodiallichte, Kometen. Dämmerungslicht-Pyramiden nach den ältesten ägyptischen Quellen. Von Hermann Gruson. Mit 28 Figuren und 9 Tafeln zum Teil in buntpfarbiger Ausführung. (Braunschweig, George Westermann.) — Die unter dem vorstehenden Titel vor kurzem veröffentlichte Arbeit aus der Feder des weltbekanntesten Stiflers der Grusonwerke in Budau bei Magdeburg behandelt von einem vollständig neuen Standpunkte aus die schwierigen Fragen von den Wanderungen und Wandelungen des Lichtstrahles, wie er in der Welt der Erscheinungen in den unermesslichen Räumen des Himmels und auf unserer eigenen Erde bei Tag und bei Nacht in das menschliche Auge tritt. Die Untersuchungen darüber haben trotz alles Scharfsinnes, welchen die gelehrte Fachwissenschaft darauf verwendet hat, bisher keineswegs zu übereinstimmenden Ergebnissen geführt, denn die Ansichten gehen auseinander und eine Menge von Fragen, die sich an das Licht und in Verbindung damit an die Wärme knüpfen, sind unbeantwortet und ihre Rätsel ungelöst geblieben. Dem Verfasser, welcher durch seinen Beruf mehr als irgend ein anderer Sterblicher in der Lage war, mit dem Lichte und der Wärme geschmolzener Eisenmassen fast täglich in Berührung zu treten, haben sich durch seine eigenen sorgfältigen Beobachtungen während eines Zeitraumes von vierzig Jahren Erfahrungen aufgedrängt, die ihm Veranlassung wurden, sich den eingehendsten Untersuchungen über beide Erscheinungen hinzugeben und eine geistige Reise im Reiche des Lichtes bis zu den fernsten Welträumen zurückzulegen. Die scharfsinnigen Ergebnisse dieser Wanderungen liegen in dem angezeigten Buche vor, das in fesselnder Sprache niedergeschrieben ist und dessen Grundlage die edelste Überzeugungstreue bildet. Mögen Gelehrte oder Laien ihr Urteil zu gunsten der neuen Lichttheorie oder gegen dieselbe aussprechen, immerhin enthält die Arbeit einen so anziehenden Stoff zu lehrreichen Betrachtungen über die Auffassung des Lichtes von seinem Ursprunge an bis zu den letzten Zielen seiner Wanderung und Wandelung durch die kosmischen Räume hin, daß die Aufmerksamkeit des Lesers sich niemals vermindert und der Gedankenwelt von Stufe zu Stufe stets eine neue Nahrung geboten wird. Die einzelnen Abschnitte des Werkes

behandeln den Stoff in einer allgemeinverständlichen Weise, da sie von einer tieferen astronomischen Bildung des Lesenden absehen. Große allgemeine Wahrheiten entbehren leicht der Formel und des gelehrten Beirates und müssen von jedem Laien ohne Mühe begriffen werden können. Von diesem Standpunkte aus ist die gesamte Darstellung geliefert, die sich um einen inhaltreichen Kern gruppiert, in welchem sich die Frage nach dem eigentlichen Ursprunge des sogenannten Tierkreislichtes verkörpert. Schon die Schilderungen des letzteren, zum großen Teile nach den eigenen Beobachtungen des Verfassers während seiner ägyptischen Reise (im Jahre 1892), sind geeignet, die höchste Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und seine Neugierde auf die Quelle dieser in unserer nordischen Zone nur seltenen Lichterscheinung am östlichen und westlichen Himmel zu richten. Die Antwort, welche Gruson mit Bezug auf den eigentlichen Ursprung der wunderbaren Lichtpyramide geliefert hat, läßt an Wahrscheinlichkeit des Zutreffenden kaum etwas zu wünschen übrig und verdient sicherlich die allgemeinste Beachtung. Das behandelte Thema gewinnt außerdem einen eigenen Reiz durch den geführten Nachweis, daß bereits die ältesten Ägypter (in den Zeiten der Pyramidenbauer) sich in vollster Kenntnis von dem Wesen des Tierkreislichtes befanden, dessen Dasein, merkwürdig genug, von den europäischen Astronomen erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bestätigt werden konnte. Es darf für den Verfasser als ein schmeichelhaftes Zeugnis seines Scharfannes und seiner glücklichen Kombinationsgabe gelten, daß bereits in England seine Entdeckung von der ältesten Kenntnis desselben als „one of the most brilliant and interesting discoveries of the day“ bezeichnet worden ist. Wir müssen es uns leider versagen, an dieser Stelle auf den reichen Stoff ausführlicher einzugehen, der in den einzelnen Kapiteln des Grusonschen Buches von Fall zu Fall näher behandelt worden ist. Gleichsam als Stichwörter führen wir der Reihe nach die folgenden Titel und Gegenstände an: Die Mästel des Sonnenkörpers, die Sonnenflecke und ihre Bildung, der Sonnenstrahl, das Tierkreislicht und die Kometen, denen sich die Auflösung des Lichtträfels anschließt. Indem der Verfasser sich bemüht hat, in dem ehrlichsten Streben nach der Wahrheit seine reichen irdischen Erfahrungen im eigenen Verus auf den Ursprung der himmlischen Lichterscheinungen zu übertragen und dieselben im Dienste der Aufklärung zu verwerten, hat er sicherlich das möglichste gethan, um den Dank der Lichtfreunde im physikalischen Sinne zu erwerben. Wie der Streit über Wärme und Licht der-

einst ausgefochten werden wird, das liegt im Schoße der Zukunft begraben; auf alle Fälle wird ein Gruson gehört werden müssen, wenn es sich darum handelt, ein endgültiges Urteil über die physikalischen Gesetze zu fällen. Vorläufig spricht die höchste Wahrscheinlichkeit zu gunsten seiner Theorie, deren anziehende und belehrende Lektüre wir hiermit dem Leser nicht warm genug empfehlen können.

S. B.

So sehr auch Roman und Novelle das Allgemeininteresse lesender Kreise in Anspruch nehmen, so läßt deshalb die Kunst der gebundenen Rede sich doch nicht zum Schweigen bringen; vornehmlich ist es die Poesie, die hin und wieder noch manches Treffliche zu Tage fördert; ja, einzelne Erscheinungen weisen darauf hin, daß auch auf diesem Gebiete Neues möglich ist, neue Form mit neuem Geiste. Zunächst seien genannt: *Neue Gedichte* von Otto Ernst. (Hamburg, Conrad Klotz.) Der Verfasser, als Novellist und schneidiger Essayist in fortschrittlicher Gesinnung bekannt, hat in dem Bändchen eine Reihe von Gedichten, meist reflektierender Art, zusammengedrängt, die durchaus den Stempel einer bestimmten Persönlichkeit tragen. Die angefügten Prosa-Aphorismen hätten fehlen können. Ebenso mangelt es vielen der Epigramme an Grazie und zündender Pointe; mit der derben Grobheit ist es nicht gethan; in den Stachelversen auf Wilkenbruchs „Generalfeldobristen“ wird nur ein heimlich dichter Primaner attisches Salz entdedt.

Vielversprechend, wenn er nicht durch Schnellreimerei sich allzufröh ausgeben sollte, zeigt sich Richard Hoosmann auch in seiner neuesten Sammlung *Aus allen Zonen*, episch-lyrische Dichtungen. (Berlin, R. Hoffschläger.) Der erste Teil bringt ein verheißungsvolles Bruchstück aus einer humoristisch-modernen Dichtung „Der Weltfahrer“. So sehr sich auch der Verfasser dagegen sträubt, seine Etappen erinnern doch mehr als einmal an Byron's unerreichtes Vorbild, den „Don Juan“. Eigenartig sind die Visionen „Totenstimmen“, während in dem Epos „Marie, Wieder eines Arbeiters“ dieser Arbeiter selber zu wenig Physiognomie hat.

Nachdem noch der *Gedanken und Empfindungen* von Karl Freihold (Dresden, E. Pierjons Verlag) und der *Raketen und Weltgen* von Karl Heuleug (München, Max Kellerser) gedacht sei, zweier Sammlungen, in denen weniger der berufsmäßig dichtende Dichter zu Worte kommt, sei eine Sammlung erwähnt, in welcher der neue Geist in meist auch neuer Form sich ausdrückt. Die *Gedichte, Einsiedler und Genosse* betitelt, von

H. Wille, sind bereits in zweiter Auflage bei S. Fischer in Berlin erschienen. Der erste Teil „Einsiedler“ hat stimmungsvolle Naturbilder aufzuweisen und einige formvollendete Lieder im engeren Sinne. Das eigentlich Neue birgt der zweite Teil: Bilder des großstädtischen Lebens in oft visionärer Beleuchtung und in einer Kühnheit der Sprache und Bilder, welche an die alten Propheten erinnern, aus deren Werken der Verfasser auch gern Citate als Rottos benutz. Ein Hauch von der Begeisterung des Johannes-evangeliums liegt darüber ausgebreitet; irgend welche einseitige Sentenz ist kaum zu spüren. Als Muster dieser Art von Lyrik, oft an Walt Whitman erinnernd, kann die „Vorstadlerche“ genannt werden; nicht minder eigenartig und tief sinnig sind die Rhapsodien, wie man diese freien Rhythmen nennen könnte, „Sonnentob“, „Die Volksstadt“ und „Liebchen Gold.“

Johann Baptista von Taxis, ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. (1530 bis 1610.) Von Dr. Joseph Käßsam (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshdlg.).

— Der Verfasser hat mit großem Fleiß aus den Dokumenten des kaiserlichen Centralarchivs zu Regensburg, an dem er als Archivar thätig ist, unter Benutzung eines massenhaften gedruckten Materials dies Lebensbild eines der bedeutendsten Mitglieder des Hauses Thurn und Taxis entworfen. Wir sehen Johann Baptista, den Sohn des gleichnamigen ersten Generalpostmeisters, im Dienste Spaniens und der Kirche eine vielseitige und erfolgreiche diplomatische Wirksamkeit üben, anfangs in den Niederlanden, dann am cleveschen, schließlich und vornehmlich am französischen Hofe. Bei den Bemühungen Spaniens, die Niederländer wieder zu gewinnen, Maria Stuart zu befreien, die protestantische Thronfolge in Frankreich zu hintertreiben — überall ist seine geschickte Hand im Spiele. Das Vertrauen seines königlichen Herrn und glänzende Auszeichnungen aller Art lohnen seine treuen Dienste. Schade, daß der Eindruck der sorgfältigen Arbeit Käßsams unter einer gewissen Trockenheit der Darstellung leidet. Nicht minder empfindlich ist die stark hervortretende konfessionelle Färbung: man ist es sonst nicht gewohnt, in Geschichtswerken wissenschaftlichen Charakters den Ausdruck „Häretiker“ als ständige Bezeichnung der Protestanten zu lesen.

Die Schule des Redners. Ein praktisches Handbuch der Beredsamkeit. Herausgegeben von Konrad Alberti. (Leipzig, Otto Wi-

gand.) — Über den Verfall der Redekunst ist oft geklagt, vielleicht nie und nirgends mit mehr Grund als in dem modernen „Papieren“ Deutschland. Daß aber die Ausbildung der natürlichsten Kunstfertigkeit des denkenden Menschen, die Pfleze schlichter und echter Beredsamkeit, die freilich nicht mit demagogischer Sophistik verwechselt werden darf, nicht bloß für den Parlamentarier, den Prediger und Juristen wünschenswert ist, kann nicht bestritten werden. Freilich bedarf es dazu der praktischen Übung vor allem, aber immerhin können Bücher, wie das vorliegende, Ansporn und Vorbilder geben. Die Auswahl der Musterstücke ist durchweg zu billigen; wir finden Demosthenes und Cicero, Lauder, Geiler von Kaisersberg, Savonarola und Luther, von Neuereu Starga, den geistlichen Demosthenes des sündenden Polens, Sheridan, Mirabeau, Fichte, Börne, Kinkel, Laßalle und den jüngsten Bismard je mit einer vollständigen Rede vertreten. Die Einleitungen sind ungleich an Wert: für Altertum und Mittelalter, aus Quellen zweiter Hand und nicht immer zuverlässigen geschöpft, bedürfen sie der Revision eines Historikers; weit besser sind die zu den modernen Rednern, unter denen ich namentlich die knappe treffende Charakteristik des Reichstanzlers hervorhebe. Die Anmerkungen sind etwas sparsam und dürftig, aber vielleicht in wohlberechtigter Absicht.

Orientalische Skizzen. Von Theodor Rölcke. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Der Verfasser, unser größter Orientalist (Arabist vorzugsweise), ist bekannt als ein Mann des freien Geistes und der kühnen Forschung; er steht besonders auf dem Gebiet der Völkerpsychologie als eine Autorität allerersten Ranges da, und es wäre sicherlich ganz unnötig, der oben genannten, unlängst von ihm erschienenen Skizzensammlung das Wort zu reden, wenn es nicht wünschenswert erschiene, auch weite Kreise gebildeter Laien — für die sie mit berechnet ist — darauf aufmerksam zu machen. Die sich selten findende Vereinigung von weitem historischem Blick mit ausgeprägtester philologischer Schärfe und strengstem Gerechtigkeits Sinn kommt auch in diesem, äußerlich betrachtet, nur kleinen Werke zu voller Geltung. Abgesehen davon, daß einige der Aufsätze, so diejenigen „Zur Charakteristik der Semiten“, „Ein Sklavenkrieg im Orient“, „Theodorus, König von Abyssinien“, von gewissermaßen aktuellem Interesse sind für jeden die Zeitereignisse von nah und fern aufmerksam Beobachtenden, fesselt uns die Ausführung des Gesamtinhaltes überhaupt durch die überall hervortre-

tende seine Beurteilung und treffliche Charakterzeichnung, nicht am wenigsten aber durch die klare Entwicklung der Ideen, die stets originell sind und nicht selten auf oft behandelten Gebieten ganz neue Gesichtspunkte geben.

zehnten Jahrhunderts“ weist K. Scherer nach, daß ihre lächerlichen Auswüchse, die bei allen Reformen zu Tage treten, von ihren Verdiensten um unser Schrifttum durchaus überwogen werden. U.

Mit zwei Werken auf einmal beschenkt und Karl Pröll: *Verbrochenes Spielzeug* und *Das muntere Jahrhundert*, beide im Verlage von Richard Wilhelm in Berlin erschienen. Der erste Band enthält neben feuilletonistisch gehaltenen Genrebildern düsterer und heiterer Art auch Aufsätze wie „Meine letzte Begegnung mit dem Wiedererweder des Homunkulus“ und „Der Stieler-Karl in München“; in dem zweiten finden wir Lebensskizzen und gleichsam Augenblicksbilder in jenem prädelnden, geistreich glänzenden Feuilletonstile, wie er Pröll zu eigen ist. Dabei fehlt es nicht an fesselnden socialpolitischen Betrachtungen und Glossen, die von echter Vaterlandsliebe durchglüht sind. Das von demselben Verfasser herausgegebene *Nationale Jahrbuch* (Berlin, Hans Lüstendörfer) liegt nunmehr schon im dritten Jahrgange vor. Neben verschiedenen novellistischen Beiträgen ist besonders lesenswert ein Aufsatz über das heutige Deutsch von Karl Scheffler; G. List, der Verfasser der deutsch-mythologischen Landschaften, giebt in seinen „Neuen Zielen der bildenden Kunst der Deutschen“ Anregungen, die ernste Beachtung verdienen, um so mehr, als der antike mythologische Apparat mit seinen Symbolen und Allegorien eigentlich abgewirksam ist. In den „Deutschen Sprachgesellschaften des sieb-

ten Verlage von Amöler u. Rutherford in Berlin erschien vor kurzem eine mit seinem künstlerischem Geschmac ausgestattete Mappe, die unter dem Titel *Potsdam, ein deutscher Fürstenthum* dreißig in Kupfer geätzte Blätter enthält, welche nach photographischen Aufnahmen von Otto Rau in der Anstalt Reisenbach, Rissarth u. Co. in Heliogravüre hergestellt sind. Durch leicht getönten Hintergrund in verschiedenen Farben erhalten die Blätter einen für das Auge wohlthuenden Charakter. Potsdam mit seinen herrlichen Gartenanlagen, seinem Schlosse Sanssouci und dem Neuen Palais bietet eine Fülle von malerischen Einzelheiten, und man muß zugestehen, daß Otto Rau es verstanden hat, die schönsten Partien herauszufinden und ihnen durch den gewählten Standpunkt die beste Wirkung abzugewinnen. Das Marmorpalais, die Friedenskirche sehen wir in stimmungsvoller Aufnahme; einzelne Blätter, wie An der Schwanenbrücke oder Pforte zur Friedenskirche, ersteres in vollem Laubschmud des Sommers, letzteres im besonderen Reiz des winterlichen Schnees, sind ganz entzückende Blätter. Das Ganze eignet sich in besonders hervorragender Weise zum Geschenk, da es dem anspruchsvollsten Geschmac in jeder Hinsicht entspricht. U.



== Empfehlenswerte Bücher für die Hausbibliothek. ==

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mk. oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

„Endlich einmal ein wirklicher Handatlas, der den Anforderungen des praktischen Lebens entspricht.“
(„*Lit. Mitteilungen.*“)

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievera. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Man suchte bis jetzt vergeblich nach einem Werk, das diesem gleichkäme.“ („*Allgemeine Zeitung*“, München.)

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievera. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Eine literarische Erscheinung von ungewöhnlicher Bedeutung.“ („*Deutsche Zeitung*“, Wien.)

Amerika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievera, Dr. E. Deckert und Prof. Dr. W. Kökenthal. Eine allgemeine Landeskunde. Mit ungefähr 180 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. (Im Erscheinen.)

Brehms Tierleben.

Dritte, neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. F. Pechall-Loosche. Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 179 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk.

Brehms Tierleben ist in der ganzen Welt so bekannt, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf.

Brehms Tierleben.

Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden.

Zweite, von R. Schmidlein neu bearbeitete Auflage. Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Diese weiße Ausgabe macht das berühmte Werk in gedrängter Form allen denen zugänglich, welchen die zehnbändige Ausgabe nach Umfang und Preis zu groß angelegt ist.

Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke. Mit 250 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck nebst 1 Karte. In Halbfranz gebunden 16 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. (Im Erscheinen.) Ergänzungsband zu Brehms Tierleben.

Probefeste liefert jede Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis

== Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. ==

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1500 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Ein Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem Gebiet geleistet wurde.“ („*Die Natur.*“)

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranka. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Ein Fundamentalwerk der Anthropologie.“
(Prof. Dr. A. Bastian, Berlin.)

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kern von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.

„In allem und allem ein Prachtwerk, wie wir wissen wohl, was wir mit diesen Worten sagen, kein zweites existiert.“ („*Neue Freie Presse.*“)

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Mit Freuden auf das Dringendste zu empfehlen.“
(Oberbergat Prof. Dr. Credner.)

Meyers

Konversations-Lexikon.

Fünfte, neu bearbeitete u. vermehrte Auflage.

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Farbendrucktafeln und 260 Kartenbeilagen. 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. (Im Erscheinen.)

Das neueste und anerkannt bedeutendste Werk seiner Art.

Meyers

Kleines

Konversations-Lexikon.

Fünfte, neu bearbeitete u. vermehrte Auflage.

Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

„Ein Nachschlagewerk ersten Ranges, ein Nonplusultra von Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit.“
(„*Deutsche Rundschau.*“)

Meyers

Klassiker-Ausgaben.

Unübertroffene Korrektheit — Schöne Ausstattung.
Eleganter Liebhaber-Einband. Verzeichnis der vollständigen Sammlung in 150 Bänden wolle man gratis verlangen.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz,

Alle Aufträge von 20 Mark an
werden
portofrei ausgeführt.

Königl. Sächs.  Hoflieferanten.

Nicht gefallende Waaren
werden bereitwilligst
zurückgenommen u. umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Garderobe.

Herbst-Paletots und Mäntel für Herren.

Vorräthig in 7 Grössen.



Havelock.



Schwaloff.



Pelzinen Schwaloff.
Nr. 2717-2719.

Ausführliches Preisverzeichniss
über

Herren-Garderobe

versenden wir
unberechnet und portofrei.

Muster aller Stoffe

versenden wir
unberechnet und portofrei.

- | | | |
|-----------|--|----------|
| Nr. 2383. | Schwaloff, einreihiger, langer Paletot aus feinem, dauerhaftem Diagonal-Cheviot, mit gutem Wollatlas gefüttert. Eleganter Promenaden- und Reispaletot. Knopfreihe sichtbar. Modefarben oder braun | M. 34.- |
| .. 2384. | Schwaloff, einreihiger, langer Paletot aus gutem, elegantem Cheviot, mit feinem Wollatlas gefüttert. Elegantes Kleidungsstück für jeden Gebrauch. Knopfreihe sichtbar. Graublauweilert oder modemelirt | .. 37.50 |
| .. 2385. | Schwaloff, feiner, einreihiger, langer Paletot aus modernem, carrirtem Sommerstoff, mit Serge gefüttert. Knopfreihe sichtbar. Sehr moderner Paletot. In zwei Dessains | .. 38.50 |
| .. 2386. | Schwaloff, einreihiger, langer Paletot aus reinwollenem, mattcarrirtem Cheviot, schtfarbig; durchweg mit Cloth gefüttert. Sehr solid und modern. Stahlgrau oder dunkelbraun | .. 43.- |
| .. 2717. | Schwaloff mit halblanger, bis über den Ellenbogen reichender, abknöpfbarer Pelzine, aus feinstem, reinwollenem, carrirtem Cheviot, durchweg mit leichtem, haltbarem Wollstoff gefüttert. Sehr elegant. Graucarrirt oder brauncarrirt | .. 35.- |
| .. 2718. | Schwaloff mit halblanger, bis über den Ellenbogen reichender, abknöpfbarer Pelzine, aus sehr gutem, dauerhaftem Diagonal-Cheviot, durchweg mit Serge gefüttert. Höchst modern. Grau oder modefarben | .. 35.75 |
| .. 2719. | Schwaloff mit halblanger, bis über den Ellenbogen reichender, abknöpfbarer Pelzine, aus feinem, weichem, mattgeinstertem Velour. Mit Sergefütter, in der Taille mit Biegel. Elegant und sehr modern. Grau oder modefarben | .. 40.- |
| .. 2707. | Havelock aus feinem, melirtem Cheviot. Pelzine in den Vordertheilen mit Zanella gefüttert. Sehr praktischer Reismantel. Grau oder modefarben | .. 28.75 |
| .. 2708. | Havelock aus sehr gutem, reinwollenem Diagonal-Cheviot, mit carrirt Rückseite. Ohne Fatter. Eleganter Promenadenmantel. Dunkelmarine oder dunkelbraun | .. 29.50 |
| .. 2709. | Havelock aus gutem, dunkelgrauem, reinwollenem Kammgarn. Pelzine in den Vordertheilen mit Zanella gefüttert. Leicht und elegant | .. 32.75 |
| .. 2710. | Havelock aus feinem, kleincarrirtem, modefarbenem Sommer-Buckskin. Pelzine in den Vordertheilen mit Zanella gefüttert | .. 33.- |
| .. 2711. | Havelock aus couleritem, schwerem Sommer-Melton. Ohne Fatter. Porös wasserdicht präparirt und weiterfest. Elegantes und sehr praktisches Kleidungsstück für Reise und Promenade. Grau, modebraun oder marengo | .. 34.- |
| .. 2712. | Havelock aus feinstem, reinwollenem Sommer-Buckskin. Pelzine in den Vordertheilen mit carrirtem Wollatlas gefüttert. Höchst elegantes Kleidungsstück. Grau oder modebraun | .. 36.25 |
| .. 2713. | Havelock von halbschwerem, bräunlichem Diagonal-Loden, wasserdicht präparirt. Pelzine in den Vordertheilen gefüttert. Höchst praktisches, elegantes Kleidungsstück | .. 37.- |
| .. 2714. | Havelock aus feinstem, weichem, reinwollenem Strich-Loden, dunkelgrau, wasserdicht präparirt. Pelzine in den Vordertheilen gefüttert. Hocheleganter, moderner Mantel | .. 40.- |



Widener Library



3 2044 098 613 565